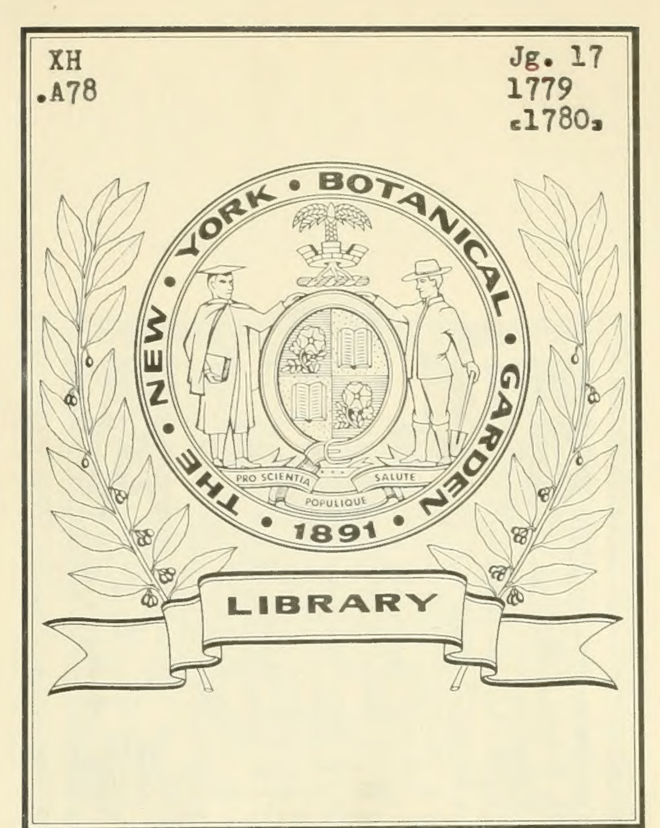
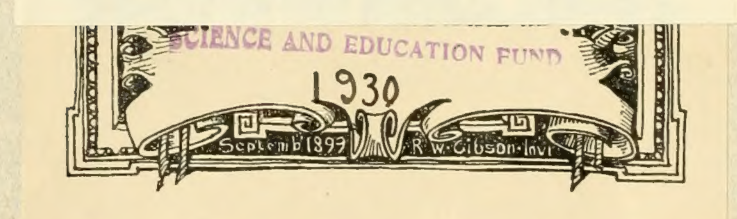
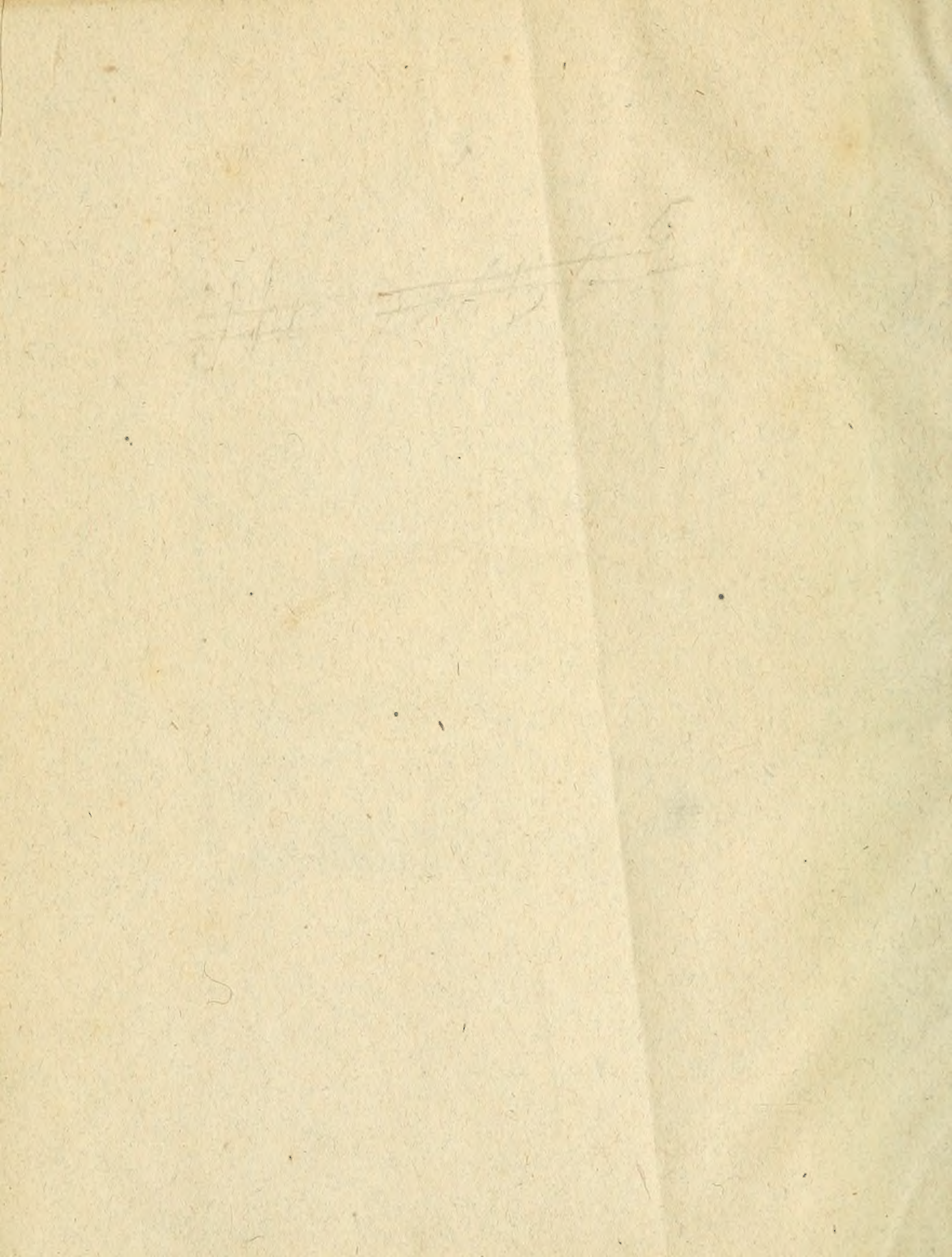



THE NEW YORK • BOTANICAL GARDEN
PRO SCIENTIA
POPULIQUE
SALUTE
• 1891 •
LIBRARY


SCIENCE AND EDUCATION FUND
1930
Septemb 1897
R. W. Gibson Inv





Hannoverisches Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

so

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufacturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammlet und aufbewahret sind.



Siebenzehnter Jahrgang,

vom Jahre 1779.

Hannover,
gedruckt bey H. E. C. Schlüter, Landschaftl. Buchdrucker.
1780.

Zum 60ten Stück des Magazins gehört das Kupfer.

Erstes Register.

Rubriken, vom Jahre 1779.

Zwey-

Zweytes Register,

nach alphabetischer Ordnung.

Vom Jahre 1779.

A.

Anfragen und Aufgaben.

I. Beantwortete.

II. Unbeantwortete.

C.

Carls=

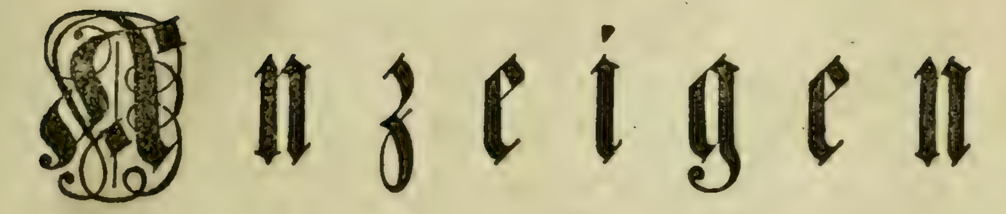
J.

Jruka,

M.

T.

Hannoverische



von allerhand Sachen,

deren Bekantmachung dem gemeinen

Wesen nöthig und nützlich.

Vom Jahre 1779.

Hannover, 1780.



Hannoverisches Magazin.

1tes Stück.

Freytag, den 1ten Januar 1779.

Der Stadt N. N. Verordnung wegen der Armen. a)

Wir, der Rath und die Vertreter der Bürgerschaft, entbieten allen Bürgern und Einwohnern dieser Stadt unsern väterlichen und freundlichen Gruß.

Liebe Mitbürger und Freunde,

Wir haben seit einiger Zeit mit Bedauern wahrgenommen, daß in unserer Stadt die Armuth viel mehr zunimmt, als es in einem Staate geschehen sollte, wo jeder Mensch, der Lust und Fähigkeit zu arbeiten besitzt, immer genug Beschäfftigung finden muß. Diese Beobachtung hat uns billig aufmerksam gemacht, und uns aufgefordert, mit aller uns möglichen Sorgfalt auf die Mittel bedacht zu seyn, durch welche dem fernern Anwachse dieses Uebels zuvor gekommen, die traurigen Wirkungen desselben gemildert, und die Saamen desselben für die Zukunft erstickt werden könnten.

Wir haben zu diesem Ende die Quellen desselben zu entdecken uns bestrebt, und wir sehen es als eine dringende Pflicht an, die Entdeckungen, die wir davon gemacht haben, als väterliche und brüderliche Warnungen unsern Mitbürgern mitzutheilen.

Es sind uns, wir müssen es, wir wissen nicht ob mit mehr Betrübniß oder mit mehr Unwillen sagen, sehr wenige Arme vorgekommen, welche nicht durch ihre eigene Schuld und manche durch ein sehr sträfliches Betragen sich die Dürftigkeit zugezogen hätten, in der sie schmachteten. Wir sind weit entfernt, jemand aus Uebermuth

a) Man hält es für Pflicht, diese vortreffliche Verordnung auch durch diese Blätter weiter bekannt zu machen. Sie begreift die ganze und einzig wahre Theorie des Armenwesens, in aller Kürze in sich. Alles daraus, ist auch bey uns anwendlich; wenn anders, woran wir im mindesten nicht zweifeln, unter unsern Bürgern, eben so viel weise, für das wahre Beste ihrer Stadt wohldenkende und thätige Männer sich finden; als obgedachte Verordnung voraus setzt, wenn sie in der Stadt N. N. den erwarteten Nutzen für die Menschen hervorbringen sollen. – Mag dieser Aufsatz zum Vorläufer derjenigen Verbesserung einer wichtigen Nationalanstalt dienen, welcher wir nahe zu seyn scheinen.

muth oder aus Härtigkeit seine Leiden schwerer zu machen, aber es ist billig, daß jeder die Folgen der Uebel lebhaft empfinde, die er durch seine Fehler seinen Mitmenschen verursacht hat. Er ist schuldig wenigstens hierdurch, wenn er es auf keine andere Weise mehr kann, der Gesellschaft den Schaden zu vergüten, den er ihr zugefügt hat. Wir fordern deshalb unsere dürftigen Brüder auf, in sich selbst zu gehen, die Ursachen ihres Elendes zu beherzigen, so viel es noch möglich ist, sich zu bessern, und ihre Kinder vor dem Abgrunde zu warnen, darein sie sich muthwillig gestürzt haben.

Die ergiebigste und verderblichste Quelle der Armuth ist eine **üppige und verschwenderische Lebensart.** Wir verstehen dadurch nicht bloß scheinbare und in die Augen fallende Ausgaben. Diese richten freylich viele Häuser zu Grunde, und wir wünschen nichts sehnlicher, als daß sich alle unsere Mitbürger davor hüten, so bald sie nicht mit der größten Bequemlichkeit dieselben bestreiten können. Wir reden hier nur von der Verschwendung, die unbemerkt und im Stillen geschieht. Die allzugroße Leckerhaftigkeit verschlingt unbegreiflich vieles Geld, ohne daß man sich nur einbildet, mehr zu thun, als was die Noth erfordert. Wenn man sich einmal gewöhnt hat, sich besser zu nähren, als es seyn sollte, so kömmt diese Bedürfniß, jedes Tages zweymal wieder, und man rechne, was ein Paar Pfennige, oder gar ein Paar Groschen des Tages im ganzen Jahre bringen mögen. Hierzu kommen noch die außerordentlichen Lustbarkeiten die sich so mancher wöchentlich ein oder ein Paar mal erlaubt; oder gar die üble Gewohnheit täglich ein Paar Stunden in einem Kaffeehause, in einer Wein- und Bierschenke, oder an einem andern solchen Orte zuzubringen. Wir bitten unsere lieben Mitbürger zu berechnen, wie hoch sich dieses in einem ganzen Jahre beläuft; und noch dasjenige dazu zu schlagen, was die Versäumniß eigener Arbeit, und die Vernachläßigung der Aufsicht auf ihr Gesinde betragen mag. Wir ersuchen sie, sich vorzustellen, daß sie sich nun in dem sechszigsten Jahre ihres Alters befinden; zusammen zu rechnen, wie ein beträchtliches Stück Geldes sie beysammen haben würden, wenn sie sich dieser, vielleicht in ihren Theilen sehr unscheinbaren Verschwendung enthalten hätten; und zu bedenken, wie wehe es ihnen thun würde, wenn sie sich vorzuwerfen hätten, daß sie sich und ihre Kinder eines solchen Vermögens beraubt, und sich und sie in die Erniedrigung versetzt hätten, von der Gnade andrer Leute abzuhängen. Wie wichtig soll es nicht jedem seyn, sich wider diese Verbitterung seiner alten Tage zu verwahren.

Hieher gehört auch die **kindische Begierde, sich kostbar zu kleiden.** Diese verzehrt unendlich viel von dem Vermögen des Bürgers, und es ist mancher unter uns, welcher sich durch eine unvernünftige Kostbarkeit ins

Elend gestürzt; oder welchen eine unverständige Nachsicht für die Eitelkeit seiner Frau und seiner Kinder dahin gerissen hat. Welch eine traurige Sache aber ist es, sich der Blöße im Alter auszusetzen, um in der Jugend überflüßig gekleidet zu seyn.

Die **Trägheit**, mit welcher so viele weniger arbeiten, als sie könnten, um eine Ruhe zu genießen, die ihrer Gesundheit so nachtheilig ist, als ihrem Vermögen; und die **Ungerechtigkeit**, mit welcher mancher durch **Ueberforderung** oder durch **schlechte Arbeit** sich **das Zutrauen seiner Mitbürger verlustig macht**, richten nicht weniger manchen zu Grunde; und der Mangel der nothwendigen Geschicklichkeit trifft nur zu oft mit diesen Ursachen zusammen.

Eine andere nicht weniger beträchtliche Ursache der Armuth ist die **verkehrte und nachläßige Wirthschaft**, die in den Häusern der gemeinen Bürger noch allgemeiner ist, als in den Häusern der Großen und der Reichen. Die wichtige Regel, alles so sparsam, alles mit einem so geringen Aufwande von Zeit, von Sachen, von Gelde zu machen, zu Befriedigung jedes seiner Bedürfnisse, zu Bewirkung jedes Endzwecks so wenig zu gebrauchen, als es möglich ist; diese wichtige Regel wird nirgendwo weniger beobachtet, als in den gemeinsten Haushaltungen, es wird der kleine Vorrath nirgendwo weniger beobachtet, als in den gemeinsten Haushaltungen; es wird der kleine Vorrath nirgendwo weniger zu Rathe gehalten, es verdirbt vielleicht verhältnißweise nirgendwo mehr, als in den geringsten Häusern. Man glaube nicht, daß dieser Punkt durch seine Geringfügigkeit der Aufmerksamkeit der Gesezgebung unwürdig sey. Wir wünschten, daß diejenigen, welche die Beobachtung am meisten angeht, im Stande wären, zu berechnen, wie hoch sich in einem Jahre der Verlust beläuft, den sie sich dadurch zuziehen; sie würden gewiß finden, daß er die sorgfältigste Achtung verdient.

Eine unendlich ergiebige Quelle von Armuth und von Elende aller Art ist ebenfalls die übermäßige Menge von Hausbedienten und die Art auf welche man selbige bey uns zu halten anfängt b). Diese Menschen lernen insgemein nichts, womit sie in den Zeiten der Dienstlosigkeit ihr Leben auf eine ehrliche Weise gewinnen könnten, und also werden sie nicht nur für sich selbst unglücklich; sie werden noch Werkzeu-

b) Man bittet alle Herrschaften inständig, dieses, und was weiter unten wegen der Domestiken vorkommen wird, um so mehr zu beherzigen; als es dabey eben so sehr auf ihre eigene gute und sichere Bedienung als auf das Interesse des Staats überhaupt ankömmt. — Alle Gesinde-Ordnungen, in einem mit väterlicher Gelindigkeit regierten Lande, helfen nichts; sind vielleicht gar schädlich; wenn dasjenige was hier gesagt worden, nicht wenigstens bey der größten Anzahl der Herrschaften vermieden wird, oder in Ausübung kommt. Dann aber wird es keiner neuen Gesinde-Ordnungen und Anstalten bedürfen.

ge der Verderbniß und des Elendes für viele andere. Hierzu kömmt noch insonderheit die verderbliche Weise, wie diese Dienstboten in den Häusern gehalten werden. Da gewöhnen sie sich an eine bessere Nahrung, an kostbarere Kleider, an mehrere Bequemlichkeiten, als die, welche sie bey einer andern redlichen Arbeit sich verschaffen können. Sie werden aller Sorgen entwöhnt, und der Gedanke, daß sie einmal Mangel leiden könnten, kömmt nicht in ihren leichten Sinn, bis die Armuth wie ein gewappneter Mann bey ihnen einbricht; und nicht selten lernen sie noch von ihren Herrschaften Ausgelassenheit, Gottlosigkeit und andere Laster, welche sie gar unverbesserlich machen. Die Leichtigkeit, welche sie so oft haben, ihre Herrschaften zu betrügen, die verderblichen Dienste, welche sie ihnen oft leisten, und andere solche Umstände verschaffen ihnen leichte und reichliche Gewinnste, die sie zum Verderben führen.

Eben so viel, vielleicht noch mehr, als alle die Gründe, welche wir bereits angeführt haben, trägt zu der Vermehrung der Armuth eine **verkehrte Kinderzucht** bey; welche bey den niedrigsten Classen der Bürger noch viel allgemeiner ist, als in den höhern. Keine Kinder werden mehr verwöhnt, keine werden mehr ihren Gelüsten und ihrem Eigendünkel überlassen, keine werden weniger zur Ordnung und zur Sparsamkeit gewöhnt, als die Kinder der Tagelöhner und der gemeinsten Arbeiter. Wie ihre Aeltern in den Tag hinein leben, so werden auch ihnen der Lichtsinn und die Sorglosigkeit gleichsam zur Natur, und da nur zu oft die Betteley ihnen dasjenige gewährt, woran ihre Aeltern ihnen Mangel lassen; so verlieren sie früh alles Gefühl der Schamhaftigkeit und der Ehrbegierde. O möchte es uns möglich seyn, unsern Mitbürgern recht fühlbar zu machen, welche traurige Einflüsse dieses auf ihre und auf ihrer Kinder Wohlfahrt haben muß. Was sagen wir, auf die Wohlfahrt ihrer Kinder; vielleicht werden viele Geschlechter ihrer Nachkömmlinge also unwiederbringlich verdorben. O möchten sie doch dieses nach seiner Wichtigkeit bedenken; wenigstens diejenigen unter ihnen, in deren Vermögen es steht, durch eine Besserung ihres Sinnes diese Uebel von sich und von ihrer Nachkömmlingschaft abzuwenden.

Endlich sollen wir nicht verbergen, daß wir eine mächtige Ursache der Armuth in einer Sache entdeckt haben, welche das kräftigste Mittel scheinen sollte, die Menschen wider sie zu verwahren. Es ist dieses eine **verschwenderische Wohlthätigkeit.** Wir haben wahrgenommen, daß viele unserer gesegneten Mitbürger jedem Bettler ohne Ueberlegung ein Paar Pfenige, oder gar Groschen zuwerfen lassen. Es mögen nun Eitelkeit, Bequemlichkeit, Weichheit, die von der wahren Güte sehr unterschieden ist, oder selbst wahre Güte, wahre menschliche und gottselige Gefühle, die Bewegründe dieser hingeworfenen Wohlthaten

ten seyn: so sind sie gewiß denen, die sie empfangen, und der ganzen Gesellschaft höchst verderblich. Durch sie wird die Betteley weit vortheilhafter, als der nützlichste Beruf, und sehr viele Bürger treiben diesen nachläßig oder verlassen ihn gar, um sich jener zu ergeben. Es ist sehr begreiflich, wie sehr dieses die Seelen vieler Menschen erniedrigen, wie es diejenigen, denen die Betteley in gewissen Zeiten nicht so wohl gelingt, als in andern, zum Stehlen und zu andern verderblichen Künsten reizen; wie es den Anwachs des gesellschaftlichen Wohlstandes hemmen, und die Zunahme des Elendes befördern muß. Wir möchten beynahe sagen, es wäre besser, nicht wohlthätig zu seyn, als es mit Unverstande zu seyn.

Aber wir sind weit entfernt, den wahren und würdigen Armen Hohn zu sprechen. Wenn wir die so zahlreichen unwürdigen Armen kenntbar zu machen und zu entlarven suchen; so geschieht es nur, um die würdigen desto besser unterscheiden, und um sie desto kräftiger unterstützen zu können. Wir erkennen gar wohl, daß es auch Ursachen der Armuth giebt, deren sich der beste, der tugendhafteste Mann nicht zu schämen hat. Ein fleißiger und sparsamer Mann kann eine zahlreiche Familie haben, welche zu erhalten und zu erziehen sein Verdienst nicht zureichend ist. Krankheiten können einen rechtschaffenen Wirthschafter entkräften, Unglücksfälle, Feuer, Wasser, Ungerechtigkeit können einem wohlhabenden Manne sein Vermögen rauben; zufällige Ursachen können für einen Handwerksmann, oder für eine ganze Classe von Arbeitern ihren Beruf minder ergiebig machen, oder gar still stellen. Menschen, die sehr fleißig gearbeitet haben, können in einem hohen Alter sich ohne Kräfte und ohne Vermögen befinden; und endlich haben alle Unvermögenden ein Recht auf den Ueberfluß ihrer Mitmenschen, und in dem Augenblicke, da ein Mensch leidet, schweigen alle andern Gefühle vor der Menschlichkeit, die zum Hülfleisten aufspornet.

So werden unsern gesegneten und wohlthätigen Mitbürgern Gegenstände genug übrig bleiben, an denen sie die Pflichten erfüllen können, zu denen die Religion und die Menschlichkeit sie auffordert.

Da wir nun die vornehmsten und allgemeinsten Ursachen der Armuth mit unsern lieben Mitbürgern erforscht haben; so wollen wir noch über eine jede derselben einige Betrachtungen mit ihnen anstellen, um so viel es uns möglich ist, sie zur Vermeidung und zur Ausweichung derselben williger und fähiger zu machen.

Wir bedauren von Herzen diejenigen, denen eine eingewurzelte Verwöhntheit nicht mehr erlaubt, sich von der Ueppigkeit und von der Leckerhaftigkeit zu befreyen, die sie nothwendig zu Grunde richten müssen. Wir sehen es indessen für billig an, daß sie durch Mangel und Schande die Strafe der Uebel tragen, welche sie in der Gesellschaft verursachen. Diejenigen aber, welche noch nicht so tief in diese Uebel

versunken sind, ermahnen wir, ein Beyspiel an jener Unglücke zu nehmen, und insbesondere zu bedenken, daß das Vergnügen, welches eine kostbare und ausgesuchte Nahrung gewährt, so bald man es zu oft geneußt, aufhört, ein besonders Vergnügen zu seyn; daß sein Genuß gleichgültig, sein Mangel aber unerträglich wird; daß durch die Angewöhnung desselben sie es ihres Reizes berauben, und es nur zu einem Mittel machen, ihre Leiden dereinst zu vergrößern. Sie dürfen nur die Großen und die Reichen beobachten, welche Stand und Vermögen zu dieser Art des Aufwandes auffordern; sie werden gewiß gewahr werden, daß diese bey der ausgesuchtesten Tafel nicht mehr, oft nicht so viel Vergnügen finden, als ein fleißiger und sparsamer Handwerksmann bey der rohesten Nahrung; daß die größte Freude, die ihnen ihr Aufwand macht, in dem Aufsehen bestehe, so derselbe ihnen zuziehet, und daß er meistens eine Nahrung ihrer Eitelkeit und ihres Ehrgeizes, bisweilen aber auch ein Opfer ist, das sie der Anständigkeit schuldig sind, und dessen sie gern überhoben seyn möchten. Wir bitten sie auch, die verderblichen Einflüsse zu bedenken, welche der Ueberfluß und der Misbrauch von Speise und Tranke in die Gesundheit haben, und welche nicht nur die traurigen Folgen der Verschwendung vergrößern, sondern ihnen dazu noch neue Bedürfnisse zuziehen.

Wir müßten alles dasjenige wiederholen, was wir von der Ueppigkeit in der Nahrung und in dem Getränke gesagt haben, wenn wir unsern lieben Mitbürgern die Gründe besonders vorhalten wollten, aus welchen sie die Kostbarkeit in der Kleidung und die Trägheit verabscheuen sollen. Wir fügen hierüber nur eine Anmerkung zum Besten derjenigen bey, welche in dem Stande der Hausbedienten leben. Diese können nicht genug gewarnet werden, den Reizungen zu widerstehen, die ihr Stand ihnen zu diesen Fehlern giebt.

Ein noch abscheulichers Uebel ist die Ungerechtigkeit, und es ist kein verderblicherer Irrthum, als die Meynung, daß man sich durch dieselbe glücklich machen könne. Unter Hunderten, die ihr Glück durch dieselbe gründen wollen, werden neun und neunzig arm, und demjenigen, welcher reich wird, werden seine Schätze zum Werkzeuge eines Elendes, das größer ist, als die äußerste Armuth. Wollte Gott, wir könnten das Zeugniß geben, daß keine Ungerechten unter uns wären; aber dieses können wir sagen, und dieses wird euch die Erfahrung lehren: es ist bey uns viel weniger als an allen Orten der Erden möglich, daß man durch Ungerechtigkeit reich werde, und daß Fleiß und Rechtschaffenheit nicht glücklich machen.

Wer den Werth dieses Vortheils recht einsehen wird, wird auch den von einer guten Wirthschaft nicht mißkennen, und er wird es sich zu einem unverletzlichen Gesetze machen, nicht das geringste von Zeit, von Kräften, von Gelde, von Produkten zu verschwenden,

den, sondern alles so zu Rathe zu halten, daß dadurch am meisten Vergnügen und Nutzen für seine Mitmenschen erzeugt werde. O könnten wir dieses dem Armen recht begreiflich machen, für den es wichtiger ist, als für alle andern Glieder der Gesellschaft. Wenn unsere Aeltern uns lehrten, es wäre eine Sünde etwas umkommen zu lassen, und wenn sie dieses insonderheit von dem **Brodte** sagten, so schienen sie uns witzelnden jungen Leuten etwas einfältiges zu sagen, und doch drückten sie dadurch eine große Wahrheit mit Einfalt, aber mit erhabener Einfalt aus. Es ist Sünde im wahren Verstande, es ist Uebertretung eines göttlichen Gesetzes, wenn man, was Menschen nützen könnte, verlohren gehen läßt, ohne es ihnen so nützlich zu machen, als es möglich ist.

Wir haben wenig Hoffnung der zahlreichen Classe der Hausbedienten begreiflich zu machen, wie wichtig es für sie ist, dem Leichtsinne zu entsagen, durch den die meisten von ihnen sich ein elendes und dürftiges Alter zuziehen, und durch den sie unglückliche Lasten der Gesellschaft werden. Wir wenden uns deshalb an die Herrschaften, unter welchen wir mehrere zu finden hoffen, bey denen unsre wohlmeynenden Vorstellungen Eingang finden können. Wir bitten sie, zu erwägen, daß durch die Menge, in welcher sie Bediente halten, durch die Weise, wie sie denselben begegnen, und durch das Beyspiel, das sie ihnen geben, sie unendlich viel Gutes oder Uebels verursachen können. Welch eine Verwirrung muß nicht in einem Hause herrschen, wo unnütze und unbeschäfftigte Bediente sind. Wie viel Uebels müssen diese nicht thun, da sie nichts Gutes zu thun wissen, und da die Kräfte ihres Geistes und ihres Leibes unmöglich unthätig seyn können, ohne zu Grunde zu gehen. Es ist ein grobes Verbrechen wider die Gesellschaft, Menschen, die arbeiten können, in seinem Hause zu haben, und ihnen keine Beschäfftigung zu geben. Ihre Kräfte gehn nicht nur für die Gesellschaft verloren, welches schon ein großes Uebel ist, sie werden meistens gar zu dem Verderben derselben verwandt. So werden unzählige Hände dem Landbaue, den Künsten, und andern Berufen entzogen; vielleicht höhere und edlere Talente erstickct; und so viele Menschen, die glücklich und nützlich seyn könnten, elend gemacht. Dieses geschiehet desto mehr, je reichlicher die Bedienten bezahlet, je kostbarer sie gekleidet, je weichlicher sie gehalten, und je besser sie genähret werden. Noch unendlich verderblicher ist für die Hausbedienten das Beyspiel so vieler Herrschaften. O möchtet ihr es bedenken, ihr, denen nach und nach so viele Menschen sich anvertrauen, wie sehr ihr eure eigenen Vergehen erschweret, indem ihr diese Menschen dadurch zu eurer Nachahmung reizet; die Saamen eurer verderblichen Grundsätze in ihre Seele streuet; sie oft zu Werkzeugen, oft gar zu Mithaften einer

rer Verbrechen machet. Möchten wir euch die Abscheulichkeit dieses Misbrauches von eurem Ansehen recht lebhaft empfinden machen können. Ihr, die ihr besser, tugendhafter, weiser seyn solltet, als andere, weil ihr glücklicher seyd, ihr, die ihr die, welchen die Geburt und das Glück die Mittel versagt hat, weise und erleuchtet zu werden, in der Ordnung und in der Zucht halten, und durch Gewohnheit mit dem Guten befreunden solltet: ihr stürzet sie noch in die Unordnung, und ihr führet sie zum Bösen an. Soll es euch Wunder nehmen, wenn ihr von ihnen betrogen, bestohlen, verrathen werdet? Von wem lernen sie die Gelüste, die sie zum Bösen verleiten, die Grundsätze die ihnen Tugend und Laster gleichgültig machen? Wenn ihr bessere Bediente haben wollet, so seyd vor allen Dingen selbst besser. Wir gehen weiter, wir glauben es sey unsere Pflicht, es euch zu Gemüthe zu führen, daß euch sehr große Pflichten gegen eure Bedienten obliegen. Ihr sollt die Stelle von Vätern und Müttern bey ihnen vertreten; ihr seyd ihnen einiger maaßen schuldig, was ihr euern eigenen Kindern schuldig seyd, auf ihre Aufführung Acht zu haben, sie zu rechte zu weisen, wenn sie andern Uebels thun, wie wenn sie gegen euch fehlen; sie zu warnen, wenn sie durch Unmäßigkeit, durch Ausgelassenheit, durch Verschwendung Gefahr laufen, Kräfte und Geld zu verlieren, die ihnen in ihrem Alter nöthig seyn werden. Ihr sollt euch als ihre Vormünder betrachten und sie belehren, wie sie mit dem wirthschaften sollen, so sie erwerben; Ihr sollt ihnen Anlässe verschaffen, es wohl anzulegen und fruchtbar zu machen. Vielleicht werden sich euch Gelegenheiten darbieten, sie etwas lernen zu lassen, wodurch sie nach ihren Dienstjahren ihr Leben auf eine der Gesellschaft nützliche Weise werden gewinnen können. Stellt euch vor, wie schmeichelhaft es für eure Herzen seyn soll, viele Menschen, die in euern Diensten gewesen sind, durch eure Fürsorge glücklich zu sehen. Wir werden selbst euch mit Vergnügen dazu die Hand bieten, und wir werden trachten, solche Anstalten zu errichten, wo solche Personen alldieweil sie noch in Diensten seyn werden, ihr Geld sicher und vortheilhaft anlegen, wo sie nachher so lange sie noch bey Kräften seyn werden, im Falle sie sich solche nicht besser selbst werden verschaffen können, Arbeit, und wo sie zuletzt, wenn sie bey Kindern oder Verwandten nicht besser versorgt seyn werden, eine anständige Zuflucht wider die Uebel der Schwachheit und des hohen Alters werden finden können.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

2tes Stück.

Montag, den 4ten Januar 1779.

Der Stadt N. N. Verordnung wegen der Armen.

Fortsetzung.

Wir würden glauben, alle Quellen der Armuth auf einmal verstopfen zu können, wenn es in unserm Vermögen stünde, die Erziehung unserer lieben zukünftigen Bürger so vollkommen zu machen, als wir es wünschen. Wir erkennen die unzählichen Schwierigkeiten, die einer solchen Unternehmung im Wege stehen. Aber wir werden uns dadurch nicht abschrecken lassen, alles dazu anzuwenden, was in unserm Vermögen steht. Es arbeitet bereits ein Ausschuß von uns an Abfassung der Vorschläge, nach welchen dieser große Endzweck betrieben werden soll, und in wenigen Jahren hoffen wir nicht nur die Verbesserung unserer öffentlichen Erziehungsanstalten ziemlich weit zu bringen, sondern auch noch unsern Mitbürgern von allen Ständen Vorschriften in die Hände zu liefern, durch welche sie belehrt werden sollen, wie sie bey ihrer häuslichen Erziehung sich zu verhalten haben, um unsern väterlichen Absichten zu entsprechen, und um aus ihren Kindern glückliche und nützliche Menschen zu machen. Schon ist der Entwurf einer Pflanzschule von Lehrern fertig, und wir werden nicht lange mehr anstehen, denselben auszuführen. Indessen beschwören wir alle unsere theuersten Mitbürger bey allem, was ihnen und uns heilig ist, an ihrem Orte nichts zu versäumen. Wir werden uns desto mehr freuen, je mehr sie uns zuvorkommen, je weniger sie uns zu verbessern übrig lassen werden.

Wenn wir die Wohlthätigkeit selbst angeklagt haben, daß sie oft eine Quelle der Armuth werde; so sind wir weit entfernt, die erhabenen und kostbaren Gefühle der Güte und der Liebe in den Herzen unserer Mitbürger ersticken zu wollen. Welch ein niedriges verächtliches Wesen würde nicht der Mensch seyn, wenn er des Vergnügens beraubt wäre, seinen Mitmenschen Gutes zu thun; wenn es ihm ausstehlich wäre, den Leidenden zu sehen, ohne seine Leiden mit ihm zu fühlen, ohne einen lebhaften Trieb zu empfinden, solche zu heben, oder zu lindern. Allein dieser edle Trieb artet aus, hört auf seinem

Endzwecke zu entsprechen; so bald er auf eine Weise befriedigt wird, welche die Anzahl der Elenden und die Menge des Elendes vermehrt, und welche die Summe der gesellschaftlichen Güter vermindert. Vor dieser Weichheit wollen wir unsere Mitbürger warnen, und sie auffordern, so viel es immer möglich ist, ihre Wohlthaten mit Weisheit und mit Gerechtigkeit auszutheilen. Wir wollen hier einige Grundsätze anführen, nach denen wir glauben, daß sie sich in diesen wichtigen Punkten zu richten haben.

Wenn auch ihr Vermögen ohne Schranken wäre; so sollten sie nichts davon zur Aufmunterung der Trägheit und der Liederlichkeit verschwenden. Allein sie haben alle nur ein gewisses Maaß von Kräften und von überflüßigem Vermögen, so sie dieser Bestimmung widmen können. Sie sollen also billig diesen Theil so anzuwenden trachten, daß das dringendste Uebel gehoben, und daß das größte mögliche Gute befördert werde. Freylich braucht es keiner langen Nachforschung, da, wo das Elend sich unsern Augen darbeut, zur augenblicklichen Linderung desselben beyzutragen. Aber wie für die Dauer geholfen, wie das Uebel selbst gehoben, wie der Leidende aus dem Stande des Leidens gezogen werden könne, darauf bedacht zu seyn, ist wahre weise Wohlthätigkeit. Da wünschen wir, daß unsere Bürger mit den Armenvätern der Gemeinden sich beriethen: daß von denjenigen, deren Vermögen nicht zureicht, um allein, etwas beträchtliches zu thun, mehrere sich vereinigten, um diese oder jene dürftige Familie zu unterstützen; und daß keine Wohlthat ausgetheilt würde, von welcher die Armenväter der Gemeinden nichts wüßten a); damit wenn einem Armen, oder einer dürftigen

a) Diejenigen wohlthätigen und edlen Seelen, welche noch außer den gewöhnlichen Beyträgen zu der gemeinen Armencasse, verschiednen Armen insbesondere und insgeheim, Unterstützungen zufließen lassen, glauben dann das größte Recht zu haben, sich laut zu beschweren, wenn alles dessen unerachtet die Betteley und alles ungestüme Geschrey der Armuth nicht abnimmt; sie bedenken aber nicht, daß sie eben durch diese geheimen Werke der Wohlthätigkeit, nicht nur sehr viel zur Vermehrung der Faulheit, und folglich der Armuth selbst beytragen; sondern es auch eben dadurch fast gänzlich unmöglich machen, die Armenanstalten in einer Stadt auf diejenigen festen Sätze zu gründen, in welchen allein ihre Dauer und ihr Nutzen für die Menschheit beruht, nemlich: in der Maaße in welcher du Armer, nach deinen Umständen, fleißig und ordentlich bist, in eben der Maaße soll es dir an nothwendigen Bedürfnissen auch sogar Bequemlichkeiten des Lebens nicht fehlen; in der Maaße aber, in welcher du es nach deinen Umständen nicht bist, und nicht seyn willst; in eben der Maaße ergehe über dich, der für deine menschliche Freyheit unangenehme Zwang, welchen aber die Wohlfahrt deiner selbst, deiner fleißigen Nebenmenschen, und deiner Nachkommenschaft erfordert. — Wenn nun dem Directorio des Armenwesens nicht bekannt ist, wie

gen Familie genug zugekommen ist, die Wohlthaten andern Dürftigen zugetheilt, oder auf Zeiten, wo mehr Noth vorhanden seyn kann, verspart würde, damit nicht die Armen, und die, welche sie besorgen, zur Leckerhaftigkeit und zur Sorglosigkeit verleitet werden. Nicht weniger würde es löblich seyn, wenn begüterte Bürger ihr Augenmerk dahin richteten, daß, wo einem fleißigen Manne Arbeit oder Vorschuß zur Arbeit fehlt, sie demselben damit behülflich wären. Eine kleine Unterstützung von dieser Art, ein guter Rath zu diesem Ende mitgetheilt, eine Empfehlung zu Rathe und zu Unterstützung: sind oft wohlthätiger als Geschenke von großen Summen. Es giebt noch sehr viele solche Arten Gutes zu thun, welche dadurch schätzbar sind, daß sie selbst die Quellen der Armuth verstopfen, und daß sie die des Wohlstandes bereichern. Von dieser Natur ist es, einer mit **Kindern** beladenen Familie solche abzunehmen, und für den Unterricht und die Erziehung derselben zu sorgen, junge Leute von vorzüglichen Fähigkeiten zu denjenigen Berufen anführen zu lassen, worin sie der Gesellschaft am nützlichsten werden können; Anstalten zu begünstigen, wodurch alle Arten der Arbeitsamkeit und des Fleißes in den Staat eingeführt, und die bereits vorhandenen verstärkt werden können; arme Aeltern zu belohnen und zu erleichtern, welche ihre Kinder zur Arbeitsamkeit, zum Fleiße, und zu andern Tugenden vorzüglich bilden; Kinder, die sich in den Schulen und andern Anstalten durch Tugenden und Fleiß auszeichnen, durch ihnen wahrhaftig nützliche Preise aufzumuntern. O ihr, die ihr Gutes thun wollt, es wird euch niemals an Gegenständen dazu fehlen – und ihr werdet niemals nöthig haben, euer Geld auf Gerathewohl hinweg zu werfen.

Damit Wir nun vermöge der uns obliegenden obrigkeitlichen Pflicht zu Abschaffung der Betteley und zur Erleichterung der Armuth alles anwenden, was in unserm Vermögen steht, haben wir bis auf fernere Verfügung nach reifer Erwegung der gegenwärtigen Umstände unserer Stadt, folgendes zu verordnen gut befunden.

wie viel und woher ein ihm sonst bekannter Armer, Zuflüsse an Geldgeschenken erhält: wie soll es ihm da möglich seyn, seine Unterstützung gehörig zu ermäßigen; wie soll es den Armenvätern möglich seyn, Arbeit, Verdienst und Genuß für einen solchen Armen, dergestalt zu bestimmen, als es die Natur selbst bestimmet hat? Wird nicht der insgeheim unterstützte Arme die ihm zugetheilte Arbeit schlechter, vielleicht gar nicht machen, vielleicht gar von andern machen lassen; oder doch das Mehr und nach seinen Umständen zu viel Erhaltene herdurchbringen? wird er wenigstens Trieb genug zur Arbeit behalten, da er ohne selbige, durch eine vermeynte Wohlthätigkeit sich die Bedürfnisse des Lebens, und mehr als dieses, verschaffen kann? und wird sich dann, selbst in der wohlthätigsten Stadt, nicht alles wieder in den vorigen Kreis des Allmosengebens an Faullenzerey und Ueppigkeit hinein ziehen, worin eben der Grund aller gegenwärtigen Klagen beruhet?

Erster Artikel.
Fremde Bettler.

Wir wollen durch dieses Gesetz hiemit Fremden und Einheimischen alles Betteln gänzlich verboten haben; und es sollen an die Thore unserer Stadt und an die Ecken der vornehmsten Straßen gedruckte Blätter angeheftet werden, welche dieses Verbot enthalten. Unsere Meynung ist aber nicht, dadurch armen Fremdlingen den Eintritt in unsere Stadt und die Durchreise durch dieselbe gänzlich zu verweigern. Wir haben sogar für dieselben ein eigenes Fremdenhaus errichtet, in welchem jedem Fremdlinge Speise, Trank, Nachtlager und alles was er zu einem Aufenthalte von vier und zwanzig Stunden nöthig hat, gewähret wird. Sollte auch ein Armer, der hier Arbeit sucht, von dem Verwalter dieses Fremdenhauses würdig erachtet werden, daß ihm dieser Unterhalt noch für einen oder zween Tage verlängert werde; so hat er die Macht dazu, ihm diese Wohlthat zu bewilligen.

Jeder Fremde aber, welcher mit Verachtung dieser Wohlthat, oder gar neben dem Genusse derselben, auf den Straßen unsrer Stadt bettelnd wird angetroffen werden, soll von unsern Stadtwächtern, wenn es nicht später geschieht als zwo Stunden vor anbrechender Nacht, zur Stadt hinaus geführt, vorher aber, damit er nachher desto leichter erkannt werde, unter der Hauptwache beschrieben und seine Beschreibung dem Buche, das zu diesem Ende allda gehalten wird, eingetragen werden. Wird er zwo Stunden vor anbrechender Nacht oder später ergriffen, so soll er ins Fremdenhaus geführt und an dem folgenden Morgen auf besagte Weise zur Stadt hinaus geschafft werden.

Sollte ein Fremdling, welcher also zur Stadt hinaus geschafft worden ist, zum zweytenmale bettelnd ergriffen werden: so soll er für acht Tage in unser öffentliches Arbeitshaus eingesperrt, allda zur Arbeit angehalten, und nachher wieder zur Stadt hinaus geführt, und das mit ihm vorgegangene sorgfältig in obgedachtes Buch verzeichnet werden.

Wird ein solcher das drittemal in der Stadt angetroffen, ohne daß er überführt werden könne, gebettelt zu haben: so soll er auf die gleiche Weise für acht Tage ins Arbeitshaus gebracht werden. Würde er aber des Bettelns überführt: so soll er vier Wochen lang ins Arbeitshaus eingesperrt, und von da auf obgedachte Weise wieder fortgeschafft werden.

Ein solcher Fremdling, der zum viertenmale bettelnd angetroffen wird, soll für sechs Monate ins Arbeitshaus eingeschlossen werden, und jedes folgende mal, da sich einer auf die gleiche Weise wird betreten lassen, soll die Zeit seiner Strafe doppelt so lang seyn, als das letzt vorhergegangene mal.

Sollten sich unter unsern Mitbürgern solche finden, die unwürdig genug wären, solchen Bettlern für einen Vortheil, den sie von ihnen ziehen würden, Aufenthalt in ihren Häusern zu gestatten

ten oder ihnen sonst zum Betteln mit Rath und That behülflich zu seyn: so sollen dieselben für das erste mal durch ernstliche Zusprüche des Richters ihres Quartiers gewarnet: das zweyte mal sollen sie durch die allgemeinen gedruckten öffentlichen Anzeigen, als Beherberger von Bettlern der ganzen Bürgerschaft bekannt gemacht; das dritte mal sollen sie für acht Tage in das Arbeitshaus eingesperrt, und bey jedem folgenden wiederholten Vergehen soll die Zeit ihrer Strafe verdoppelt werden.

Unsere Meynung gehet hiemit aber nicht dahin, daß es unsern Mitbürgern verboten seyn sollte, gegen rechtschaffene Fremdlinge, die durch Unglück oder durch Ungerechtigkeit verfolgt, sich zu uns flüchten könnten, sich wohlthätig zu erweisen. Wir sind weit entfernt, sie eines solchen Vergnügens berauben zu wollen. Wir werden es im Gegentheil immer gut heißen, wenn einer oder mehrere unserer Mitbürger solche Fremde, von deren Rechtschaffenheit sie durch wahrscheinliche Gründe versichert sind, aufnehmen, unterstützen und in den Stand stellen werden, sich durch ihre Geschicklichkeit und durch ihren Fleiß unserm gemeinen Wesen nützlich zu machen. Wir werden selbst, wenn einstens, wie wir hoffen, das Finanzwesen unsrer Stadt dazu zureichend seyn wird, aus unsern Einkünften eine Summe bestimmen, welche jährlich zu diesem eben so nützlichen als wohlthätigen Gebrauche angewandt werden soll. So gelind wir aber immer gegen würdige und redliche Fremde seyn werden, so scharf werden wir gegen alle Abentheurer und andere solche Eindringlinge verfahren, welche unsere und unserer Mitbürger Güte misbrauchen, und welche gar unsere jungen Leute zu allerhand verderblichen Dingen verführen könnten. Diesen werden wir, wenn sie solcher Vergehen überführt seyn werden, unser Arbeitshaus oder gar das Zuchthaus zum Aufenthalt anweisen.

Zweyter Artikel.

Versorgung der einheimischen Armen durch ihre Verwandten.

Wie wir den Fremden zu Handhabung der öffentlichen Ordnung die Gassenbetteley verbieten: so haben wir durch das gleiche Verbot unsere armen Mitbürger wider die Erniedrigung verwahren wollen, welche dieselbe mit sich führt. Wir haben deshalben verschiedene Einrichtungen getroffen, durch welche sie auf eine anständige Weise erleichtert, und im Falle der Noth gänzlich versorgt werden können.

Vor allen Dingen hoffen wir, die meisten unserer begüterten Bürger denken wohl genug, um es als eine Pflicht anzusehen, für ihre armen Verwandten nach Maaßgabe ihrer Kräfte zu sorgen. Wir überlassen völlig jeder Familie dieses auf diejenige Weise zu thun, welche sie für sich am bequemsten und für das gemeine Wohl am vorträglichsten erachten wird. Jedoch bitten wir unsere lieben Mitbürger insonderheit darauf zu sehen, daß nicht der Hang zur Trägheit und zur Ueppigkeit bey ihren Verwandten dadurch

verstärkt werde. Sie werden also vorzüglich trachten, die jungen Leute beyderley Geschlechtes so erziehen und unterrichten zu lassen, daß sie immer, wenn es die Noth erfordern wird, im Stande seyn, ihr Leben durch eine anständige Arbeit zu gewinnen, und daß sie es für eine Schande halten würden, durch ihre Verwandten, durch fremde Wohlthäter oder durch die öffentlichen Armenanstalten erhalten zu werden, ohne für ihre Erhaltung Dienste zu leisten, welche eben so viel werth sind, als die Wohlthaten die sie genießen.

Diejenigen unserer Bürger welche diese Pflicht versäumen, und Väter, Großväter, Mütter, Großmütter, Kinder, Großkinder, Brüder, Schwestern, Brüder und Schwestern ihrer Aeltern und ihrer Großältern, Kinder und Großkinder ihrer Brüder und Schwestern den öffentlichen Armenanstalten zur Versorgung überlassen, sollen von dem Eintritte in unsern Stadtrath und in die Zahl der Vorsteher der Bürgerschaft ausgeschlossen seyn.

Dieses wollen wir jedoch dahin eingeschränkt haben, daß ein Bürger, welcher unglücklicher Weise gar zu viele arme Verwandte hätte, sich hievon frey machen kann, wenn er lieber jährlich an unsere Armenverwaltungen dreyßig Thaler entrichtet.

Da also die Armen allervorderst ihren Verwandten zur Last fallen: so ist es billig, daß den Verwandtschaften auch eine sorgfältige Aufsicht auf die Aufführung ihrer Glieder empfohlen werde. Wir fordern deshalben erstlich die angesehenern Personen in den Familien auf, alles was in ihrem Vermögen steht, anzuwenden, daß ihre jungen Verwandten beyderley Geschlechts von ihren Aeltern und von ihren Vormündern zu anständigen und nützlichen Arbeiten oder Berufen gezogen, und daß sie zur Mäßigkeit, zur Ordnung und zur Sparsamkeit gewöhnt werden. Zweytens ermahnen wir diese Vorsteher der Familien, auf die Wirthschaft und auf das Betragen ihrer Verwandten ein wachsames Auge zu haben; diejenigen, welche sich der Verschwendung, der Ueppigkeit und der Trägheit ergeben könnten, fleißig und nachdrücklich zu warnen, und diejenigen, welche ihren Warnungen zuwider, das Vermögen, so der Erziehung ihrer Kinder und ihrer eigenen Unterhaltung in ihren alten Tagen, aufbewahrt seyn soll, liederlich durchzubringen Gefahr laufen, unsern geordneten Richtern anzuzeigen; damit dieselben deshalben die nöthigen Verfügungen treffen, und so viel von ihren Mitteln retten können, als erfordert wird um zu verhüten, daß nicht diese Unglücklichen oder ihre Kinder von ihren Verwandten oder der gemeinen Armencasse erhalten und erzogen werden müssen, und daß nicht anstatt nützliche und schätzbare Glieder der Gesellschaft zu seyn, sie zu schädlichen und verächtlichen Lasten derselben werden.

Dritter Artikel.

Von der Versorgung der armen Bürger und Einwohner mit Arbeit.

Damit kein Bürger und Einwohner unserer Stadt durch Mangel an Arbeit in

in schuldlose Dürftigkeit gesetzt werde: so haben wir eine Anstalt errichtet, wo jeder, dem es an andern Anlässen der Beschäfftigung mangelt, solche nach Maaßgabe seiner Kräfte, seiner Fähigkeiten und seines Alters finden kann. Da wir eine besondere Beschreibung dieser Anstalt bekannt machen werden; so finden wir nicht nöthig dermals uns weitläuftig darüber auszudehnen. Nur finden wir gut über diesen wichtigen Gegenstand einige Anmerkungen vorläufig bekannt zu machen.

Obwohl wir ein eigenes Arbeitshaus errichtet haben: so wird doch allen die es verlangen werden, die Arbeit nach Haus gegeben werden, damit sie neben ihrer Arbeit die nöthige Aufsicht über ihre Kinder, alten Aeltern, Großältern oder andere Verwandte führen und also alle ihre Pflichten, welche die vornehmste Süßigkeit des menschlichen Lebens ausmachen, erfüllen können.

Alle diejenigen, welche aus dieser Anstalt mit Arbeit versehen werden, werden in ein besonderes Buch verzeichnet, und es wird über ihre Lieferungen richtige Rechnung geführt. Auch können diejenigen Fabrikanten und Meister, welche Arbeiter in einer oder der andern Art nöthig haben, sich allda melden, und man wird ihnen da diejenigen vorzüglich empfehlen, welche bey dem Arbeitshause sich durch Fleiß und Geschicklichkeit vor andern hervorgethan haben werden. Es steht deshalben denjenigen, die Arbeit suchen, frey, zu diesem Ende auf dem ihnen gewidmeten Blatte des Arbeitsbuches ihrem Namen beysetzen zu lassen, in welcher Art sie sich vorzüglich aufgelegt glauben, Dienste zu leisten.

Die Vorsteher dieser Anstalt haben auch den Auftrag, und die Vollmacht, solche Bürger, welche wahrscheinlicher Weise mit Vortheile für ihre eigene Rechnung arbeiten könnten, und denen die erforderlichen Werkzeuge und Vorschüsse abgehen, mit Rath und mit Gelde zu unterstützen. Wenn ein solcher Bürger durch diese Unterstützung zu Kräften kommen wird, so ist das Geld, welches er von der Anstalt empfangen hat, eine wahre Schuld, und er soll, wenn er nicht, wie jeder rechtschaffene Mann es gewiß thun wird, dieselbe freywillig bezahlt, richterlich darzu angehalten werden. Verbleibt er aber in der Armuth oder wenigstens in dem Unvermögen zur Erstattung, so sollen weder er noch die Seinigen deshalben jemals beunruhiget werden.

Den Arbeitern wird täglich oder wöchentlich ihr Lohn entrichtet; jedoch immer mit Abzuge des fünften Theils. Dieser fünfte Theil wird jedesmal den 30ten Brachmonats und den 30ten Christmonats jedem Arbeiter ausgeliefert, und zwar halb in Gelde zu Bezahlung ihrer Hausmiethen, und halb in wollenen oder leinenen Zeugen, oder in Schuhen und Strümpfen, welche im Hause oder auf Rechnung des Hauses verfertigt worden sind, zu ihrer, und ihrer Kinder Kleidung. Es versteht sich von sich selbsten, daß ihnen diese Kleidungsbedürfnisse wohlfeiler angesetzt werden, als sie dieselben sich sonst hätten anschaffen köñen.

Es ist in diesem Hause die Einrichtung

tung gemacht, daß Kinder und Erwachsene die Arbeiten darin erlernen können, welche da eingeführt sind. Jedes der Kinder, welche darin oder dahin arbeiten, erhält täglich zwey Stunden lang Unterricht, und die Aeltern werden für diese Stunden bezahlt, als ob ihre Kinder während denselben arbeiteten. Und es werden nicht nur die fleißigen und wohl gesitteten Kinder durch Preise aufgemuntert, auch den Aeltern derselben werden in gewissen Fällen solche zugetheilt werden, wenn einst unsere Einkünfte so ergiebig seyn werden, als wir sie durch den zunehmenden Wohlstand unserer Bürger in wenig Jahren zu sehen hoffen.

Vierter Artikel.
Von der Versorgung armer Kinder.

Die Armenväter in den Quartieren und die Geistlichen in den Kirchspielen sollen insbesondere, auf die Kinder ihrer Gemeindsgenossen eine sorgfältige Aufsicht tragen. Wenn sie finden werden, daß solche von ihren Aeltern versäumt und nicht wie es seyn sollte, zur Arbeit und zu guten Sitten angeführt werden: so sollen sie erstlich den Aeltern oder Verwandten selbst über ihre Saumseligkeit Vorstellungen machen. Wenn diese nichts vermögen, so sollen sie sich an die Häupter der Familien wenden, damit diese durch ihren Zuspruch ihre nachläßigen Verwandten zur Erfüllung ihrer wichtigsten Pflichten ermahnen. Wenn auch diese Ermahnungen ohne Erfolg seyn werden, und wenn zu dieser Saumseligkeit noch eine schlimme Aufführung und die gegründete Furcht eines verderblichen Beyspieles kommen wird; so wird es diesen angesehenen Verwandten obliegen, durch die Beyhülfe unserer Waisenkammer nach vorher gegangener richterlicher Untersuchung Aeltern, die in einem so hohen Grade ihre Pflichten verletzen, Kinder wegzunehmen, und sie auf väterliche oder mütterliche Unkosten in eine ihren Umständen und ihrer muthmaßlichen Bestimmung angemessene Erziehungsanstalt zu versetzen. Sollten auch die Häupter einer Familie in einem Falle, wo dieses nöthig seyn wird, ihre Pflicht versäumen und die Anzeigen der Armenväter und der Geistlichen verachten, so sollen diese sich an unsere Waisenkammer wenden, und allda die Vorsorgung solcher verlassenen Kinder begehren. Die Aeltern, denen ihre Kinder auf diese Weise weggenommen worden sind; sollen weder in ihren Quartieren noch sonst zu öffentlichen Geschäfften, welche mit Ehre oder mit Vortheilen verknüpft sind, gezogen werden.

Waisen, welche nicht von ihren begüterten Verwandten erhalten und erzogen werden; sollen von unserer Waisenkammer bey rechtschaffenen Leuten, die Kinder wohl zu erziehen fähig sind, in die Kost gethan, und allda auf öffentliche Unkosten versorgt werden, bis sie im Stande seyn werden, in anständige Dienste oder in die Lehre zu einem Berufe zu treten, der ihren Kräften und ihren Fähigkeiten angemessen seyn wird.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

3tes Stück.

Freytag, den 8ten Januar 1779.

Der Stadt N. N. Verordnung wegen der Armen.

Schluß.

Fünfter Artikel.

Von der Versorgung kranker Bürger und Einwohner.

Wenn ein Bürger oder ein Einwohner unserer Stadt in Krankheit verfällt, durch die er außer Stand gesetzt wird zu arbeiten, und wenn dadurch ihm und den Seinigen an Nahrung ein beträchtliches abgeht, und wenn ihm das Vermögen fehlt sich die nöthige Verpflegung zu verschaffen: so sollen er oder seine nächsten Verwandten, wenn diese ihn nicht selber zureichend unterstützen können, sich bey den Armenvätern ihrer Gemeinde anmelden. Diese werden allervorderst den dürftigen Kranken durch einen Geistlichen und durch den Armenarzt des Kirchspieles besuchen lassen und über die Aufführung und die Umstände des Kranken Nachrichten einziehen. Sie werden sodenn demselben nach Maaßgabe seiner Bedürfnisse beystehen, und diese Hülfe so lange fortsetzen, bis sie nicht mehr nöthig seyn wird. Die Arzneyen werden ohne weiters unentgeltlich aus der Apotheke des Kirchspieles geliefert, und der Arzt wird auch aus dessen Armengute besoldet werden. Der Arzt und der Geistliche sollen auch sorgfältig darauf sehen, daß der Kranke recht verpfleget werde, und daß nicht unwürdige Hausgenossen ihn hülflos lassen, und ihm den Beystand entziehen, der ihm gewidmet ist.

Sollte eine kranke Person keine Hausgenossen haben, welche sie besorgen können, so soll sie in das Krankenhaus ihres Kirchspieles gebracht, und allda bis zu ihrer Genesung mit allem, was zu ihrer Wiederherstellung nöthig seyn wird, versorgt werden. Es soll indessen kein Kranker wider seinen Willen aus seinem Hause in dieses Krankenhaus versetzt werden, es wäre dann, daß er durch Misbrauch der öffentlichen Wohlthätigkeit oder durch ein widerspenstiges Betragen gegen die Vorschriften seines Arztes sich die Nothwendigkeit davon zuzöge. Und auch in diesen Fällen soll gegen niemand Zwang gebraucht werden. Derjenige der sich darein versetzt, soll

nur

nur durch die Entziehung der bisherigen Unterstützung dazu bewogen, und es soll zu diesem Mittel nicht anders geschritten werden, als nach vorhergegangener Untersuchung auf Erkänntniß der Armenvorsteher des Kirchspiels, denen der unbändige Kranke angezeiget werden soll.

Wir haben für diese Krankenhäuser, wie für unser Arbeitshaus, eine eigene Vorschrift abgefaßt, durch welche sie sich von den gewöhnlichen Spitälern sehr unterscheiden. Sie sind erstlich nicht mit so vielen Menschen angefüllt wie diese. Unsere Stadt hat Gottlob auch nicht so viele Arme, als andere große Städte, und sie soll immer weniger haben, wenn unsere väterlichen Absichten in Betrachtung der Erziehung der Jugend nicht vereitelt werden. Der Geistliche, dem die Aufsicht davon anvertrauet ist, wacht zweytens mit großer Sorgfalt, daß die Kranken sich wohl mit einander betragen; und es wohnen ihrer niemals zu viele in einem Zimmer. Drittens bleiben die Leute niemals sehr lange darin, weil die einfältige und gute Heilungsart und die gute Diät, so da gebraucht werden, die Dauer der Krankheiten sehr verkürzen. Endlich wird jedem Kranken, dem die Arbeit nicht schädlich seyn könnte, nach Anweisung des Arztes, eine seinen Kräften und Umständen angemessene Beschäfftigung gegeben.

Wenn eine Person, die entweder in ihrer eigenen Wohnung oder im Krankenhause darnieder gelegen war, nach ihrer Wiederherstellung noch die nöthigen Kräfte nicht hat, ihre Nahrung ganz zu gewinnen, so wird sie mit dem erforderlichen Zeugnisse an die Vorsteher der Armenanstalt gewiesen, deren unten gedacht werden soll. Hat sie die physischen Kräfte, es fehlen ihr aber die nöthigen Werkzeuge und Vorschüsse, um ihren Beruf wieder anzufangen, so wird sie nach Anleitung des dritten Artikels dieser Verordnung der Arbeitscommission empfohlen.

Da der Grund, warum ein Bürger in das Unvermögen verfällt, in seinen Krankheiten sich aus seinen eigenen Mitteln die nöthige Verpflegung zu gewähren, meistentheils in der Trägheit, in der Verschwendung, in der üblen Wirthschaft liegt; da ihre Krankheiten gar oft von der Unmäßigkeit und von einer schlimmen Lebensordnung, nicht selten auch von Vernachläßigung der Uebel oder von dem Gebrauche unschicklicher Mittel oder unwissender Quacksalber herrühren; da eine übelverstandene Behandlung, Mangel der Reinlichkeit, allzugroße Weichlichkeit, Sorglosigkeit und Trägheit der Mütter den Kindern der armen Leute die meisten Krankheiten zuziehen; und da es unendlich wichtig ist, daß sie vor diesen Fehlern, welche für sie und die Gesellschaft so schlimme Folgen haben, gewarnet und in Stand gestellt werden, sich in Zukunft davor zu hüten; so ersuchen wir insonderheit die Geistlichen und die Aerzte, welche sie in ihren Krankheiten besuchen, diese Anlässe zu ergreifen und nicht nur

durch

durch allgemeinen Zuspruch, sondern durch einen ihren Umständen und ihren Fähigkeiten angemessenen Unterricht sie von demjenigen zu belehren, was sie deshalben zu wissen nöthig haben. Sollten sie in den Haushaltungen eine solche Vernachläßigung der Kinder, oder der alten und kranken Aeltern und andere Mängel entdecken, welche nur durch Darzwischenkunft höherer Hülfe gehoben werden können: so werden sie dieselben bey denjenigen Stellen anzubringen wissen, denen durch unsere Verfassung die Verfügung darüber zukömmt.

Sechster Artikel.

Von dem Beystande, welcher armen Bürgern auf öffentliche Unkosten geleistet werden soll.

Ein Bürger oder eine Bürgerinn, welche wegen Mangel an Kräften nicht im Stande sind durch ihre Arbeit sich und den Ihrigen den nöthigen Unterhalt zu verschaffen: und welche nicht, nach Anweisung des zweyten Artikels dieser Verordnung, von ihren Verwandten zureichend unterstützt werden, sollen sich entweder selbst, oder durch ihre Vormünder, oder durch andere Freunde bey den Armenvätern ihres Kirchspiels anmelden. Diese werden sich genau nach ihren Umständen erkundigen, und, wenn sie ihre Bitte gegründet finden, ihnen nach Maaßgabe ihrer Bedürfnisse das nöthige zukommen lassen.

Leuten die gar nicht mehr arbeiten können, und die von Mitteln ganz entblößt sind, werden die Armenväter ihren ganzen Unterhalt reichen lassen. Dieser Unterhalt wird sich jedoch immer auf dasjenige einschränken, was die Natur erheischet. Wenn auch ein Armer noch so reich und noch so vornehm gewesen wäre: so soll er deswegen vor einem andern keinen Vorzug haben. Der Mangel an überflüßiger Bequemlichkeit wird einem solchen freylich schwer fallen, allein er ist eine natürliche und wohl verdiente Strafe der Verschwendung. Die Wohlthätigkeit des Staats soll hierin die Ordnung der Natur nicht stöhren. Der Mensch dem es nicht an Wärmung, Kleidung, zureichender und gesunder Speise, und reinlicher Wohnung fehlt, hat niemals Recht sich zu beklagen.

Jedoch soll dem erkrankten Armen, wenn es der Arzt bey seinem Gewissen für nöthig erklärt, eine Zulage zu besserer Nahrung gegeben werden.

Wenn wir schon keinen Unterschied unter den Armen machen zu wollen uns wohlbedächtlich erklärt haben: so haben wir doch in diesem Stücke eine Ausnahme gerecht befunden. Wenn eine Person, die ihr Leben durch ihre Arbeit gewonnen hat, von ihrem zwanzigsten Jahre an bis in das siebenzigste in keinem Falle von einer unserer öffentlichen Armenanstalten unterstützt worden seyn wird: so soll ihr alsdenn um den fünften Theil mehr gereicht werden als einer andern. Da dieser Vortheil wahrscheinlicher Weise eine Folge ihres Fleißes, ihrer Bescheidenheit und ihrer Mäßigkeit gewesen seyn

wird; so ist es billig, daß sie in ihrem Alter die Früchte davon genießen. Eine Person die ohne von dem Staate unterstützt zu werden, das achtzigste Jahr erreicht haben wird, soll den dritten Theil mehr, als gewöhnlich gegeben wird, erhalten. Diejenigen, von denen erwiesen werden kann, daß sie über hundert Ducaten Mittel ererbet und solche nicht durch Unglück verloren, sondern durchgebracht haben, sollen diese Zugabe nicht zu gewarten haben. Und so auch diejenigen nicht, welche wegen einer schändlichen That von einem hiesigen oder fremden Richter bestraft worden sind.

Diese Verfügungen unserer Gesetze und andere ähnliche, sollen in den Schulen und in den Erziehungsanstalten der Jugend früh bekannt gemacht und oft eingeschärft werden, damit sie desto gewisser die Wirkung machen, welche wir dadurch hervorzubringen wünschen.

Diejenigen Bürger und Einwohner, welche zwar Kräfte zum Arbeiten und einiges Vermögen zu ihrem Unterhalte haben, damit aber doch auch in gesunden Tagen nicht auskommen können: sollen nach vorhergegangener sorgfältigen Untersuchung ihrer Umstände und nach Erforderniß derselben von den Armenvorstehern ihres Kirchspiels unterstützt werden. Diese sollen ihnen aber jedesmal vorher ernstlich vorstellen, welch ein großes Vergehen gegen Gott und die Gesellschaft, welch eine schändliche Art von Diebstahl es seyn würde, wenn sie ohne Noth, ohne dringende Noth nur um ihre Trägheit oder ihre Lüsternheit zu befriedigen, Allmosen oder Beystand verlangten rc.

Diejenigen unserer Bürger und Einwohner, welche auf eine oder die andere Weise öffentlich unterstützt werden, sollen deshalben der besondern Aufsicht der Armenväter a) empfohlen

a) Es wird in dieser Verordnung der Armenväter oft gedacht: und wir glauben schuldig zu seyn, unsern Lesern bekannt zu machen, wie es mit diesem ehrenvollen Amte in der Stadt N. N. gehalten wird.

Es war daselbst vorhin ein eigenes Armenamt, welches zwar alles that was es konnte, die Straßen von Bettlern rein zu halten, und die Einwohner von dem Ungestüm der Bettelnden in ihren Häusern zu befreyen, auch hin und wieder die Müssiggänger zur Arbeit zu zwingen; allein alle diese löblichen Bemühungen vermochten das Uebel nicht von Grund aus zu heilen. Man mußte sich auf die Rapports einer Menge von Unterbedienten verlassen, die in sehr schlechtem Gehalt standen, und am wenigsten, irgend einige Begriffe hatten, wie der Arme zum Fleiß und zur Ordnung, entweder mit Güte oder Zwang zurückgeführet, und dadurch das Uebel in der Wurzel erstickt werden könnte. Selbst in alles Detail des Haushalts der Dürftigen hinein zu gehen, war dem sonst thätigen Armenamte, in einer großen Stadt, unmöglich. Daher konnte man in den meisten Fällen seine Vorsorge für die Armen nicht weiter erstrecken, als auf das Allmosengeben. Auch reichlich gegebene Allmosen befriedigten den größten Theil der gierigen Armen nicht. Sie wandten sich an die wohlhabenden Einwohner, welche

len seyn, und wenn bekannt wird, daß sie Wirthshäuser und andere der Uepigkeit gewidmete Orte besuchen: so sollen sie zuerst brüderlich gewarnet, hernach mit Vorenthaltung der bisherigen Wohlthat auf eine kürzere oder

 län=

welche in dieser Stadt sehr wohlthätig waren; verschwiegen oder verkleinerten das, was sie aus der Armencasse erhalten hatten, erdichteten viele Umstände ihrer Noth; und erhielten viele geheime Allmosen, wovon das Armenamt nichts wußte, und nun ward es fast einträglicher, ein Bettler, als ein fleißiger Einwohner zu seyn. Unter hundert Armen waren kaum zehn, welche die erhaltenen Gaben zur wahren Verbesserung ihrer Umstände, das ist, zur Grundlage sich künftig durch Arbeit nähren zu können, anwandten. Die meisten waren vollkommene Faullenzer, und verzehrten in Kaffee, Branntewein und Leckereyen, das was sie auf diese Art mehr erhalten hatten, als zu ihrer nothdürftigsten Unterstützung erforderlich war. Ob es gleich zur Noth noch so weit gebracht ward, daß die Kinder in die Schule gehen mußten, so hatte doch das Beyspiel der Aeltern auf sie die schädlichsten Folgen, und man erzog an ihnen mit aller Wohlthätigkeit größtentheils künftige Bettler und Lasterhafte.

Man erkannte, daß dieses Uebel nicht anders auszurotten sey; als wenn man die Armen noch näher als Unmündige betrachtete; und daher, immer einer gewissen Anzahl derselben, einen Vormund setzte, der auf eine Zeitlang mit vormundschaftlicher Autorität sich um das Innere des Haushalts einer jeden Armenfamilie, um ihr Betragen, ihren Fleiß, und die Anwendung der erhaltenen Allmosen genau bekümmerte. Die angesehensten und weisesten Einwohner wurden überzeugt, daß sie ihrer Vaterstadt keinen größern Dienst leisten; ihre Wohlthätigkeit auf keine bessere Art ausüben; auf keine Weise sich mehr um die Nebenmenschen und Nachkommen, selbst um den Himmel, wenn man so sagen darf, verdient machen könnten, als durch freywillige Uebernehmung solcher ehrenvollen aber mühseligen Vaterstelle, wenigstens auf einige Zeit, bis nemlich jeder von einem gleich edel gesinnten Nachbaren abgelöset wurde. — Wer fragen kann, was nun bey diesem Dienst vermacht gewesen, ist auf immer unwürdig Armenvater zu seyn; unwürdig selbst des Namens eines Christen, dessen Haupt-Religions-Pflicht darin besteht, nicht etwa den Armen Allmosen zum Branntewein und Kaffee zu geben, — sondern dafür zu sorgen, daß sie mit ihren Händen etwas Gutes schaffen, und dadurch selbst gut werden. — Jene Bürger meldeten sich also bey ihrer Obrigkeit, und baten, man möge ihnen einen Theil dieser schweren obrigkeitlichen Bürde mit zu tragen geben. Die Obrigkeit, welche wohl erkannte, daß **ohne Mitwirkung der bestgesinnten Menschen, eine wahre, gründliche und möglichst vollkommene Verbesserung des Armenwesens**, nichts weiter als eine Chimäre ist, nahm dieses Anerbieten mit Freuden an. Die Stadt ward in so viel Quartiere getheilt, daß jeder Armenvater, welcher einem Quartier vorgesetzt wurde, nur eine so geringe Anzahl armer Familien zu besorgen hatte, daß diese Vorsorge seinen eigenen Geschäfften nicht Abbruch thun, und nur höchstens die Hälfte derjenigen Zeit hinnehmen konnte, welche man sonst den Zerstreuungen und Erholungen zu widmen pflegt. Auch ward niemanden länger als Ein Jahr diese väterliche Vormundschaft angemuthet, wenn er nicht selbst um die Verlängerung derselben nachsuchte. Das thaten aber sehr viele, nachdem sie die süße Belohnung des Bewußtseyns guter

Hand=

längere Zeit bestraft, und endlich, wenn sie sich gar der Unmäßigkeit, der Völlerey oder anderer solcher Unarten schuldig machen sollten, ihnen solche gänzlich entzogen, und keine andere Zuflucht offen gelassen werden, als sich in eines unserer Arbeitshäuser zu begeben, um allda in der Ordnung gehalten zu werden.

Wir haben diese Art der Versorgung unserer alten und bedürftigen Bürger ihrer Vereinigung in ein Spittal vorgezogen, weil wir ihnen den Trost und die Befriedigung nicht entziehen wollten, in dem Schooße ihrer Familien, oder bey Verwandten und Freunden ihre alten Tage zuzubringen und ihr Leben zu schließen. Wir glauben, daß sie auf diese Weise mehr Ruhe, mehr Seelenfriede und mehr wahres Vergnügen genießen werden; und daß noch andere Vortheile dadurch bewirkt werden können. Ein alter Vater, eine alte Großmutter, eine alte Base rc. welche in einem Spittale unnütz und aller Freuden des Lebens beraubt schmachten würden, werden also ihren Kindern die Besorgung und die Erziehung der Ihrigen erleichtern können, und dabey, gleich den reichsten Bürgern, die süßeste Wohllust des hohen Alters genießen, indem sie ihre Nachkömmlingschaft heranwachsen sehen, und indem sie daran arbeiten, dieselbe glücklich und nützlich zu machen. Wir werden deshalben auch, so bald sich die Einkünfte unserer Armenanstalten, durch die Wohlthätigkeit unserer begüterten Bürger oder sonst vermehren werden, jährlich gewisse Gelder dazu bestimmen, solchen armen Greisen, welche noch in ihren alten Tagen, sich in der Rücksicht besonders hervorthun, so wie auch Kindern, Verwandten und Freunden, die ihre alten Aeltern, Verwandte und Freunde besonders wohl behandeln, besondere Wohlthaten zufließen zu lassen. Wir empfehlen in dieser Absicht unsern Armenvorstehern, insbesondere aber unsern Geistlichen, allen Armen nicht nur die Wichtigkeit dieser Pflichten einzuschärfen, sondern auch sie über die Weise zu belehren, wie sie dieselben am besten erfüllen können. Sollten hingegen unsere Armenvorsteher, wider unser Verhoffen, unter unsern Bürgern solche ausgeartete Kinder oder Verwandte antreffen, welche den bey ihnen versorgten Aeltern oder Verwandten, nicht begegneten, wie es die Religion und die Menschlichkeit ihnen vorschreiben, so sollen sie, wenn ihre väterlichen Warnungen bey ihnen fruchtlos gewesen seyn werden, uns dieselben zur verdienten Bestrafung anzeigen.

Alte und bedürftige Leute, welche so

Handlungen empfunden hatten, und selbst sahen, wie weit glücklicher eine zahlreiche Classe von Menschen sey, an deren Besserung sie so großen Antheil hatten. Worin die Beschäfftigungen dieser würdigen Männer bestanden; ergiebt sich aus obiger Verordnung größtentheils selbst; wird aber bey Veranlassung vielleicht noch weiter erzählt werden.

so unglücklich sind, solche unwürdige Verwandten und Kinder oder gar keine Verwandte zu haben, bey denen sie zu leben wünschen; oder deren Kindern der zu ihrer Beherbergung nöthige Platz abgeht; oder deren Kindern ihre Lebensart nicht erlaubt, genug zu Hause zu seyn, und ihnen die nöthige Hülfe zu leisten; solche Personen werden auf ihr Begehren in unsern Krankenhäusern einen bequemen und anständigen Aufenthalt finden. Auch da werden sie Anlaß haben, so lange ihnen noch einige Kräfte übrig bleiben werden, dieselben zur Erleichterung ihrer kranken Brüder zu verwenden, und den Trost Gutes zu thun, so lange sie werden etwas thun können; kostbarer Trost dessen Werth ihnen die Geistlichen dieser Armenhäuser fühlbar zu machen nie versäumen werden.

Siebender Artikel.

Strafe des Bettelns für die Bürger.

Durch die Verfügungen der vorigen Artikel glauben wir für alle Armen unserer Stadt auf eine solche Weise gesorgt zu haben, daß keiner nöthig haben soll, durch ein unanständiges Betteln sich zu entehren und seine Mitbürger zu belästigen.

Sollte aber dem ungeachtet einer selbst, oder durch seine Kinder um seinen Hang zur Schwelgerey und zum Müssiggange zu befriedigen, diesen unwürdigen Beruf treiben; so soll er alsobald den Armenvorstehern seines Kirchspiels angezeigt werden. Wir ersuchen deshalben alle unsere Bürger, und wir befehlen es allen unsern Policeybedienten, sobald sie einen Einwohner unserer Stadt betteln antreffen, denselben den Armenvorstehern bekannt zu machen. Diese werden das erste mal ihn liebreich warnen, ihm die Häßlichkeit seines Betragens und die schädlichen Folgen, die es für ihn und für die Gesellschaft haben muß, begreiflich zu machen, und insonderheit, wenn er seine Kinder zum Betteln anzieht, ihm vorstellen, wie sehr er sich dadurch gegen sie versündige, und wie sehr er Gefahr laufe, sie für ihr ganzes Leben unglücklich zu machen. Wenn die erste liebreiche Warnung fruchtlos seyn wird; so soll eine schärfere, mit Bedrohung obrigkeitlicher Strafe begleitet, darauf folgen. Das dritte mal soll ein solcher fehlbarer dem Policeyrathe angezeigt und auf dessen Verordnung für acht Tage ins Arbeitshaus eingesperrt werden. Jedes wiederholte mal, da ein solcher auf diesem Fehler wird ertappt werden, soll er für doppelt so lang als das letzt vorher gegangene mal im Arbeitshause eingesperrt verbleiben. Und demjenigen, der überwiesen werden wird, seine Kinder zum dritten mal auf das Betteln ausgesandt zu haben, sollen dieselben weggenommen werden; und unsere Armenvorsteher sollen sie auf die oben im vierten Artikel beschriebene Weise versorgen.

Beschluß.

Es ist unser lebhafter Wunsch und un-

unsere ernstliche Meynung, daß diese unsere Verordnung beobachtet, daß ihr von allen unsern Bürgern nachgelebt, und daß sie von unsern obrigkeitlichen Personen und Collegien gehandhabet werde. Sollte aber einer unserer Bürger, es sey nun oder in der Folge der Zeit, glauben, Uns Vorschläge machen zu können, durch welche unsere väterlichen Absichten noch sicherer und vollkommener erreichet werden könnten: so wollen Wir ihn hiemit aufgefordert haben, uns solche durch Eingebung derselben an Unsere Gesetzbewahrer oder auf eine andere Weise bekannt zu machen. Wir werden nicht ermangeln sie in Erwegung zu ziehen, und wenn wir sie verträglich finden werden, sie anzunehmen, und Unser gegenwärtiges Gesetz nach denselben zu verbessern. Indessen aber soll, ehe wir durch ein ausdrücklich kund gemachtes Gesetz, etwas anders werden verordnet haben, dieses mit der äußersten Genauigkeit beobachtet werden.

Gegeben in unserer rechtmäßig zusammenberufenen Versammlung.

Anfrage.

Wenn man die Zeit bedenkt, welche bey dem Schreiben, durch das Eintunken der Feder in die Dinte, und nachher bey Abtrocknung des beschriebenen Papiers verloren geht: so würde es gewiß dem schreibenden Theile der Menschen, welcher leider jetzt so sehr zahlreich ist und seyn muß, zu keinem geringen Vortheil gereichen; wenn eine Art von Bleystiften erfunden würde; welche auf dem Papier die Schwärze und Dauer der Dinte gäben; ohne daß man also einzutunken und abzutrocknen nöthig hätte. Sollte das so unmöglich seyn?

Anzeige.

Es äußert sich in hiesiger Gegend unter den Schafen eine Krankheit, da selbige dicke Köpfe, einen geschwollenen Hals, und zugleich eine Verstopfung bekommen, und woran die allermeisten erkrankten in ziemlicher Menge sterben. Bey Eröffnung etlicher gefallenen Schafe hat man an den innerlichen Theilen wahrgenommen, daß die Lunge ganz trocken und so schlaff, wie ein Läppchen gewesen, sonst aber nichts Außerordentliches daran wahrgenommen. Sollte Jemanden ein sicheres Mittel wider diese Krankheit bekannt seyn; so wird angelegentlichst gebeten, solches in diesen Blättern baldmöglichst bekannt zu machen.

Nienburg.

Hannoverisches Magazin.

4tes Stück.

Montag, den 11ten Januar 1779.

Auszug eines Briefes, den Unterricht der Jugend betreffend.

Folgender Auszug hat mir so merkwürdig, und die Nachahmung der darin erwähnten Anstalt so nützlich und auch so thunlich geschienen, daß ich geglaubt habe, dem Publico einen Dienst zu thun, wenn ich selbigen irgendwo bekannt machte; ich bat daher meinen Freund mir die Abschrift desselben zu erlauben, und mir zu verstatten ihn in ein Wochenblatt einrücken zu dürfen. Es wurde mir beydes bewilligt, und hier ist der Auszug: Als ich gestern bey dem Hrn. von S. zu Mittage aß, der einer der angesehensten Herren in Augsburg ist, so bemerkte ich, daß mit dem Schlage 2 Uhr dessen beyde Söhne, Knaben von 10 bis 13 Jahren, aufstanden. Auf mein Befragen: Wohin die jungen Herren zu gehen gedächten, sagte man mir: Daß die Haus-Akademie angienge. Haus-Akademie das war mir ein ganz fremdes Wort, und ich nahm mir die Freyheit mich bey meinem gütigen Wirthe nach der Bedeutung des Worts zu erkundigen.

Der Herr von S. lächelte und versetzte: Sie werden lachen, wenn Sie hören, daß wir einer in der That sehr nützlichen aber doch nur Privatanstalt, die einige dreyßig Jahre in meinem Hause mit ist, diesen prächtigen Titel einer Akademie beylegen. Vor etwa dreyßig Jahren fanden sich hier unter andern Candidaten, die als Informators bey uns Bürgern standen, vier junge Männer, deren zwey in meiner Familie als Hauslehrer unsere Jugend unterrichteten. Sie waren alle Herzensfreunde, und insgesammt gewissenhafte junge Männer. Unsere Väter forderten, wie wir noch thun, und wie ich glaube, daß es alle Aeltern thun werden, daß ihre Hofmeister ihre Schüler beständig unter Augen hatten, daß sie niemals von ihnen giengen, wenn sie sie nicht vorher den Aeltern, oder sonst einem Verständigen im Hause zugeführt, so daß den Kindern alle Gelegenheit abgeschnitten wäre mit dem Gesinde umzugehen. Denn die besten Leute im Hause sind immer eine gefährliche Gesellschaft für Kinder.

Diese vier Männer erfüllten ihre Pflicht sehr gewissenhaft. Da man aber damals schon nicht mehr so häus-

lich war, wie etwa vor hundert Jahren, und die Aeltern sehr oft Besuche gaben, oder nahmen, folglich auf die Kinder selber nicht viel achten konnten, so verloren die Präceptores alle Zeit, für sich in der Stille zu studiren, – und konnten selten oder gar nicht ihre Freunde und Anverwandte besuchen. Einige nahmen des Nachts ihr Studiren vor, und verlohren dadurch ihre Gesundheit. Und wie nun die Noth allemal erfindsam ist, so fielen sie auf ein Mittel, wodurch sie sich mehr Muße verschafften, und wobey ihre Schüler nichts verlohren. Sie thaten ihren Principalen den Vorschlag: Ob sie nicht erlauben wollten, daß ihre Jugend von ihnen gemeinschaftlich unterrichtet würde; sie überzeugten meinen Vater und seine Freunde so deutlich von den gegenseitigen Vortheilen, daß sie den Vorschlag annahmen, und seitdem bestehet diese Einrichtung noch, und ist immer in unserer Familie geblieben. Die Kinder kommen wechselsweise in unsern Häusern zusammen. Jeder von den Hofmeistern giebt der Akademie täglich zwey Stunden. Die Jugend erhält also einen achtstündlichen Unterricht. Die Lehrer vertheilen unter sich die Lectionen, nachdem Jemand in einer Wissenschaft am stärksten ist, am meisten Neigung dazu hat, und sie mit seinen Absichten am meisten überein kommt. Da er nur täglich zwey Stunden, oder überdem etwa noch eine zu Hause zu unterrichten hat, so erhält er täglich 6 bis 5 Stunden, davon er gänzlich Herr ist, für sich studiren, auf die Lection sich besser vorbereiten, oder seine Freunde und Anverwandte besuchen kann. Eben so groß, vielleicht noch größer ist der Vortheil an Seiten der Jugend und der Aeltern.

Wir erhalten beynahe alle Vortheile, die ein öffentlicher Unterricht vor einem besondern voraus hat, ohne die damit verbundenen Unbequemlichkeiten so sehr zu empfinden. Auch hier findet eine edle Nacheiferung statt. Es giebt keine Cabalen unter den Lehrlingen, die Parthey der Lehrer ist zu stark, es fallen alle Ferien weg, die bey unserer Einrichtung der öffentlichen Schulen für den Schullehrer zwar nöthig und unentbehrlich, aber der Jugend äußerst schädlich sind, als welche dadurch in Unordnung gerathen, den Müssiggang sich angewöhnen, und zu manchem Muthwillen verleitet werden kann. Die Kinder sind in beständiger Aufsicht, die Abwechselung der Lehrer erhält den Schüler munter, was sie hören ist überdacht, – der Lehrer sieht alle Tage die Aeltern, entstandene Unordnungen können sogleich bemerkt und abgethan werden. Aber wenn nun eine von den Familien keine Jugend mehr hat, die sie in die Akademie schikken kann, erwiederte ich, so fürchte ich, die Anstalt wird wie so viele andere nur kurz dauern?

Wenn das nun auch wäre, so kostet die Anstalt ja keinen Pfennig, man verliert also nichts dadurch. Allein bisher hat sich immer eine andere Familie gefunden, die gerne die Aufnahme

me in die Akademie gesucht. Denn Gefahr des Verlusts ist gar nicht dabey, und der Nutzen ist augenscheinlich. Allein wo finden sich, fuhr ich fort, denn immer geschickte Leute, die Stelle eines abgehenden Lehrers zu ersetzen? Dafür lassen wir gemeiniglich die Herren Hofmeister selber sorgen, und ich muß Ihnen sagen, daß wir hier bisher sehr glücklich gewesen sind, und mich deucht, ein Candidat kann mir besser und sicherer einen Hofmeister empfehlen als ein anderer Mann von Ansehn, der den Herrn nur gemeiniglich von außen kennt. Ich muß Ihnen hiebey aber noch dieses sagen: Sie müssen nicht denken, daß die Häuser dabey auf die Ersparung einiger Pistolen sehen. Wir geben, und das ist eine der Hauptbedingungen, jedem Hofmeister so viel, als er sonst erhalten würde, wenn das Institut nicht wäre, wenn er nur die Bedingungen erfüllt, seine Stunden gehörig abwartet, und außer den Schulstunden die Kinder immer unter Augen behält, ja wenn Einer darunter ist, der es nöthig hat, so erlauben wir ihm, daß er auch sonst jemanden eine Stunde geben kann, wenn er nur nichts an unsern Kindern versäumt. Aber wenn einer der Herren nun krank ist? So, fuhr mein gütiger Wirth fort, versieht einer des andern seine Stelle, und ich muß Sie fragen, sagte er weiter, wenn einer von Ihren Hofmeister erkranket, da müssen, ohne daß man es hindern kann, die Kinder versäumt werden.

Aber wenn der Kinder zu viel, oder wenn sie zu ungleich sind, wie machen sie es dann? Selten sind, versetzte mein Freund, Kinder aus vier Familien zu viel. Zu ungleich öfter, und da kömmt es auf eine gute Einrichtung an. Ueberdem werden sich bey jeder guten Anstalt Schwierigkeiten finden, die aber, wenn man nur will, gemeiniglich leicht zu heben stehen, und ich glaube diese sind leicht zu heben. Allein ich muß noch eins fragen, wie machen Sie es mit den Töchtern, die müssen doch auch unterrichtet werden. Er stand eben im Begriff mir auch diese Frage zu beantworten, als unser Gespräch durch die Ankunft eines Fremden unterbrochen wurde. So weit der Auszug. Ich glaube in der That, daß man mit großem Nutzen diese Anstalt nachmachen könne, deren großer Vortheil einleuchtend ist. Freylich kann man nicht wohl einen sich recht passenden Entwurf einer dergleichen Veranstaltung machen, weil er sich auf die Umstände, Absichten, Lage der Aeltern und Kinder beziehen muß; aber er läßt sich alsdann auch leicht machen, und eben so leicht abändern, wenn man diese Umstände weiß. Der größte Nutzen ist noch, daß die Anstalt leicht kann übersehen werden? Und wenn sie einerwärts in den Gang käme, was für andere Erleichterungen in dem Erziehungswesen könnte sie verschaffen! Man sieht, eine solche Privatanstalt ist nur in großen Städten möglich, wo viele Candidaten sind. Das ist aber kein Einwurf wider selbige. Der Nutzen einer Sache läßt sich ausbreiten.

ten. Wie sollte an einem kleinen Orte, wo angesehene Familien Hauslehrer halten, nicht auch so was bewirkt werden können? Es ist immer etwas, wenn so viel geschieht, als geschehen kann.

Es ist fast unmöglich, daß auch der geschickteste Hofmeister seinen Zöglingen alles das lehren kann, was die Jugend jezo lernet. Durch solchen Zusammentritt kann allerdings viel bewirkt werden. Ich möchte wohl einsichtsvoller Männer Meynung über diese Sache hören. Ob die Sache nüzlich sey? darüber glaube ich wird wenig Zweifel entstehen; doch ists gut, wenn man auch hier die Gedanken anderer davon wüßte. Schwierigkeiten werden sich finden, denn sie finden sich bey allen neuen Anstalten, und sie sind es, die die Menschen abhalten sie auszuführen, wenn gleich ihre Möglichkeit, ja Nothwendigkeit durchgehends eingesehen wird. Daher gehört immer ein gewisser Grad von Enthusiasmus dazu, wenn etwas neues soll begonnen werden, und wir haben dem Enthusiasmus viel Gutes zu danken; denn obgleich die Beginner einer Anstalt selten das Glück haben ihr Werk auszuführen, und dieses Glück kältern Menschen vorbehalten ist, so kann und muß dieses in unserer Welt so seyn, – und Basedows Unternehmen hat gewiß den Dank des neunzehnten Jahrhunderts zu erwarten, ob er es gleich nicht war, der einen allgemeinen bessern Unterricht wirklich bewirkte.

Schreiben eines Schulmeisters.

Hochedler Herr,

Man hat mir gesagt, wie es denn auch der Augenschein lehrt, daß Sie gerne gemeinnützige Sachen in ihr Intelligenzblatt einzurücken belieben. Ich habe dannenhero nicht ermangeln wollen, Euro Hochedlen folgendes einzuschicken, welches ich gewissen Leuten gerne insinuiren und eröffnen wollte, und mit Sicherheit nicht thun kann. Ich bin Schulmeister in einer nahmhaften Stadt in einem gewissen benachbarten Lande, und wie ich in der That und in der Wahrheit versichern kann, bin ich keiner von denen, die nur das Geld meynen, und sich um die Profectus der ihnen anvertrauten Jugend wenig bekümmern. Nein so bin ich nicht, – ich mache mir eine Ehre und eine Freude daraus, wenn meine Scholaren etwas rechts lernen, und kann auch ohne Ruhm melden, daß ich manches tüchtige Subject gezogen habe. Destomehr schmerzt es mich aber, wenn mir bey dieser guten Absicht allerley in den Weg gelegt wird. Und hier habe ich am meisten über die respectiven Aeltern meiner Schuljugend zu klagen.

Meine Kinder kämen gerne ohne arg daraus zu haben in die Schule, wenn sie nur nicht wüßten, daß man auch nicht in die Schule kommen könnte. Wüßten sie, und meynten sie, es müßte so seyn, – so würden sie ohne Beden-

ken

ken, und willig kommen. Was ist es aber, daß sie das nun nicht meynen? wer ist Schuld daran? Unter uns, Niemand als die Aeltern. Lieber Gott, daß man nicht alles sagen darf als man wohl wollte und sagen könnte. Aber da sind noch andere Schulmeister die lassen sich alles gefallen, wenn sie nur ihr Schulgeld kriegen, so ist alles gut. Würde ich mich nun rühren, so würden die respectiven Aeltern mir meine Schüler nehmen, und so müßte ich mit meiner Frau und Kindern verhungern. Unterdessen habe ich schon lange darauf studirt und nachgedacht, was ich etwa den Aeltern sagen sollte, wenn ich sagen dürfte, – denn das kann ich sagen, es sind verständige Leute, die, wenn Sie nur belieben die Sache in Erwegung zu ziehen, selber begreifen und einsehen würden, welchen großen Schaden sie ihren lieben Kindern thun, wenn sie selbige aus der Schule zurückbehalten, und da ich das so ausgedacht habe, dachte ich, es ist doch Schade, daß das die Leute nicht wissen sollten, und da dachte ich, du sollst es nach Hannover an den Herrn schicken, der über das Intelligenzblatt zu sagen hat, und ihn höchlich bitten, meine mühsame Ausarbeitung dem respectiven Publico, und also auch den Aeltern meiner Schuljugend bekannt zu machen, denn auch ihr Intelligenzblatt, wie sie es nennen, wird hiesiges Orts gelesen.

Ach Hochedler Herr, wie werde ich mich freuen, wenn ich in kurzem meine Elaboration und Ausarbeitung werde zu lesen bekommen, und wenn ich sehen werde, daß meine Jugend, Knaben und Mägde, fleißiger erscheinen, ich werde mich nichts merken lassen, daß ich der respective Verfasser bin, denn um zeitliche Ehre ist es mir nicht zu thun.

Nun dann und vors erste sage ich, daß meine Vorstellung nicht blutarme Leute betrifft, die Arbeits halber ihre erwachsene Kinder nicht schicken; im Hauswesen ist viel zu thun, wer das weiß, wird mit den Leuten ins gleiche sehen, und fünfe gerade seyn lassen. Aber, lieben Leute, des Winters, und wenn eure Kinder auch des Sommers nichts höchst nöthiges zu thun haben, dann müßt ihr sie schicken, und dann müßt ihr mir das Leben, und meinen Collegen nicht zu sauer machen. Da vergessen die Jungens und die Mädchens des Sommers über sogar das Lesen, und das soll ich sie nun sogleich wieder lehren, und wenn das nun nicht angeht, und der Bube vor dem Pastor und Superintendenten nicht lesen kann, so heißt es, der Knabe ist doch so lange in die Schule gegangen. Ja in die Schule gegangen ist er, – aber wie? das sagt ihr nicht.

Wollt ihr und müßt ihr eure Kinder brauchen, so müßt ihr auch darnach sehen, daß sie Lesen und Beten nicht verlernen. Das könnt ihr des Abends beym Feyerabend thun, da kriegt eure Kinder vor, laßt sie den kleinen Catechismus hübsch beten, laßt sie das Evangelium und die Epistel und sonst hübsche Gesänge lesen, das ist eure Pflicht, die Kinder werden sehen, daß

 ihr

ihr aus Gottes Wort etwas macht, – und ihr werdet euch auch im Lesen und Beten üben.

Mein Hauptabsehen ist auf solche Aeltern meiner Knaben und Mägde, die andrer Ursachen willen, nicht aus Noth, aus der Schule bleiben; und damit Euro Hochedlen sehen, daß ich nicht ohne Noth klage, so will ich hier etwas aus meinem Diario hersetzen.

Des Herrn Stadtschreibers Sohn blieb die halbe Woche zurück, weil sie hatten Fremde gehabt.

Des Herrn Stadtschreibers Sohn ist mit seinen resp. Aeltern 14 Tage verreist gewesen, NB. sie wollten nur 8 Tage ausbleiben.

Des Herrn Stadtschreibers Sohn gab heute Nachmittag (es war Donnerstag) Visiten an des Zolleinnehmers Kinder.

Des Herrn Stadtschreibers Sohn war heute zur Kindtaufe, des Morgens ließ er sich frisiren. Es war Dienstag.

Des Herrn Stadtschreibers Sohn war 3 Tage krank, weil er zu viel Kuchen gegessen, nemlich Mittwoch, Donnerstags und Freytags.

Sonnabend blieb des Herrn Stadtschreibers Sohn zurück, weil er die ganze Woche so nicht in die Schule gewesen.

Des Herrn Stadtschreibers Sohn blieb Montags und Dienstags aus, weil er Rhabarber nahm wegen des Kuchens.

Des Herrn Stadtschreibers Sohn blieb Donnerstags zurück, weil er mit seinen resp. Aeltern zur Musterung des löbl. Regiments gefahren war.

Des Herrn Stadtschreibers Sohn blieb Freytags aus, weil er keine Schuhe hatte.

Den Montag, – weil ihm der Kopf wehe that.

Diese Woche blieb des Hrn. Stadtschreibers Sohn 3 Tage zurück, weil er mit seinem Herrn Vater auf eine Commißion war.

Ich mag nicht weitläuftig seyn, da ich ohnedem die Kürze liebe, und Ihnen das Verzeichniß meiner andern Scholaren nicht hersetzen, noch die kleinen Versäumnisse erwähnen, wenn die Kinder zu spät kamen, indem sie zu spät aufgestanden, da sie Abends vorher Fremde gehabt und zu spät zu Bette gegangen, oder Nachmittags zu spät vom Tische gekommen, oder aus der Schule geholt worden, welches ihnen öfter Papa und Mama versprochen, da lauert denn das Kind, ob nicht die Magd kommt und es abhole, hört, sieht sonst nicht. O Aeltern! o Aeltern!

Jeder hat Ursachen, warum er nicht in die Schule kommen kann.

Nun komme ich zu meiner Abhandlung, woraus man sehen kann, daß ich in vielen Dingen mit dem berühmten Loccius, der ein großer Schulmann in England muß gewesen seyn, übereinstimmend bin.

1) Wenn Aeltern ihre Kinder bey jeder wohl zu vermeidenden Gelegenheit aus der Schule zurück behalten, so können die Kinder nichts lernen, sie versäumen die fortlaufende Lection, und verstehen die nicht, die nun bey ihrem Wiederkommen vorkömmt.

NB. Der Friseur wird ihnen den Scha-

Schaden nicht ersetzen, auch das viele Kucheneſſen, die Viſiten und Luſtreiſen nicht, und ſie werden einſt, aber nicht über mich ſchreyen, o Iupiter annos mihi refer redactos.

2) Wenn die Kinder ſehen, daß ihre Aeltern ſie bey jeden nichtigen Gelegenheiten von der Schule zurück halten, ſo werden ſie das Lernen, welches doch die Hauptſache der Jugend ſeyn ſollte und iſt, für eine ſchlechte und geringe Nebenſache halten. Viſiten und Kucheneſſen, und ſich friſiren laſſen, und die Muſterung ſehen, wird ihnen wichtiger ſcheinen, darüber werden ſie das Nöthige verſäumen, ſie denken, unſere Aeltern müſſens wiſſen, es iſt ſo nöthig nicht, ſie ſind auch groß geworden, ja groß, aber ꝛc. ꝛc.

3) Loccius ſagt gar ſchön einerwärts, oder wenn er es nicht ſagt, ſo ſagts ein andrer, (denn ich habe von dem ſeligen Informator des Hrn. Superintendentens verſchiedene in das Erziehungsweſen gehörige Bücher geliehen.). Nun ſagt er: Das Bedürfniß der Jugend iſt Gedankenſammlung. Alles was ſelbige zerſtreut iſt pſychologiſch betrachtet, (was er damit ſagen wollte, weiß ich nicht,) der Jugeud äußerſt ſchädlich. – Das Vergnügen der Jugend ſoll nicht an die Gränzen der Zerſtreuung kommen. Vergnügen das die Jugend zu ſehr zerſtreuet iſt Gift, das in der Folge vielleicht ſpät wirken wird. Der in Zerſtreuungen erzogene Knabe wird ſchwerlich ein guter nützlicher Mann ꝛc. Ob ich nun zwar nicht alles ſo verſtehe, was der ohnſtreitig gelehrte Mann damit ſagen will, ſo iſt doch ſo viel gewiß, wie es denn auch meine Herren Collegen werden bemerkt haben, daß unter unſern ſauren Tagen der liebe Montag allemal der ſäuerſte iſt, da iſts ſichtbar, daß ihnen der Sonntag noch im Kopfe ſteckt. Daher, ſo bald ich das merkte, ich darnach ſah, daß meine eigene Soboles und Kinder den lieben Sonntag über nicht ganz müßig ſind.

Nun wo war ich? Ja, ich fahre fort, meine Ausarbeitung über den Schaden des nachläßigen Schulgehens der Bürger- und Bauerkinder zu erwähnen. Die Adelichen gehen mir nichts an, und die Junker, die ich zuweilen ſehe, gehen auch ſo artig, daß ſie alle ſehr geſchickt, und folglich fleißig ſeyn müſſen.

4) Sollen endlich, und wollen endlich die Kinder ſelber etwas lernen, und laſſen ſie es ſich angelegen ſeyn, lieber Gott! wie ſauer wird es ihnen denn werden.

O liebe Aeltern, kommt nur mal in meine Schule und ſehet die Arbeit an, wie ſauer ich mein Brodt verdiene, und wie ich mich mit Kindern zerarbeite die ſchlecht in die Schule kamen, und nun ſollen confirmirt und vorgeſtellt werden. Die Furcht vom Herrn Superintendenten abgewieſen zu werden, macht, daß ſie nun ſelber gerne lernen wollen und nun können ſie nicht, – dann kommen ſie das letzte halbe Jahr ziemlich fleißig, und da ſoll man ſie alles lehren, das geht nicht an.

5) Kinder die ſchlecht in die Schule gehen, und ſich in der Folge nun angreifen, können bey aller Mühe die ſie ſich ge-

geben, nicht zu dem Erkenntniß als andere kommen, und, es mit einem Schulkunstworte auszudrücken, sie bleiben Stümper ihr Lebelang.

6) Des Herrn Superintendenten Informator seliger fügte, wenn wir bey einer Pfeife Taback so bey einander saßen, und den Weltlauf erwegten, dann noch hinzu: Lieber Herr N. sagte er, der Schaden von der unverantwortlichen Nachläßigkeit mit der die Aeltern ihre Kinder in die Schule schicken, dauert durch der armen Jugend ganzes Leben. Sie gewöhnen sich zu der Unordnung und Nachläßigkeit an, thun alles nur so obenhin, nichts gewissenhaft, sehen, (denn sie wurden dazu erzogen,) beständig auf ihr Vergnügen, nicht auf ihre Pflicht. Ihre Pflicht bleibt ihnen immer unangenehmer Zwang. Lernen nie die hohe Weisheit in ihren Amts- und Berufspflichten ihr Vergnügen zu finden. Wenn wir so dem Verfall der Familien nachgehen, ihre meisten Unfälle finden wir in ihrer mangelhaften Erziehung. Der fürstliche Einnehmer, der seinen Landesherrn um Tausende jetzo betrogen, und nun im Schloß sitzt, wurde von seinen Aeltern in früher Jugend zu allen Vergnügen mitgenommen. Er hielt seine Vergnügen für seine Bestimmung. Die Schule ward ihm Zwang, ihn ward Unordnung in Geschäfften gelehrt, anhaltende Beschäfftigungen ekelten ihm an. Nun wurden ihm Herrn-Gelder anvertraut. Gewohnt mit dem edelsten was uns Gott gegeben, mit der Zeit, liederlich umzugehen, gieng er so mit seines Fürsten Geldern um. Gewöhnt als Kind, alle Vergnügen zu genießen, glaubte er, er hätte ein Recht, es müßte so seyn, daß er sie auch als Mann genösse. So gehts, fuhr er fort, mit den Kaufleuten und andern die Banquerout machen, die meisten legen dazu den Grund in der Jugend. Er sagte noch viel mehr, aber das soll wohl liegen, wo es liegt, denn ich habe viel davon aufgeschrieben, ich glaube, daß er vor Aerger gestorben ist. Er war 36 Jahr alt, und sollte eben durch Vorsprache des Hrn. Superintendentens der große Stücke auf ihn hielt, befördert werden. Er war bey vielen Herrschaften als Informator gewesen, die ihn wohl hätten befördern können, allein wie er sagte, hatte er sich die Grille in den Kopf gesetzt, alle seine Schüler was zu lehren, darüber hätte er sich bald mit einer gnädigen Frau, wie er sagte, bald mit einer Tante, bald Cousine entzweyet. Ich könnte Ihnen noch weit mehr sagen, Hochedler Herr, aber da mein Sendschreiben schier zu lang werden will, so denke ich, es ist auch für diesmal genug, oder wie das Sprichwort lautet: Sapienti sat.

Hannoverisches Magazin.

5tes Stück.

Freytag, den 15ten Januar 1779.

Wodurch mag ein Dorf von der Viehseuche befreyet bleiben?

Der Fall ist da. In hiesiger Nähe liegt eins, das, so lange man weiß, nie ein Viehsterben erfahren hat, da doch beynahe alle umliegende, zum Theil mehr als einmal, hart dadurch gelitten haben. Ich will es nennen, so bald auf die Richtigkeit der Thatsache etwas ankömmt; hoffe indeß, daß es in andern Gegenden eben solche Oerter giebt. Dies voraus gesetzt, wird es eine wichtige Frage: was mag wohl einen Ort, der unter so vielen allein vom Viehsterben verschont bleibt, davor sichern? Das Unglück der Seuche ist so groß, daß man die Beantwortung dieser Frage durchaus versuchen muß. Ganz unerfindlich kann sie kaum seyn, diese Beantwortung, da sie unstreitig aus natürlichen Ursachen zu schöpfen steht, die vielfältig so tief, als sie gesucht werden, nicht liegen. Sie nicht treffen, ist keine Schande; vielleicht trifft sie, wer die, welche ich vorlegen will, widerlegt. Wenn sie getroffen wird, und nur von mehr Oertern angewandt werden kann!

Ich will zuvörderst die Ursachen anführen, auf welche man aus Wahrscheinlichkeiten und ohne Ortskunde zuerst fallen möchte, und dann die Vermuthung über den eigentlichen Ursprung dieses Vorzugs vortragen. Aufmerksame Landwirthe und Beobachter mögen darüber richten!

Die Weide dieses Orts, den noch kein Viehsterben getroffen, ist ohne Zweifel das erste, dem man diese Befreyung zuschreiben möchte. Ich will sie beschreiben. Das Hornvieh geht dort bis gegen Johannis auf ein Paar Wiesen, und erwartet da den Anwachs des Grases im Holze. Dann wird es Vormittags ins Holz, und gemeiniglich Nachmittags auf einen ziemlich dürftigen Anger getrieben, bis es in den Stoppel kommen kann. Von dieser Zeit wechselt die Weide im Stoppel, auf den wieder geöffneten Wiesen, im Holze und auf dem Anger ab. Es sind im ganzen Sommer nur wenige Tage, da das Vieh draußen satt hat, übrigens muß es täglich noch zu Hause mit Grase, Wickfutter, Klee, oder was sonst anzuschaffen ist, gefuttert werden. In dieser Weide wird wohl

kein Haushalter den Grund sehen, aus welchem dies Vieh von der Seuche befreyt bleibt. Es ist eine gewöhnliche, und daß sie mager ist, hat sie auch mit vielen andern Orten gemein. Die Kräuter und Grasarten kann ich nicht verzeichnen; es ist mir keins vorgekommen, das hier häufig und anderwärts selten, oder vermögend wäre, der Seuche zu widerstehen; wie man denn auch, meines Wissens, in diesem oder jenem häufig wachsenden Kraute noch die Sicherheit vor der Seuche nicht gesucht hat, ob ich es gleich nicht bestreiten möchte, wenn man ein häufig wachsendes Kraut an einem Orte, wo nie ein Viehsterben gewesen, für ein Verwahrungsmittel ansehen wollte. Nur dächte ich, dies Mittel wäre schon längst bemerkt, schon längst bekannt gemacht und ausgebreitet worden.

Das nächste, worauf man rathen dürfte, möchte wohl die Lage des befreyeten Orts seyn. Ich wäre selbst darauf gefallen, wenn er sich dadurch vor der Nachbarschaft, der das Vieh gestorben, auszeichnete. Es liegen aber mit ihm gleich, höher und niedriger, Dörfer, die sein Glück nicht haben, und ich wüßte im geringsten nichts anzugeben, was die Lage seines Holzes, seiner Aecker, Wiesen und Aenger vor der Nachbarschaft voraus hätte. Es kann wohl seyn, daß ein zwischen Bergen tief auf sumpfigem Boden liegender Ort am ersten, am öftersten sein Vieh verliert, und der Harz es nie verliert; mein Ort hat aber jene ungünstige Lage nicht, und die von dieser Seite günstige nicht, er liegt größtentheils auf einer Ebene, und hat einige sanfte, und eine etwas beträchtliche Anhöhe in seinem Bezirke, wie mehrere da herum und anderwärts haben.

So ist es vielleicht die Winterfütterung und Wartung, wodurch er sein Vieh erhält. – Könnte seyn, wenn es sich durch andere Erfahrungen bestätigte, daß ein sehr mageres Futter und halbe Vernachläßigung vor der Seuche schützte. Denn hier wird Rocken- und Erbsenstroh, auch zuweilen etwas Heu durch einander geschnitten, nachdem das Rübekraut verzehrt ist, und was etwa von Rüben geerntet und vor dem Froste bewahrt ist. Den milchgewordenen Kühen wird noch wohl das Wasser mit grobem Mehle oder Gerstenschrote verbessert. Dies ist ihre ganze Winterpflege, wobey das Vieh, dem das dürftige Futter klein genug geschnitten, ordentlich und hinlänglich gereicht, auch zuweilen Oelkuchenwasser vorgehalten wird, noch ziemlich bey Kräften bleibt, das aber, dem auch diese Wartung nicht wiederfährt, so verfällt, daß es im Frühjahre kaum der Heerde folgen kann. Schwerlich wird man diese Behandlung des Viehes für das Mittel erkennen, das ihm die Seuche abwehrt. Ich bin zwar nicht in Abrede, daß sie bey Strohfutter nicht leicht entstehen wird. Ungesunde Dünste, wovon sie ihren Ursprung wahrscheinlich empfängt, pflegen auf den niedrigern, feuchtern Wiesen eher häufiger, nachtheiliger, als auf den höhern, trocknern Aeckern zu herr-

herrschen, können sich an dem ruhiger stehenden Grashalm ehe festsetzen, als an dem mehr geschüttelten und äußerlich gewöhnlich trocknern Kornhalme, und werden von diesem beym Dreschen abgeschlagen, von jenem nicht. Es kann also gar wohl seyn, daß die Winterfütterung mit Heu die Seuche gebiehrt, oder zum Ausbruch befördert, wenn die Anlage dazu in der Sommerweide bereits gemacht ist, oder wenigstens zur leichtern Annahme derselben das Vieh vorbereitet; und es kann mithin wohl seyn, daß Vieh mit Stroh genährt der Gefahr zu erkranken und angesteckt zu werden viel weniger unterworfen ist. Doch wird dies **Vielleicht**, diese Wahrscheinlichkeit, so weit man sie auch treiben möchte, die ungleich stärkere Heufütterung, wo man sie dem Viehe geben kann, nicht verdrengen, und keine Strohfütterung einführen können, wo man Stroh nicht genug, Heu aber hinlänglich erntet. Etwas möchte also wohl zur Entfernung der Seuche die Strohfütterung beytragen, viel kann es aber nicht seyn, weil sie in der Nachbarschaft, wo eben so gefüttert wird, mehr wie einmal geherrscht hat.

Die Art des Viehes wäre das letzte, was man für eine Vertheidigung gegen die Seuche etwa halten könnte. Es widerlegt sich aber gleich aus folgendem Vorfalle. Als eines Jahrs an diesem von der Seuche befreyeten Orte kein Kälberhirt gehalten, und die Kälber daher auf der Nachbarschaft hie und da in die Weide gethan wurden, und die Seuche irgendwo ausbrach: so waren die dahin in die Weide geschickte Kälber mit von den ersten, welche erkrankten und fielen. Nicht die Natur des Viehes, sondern ein gewisser Vorzug des Orts mußte es schützen; so bald es den verließ, kam es in Gefahr, kam es um, was da blieb, blieb befreyet. Das Vieh ist mit dem auf der Nachbarschaft von gleicher Art, nicht ganz klein, aber auch weit unter dem schweren, ergiebigen Viehe, wie man aus der Weide und Fütterung schon abgenommen haben wird. Alle Jahre mag der Ort anders woher kaufen, anders wohin verkaufen, sein Vieh stirbt anderswo, wenn da die Seuche ausbricht, und noch nie hat ein fremdes die Seuche hieher verschleppt. Ist der Vorfall nicht der Aufmerksamkeit werth? Ist er sonst nirgend; oder nie bemerkt und bekannt gemacht; oder nie untersucht? Diese Frage gilt die, welche in Schriften und Bekanntmachungen dieser Art belesener sind, und auf Vorfälle dieser Art aufmerksamer seyn sollten.

Hier ist, was ich über diesen Umstand bislang gehört und geglaubt habe! Wer sich in der Lage befindet, darauf achten zu müssen, untersuche es. Ich will ihm beytreten, so bald er mich richtiger belehrt.

Als ich den Vorzug des Orts, noch nie Viehsterben erfahren zu haben, hörte, fragte ich den damaligen alten Hirten um seine Meynung darüber. Beyläufig: sollte man nicht diese Leute zuerst fragen? Hat man sie auch wohl,

 als

als das Uebel unsere Gegenden zuerst ergriff, zuerst gefragt, woher es wohl rühren, warum es hier mehr, hier öfter als dort wüthen, wie ihm wohl gewehrt werden möchte? Zieht man sie noch wohl zu Rathe? Nicht? Die möchten nichts von ihrem Viehe verstehen, die hinter der Heerde groß und grau geworden sind? Gelehrte verstünden das nur, Gelehrte? So gar diese Gelehrte? – Geheilt müßte sie nur werden, und eingepfropft, abgewandt könne sie nicht werden? Nun, so lege man denn das Blatt nieder; was folgt, ist ja nur der Einfall eines alten Hirten, und dessen Bestätigung und dessen Empfehlung.

Es war ein achtzigjähriger Greis, und er war von Kindheit an Hirte gewesen, den ich um seine Meynung fragte, warum unser Ort mit dem Viehsterben von je her verschont geblieben? Dies Glück, sagte er nicht zweifelhaft oder vermuthungsweise, sondern ganz zuversichtlich, als wenn er aus vieljährigen, genauen Beobachtungen geschöpft und richtig gefolgert hätte, dies Glück hat das Dorf seinem Bache zu danken, aus welchem sich das Vieh im Sommer wenigstens täglich satt trinken kann. Man halte meine Nachfolger an, daß sie täglich etliche mal das Vieh an unsern Bach treiben, und ihm Zeit lassen, zu saufen wie viel sie wollen, so wird sie keine Seuche ergreifen. Sollte dies, wandte ich ein, allein hinlänglich seyn, ein so großes Unglück abzuwenden? Ich halte es auch für gut, aber für hinlänglich kann ich es allein nicht ansehen. Es ist hinlänglich, ganz allein hinlänglich, erwiederte der Alte, und gieng der Heerde zu.

Und ich? Was sollte ich anders thun, als der Quelle des Bachs nachzugehen, hier dem zu danken, der Brunnen quellen läßt in den Gründen, daß die Wasser zwischen den Bergen hinfließen, und jener so zuversichtlichen Behauptung nachzuspüren. Hier ist, was sie mir sehr wahrscheinlich macht.

Der Bach fließt von diesem Orte an Wiesen und in den Teich eines andern, dessen Vieh im Sommer nur zuweilen, wenn es in der Nähe weidet, im Winter aber täglich aus diesem Teiche säuft. Von da zieht er sich in die Grenzen eines dritten, dessen Vieh ihn also im Sommer auch häufig genießt, im Winter aber gar nicht, weil das Dorf zu weit davon abliegt. Den Bezirk eines vierten berührt er zwar auch noch, ehe er sich in einen Fluß ergießt, hat hier aber ein so tiefes Bette, daß ihn das Vieh nicht wohl erreichen kann. Unser Vieh trinkt ihn, so oft es beynahe ausgeht; im Winter aber wird nur das auf den Höfen, die ihm nahe liegen, daraus geträukt, das auf den entferntern wird nicht dahin getrieben, sondern von dem Wasser des Hofes versorgt.

Dies ist der Gang und Gebrauch des Bachs, den der Alte für so wohlthätig ausgab. Die erste Prüfung dieses Vorgebens war nun wohl die Nachfrage, ob die drey folgenden Oer-

ter auch von der Seuche befreyet blieben. Von dem ersten, wo er in einen Teich fällt und die Wintertränke verschafft, ward es gleich allgemein bezeugt, daß der Ort ein Viehsterben erlitten. Von dem zweyten, dessen Vieh ihn nur gelegentlich im Sommer trinkt, und wegen Entlegenheit des Dorfs im Winter niemals, erhielt ich dieselbe Versicherung, daß es keine Seuche kenne. Hier schien mir die Wirkung zu groß, ich erkundigte mich weiter und sah, daß dies auf und an verschiedenen Bergen belegene Dorf zwischen seinen Höfen mehr denn Eine Quelle hatte, die den größten Theil seines Viehes Jahr aus Jahr ein tränken konnte. Nun der dritte Ort, der unsers Bachs zuletzt und wenig geneußt, dessen Vieh die meiste Zeit aus dem Strome säuft! Er ist nicht frey von der Seuche, sondern hat vielmehr hart dadurch gelitten; er war es, wo, wie schon erzählt, unsere Kälber, die in die Weide dahin geschickt wurden, fielen. Unter allen hier herum liegenden Dörfern ist keins, das mit dem Viehsterben verschont geblieben, als die drey, welche eines Bachs, oder etwa eines ähnlichen genießen. Sollte diese Erfahrung nicht verpflichten, der Behauptung eines, meyne ich, befugten Richters Beyfall zu geben? nicht um so vielmehr Beyfall zu geben, da nicht leicht sonst etwas Eigenthümliches oder Vorzügliches aufzufinden steht, dem diese Wohlthat zuzuschreiben wäre? Wer diesen Ursprung tiefer oder höher suchen will, hat seine Freyheit: ich bleibe gern bey einer, von einem präsumtiven Sachverständigen angegebenen, durch die Erfahrung bestätigten, und wohl gar begreiflichen Ursach stehen.

Begreiflichen? wird man vielleicht sagen; wer begreift, wie Bachwasser der Viehseuche wehren kann! Ich will erzählen, wie ich es mir begreiflich mache; wen es nicht befriediget, geht weiter. Das Wasser unsers Bachs ist sehr weich und warm. Es löst die Hülsenfrüchte überaus leicht auf, und die Seife schäumt darin vorzüglich. Von seiner auflösenden Kraft mögen noch folgende Erfahrungen zeugen. Ich rieth einigen armen jungen Leuten, die das Fieber hatten, und gestanden sich den Magen überladen zu haben, in einem Maaße ihres Bachwassers eine gute Prise Kochsalz zergehen zu lassen, hievon reichlich zu trinken und kärglich zu essen. Sie thaten es und verloren das Fieber. Sie thaten wenigstens das erste, das weiß ich gewiß; das letzte, dessen Wirksamkeit in diesem Falle bekannt ist, mag von einem Jünglinge auf dem Lande, der stark zu essen gewohnt und stark zu arbeiten gezwungen ist, selten beobachtet werden. Unser Bach ist so warm, daß er einen mäßigen Frost ganz verachtet, der strengste, den ich erlebt habe, bedeckte seine Oberfläche mit Eise, und darunter floß er, ob er gleich hier an vielen Stellen keinen Fuß Tiefe hat.

Vieh, das ein weiches, warmes Wasser hinlänglich säuft, muß nicht leicht erkranken, weil es durch dessen

Hülfe leicht und gänzlich verdauet. Vieh, das täglich, wenigstens für den größten Theil des Jahrs, an oder durch einen Bach getrieben wird, wo das stärkere das schwächere nicht abstößt, und jedes Stück seinen ganzen Durst gemächlich löschen kann, solches Vieh kann füglich die Menge seiner Nahrungsmittel verdauen, wenn es das andere nicht kann, das von stärkern an eine schmale Tränke nicht gelassen, oder im Saufen, vor der Sättigung, gestört und erschreckt, oder im Winter, da es fast eitel trockenes Futter frißt, mit eiskaltem, wenigerm Brunnenwasser nicht hinlänglich getränkt wird. Ich glaube, man wird es so unbegreiflich nicht finden, daß Vieh nicht leicht erkrankt, nicht leicht angesteckt wird, wenn es bey hinlänglichem, weichem und warmem Wasser gut und völlig verdauet.

Wie kann dieser Umstand nun aber der leidigen Seuche wehren, die so manche Heerde bereits gestürzt hat? Ich glaube es erklären zu können, wenn man annimmt, daß sie von ungesunden Dünsten entsteht, die sich an das Gras hängen, durch Mangel an gutem Wasser zum Ausbruch kommt, und da am ersten ansteckt, wo jene Dünste und dieser Mangel waren, hier am wenigsten ansteckt, wo es dem Viehe an gutem Wasser nicht fehlt. Einen strengen Beweis kann ich von dieser Voraussetzung nicht führen; er ist in der ganzen Sache vielleicht nicht möglich, wenigstens, so viel ich weiß, noch nirgend geführt. Daß es ungesunde Dünste, stinkende Nebel giebt, ist Erfahrung. Das Gras nimmt sie mehr an, als der Kornhalm, wie sich leicht erklären läßt. Die schädlichen Dünste sind häufiger im Herbste und Frühlinge als im Sommer. Im Herbste steht kein Korn mehr, und was sich an den jungen Rocken legt, spült der Winter ab, wie das Korn im Frühjahre auch noch selten und von ganz anderer Gestalt ist, als worin es dem Viehe zu Theile wird. Das Gras leidet zu wenig Bewegung, steht zu dicht, und wird nicht gedroschen, um die angenommenen Dünste wieder ablegen zu können. Wo es wächst, in feuchten Thälern, da pflegen die Dünste am häufigsten, am schädlichsten zu seyn, am meisten nieder zu fallen, weil sie der Wind und die Sonne so bald nicht zerstreuen können. Es werden daher seltene Jahre seyn, worin das Vieh mit dem Grase auf der Weide und mit dem Heue vom Boden nichts ungesundes einfräße. Und was setzt man dem entgegen? Medicin, wenn es schon erkranket? Ich rathe zum häufigen Gebrauch eines klaren, weichen, warmen Wassers, das so vieles verschlucken kann, je weniger es fremde Theile hat, so leicht durch alle Gefäße dringt, so scharf um sich her abspült. Wo das Vieh dies Wasser findet und nach seinem eigenen Gefühl hinlänglich ungehindert verschlucken kann, da läßt sich schon begreifen, daß ihm das mit dem Grase oder Heue verzehrte, oder aus der Luft eingesogene Ungesunde nicht leicht schaden kann.

Rührt demnach die Seuche von schädlichen Dünsten, so wird sie sich da nicht anspinnen können, wo sie das Thier in gutem Wasser gleich wieder ersäufen kann; und es ist mir ganz wahrscheinlich, daß die bloße Güte und der reichliche Gebrauch des Wassers allein vermögend ist, das Viehsterben von einem Orte immer abzuwenden.

Andere Beobachter geben schädlichen Dünsten wenig oder gar keine Schuld, alle Schuld aber der zu wenigen Tränkung des Viehes beym trocknen Futter im Winter, und bey sehr trockener und heißer Witterung im Sommer a). Ich halte dies schädlich, und böse Dünste auch. Es läßt sich begreifen, daß die Menge von trocknem Futter oder unsaftigem Grase, die das Vieh verzehrt, eine große Menge von Wasser erfodert, wenn es zum Verdauen feucht genug werden soll, und gutes, auflösendes Wasser erfodert, wenn es verdauet und nicht schädlich werden soll. Wirkte dies die Menge allein, so wäre zu vermuthen, daß die an Flüssen belegene Dörfer, und besonders die ihnen am nächsten liegende Höfe, die es doch hoffentlich ihrem Viehe nicht wehren, und auch im Winter erleichtern werden zu saufen was es will, daß die von der Seuche befreyet blieben. Es ist aber wider die Erfahrung. Sie leiden mit, leiden wohl gar öfter und härter. Bey dem letzten Durchzuge der Seuche in hiesigen Gegenden litten nur drey Oerter, und in dem einen hart an einem Strome liegenden nur einer der größten und dem Wasser mit am nächsten liegenden Hofe, dessen Besitzer versicherte, daß sein Vieh am reichlichsten im Dorfe getränkt würde, weil es sich, so oft es auf dem Hofe wäre, selbst tränken könnte, so reichlich es wollte. Schützt demnach die Menge des Wassers, wo sie das Vieh haben kann, vor der Seuche nicht, so muß es, wo es verschont bleibt, durch die Güte des Wassers verschont bleiben; und es scheint wiederum ganz so, daß sie allein dem Unglücke wehre, auch die Seuche, die von unverdauetem Futter entstehen soll und mag, abwende.

Der Schluß folgt künftig.

a) Eine weitläuftige und in vielem Betracht sehr nützliche Untersuchung hierüber stand in den Braunschweig. Anzeigen vom J. 1765. St. 30. ff.

Vom Saatrocken.

Man hat bey der Rockensaat zwo merkwürdige Erfahrungen gemacht. Die erste ist: daß man keinen Rocken von schlechtem und geringem Lande auf gutes Land säen, und man also auch keinen auf Sandfeldern gewachsenen Rocken zur Besaamung besserer Felder gebrauchen müsse. Hievon habe ich selbst eine mir sehr unangenehme und nachtheilige Erfahrung gehabt. Vor verschiedenen Jahren war mein Rocken sehr mit Radel und Drespe vermengt, und stand nur mit vieler Mü-

Mühe zur Saat zu reinigen. Ich ließ daher der lieben Gemächlichkeit wegen, und um mich auch für die Zukunft mit einer reinen guten Saat zu versehen, ein Fuder Rocken aus dem Zellischen kommen, welcher äußerst rein war, und welchem meine damalige Rocken-Philosophie eine herrliche Nativität stellte. So viel Heil ich mir aber davon vorphilosophirte, so viel Schaden hatte ich. Ich säete diesen Rocken in fünf verschiedenen Fluren des hiesigen melirten Ackers, zu gleicher Zeit, auch in gleicher Gaile mit und neben meinem übrigen Rocken. Schon im Anfang des folgenden Frühjahrs blieb der Zellische Rocken in allen Fluren etwas zurück, und hatte nicht die frische grüne Farbe die mein daneben stehender übriger Rocken hatte. Damals fieng ich schon an den guten Erfolg zu bezweifeln, aber immer tiefer sank mein Muth, je näher es zur Ernte kam. Er stand so dünne als armer Leute Rocken nur immer im Sande stehen kann; das Stroh war um eine Handbreit kürzer als das von meinem übrigen Rocken; die Aehren waren kümmerliche Knipähern; beym Ausdrusch bekam ich nicht mal das dritte Korn, und ich hatte noch den Schaden im Kauf, daß das Land von dem bey solchem Miswachs überhand genommenen Unkraut aller Art auf ein Paar Jahre zu einem ergiebigen Ertrag verdorben ward.

Dagegen thut es gut, wenn man, welches die zwote Erfahrung ist, zur **Saat solchen Rocken wählt, der auf schwerem Boden gewachsen ist**, und dies nicht allein in Absicht eines schweren, sondern auch melirten, und sogar eines Sandbodens. In hiesiger Nachbarschaft ist ein Dorf, welches zwey melirte und zwey Sandfelder hat, wovon die beyden letztern zum Zeichen, daß es keine Elysäische sind, den Namen des Heidlandes und des Jammerthals führen. Verschiedene achtsame Hausleute dieses Dorfs haben es sich zur Regel gemacht, ihre Saat alle drey Jahre aus dem Schaumburgischen zu kaufen, und der Augenschein hat mich gelehrt, daß solcher Rocken sowohl auf den dasigen melirten, als den Sandfeldern wenigstens auf zwey bis drey Jahre vortrefflich gerathe, und dem übrigen Rocken allda sowohl an der Länge des Strohes und der Aehren, als der Ergiebigkeit beym Ausdrusch weit vorzuziehen sey.

Diese zwo Erfahrungen, für deren Zuverläßigkeit ich die Gewähr leiste, sind zwar sehr einfach, aber desto wichtiger, und noch bey weitem nicht so allgemein bekannt, als sie es verdienen. Ich wähle daher zu ihrer mehrern Bekanntwerdung den Weg dieses Magazins mit dem Wunsch, daß solche allen Ackerleuten zu Nutz und Frommen gereichen mögen.

B. K.

Hannoverisches Magazin.

6tes Stück.

Montag, den 18ten Januar 1779.

Wodurch mag ein Dorf von der Viehseuche befreyet bleiben?

(Schluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Abhandlung.)

Die die Seuche lediglich aus Ansteckung entstehen lassen, pflegen die Frage, woher haftet sie hier und da nicht? mit der Disposition oder Empfänglichkeit des Viehes zu beantworten. Und so weit ganz recht. Man versichert, daß völlig gesundes Vieh nicht angesteckt werden könne. Es sind wenigstens sehr weit getriebene Versuche gesundes Vieh anzustecken, die der Marquis von Courtivron ehemals vergeblich gemacht hat a). Die so leicht ansteckende Inoculation muß also noch weiter gehen, oder an eitel schon disponirtes Vieh kommen. Aber woher diese Disposition? In den Oertern, von welchen ich rede, muß sie bis dahin nicht seyn, daß ein benachbartes Dorf, das von der Seuche leidet, sie ihrem Viehe durch die Luft, oder eine andere durch die Sperrung nicht leicht ganz zu hemmende Communication mittheilen könnte. Die Inoculation werden diese Oerter schwerlich versuchen. Und warum ist denn nun Vieh dieses Orts nicht eben der Ansteckung unterworfen, die das Vieh eines andern so bald ergreifet und stürzt? Weil es gesunder ist, den Zunder der Krankheit nicht hat? Das muß doch eine Ursach haben, die, wenn alle übrigen hiebey auffallenden Umstände gleich sind, und der Ort, welcher noch nie angesteckt ist, nichts als besseres Wasser voraus hat, in dem Besitze dieses bessern Wassers liegen müßte.

Da nun ein weiches, warmes Wasser die Seuche ersticken kann, wenn sie von schädlichen Dünsten entspringe, nicht ausbrechen ließe, wenn trocknes, unverdautes Futter sie erzeugte, und auch als das Verwahrungsmittel gegen die Ansteckung von der Nachbarschaft, so lange man kein anderes angeben kann, angesehen werden muß: so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß ein schöner Bach auch Viehsterben ab-

a) Herr D. Schulze hat sie erzählt in den Braunschweig. Anzeigen vom J. 1765. St. 53.

abwenden kann, für welche Wohlthat er vielleicht noch nicht besungen ist.

Ich wette, dies Sicherungsmittel wird bestritten, weil es zu einfach, zu offen ist, wird verachtet, weil es nicht künstlicher, nicht versteckter ist, wird bezweifelt, weil nicht jeder Bach, nicht jedes Flüßchen, nicht jeder Strom so wohlthätig ist, oder so genützt wird. Am meisten wird man Recht haben, die ganze Wahrscheinlichkeit, oder gar Gewißheit, wenn sie das wäre, zu übersehen, wo man dergleichen Bach nicht hat. Unbedeutende Entdeckung! Es soll ein Ort seyn, den die Seuche fliehet, weil sein Vieh besseres Wasser trinkt als das unsrige. Was hilft sie uns, wir haben solchen Bach nicht! – Ich bedaure es in manchem Betracht, und wünsche seines gleichen allen Oertern. Verschaffen kann ich ihn nicht; aber doch noch wohl etwas erzählen, was Beobachter nicht gleich von der Hand weisen dürften.

Der Bach, von welchem ich lang und breit gesprochen, quillt an dem Abhange einer sanften Erhöhung von ziemlichem Umfange über einer Grundlage von Thon. An dem gegenüber liegenden Abhange dieser Erhöhung ward vor einigen Jahren die Oberfläche aufgegraben, und es fand sich ein ähnlicher Thon, ein ähnliches Wasser. An der Seite, wo der Bach quillt, giebt es verschiedene sumpfige Striche, Riehen genannt, die eben diese Unterlage von Thon haben. Daraus erwächst die Wahrscheinlichkeit, daß diese ganze erhöhete Gegend auf Thon steht, der das sich einsenkende Schnee- und Regenwasser nicht tiefer sinken, sondern an dem Abhange, wo unser Bach entspringt, abfließen läßt, oder den Bach erzeugt. – Dann wäre er ja nichts weiter, als was man sonst eine Hungerquelle nennt. – Ganz recht, nichts mehr und nichts weniger, meiner Meynung nach, als der beständige Ausfluß des durch die Oberfläche bis auf ein Thonfeld gedrungenen Regenwassers, und unterscheidet sich von der Hungerquelle nicht weiter, als daß er beständig fleußt. – Sollte denn das Wasser so genannter Hungerquellen wohl von gleicher Güte mit jenem Bache seyn? – Das kömmt auf die Untersuchung an. Wenn es durch lockere, unmineralische Erde dringt, und sich auf einem Leim- oder Thonfelde sammelt, so ist alle Vermuthung, daß es von gleicher Güte seyn werde. Muß es aber durch Felsenritzen gehen, worin allerley Mineralien liegen, und sich auf einer Unterlage von Felsen sammeln, so kann es weder rein, noch warm seyn. Es ist weder sehr mühsam, noch unsicher, sich davon zu belehren; und billig sollte der Landwirth seiner Feldmark innere Beschaffenheit auch ein wenig kennen, man kann mit dieser Kenntniß zuweilen die Oberfläche verbessern, zuweilen besser nutzen. – Wenn man nun eine Hungerquelle von vorzüglichem Wasser, und starkem Zuflusse ungehindert laufen ließe, so könnte man sich ja noch wohl einen so wohlthätigen Bach verschaffen? – Ich zweifle nicht, daß man sich an vielen Or-

Orten einen schönen Bach verschaffen könne, aber ich zweifele, daß man es an einem Orte dürfe. Große Thon- oder Leimfelder unter der Oberfläche sind in Niedersachsen nicht selten, und daher die Stellen ganz häufig, wo das sich dahin senkende Wasser die Oberfläche durchdringt, sumpfig macht und sich einen Ausfluß sucht. Ohne vorhergegangene große Nässe läßt sich der Ausfluß hindern, bey derselben aber nicht, das Wasser fängt an überzufließen; da nun große Nässe, Unfruchtbarkeit und Verderben, folglich Mangel mit sich führt: so muß die dadurch zum Ausfließen gezwungene Quelle eine Hungerquelle heißen. Es ist möglich, sie in eine Segensquelle zu verwandeln, so bald man ihr ein Bette bereitet, worin man ihr Wasser leitet. Jener Bach ist ohne Zweifel geleitet, denn er geht höher, als die daran stoßenden Wiesen. Gäbe es Dorfnachrichten, so enthielten sie ohne Zweifel als wirkliche Vorfälle, was jetzt für einen Traum gilt, dies: wir wollen diese Quelle am Ausflusse nicht hindern. Das Wasser wird unserm Acker, den es zu weich macht, schädlich, wenn wir es zwingen im Lande zu bleiben; es wird aber das Erhaltungsmittel unsers Hornviehes, wenn wir es zu dessen reichlichen und bequemen Tränkung fließen lassen, es wird Wohltbat für unsere Wiesen, wenn wir sein Bett höher als deren Lage machen, und sie also damit in der Dürre erfrischen; und es kann ohne erhebliche Kosten völlig geleitet werden, wie wir es haben wollen, denn es ist nur Bach. So dachte, so handelte man ehemals. Sollte man noch einen Bach entstehen lassen und leiten dürfen? Mein einziger Zweck bey dieser umständlichen Bekanntmachung ist, wie man leicht sieht, die Untersuchung zu befördern, wodurch die Viehseuche abgewandt werden könne. Ich wünschte, daß man sie nicht aufgeben möchte, weil sie oft fruchtlos gewesen. Wir erleben sie ja genug, fühlen sie aber vielleicht noch nicht genug, die Demüthigung, durch viele Fehler erst zur Gewißheit zu kommen. Die Bemühung, durch die Inoculation den größten Theil seines Viehes zu retten, scheint zu beweisen, daß man die Abwendung der Seuche für unmöglich halte; und sie ist weise und nothwendig bey dieser Voraussetzung. Ich wünsche nur, daß das durch Inoculation durchgeseuchte Vieh so gesund, als es vorher war, wieder werden und bleiben möge. Die Bemühung, das erkrankte Vieh durch Arzeney zu heilen, ist erstaunlich groß, aber kaum anders als zufälliger Weise wirksam gewesen. Die Zuflucht zur Inoculation beweist indeß, daß man noch kein zuverläßiges Genesungsmittel für das erkrankte Vieh kenne. Nun ist es Erfahrung, daß einige Oerter stets von der Seuche befreyet geblieben, Oerter, die nicht die unterscheidende, hohe Lage des Harzes, sondern eine völlig gleiche mit andern haben, die von der Seuche litten. Die unverächtliche Behauptung eines alten, nicht ein-

einfältigen Hirten, daß der reichliche Gebrauch eines weichen, schönen Quellwassers die Ursach dieser Wohlthat sey, ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Wenn nun diese Behauptung nicht bereits durch bekannt gemachte Erfahrungen vom Gegentheil, wie mir unwissend geschehen seyn kann, widerlegt ist; die Widerlegung durch Schlüsse, wie ich hier mit aller Bescheidenheit bekenne, halte ich nicht für bündig: so gebe ich patriotischen Beobachtern anheim, ob sie nicht noch, so viel auch in der Sache schon geschehen ist, folgende Fragen einiger Aufmerksamkeit würdigen wollen.

Die erste: Giebt es nicht in allen Gegenden, wo die Viehseuche gewüthet hat, einige Oerter, oder einen Ort, welcher stets davon verschont geblieben? Es scheint mir gar wahrscheinlich, daß es verschonte Oerter in allen Gegenden gebe. Und wenn es die giebt,

Die zweyte: Sollte menschliche Vorsicht, durch Aufhebung aller Gemeinschaft mit den benachbarten Oertern, wo die Seuche wüthete, oder durch Präservationsmittel bey dem Viehe, allein vermögend, und stets gleich wach und ernstlich gewesen seyn, die Seuche beständig von einem Orte zu entfernen? Ich glaube es kaum, und wo man die Inoculation beliebt, da muß es auch nicht geglaubt, oder diese Vorsicht, wodurch sich die Seuche abweisen ließe, für ein größeres Uebel gehalten werden, als die Inoculation, wodurch man doch das Vieh eine Zeitlang krank macht und sich eines Nutzens von demselben beraubt, wodurch man allerley Kosten für Arzeney, Wartung und dergleichen übernimmt, und wobey man noch immer einigen Verlust an Viehe leidet, und vermuthlich noch lange leiden wird. Wäre demnach menschliche Vorsicht kein hinlängliches Verwahrungsmittel gegen die Seuche; so entstünde

Die dritte: Haben die anderswo verschont gebliebenen Oerter durchgehends eine so vorzügliche besondere Lage, daß man sie allein für das Sicherungsmittel derselben mit großer Wahrscheinlichkeit ansehen darf? Ich glaube, daß der Harz seine Befreyung seiner Höhe, zu welcher sich vielleicht schädliche Dünste nicht erheben mögen, zu danken habe, und daß also eine vorzüglich hohe Lage sichern könne; aber nun

Die vierte: Giebt es nicht verschonte Oerter, die eine vorzüglich hohe Lage nicht, sondern eine der Nachbarschaft, die gelitten hat, gleiche Lage haben? Ich vermuthe es, weil die in hiesiger Nachbarschaft noch immer frey gebliebenen Oerter in der Lage der Weide nichts haben, was sie vor andern auszeichnete. Wenn nun auch ohne die Wohlthat der Lage Oerter die Befreyung von der Seuche erfahren: so wäre

Die fünfte: Ob es nicht höherer Aufmerksamkeit, als ein unbedeutender Privatmann darauf verwenden kann, werth sey, wodurch einzelne Oerter, welche in der Lage vor andern nichts voraus haben, von der Seuche befreyt blei-

bleiben möchten? Sonderbar und auffallend ist es doch wenigstens, wenn es sich zumal, wie ich hoffe, häufiger finden sollte, daß einzelne Oerter allein nie leiden, wenn die ganze Nachbarschaft nach und nach leidet. Da es nun wenigstens nicht unwahrscheinlich ist, daß die Oerter, von welchen ich geredet, durch den starken Gebrauch ihres schönen Wassers die Wohlthat der Befreyung von der Seuche empfangen: so folgte

Die sechste: Ob auch andere verschonte Oerter etwa einen klaren ähnlichen Bach in der Nähe hätten, aus welchem sich ihr Vieh nach seinem eigenen Gefühl durch den größten Theil oder das ganze Jahr hinlänglich tränken könnte? Es wäre auffallend, wenn sich aller Orten, wo keine Viehseuche gewesen, ein Bach, wie der beschriebene, fände. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß man Erfahrung von der Seuche erlebt hat, wo ein Bach fleußt; und das veranlaßte

Die siebente: Ob der Bach des Orts, der von der Seuche gelitten, ein unmineralisches, weiches, warmes Wasser führe, und ob das Vieh auch hinlänglich durch den größten Theil des Jahrs damit getränkt werde? Wo das Wasser ohne Güte, ohne vorzügliche Kraft zu verdauen und Ungesundigkeiten zu tödten, wäre, oder von dem Viehe nicht hinlänglich genossen würde, da könnte sein Daseyn in der Nähe nichts wirken. So wahrscheinlich es mir übrigens ist, daß das gute Wasser eines Orts der Seuche wehren könne: so gern will ich nachgeben, wenn Jemand etwas anders anweisen kann, was die Seuche abzuhalten vermag, – wenn sie abgewiesen wird! – und daraus entsteht

Die achte Frage: Ob es einen Ort gebe, der immer von der Seuche befreyet geblieben, ob er gleich schlechtes oder weniges Wasser, oder die Gewohnheit hat, sein Vieh sehr sparsam zu tränken? Finden sich dergleichen Oerter, und der Grund ihrer Befreyung liegt nicht in der Lage, oder der menschlichen Vorsicht, die Ansteckung zu verhüten: so ist die vorgetragene Wahrscheinlichkeit, daß ein gutes Wasser keine Seuche zulasse, entweder widerlegt, oder es giebt noch ein anderes Mittel, wodurch sie abgewandt werden kann. Möchte es doch außer ihr, oder ohne sie noch viele geben! Möchten wir sie aber auch kennen! Sie nicht zu tief suchen, die vermutheten nicht ohne Erfahrung von ihrer Unthätigkeit verwerfen, aber auch nicht ohne strenge Prüfung der vorgeblichen Erfahrung von ihrer Kraft annehmen, das ist vielleicht der Weg, auf welchem wir zu der Kenntniß kommen, ob und wie sich ein Uebel entfernen lasse, das wir fast in Gefahr sind für einheimisch und unabwendlich zu halten. Die Blattern verschonen meines Wissens keinen Ort und unter etlichen tausend Menschen kaum einen; die Viehseuche verschont ganze Oerter, das hat ohne Zweifel eine natürliche Ursach, die Beobachter finden, wenn sie diese Ursach, und nicht Unterstützung ihres

Vorurtheils suchen, die sie aber vielleicht nicht finden werden, wenn sie einer dem andern den Weg versperren, nicht erleichtern, nicht weiter weisen.

Etwas über die Verordnungen die Rettung der Ertrunkenen betreffend. Zum 95ten Stück des vorigjährigen Magazins.

Genius der Menschenliebe, hat gewiß die Verordnungen diktirt, welche in verschiedenen Staaten in- und außerhalb unsers deutschen Vaterlandes, für die Rettung der im Wasser Verunglückten, seit einiger Zeit herausgegeben worden sind. – Wenn es aber möglich wäre, statt aller der weitläuftigen Rettungsanstalten, welche oft noch von sehr zweifelhaftem Erfolge sind, eher die Anstalt zu machen, daß unsere deutsche Nation, wenigstens der an beträchtlichen Flüssen und Gewässern wohnende Theil derselben, wiederum schwimmen lernte, wie es unsere Vorfahren konnten, die nach **Tacitus** Bericht, am Leben im Flusse gewöhnt, mit allen Waffen über den aufgeschwollenen breiten Rhein und alle benachbarte von ihm überflossene Gegenden schwammen, – würde da nicht dieser Verlust der Menschenzahl, in der ersten Veranlassung gehemmet und so sehr vermindert werden, daß es eben so wenig nöthig bliebe, eine Verordnung für Rettung der Ertrunkenen zu machen, als es nöthig ist, gesetzlich zu verfügen, wie es etwa mit Dachdeckern gehalten werden solle, welche bey ihrer Arbeit einen unglücklichen Fall thun. Diese sind der Gefahr gewöhnt; und eben deswegen entsteht bey ihnen ein Unglücksfall weit seltener, als er sonst nach der Größe der Gefahr erfolgen müßte. – Alle Elemente, alle Gegenstände der Natur, werden dem Menschen desto weniger gefährlich, je mehr er sich damit familiarisirt. –

Also schwimmen lernen! – das ist wenigstens das sicherste von allen bisher erfundenen Mitteln gegen das Ertrinken. – Die Menschen haben einen natürlichen Trieb zum Schwimmen. Warum laufen und baden sonst alle thätige gut geartete Jungens so gerne im Wasser? Und warum ersaufen manche bey dieser Unternehmung? – weil Unverstand und Vorurtheil diesen Trieb, so wie manche andere vortreffliche Anlagen der Menschheit, zurückhält und ersticken will.

Aber würde die ungemein verminderte Anzahl der Ertrinkenden der einzige oder einmal der wichtigste Vortheil des Staats seyn, wenn seine an Flüssen und Gewässern wohnende Jungens schwimmen lernten? – Das am wenigsten. – Aber, man frage den Feldherrn; was er mehr ausrichten würde, wenn seine Soldaten alle Schwimmer wären; wie viel eher sie Hitze und Kälte, trockene und feuchte Läger ertragen würden? Man frage den

den Arzt; wie viel es zur allgemeinen Gesundheit, und körperlichen Stärke, beytragen würde, wenn alle Jungens nur wöchentlich drey mal schwimmen, und sich folglich drey mal reinlicher halten müßten, als vielleicht jeẓt geschieht; man frage auch endlich, wenn man will, den Politiker, was das alles für guten Einfluß auf National Charakter, Sitten, und selbst Indüstrie haben würde; – und alle Biedermänner werden sagen; es sey nicht gut, daß der Mensch ohne Schwimmekunst sey.

Aber, wie nun Lust und Liebe zur Ausbildung der natürlichen Anlage zum Schwimmen in die Nation zu bringen? – Das weiß ich nicht! – Spinnen, Weben und Knütten, welches der rohen menschlichen Natur eben so sehr zuwider ist, als es das Schwimmen nicht ist, ward vor diesem in die Nation hinein gebracht, durch Aemulation, Spiele, Lieder, Tänze, Spinnstuben, Milch-Semmel, Bier-Kalteschale und Honigkuchen. – Das war aber in den barbarischen Jahrhunderten der Vorfahren! Zu unsern durch so viel vortreffliche Schriftsteller aufgeklärten Zeiten, müßte es allenfalls durch eine gedruckte Vorschrift geschehen.

Zufällige Gedanken.

Unser Leben, sagt man, gleicht einem Traum. Das ist sehr richtig und treffend gesagt. Aber man sagt durch diese Vergleichung mehr als man glaubte oder wollte. – Wir träumen oft das tolleste und wiedersinnigste Zeug, und träumen selten unsern Traum aus, sondern erwachen, wenn der Traum anfängt etwas ordentlicher zu werden.

An dem Bilde der Gerechtigkeit hat es mir immer nicht gefallen wollen, daß man ihr die Augen verbunden hat. Das kann kein andrer als die Chicane gethan haben, damit sie die Waagschal nicht sahen, sondern nur fühlen kann. Ich dächte immer man bände ihr die Augen los, denn das Urtheil der Augen ist doch wohl so gut als das Urtheil der Hände; und beydes zu gleich unstreitig weit sicherer. Einer blinden Gerechtigkeit sich anvertrauen müssen, ist eine gar leidige Sache.

Nicht sowohl die nüẓlichen und wohlthätigen; sondern mehrentheils die ungewöhnlichen, schimmernden und schädlichen Handlungen werden bemerkt, bewundert und verewiget. Die Erklärung hievon muß man in dem Capittel von der Gewalt des Widersinns und der Vorurtheile suchen.

Gewöhnlich sind diejenigen die härtesten und herrischsten Gebieter, welche am eifrigsten für die Rechte der Freyheit und Menschheit, und gegen den Despotismus auf und unter dem Thron sprachen, wenn einmal etwas von Gewalt in ihre Hände fällt. Sie-

he davon den Artikel Stolz und Eitelkeit; item menschliches Herz.

Schlimm genug ist es, daß wir oft der besseren eigenen Einsicht entsagen, und uns nach fremdem Wahn und Meynung richten müssen. Aber wer es mehr thut, als er nach einer harten Nothwendigkeit muß, der verdient seinen Sklavenstand, – nicht aber ein selbstdenkendes und handelndes Wesen zu seyn, weil er ohne Noth sein Herz und Ueberzeugung verleugnet.

Unter andern JCrischen Uebeln, wodurch die Menschheit gedrückt wird, ist die geflickte Gesetzgeberey nicht das letzte. Ein geflicktes Gesetz wird am besten abgeschafft, und ganz neu gemacht. Die ewigen Erklärungen, Abänderungen, Einschränkungen, Zusatze u. s. w. machen nur einen dicken Codex und ungewisses Recht, welches nur wenig besser ist als Anarchie oder Despotismus.

Die Menschen gar nicht kennen taugt nichts, aber sie sehr genau kennen taugt fast noch weniger, weil man alsdenn keine große Lust haben kann viel für sie zu thun, oder sich weiter als bis zur Oberfläche mit ihnen einzulassen.

Umgang und Freundschaft werden gewöhnlich verwechselt und für eins genommen. Daher denn auch die häufige Verwechselung der Pflichten, und daß man gewöhnlich für den erstern zu viel, und für die andere zu wenig thut.

Entweder das Spiel des Lebens muß viel Anziehendes, oder die Menschen viel Kindisches haben, weil sie des Spiels so selten müde werden.

Ein bewährtes Mittel Neid und Eitelkeit wegzuschaffen, oder wenigstens gehörig einzuschränken, verdiente eine Prämie, die größer seyn müßte, als alle die bisher auf eine Erfindung oder Ausarbeitung gesetzt sind. Und doch wäre die Sache nicht schwer, wenn wir nur wollten. – Aber das Wollen macht eben die Schwierigkeit.

Theatermoral und Cathederstatistik sind mehrentheils beyde gleich brauchbar.

Es ist unbegreiflich, wie man in einem so ungläubigen Jahrhundert, wie das achtzehnte ist, noch so viel Aberglauben findet, und zwar von der niedrigsten Gattung. Doch vielleicht will man einen neuen Beweis geben, daß beyde Abwege am Ende in eins zusammen laufen.

Durch die Nachforschung über die Sprachoriginen dem menschlichen Geiste näher auf die Spur zu kommen, ist ein Versuch dem ich sein Glück nicht abspreche, von welchem ich aber dennoch keine wichtige Entdeckung erwarte. Gesetzt er gelingt, was werden wir wissen? Weiter nichts als die Ideen ganz roher und ungebildeter Menschen, an denen uns im Grunde wenig liegen kann, und bey welchen es immer sehr zweifelhaft bleibt, ob sie bey ihrem Entstehen was dachten oder nicht.

Hannoverisches Magazin.

7tes Stück.

Freytag, den 22ten Januar 1779.

Preisfragen der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen.

(Aus dem 146ten Stück der Göttingischen Gelehrten Anzeigen, vom J. 1778.)

In der Versammlung der Königl. Societät, ihren Stiftungstag zu feyern, am 14ten Nov. 1778. hätten zwey Preise sollen ausgetheilt werden. Der eine ein Hauptpreis auf die (schon 1776 aufgegebene, Götting. Anz. 1776. S. 1292.) Hauptfrage physischen Inhalts:

Hat das Athemholen nicht noch irgend einen, noch nicht genug erwiesenen, Nutzen? zieht es eine Säure, oder eine elektrische Materie, oder etwas anders zum Leben wichtiges aus der Luft an?

Suntne respirationis utilitates quædam præter vulgo cognitas aliæ parum adhuc cognitæ? num electrica materia, vel acidum, vel aliud quid ad vitam necessarium, ejus ope ex aëre haustum trahitur?

eine Frage, deren zulängliche Beantwortung große Aufklärungen über einige Wahrheiten in der Physik geben könnte. Der Societät sind drey Aufsätze zugekommen, wovon doch der eine auf einem Bogen eher flüchtige Gedanken, als eine Ausführung, enthielt. Die Societät beklagt, daß die Herren Verfasser, anstatt Erfahrungen und Beobachtungen zu sammeln, chemische Vergleichung eingehauchter und ausgehauchter Luft, und Versuche wenigstens an Thieren anzustellen, welches die einzigen Mittel waren, Licht in die Frage zu bringen, statt deß allen, bloß unerwiesen angenommene Hypothesen von Lichtmaterie, elektrischer Materie, Phlogiston, vortragen, mit Einmischung verschiedener Sätze, die theils unerweislich, theils durch bereits bekannte Versuche und Erfahrungen widerlegt sind. (Dr. Priestley's Abhandlung vom Nutzen des Athemholens Phil. Transact. Vol. LXVI. scheint auch unbekannt geblieben zu seyn.) Statt eines im vorigen Jahre eingesandten Aufsatzes, Gedanken über die Preisfrage u. s. w. hätten wir gewünscht, eine wirkliche Beantwortung der Frage zu erhalten.

Die ökonomische Aufgabe auf den November d. J. war:

Der gründlichste, vollständigste und deutlichste Unterricht vom landwirthschaftlichen Handel; oder Unterricht, wie die Landwirthe bey dem Verkaufe ihrer gewonnenen Produkte, und beym Einkaufe der zur Landwirthschaft nöthigen Waaren, am vernünftigsten und vortheilhaftesten zu verfahren haben.

Schon war die Hoffnung verschwunden, auf diese Frage, deren gründliche Beantwortung Landwirthen so nützlich werden könnte, einen Aufsatz überhaupt zu erhalten: als noch spät nach dem bestimmten Termin, welcher bis Ausgang Septembers lief, eine Schrift einkam. Da die Societät gleichwohl von derselben keinen Gebrauch machen kann, so hat sie beschlossen, eben diese Aufgabe, den **gründlichsten Unterricht vom landwirthschaftlichen Handel**, nochmals für den November des Jahrs 1779 zu wiederholen. Der Verfasser des eingesandten Aufsatzes kann ihn also entweder wieder absordern, und ihn zu seiner Zeit wieder einsenden, oder bis dahin bey der Societät liegen lassen.

In jener Versammlung wurden hierauf noch theils neue Preisfragen aufgegeben, theils wiederholt. Was nun vorerst die Hauptfragen anbelangt, worauf ein Preis, von 50 Ducaten auf jede, gesetzt ist, so sind sie folgende:

Auf den November 1779 eine **mathematische**, die schon vorhin (Gött. Anz. 1777. 151. St. S. 1210.) aufgegeben war:

Definire leges, quas sequatur lucis, prope corpora solida transeuntis, inflexio, & quae, dum inflectitur lux, nascuntur fasciae coloratae.

Die Gesetze anzugeben, nach denen sich die Beugung des Lichts, das bey festen Körpern vorbeygeht, und die dabey entstehenden farbichten Streifen richten.

Man setzt als bekannt zum voraus, was nach Grimaldi und Newton hierinnen vom de l'Isle, und wenig andern geleistet worden ist, die man in Priestley's Geschichte der Optik genannt findet. Wo diese Naturforscher ihre Bemühungen selbst für unvollständig erklären, wird Ergänzung gewünscht, besonders was zu Abmessungen der Erscheinungen und ihrer Wirkungen gehört, z. E. bey der Gegenstände scheinbaren Größen. So rühmlich es auch seyn würde, Ursachen dieser Begebenheiten glücklicher anzugeben, als bisher geschehen ist, so versteht sich doch, daß erdichtete Hypothesen nicht verlangt werden.

Auf den November 1780 eine **historisch-philologische**, folgenden Inhalts:

Die Societät verlangt, *ut declaretur accuratius quam adhuc factum est, veterum res metallica, hoc est, ars & ratio, quam veteres in fodiendis & tractandis metallis sequuti sunt; ut comparetur ea cum re metallica nostri aevi; utque doceatur, si quid inde elici possit quod utilitatem aliquam in re nostra metallica habeat?*

Wie

Wie waren die Bergwerke bey den Alten eigentlich beschaffen und eingerichtet? und läßt sich nicht, nach angestellter Vergleichung derselben mit den unsrigen, zum Vortheile des Bergbaues und der Hüttenwerke in unsern Zeiten irgend etwas von den Alten lernen?

Der Stellen bey den Alten vom Bergbau sind nicht viele; die Hauptstelle ist beym Plinius. Schon Agricola, Cäsalpinus, Mercatus, Blasius, Caryophilus haben der Beantwortung vorgearbeitet; zu wünschen wäre noch, es ließen sich aus den Ländern, wo die Alten Bergwerke gebaut haben, insonderheit aus Spanien, den Alpen, Ungarn, Siebenbürgen und andern Oesterreichischen Provinzen, Nachrichten von der Einrichtung der Gruben und von andern Spuren auftreiben und beybringen. Die Societät wünscht hier nicht sowohl kritische und historische Forschungen, (dergleichen z. B. Alonso Carillo Lasso von alten Bergwerken in Spanien giebt,) als vielmehr Sacherläuterungen, aus denen dargethan werden kann, wie das alte Bergwesen eigentlich eingerichtet gewesen ist, was für Maschinen, Vorrichtungen, Erfindungen, u. s. w. sie gebraucht haben. Zwey Jahre sind hinlänglich um Nachrichten zu sammeln, zu vergleichen und zu benutzen. Mit Ende des vorhergehenden Septembers müssen die Fragen eingehändigt worden seyn, welche zugelassen werden sollen.

Oekonomische Preisfragen sind folgende ausgesetzt:

Auf den Julius 1779.

Eine genaue Beschreibung derjenigen Insekten, welche die Gewächse in den Treibhäusern und Mistbeeten, (insonderheit auf den Melonenbeeten,) heimsuchen, und Anzeige derjenigen Mittel, welche sie, ohne Verletzung der Gewächse selbst, abhalten und vertilgen.

Die nähere Erläuterung dieser Frage ist bereits in den Gött. Gel. Anz. 1777. 152. St. S. 1218. 19. gegeben worden.

Auf den November 1779 wird nun zum zweyten mal die oben bereits angeführte Aufgabe eines Unterrichts vom landwirthschaftlichen Handel aufgestellt:

Der gründlichste, vollständigste und deutlichste Unterricht vom landwirthschaftlichen Handel; oder Unterricht, wie die Landwirthe bey dem Verkaufe ihrer gewonnenen Produkte, und beym Einkaufe der zur Landwirthschaft nöthigen Waaren, am vernünftigsten und vortheilhaftesten zu verfahren haben.

Endlich auf den Julius 1780 wird folgende neue Preisfrage aufgegeben:

Es soll gezeigt werden, welches Verhältniß zwischen den verschiedenen Theilen der Niedersächsischen Landwirthschaft (nemlich zwischen dem Pflanzenbau und der Viehzucht,

zucht, und den einzelnen Theilen von beyden) sowohl für den Staat als für die Landwirthe das vortheilhafteste sey?

Auf jede Frage ist eine Preismedaille von zwölf Ducaten ausgesetzt. Die Schriften müssen nach der gewöhnlichen Einrichtung, die einen vor Ende des May, und die andern vor Ausgang des Septemb. eingeschickt werden.

Ueber die Zeit, zu welcher des Carthaginiensers Mago Bücher von der Landwirthschaft auf einen Rathsschluß des Senats zu Rom ins Lateinische übersetzt worden; nebst einer Muthmaßung, daß von dem ersten Capitel des Varro ein Theil verloren gegangen seyn müsse.

Varro erzählt von dem Carthaginienser Mago, welchen er allen griechischen Schriftstellern, die von der Landwirthschaft geschrieben haben, vorzieht, derselbe habe in Punischer Sprache acht und zwanzig Bücher über diesen Gegenstand geschrieben; Cassius Dionysius von Utica habe diese in die griechische Sprache übersetzt, mit Zusätzen aus griechischen Schriftstellern vermehrt, und nicht, wie die Urschrift in acht und zwanzig, sondern in zwanzig Büchern herausgegeben, und sie dem Prätor Sextilius zugesandt: aus dieser Uebersetzung habe Diophanes in Bithynien, einen Auszug in griechischer Sprache gemacht, welcher sechs Bücher ausmache, und denselben dem König Dejotarus zugesandt a). Columella erzählt eben dieses, und setzt hinzu, die acht und zwanzig Bücher des Mago, dieses Vaters der Landwirthschaftswissenschaft, wären auf einen förmlichen Rathsschluß des Senats zu Rom in die lateinische Sprache übersetzt worden b).

Diese beyden Nachrichten stießen mir auf, als ich zur Aufklärung eines gewissen Stückes der Geschichte Materialien aufsuchte. Meinem Zwecke gemäß, mußte ich nachforschen; zu welcher Zeit 1) Mago geschrieben, 2) Dionysius denselben ins Griechische übersetzt, 3) Diophanes aus der griechischen Ueber=

a) Hos, (qui græce ſcripſerunt,) nobilitate *Mago Carthaginienſis* præteriit pœnica lingua, quod res diſperſas comprehendit libris XXVIII. quos *Caſſius Dionyſius Vticenſis* vertit libris XX. ac græca lingua Sextilio prætori miſit: in quæ volumina de græcis libris eorum, quos dixi, adjecit non pauca, & de Magonis dempſit inſtar librorum VIII. Hos ipſos utiliter ad VI. libros redegit *Diophanes in Bithynia*, & miſit Dejotaro regi. *Varro de re ruſtica, Lib. I Cap I.*

b) Nam quidem *Diophanes Bithynius* Uticenſem totum *Dionyſium* Pœni *Magonis* per multa diffuſum volumina, ſex epitomis circumſcripſit. - - - Veruntamen ut Carthaginienſem *Magonem* ruſticationis parentem maxime veneremur. Nam *bujus octo & viginti memorabilia illa volumina ex ſenatusconſulto in Latinum ſermonem converſa ſunt. Columella de re ruſt. Lib. I. cap. I.*

Uebersetzung einen Auszug gemacht, und 4) die Urschrift auf einen Senatsschluß zu Rom ins Lateinische übersetzt sey; auch endlich 5) was zu diesem Senatsschluß die Veranlassung gegeben haben möge.

Zu welcher Zeit Mago geschrieben? Wenn er Hannibals Bruder war, so hat er etwa 200 Jahr vor Christi Geburt, wenigstens vor der Zerstöhrung der Stadt Carthago, welche etwa im J. 146 vor Christi Geburt geschah, geschrieben. Daß er, wenn er auch gleich nicht der Mago gewesen, welcher Hannibals Bruder war, doch ein großer Staatsmann und von vornehmer Familie gewesen, und noch vor der Zerstöhrung der Stadt Carthago geschrieben, ist außerdem aus einer nachher anzuführenden Stelle des Plinius, die ich aber damals noch nicht gelesen hatte, und zu meinem jetzigen Zweck noch ignoriren muß, völlig klar.

Zu welcher Zeit Dionysius den Mago ins Griechische übersetzt habe? Er hat die Uebersetzung dem römischen Prätor Sextilius zugesandt. Dieser war im J. 88. vor Christi Geburt im afrikanischen Gebiete Prätor c). Folglich ist die griechische Uebersetzung nicht später als 88 oder einige 90 Jahr vor Christi Geburt gemacht.

Zu welcher Zeit Diophanes aus derselben einen Auszug gemacht habe? Er sandte denselben dem König Dejotarus zu, zu dessen Vertheidigung Cicero eine Rede gehalten, und hat ihn also einige 50 Jahr vor Christi Geburt gemacht.

Zu welcher Zeit die Urschrift des Mago auf einen Rathsschluß zu Rom ins Lateinische übersetzt sey? Varro, welcher im J. 29 vor Christi Geburt starb, gedenkt dieser Uebersetzung nicht, welches er doch nach seiner der Fundania vorher eröffneten Absicht gethan haben würde, wenn sie schon da gewesen wäre, und Columella, der vor dem im J. 54 nach Christi Geburt erfolgten Tode des Kaisers Claudius schrieb, ist der erste unter den auf uns gekommenen römischen Schriftstellern, der ihrer gedenkt. Folglich scheint die lateinische Uebersetzung nach dem J. 29 vor Christi Geburt, und vor dem J. 54 nach Christi Geburt, und also entweder gegen das Ende des letzten Jahrhunderts vor Christi Geburt, oder in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt gemacht zu seyn.

Was zu diesem Senatsschluß wegen einer öffentlich zu veranstaltenden Uebersetzung die Veranlassung gegeben haben möge? Der Prätor Sextilius hatte ohne Zweifel bey seiner Prätur in Afrika gehört, wie hoch daselbst des Mago Schriften geachtet wurden; hatte auch ohne Zweifel daselbst gesehen, was für einen guten Erfolg die Befolgung seiner landwirthschaftlichen Vorschriften habe. Bey seiner Rückkunft nach Rom theilete er ohne Zweifel die mitgebrachte griechische Uebersetzung einsichtsvollen Landwirthen mit. Diese sahen bald, wie gegründet die Erzählung sey, als die der Prätor vielleicht davon machte, und nahmen davon ohne Zweifel Ab-

c) Allgemeine synchronist. Weltgeschichte. Th. 2. S. 567.

schriften. Und auf diese Weise kam wohl Mago zu Rom zuerst in Ruf. Dieser Ruf ward in der Folge der Zeit vielleicht dadurch noch größer und allgemeiner, daß der König Dejotarus, den ihm zugesandten Auszug, bey Gelegenheit der Feldzüge, welche er mit den Römern machte, diesen vermuthlich anpries, auch wohl Abschriften davon nehmen ließ. Und wem es bekannt ist, was für einen Eindruck das Urtheil eines Mannes, den wir für einsichtsvoll halten, auf uns zu machen pflegt, der wird sich auch leicht vorstellen können, daß der Ruhm des Mago sehr erhöhet seyn müsse, wenn Dejotarus, der zu Rom als ein vortrefflicher Hausvater, sorgfältiger Landwirth, und in der Viehzucht sehr erfahrner Herr bekannt war d), die Schriften desselben angepriesen hat. Ohne Zweifel wünschte dann ein jeder Landwirth den Mago zu lesen, um sich dessen Vorschriften zu Nutze zu machen. Der einsichtvollere Theil des römischē Publicums wünschte wohl gar, die reine Urschrift selbst, ohne die von dem griechischen Uebersetzer gemachte Zusätze, zu lesen. Carthago war aber nun schon seit mehr als hundert Jahren zerstöhrt; es fanden sich also wohl nur wenige, die der alten Punischen Sprache so mächtig waren, daß sie eine Uebersetzung hätten unternehmen können, und die etwa dazu geschickt gewesen wären, hatten etwa keine Neigung dazu. Der Senat zu Rom, bey dem wenigstens in den vorigen Zeiten der Ackerbau ein vorzüglicher Gegenstand der Staatskunst gewesen, und dessen Mitglieder meistens selbst reiche Landgüter hatten, von denen auch gewiß viele patriotisch denken mochten, sah, daß zu einer von einem Privatmanne zu machenden Uebersezzung der Urschrift keine Hoffnung sey; und das veranlaßte vielleicht, daß durch einen öffentlichen Senatsschluß einigen der Sprache und Sachen kundigen Männern der Auftrag gegeben wurde, die ganze Urschrift des Mago zum Besten derer, welche die griechische Uebersetzung entweder nicht lesen konnten, oder die reine Urschrift zu lesen wünschten, in die römische Sprache zu übersetzen.

So stellete ich mir nach den beyden im Anfange angeführten Stellen aus dem Varro und Columella die Sache vor, und glaubte nichts weniger, als daß meine historischen Vermuthungen ganz und gar ohne Grund wären. Und doch ward ich nachher überzeugt, daß ich wirklich ganz unrecht geurtheilet. Eine Stelle in des Plinius Naturgeschichte, auf welche ich bey weiterm Nachschlagen stieß, machte meine ganze Bemühung, welche ich auf die Bestimmung der Zeit der römischen Uebersetzung verwandt, völlig unnütz. Plinius schreibt nemlich e), unter den Aus-

d) - - optimus paterfamilias, & diligentissimus agricola & pecuarius. *Cic. Orat. pro Rege Dejot.* §. 27.

e) Solchergestalt ist es bey den Ausländern auch eine fürstliche Bemühung gewesen, Lehren

Ausländern hätten sogar Könige und Fürsten die Bemühung, über die Landwirthschaft schriftliche Unterweisungen aufzusetzen, übernommen; einer solcher Fürsten sey der Carthaginienser Mago; diesem habe der römische Senat nach der Eroberung der Stadt Carthago die besondere Ehre erzeigt, daß, da er die in der eroberten Stadt vorgefundene Bibliotheken den kleinen Königen von Afrika geschenkt hätte, er aus allen diesen Büchersammlungen, nur des Mago acht und zwanzig Bücher von der Landwirthschaft zurückbehalten, und, obgleich damals schon Cato Censorius seine Vorschriften über diesen Gegenstand entworfen gehabt, es dennoch für gut gefunden habe, einigen der Punischen Sprache mächtigen Gelehrten, unter denen Decius Syllanus der berühmteste gewesen, durch einen Senatsschluß den Auftrag zu thun, dieselben in die lateinische Sprache zu übersetzen.

Wenn dieses Zeugniß des Plinius, daß der Senat zu Rom dem Mago die besondere Ehre erzeigt, daß er von allen in der eroberten Stadt vorgefundenen Büchern nur dieses einzigen Mannes Schriften zurückbehalten, und dieselben übersetzen lassen, richtig ist; (und ich sehe nicht ab, wie man daran zweifeln könne, da es dem Plinius an den ihm zu Quellen der Geschichte nöthigen Büchern nicht gefehlt hat;) Wenn also aus dieser Stelle des Plinius klar ist, daß der Senat die Uebersetzung gleich nach der Zerstöhrung der Stadt Carthago machen lassen: so dünkt mir auch klar zu seyn, daß von dem ersten Capittel des Varro ein Theil verloren gegangen seyn müsse. Denn Varro sagt ausdrücklich, er wolle seiner Gemahlinn, der Fundania, diejenigen griechischen und römischen Schriftsteller nennen, bey denen sie über das, was sie in seiner ihr jetzt vorzulegenden Anweisung zur Landwirthschaft vergeblich suchen würde, nachschlagen könnte f). Er macht dar-

Lehren über den Ackerbau zu verfassen. Denn auch Könige haben es gethan, als Hiero, Philometor, Attalus und Archelaus. Fürsten: Xenophon und der Carthaginienser Mago, welchem unser Rath nach Eroberung der Stadt Carthago solche Ehre erzeigt hat, daß, da er den kleinen Königen von Afrika die Büchersammlungen schenkte, er dieses einzigen Mannes acht und zwanzig Bücher in die lateinische Sprache übersetzen zu lassen, vor gut befand; obgleich damals schon Cato seine Vorschriften entworfen hatte; und den Schluß machte, dieses einigen der Punischen Sprache erfahrnen aufzutragen, worin alle andere der D. Syllanus, ein Mann von einem berühmten Hause, übertroffen hat. *Plin. hist. nat. Lib.* 18. *cap* 3. nach Denso's Uebersetzung.

f) - - ego referam sermones eos, quos de agricultura habuimus nuper, ex quibus quid te facere oporteat animadvertere poteris. In queis quæ non inerunt & quæres, *indicabo a quibus scriptoribus reperias, & Græcis, & nostris.* Qui græce scripserunt dispersim alius de alia re, sunt plus quinquaginta. Hi sunt, quos tu habere in consilio poteris, cum quid consulere voles, Hieron Siculus &c. *Varro Lib. I. Cap. I.*

darauf mit den Griechen den Anfang, nennet aber nachher keinen einzigen römischen Schriftsteller, da er doch solches seinem Versprechen zufolge hätte thun müssen. Die Griechen scheinen vollständig genannt zu seyn, wie aus einer Vergleichung derselben mit denen, welche Columella nennt g), und welche dieser aus dem Varro wörtlich anzuführen scheint h), erhellt. Die jüngsten griechischen ökonomischen Bücher waren die Uebersetzung des Mago und der Auszug aus denselben. Hier hätten nun die römischen ökonomischen Schriftsteller, welche auch Columella i) nennet, folgen, und bey dieser Gelegenheit die lateinische Uebersetzung des Mago genannt werden müssen. Und dieser Theil dieses Capittels ist es, welcher mir verloren gegangen zu seyn scheint. Zwar scheint das, womit Varro, nachdem er die griechischen Schriftsteller genannt, fortfährt, und den Uebergang zu seinem eigenen Buche macht, mit dem Vorhergehenden genau zusammen zu hängen. Wenn ich mir aber die römischen Schriftsteller, deren Columella gedenkt, und das, was dieser von dem Mago sagt, in des Varro erstes Capittel hinein gedenke, so passen die Worte, womit Varro fortfährt, eben so gut, als wenn sie, wie sie jetzo thun, unmittelbar auf die Anführung des Auszuges aus dem Mago folgen. In den beyden Ausgaben, welche ich vor mir habe k), finde ich keine Spur, daß von demselben etwas verloren sey, gleichwie auch Victorius l) bey demselben keine Lücke bemerkt.

Sollten Gelehrte meine Muthmaßung gegründet finden, so würde sich die Lücke aus dem Columella leicht ersetzen lassen. m).

g) Magna porro & Græcorum turba est, de rusticis rebus præcipiens &c. *Colum. Lib. I. Cap. I.*

h) - - apud Columellam – qui totum hunc locum, a Varrone acceptum, iisdem pene verbis pertractat. *Victorius in Explicat. Annotat. in M. Varr. Lib. I. Cap. I. p.* 34.

i) Et ut agricolationem romanam tandem civitate donemus (nam adhuc istis autoribus Græcæ gentis fuit,) jam nunc M. Catonem Censorium illum memoremus, qui eam Latine loqui primus instituit. Post hunc duos Sasernas *Colum. Lib. I. c. I.*

k) a) *Rei rusticæ Auctores Latini veteres, ex Hier. Commelini typographia.* 1595. 8.
b) *M. Catonis ac M. Terent. Varronis de re rustica Libri, per Petr. Victorium. Apud Gryphium, Lugd.* 1549. 8.

l) *Petr. Victorii Explicationes suarum in Catonem, Varronem, Columellam, Castigationum Apud Gryphium, Lugd.* 1542 8. §. 77. 78

m) Varro wird nemlich folgende vor ihm geschriebene Schriften in lateinischer Sprache genannt haben: M. Cato Censorius, die Saserna, Vater und Sohn, Scrofa Tremellius, Virgilius, und die lateinische Uebersetzung des Mago.

Hannoverisches Magazin.

8tes Stück.

Montag, den 25ten Januar 1779.

Untersuchung, in wiefern sich aus einigen Eigenschaften des Leibes der physische Einfluß begreifen lasse.

So nahe als Leib und Seele zusammen gränzen, so nahe gränzen auch die Wissenschaften zusammen, welche diese Gegenstände behandeln. Daher ist auch in der Physiologie und Psychologie bey einem großen Theile ihrer Untersuchungen die wechselsweise Hülfe ganz nothwendig. Wir sind freylich in diesem Fache der Menschenkenntniß, wo sich diese beyden Wissenschaften vereinigen, vielleicht noch am weitesten zurück, aber um nur erträgliche Einsicht hierin zu erhalten, und auch um sich eine Bahn zum Fortrücken zu machen, ist die Verbindung beyder Wissenschaften das beste Hülfsmittel. Ich darf mich nur auf die Lehre von der Einwirkung der Seele auf den Leib, und des Leibes auf die Seele berufen, wo diese Forderung sehr einleuchtend ist. Man hat in den philosophischen Schulen zur Erklärung der Verbindung des Leibes und der Seele vorzüglich drey Meynungen erdacht; die vorher bestimmte Harmonie, die gelegenheitlichen Ursachen, und den physischen Einfluß. So sehr ich den großen Mann verehre, der die Harmoniam prästabilitam ausdachte, so kann ich doch dieser Hypothese nicht geneigt seyn, die keinen Einfluß des Leibes auf die Seele, und der Seele auf den Leib annimmt, sondern eine solche vorher bestimmte Einrichtung beyder Theile, vermöge welcher in dem einen, zu gleicher Zeit, aus innerlichen Kräften solche Veränderungen bewirkt werden, die genau den Veränderungen in dem andern Theile entsprechen. Wenn z. B. die Seele will, daß der Arm und die Finger zu irgend einer Absicht sich bewegen sollen; so erfolgt die Bewegung, nicht weil es die Seele will, sondern weil die Einrichtung des Körpers so gemacht war, daß eben zu der Zeit eine Bewegung dieser Glieder erfolgen mußte. Nimmt man eine solche Einrichtung an: so war diese Bewegung mechanisch nothwendig; und würde auch ohne den Willen der Seele geschehen seyn, woraus denn folgt, daß der Wille hierbey völlig überflüßig war, und daß eine Nothwendigkeit ihn trieb, also daß es mit unserer Freyheit nichts sey.

Es ist nicht zu besorgen, daß diese Meynung jemals häufigen Beyfall finden werde, sonst würden die Folgen davon auf unsern moralischen Sinn sehr unglücklich seyn. Noch weniger lassen sich Zufälligkeiten mit der vorher bestimmten Harmonie reimen: denn wenn es auch möglich ist, daß zwo Uhren auf das genaueste überein treffen, so kann doch ohne Communication zwischen beyden, welche bey Leib und Seele physischer Einfluß heißt, die andere Uhr in ihrem Gange dadurch nicht verändert werden, wenn durch einen Zufall die eine verändert oder zerbrochen wird. Der Körper strauchelt oder fällt, und die Seele erschrickt darüber. Lag die Ursache dieses Schreckens ursprünglich in der Seele; so durften wir durchaus damals nicht in einem Lehnstuhl sitzen, wenn die Seele nicht ohne Ursache, bey wachendem Zustande und völligem Bewußtseyn, sich erschrecken, und Vorkehrung zur Verhütung des Falles machen sollte, der nicht zu befürchten war. Wegen des höchst wahrscheinlichen, ich getraue mir fast zu sagen, gewissen und erfahrungsmäßigen Einflusses, kann auch die Hypothese von der Assistenz oder den Gelegenheits Ursachen nicht gelten, welche annimmt, daß durch einerley äußerliche Ursachen eine Uebereinstimmung der Veränderungen in Leib und Seele bewirkt würde, wobey die Vertheidiger dieser Meynung noch allenfalls zugestehen, daß einige Vorstellungen in der Seele aus ihr selbst entspringen. Es ist nicht einzusehen, wozu man diese Hypothesen nöthig hat, da der physische Einfluß, ohne welchen sie doch die Erscheinungen erklären wollen, so sehr viel vor sich hat, wenn das wie bey demselben gleich nicht völlig begriffen wird. Ich will über die Begreiflichkeit desselben jetzt einige Versuche machen, und also untersuchen, in wiefern sich aus einigen Eigenschaften des Leibes die wechselsweise Einwirkung zwischen Leib und Seele begreifen lasse.

Zwo Eigenschaften des Körpers sind vorzüglich, welche ihn sowohl zur Einwirkung in die Seele, als auch zu ihrem Dienste fähig machen. Diese sind **Reizbarkeit** und **Empfindlichkeit**, welche letztere nur eine solche Einrichtung des Körpers ist, vermöge welcher die Seele durch seine Vermittelung empfindet.

Zuerst also von der Reizbarkeit, in sofern sie hieher gehört. Man gedenkt sich darunter, eine der thierischen, vorzüglich muskelichten Faser, vom Schöpfer eingepflanzte Kraft, durch welche sie sich, wenn irgend ein Reiz sie berührt, zusammenzieht. Ihre Ursache kann aus dem was man von dem Baue der Faser weiß, nicht völlig begriffen werden. Etwas Licht verbreitet allerdings die neuere Meynung der Physiologen, daß die feinste und letzte Muskelfaser, deren unglaublich viele erst einen mäßigen Strang ausmachen, eine Zusammenkettung unzähliger Bläschen sey, die durch den Andrang oder erregte Vibrationen irgend einer Flüssigkeit dicker und kürzer würden, wodurch sich denn der ganze Muskel verkürze.

kürze. Vieles erklärt sich zwar hierdurch, zumal wenn man Nervengeister annimmt, wovon ich gleich ein mehreres reden werde. Selbst begreift man ohngefähr, wie es mit der Reizbarkeit eben abgestorbener Thiere zusammenhange. Nemlich man kann sich gedenken, daß die noch in dem Muskel zurückgebliebenen Nervengeister durch reizende Mittel, wovon die meisten zusammenziehend sind, wie Salze und Schärfen, oder auch durch elektrische Funken oder Stiche, in eine zitternde Bewegung, oder sonst dergestalt aus ihrem Gleichgewichte gesetzt werden, daß eine Zusammenziehung erfolgen muß. Allein ich getraue mir nicht zu behaupten, daß damit die ganze Reizbarkeit erklärt sey, zumal wenn ich bedenke, daß Muskelbläschen und Nervengeister Hypothesen, obgleich wahrscheinliche Hypothesen sind. Indeß dem sey nun wie ihm wolle, genug der Muskel ist reizbar. Nun frägt es sich, woher der Reiz komme, der die Reizbarkeit thätig macht, und wie er etwa würke.

Es würde hier am unrechten Orte seyn, mich auf die Gründe für und wider die Nervengeister einzulassen. Ich will sie hier einmal annehmen, und sehen, in wiefern sie zur Erklärung der Erscheinungen taugen. Denn nach dieser Untersuchung wird es sich von selbst ergeben, ob die Bedenklichkeiten gegen sie erheblich oder unbedeutend sind. Das Gehirn wird gewöhnlich für die Quelle derselben angenommen, welches sie durch die Nerven allen Theilen des Körpers mittheile. Daß das Gehirn die Absonderung irgend einer Feuchtigkeit verrichte, ist daraus wahrscheinlich, weil eine große Menge Bluts, ohngefähr der sechste Theil der ganzen Blutmasse, in ihm umläuft, und weil es übrigens in gewissem Betrachte wie ein Absonderungsorgan gebauet zu seyn scheint. Vielleicht saugen wir durch die Respiration einen Eulerschen Aether, oder sonst den Stoff der Nervengeister ein, der sich etwa mit dem Blute vermischt, und im Gehirne wieder abgesondert wird. Vielleicht ist dieses das unbestimmliche pabulum vitæ, das wir durch die Respiration erhalten, weßwegen Luft, die einmal respirirt ist, zu fernern Respirationen untauglich wird. Man nehme also an, in dem Blute sey eine solche äußerst feine, fast halbgeistige Flüßigkeit, und werde im Gehirn abgesondert. Diese komme nun zum Muskel, entweder durch Fortströmung, oder durch eine fortgepflanzte zitternde Bewegung. Der erstern Meynung vom Fortströmen stehen viele Schwierigkeiten entgegen. Da sie nemlich so unbegreiflich schnell gedacht werden muß, als oft die Ausführung des Willens bey Bewegungen des Körpers ist; so kann dazu keine Kraft im Gehirne ausfündig gemacht werden. Das Gehirn selbst ist dazu viel zu weich, und die harte Hirnhaut, worin einige diese Kraft suchen, hat zu wenig, oder gar keine Muskelkraft. Und wo bleiben denn die in den Muskel fortgetriebenen Nervengeister, da Erschlaffung eben so schnell erfolgen kann, als Anziehung?

Daß sie der Muskel selbst ins Gehirn wieder zurück triebe, hieße eine Kraft in ihm annehmen, die größer wäre, als diejenige, von der sie den Augenblick vorher überwältigt worden. Daß sie so schnell, als die Erschlaffung vor sich geht, ausdünsteten, läßt sich einmal nicht annehmen, weil doch diese Hypothese verlangt, daß sie der Muskel in sich schließen und nicht durchlassen soll. Und dann streitet die Meynung von der Ausdünstung mit der Erfahrung, da etwas starke, nur nicht übertriebene Arbeit die Muskelkraft vermehrt, welche sie doch schwächen müßte, wenn in jedem Augenblicke so viel von den Nervengeistern gänzlich verloren gienge. Endlich wie wäre es zufolge der Hypothese von Fortströmung möglich, daß die gleichzeitige Bewegung des größten Theiles aller Muskeln eben so schnell, als die Bewegung eines einzigen erfolgt? Woher käme die erforderliche Menge Nervengeister? Da die ganze Hirnhöhle nicht groß genug wäre, so viel zu fassen, womit alle Muskeln gefüllt werden könnten, zumal bey Thieren die verhältnißmäßig ein viel kleineres Gehirn haben, als der Mensch.

Da so viel Schwierigkeiten die Meynung von der Fortströmung drücken: so verdient die zitternd fortgehende Bewegung der Nervengeister mehrern Beyfall. Man nehme an, der Muskel sey beständig in seinen feinsten Höhlungen mit der Materie der Nervengeister in einem gewissen Grade angefüllt, und gedenke sich, wie auch sonst gewöhnlich angenommen wird, das Gehirn als die Quelle, und die Nerven als Canäle derselben, oder als eine Fortsetzung des Gehirns. Wenn nun durch irgend eine Ursache, die wir allezeit mittelbar oder unmittelbar in der Seele zu suchen haben, eine Erschütterung der Nervengeister bewirkt wird; so wird solche durch die Nerven dahin fortgepflanzt, wohin diese abgehen. Dadurch werden denn die Nervengeister in den Muskeln in eine gleiche zitternde Bewegung gesetzt, die Muskelfaser nimt alsdann auch Antheil daran, und fängt an zu oscilliren, und so wie jede oscillirende Saite sich zu verkürzen strebt, so thut eben das auch die oscillirende Muskelfaser. Es werden hier verschiedene Schwierigkeiten aufstoßen, als: 1) Der Muskel sey nicht gespannt genug um vibriren zu können, zumal wenn das Glied, welches er bewegen soll, in einer solchen Lage liegt, da alle Muskeln ruhen. 2) Der Vibration sey auch das entgegen, daß alle Fasern eines Muskels durch das zellichte Gewebe mit einander verbunden sind, und 3) es lasse sich von der Vibration keine so beträchtliche Verkürzung erwarten, als sie doch wirklich erfolgen. Aber diese Schwierigkeiten sind nicht so bedenklich als sie scheinen, wenn man folgendes erwägt, daß nemlich, was die erste betrifft, jeder Muskel vermöge seiner natürlichen zusammenziehenden Kraft allerdings auch bey seiner genauesten Ruhe in einer gewissen Spannung sich befinde. Diese Elasticität bleibt noch lange nach dem Tode übrig, indem alsdann ein zerschnittener Muskel

kel sich weit zurückzieht. Das zellichte Gewebe, wenn es ja die Vibrationen etwas beschweren sollte, macht sie doch gewiß nicht unmöglich, weil die Verbindung durch dasselbe bey weitem nicht so dicht ist, daß es die äußerst feinen Schwingungen des letzten Muskelfäserchens hemmen könnte. Beynahe ist dieses schon zu viel zugestanden, vielleicht trägt es dazu bey, um sie unter einander übereinstimmender zu machen. Die letzte Schwierigkeit, daß nemlich die Vibration keine hinlängliche Verkürzung bewirken möchte, würde nur alsdann etwas bedeuten, wenn man annähme, daß die Faser in ihrer ganzen Länge ein cylindrischer Canal wäre, und von Anfange des Muskels bis zu seiner Insertion nur eine allgemeine Schwingung hätte. Allein die Bedenklichkeit hebt sich, wenn man annimmt, daß jedes Muskelbläschen für sich von der Erschütterung des in ihm befindlichen Nervensaftes an eine damit übereinstimmende Vibration geräth. Jedes einzelnes also verkürzt sich. Nun wird die Summe der Verkürzungen aller Bläschen, woraus die ganze Länge der Faser zusammengesetzt ist, größer seyn, als die Verkürzung eines eben so langen und eben so weiten cylindrischen Canals. Man muß nemlich jedes einzelnes Bläschen in seinem Umfange aus lauter für sich oscillirenden Fäden oder gespannten Saiten bestehend gedenken. Nun ist ausgemacht, daß eine Saite, man nehme eine metallene Saite von fünf Fuß Länge, mit einem gewissen Gewicht behangen, nicht so schnell oscilliren könne, als eine andere von 1 Fuß Länge mit eben dem Gewichte. Je schneller aber die Oscillationen erfolgen, desto stärker strebt sich die Saite zu verkürzen, woraus denn leicht erhellt, daß kurze Endenfasern, deren jede ihre eigene Oscillation hat, wovon aber viele an einander gekettet sind, sich mit mehrerer Gewalt zusammenziehen müssen, als die ganze Länge thun würde, wenn sie nur eine allgemeine Oscillation hätte. Man darf hier nur die Analogie mit einer metallenen oder Darmsaite nicht zu weit treiben, sonst würde folgen, daß nach einmal geschehener Verkürzung die Oscillation aufhören müsse. Bey der thierischen Faser im lebenden Körper erhält die große Elasticität die Spannung des Bläschens, auch wenn es sich verkürzt hat, und setzt sie also in den Stand, bey fortdaurender Erschütterung der Nervengeister ihre Oscillationen weiter fortzusetzen.

Ich habe es hier der Deutlichkeit wegen so vorgestellt, als ob beyde Wirkungen wechselsweise erfolgten, das heißt, als ob zuerst die Oscillation eine Verkürzung bewirkte, und darauf dann die natürliche Elasticität die Spannung zur Fortsetzung der Oscillationen herstellte. Eigentlich muß man denken, daß beyde Kräfte immer zugleich wirken, und dann wird die Vorstellung der ganzen Sache so bestimmt, daß die Faser eine solche Elasticität habe, daß sie sich bis auf einen gewissen Grad, d. i. ohngefähr bis auf $\frac{2}{3}$ ihrer Länge zusammenziehen würde, wenn nicht der Widerstand des zu bewegenden Gliedes zu

groß wäre; daß aber eine solche Verkürzung alsdann wirklich erfolge, wenn durch eine zitternde Bewegung die Kraft der Zusammenziehung unterstützt wird.

Wer sich umständlicher unterrichten will, warum die zitternd fortgehende Bewegung einer Flüßigkeit schneller sey, als die wahre körperliche Fortströmung derselben, der findet Genugthuung in **Eulers** französischen Briefen über die Naturlehre an eine deutsche Prinzessinn. Dieser große Mathematiker widerlegt aus eben dem Grunde die wahre Fortströmung seines Aethers, in sofern er nach seiner Meynung Erleuchtung macht, und zeigt mit unwiderleglichen Gründen, daß man vorzüglich wegen der unglaublichen Schnelligkeit des Lichts, und auch aus andern Gründen eine undulirende Bewegung annehmen müsse, so wie bey dem Schalle. Eben derselbe liefert auch eine Abhandlung von Fortpflanzung des Lichts in seinen Opusculis. Noch näher handelt von unserm Gegenstande der Verfasser einer neuern holländischen Disputation de causis rapidæ celeritatis spirituum animalium.

So viel von Verkürzung der Muskeln. Nun aber wie erschlafft er denn eben so schnell? Hier ist, wie ich glaube, nicht so viel Schwierigkeit. Je schneller die Oscillationen sind, und sie sind hier gewiß unglaublich schnell, desto geschwinder hören sie wieder auf, wenn die Erschütterung der Nervengeister nachläßt. Die feinsten Töne auf Saiteninstrumenten verlieren sich ungleich früher, als die tiefen. Ueberdem ist bey schleuniger Erschlaffung der Muskeln zu bedenken, daß alsdann die gegenseitig wirkenden Muskeln des Gliedes, die sogenannten Antagonisten, durch ihre Action oder durch bloße Spannkraft entgegen wirken. Die Schwere des Gliedes beschleunigt auch oft die Erschlaffung.

Weiter können wir im Körper durch Untersuchung und Raisonnement nicht kommen. Hier sind wir an den Gränzen zwischen Leib und Seele. Wie das nun zugehe, daß die Seele an irgend einem Orte des Gehirns, wo der Ursprung dieses oder jenes Nerven ist, eine Erschütterung mache, das genau bestimmen zu wollen, wäre wohl zu viel gewagt. Ich denke man bliebe hier stehen, und glaube daß es geschieht, da alles dafür redet.

Die unwillkührlichen Muskelbewegungen, lassen sich, wie es scheint, daraus begreifen, weil noch ein anderes Reizmittel, das nicht von der Seele kommt, bey ihnen Statt findet. Bey dem Herzen ist dieses das Blut, bey dem Magen und Gedärmen die Speisen, die Luft, und die Galle, bey dem Regenbogenhäutchen im Auge die Lichtstrahlen u. s. w. Dem ohngeachtet ist Nerveneinfluß hierzu nöthig, weil die unwillkührlichen Bewegungen aufhören, wenn die Nerven dieser Theile unterbunden sind, und sie heftiger werden, wenn die Nerven berührt werden a). Da man nun nicht anders kann, als voraussetzen, daß zum Nerveneinfluß Bewegung, entweder ihrer Substanz, oder einer

a) B. *Halleri* prim. lin. physiol. §. 100.

einer Flüßigkeit in ihnen erfordert werde; so scheint in diesem Betrachte die Seele allerdings ihren Antheil an den unwilikührlichen Bewegungen zu haben. Denn wenn man nicht Ursache auf Ursache ins Unendliche häufen, oder im Zirkel herum gehen will; so muß man durchaus den letzten Grund der Bewegung nicht im Körper, sondern in der Seele suchen. Daß ein fremder Reiz unwillkührliche Bewegungen machen kann, sieht man bey Zuckungen und Krämpfen, da die Seele auch ihre Wirkung auf die ihrem Willen unterworfenen Muskeln verliert.

Bisher habe ich Betrachtungen angestellt, über den Einfluß der Seele auf den Leib, vermöge der Reizbarkeit, nun will ich noch kürzlich den Einfluß des Körpers auf die Seele vermöge der Empfindungswerkzeuge erwägen. Ich werde hierin wegen des Vorhergeschickten kürzer seyn können.

Die Nervengeister empfehlen sich auch hier, als eine sehr annehmungswürdige Hypothese, weil man sich ohne sie gar keinen Begriff machen kann, wie körperliche Theile Empfindungswerkzeuge seyn können. Wenn man sie annimmt, so läßt sich folgender Begriff davon machen. Die Nerven sind beständig voll von dieser Materie, und durch äußere Ursachen wird sie in eine undulirende Bewegung gesetzt, welche sich bis hinauf ins Gehirn fortpflanzt, und von der Seele empfunden wird. Die äußern Sinne, von denen ich rede, sind bloße Diener der Seele. Aristoteles sagt ganz richtig: Die Seele siehet, nicht das Auge, die Seele höret, nicht das Ohr. Meine Meynung bedarf nur wenig Erläuterung um auch hier Beyfall zu haben.

Also: Bey dem Gesichte ist aus dem Baue des Auges klar, daß sich die Bilder der Gegenstände auf der Netzhaut mahlen. Daß aber diese Bilder nicht durch den Sehnerven, so wie sie auf dem Boden des Auges stehen, fortgepflanzt werden können, ist aus den Regeln der Brechung der Lichtstrahlen, und der Undurchsichtigkeit der Nervensubstanz einleuchtend genug, und daher nimmt man zufolge der angegebenen Hypothese an, daß durch die Erleuchtung machende Bewegung des Aethers die Nervengeister im Sehnerven in eine ähnliche Bewegung gesetzt werden, die sich deñ durch ihn bis ins Gehirn fortpflanzt, und von der Seele empfunden wird. Die Empfindung von Farben geschieht unstreitig durch die verschiedene Modification dieser Undulationen, da man nicht annehmen kann, daß körperliche Farben ins Auge gelangen. Die dunkelrothe Farbe, als die erste im Regenbogen, macht dabey die langsamsten, und die übrigen folgen nach einer unmerklich steigenden Farbenleiter. Die Empfindung von Gestalt und Umfang, läßt sich daraus begreifen, weil das Bild im Auge ähnlich ist, nach dessen Maaßgabe die Undulationen im Nervensafte entstehen. Ueber Entfernung urtheilt die Seele durch eine natürliche Optik, die jeder lernt, der nichts von der wissenschaftlichen Optik gehört hat.

Im Ohr geschieht eben das durch die Undulation der Luft. Bey dem Gehör ist die große Wahrscheinlichkeit dieser Meynung am einleuchtendsten. Es läugnet nemlich Niemand, daß der Schall durch Undulation der Luft fortgepflanzt werde. Und was ist da natürlicher, als anzunehmen, daß diese eine ähn-

ähnliche Bewegung im Ohr und dem Nervensafte mache.

In der Nase berühren die riechbaren Theilchen die Nervenwärzchen der Schleimhaut, und durch ihren Stoß und ihr Prickeln erregen sie eine Bewegung. Die Verschiedenheit der Gerüche hängt wohl meistentheils von der Gestalt dieser flüchtigen Theilchen, und ihrer Gewalt ab.

Zwischen Geruch und Geschmack ist die größte Verwandtschaft. Die gröbern riechbaren Theile empfindet der Geschmack meistentheils auch auf ähnliche Art, nur schwächer. Bey dem Wermuthe ist dieses z. B. sehr auffallend, dessen bittere Ausdünstungen einen Geschmack auf der Zunge machen, ohne daß man ihn in den Mund genommen hat. Die Nervenwärzchen der Zunge haben stumpfere Empfindung als die in der Nase, und eigentlich gehören für den Geschmack die nicht flüchtigen salzichten Theile, ohngeachtet auch die flüchtigen ihn afficiren, und zwar viel stärker, wenn sie die Zunge berühren. Die Verschiedenheit des Geschmacks rührt von der spitzigern oder stumpfern Gestalt der Theile und ihrer Auflösbarkeit her. Vom Unterschiede des Geschmacks bey verschiedenen Menschen ist hier die Rede nicht, von welchem die bekannte Sentenz gilt, de gustibus non est disputandum. Die Seele hat bey dem Geschmacke überhaupt nicht die Empfindung von etwas cubischen bey dem Kochsalze, und nicht von etwas sechseckigten bey dem Salpeter, sondern sie empfindet nur einen dunkeln Unterschied zwischen beyden. Daß auch dergleichen durch Erschütterung der Nervengeister geschehen könne, ist sehr wahrscheinlich, so lange wir nichts bessers wissen.

Das Gefühl, wovon im Grunde alle Sinnen nur feinere Modificationen sind, entsteht von wahrer Berührung der gröbern Körper ohne Zwischenmaterie zwischen uns und dem Körper, den wir fühlen. Daß dadurch Bewegung entstehe ist völlig ausgemacht, und eine langsam undulirende Bewegung der Nervengeister, ziemlich wahrscheinlich, bis daß Jemand zum Vortheil einer andern Meynnng mehr Wahrscheinlichkeit darthut.

Schließlich bemerke ich von den Nervengeistern noch folgendes wenige, daß fast alle Einwendungen, mit denen man sie bisher bestritten hat, nicht passen, wenn man sich eine feine, nicht in die Sinne fallende, so zu sagen halb geistige Materie darunter denkt, die in gewissen Betrachte einen Uebergang zwischen Geist und Materie macht. Um dieses einsehen zu lassen, darf ich nur erwähnen, daß man geglaubt hat, sie müßten aus einem zerschnittenen Nerven sichtbarlich ausfließen; ein unterbundener Nerv müsse oberhalb aufschwellen; der Nerv müsse sichtbare Röhrchen haben, die doch noch Niemand in dem Metall und Glase deswegen verlangt hat, weil jenes die elektrische Materie, und dieses das Licht durchläßt; ferner ein Nerv müsse unter der Luftpumpe aufschwellen; der Nervensaft könne durch die verwickelten Nervenknoten nicht durchkommen, wobey man auch die elektrische und magnetische Materie gedacht haben sollte. Die übrigen Zweifel werden durch die angenommene Undulation widerlegt, als: man könne aus dem Fortströmen die Geschwindigkeit nicht begreifen; Arbeit würde schwächen, wegen des großen Verlustes der Nervengeister bey jeder Bewegung, da sich der Rücklauf nicht behaupten lasse; es fehle die Gewalt zum Forttreiben. Endlich könnte man einwerfen, wenn sie so sehr subtil wären, so würde sie der Nerv nicht einschließen können. Allein es ist doch wahrscheinlich, daß die Nervenscheiden undurchdringlicher für sie sind, als die weichere Substanz, und ihre Undulation wird doch fortgesetzt werden, wenn schon ein Theil durchschlupft, der überdem keine unordentliche Bewegung der Muskeln verursachen kann, weil er außerhalb keine Continuation der Nervengeister findet.

Die beste Empfehlung dieser Meynung ist die, daß sich die Erscheinungen, wie mir deucht, am besten daraus erklären lassen.

Mich weiter über die Einwirkung zwischen Leib und Seele einzulassen, ist nicht für eine kurze Abhandlung, in der ich nur einige Materialien zur Erklärung des physischen Einflusses sammeln wollte.

Göttingen.

Joh. Heinr. Jäger, Med. Dr.

Hannoverisches Magazin.

9tes Stück.

Freytag, den 29ten Januar 1779.

Die Lerche.

So oft wir einen aufmerksamen Blick auch nur auf einen Theil der Schöpfung werfen, so finden wir uns gedrungen, in heiliger Verwunderung mit dem königlichen Propheten auszurufen: Herr wie sind deine Werke so groß und viel? du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güte. Ueberall herrscht in den verschiedenen Reichen der Natur Schönheit, Mannigfaltigkeit, Harmonie und Ordnung, die von der Allmacht, der Weisheit und Güte Gottes zeugen. Welche Verschiedenheit hat nicht die Natur in dem Reiche der Vögel verbreitet? Alle ohne Ausnahme haben sie zwar das mit einander gemein, daß ihren Körper eine Decke von Federn umgiebt, daß sie zween Füße und einen hornartigen Schnabel haben, daß sie sich vermittelst ihrer Flügel durch die Luft, oder auch mit ihren Füßen auf der Erde, oder dem Wasser von einem Orte zum andern bewegen, daß sie Eyer mit harten Schaalen legen, und durch das Ausbrüten derselben ihre Geschlechter fortpflanzen. Allein außer diesem, was wir bey allen Vögeln finden, ist immer eine Gattung von der andern in Ansehung ihres Baues, ihrer Gestalt, ihrer Größe, des Verhältnisses ihrer Gliedmaaßen, ihrer Nahrung, ihrer Triebe und ganzen Oekonomie verschieden.

Wenn einige Vögel nur vom Raube und Mord des schwächern und wehrlosen Gefieders, oder auch der vierfüßigen Thiere leben, so nähren sich andere bloß mit Getreide- und Saamenkörnern, mit Grase und Kräutern, oder befreyen uns von Ungeziefer und Gewürm, welche uns ohne diese wohlthätigen Vogelgattungen zu einer unleidlichen Plage werden würden. Jene sind zu ihrem Raube mit scharfen Klauen und krummen Schnabel bewaffnet, deren diese zu ihrer Nahrung nicht bedürfen. Einige suchen ihre Speise auf dem Trocknen, andere holen sie aus dem Wasser, aus Sümpfen und Morästen hervor, und sind deswegen theils zum Schwimmen gemacht, theils mit langen Beinen, Schnäbeln und Hälsen versehen. Einige suchen ihren Unterhalt am Tage,

aber

aber dann, wann die Nacht diese in Schlaf eingewieget hat, so kommen andere aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um Beute zu machen, gleichsam als wenn sie sich scheueten, daß die Sonne Zeuge von ihrem Raube und Würgen seyn solle.

Wenn einige Vogelgattungen, denen keine Jahrszeit das Futter ganz entziehet, Winter und Sommer bey uns bleiben, so verlieren sich andere, welche bloß von Insekten und Gewürme leben, wenn sich diese ihre Nahrung verbirgt, und finden sich alsdann erst wieder ein, wenn der künftige Frühling ihnen den Tisch aufs neue deckt. Einige dieser Vögel, welche uns verlassen, streichen einzeln und unb⸗merkt davon, wie die Nachtigall, d Schwalbe rc.; andere versammeln sich zu ganzen Schaaren, und ziehen in großen Zügen, wobey Ordnung zu herrschen scheint, ab, wie die Staaren, Kraniche, wilden Enten rc. Einige, deren zahlreiche Jungen, so bald sie aus den Eyern gekrochen und trocken geworden, der Mutter folgen, und ihre Nahrung selbst suchen müssen, wie alle Hühner⸗ Gänse⸗ und Entenarten, bestehen nicht aus einzelnen Paaren, sondern ein Männchen hat viele Weiber; aber andere Gattungen, wo das Männchen und Weibchen die Arbeit des Nestmachens, des Brütens und der Fütterung der Nestlinge mit einander theilen, als die Tauben, Nachtigallen, Schwalben, paaren sich, und ein Er kann nur eine Sie haben. Einige bauen ihre Nester an die Erde, als die Wachteln, Lerchen, Kibitze, Trappen und alle Arten wilder Hühner, andere in Hecken und Gebüsche, oberhalb der Erde, auf Stauden und Zweige, als die Amsel, die Droßel, der Hänfling, die Grasmücke; andere wählen hohe Bäume dazu, wie der Habicht, die Krähe, die Elster, andere bauen in die Höhlungen und Ritzen der Bäume oder ihrer Aeste, als die Staaren und Spechte. Noch andere bereiten ihre Nester unter den Dächern der Gebäude, in Felsen⸗ und Mauerritzen, wie die Sperlinge, die Schwalben, die Dohlen und Bachstelzen.

Selbst die Nester sind nach Unterschied der Vögel verschieden, und mit minderer oder mehr Kunst aus verschiedenen Materialien zubereitet. Die zahme Taube künstelt am wenigsten an ihrem Baue. Ein Paar Reiser und Strohhalme, ohne Ordnung neben und über einander hingelegt, sind das Lager für ihre Eyer und Jungen. Weit künstlicher bauet die Krähe und die Elster. Die Grundlage ihres Baues ist Reisholz und Dornsträuche, welche sie so fest unter einander zu verbinden wissen, daß kein Stück sich davon trennet. Selbst das erste Stück, das sie dazu herbeyführen, wissen sie so zu legen, das es nicht vom Baume herab fällt, ehe sie das zweyte holen, und mit dem ersten vereinigen. Und wenn die Krähe ihr Nest oben offen läßt, so verbauet es die Elster bis auf eine kleine Oeffnung an der Seite, wodurch sie eben hinein und heraus schlupfen kann. Wider Sturm und Wet⸗

Wetter schützen die Aeste des Baums dies Gebäude; aber der Storch erbauet sich sein Nest ganz im Freyen auf die höchsten Schornsteine, und verbindet es so fest damit, daß es auch den Sturmwinden Troß bietet.

Inwendig geben die Vögel nach ihrer verschiedenen Art ihrem Baue ein zartes und weiches Bette von Strohhalmen, Laube, Grase, von Baummoos, Wolle, Haaren und Federn. Letztere suchen sie entweder, wie die übrigen Materialien, zusammen, oder die künftige Mutter, wie z. E. die brütende Gans, rupfet sich selbige selbst aus, um den Eyern ein weiches und warmes Lager zu geben. Der Abt Plüche will sogar ein Männchen gesehen haben, das sich von seinem Weibchen die Federn unter dem Bauche zu diesem Endzwecke hat ausraufen lassen. Wenn alle andere Vögel ihre Nester auf einem festen Grunde anlegen, so bauet der kleineste unter ihnen, der amerikanische Colibri, das seinige, welches er aus Hanf und Baumwolle webt, als einen Beutel an einen Zweig unter die Blätter eines Pomeranzbaums. Fast eben so hängt der Kirschvogel sein Nest an die Zweige der Bäume. Die Hausschwalbe legt ihr Nest an ein Gebäude, da wo sie ein Obdach für Regen findet, auch selbst in den Häusern und Ställen, von Schlamm oder Koth, der mit ihrem Speichel befeuchtet, zu einer Art von Mörtel wird, an. Die Zipdroßel bauet das ihrige in dicke Hecken, sie leimet es von Koth, Stroh und Moos zusammen, und übertünchet es inwendig mit Thon oder Leimen. Diejenigen indianischen Vogelnester, woraus der reiche Prasser ein Leckerbissen macht, werden von einem Vogel, welcher eine Aehnlichkeit mit der Schwalbe hat, aus einem zähen Schleime, der ihnen, wie man sagt, in der Begattungszeit, aus der Nase fließt, an den Felsen und Klippen gebauet.

Der Vogel nimmt das Maaß seines Baues, ohne Zirkel und Maaßstab zu gebrauchen, und ohne einen Riß vor sich zu haben, nach der Größe seines Körpers, und nach der mehrern oder wenigern Zahl seiner künftigen Eyer und Jungen. Den Wüterichen unter den Vögeln hat die für alles sorgende Natur nur eine, höchstens zwo Brüten im Jahr und gemeiniglich nur ein Paar Junge gestattet, da sie sowohl das zahme Geflügel und diejenigen Vogelgattungen, die uns zur Speise dienen, als auch die, welche der zu starken Vermehrung des Ungeziefers steuern, mehrere und zahlreichere Brüten thun läßt. Denn was würde es für ein Unglück seyn, wenn sich die Adler, die Geyer, die Weihen, die Uhus und Eulen, so sehr wie die Hühner, die Lerchen und Krammetsvögel vermehrten? Einiger Vögel ihre Eyer sind ganz weiß, andere gelblich, bläulich, grünlich, aschgrau rc. einige einfarbig, andere bald roth, bald braun, bald blau, bald schwarz, oder sonst gesprenkelt. Die Brützeit des kleinen Gefieders ist vierzehn Tage; so lange

 sitzet

sitzet die Taube auch noch. Bey größern dauert sie drey Wochen, bey der Gans, der Ente, dem Storche vier Wochen, bey dem Schwan auf zwey Monat. Bey den Vögeln, wo ein Männchen nur ein Weibchen hat, werden die Jungen von den Alten gefüttert. Sind Würmer und Insekten die Speise, so führen sie solche den Nestlingen im Schnabel zu. Sind es harte Körner, so sammeln die Alten solche erst in den Kropf, und wenn sie darin so weit erweicht sind, daß sie die Jungen verdauen können, so schütten sie ihnen solche in den Hals.

Wenn es den Sperlingen und Krähen gleich viel ist, auf Bäumen oder Dächern zu sitzen, so setzt sich die zahme Taube und Hausschwalbe niemals auf Bäume oder Hecken, und den Raubvögeln machen ihre gekrümmten Griffe oder Fänge das Sitzen auf der Erde oder einer andern Fläche unbequem. Wenn die Nachtigall und Amsel sich im Wasser baden, so verrichtet die Wachtel und das Huhn solches im Sande, der Hänfling und Sperling aber bald in dem einen, bald in dem andern. Die Nachtigall singt nicht, als wenn ihre Füße auf einem Aste oder Zweige ruhen, da hingegen die Feldlerche dann erst ihren Gesang erschallen läßt, wann sie sich von der Erde in die Luft erhebt. Einige haben einen schnellen, andere einen langsamen Flug, einige erheben sich plötzlich und mit leichter Anstrengung, andern fällt es schwerer, und sie müssen erst einen Anlauf thun. Einige können die Luft nicht durchschneiden, als daß sie ununterbrochen mit den Flügeln schlagen, andere, wenn sie sich weit genug erhoben haben, schweben eine Zeitlang mit ausgebreiteten Flügeln, ohne solche zu bewegen, darin, wie die Weihen und die Schwalben. Einige gehen schrittweise, andere hüpfen, noch andere laufen.

Bey einigen stehen die Zähen einzeln, bey andern, welche sich der Füße beym Schwimmen anstatt der Ruder bedienen, sind sie durch eine Haut mit einander verbunden. Einige haben nur zwey Zähen, welche beyde vorwärts sitzen, als der Straus. Bey andern z. E. dem Kibitz, kommt die dritte Zähe, welche hinterwärts gehet, hinzu. Noch andere haben vier Zähen, zwey vorwärts, und eben so viel hinterwärts, als die Spechte und Papageyen. Die allermeisten haben vorne drey und hinten aus eine Zähe, und zu dieser zahlreichen Classe von Vögeln gehört die Lerche, welche sich von allen übrigen Gattungen dieser Classe dadurch unterscheidet, daß die Hinterzähe in einer langen spitzigen Klaue besteht, welche man den Sporn nennt, und immer länger wächst.

Die Lerche ist der erste Vogel, welcher uns nach dem Winter mit seinem lieblichen Gesange wieder erfreuet. Sie ist etwas größer als ein Sperling, der Schnabel ist dünn, bräunlich, und vorne etwas schwärzlich, Flügel und Schwanz sind sehr lang, um sich hoch in die Luft zu erheben, und singend eine Zeitlang darin zu schwe-

schweben. Der Er und die Sie sind fast gar nicht zu unterscheiden. Wenn dieser Vogel gehet, so macht er mit dem Kopfe eine kleine Bewegung. Er unterscheidet sich von andern Vögeln noch dadurch, daß er gegen den Wind flieget, so wie unter den Fischen die Salme und Forellen den Strom hinan schwimmen.

Bey uns giebt es drey Arten von Lerchen: 1) die gemeine Feld- Korn- und Wiesenlerche, 2) die Heidelerche oder Waldlerche, 3) die Koth- Wege- oder Haubenlerche. Die Dobbellerche gehört in der neuen Welt zu Hause, und die Seelerche hält sich nur an dem Gestade des Meers und an großen Landseen auf. Die Hauptfarbe aller dieser Arten ist die braune, unter dem Leibe sind sie weißlich. Frisch in seiner Petinotheologie fügt die weiße Lerche als eine besondere Art hinzu, und glaubt, daß sie aus Norwegen nach Deutschland komme, aber Klein widerspricht ihm, und behauptet, daß die weißen Vögel, wie die weißen Mäuse, von ohngefähr entstehen, welches er damit beweist, daß er in einem Mäuseneste drey aschgraue und zwey weiße Mäuse gefunden, und groß gefüttert habe.

So bald nach Lichtmessen, im Anfange des Februars schön Wetter einfällt, so kommen die Lerchen, die der Winter entfernt hatte, wieder zu uns, und man siehet sie, wenn es darauf schneyet, bey Hunderten auf dem Felde umher laufen. Gehet aber der Schnee nicht bald weg, so verschwinden sie auf einmal wieder, ohne daß man weiß, wo sie bleiben, und erwarten eine günstigere Witterung zu ihrer Wiederkunft. Sie brüten gemeiniglich drey mal im Jahre, und haben das erste mal fünfe, das andere mal vier, und das letzte mal drey Junge, doch trifft diese Abwechselung in der Zahl der Jungen nicht allemal zu. Die erste Brut ist im Anfange des Aprils, auch wohl bey gelindem Winter schon zu Ende des Februars, und es ist zu verwundern, daß sie Eyer und Junge in solcher Jahrszeit wider Frost und Schnee schützen können. Ihre Vermehrung ist, wie die Vermehrung der Wachteln und Krammetsvögel, erstaunlich. Wie viel Dank ist der Mensch seinem Schöpfer schuldig, der einen so reichen Segen auf die Gattungen des Geflügels gelegt hat, welche einen beträchtlichen Theil seiner Nahrung ausmachen.

So bald die Jungen nur ein wenig Federn bekommen haben, so laufen sie schon aus dem Neste, die eine hie, die andere da auf den nächsten Aeckern herum. Dies scheint ihnen die Natur um deswillen eingegeben zu haben, damit nicht die ganze Brut, wenn sie ein Raubthier beysammen im Neste fände, verloren gehe. Denn da ihre Nester an der Erde sind, so sind sie doppelter Gefahr ausgesetzt, und sie müssen so sehr die Klauen der Raubvögel, als die Zähne des Fuchses, des Marders, des Iltis rc. fürchten. Wenn die Alte mit dem Schnabel voll Futter herzufliegt, so rufet sie zuvor den Jun-

Jungen. So bald eines davon antwortet, so läßt sie sich da ins Getreide nieder, füttert diese, holet nachmals neue Nahrung, und suchet ihre übrigen Kinder auf gleiche Art auf. Die Nahrung der Lerche ist Gewürm, grüne Saat, kleines Gesäme und Getreidekörner, besonders Haber, welchen sie aushülsen. Und wie alle Vögel, es sey zur Beförderung der Verdauung, oder daß es ihnen sonst zur Gesundheit diene, kleine Steine oder Sand verschlucken, so findet man auch von leztern in den Mägen der Lerchen.

Unter den Singevögeln hat die Lerche die erste Stelle nach der Nachtigall. So bald die aufgehende Morgenröthe die Natur und sie aus dem Schlafe erweckt, erhebt sie sich singend gegen den Himmel, und bringt gleichsam ihrem Schöpfer Lob und Dank für ihr Daseyn und ihre Erhaltung dar. Eben dies wiederholt sie des Abends, ehe sie sich eine Ruhestätte suchet, und beschämt dadurch unzählige Menschen, welche diese große Pflicht versäumen. Sie hat von diesem Lobe ihre lateinische Benennung. Ihr Gesang ist anhaltend, hat aber nicht so viel Variationen, als der Gesang der Nachtigallen, noch ihre Töne die Modulation dieser ihrer. Sie schwingt sich, sagt der Verfasser des Handbuchs der Naturgeschichte, in gerader Linie auf, beschreibt einen Theil eines größern oder kleinern Zirkels, wenn sie weit genug von der Erde entfernt ist, bis sie sich ohngefähr über einem Weibchen befindet. Und um dasselbe zu ergötzen und ihm zu gefallen singt das Männchen lebhafter, schlägt mit den Flügeln, und bewegt aus Vergnügen den ganzen Körper. Diese zärtliche Bewegung, mit der süßen Melodie seines Gesanges vereinigt, dringt dem Weibchen zu Herzen, es richtet seine Augen liebreich in die Höhe, das Männchen zweifelt nicht mehr an seinem Glück; aber vorsichtiger, als die meisten Menschen, steigt es langsam hernieder, und scheint sich zu fürchten, das Weibchen möchte böse werden. Bald giebt es endlich doch dem Vergnügen nach, weil es sich des Weibchens versichert zu seyn glaubt, und fährt wie ein Bliz herunter.

Der Gesang der Heidlerche ist schöner, und hat mehr Abwechselung als der Gesang der Feldlerche. Will man daher eine gute Singelerche im Zimmer haben, so bringe man einen Feldlerchennestling zu einer im Herbst gefangenen Heidelerche, jedoch jede in einem besondern Käfig, so wird der Schüler im folgenden März so gut wie sein Lehrmeister die Heidelerche singen. Allein die Mühe, welche man dabey verwendet, ist nur gar zu oft vergebens, weil der Gesang ein Vorzug des Männchens ist, und man solches, wenigstens bey den Nestlingen, von dem Weibchen gar nicht unterscheiden kann. Man füttert sie mit zerdrücktem Hanfsaamen, in Milch geweichter Semmel, klein geschnittenem grünen Kohl und dergleichen.

Das Vogelbauer wird mit grünem Tu-

Tuche bezogen, und der Boden etwa auf zwey Finger hoch mit Sande belegt. Glückt es nun aber auch eine Singelerche zu erhalten, so ist ihr Gesang mit dem Gesange der Lerche im freyen Felde nicht zu vergleichen. Denn eines theils verliert ein eingesperreter Vogel, es sey Lerche, Nachtigall, oder was es für einer wolle, mit seiner Freyheit und sonst gewöhnlichem Futter auch allemal vieles von der Lebhaftigkeit und Anmuth seines Gesanges, andern theils ist es ein zu starker Zwang für die Lerche, die nur in freyer Luft schwebend, und in die Höhe steigend zu singen gewohnt ist, daß sie in einem engen Käfig eingesperrt sitzend singen muß, und endlich hört man den Gesang eines Stubenvogels immer gleich nahe und gleich stark, welches unserm Ohre bey weitem nicht so angenehm ist, als wenn wir ihn auf dem Felde bald nahe, bald fern in verschiedenen Entfernungen von uns hören.

Die Heidelerche ist etwa um den dritten Theil kleiner, als die Feldlerche, und hat einen kürzern Schwanz. An Farbe ist sie von dieser nicht viel unterschieden. Sie hält sich auf den Feldern, die an einen Wald von Nadelholz stoßen, auf. Sie fliegt nicht gerade in die Höhe, sondern im Bogen, setzt sich auf einen Baum, und singt auch auf selbigem. Sie brütet nur zwey mal, das erste mal legt sie fünf, das andere mal vier Eyer.

Die Haubelerche hat einen Federbusch auf dem Kopfe, den sie bald erhebt, bald niederlegt. Man betrachtet ihn als eine Haube, und von solcher hat sie ihre Benennung. Sie hält sich gern an Bächen, Sümpfen und niedrigen Oertern auf. Die Dubbellerche findet man nur in Amerika, und ist fast so groß, wie ein Staar. Am ganzen Bauche ist sie weiß, und auf der Brust mit einem breiten braunen Streife bezeichnet, und singt ganz harmonisch. Die Seelerche liebt die Ufer des Meers, man findet sie häufig auf den wüsten Inseln an der englischen Küste. Eine Art dieser Lerchen hat am Oberleibe braune Federn mit grauer Einfassung; ihre Eyer sind weiß, und schwarz gefleckt. Die andere Art, welche man auch am Genfersee in der Schweiz findet, ist etwas kleiner, die Eyer grünlich, und braun punktirt.

Die Heidelerche höret mit ihrem Gesange schon, wie die Nachtigall, um Johannis auf, hingegen setzt ihn die Feldlerche bis nach Bartholomäus fort. Gegen den Winter verlieren sich beyde Arten, aber die Haubelerche bleibt, und man trifft sie mitten im Winter zwischen den Sperlingen und Goldammern auf den Landstraßen, in den Dörfern und auf den Höfen an. Die Feldlerche streichet in unzählbarer Menge gemeiniglich im October davon, aber viele Tausende fallen bey solchem Streichen in die ihnen gestellten Netze. So würgen Menschen noch weit entsetzlicher unter diesen unschuldigen Creaturen, als alle Raubthiere, und es hilft ihnen nichts, dieses

sen

sen den Sommer über entgangen zu seyn. Die Heidlerchen verstreichen nur in kleinen Haufen zu zehn bis höchstens zu funfzigen. Die gemeinste Meynung ist, daß die Lerchen den Winter in warmen Ländern zubringen, aber Klein behauptet mit größerm Rechte, daß sie sich unter den Wurzeln der Bäume, unter Steine, oder wo sie sonst Löcher an Bergen und Hügeln finden, verkriechen, aus selbigen bey guten Tagen hervorkommen, und die Saatfelder besuchen, aber auch, so bald Schnee und Frost wieder einfallen, sich wiederum in ihre vorigen Löcher verbergen. Wie man denn nicht nur ganze Heere derselben in der strengsten Kälte über besäete Felder hinweg ziehen sehe, welche gemeiniglich in der Frühstunde, wenn die Sonne scheine, die hervorgeschossenen Feldfrüchte abfräßen, und nach einer Viertelstunde nach ihren vorigen Oertern, woher sie gekommen, zurückkehrten, sondern er habe selbst einstens mitten im Winter vor einer Scheure auf einem vom Schnee befreyeten, und des Abends zuvor mit Korn bestreueten Platze, mit einem Schusse 36 Lerchen nebst einigen Sperlingen und Grünspechten erlegt. Ich habe schon vorhin angeführt, daß die Lerchen, wenn ihnen die Witterung nach ihrer Wiederkunft wieder ungünstig wird, sich abermal verlieren, ohne daß man weiß, wo sie bleiben. Kann man aber wohl behaupten, daß sie alsdenn auf etwa vierzehn Tage oder drey Wochen, welche die Strenge der Kälte etwa noch dauert, eine zwote Reise über das Meer nach den Mittagsländern thun, und so bald wieder zurückkehren sollten? Oder ist es nicht vielmehr höchst wahrscheinlich, daß sie in eben den in der Nachbarschaft befindlichen Schlupfwinkeln eine mildere Luft abwarten, in welchen sie sich vor Anfang des Winters verkrochen hatten?

Der Schluß folgt künftig.

Zufällige Gedanken.

Man beruft sich in unsern Tagen vielfältig auf den stillschweigenden Original- und Societätscontract, und urgiret ihn nachdrücklich zum Besten der Menschheit. Die Sache mag wahr und die Absicht ganz gut seyn; aber was man übrigens davon hoffen und erwarten kann, sehe ich nicht ein. Da so viel ausdrückliche und sehr feyerlich vollzogene Contracte so übel erfüllt und gehalten werden, so begreif ich nicht, wie man sich viel von einem stillschweigenden versprechen will.

Sich immer und ununterbrochen freuen wollen, ist das sicherste Mittel sich nicht lange freuen zu können.

Eine Nation, die bis zu einem gewissen Grad aufgeklärt ist, wird feiner denken und besser sprechen, — aber allemal weniger thun, und meistens schlechter handeln als ihre rauhern Vorfahren.

Hannoverisches Magazin.

10tes Stück.

Montag, den 1ten Februar 1779.

Die Lerche.

(Schluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Abhandlung.)

Die Lerchen werden an den meisten Orten in Deutschland mit zur Jagd gerechnet, und ihr Fang, das Lerchenstreichen, ist nur denen verstattet, welche mit jener berechtiget sind. Dieses Streichen geschiehet im October, wenn sie am fettesten und zur Speise am besten sind. Auf die leipziger Lerchen wird der größte Werth gesetzt. Sie werden aus allen umliegenden Gegenden in solcher erstaunlichen Menge dahin gebracht, und wieder auswärts verkauft, daß oft bloß in der Accise davon 1500 Rthlr. des Jahrs berechnet werden. Man fängt sie sowohl mit Nachtgarn, als mit Tagnetzen, oder sogenannten Klebenetzen. Die Witterung dazu muß recht trocken seyn; denn bey nassem Wetter begeben sich die Vögel in die Gesträuche, wo man mit den Netzen nichts ausrichten kann. Die Bauern in Frankreich bedienen sich eines andern Mittels, als der Netze, und fangen mit geringer Mühe und Kosten gleichwohl bisweilen eine große Menge. Wenn sie ausgekundschaftet haben, wo sich die Lerchen am meisten aufhalten, so streuen sie daselbst Haber, schlagen drey, vier und mehr Reihen kurze Pflöcke auf solchem Felde in die Erde, befestigen lange Stricke von einem Pflocke zum andern, und knüpfen viele Schlingen von doppelten Pferdehaaren vier bis fünf Zoll weit von einander an die Stricke, so daß solche nahe an die Erde hangen. Wenn die Lerchen den Haber gewahr werden, so fallen sie begierig darauf, und verstricken sich in den Schlingen.

Die arme Lerche läßt sich auch bey hellem Sonnenschein durch einen Spiegel betriegen und ins Garn locken. Wenn der, welcher sie auf diese Art betriegen will, sich vorher eine Grube bereitet, worin er verborgen sitzen kann, so stellet er auf offenem Felde seine Schlagwände oder Netze rund herum auf, schlägt mitten in solchem Raume eine Spindel in die Erde, zwey Zoll hoch über derselben, setzet den Spiegel darauf, macht eine Linie an die Spindel, nimmt das andere Ende davon, wie auch die Linie der

Schlagwände in die Hand, und verbirgt sich in seiner Grube. Wenn er sieht, daß Lerchen gezogen kommen, so drehet er beständig den Spiegel vermittelst der daran befestigten Linie. Wird denn eine Lerche solches gewahr, so nähert sie sich und auch wohl mit dieser die ganze übrige Schaar. So bald sie nun nach dem Spiegel hernieder fliegen, so rücket er mit der andern Linie die Netze über sie zusammen.

Endlich werden die Lerchen auch vermittelst des Lerchenfalken in die ihnen gestellten Netze gejagt. Dieser Vogel ist ein abgesagter Feind der Lerche, und ihre Furcht für ihn ist so groß, daß sie, wenn sie ihn ansichtig wird, sich an dem nächsten und besten Ort zu verstecken sucht, und sich eher mit Händen greifen, oder mit dem Tiraß überdecken läßt, als daß sie auffliegen sollte. Er läßt sich zum Fange nicht abrichten, sondern, wenn man ihn auf eine Lerche wirft, und er sie erhascht, so fährt er mit seiner Beute auf den nächsten Baum, und verzehrt sie. Will man ihn also zu dieser Jagd gebrauchen, so richtet man auf einem Haberacker, wo sich Lerchen aufhalten, Stecknetze auf, gehet auf der andern Seite des Ackers, mit dem Falken auf der Hand, ganz langsam hin, läßt ihn mit den Flügeln sich bewegen, aber ohne ihn von der Hand zu lassen. Wenn die Lerchen ihren Feind und seine Bewegung von ferne sehen, so wollen sie, ohne aufzufliegen, in der Stille davon schleichen, und laufen in die vorgesteckten Netze.

H = = e.

Leonore oder die streitigen Familien, eine heroische Erzählung.*)

Leonore war die Tochter des Grafen Gomez eines edlen Castilianers, welcher sich unter der Regierung des Don Ferdinand gegen die Mohren sehr hervorgethan hatte. Dieses Frauenzimmer zeichnete sich durch ihre Schönheit und Verstand ungemein, durch ihre kindliche Liebe aber über alles aus. Sie war in die Gefangenschaft der Mohren gerathen, jedoch glücklicher Weise daraus durch Carlos den Sohn des Don Diego, einen jungen Herrn, der durch seine liebenswürdige Person, Großmuth und Tapferkeit sich außerordentlich hervorthat, errettet worden. Ein alter tödtlicher Haß herrschte zwischen diesen beyden Familien, als Carlos Leonoren der Wuth der Feinde entriß. Als sie nach Hofe zurück kam, mahlte sie den Heldenmuth desselben dem Könige mit so lebhaften Farben, daß dieser ihr befahl, selbst die Ehrenzeichen, womit sie ihn belohnet zu sehen wünschte, in Vorschlag zu bringen. Ob sie gleich des Hasses zwischen ihren Häusern eingedenk war, so fühlte sie sich dennoch gedrungen bey dieser Gelegenheit ihre Dankbarkeit sehen zu las=

*) The Universal Magazine for June 1778.

lassen, und bat daher den König, so gnädig zu seyn, und dem Carlos die nächste Stelle nach ihrem Vater bey der Armee zu bewilligen.

Der König erklärte sich ihren Wünschen geneigt, und wollte daß Carlos das Patent aus ihren Händen empfangen sollte. Es geschah, und die Blicke die beyde wechselsweise auf einander warfen, ließen hoffen, daß der alte Haß in völlige Vergessenheit gerathen werde, als Don Sanchez, einer von den Hoflingen, eifersüchtig auf die Gunstbezeugungen, welche der König hier erwies, und selbst in Leonoren verliebt, die erste Gelegenheit ergriff den alten Groll zwischen beyden Familien wiederum anzufachen. In dieser Absicht gieng er zu dem Grafen Gomez, brachte die Rede auf das gute Vernehmen, in welches sich derselbe wiederum mit seinem alten Todfeinde eingelassen, konnte sein Erstaunen nicht bergen, daß ein Edelmann einer solchen Schwachheit fähig seyn könnte, mit dem Ansügen, Feigheit mit List verknüpft müßte allem Ansehen nach von einem tapfern Manne nicht bezwungen werden können, und es kränke ihn, wenn er die Wahrheit sagen solle äußerst, den Geist des Grafen Gomez so herabgesunken zu sehen, daß er durch niederträchtige Hofkünste getäuscht, seine gerechte Empfindlichkeit aufgeopfert, und seine Seele so weit herabstimmen lassen eine Rache aufzugeben, die so guten Grund habe. Alle Welt wisse, daß Don Diego keine andere Absicht habe als ihn einzuschläfern, um ihn desto leichter um seine Ehrenstellen und Reputation zu bringen. Er möge es ihm nur auf sein Wort glauben: Er habe keinen ärgern Feind als denselben.

Gleich nach dieser Unterredung begegnete der Graf Gomez, als er von Zweifeln und Besorgnissen beunruhiget, eben den Entschluß faßte der Sache weiter nachzuforschen, dem Don Diego. Er warf ihm in der Hitze, seine Treulosigkeit und niederträchtige Art zu denken vor, und schalt auf sein kriechendes Betragen gegen den König. Diego erstaunete über diese Sprache, und ermahnte ihn in einem hohen Ton mehr Ehrerbietung gegen seinen Vorgesetzten zu gebrauchen. Das Wort Vorgesetzter machte seine ganze Empfindlichkeit rege, und er konnte in der Heftigkeit seines Zorns sich nicht enthalten dem Diego einen Schlag zu geben, der ihn ganz außer sich brachte. Dieser kam indessen bald wieder zu sich selbst, und zog den Degen, Gomez that dergleichen, und war so glücklich seinen Gegner zu entwaffnen.

Carlos, der seinem Vater von weiten folgte, eilte, als er das Geklirre der Degen hörte, herzu, und fand denselben athemlos und entwaffnet liegen. Er ließ ihn sofort nach seinem Pallast tragen, erfuhr von ihm den Vorgang und erhielt den Auftrag den Schimpf zu rächen. Man gedenke sich die Bestürzung des Don Carlos! Er liebte Leonoren, und wie sollte er sich haben entschließen können, die Hand gegen ihren Vater aufzuheben! Er begab sich daher in der Stille zu ihm, und

ersuchte ihn zu wiederholten malen sich zur Wiederaussöhnung geneigt finden zu lassen. Aber umsonst. Gomez hörte ihn nicht, und schwor seiner Familie eine ewige Feindschaft.

Carlos wurde durch diese Art von Herausforderung aufgebracht, und ließ sich gefallen den Gomez des folgenden Tages hinter den Wällen zu erwarten. Leonore, welche von dem vorseyenden Zweykampfe Nachricht erhielt, war zwischen Liebe und Schuldigkeit getheilt. Sie entschloß sich endlich ihren Liebhaber, wofern derselbe ihren Vater tödten würde, mit der strengsten Rache zu verfolgen, ihn aber nicht zu überleben, wenn der Sieg ihrem Vater zu Theil werden würde.

Dies waren ihre Gedanken, als sie plötzlich ein schreckliches Geschrey des Pöbels hörte. Sie floh nach dem Platze woher solches kam, und sah ihren Vater in ein nahe gelegenes Kloster, allem Ansehen nach todt, hineintragen. Sie eilte hinzu und sank bey dem Körper ohnmächtig nieder. Ihre Dienerinnen trugen sie nach Hause. Sie kam aber nicht so bald wieder zu sich, so warf sie sich zu des Königs Füßen und beschwor denselben, Don Carlos den Mörder ihres Vaters der Strenge der Gesetze zu überliefern.

Zu gleicher Zeit erschien auch Don Diego und flehete um das Leben seines Sohnes. Als der Monarch beyde angehört hatte, versprach er Leonoren Genugthuung zu verschaffen, und zu solchem Ende ohnverzüglich seinen Gerichtshof, um den Don Carlos zur Verantwortung zu ziehen, zu versammeln. Leonore war mit dieser Antwort einigermaßen zufrieden und begab sich hinweg.

Indessen fühlte doch dieses unglückliche Frauenzimmer, Trotz aller ihr wiederfahrnen Beleidigung, noch immer eine heftige Neigung gegen den Don Carlos. Und so entschlossen sie auch immer war ihre Klage mit allem möglichen Eifer zu betreiben, so wünschte sie dennoch heimlich ihre Sache zu verlieren, und zitterte vor dem Gedanken ihren Gegner durch den König verurtheilen zu sehen. Bey alle dem blieb sie jedoch dabey, die ganze Ruhe ihres Herzens der Rache, welche ihre kindliche Pflicht von ihr forderte, aufzuopfern.

Als der zum Verhör anberaumte Tag kam, fand sie den Don Carlos mit seinem Vater vor dem Gerichtshofe. Der König befahl ihr ihren Vortrag zu thun, und es geschah solches auf die allerentschlossenste Weise gegen den Don Carlos. Nachdem sie der König einige Zeit gehört hatte, fiel er ihr in die Rede und sagte: Er könne sich unmöglich entschließen einen Mann zu verurtheilen, der der Beschützer seiner Krone sey, und sich durch seine Siege über die Mohren so große Ehre erworben hätte.

Sanchez der im Gerichte gegenwärtig und besorgt war, daß der König zwischen beyden Theilen eine Aussöhnung stiften möchte, brachte auf die Bahn, daß der Zweykampf ein Mittel sey, den König aus der Sache zu zie-

ziehen, und das Schicksal des Don Carlos zu entscheiden, erbot sich auch der Verfechter von Leonorens Sache zu seyn.

Der Monarch genehmigte nach einigem Widerstreben den gethanen Vorschlag. Alsobald wurden die Schranken formirt, und Sanchez und Carlos giengen auf einander los. Der letzte blieb Sieger, und warf seinen Gegner entwaffnet zu Boden.

Leben Sie, Sanchez! rief der großmüthige Carlos. Die Tage desjenigen der Leonorens Sache verficht sind heilig. Nehmen Sie ihren Degen wieder, und legen Sie dieses ehrenvolle Siegeszeichen, das ihre Reizungen erobert haben, zu ihren Füßen.

Sanchez, durch dieses edelmüthige Betragen gerührt, umarmte den Carlos, und beschloß ihn nicht weiter zu verfolgen. Er floh zu Leonoren, und machte ihr selbst das Glück des edelmüthigen Jünglings bekannt. Als sie ihn angehört, rief sie mit bebender Stimme aus: o Liebe! o verfolgtes Herz! o Gott lehre mich, wie ich meine Leidenschaft befriedigen kann, ohne daß es auf Kosten der meinem Vater schuldigen Ehrfurcht geschehen möge! Doch, Sanchez, hat er nicht meinen Vater ermordet, würde es nicht gottlos seyn, wenn ich seinen Sieg belohnen wollte! Nein, Nein! ein einsames Kloster soll mein Zufluchtsort seyn, dahin will ich eilen, und meine künftige Tage Gott alleine weihen.

In diesem Augenblicke meldete man ihr, daß der König unterwegens sey und befohlen habe, daß sie ihn in ihrem Pallaste erwarten solle. Ferdinand kam wirklich und rief ihr, so bald er sie erblickte, zu: Leonore, Ihr Vater lebt! Er befindet sich wohl. Ich habe ihn eben gesehen und umarmet. Lassen Sie den Don Carlos vor sich, beleben Sie seinen niedergeschlagenen Geist durch diese frôliche Botschaft wieder, und kommen Sie sofort mit ihm nach Hofe. Leonore wurde vor Freuden ohnmächtig, fand wie sie wieder zu sich selbst kam den Don Carlos zu ihren Füßen, und wurde mit demselben in die königlichen Zimmer geholt, wo sie ihren Vater antraf. Die Größe ihrer Freude und Verwunderung läßt sich nicht ausdrücken.

Gomez war von seinen Wunden durch die Geschicklichkeit und Sorgfalt des Abts, in dessen Kloster man ihn getragen hatte, gar bald wieder hergestellt, und die Sache von dem König um Leonorens Freude durch Ueberraschung zu vergrößern, bisher verborgen gehalten worden.

Nun wurden alle alte Beleidigungen auf ewig vergessen. Gomez vereinigte Carlos und Leonoren mit einander, und die Ruhe ward in zwey edlen Familien auf einmal wieder hergestellt, die eine wechselseitige Feindschaft so viele Jahre hinter einander unterbrochen hatte.

G. J.

Zufällige Gedanken.

Der eigentliche Gelehrte, sagt man, ist kein guter Geschäfftsmann. Außer seiner Studierstube oder Cathe- der ist er wenig brauchbar. – Es mag seyn; aber würde er es nicht werden, wenn man ihn mehr brauchte und we- niger zurücksetzte.

Der Geist der Freyheit, – gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts – bey Schriftstellern, – in Frankreich, – ist eine Erscheinung, welche die Nach- welt nicht ohne Mühe erklären wird, außer wenn sie dieselbe für eine An- wandlung hält, welche der Geist des Sonderbaren, dieser Geist unsrer Zei- ten, hervorbrachte.

Der Dunst der Ehre ist so außeror- dentlich dünne, daß ein nur etwas schar- fes Auge dadurch ohne Mühe wegsieht. Und doch blendet er außerordentlich, und reißt die besten Köpfe hin. Es muß das unter andern wohl mit daher kommen, weil er so schön gefärbt, und sonderlich in der Ferne außerordentlich glänzend ist, dabey einen sehr angeneh- men Geruch um sich verbreitet, und den Kopf sehr einnimmt.

Ein höckrigtes oder übel geformtes Verdienst kann sich wenig Beyfall ver- sprechen, da das von guter Taille und Bildung kaum eine leidliche Aufnahme erwarten darf.

Sind wir in unserm Gesellschafts- zirkel merklich gehaßt, so werden wir verfolgt oder vermieden, sind wir vor- züglich geliebt, so werden wir gesucht, und durch Ueberlästige beschweret. Die Kunst zu leben wird daher fast so schwer als die Navigationskunst. Man muß behutsam steuren, wenn man Strich halten, und glücklich zwischen der Scyl- la und Charybdis hindurch will.

Man legt es den Großen der Erde zur Last, daß sie uns meistens mit Hoff- nung und leeren Versprechungen be- zahlen. Sie sind deshalb billig zu ta- deln; aber sind wir es nicht eben so sehr, daß wir uns mit so verrufener Münze bezahlen lassen, und sie für voll anneh- men? Denn mehrentheils machen wir uns noch mehr Hoffnung als uns ge- macht wurde.

Die bekannte schriftstellerische Re- gel, – daß man seinen Lesern weder zu viel noch zu wenig sagen müsse, – ist recht gut, wenn der Schriftsteller nur seine Leser und ihr Fassungsmaaß ge- nug kennete, oder diese Leser nicht so sehr verschieden wären.

Die Religion artet zu Zeiten in Aber- glauben und Schwärmerey, so wie die Philosophie in Grillenfängerey und Sophistik aus. Hat nun darum die eine wohl Recht die andere zu verach- ten, oder müssen sie nicht vielmehr alle gegenseitige Vorwürfe so viel mehr auf- heben, da jede ihre Mißbräuche hat, die ihren innern Werth so wenig als den Gebrauch ohne offenbare Unbillig- keit nicht herabsetzen können.

Ein schätzenswürdiger Charakter und ein liebenswürdiger Charakter ha- ben beyde ihre eigenen Schönheiten, die sich aber ganz wohl in einer Gruppe ver

vereinigen lassen, und welche vereint eine so viel bessere Wirkung thun werden.

Wir lieben Jemand nicht, ohne eigentlich zu wissen warum. Das mag allenfalls hingehen. Aber wenn wir Jemand hassen, so müssen wir nothwendig wissen warum.

Daß wir uns gleich bleiben sollen, wird durchgängig und nicht unbillig von uns gefordert; indessen ist es auch billig, daß man in seinen Forderungen nicht zu strenge sey, und sich allenfalls mit der Negative begnüge. Bey den häufigen und unvermeidlichen Veränderungen, welchen wir von innen und außen unterworfen sind, ist es immer genug, wenn wir uns nicht zu sehr ungleich werden.

Es ist recht und billig, daß ein guter Bürger für den Staat lebe, aber es ist eben so recht und billig, daß der Staat den guten Bürger auch für sich leben lasse, damit er Lust behalte für den Staat zu leben. Patriotismus muß nicht übertrieben werden, sonst wird er ein eben so leeres Geschwätz als überspannte Moral.

Wir wundern uns, und wie es scheint mit Recht, daß gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch so viel dicker Aberglaube in dem lichtvollen Europa wohnet. Aber ich bin überzeugt, wir würden uns noch mehr wundern, wenn wir ins Innere der Menschenköpfe einen Blick thun könnten. Jetzt schreyen wir nur über Ausbrüche des Aberglaubens beym großen und kleinen Pöbel; aber was würden wir sagen, wenn wir Philosophen und Geister vom ersten Range, wenigstens dem Ruf nach, erblickten, die sein Joch so geduldig als Hospitalweiber tragen. Sehr unmöglich wäre es wenigstens nicht, etwas beym Schluß des Jahrhunderts anzutreffen, was man beym Anfange desselben nicht selten gesehen hat. – Descartes that wenigstens wegen der glücklichen Erfindung eines neuen Systems ein Gelübde an die heilige Jungfrau zu Loretto. Geschah das von einem so großen Weltweisen, was mag nicht oft in den Köpfen der kleinern für Verfinsterung entstehen.

Es befremdet uns, daß gewisse Wahrheiten, Ideen oder Bilder, nicht immer eine gleiche Wirkung auf unsern Geist und Herz thun wollen, aber wie mich dünkt, mit wenigem Grunde. Es hat mit den Nahrungsmitteln des Geistes und Herzens eben die Bewandtniß wie mit den körperlichen. Zu viel und zu oft genossen, werden sie unschmackhaft, erregen Ekel, wollen nicht hinter und bekommen schlecht.

Ein übel verstandenes Ansehen und steife Würde, so wir uns in den Augen unsrer Freunde geben wollen, hat für die Freundschaft und uns selbst die nachtheiligste Wirkung. Wir dürfen nie besorgen uns zu erniedrigen, wenn wir uns innerhalb der Schranken von Vernunft und Pflicht mit nachgebender Gefälligkeit zu unsern Freunden herablassen. Wer das nicht versteht, wird weder Freunde noch Achtung haben.

Unser Leben, sagt man, ist nur eine Reise. Das ist nun ganz gut gesagt, und auch in mehr als einer Betrachtung

tung beruhigend und tröstlich. Aber bey diesem allen kann uns doch der Wunsch einfallen, – nicht ganz unbequem zu reisen, und von bösen Wegen, Wind und Wetter so wenig als möglich zu leiden.

Eine der bösesten Lagen, worin wir uns befinden können, ist – das Leben hassen und den Tod fürchten.

Es ist schlimm, daß wir bey einer Geschichte selten ohne Sorge seyn können, mehr die Ideen des Geschichtschreibers als den wirklichen Vorgang der Sachen nach Ursachen und Wirkungen zu lesen. Ein Fehler, worin die mehrsten historischen Scribenten mit und ohne Vorsatz oder Schuld verfallen sind, wenn sie auch nicht mit Voltairen darauf ausgiengen, die Historie in einen Roman zu verwandeln.

Die Möglichkeitsphilosophie eröffnet den tiefsinnigen Geistern eine glänzende und unabsehliche Laufbahn; ob sie aber die gesuchte Wahrheit auf derselben finden werden, ist eine schwer zu bejahende Frage. Da es so mißlich ist sie in dem recht fest zu haben **was geschehen ist**, wie schwer muß es halten sie in dem ausfindig zu machen **was geschehen kann**.

Ohne Sorgen zu leben stellen wir uns gemeinlich als die höchste Glückseligkeit dieser Erde vor. Und doch ist dieses Ideal bey unsrer gegenwärtigen Verfassung ein wirkliches Unding. Ohne Sorgen leben involviret, ohne Bedürfnisse, ohne Wünsche und ohne Ungewißheit leben. Drey sehr wesentliche Stücke von unsrer gegenwärtigen Art zu existiren, die wir eben so wenig missen können, als wir es wollen werden.

Mäßig genossenes Vergnügen gleicht einem frugalen Mahl. Es schmeckt und bekommt besser, und alles darin liegende Nutriment wird ganz herausgezogen: wogegen alle Ueberladungen des Magens und Herzens Cruditäten und allerley böse Folgen verursachen.

Gar weislich erklärt man sich jetzt häufiger und stärker wider die Satyre, und giebt sie für Intoleranz aus. Wer läßt sich gern geißeln oder auslachen, oder wer setzt seine Lieblingskappe nicht gern in ungestöhrter Ruhe auf? Zudem ist die Sekte der Narren die älteste und zahlreicheste in der ganzen Welt, und fordert also mit vollem Recht auch für sich Toleranz.

Wider die kleinen schwarzen Käfer, welche Schwaben, Brodt- oder Bäckerwürmer, auch Schuster genennet werden.

(S. Hannov. Mag. St. 69. 1778.)

Gegen diese unangenehme Gäste soll, wie mir ein Freund, der damit einmal geplagt gewesen, gewiß versichert hat, ein probates Mittel seyn, wenn man Bilsenkraut und Feldkölle in den Zimmern, wo sie sind, herumstreuet. Er versichert, daß er sie damit sehr bald vertrieben habe.

B = = .   L = = .

Hannoverisches Magazin.

11tes Stück.

Freytag, den 5ten Februar 1779.

Don Paul Olivades Verdienste um Spanien, und die Provinz Sierra Morena insonderheit, nebst dem traurigen Schicksale desselben.

Don Paul Olivades, Assistent von Sevilien, ein um ganz Spanien sehr verdienter Mann, der sich bereits durch viele zum Besten des Landes gereichende Anstalten hervorgethan hatte, faßte den edelmüthigen Entschluß, Sierra Morena, eine bisher öde und ungebauete Provinz in dem Königreiche Jaen, einen Arm von den Pyrenäischen Gebirgen anzubauen, eine arbeitsame Colonie in derselben zu errichten, und dadurch die spanische Nation zum Fleiße im Ackerbau und zu nützlichen Künsten aufzumuntern. – Es geschah mit Vorwissen und Genehmigung des Königes. – Weil Olivades die Abneigung seiner Landesleute von allem Feldbau kannte, so ließ er verschiedene Colonisten aus andern Gegenden und Ländern, aus Deutschland, den Niederlanden, Frankreich u. s. f. kommen. Darunter waren viele Lutheraner und Reformirte. Damit nun der Punkt der Religion keinen Anstoß machen möchte, so versprach Don Olivades ihnen, – mit Wissen und Willen des Hofes, bey dem er in großem Ansehen stand, – die freye Uebung ihrer Religion. Er ward dabey von dem damaligen großen spanischen Minister, Marchese Grimaldi, unterstützt, der, unter der Autorität seines Königes, die Inquisition durch seine Klugheit in gehörigen Schranken zu halten wußte. Nun ward die neue Colonie bald blühend, und man muß aufs höchste erstaunen, wenn man bedenkt, in wie kurzer Zeit Olivades das bislang unbebauete und unfruchtbare Gebirge durch seine Entwürfe und den Fleiß seiner Colonisten zu einer recht paradisischen Gegend umgeschaffen habe.

Um dem Leser einen vollkommenen Begriff davon machen zu können, will ich ihm die Beschreibung vorlegen, die in einem am 20ten März 1776 aus Mallaga geschriebenen Briefe des Ritters Don Vincenzo Imperiali an den Herzog von Belforte zu Neapel enthalten ist, und folgendermaßen lautet:

„Den

„Den sechsten Tag traten wir in das Königreich **Jaen**, eines von den vieren, die unter **Andalusien** begriffen werden. Hier hätte ich Sie bey mir gewünscht. Man muß über eins der höchsten Gebirge, welche **Ober-Mancha** von **Nieder-Andalusien** trennet. Vor zehn Jahren war diese ganze Kette von Bergen, und mehr als 25 Meilen (100 Miglia, vermuthlich italienische, oder 25 deutsche Meilen,) Land an Bergen und Ebenen eine unwohnbare Gegend voller Gebüsche und Wälder, ein Aufenthalt von Dieben, Straßenräubern und Gesindel, das die Durchreisenden anfiel. Stellen Sie sich nun diese ganze Grauen erregende Gegend und Einöde vor, als umgeschaffen zu einem der anmuthigsten Schauplätze, die die Natur mit Kunst und Sorgfalt verbessert hat. Vor zehn Jahren fiel Don **Paul Olivades** (der im spanischen Amerika, im Königreiche **Peru**, geboren, aber nach Europa herüber gekommen, und viel in **Frankreich**, **Holland**, **England** u. s. f. gereiset ist, ein Mann von Verdiensten, Fähigkeiten und Kenntnissen, welcher gegenwärtig als **General-Intendant** sich in **Sevilien** befindet, mein sehr guter Freund,) auf den großen und nützlichen Entwurf, diesen ganzen Strich Landes zu bevölkern, und aus einem bergigten und unbebaueten, zu einem bewohnten und fruchtbaren zu machen. Sie können mir's glauben, liebster Freund! es sind nicht mehr als acht Jahre, seit dem man Hand an dieses Werk gelegt hat, und Sie werden gleich hören, wie weit es gediehen ist. Unterstützt von der Macht des Souverains erhielt er Mittel, mehr als zehntausend Familien, meistens Deutsche, oder aus den österreichischen Niederlanden und aus Frankreich kommen zu lassen, woraus so viele Pflanzungen gemacht wurden. Jedem Colonisten wurde eine gewisse Anzahl Ländereyen, nach Verhältniß der Kinder die er hatte, als Eigenthum eingeräumt, um sie mit Fleiß anzubauen: Und auf Rechnung des Königs erhielt er zwar nur eine ländliche, aber doch reinliche Wohnung, Saatkorn und Sämereyen, alles als eigen, und zehnjährige Freyheit von allen Auflagen und Steuern, u. s. f.

Die ersten zwey Jahre wurden angewandt, auf sämmtlichen Ländereyen alles Buschwerk und anderes Holz ausrotten zu lassen, und zwar nicht durch Sklaven und Züchtlinge, die in den nächsten festen Oertern sich befanden, sondern selbst durch die Truppen des Königs. Nach solcher Ausrottung und Reinigung wurde die verhältnißmäßige Vertheilung unter die Anpflanzer vorgenommen, so daß diese, mit Hülfe ihres Fleißes, leben und sich ernähren können. Nun will ich Ihnen den Zustand, worin sie jetzt sind, beschreiben.

Nachdem man obiges Gebirge, das sehr felsigt und zum Passiren unbequem ist, zurückgelegt hat, fängt man die neuen Bevölkerungen folgendergestalt zu entdecken an. Man kömmt beym Eintritt auf eine große Landstraße,

straße, wo man auf beyden Seiten, so weit das Auge reicht, eine unzählige Menge von Häusern, alle einander ähnlich, in symmetrischer Ordnung gestellt, mit ihren um sie herumliegenden Feldern erblickt. Jedes Haus besteht aus einem kleinen Hof, der auf zwey Zimmer zur Wohnung des Anbauers stößt, und auf der andern Seite eine gute Küche und einen Backofen hat. Hinter diesem Hof ist eine Gattung von einer Schuppe, (Pagliara, ein Strohbehältniß) um Kühe, Ochsen, Schweine und Hühner, kurz, was der Fleiß eines jeden zusammengebracht haben mag, bedeckt zu halten. Unter dem Dache findet sich eine Art großen Raums, wo die Ernte und andere Dinge zum Vorrath hingelegt werden: mit Einem Worte, es ist alles in der besten Ordnung eingerichtet. Setzt man unterdessen seinen Weg fort, so kömmt man, wie ich gesagt habe, durch diese Menge von Häusern, und man sieht alle Hausgenossen dieses Anbaues auf Deutsch gekleidet, so daß es wirklich scheint, man sey in Deutschland und nicht in Spanien. Wenn auf diese Art die ersten 12 Meilen (oder 3 deutsche) zurückgelegt sind, so findet man den ersten Flecken (Paese) der neuen Bevölkerungen; dieser ist ein kleiner Ort, dessen Häuser alle mit Symmetrie gebauet, dessen Straßen gerade und parallel laufen, und der etwa zwey hundert Haushaltungen enthält, die nebst dem Ackerbau auch Handwerker treiben. Es ist darin ein guter Marktplatz, eine artige Kirche, ein Wirthshaus für die Reisenden, und alles was in einem Flecken nöthig seyn kann. Ich versichere Sie, daß es eine Lust ist, mitten unter Leuten aus verschiedenen Nationen, und zwischen lauter Gärten, bebaueten Feldern u. d. gl. zu seyn. In diesem ersten Flecken speisete ich zu Mittag. Der Wirth ist ein Flanderer, seine Frau eine Holländerinn, seine drey Söhne und zwey Mädchen sind hier geboren; viel Reinlichkeit und gute Bewirthung. Wenn man aus diesem Flecken herauskömmt, macht man wieder drey Meilen (miglia) auf der Landstraße zwischen lauter ländlichen Häusern, und hernach kömmt man zu einem andern neuen Flecken, wie der vorbeschriebene; und nach andern vier Meilen findet man noch einen andern. Der Zwischenraum ist allemal mit ländlichen Wohnungen besetzt, bis daß man in den Mittelpunkt aller dieser neuen Anpflanzungen gelangt, wo man die neue Stadt, mit Namen *la Carolina*, antrifft. Sie ist die Hauptstadt dieser ganzen neuen Anbauung, der Sitz des Oberbefehlshabers und des General Directors, Herrn Olivades, Urhebers, wie schon gesagt, dieses großen Werks. Diese Stadt ist in Ansehung des Reizes, der aus der Neuheit und Symmetrie entsteht, eine der anmuthigsten, die man in Europa antreffen kann. Reisende haben mir gesagt, sie wäre nach dem Geschmack einiger artigen holländischen Städte gebauet. Sie hat die Gestalt eines länglichten Vierecks, oder eines Parallelogramms. Zwo große Straßen, die die vornehmsten sind, theilen

sie in vier Quartiere. Jene Straßen sind wegen ihrer Breite prächtig, und haben auf beyden Seiten bedeckte Gänge, um auch beym Regen spatzieren gehen zu können. Im Mittelpunkte der Stadt ist ein sehr schöner runder Marktplatz, auch mit bedeckten Gängen, unter welchen Kramläden, wo seidene Zeuge, Stoffe, Tücher und allerhand andere Waaren verkauft werden, befindlich sind. Mitten auf dem Platz ist eine zierliche Fontaine, mit Bäumen umgeben. Die zwo Hauptstraßen gehen queer durch diesen Marktplatz und theilen ihn auch in vier Theile, so daß man von der Fontaine in alle vier Quartiere der Stadt sehen kann. Letztere sind von einer Menge kleiner Straßen zertheilt, aber alle in gerader Linie und parallel, mit Gebäuden und Häusern nach der Symmetrie gestellt. In den vier Quartieren sind vier andere Märkte, kleiner als der erstere, aber von der nemlichen Gestalt und mit Springbrunnen. Jedes Haus hat einen anmuthigen Garten, der denen, die auf den Straßen spatzieren gehen, sichtbar ist, weil er nur mit Jalousien oder einer Art von eisernem grün angestrichenen Gitterwerk verwahrt ist, damit man das Reizende und Anmuthige davon erblicken könne. Vier große und schöne Gebäude sind im Grunde der vier vornehmsten Straßen, nemlich: das Palais der Regierung; die Hauptkirche; die Fabrik der seidenen Zeuge, Hüte und was sonst noch auf Rechnung des Königes betrieben wird; und ein großes Gasthaus um Fremde aufzunehmen. Alle Häuser sind äußerlich nach chinesischer Art gemahlt, welches einen sehr schönen Anblick verursacht. Die Stadt ist mit Mauren umgeben und hat acht Thore, vier große und schöne, und vier kleinere, aus welchen man in so viele anmuthige und schattenreiche Spatziergänge kömmt, die von sehr vielen reihenweise gepflanzten Bäumen, die noch nicht ganz erwachsen, aber in gutem Stande sind, angelegt worden. Sie ist mit sechs bis sieben tausend Seelen bevölkert, größtentheils Colonisten und Fremden, wie ich schon gesagt habe; doch wegen der Manufakturen und Fabriken, wie auch des Kaufhandels sind einige Spanier darunter, die sich selbst als Anpflanzer dazu gesellt haben: allein die meisten sind entweder *Deutsche, Flamländer, Franzosen*, oder *Italiener*, u. s. f. Kommt man aus dieser Hauptstadt heraus, so findet man vier oder fünf Meilen lang andere Bauerhäuser, wie die vorigen, hernach wieder einen kleinen Flecken; und so immer untermischt wechseln, nach fünf oder sechs Meilen, solche einzeln zerstreuete Häuser und wieder zusammen gebauete Oerter, ab; bis daß man den folgenden Tag wieder zu einer andern Stadt, die man die zwote Hauptstadt dieser neuen Colonien nennen könnte, gelangt. Sie wird nahe an drey bis vier tausend Seelen von Einwohnern zählen; ihre Häuser und Straßen sind auch symmetrisch, doch kleiner als die in *Carolina*;

rolina; und diese zwote Stadt heißt Charlotta. Die dritte, die man nach anderthalb Tagereisen antrifft, wird Louisiana genannt. Das sind die drey Städte; die andern sind kleine, aber anmuthige und in ihrer Art hübsche Flecken, von fünf bis sechs hundert Einwohnern. Diese neuen Bevölkerungen haben sich sehr vermehrt; auch deswegen, daß zu den fremden Familien sich sehr viele geborne Spanier gesellt haben, besonders von denen, die sonst keine Geschäffte hatten, und die, da sie den Nutzen dieser neuen Einrichtung eingesehen, sich hier festgesetzt haben. Sie sehen also hundert und mehr (italienische) Meilen Weges die vor zehn Jahren ganz wüste waren, anjetzt in anmuthige Auen verwandelt, oder besser zu sagen, in einen Garten, oder eine ununterbrochen bewohnte Straße; denn Sie müssen voraus setzen, daß die Weite von einem Hause zum andern, von denen, die auf beyden Seiten der Landstraße liegen, wenig mehr, als einen Flintenschuß betragen mag; das heißt, ein Colonist kann den andern mit der Stimme rufen. Nach jeden zwo deutschen Meilen, mehr oder weniger, findet man einen Flecken, damit die Colonisten Festtags die Messe hören können; und nach vier oder fünf dergleichen Meilen ist eine von den beschriebenen Städten. Ich versichere Sie, daß einem Reisenden, der den Zustand des Landes, wie er zehn Jahre vorher gewesen, weiß, alles, was er nun siehet, wie ein Traum scheint. Ich habe mich bey dieser Durchreise recht sehr belustigt, und bin viel zu Fuße gegangen; bald bin ich in das eine, bald in das andere von den beschriebenen Häusern eingekehrt. Fast in allen bot man mir Milch, Käse, Puffbohnen und andere Produkte ihrer Ländereyen und Viehzucht an, wobey die Leute eine Art Spanisch redeten, die man wenig verstand, weil wohl tausend deutsche Wörter darunter gemischt waren, da aus dieser Nation die meisten Colonisten bestehen. Man sieht dabey unter diesen glücklichen Einwohnern eine Einfalt und ländliche Freyheit, die jedwedem gefallen muß. Ich glaubte in den schönen Zeiten des Saturns zu seyn.,, a).

Kann man es läugnen, daß Don Olivades ein großer Mann sey, der zum Wohl Spaniens vieles unternommen und ausgeführt habe? Heil dem Manne, der sich das Beste eines Landes und die Bevölkerung desselben so sehr angelegen seyn läßt! Ihm müsse die beste Ehrensäule aufgerichtet werden! Sein Gedächtniß müsse auf die späteste Nachkommen gebracht, und sein Name in den Geschichtbüchern verewiget werden! Aber wird das in Spanien geschehen? Es ist gewiß, daß alle spanische Patrioten die Bemühungen und den Eifer des Don Oliva-

a) Aus den Gothaischen gelehrten Zeitungen vom J. 1776. St. 99. S. 880. f. und den act. hist. eccles. nostr. temporis. 23. Th. S. 903.

Olivades mit Beyfall und Vergnügen sahen und ihn dafür segneten. Aber war es Wunder, daß auch der Neid vieler andern dadurch rege gemacht ward? Nicht der Neid allein, sondern auch ein blinder Religionseifer betrachtete die neuen Colonien und Pflanzungen des Don Olivades mit nicht geringem Unwillen, und man suchte nur eine gelegene Zeit, den blühenden Zustand der Provinz Sierra Morena zu zerstöhren, Don Olivades aber ein Unglück zu bereiten. Dies geschah, als der Marchese Grimaldi seine Ministerstelle niederlegte, und nun die Inquisition ihr Haupt wieder empor hob. Diese brachte sogleich viele Beschuldigungen auf den verdienstvollen Olivades, und ob er gleich bey dem Könige eine gründliche Schutzschrift einreichte, auch um eine königliche Commission bat, so ward er doch zur gefänglichen Haft gebracht. Obgleich rechtschaffene Patrioten hofften, daß der König den verdienstvollen Don Olivades den Händen der Inquisition entreißen würde, so offenbarte es sich doch bald, daß ihm der Proceß zwar ganz in der Stille, aber doch nach aller Strenge gemacht wurde.

Nun ist sein Schicksal entschieden. Am 24ten November des vorigen Jahres, hielt das General-Tribunal der Inquision zu Madrit ein geheimes Auto da Fé. Die Commission, welche dabey zugegen war, bestand aus dem Herzoge von Granada, und zween andern Herzogen; dem Grafen von Mara und la Coronna; dreyen Räthen von Castilien; zween Finanzräthen; zween Räthen des Raths von Indien; zween von den königlichen Orden; und einem von dem Kriegsdepartement; dann dem Abte von St. Martin, nebst zween seiner Mönche; dem Prior des Eskurials; dem Abte von St. Basilio; dem Capuciner Pater Cantenas; vielen mit ihren festlichen Kleidungen angethanen Priestern, auch vielen Rittern des königlichen Ordens Carls des III. u. a. m. Es erschien vor ihnen Paul Olivades, Assistent von Sevilien und Aufseher der neuen Colonien von Sierra Morena. Man schritt alsobald zur Vorlegung seiner Sache, die von 8 Uhr Morgens bis eine halbe Stunde nach Mittage währete. Die Anschuldigungen, die sich auf Vergehungen gründeten, waren einmal in 170, und dann wieder in 70 Artikeln nach Aussagen von 78 Zeugen abgefaßt. Nachdem er, in aller Form, für einen Ketzer erklärt war, so trat er in dieser Eigenschaft auf, wobey er eine weiße Wachsfackel in der Hand hielt, und da er noch das St. Andreas Kreuz trug, so ward er desselben von dem Groß-Inquisitor entladen. Er wurde verurtheilt, daß alle seine Güter verfallen seyn, und er acht Jahre in einem Kloster sitzen, während welcher Zeit er alle Freytage fasten soll, wenn seine Gesundheit es zuläßt, welches der Beurtheilung eines

nes verständigen Aufsehers überlassen werden soll, den man ihm bestellen wird, um ihn in der Abwartung seiner geistlichen Uebungen zu bestärken, und in der christlichen Religion zu unterrichten. — Es ward ihm aufgelegt, seine Gebete Morgens und Abends ordentlich und unausgesetzt zu verrichten, den **Leitsmann der Sünder** des ehrwürdigen Bruders **Ludewig von Granada** zu lesen; alle Tage kniend den Rosenkranz so wie ein Credo herzusagen. — Er ward auch aller seiner Ehren und Würden verlustig, und für unfähig erklärt, jemals einige derselben zu besitzen. — Es ward ihm untersagt, künftig Kleider von Seide, Sammet, Gold und Silber gewürkt, oder Galonen zu gebrauchen, oder auch einige Geschmeide von Steinen zu tragen; hingegen sich mit dem gemeinsten gelben Tuche zu kleiden, — verboten gleicher Gestalt, zu Pferde zu sitzen und Waffen zu tragen.

Man sprach hiernächst seine immerwährende Verweisung von Sevilien, — von allen königlichen Häusern von Madrit, — von den neuen Colonien und — von Lima seinem Geburtsorte, wo er auch den Doctorgrad angenommen hatte, aus. — Als Ketzer ließ man ihn eine förmliche Abschwörung thun. Er wurde dann von der Ausschließung aus der Gemeinschaft der Kirche entbunden und mit derselben — nach allen durch die heiligen Canones vorgeschriebenen Formalitäten — wieder versöhnt. Zu dem Ende stellten sich vier Priester in Chorröcken dar, jeder mit einer Handvoll Ruthen, womit sie ihn, nach der gewöhnlichen Cerimonie, während der Ablesung des Erbarmungs-Psalms auf die Schultern schlugen.

Er legte nun sein Glaubensbekenntniß ab, und ward über mehr als 30 Glaubens-Artikel befragt. So bald die zween Secretaire mit der Ablesung des gerichtlichen Verfahrens zu Ende gekommen waren, in dem Augenblicke, da man die Worte, mit welchem das Volk anfängt: **Wir erklären ihn der Ketzerey schuldig und überwiesen**, aussprach, fiel der arme **Olivades** in Ohnmacht. Er verlor jedoch das Bewußtseyn nicht. Man gab ihm Wasser und Wein zu trinken, welches ihn wieder herstellete, und in den Stand setzte, das Urtheil anzuhören, nach dessen Endschaft er das Glaubensbekenntniß ablegte, dabey viele Thränen vergoß, und die traurigsten Seufzer hören ließ.

J. H. Pratje,
Pastor zu Beverstädt.

Beytrag zu einem Vademecum. *)

Zwey Barfüßer kamen eines Abends spät in ein kleines Dorf und giengen in eines Fleischers Haus, um allda die Nacht zuzubringen. Die Kammer dahin man sie brachte, war von derjenigen worinnen der Fleischer und sein Weib schliefen, nur durch eine dünne bretterne Wand unterschieden. Da sie Mann und Weib mit einander sprechen hörten, so verleitete sie die Neubegier selbige zu behorchen. Der Mann redete von häuslichen Dingen, und sagte unter andern: Er müsse des andern Morgens früh aufstehen und seine Barfüßer besehen. Ihn dünke, der eine sey gut bey Leibe. Er wolle indessen beyde schlachten und einsalzen. Er hoffe etwas daran zu verdienen.

Die armen Mönche, die nicht wußten, daß der Kerl ein Paar Ferkel sitzen hatte, die er aus Scherz seine Barfüßer zu nennen pflegte, erschraken, daß ihnen Hören und Sehen vergieng, und beschlossen ihr Leben durch einen Sprung aus dem Fenster zu retten. Der magerste von beyden kam glücklich auf die Erde, und lief ohne sich nach seinem Cammeraden umzusehen, nicht anders, als wenn ihm der Kopf brennte.

Der zweyte Mönch, der ein fetter Bruder war, sprang ihm zwar nach, fiel aber so klotzmäßig auf Gottes Erdboden herab, daß er ein Bein zerbrach. In der Angst kroch er jedoch noch mit äußerster Mühe unter einen kleinen Schoppen, der in der Nähe war, und darinnen, wie sich nachher ergab, just der Schweinekoben sich befand, in welchem die Ferkel ihr gewöhnliches Lager hatten.

So bald der Tag grauete kam der Fleischer mit dem Schlachtemesser in der Hand gerade auf den Schoppen los und rief: Heraus, heraus! ihr Herren Barfüßer, ich habe Appetit heute noch eine Wurst von euch zu speisen. Der Mönch erhob ein Zetergeschrey und flehete um Gnade und Barmherzigkeit. Der Schlächter gerieth in kein geringes Schrecken, weil er sich fest einbildete, der heilige Franciscus habe in der Absicht ihn zu strafen, daß er mit dem von ihm gestifteten Orden Spott getrieben, eines von seinen Schweinen in einen Barfüßer Mönch verwandelt. Indessen wurde die Sache bald aufgeklärt. Der Mezger ließ den armen Mönch heilen, und that ihm so viel Gutes, daß derselbe bey seinem Abschiede ihn mit tausend Segenswünschen überhäufte und Gott dankete, daß er wieder alles sein Erwarten noch so glücklich dem Wurstkessel entkommen war.

*) The Monthly Review for June 1778.

Hannoverisches Magazin.

12tes Stück.

Montag, den 8ten Februar 1779.

Historische Abhandlung vom Bier.

Der Mensch liebt den Wohlgeschmack und die Veränderung seiner täglichen Kost zu sehr, als daß er mit den Nahrungsmitteln, wie er sie roh aus der Hand der Natur empfängt, hätte zufrieden seyn sollen, und er ist sinnreich genug, daß er nicht gar bald sollte gelernt haben, diese Gaben der Natur durch sehr mannigfaltige Zubereitungen und gleichsam Umschaffung ihres vorigen Wesens und ursprünglichen Geschmacks seiner Zunge angenehmer und wohlschmekkender zu machen. Ob er aber bey diesen Veränderungen der Nahrungsmittel allemal Rücksicht auf die Gesundheit genommen habe, das ist eine andere Frage. Hatten die Menschen in dem ersten Zeitalter sich von Baumfrüchten, von Wurzeln und Kräutern genähret, und das Getreide den Thieren und Vögeln überlassen, oder solches nur grün, oder, wie es die Wilden in Amerika zum Theil mit ihrem Maiz machen, geröstet genossen, so lernten sie bald, es in Mehl, und dieses in Brodt, in Kuchen und hunderterley Arten Backwerk zu verwandeln. Sie begnügten sich nicht daran, die Milch nur allein so, wie sie solche von ihrem zahm gemachten Viehe erhielten, zu genießen, sondern schafften sie zu Butter und Käse um. Auch diese Nuzzung von ihrem Viehe befriedigte ihre Zunge nicht, sie wurden nach dessen Fleische selbst lüstern; und da sie einmal Geschmack darin gefunden, so würgten und speiseten sie zahme und wilde Thiere, Vögel und Fische, und was sonst im Wasser lebt, sollten sie es auch, wie die Muscheln und Austern, von dem Grunde des Meers hervorholen müssen.

Das Wasser, dies gesundeste Getränk für den thierischen Körper, fand man ebenfalls gar bald zu unschmackhaft, um den Durst damit zu löschen. Zeitige Früchte, die beydes für Hunger und Durst sind, hatte man nicht immer, und man war die Zeit über, in welcher es daran fehlte, doch wieder zum Wassertrinken zurückgebracht, und überdem fand man ihren rohen Saft, so süß und lieblich er auch bey den meisten Gattungen von Baumfrüchten ist, nicht geistig, nicht kü-

zelnd genug für die Zunge, welche nun anfieng sich zu verwöhnen, um sich an selbigen allein zu begnügen.

In warmen Ländern, welche den Weinstock hervorbringen, und seine Trauben zeitigen, erfand man, deren ausgepreßten Saft durch die Gährung in Wein zu verwandeln. In Ländern welche ein dem Weinstocke nicht angemessenes Clima haben, brachte man die Aepfel und Birnen auf die Kelter, und bereitete aus ihrem Moste ein jenem ähnliches Getränk, den Aepfel- und Birnwein. Wo auch dergleichen Obstbäume nicht in hinlänglicher Menge, aber desto mehr Getreide gebauet wurde, lernte man daraus Bier zu verfertigen, und wo es einen Ueberfluß an Honig gab, ersann man die Kunst, ein anderes liebliches Getränk, den Meth, daraus zu brauen. In dem hitzigen Erdstriche zwischen den Wendezirkeln, wo die zu große Hitze den Traubenmost in der Gährung verdirbt, und sauer macht, wenn man Wein daraus machen will, machte man aus der Nuß des Cocusbaums, der da zu Hause gehört, seinen ordentlichen Trank. In den nördlichen Ländern aber, wo es sowohl an Obst, als an Getreide fehlt, sah man sich genöthiget, aus Aufgüssen auf Wurzeln und Kräuter, die das Land hervorbringt, Getränke zu verfertigen, und aus den jungen Zapfen und Nadeln der Fichte und Tanne Bier zu brauen. Noch weiter hin nach dem Pole gewöhnte man sich an das Blut und den Thran der Seethiere. Endlich erfand man die Kunst, durch die Distillation noch stärkere Getränke und Brannteweine nicht nur aus Getreide, aus Weine und seinen Hefen, aus Obst und andern Erdgewächsen, sondern auch selbst aus Milch, als zum Exempel den Arak der Tatarn, zu bereiten.

Die mehrsten Arten dieser Getränke sind älter, als unsere Geschichte hinauf reicht. Daher sind uns ihre Erfinder unbekannt. Da die Welt in dem glücklichsten mit Weinstöcken gesegneten Theile von Asien, wie man nicht anders weiß, ihren Ursprung nahm, so ist wohl zu vermuthen, daß der Wein das älteste unter allen durch die Kunst bereiteten Getränken gewesen, es mag nun Noah selbst der Erfinder dieses edlen Getränks gewesen seyn, oder er mag den Weinbau nach der allgemeinen Ueberschwemmung wieder zuerst angefangen haben.

Weil nun der gegohrne Saft der Weintraube ein so herrliches Getränk gab, so konnte es wohl nicht fehlen, daß man nicht auch mit andern Baumfrüchten den Versuch gemacht haben sollte, sie auf die Kelter zu bringen, und mit ihrem Safte, wie mit dem Rebensafte zu verfahren. Das durch diese Zubereitung erhaltene Getränk wurde wegen seiner Aehnlichkeit mit jenem ebenfalls Wein genannt. Dioscorides macht davon verschiedene Sorten nahmhaft, als den Aepfel- den Birn- den Quitten- den Feigenwein, den Wein von Granatäpfeln und den von Datteln, der Frucht des Palmbaums. Alle diese Getränke haben,

ben, außer der ähnlichen Zubereitung, das gemein, daß sie berauschen, und dies ist die Ursache, daß sie in verschiedenen Stellen des alten und neuen Testaments dem Weine an die Seite gesetzt, und ihr Gebrauch Aaron und seinen Söhnen, den Priestern, wenn sie in die Stiftshütte giengen, den Nazareern und Verlobten des Herrn, Simson und Johannes dem Täufer, verboten wurde. Unser sel. **Luther** übersetzt das hebräische Sikar und das daher genommene *σίκερα* des Evangelisten Lucas durch stark Getränke, welches ohne Zweifel richtiger ist, als wenn es in der französischen Bibel durch Cervoise (Bier) gegeben wird. Denn daß man im Orient Bier aus Getreide gebrauet habe, davon weiß man nichts.

Die Kunst, aus Getreide Bier zu bereiten, ist muthmaßlich nicht so alt, als der Weinbau, und scheint erst nach weiterer Verbreitung des menschlichen Geschlechts in Gegenden, wo sie keine Weinstöcke antrafen, erfunden worden zu seyn. Wer aber der Erfinder davon sey, ist gänzlich unbekannt. Es ist nicht einmal ausgemacht, bey welchem Volke das erste Bier gebrauet worden. Wir finden in der Geschichte aufgezeichnet, daß zwo weit von einander entfernte und in verschiedenen Welttheilen wohnende Nationen, die Scythen und ihre Abkömmlinge, unsere Vorfahren die Celten in Europa, und die Aegyptier in Afrika Bier getrunken haben. Man weiß nicht, daß beyde Nationen in jenen Zeiten des grauen Alterthums je Gemeinschaft und Commerz mit einander gehabt haben, man siehet auch die Wege nicht, wodurch solches unmittelbar hätte geschehen, und die eine der andern ihre Erfindung, Bier zu brauen, mittheilen können. Weil aber die Griechen und Römer weit eher Umgang und Gewerbe mit den Aegyptiern, und wo nicht eher, doch seit den Zeiten, da sie unter die Bothmäßigkeit der Perser und nachmals selbst der Griechen, eines **Alexanders des Großen** und der **Ptolemäer**, geriethen, als mit den Celten und Scythen hatten, mithin bey jenen vielleicht schon einige Jahrhunderte vorher Bier antrafen, ehe sie die letztern kennen lernten, so ist es kein Wunder, daß die alten Schriftsteller, deren wir keine andere, als Griechen und Römer haben, das Bier für eine Erfindung der Aegyptier zu halten geneigt sind. Die Ausländer trafen das erste Bier zu Pelusium, der äußersten Grenzstadt Aegyptens gegen Asien und das syrische Meer an, und gaben ihm den Namen des Pelusischen Getränks.

Nach der Fabel war der ägyptische **Osiris** nicht nur der Erfinder des Weinbaues, sondern auch des Getreidebaues und des Biers. Da die Griechen den Osiris zu ihrem **Bacchus** machten, so machten sie ihn auch zum Erfinder beyder Getränke. Daß er ihr Weingott sey, ist bekannt. Was aber das Bier betrifft, so behauptete **Diodorus Siculus**, wie **Euse-**

bius a) anführt, daß er auch der Erfinder desjenigen Getränks aus Gerste sey, welches ζύθος (Bier) genannt werde. Aus Aegypten, welches freylich eine so erstaunende Menge Getreide bauete, daß es, so lange es zum römischen Reiche gehörte, die Kornkammer von Rom und nachmals von Constantinopel war, mithin einen Theil desselben zum Bierbrauen anwenden konnte, soll diese Kunst über das Meer zu den Galliern gekommen seyn, und sich so weiter nach Deutschland und gegen Norden, so weit Getreide wächst, verbreitet haben. Da aber in der Geschichte nicht die geringste Spur von irgend einer Gemeinschaft zwischen den Aegyptiern und den gallischen oder celtischen Völkern anzutreffen, und Herr **Pelloutier** es wohl nimmer würde haben beweisen können, daß, wie er in seiner Geschichte der Celten behauptet, einige Gallische Colonien aus Aegypten hergestammet, so fehlet es dieser Meynung, daß die nordischen Völker das Bierbrauen von diesem afrikanischen Volke sollen gelernt haben, an einem sichern Grunde, und sie ist wahrscheinlich eben so irrig, als die, daß die Celten ihre Religion von den Aegyptiern empfangen, aus deren ihrer **Isis** ihre Göttinn **Hertha** und aus deren ihrem **Thaut** den Deutschen **Theut** gemacht haben sollen. Vielleicht würde es noch mehr Wahrscheinlichkeit haben, daß die Aegyptier die Lehrmeister der Celten im Bierbrauen gewesen, wenn man voraussetzen könnte, daß die Aegyptier diese Kunst ihren Nachbarn den Carthaginiensern gelehret, daß diese solche mit nach Spanien gebracht, daß die Bewohner dieses Landes ihnen solche abgesehen, und sie ihren Brüdern, den übrigen celtischen Nationen, welche damals den größten Theil von Europa, als nemlich von dem fast äußersten Norden bis an das mittelländische Meer und von dem schwarzen Meere bis zum atlantischen Ocean bewohnten, mitgetheilt haben. Aber auch hiervon findet sich in der Geschichte nicht die geringste Spur.

Will man nun nicht annehmen, daß die Menschen schon vor ihrer Zerstreuung aus dem Getreide ein Getränk zu bereiten gewußt, und diese Kunst mit nach ihren neuen Wohnsitzen genommen haben, oder daß erst nach solcher Trennung sowohl die Celten als die Aegyptier auf diese Zubereitung gekommen sind, wie es mit mehrern Erfindungen unentbehrlicher Bedürfnisse des menschlichen Lebens geschehen ist, so ist es immer wahrscheinlicher, daß die nordischen Völker eher Bier gebrauet, als die Aegyptier, und daß diese es von jenen erlernet haben. Denn durch eben die Wege, wodurch es die Celten von den Aegyptiern hätten empfangen müssen, auf eben den Wegen hat es auch aus Europa nach Afrika kommen können.

Aegypten hat schon in den ältesten Zeiten Wein gebauet, wie denn die Israeliten in der Wüste mit Mose dar-

a) Eusebius in Præpar. Evangel. l. 2. c. 2.

darüber zankten, daß er sie aus einem Lande, wo es ihnen nicht an Weinstöcken und Granatbäumen gefehlt, geführt habe. Die Aegyptier waren also, da sie weder an Weine noch an Bäumen, aus deren Früchten sie Getränke bereiten konnten, Mangel hatten, nicht in gleicher Nothwendigkeit mit den nordischen Völkern, denen beydes fehlte, noch auf ein drittes Getränk aus Getreide zu sinnen. Die Länder aber, welche die Celten bewohnten, waren in den ältesten Zeiten mit ungeheuren Wäldern bedeckt. Der Hercynische Wald, wovon der Harz jetzo nur ein kleines Stück ist, erstreckte sich durch ganz Deutschland. Er soll auf sechzig Tagereisen lang und auf neun breit gewesen seyn. Das Clima war daher überaus rauh und kalt, so daß die strenge Kälte in Deutschland und Pannonien, das ist Oesterreich und ein Theil von Ungarn, nicht einmal einen guten Obstbaum litte b). Selbst von dem Clima in Thracien, das mit dem mittlern Italien, mit dem nordlichen Spanien und Portugall unter Einem Himmelsstriche liegt, lautet die Beschreibung des **Virgils** c) so, daß sie kaum auf Grönland und das Land der Esquimaux paßt. Auf dem ganzen Gebirge Rhodope, sagt er, kommt das Vieh nie aus dem Stalle. Es wächst da weder Gras noch Laub. Die Aenger sind beständig mit Schnee bedeckt, der bis zu sieben Ellen hoch fällt. Die Einwohner müssen sich für der Kälte in Höhlen verbergen, die Kleidung frieret ihnen auf dem Leibe, und an ihrem Barte zeugen sich Eiszapfen. **Virgil** hat die Sache zwar, wie es den Dichtern gewöhnlich ist, übertrieben, doch merken auch andere alte Schriftsteller d) an, daß in Thracien die Früchte selten zur Reife kommen, und daß die Einwohner die Fruchtbäume, welche sie im Winter erhalten wollten, mit Mist bedecken mußten.

Auch die Celten in Gallien hatten, ehe die Römer ins Land kamen, weder Weinstöcke, noch Oliven: noch andere nachmals aus Italien dahin verpflanzte Fruchtbäume. Der Wein war noch zu den Zeiten des *Mela* den Thraciern, zur Zeit des **Ovidius** den Geten, zur Zeit des *Anacharsis* den Scythen, und zur Zeit des *Jornandes* einigen Gothen gänzlich unbekannt. Am Rhein und an der Donau ließ erst der Kaiser **Probus** Weinstöcke pflanzen. Da es also den Celten an allen Orten, wo sie wohnten, an Wein und Cider fehlte, und sie zu ihrem Tranke außer dem Wasser nur Milch hatten, welche die Bisalten in Thracien, die Gelonen am Nieper, die Scythen und Massageten nach dem Zeugniß des **Virgils**, des **Plinius** und **Claudians** auch wohl mit Pferdeblut vermischten, so war die Erfindung, aus andern Früchten, welche sie in

b) Varro de re rust. l. 1. Strabo l. 4.
c) Virgil. III. Georg. 35. seq.
d) Plinius H. N. l. 18. & 25. Pompon. Mela l. 2.

in ihrem Lande bauen konnten, nemlich aus Getreide, ihren Trank, das Bier zu bereiten, für sie desto wichtiger und nothwendiger.

Die Celten behielten lange noch immer etwas von ihrer unstäten und nomadischen Lebensart, welche sie aus den Morgenländern mitbrachten, bey. Sie zogen mit ihren Heerden von einer guten Weide zur andern, und wußten nichts vom Privateigenthum der Aecker. Sie fanden mehr Vergnügen an Spieß und Schwertern, als an Pflugscharen, und hielten den Ackerbau für eine Sklavenarbeit. Einige baueten gar kein Getreide, andere, wie z. E. die Deutschen, nur zur höchsten Nothdurft, und so viel, als von den Weibern, den Alten und Unvermögenden gebauet werden konnte. Aber die Erfindung des Biers vermehrte bey ihnen nun auch den Getreidebau, und die Stämme welche vorhin keines gebauet hatten, baueten solches nun auch, aber nur um des Biers willen; wie denn Herodot e) anführt, daß einige Scythen Korn, und zwar nicht um Brodt daraus zu backen, gebauet, sondern daß sie es geröstet, und Bier daraus gebrauet haben. So wurde nun Bier der gewöhnliche Trank bey allen celtischen und nordischen Völkern. Sie machten aber ihr Bier auf eben die Art, wie es noch jetzo zubereitet wird, nur den Hopfen ausgenommen, der erst in weit spätern Zeiten hinzugekommen ist. Man weichte die Gerste, oder ein anderes Korn, woraus man es bereiten wollte, ein, ließ sie keimen, röstete oder dörrete sie, zermalmte sie entweder auf der Mühle, oder man zerstieß sie mit einem Stempel. Dies zermalmte Malz kochte man mit Wasser und brachte es, wenn es abgeklärt, in Gährung f). Plinius setzt noch hinzu, daß die Spanier und Gallier die Hefen von Bier eben dazu gebraucht, wozu die Deutschen den Sauerteig gebraucht, nemlich das Brodt damit locker zu machen. Das Bierbrauen hat aber nachmals, da man durch die Physik und Chymie die Natur des Wassers und die erforderlichen Grade des Feuers beym Darren und Kochen, die Kraft der Salze, die Natur der Gährung und derselben Verschiedenheit immer besser kennen gelernet, wie auch durch das Hinzuthun des Hopfens sehr zugenommen. Die Engländer sind in dieser Kunst am weitesten gekommen, und ihre Biere behaupten wegen ihrer Lieblichkeit und Stärke den Vorzug vor allen Bieren in der Welt.

Die Bierbraukunst blieb aber nicht bey den Scythen und Celten allein, sondern verbreitete sich auch nach Griechenland und Italien. Daß die Griechen Bier gehabt, davon finden sich die Zeugnisse beym Aristoteles, Theophrast, Athenäus und andern ihrer Schriftsteller. Ihre Dichter Aeschylus und Sophocles nennen es Gerstenwein, (ὄινος κρίθινος) Aristoteles setzt

e) Herodotus l. 4.

f) Plinius l. 14. Orosius l. 5. c. 7.

setzt noch hinzu, daß sich seine Landesleute häufig in Bier berauschet, und daß der Rausch von diesem Getränke schädlicher, als der von Weinen sey. Die Griechen konnten das Bierbrauen nicht nur von den Pelasgern, einer celtischen Nation, welche sich schon in den ältesten Zeiten des Peloponnes bemächtiget, und sich da gesetzt hatten, auch wie sie von daraus vertrieben wurden, sich nach Thessalien zogen, und sich da erhielten, sondern auch von den benachbarten Thraciern, deren viele mitten unter den Macedoniern wohnten, empfangen haben. Auch konnten die asiatischen Griechen, welche Cyrus und Darius Hystaspis mit wider die Scythen an der Donau und dem schwarzen Meere führte, die Verfertigung des Biers bey diesen Nationen gelernet, auch die griechischen Colonien in dem heutigen Constantinopel und weiter hin am schwarzen Meere und in der Crim es den Bewohnern solcher Gegenden abgesehen, und nachmals in Griechenland bekannt gemacht haben. Lernten doch die Griechen, wie Casaubonus aus einer Stelle des Aristophanes beweiset, das Buttermachen von den Celten g), wie sollten sie sich nicht auch um ihr Bierbrauen bekümmert und es bey sich eingeführt haben? Da also das Bier und dessen Verfertigung so wohl den asiatischen als europäischen Griechen bekannt war, so ist es wahrscheinlich, daß es durch sie auch den Aegyptiern in Pelusium entweder schon bey der Bezwingung Aegyptens durch Cambyses, oder durch die Hülfsvölker welche die Griechen nachher zu verschiedenen malen den Aegyptiern gegen die Perser zuschickten, oder doch nachher da sie unter Alexander dem Großen selbst Herren von Aegypten wurden, bekannt geworden. Es ist aber auch nicht unmöglich, daß die Aegyptier so gut auf die Erfindung eines Korngetränkes haben kommen können, als die Celten, zumal da man nicht weiß, ob es beyde Völker auf einerley Art verfertiget haben, woran wohl um so mehr zu zweifeln, weil das ohne Hopfen auf unsere Art bereitete Bier in Aegypten wegen der großen Hitze des Landes wohl gleich den ersten oder zweyten Tag würde sauer und ungenießbar geworden seyn. Ist doch überdem Meth der gewöhnliche Trank in Abissynien, und man bereitet ihn ebenfalls in Rußland und Pohlen. Wer will aber behaupten, daß jene Schwarzen mit diesen nordischen Nationen je Gemeinschaft mit einander gehabt haben, wodurch dessen Bereitung aus dem nördlichsten Europa nach dem Innersten von Afrika, oder von hier dorthin gekommen sey?

Der Schluß folgt künftig.

g) Casaubon. ad Athenæum l. 3.

Anfragen.

1.

In dem Anno 1771 ans Licht getretenen Forst-Handbuche des Herrn Guyot, Ober-Aufsehers der Wälder zu Rambouillet, so größtentheils aus des du Hamel de Monceau allgemeinen Abhandlung von den Wäldern genommen, führt derselbe im sechsten Abschnitte des zehnten Kapittels des zweyten Theils eine Erfahrung an, welche, so wenig glaubhaftes sie mit sich führt, doch dieses für sich hat, daß sie von einem Manne herkommt, der fast gar nicht in die Classe dererjenigen zu gehören scheint, die unüberlegte und nicht selbst geprüfte Sachen in die Welt hineinschreiben, wovon gedachtes Werk aller Orten vielmehr das Gegentheil darstellet.

Wenn er nemlich an gedachtem Orte von dem an sich schädlichen, auch durch die französischen Forstordnungen bey 500 Livres verbotenen, und bloß allein in dem Walde der Forst Chateau Regnauld, zum Behuf der Lohgerber in der Stadt Mezieres erlaubten Schälholz machen, oder Borkereißen auf dem Stamme redet, und zuerst gezeigt hat, auf was Weise solches geschehen, sagt er weiter:

Wenn es aber geschieht, daß zu der Zeit, da man ein Schlagholz schälet, sich eine Heerde Schaafe in der Nähe befindet, nur auf 200 Schritt von dem Walde weg, und der Wind auf die nemliche Seite wehet, so wird dadurch die Rinde so anhängend, daß es nicht mehr möglich ist sie abziehen zu können, und die so dazu bestellt sind schlechterdings aufhören müssen. Diese besondere Erfahrung ist allen denen bekannt, die viele Rinde machen lassen, und beweiset die anziehende Kraft der Schafe. Bey dieser Gelegenheit erinnere ich mich einmal gelesen zu haben, daß man in Moscau die Rhabarber den Schafen an die Hälse hängt, um sie dadurch mehr anziehender zu machen.

Sollte wohl Jemand seyn, dem dergleichen oder ähnliche Erfahrungen überhaupt von dieser angegebenen anziehenden Kraft der Schafe bekannt geworden sind?

R. F. B.

2.

Unter allen Futterkräutern ist unstreitig der spanische Klee das allerbeste, und die welche glücklich genug sind diesen bauen zu können, mögen dreiste Verzicht auf alle andere Künsteleyen dieser Art thun; weit nutzbarer aber würde der Klee da werdē, wo man Mangel an Wiesenwachse hat, wenn er nicht so höchst beschwerlich zu trocknen wäre. Es giebt aber indessen doch eine Manier, wie man den Klee gut trocknen kann, diese aber ist nicht durchgehends bekañt, und ersucht man daher, der Gemeinnützigkeit der Sache wegen diejenigen die eine auf Erfahrung gegründete gute Methode wissen den Klee zu trocknen, solche in diesen Blättern bekannt zu machen.

Hannoverisches Magazin.

13tes Stück.

Freytag, den 12ten Februar 1779.

Schluß der historischen Abhandlung vom Bier.

Den Römern, welche noch weit später, als die Griechen Wein baueten, wurde das Bier durch die Gallier, welche den ganzen obern Theil von Italien in Besitz hatten, bekannt. Die deutsche Benennung dieses Getränkes, Bier, ist von allen von den alten Deutschen oder Celten abstammenden Nationen, den Schweden, Dänen, Engländern beybehalten, von den Franzosen in biere, und von den Italiänern in biera verwandelt worden. Vossius Ableitung des Worts Bier von dem: da bibere, (zu trinken her,) welches die römischen Soldaten überall, wo sie nur hingekommen, im Munde gehabt haben sollen, fällt ins Lächerliche: Wäre das Bierbrauen schon im Orient erfunden, so möchten vielleicht diejenigen, welche das beri der Hebräer, welches Frucht bedeutet, zum Stammworte machen, wohl einigen Grund haben. Da dieser morgenländische Ursprung des Biers aber nicht erwiesen werden kann, so ist es am sichersten, das Wort Bier für ein celtisches Stammwort zu halten. Die Thracier nannten es bryton, mit welchem Worte auch die Griechen, das, was von Gersten bereitet ist, mithin auch das Bier benannten: eine Benennung, welche sie von dem Worte Bier hergenommen hatten. Nur bey den Illyriern hieß das Bier Sabaïa, wovon die Etymologie nicht bekannt ist.

Die Celten und übrigen nordischen Völker kannten kein herrlichers Getränke, als ihr Bier. Es war ihr Nectar, der nach ihrer Mythologie selbst von ihren Gottheiten und von den im Kriege erschlagenen Helden im Paradiese oder der Wallhalle und zwar aus großen Ochsenhörnern getrunken wurde. Diese Nationen zeichneten sich ohnehin in den ältesten Zeiten durch ihre große Neigung zum Trinken aus. Es geschah kein Opfer, es wurde keine wichtige weder Staats- noch Privat-Angelegenheit berathschlaget, und beschlossen, ohne daß dabey wäre geschmauset und gezechet worden. Besonders brachten sie die langen Winter, wenn diese Jahrezeit ihre Kriegeszüge oder Feldarbeit unterbrach, mit Essen, Trinken und Schlafen hin.

Unsere Vorfahren hielten es, wie Tacitus von ihnen anführet, für keine Schande, Tag und Nacht hindurch zu zechen, doch kam es bey ihrem Saufen selten zu Scheltwörtern und Schlägereyen, und wenn es ja dabey zu Zänkereyen kam, so wurden solche bey einem zweyten Schmause wieder beygelegt. Ihre vorzüglichsten Trinkgefäße waren Hörner von wilden Ochsen und Hirnschädel, beyde mit Silber beschlagen. Man hat noch ein altes nordisches Lied, worin es heißt: Alsdann werden wir in der schönen Wohnung des Odins (in jener Welt) Bier aus hohlen Hirnschädeln trinken a). Es war aber nicht Grausamkeit oder ein unversöhnlicher Haß gegen die getödteten Feinde, der sie antrieb, letztere Art Bierbecher zu wählen, weil einige Scythen auch die Köpfe ihrer Väter aufbehielten, und auf gleiche Weise zu Trinkgeschirren gebrauchten b), sondern sie trunken ihren Gästen aus den Hirnschädeln der Feinde als aus ihren Sieges- und Ehrenzeichen zu. Aber das war zu grausam, daß der longobardische Alboni seine Gemahlinn Rosemunde zwang, mit ihm aus der Hirnschädel ihres Vaters des Herzogs von Bayern, welchen er überwunden und getödtet hatte, zu trinken. Sie wurde dadurch zur Rache und zu Alboins Morde, den sie anstiftete, angefeuert. Und es ist zu verwundern, daß auch die christliche Religion, welche dies Volk annahm, es noch im zehnten Jahrhundert von dieser barbarischen Gewohnheit nicht abbringen können c).

Der Kaiser Julian wurde, ehe er zum Throne kam, in seiner Statthalterschaft in Gallien und am Rhein, und auf seinen Zügen jenseits dieses Stroms gegen die Alemannen mit dem Biere sehr bekannt. Wie wenig Liebhaber er aber von diesem Getränk gewesen, davon zeugt ein Epigramm, welches er darauf verfertigt d). Bacchus gilt ihm darin sowohl für den Wein- als den Biergott. Er sagt: Wer bist du, und woher bist du, Bacchus? Denn für den wahren Bacchus kann ich dich nicht erkennen. Ich weiß nur von Einem Bacchus, dem Sohne des Jupiters. Dieser riechet nach Nectar, du aber hast einen Bocksgeruch. Gewiß haben dich die Celten aus Mangel an Trauben aus Kornähren bereitet. Man muß dich daher Demetrius (den aus Getreide bereiteten), nicht Dionysius (den wahren Bacchus), man muß dich eher ein Feuer- oder Haberkind, als Bacchus nennen. Das Sinnreiche und das Wortspiel, welches die beyden letzten Verse dieses Sinngedichtes haben, läßt sich in der Uebersetzung nicht ausdrükken. Die Gallier nannten das Getreide oder Schrot, welches sie zum Brauen

a) Bartholinus de causis contemtæ a Danis mortis l. 2. c. 12.
b) Herodotus l. 4.
c) Paul. Diaconus Histor. Longobard. l. 2. c. 14.
d) Antholog. l. 1. c. 59.

Brauen nahmen, Brace, und Plinius sagt, es gäbe das feinste Mehl, und über 4 Pfund Brodt mehr, als anderes Mehl. Es ist entweder das Stammwort von Brauen, oder man hat ihm deswegen diesen Namen gegeben, weil man es zum Verbrauen gebraucht hat.

Aus Griechenland, Italien, Spanien, Portugall, und dem größten Theil von Frankreich, ist das Bier durch den Wein, nachdem dessen Bau in diesen Ländern überhand nahm, ganz verdränget worden. Hingegen haben die Engländer das Bierbrauen auch in ihren nördlichen Colonien in Amerika eingeführt. In unserm nördlichen Europa gehört das Bier mit zu den unentbehrlichen Lebensmitteln, und unsere Policeyen würden niemals auch bey dem stärksten Fruchtmangel zu dem harten Mittel schreiten, das Brauen zu verbieten, wozu man in Frankreich mehr als einmal geschritten ist. Delamare e) führet ein Arret des Parlaments von 1263 an, welches das Verbot des Brauens in der Normandie, weil der Getreidemangel, der es verursachet hätte, aufgehöret, wieder aufhebt. Durch einen andern Parlamentsbefehl von 1272 wurde es abermal bis auf weitere Verordnung des Königs verboten. Und damit die Brauer auch künftig nicht zu viel Getreide zu ihrem Biere nähmen, so wurde ihnen verboten, das Maas Bier (Galonus) höher als zwey Deniers Tournois zu verkaufen. In Paris wurde es ferner 1415 und auch 1481, im Jahr 1693 aber, da wegen Mangel des Regens im Frühjahr und wegen des darauf folgenden sehr heißen Sommers, die Ernte dergestalt misrieth, daß der Septier Rocken 31 Livres galt, durch ganz Frankreich verboten f).

Das Bier ist nach seiner Stärke und Farbe, aber noch weit mehr dem Geschmacke nach unterschieden. Dieser Unterschied rührt nicht nur von der Verschiedenheit der Bereitung, sondern vornemlich der Luft und des Wassers, auch der Jahrszeiten, worin es gebrauet wird, her. Die Engländer pflegen, wie man vorgiebt, um ihrem Biere einen lieblichen Geschmack zu geben, etwas Zucker, Caneel und Ingwerklauen, wenn das Bier gegohren, in die Fässer zu thun. Die Flamänder thun Honig und Gewürz dazu. In Paris ist für die Reinlichkeit der Brauhäuser durch die Brauer-Innungs-Ordnung von 1630 sehr wohl gesorgt und verordnet, daß in den Häusern, wo gebrauet wird, keine Ochsen, Kühe, Schweine und Federvieh, bey Strafe der Confiscation des Viehes und einer Geldbuße von funfzig Pariser Pfunden, gehalten werden sollen, damit sich durch dergleichen Vieh den Brauhäusern, welche nicht reinlich genug gehalten werden können, keine Infection, Unrath und Gestank mittheile. Auch dürfen daselbst keine He-

e) Traité de la Police livre 5. tit. 14. c. 8.
f) Delamare l. c.

Hefen weder zum Brauen noch Bakken anders, als öffentlich in der Halle daselbst, nachdem sie von den Braugeschwornen vorher besichtigt und gut gefunden worden, verkauft werden. Werden sie aber für untauglich erklärt, so soll sie die Policey in die Seine ausschütten lassen. Die Braulehrjahre sind in eben diesen Statuten von drey auf fünf Jahre gesetzt worden g).

Galen, der älteste unter den Aerzten nach dem Hippocrates, mochte wohl lieber Wein als Bier trinken. Er beschuldigte das letzte, daß es Blähungen mache, und böse Säfte zeuge, und daß ein solches Getränk, welches aus einer Corruption oder Gährung entstehe, unmöglich gesund seyn könne. Dioscorides gehet noch weiter, und behauptet, daß es den Nieren und den Nerven schädlich sey, daß es die Hirnhäute angreife, und sein zu häufiger Gebrauch sogar Krätze und Aussatz zeuge. Am ärgsten hat es aber ehedem die medicinische Facultät zu Paris in einem Gutachten gemacht, welches sie 1669 in einem Processe zwischen den Weißbrodtbäckern und Cabaretiers, worin es auf die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit der Bierhefen die zum Weißbrodte genommen werden, ankam, auf Erfordern des Parlaments abgab. Es heißt darin: Das Bier, dies traurige Getränk, sagt Tacitus de Moribus German. das aus Hopfen, aus Gerste, oder Korn, das schon in die Corruption gegangen, und aus verdorbenem Wasser bereitet wird, das oft so gar aus Sümpfen genommen wird, wurde nicht so bald erfunden, als es von Dioscorides, Galen und andern Aerzten und von den einsichtsvollesten Männern für ungesund erklärt wurde. Alle behaupten, daß es dem Kopfe, den Nerven und Membranen schade, daß es böse Säfte zeuge, einen länger anhaltenden und nachtheiligern Rausch, als der Wein, zuwege bringe, und daß es bisweilen ein Brennen des Urins, bisweilen dessen Zurückhalten, bisweilen auch den Aussatz verursache h).

Allein dergleichen Verschreyer des Biertrinkens, werden durch eine gegenseitige Erfahrung von einigen tausend Jahren sattsam widerlegt. Die nordischen Nationen sind von jeher beym Biere groß, stark, fleischig, gesund und alt geworden, und zwar dies alles in einem höhern Grad, als die Bewohner der Weinländer, welches doch ohne eine immer thätige Wunderkraft unmöglich geschehen könnte, wenn das Bier an sich der Gesundheit nachtheilig wäre. Wenn aber das Bier, wenn es entweder zu frisch, oder zu hart und zu alt, oder sonst von schlechter Beschaffenheit, wenn es bey diesen oder jenen Umständen, oder auch mit Uebermaaße genossen, Nachtheil verursacht, so ist solcher nicht dem Biere, sondern diesen Fehlern zuzuschreiben. Wie mancher zieht sich durchs Weintrinken Schwindsucht, Gicht, Podagra,

g) Delamare l. c. l. 5. tit. 46. c. 30.
h) Delamare l. 5. tit. 14 c. 8.

gra, hitzige Krankheiten und Blutstürzung zu. Würde man aber dem Weine nicht Unrecht thun, wenn man ihn deswegen für ungesund halten wollte? Wie ein gesundes Bier beschaffen seyn müsse, hat schon die alte Schule zu Salerno gelehrt. Es soll nicht sauer, es soll helle und klar, aus gutem Getreide verfertiget, und weder zu frisch noch zu alt seyn.

Non acidum sapiat cerevisia; sit bene clara,
Et granis sit cocta bonis; satis ac veterata.

H = = e.

Methode Melonen im freyen Lande zu ziehen.

Melonen sind eine so angenehme und wohl schmeckende, aber dabey, nach der gewöhnlichen Art, so mühsam zu ziehende, und daher an den meisten Orten dieser Gegenden so seltene und theure Frucht, daß ich den Gartenfreunden vermuthlich keinen unangenehmen Dienst erweisen werde, wenn ich ihnen einen Weg, sie leicht und ohne Unkosten zu ziehen, bekannt mache. Wenigstens habe ich in dem abgewichenen Sommer, ohne sonderliche Mühe, ohne geheime Gärtnerkünste, ohne Mistbeete, ohne Glocken recht schöne Melonen mitten im freyen Lande gezogen. **Einem jeden das Seinige!** Darum gebe ich das Verdienst und die Ehre der Erfindung demjenigen Herrn hiemit zurück, der mich so freundschaftlich davon benachrichtigte, daß es möglich sey, diese Frucht im Freyen zu ziehen, und daß man in Erfurt schon mehrere Proben damit gemacht habe. Ich hatte noch eine Zeitlang mit meinem Unglauben zu kämpfen, vornemlich, da wir hier um ein Paar Grade nördlicher wohnen. Doch, dachte ich, haben Kirschen und Pflaumen, ja Pfirschen und Apricosen unser Clima vertragen, und unter unserm rauhern Himmel zeitigen gelernet; so lernen es Melonen vielleicht auch, da ihr ursprüngliches Vaterland so entfernt nicht einmal von uns ist, als jener ihres; und ist ja am Ende wenig oder nicht daran verloren, wenn der Versuch mislingt. Es ist bekannt, daß man keine frische oder vorigjährige, sondern zwey oder drey Jahr alte Kerne pflanzen müsse. Ich suchte also im verwichenen Frühjahr durch Vorschub eines Freundes in Stade Kerne zu bekommen, von denen ich aber nicht weiß, ob die Melonen, die sie gaben, in Stade oder Hamburg gewachsen sind. Genug sie kamen aus einer noch etwas nördlichern Gegend, als die unsrige, und mußten also unsere Luft und Boden wohl vertragen können; doch waren sie ganz gewiß auf Mistbeeten, und unter Gläsern gewachsen, mir aber sollten sie unter freyem Himmel Früchte tragen. Zu dem Ende ließ ich mitten in meinem Garten, dessen Boden sehr sandig ist, eine **Rabatte einen guten Fuß breit und eben so tief ausgraben, nachdem ich die beyden Seiten vorher recht fest hatte treten lassen, damit die Ufer desto besser ste-**

 hen,

hen, und die Hitze des Düngers demnächst desto weniger einlassen möchten; diese Grube ließ ich nun mit gutem Pferdemist recht voll fest treten und ein Paar Zoll Erde darüber werfen und ebenen. Hierin pflanzte ich sogleich den 27ten April meine Kerner, zween oder drey zusammen, und etwa anderthalb Fuß aus einander, bemerkte auch die Stellen mit kleinen Stöckgen, um sie demnächst begießen zu können. Dies mochte aber wohl versäumt seyn, und darüber kamen die Kerne zum Theil sehr spät auf, zum Theil gar nicht. So bald ich sie über der Erde sah, widmete ich ihnen etwas mehr Sorgfalt, begoß sie fleißig mit an der Sonne erwärmtem Wasser, und deckte die jungen Pflanzen des Nachts, und auch an einigen rauhen Tagen mit Blumentöpfen zu, da es mir an Gartenglocken fehlte, die hier nicht zu Kaufe sind. Dieser Vorsicht ungeachtet, war ihnen die rauhe Witterung dennoch einmal so empfindlich, daß sie ganz welk, und dem Tode nahe schienen. Einige giengen wirklich aus; vier Pflanzen aber erholten sich, wuchsen bey der heißen Witterung des Junius und Julius und beym oftmaligen aber mäßigen Begießen frölich fort, und fiengen an zu blühen. Ich hütete mich nun sehr, ihnen nach Vorschrift älterer Gartenbücher den Herzstengel, und ein Theil der Blüte abzubrechen; ich wußte, daß diese sogenannte wilde oder falsche Blüte den männlichen befruchtenden Staub enthielt, und ich wollte nicht so thöricht seyn, das Fest, welches die Natur dieser Pflanze, oder vielmehr mir bereitete, selbst zu stöhren. Es mag wahr seyn, daß eine jede Pflanze nicht mehr als höchstens zwey Melonen zur Vollkommenheit bringen könne. Aber die Vorschrift, alle übrige kleine Frucht bis auf diese zwey, die man groß werden lassen will, abzubrechen, scheint mir zu voreilig zu seyn. Wie leicht kann man hier die unrechten abbrechen und solche stehen lassen, nach denen der Saft der Pflanze keinen rechten Zug hat? Die Natur scheint hier selbst vorsichtig genug zu seyn: sie wirft ihre überflüßigen Kostgänger von selbst weg. So machten es wenigstens meine Pflanzen. Von einer Menge kleiner Ansetzlinge kamen nur zuerst drey, und nachher fünf auf meinen vier Pflanzen in bemerklichen Wachsthum; die übrigen alle, ehe sie noch einmal die Größe einer Kirsche erlangt hatten, welkten und fielen ab. Daß ich meinen Melonen, so bald sie etwa von der Größe einer Pflaume waren, Dachziegel untergelegt habe, um sie vor Nässe zu bewahren und desto eher zu zeitigen, denkt man wohl ohne Anzeige; und die drey erstern gelangten auch zu ihrer gehörigen Größe, und wurden im Anfange Septembers reif. Den fünf Spätlingen aber kam am Ende des Augusts ein Nachtfrost zu früh über den Hals; die Blätter der Pflanzen schrumpften zusammen, und die noch zarten Melonen bekamen Flecken und wurden welk.

Dieser Versuch beweist nun, daß man in unserer nördlichen Gegend Melonen im freyen Lande zur Vollkomenheit und Reife bringen kann; er läßt sich aber ohne Zweifel noch mehr vervollkommnen. Vielleicht so: 1) Man pflanze im

März oder Anfangs Aprils Melonenkerne auf ein Mistbeet, wenn man es hat. Auf einem kleinen Fleck eines Mistbeetes können leicht für ein Dutzend Leute, die keines haben, Melonenpflanzen gezogen werden; und ein Gärtner könnte sie zum Verkauf bauen.

2) Man bereite im Anfang May eine Rabatte im Garten, und wenn die Lage darnach ist, an der gegen Norden liegenden Gartenmauer oder Planke nach meiner Methode mit eingetretenem Pferdemist.

3) Verpflanze dahin nach ein Paar Tagen die jungen Melonen, decke sie bey rauher Witterung mit gläsernen Glokken, wenn man welche hat, zu; und begieße sie, wenns nicht regnet, täglich ein oder zwey mal mäßig.

Der Herr von Justi hat einmal den Vorschlag gethan, die verglaseten Eisenschlacken, welche den hohen Oefen so sehr zur Last sind, zur Materie von Gartenglocken zu gebrauchen. Ich weiß nicht, ob dieser Vorschlag thunlich ist, und wirklich in Ausübung gebracht worden sey. Wären aber gläserne Glocken wohlfeiler und häufiger; so würde man nicht nur zur Beschützung zärter Blumen, sondern auch zur Erziehung früher Gartengewächse einen nützlichen Gebrauch davon machen können.

Auf vorhin angezeigte Weise wird man nicht nur früh, sondern auch sogar wohlschmeckendere Melonen ziehen können, als die auf Mistbeeten sind. Denn es ist kein Zweifel, daß der milde Einfluß der freyen Luft und Sonne diese Frucht nicht schöner machen sollte, als sie es in den eingekerkerten Dünsten eines Mistbeetes werden kann.

Verden. L.

Nachricht ans Publicum wegen Veranstaltung wohlfeiler Handausgaben der brauchbarsten griechischen Autoren.

Fast alle die guten Ausgaben, welche wir von griechischen Schriftstellern haben, sind den Gelehrten zum täglichen Gebrauche zu unbequem, und den jungen Studierenden, auch vielen Gelehrten, die keine einträgliche Aemter oder starkes Vermögen besitzen, theils zu selten, theils, welches der gewöhnlichste Fall ist, zu theuer. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß wir, besonders von den wichtigsten Geschichtschreibern, Rednern, Dichtern und Philosophen, gute und zum Gebrauch bequeme Handausgaben hätten, die wohlfeil eingerichtet, und daher nicht ohne Noth mit gelehrten philologischen und kritischen Anmerkungen beladen wären. Da nun die griechische Litteratur seit einigen Jahren in unserm Deutschlande neues Leben bekömt, und mehrere Gelehrte bereits die wichtigsten Schriftsteller so vorgearbeitet haben, daß man an Handausgaben derselben von beschriebener Art denken kann; so hat die Meyersche Buchhandlung zu Lemgo, die sich unter andern schon lange durch den Verlag vieler guten Uebersezzungen der Klassiker für die Ausbreitung der alten Litteratur interessirt hat, sich entschlossen, eine Folge von wohlfeilen und brauchbaren Handausgaben der Grie-

Griechen von Messe zu Messe zu liefern. Es wird in denselben der bloße griechische Text nach der besten Ausgabe genau abgedruckt, u. wo man von einem Autor noch keinen hinlänglich berichtigten Text hat, mit Anwendung der nöthigen kritischen Hülfsmittel der Text möglichst berichtigt. Verschiedene Lesarten der vorigen Ausgaben bleiben gänzlich weg, weil sie das Buch nur vertheuren würden; wo es aber nöthig ist, werden Anmerkungen zur Erläuterung des Schriftstellers hinzugefügt, die in bündigster Kürze das wichtigste über jede schwere Stelle enthalten, so daß der Leser die größten Ausgaben, dafern es ihm nicht darum zu thun ist, alles in extenso zu wissen, was über jeden Schriftsteller gesagt und gedacht ist, bey diesen Handausgaben füglich entbehren kann. Jedem Geschichtschreiber wird eine fortlaufende Zeitrechnung am Rande des Textes, den Philosophen eine kurze und genaue Bestimmung der Kunstwörter, den Dichtern Plan ihrer Werke, allen überhaupt aber eine Beschreibung ihres Lebens und Geschichte ihrer Werke, und ein vollständiges Sach- und Wortregister nach Art des Ernestischen Clavis Ciceronis beygefügt werden. Alle diese Schriftsteller werden einerley Druck und Format erhalten, und die Verlagshandlung wird nichts mangeln lassen, was zur Correctheit und Sauberkeit des Textes gereichen kann; doch aber alle vertheurende Pracht, als den Absichten des ganzen Instituts zuwider, entfernen. Mit der Ausgabe der Historiker wird der Anfang gemacht, und der Herodot mit seinen gewöhnlichen Anhängen auf beschriebene Art zuerst geliefert werde. Die übrigen Historiker folgen ihm in chronologischer Ordnung von Messe zu Messe nach, und hat die Besorgung derselben Herr Rector Vorheck zu Salzwedel, der sich schon durch einige kleine Schriften bekannt gemacht hat, und sich ganz, so weit es ihm seine Amtsgeschäffte zulassen, der griechischen Litteratur widmet, auch an einer größern kritischen Ausgabe des Aeschylus arbeitet, die aber erst in einigen Jahren herauskommen kann, übernommen. Auf die Historiker werden die Dichter, auf diese die Redner, und zuletzt die Philosophen chronologisch folgen. Man schmeichelt sich, daß allen Freunden und Kennern der wahren Philologie dies Unternehmen angenehm seyn werde, da es bloß die mehrere Ausbreitung der griechischen Litteratur durch Wohlfeilheit der Hülfsmittel zum Zwecke hat, die viele bisher davon abschrecken mußte sich derselben zu widmen.

Man bittet alle rechtschaffene Schullehrer sowohl als andere Patrioten, denen die Ausbreitung der griechischen Litteratur am Herzen liegt, dieses Institut den Schulen ihrer Gegend bestens zu empfehlen, und die etwa daselbst beliebige Anzahl Exemplarien, wovon allemal das zehnte für die Bemühung dabey, frey gegeben werden soll, an die Verlagshandlung entweder unmittelbar nach Lemgo, oder auch von entferntern Oertern nöthigenfalls durch Einschluß an die Heinsiusische Buchhandlung zu Leipzig und an die Garbische zu Frankfurt am Mayn bey Zeiten zu melden, um die Stärke der Auflage darnach bestimmen zu können. Die verlangten Exemplare sollen diesemnächst auf Verlangen entweder mit Leipziger Meßgelegenheit, oder mit der Post gegen baare Bezahlung der bekannt zu machenden Preise an die Beförderer dieses Werks, deren Namen man bey jedem Autor mit Dank vordrucken wird, abgesandt werden, da denn das Porto billig von den einzelnen Käufern, unter welche es zu vertheilen ist, getragen wird, übrigens aber das Publicum mit keiner Betteley von Vorschuß beschweret werden soll; dagegen fällt aber auch bey der Wohlfeiligkeit aller Credit schlechterdings weg. Leipziger Michaelmesse 1778.

Meyersche Buchhandlung in Lemgo.

Hannoverisches Magazin.

14tes Stück.

Montag, den 15ten Februar 1779.

Einige historische Bemerkungen von der Stadt Lüneburg, in einem Schreiben an einen Freund.

Sie interessiren sich eben so sehr für unsere gute Stadt, wie ich, und Ihnen werden daher einige Untersuchungen nicht unangenehm seyn, die ich über das Verhältniß ihres jetzigen Zustandes zu demjenigen, worin sie vor einigen Jahrhunderten war, angestellt habe, zumal da dies in unsern Unterhaltungen eine Lieblingsmaterie zu seyn pflegte. Oft sprachen wir ja mit Enthusiasmus von unsern Vorfahren, wenn wir von der Größe ihrer alten Werke, ihren Verbindungen, der Aufmerksamkeit, die sie von außen erregte, und den Lobsprüchen aller ältern Topograhen (vom Aeneas Sylvius an bis zum Zeiler) uns unterredeten, und selbst auch alsdann, wenn wir daran dachten, daß uns leider jetzt unsere alten Kleider so weit sind. Bey allem dem muß ich doch gestehn, daß ich oft auch geglaubt habe, daß uns unsere Liebe zur Antiquität zu weit fortreiße. Es ist so natürlich, sich seine Vorfahren größer vorzustellen, als sie gewesen sind; jeder aufgegrabene große Knochen wurde wenigstens vormals den alten Deutschen zugeschrieben, und der König Teutobach mußte durchaus ein Riese gewesen seyn. Ich wünschte also einen Maaßstab zu finden, der wenigstens einigen Stempel der Zuverläßigkeit an sich trüge, und dies war denn wohl unstreitig die Volksmenge. Nun suchte ich die Verzeichnisse der Gebornen und Gestorbenen in den Kirchenbüchern auf; allein leider reichten die ersten (von allen Kirchen zusammen genommen,) nicht weiter als bis auf die nachbenannte Jahre, und die letztern fiengen sich nur ganz in neueren Zeiten erst an. In Rücksicht auf die Zuverläßigkeit jener erstgedachten Verzeichnisse muß ich noch anführen, daß selbige in den ältesten Zeiten auch zum Theil mit den Zweck eines Finanz Registers für den Küster gehabt zu haben scheinen, indem ich zum Theil sorgfältig beynotirt finde, wie viel an Taufgebühren bezahlt worden; ein Umstand, der meines Erachtens ihrer Genauigkeit mehr giebt als nimmt. Auch finde ich nöthig zu erwähnen, daß (so viel

die neuern Zeiten anlangt, bey den ältern fällt es ohnehin weg,) die Garnison nicht in diesen Verzeichnissen begriffen sey, wohl aber einige eingepfarrete Dorfschaften. Der letztern sind jedoch nur sehr wenige, und dann hat dies auch auf die Frage von dem Verhältnisse der ältern und neuern Zeiten, (als worauf es mir hier insonderheit ankommt) gar keinen Einfluß.

Ich habe mir vier Perioden gewählt, 1) die älteste die ich erreichen konnte, vor dem dreyßigjährigen Kriege, 2) die im dreyßigjährigen Kriege, 3) die bald nach demselben folgende in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und dann 4) die neueste vom Jahre 1748 an bis auf unsere Zeiten. Von jeder Periode habe ich 10 Jahre genommen und nun berechnet, wie viel im Durchschnitt die jährliche Anzahl gewesen; nur von dem letztern Zeitraum habe ich mehrere Decaden machen können. Nachstehendes Verzeichniß ist das Resultat meiner Nachforschungen.

a) Von 1609 bis 1618 war die Zahl der Getauften und der Copulirten Paare folgende:

	Geborne.	Copulirte.
1609 – –	474 –	144
1610 – –	439 –	142
1611 – –	452 –	130
1612 – –	438 –	121
1613 – –	400 –	116
1614 – –	389 –	150
1615 – –	430 –	150
1616 – –	413 –	143
1617 – –	406 –	142
1618 – –	338 –	161
Von 10 Jahren –	4179 –	1399
Die Mittelzahl –	$417\frac{9}{10}$ –	$139\frac{9}{10}$

b) Von 1634 bis 1643.

	Geborne.	Copulirte.
1634 – –	450 –	111
1635 – –	429 –	114
1636 – –	480 –	129
1637 – –	404 –	100
1638 – –	416 –	110
1639 – –	333 –	98
1640 – –	365 –	186
1641 – –	331 –	101
1642 – –	384 –	119
1643 – –	436 –	114
Von 10 Jahren –	4028 –	1182
Mittelzahl –	$402\frac{8}{10}$ –	$118\frac{2}{10}$

c) Von 1674 bis 1683.

	Geborne.	Copulirte.
1674 – –	358 –	106
1675 – –	388 –	106
1676 – –	319 –	115
1677 – –	298 –	113
1678 – –	376 –	103
1679 – –	342 –	89
1680 – –	285 –	109
1681 – –	334 –	134
1682 – –	340 –	103
1683 – –	318 –	94
Von 10 Jahren –	3358 –	1072
Mittelzahl –	$335\frac{8}{10}$ –	$107\frac{2}{10}$

d) Von

d) Von 1748 bis 1755 waren

	Geborne.	Gestorbene.	Copulirte.
In 10 Jahren — — —	2473	2902	714
Die Mittelzahl — — —	$247\frac{3}{10}$	$290\frac{2}{10}$	$71\frac{4}{10}$
Von 1758 bis 1767 in 10 Jahren —	2514	3201	886
Mittelzahl — — —	$251\frac{4}{10}$	$320\frac{1}{10}$	$88\frac{6}{10}$
Von 1768 bis 1777 von 10 Jahren —	2396	2804	682
Mittelzahl — — —	$239\frac{6}{10}$	$280\frac{4}{10}$	$68\frac{2}{10}$

Nimmt man nun hinwieder jene 3 Mittelzahlen zusammen, nemlich:

Geborne.	Gestorbene.	Copulirte.
$247\frac{3}{10}$	$290\frac{2}{10}$	$71\frac{4}{10}$
$251\frac{4}{10}$	$320\frac{1}{10}$	$88\frac{6}{10}$
$139\frac{6}{10}$	$280\frac{4}{10}$	$68\frac{2}{10}$
$738\frac{3}{10}$	$890\frac{7}{10}$	$228\frac{2}{10}$

und dividirt solche Summe mit 3, so ist auf die letzten 30 Jahre die Mittelzahl ohne Bruch

246 Geborne, 297 Gestorbene, 76 Copulirte.

Soll nunmehr hieraus die Volksmenge bestimmt werden, so nehme ich die Bemerkung zum Grunde, die man bey der im Jahre 1755 geschehenen Nachzählung fand, nemlich: daß in den Städten des Fürstenthums Lüneburg unter $37\frac{1}{7}$ Menschen 1 verstorben war a). Diese Berechnung erstreckte sich zwar auf alle Städte des Fürstenthums zusammen genommen, und wahrscheinlich hat Lüneburg darunter eine größere Mortalität als die übrigen, doch kann man in Ermangelung eines genaueren Maaßstabes diesen wohl annehmen. Weil jedoch im J. 1755 nur 268, in den letztern 30 Jahren aber im Durchschnitt genommen 297 alljährlich gestorben sind, so setze ich denselben zu $33\frac{1}{2}$ herunter, welches bis auf eine Kleinigkeit sich zu 297 verhält, wie $37\frac{1}{7}$ zu 268. Hiernächst nehme ich ferner noch an, daß im Durchschnitt genommen im vorigen Jahrhunderte eben so viel geboren worden, als gestorben sind. Wenn ich die Mortalität der letztern 30 Jahre zum Grunde legen wollte, so müßte ich freylich die Zahl der Gestorbenen zu den Gebornen wie 6 zu 5 rechnen; allein es ist bekannt, daß im vorigen Jahrhunderte die Mortalität der größern und mittlern Städte in Rücksicht auf die jetzige Zeiten umgekehrt sey, und daß damals die Gebornen die Zahl der Gestorbenen überstiegen, wie z. E. Berlin, Dresden, Leipzig, Zürch b)

 und

a) Hannoverische Nützliche Sammlungen vom Jahre 1756. St. 92.

b) Süßmilchs göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts 1. Th. Cap. 7. §. 139.

und andere Städte mehr beweisen. Auf der andern Seite glaube ich jedoch auch genug zu thun, wenn ich die Gebornen und Gestorbenen gleich schätze; denn das Verhältniß der Mortalität scheint doch mehr in der physikalischen und politischen Beschaffenheit der Stadt, als in den Zeiten und Sitten seinen Grund zu haben, weil das Verhältniß in der ersten Decade der letzten 30 Jahre von dem in der dritten wenig verschieden ist, ungeachtet unsere Stadt wohl, seit dem leztern Kriege vielleicht einen eben so starken Schritt im Luxus, (der doch nach Süßmilchs Behauptung die Ursache der vergrößerten Mortalität seyn soll,) gethan haben mag, als vom vorigen Jahrhunderte bis 1747.

Wird nun solchemnach die Zahl der Gebornen als die Zahl der Gestorbenen angenommen, und selbige durch $33\frac{1}{2}$ multiplicirt, so lebten in Lüneburg von 1609 bis 1618, da die Mittelzahl der Gebornen $417\frac{9}{10}$ war (ohne Bruch) — 14000 Einwohner.

Von 1634 bis 1643, als die Mittelzahl der Gebornen $402\frac{8}{10}$ war —	13494	—
Von 1674 bis 1683, (Mittelzahl der Gebornē $335\frac{8}{10}$)	11250	—
Von 1748 bis 1777, (Mittelzahl der Gestorbenen 297.) —	9950	— c).

Das Verhältniß zwischen der ersten und letzten Zahl ist nun sehr verschieden, von dem Verhältnisse der Gebornen zwischen der ersten und letzten Periode, und ich muß Sie desfalls an meine obige Voraussetzung erinnern, daß die Gebornen und Gestorbenen sich im vorigen Jahrhundert einander gleich verhalten haben, dahingegen selbige in dem gegenwärtigen ungefähr wie 5 zu 6 sind.

Sie werden nun in diesen Berechnungen den Abstand nicht finden, den wir zwischen dem ältern und dem jetzigen Zustande der Stadt aus andern Gründen immer vermuthet haben. Erlauben Sie mir daher, daß ich Ihnen hierüber noch einige Gedanken zu Ihrer Prüfung vorlege. Sie wissen

1) Ohne mein Anführen, daß man den ehemaligen Flor und innern Gehalt der Städte nicht völlig nach ihrem damaligen Ansehen abmessen könne. In den Zeiten da noch keine beständige Soldaten gehalten wurden, da eine mäßige Stadtmauer der Kriegskunst noch viel zu schaffen machte, da die mehrsten Fürsten vor Einführung der Primogenitur nur kleine Länder besaßen, in welchen noch dazu oft unruhige Vasallen ihre Macht schwächten, mußte eine jede Stadt in größerm Ansehn stehn, als in unsern Zeiten, wenn gleich ihr innerer Gehalt nicht viel beträchtlicher war wie jetzt. — Noch ein anderer Irrthum steckt auch darin,

c) Erst, nachdem ich diese Berechnung bereits gemacht hatte, habe ich erfahren, daß bey der im Jahre 1755 geschehenen Nachzählung wirklich 10000 Menschen sollen vorgefunden seyn.

darin, wenn man den Grad der Entvölkerung nach den ledig stehenden Häusern beurtheilt. Im vorigen Jahrhundert waren die Häuser hieselbst insgesammt unförmlich gebauet, eine jede noch so kleine Familie mußte daher ein eigenes Haus haben, dahingegen, nachdem die Häuser zum Theil bequmer eingerichtet worden, sich mehrere Familien in Einem Hause befinden.

2) Glaube ich, daß die Volksmenge in Lüneburg mit dem damaligen Reichthum der Stadt nicht in dem Verhältniß gestanden, worin sie in den übrigen Städten Deutschlandes gewesen. Ihr größter Reichthum war das Salz, ein Natural-Product, welches nicht so viele Hände, wie Manufacturen oder ein auswärtiger Handel beschäftiget. Dieser Reichthum war daher auch nicht sowohl durch das Ganze verbreitet, als in einzelnen Familien, in den Besitzern der Salzwerke, welche, wie Elver (in seinem politischhistorischen Discurs über die Stadt Lüneburg) von seinen Vorzeiten erzählt, zum Theil Grafengüter besaßen; ein Ausdruck, der damals noch viel zu bedeuten hatte.

3) War zur Zeit unserer ersten Periode, nemlich im Anfange des vorigen Jahrhunderts (und hierin liegt wohl das mehrste) die Stadt schon in der Epoche ihrer Abnahme. Selbst das Verhältniß der Zahl der Gebornen, welche allmählig herunter steigt, macht dies wahrscheinlich. Die 2 Jahre, die ich vor dem Anfange meiner ersten Periode noch habe aufzählen können, geben folgende Zahlen der Gebornen

1607. — — 509.
1608. — — 512.

Dahingegen nachher die Zahl niemals wieder auf 500 gekommen ist. — Auch scheint der Magistrat diese Abnahme selbst gemerkt zu haben, indem er im Jahre 1608 seinen Stadthauptmann und die geworbenen Kriegsknechte abdankte. — Doch dies alles könnte zufällig seyn, allein der sicherste Zeuge ist uns der vorhin schon angeführte Elver. Dieser lebte zu den damaligen Zeiten und schon lange vorher, war Burgermeister in Lüneburg, konnte also den innern Zustand genau wissen und zeigt, seine wässerichte Schreibart abgerechnet, einen Bemerkungsgeist, den wir in jenen Zeiten nicht zu oft antreffen. Er führt die bittersten Klagen über den damaligen Verfall der Stadt, und giebt davon verschiedene Ursachen an, als

a) den Verfall des hanseatischen Bündnisses, das damals zwar noch nicht ganz aufgehoben, aber doch schon in einer solchen Lage war, daß es dieser Stadt mehr zur Last als zum Vortheil gereichte. Welche große Rolle die Stadt in diesem Bündnisse gespielt habe, ist bekannt. Sie war schon in der ersten Verbindung der 6 Wandalischen Städte, woraus die nachmalige Hansa entstand; sie führte in Verbindung mit einzelnen Hanse-Städten die wichtigsten Kriege gegen die nordischen Reiche und schloß mit ihnen

nen Bündnisse. So trafen im Jahr 1423 sieben Städte, worunter Lüneburg mit war, eine Verbindung mit König Erich von Dännemark, worin beyde Theile sich zu einer wechselseitigen Hülfe anheischig machten, und die Städte der Gemahlinn des Königs nach seinem Absterben ihr Witthum versicherten. Im Jahr 1427 rüsteten die Städte Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Lüneburg, (letztere freylich nur durch Geldbeyträge) eine Flotte gegen die nordischen Reiche aus, die insonderheit zur Absicht hatte, 36 Handelsschiffe mit Portugiesischen und Spanischen Waaren sicher durch den Sund zu bringen d), eine Absicht, die es wahrscheinlich macht, daß diese Schiffe zum Theil auch für Rechnung von Lüneburgern befrachtet gewesen. Eben diese Verbündete ließen im Jahre 1428 eine Flotte von 260 Seegeln, die über 12000 Soldaten an Bord hatte, aus Wismar auslaufen, und nachdem im Jahr 1430 Stralsund und Rostock abgetreten waren, setzten dennoch die 4 übrige Städte den Krieg gegen Dännemark mit so glücklichem Nachdruck fort, daß dem Hause Hollstein dadurch das Herzogthum Schleswig erhalten wurde e). — Ich führe hier mit Fleiß nur solche Kriege an, die sie nicht in der ganzen Hanse, sondern nur in Verbindung mit einzelnen wenigen Städten führte; denn in dem ganzen Hanseatischen Bündnisse nahmen auch oft die kleinsten Landstädte an großen Unternehmungen Antheil, wie denn dem Dänischen König Waldemar IV. einst auf einmal 77 einzelne Kriegserklärungen von eben so viel Hanse-Städten zugeschickt wurden f). — Auch der Umstand, daß sie in ihrer Zubuße der Stadt Bremen gleich geschätzt wurde g), die damals gewiß eine der wichtigsten Städte Deutschlandes war, ist ein Beweis ihrer Größe.

Eine so wichtige Bundesgenossinn wird denn auch ohne Zweifel einen vorzüglichen Antheil an den Vortheilen dieser Gesellschaft gehabt haben. Da Spanien, Frankreich, England, die Niederlande (letztere in den früheren Zeiten) und Rußland fast gar keine Schiffahrt hatten, und die aufkeimende Handlung der 3 nordischen Reiche von den Verbündeten beständig niedergehalten wurde, da diese also nebst den Italiänischen Republiken, die sich jedoch nur eigentlich mit dem Levantischen Handel beschäfftigten, Herren der Meere waren, so stand es in ihrer Gewalt, den Vertrieb des Spanischen, Schottischen und Französischen Salzes nach Gutfinden zum Vortheil des Lüneburgischen zu unterdrücken, und es ist kein Zweifel, daß sie sich nach dem Monopoliengeiste, der der deutschen Hansa so eigen war, dieses werden

d) Gebhardi Geschichte d. Königr. Dännemark, 5ter Abschn. 1ter Theil.
e) Dathe histoire de Hambourg Cap. 12.
f) Gebhardi 2tes Hauptst. 4ter Abschn.
g) Andersons Geschichte des Handels.

den zu Nutze gemacht haben. Einige Umstände bestätigen diese Vermuthung. So waren zum Exempel, als der Großfürst Iwan Basilowiz sich des hansischen Comtoirs zu Novogorod bemächtigte und 49 dort residirende Kaufleute ins Gefängniß werfen ließ, unter denselben auch 2 Lüneburger h). Noch mehr aber beweiset ihren Seehandel der Canal, den die Stadt im vierzehnten Jahrhundert von der Stecknitz aus bis Möllen graben ließ, um eine freye Schiffahrt auf Lübeck zu erhalten und den Vertrieb ihres Salzes auf der Ostsee zu befördern i). Der Handel mußte gewiß nicht klein seyn, um dessentwillen man so große Kosten aufwandte. Lübeck und Lüneburg hatten auch immer eine große Gemeinschaft mit einander, wie sich solches unter andern aus den Patricien-Geschlechtern, die von einer Stadt in die andere gezogen sind, ergiebt k).

Noch war das Salz gewiß nicht die einzige Waare, womit die Stadt damals handelte. In dem Prälatenkriege gestand der Rath endlich ein, daß es billig sey, daß von dem übrigen Erwerbe der Stadt eben so viel zur Abtragung der Schulden gezahlt würde als von den Salzgütern. Die Prälaten schlugen jenen Beytrag zu 100,000 Mark an, der Rath wollte ihn aber nur auf 20,000 Mark annehmen, wenn von allen Sülzgütern der vierte Pfenning bewilligt würde. Gleich nachher hob der Rath von der bewilligten Sülzhülfe von der halben Sülze in 2 Jahren 284,327 Mark, nachdem er bewilligt hatte, daß die eine Hälfte der Schuldsumme von der Sülz-Anlage, die andere Hälfte aber vom bürgerlichen Gewinn getilgt werden sollte. — Schon im Jahre 1247 führten die Lüneburger Kupfer, Eisen, Bley, Rheinische und Fränkische Weine, Theer, Trahn und Oel, Tuch, Leinen, Pelze, Wachs, Pfeffer, Zimmet, Weihrauch, Schwefel, Weinstein, Kupferrauch, Mandeln, Anis, Feigen, Wolle, Fleisch, Kreide, Korn, Hopfen, Bohnen, Schonischen und Norwegischen Hering auf der Elbe nach Stade bis an die Flandrische Küste l). Sie trieben damals von Stade aus einen Landhandel in das Bremische und kauften daselbst Haber, Gerste, Weizen, Pferde, Schweine, Häute. Im Jahr 1412 schlossen sie einen privativen Handels-Vertrag mit den Herzögen von Mecklenburg zum Handel über Boizenburg nach Wismar, und zwangen die Boizenburger, daß sie ihre Waaren, ohne Abwege zu nehmen, nach Lüneburg bringen mußten. Im Jahr 1471 waren die Artikel, welche die Lüneburger zu Wasser bis in die See führten, vermöge des Kayserlichen Zoll-Privilegiums: Leydenisch, Haagisch, Harderwickisch,

De

h) Elver.
i) Sagittar. Memorabil. hist. Lüneb. p. 15.
k) Büttners Lüneburg. Patricien-Geschlechter.
l) Dreyers Nebenstunden, p. 398. Reimers Deduction über die Annona Esling. Beyl. A.

Deventrisch, Niederländisch, Brüggisch, Englisches und grobes Tuch, Wachs, Käse, Zinn, Metall, Hering, Butter, Feigen, Rosinen, Oel, Wein, Bier, Pferde und Ochsen. Bald hernach behaupteten die Lüneburger das Recht, daß alles Bauholz, Tonnen- und Brennholz, wie auch Kohlen aus dem Fürstenthum nach Lüneburg gebracht werden mußten. Vermöge des Landes-Privilegiums des Herzogs Ernst vom Jahr 1599 mußten die Bauren ihren Honig, Wachs und Wolle in die Stadt liefern. — Im Jahr 1578 starb hier ein reicher Bürger, Valentin Becker, welcher nach Norwegen, Schweden und Island handelte. Zu eben dieser Zeit bewürkten die Lüneburger bey dem Könige Friederich dem II. von Dännemark eine Bestätigung der Zollfreyheit ihrer Waaren im Sunde (Wein und Kupfer ausgenommen) m). — Wie sie damals diese fremde Producte sich mit Vortheil verschaffen konnten, zeigt der Herr Justizrath Möser im Hannoverschen Magazin vom Jahre 1765 f. 35. 36 Stück (welche Abhandlung auch nachmals den Patriotischen Phantasien einverleibt ist).

Die einheimischen Producte der Stadt außer dem vorzüglichsten derselben, dem schon gedachten Salze, waren Bauholz, Tonnenholz, Kohlen, (so lange das Monopolium dauerte) Korn, Leder, Honig und Wachs, Tuch, Malz, Bier, Ziegel, Kalk und Kreide. Der Kalk ist wenigstens 1272 schon im Schiltstein gebrochen und ausgeführt. Der Kreidenberg ward noch früher bearbeitet. Das Malz war ehedem ein wichtiger Artikel; denn die im Jahre 1380 gestiftete Mültergilde sandte ihr Malz nach Bremen, Buxtehude und Stade, bis daß diese Oerter und die Engländer die Kunst nach 100 Jahren gleichfalls lernten. Im Jahr 1453 erfand Jürgen Rabke das sogenannte Wittenbier, welches 1477 schon in großer Menge ins Bremische und Verdische gebracht wurde, worauf der Rath im Jahr 1495 aus den Brauern eine eigene Gilde errichtete und solche zur zweyten Innung erhob n) — — Daß man lüneburgische Wolle gesponnen und zu Tuch gewebt und gewalkt habe, zeigt ein Revers des Abts zu Scharnebeck von 1422, daß dergleichen in seinem Hause nicht geschehen solle, imgleichen eine Erzbischöflich Bremische Zoll-Rolle für Stade von 1414, worin lüneburgisches Wand vorkommt, desgleichen ein Kloster-Register, worin im Jahre 1521 das lüneburger Laken dem Elbagischen vor- und dem Niederländischen nachgesetzt wird.

m) Schlegels Geschichte der Dänischen Könige 1ter Th. p. 241.

n) Reinbecks Lüneburg. Chronik p. 559. Mscrpt. der Raths-Biblioth.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

15tes Stück.

Freytag, den 19ten Februar 1779.

Schluß der historischen Bemerkungen von der Stadt Lüneburg.

Ueberhaupt weiß man, mit wie vielen Artikeln die Hanse-Städte insonderheit die Nordischen Reiche versorgten, welches sich sogar bis auf Küchengewächse erstreckte. Selbst das Silber, welches die Lübecker roh aus Schweden holten, mußten ihnen nachmals die Schweden als Münze mit Wucher abkaufen a). Lüneburg ist bey dergleichen Vortheilen gewiß nicht leer ausgegangen, da es sehr viel Geld prägte, wie denn auch Lübeck und Hamburg sich mit Lüneburg im Münzfuße nach einander zu richten pflegten und von jeder neuen Münze sich einander die Proben zuschickten. Die Königinn Philippa, als Regentinn von Dännemark, sah sich daher genöthigt, mit diesen drey Städten einen Vergleich zu schließen, worin sie sich anheischig machten, ihre Münze nach dem Fuße derselben auszuprägen b).

b) Giebt Elver zur ferneren Ursache ihres Verfalls an die ihr von den Hamburgern gestöhrte Schiffahrt durch die Süder-Elbe, vermittelst deren sie wenigstens bis Stade unmittelbar ihre Waaren hin und her brachte. Die Hamburger behaupteten das Stapelrecht, und ungeachtet Lüneburg einen Proceß bey den Reichs-Gerichten darüber führte, auch sonst große Kosten anwandte, so wußten die Hamburger sich doch im Besitz zu erhalten c).

c) Auch hat die Stadt vermuthlich durch den im funfzehnten Jahrhunderte veränderten Lauf des Ostindischen Handels sowohl einen einträglichen Properhandel als auch Spedition und Niederlage verloren. Bekanntlich wurden die Ostindischen Waaren, ehe der Weg ums Vorgebürge der guten Hoffnung gefunden ward, über Alexandrien nach Venedig, und alsdann über Nürnberg ins deutsche Reich gebracht, von da aus selbige nach Braunschweig giengen, und dort von

P

a) Gebhardi 5ter Abschn. 1te Abth. p. 666.
b) Eben daselbst p. 657.
c) Dathe Chap. 4.

von den nördlichen Ländern gegen ihre Waaren eingetauscht wurden. Die Hamburger hatten hiedurch großen Verkehr mit Braunschweig, und die letztere Stadt hatte insonderheit diesem Markte ihren damaligen Flor zu danken d). Da nun Hamburg damals noch nicht beträchtlich war, so giengen die Waaren so wie jetzt noch von da auf Lüneburg, wo sie zu Schiffe geladen und so zu Wasser nach Hamburg geschaffet wurden. — Elver erwähnt zwar dieses Nahrungszweiges nicht; allein die vorhin angeführten Zoll-Privilegia, worin namentlich Ostindische Waaren als Zimmet und Pfeffer vorkommen, bringen diese Vermuthung zur Gewißheit.

d) Hatte sich die Stadt vorher durch viele auswärtige Händel zu sehr erschöpft. Der kriegerische Geist der Deutschen führte die Hanseatischen Bundesgenossen irre; sie, die doch ihrem Zwecke nach nur Kaufleute seyn sollten, führten aus Ehrgeiz kostbare unnütze Kriege und leerten ihre Cassen aus. Nun sahen sie sich zu Auflagen genöthigt, worüber das Volk in Revolten ausbrach, die Senate absetzte und unwissende Handwerker zu Magistratspersonen anordnete, die alsdann das Vermögen der Stadt völlig verschleuderten. Der Geist des Aufruhrs mußte zwar endlich ausgähren, allein dann kamen die Kopfwehen hinterher — eine unerträgliche Schuldenlast. Dies ist die Geschichte der meisten Hanseatischen Städte, und eben dies Schicksal hatte denn auch Lüneburg, das nach dem sogenannten Prälaten-Kriege eine Schuld von 564000 Mark Lübisch e) sich aufgeladen hatte; gewiß eine erstaunliche Summe, wenn man den damaligen innern Werth, noch mehr aber den äußern Werth des Geldes betrachtet, und die auch noch jetzt die Theilnehmer unserer Salzwerke drückt. Nachmals in spätern Zeiten, kurz vor unserer ersten Epoche, ließ sich die Stadt abermals in den Braunschweigischen Krieg ein, da die Hanse-Städte die Stadt Braunschweig gegen ihren Herzog unterstützten. Dieser Krieg hatte denn auch die nemlichen Folgen, wie die vorherigen Kriege, nemlich eine große Schuldenlast und einen nachherigen Aufstand, der dasmal nur nicht so gefährlich ward.

e) Es wurden mehrere Salzquellen in Deutschland entdeckt, und auch dadurch der Debit des hiesigen Salzes gestöhrt, mithin der Preis verringert, dahingegen der Preis des Holzes, so wie die dicken Wälder Deutschlands allmählig aufgelichtet wurden, sich erhöhte.

f) Die Ursachen ihres Verfalls drehten sich nun im Zirkel herum und was eine Folge ihrer Abnahme war, ward wieder eine Ursache ihrer noch größern Entkräftung. So lange die Salzgüter in ihrem alten Stande waren, mußten solche das herrlichste Eigen-

d) Dathe Chap. 4.
e) Sagittar. de orig. & increment. Sulciæ Lüneb. §. 41. apud Jung. de jure salinar.

genthum seyn. Die Quelle floß, einige kurze Zwischenzeiten ausgenommen, immer ergiebig, und da man so viel schöpfte, wie man wollte, und so theuer und so viel verkaufte wie man wollte, so strömte sie der Stadt unaufhörliche Reichthümer zu, und daher verließ so leicht keine der reichen Familien ein so einträgliches Gut. Als aber deren Werth verringert war, die Sitten der Zeiten und die Denkungsart der Nation sich auch verändert hatten, so begaben sich viele reiche Einwohner hinweg, suchten Bedienungen an Höfen, oder kauften sich adeliche Güter, und die Stadt erlitt dadurch abermals einen neuen Verlust.

Endlich bekam sie im dreyßigjährigen Kriege noch den letzten Stoß. Zwar hat sie in demselben nur eine geringe Zeit den Feind in ihren Mauren gehabt, nemlich von 1636 bis 1637, und wenn sie gleich vorhin einige Truppen des Generals Tilly eingenommen hatte, so waren diese doch nur bloß einquartirt, und die Stadt behielt sogar die Besetzung der Thore; allein sie litt mittelbar

1) durch Sperrung der Päsße auf der Weser und Elbe, welches ihren Salzhandel fast gänzlich störte.

2) Durch den Ruin des benachbarten Landes.

3) Durch die Münzverwirrung, da der Handel insonderheit durch die Collision der Herzoglichen Münze mit der Hamburgischen und Lübeckischen verlieren mußte.

4) Durch die großen Kosten die sie auf ihre Sicherheit verwandte. Sie hielt außer ihrer Bürger-Miliz zwey starke Compagnien Soldaten, welche ihr monatlich 1200 Rthlr. kosteten, und mußte dabey ihre Festungswerke ausbessern. Dazu kamen noch die Geld-Beyträge, die sie zur Landes-Defension leisten mußte.

5) Am mehrsten aber durch die Pest. Elver rechnet, daß in den Jahren 1624, 1625 und 1626, 5 bis 6000 Menschen daran gestorben sind, welches denn jeden Nahrungs-Betrieb in Rückstand setzen mußte.

So viel von den Ursachen der Abnahme unserer Stadt. Uebrigens werden Sie mit Vergnügen ersehn, daß sie seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts nur sehr wenig, und seit 1748 vielleicht gar nicht in ihrer Volksmenge abgenommen habe.

Noch müssen Sie mir zum Schlusse ein Paar Bemerkungen zu Gute halten, die mir bey Wege lang aufgestoßen sind. — Ich habe mir die Mühe genommen, die unehelichen Geburten nachzuzählen, und da findet sich, daß in der ersten Periode die 20te, in der zweyten die 33te, in der dritten die 42te, und in der vierten, in der ersten Decade die 11te, in der zweyten die 16te, und in der dritten die 15te eine uneheliche Geburt sey. Der Gedanke des Hrn. Justizraths Möser in seinen patriotischen Phantasien, daß es nicht gut sey, wenn der Schimpf in unserm Jahrhundert gemildert worden, womit ehemals die uneheliche Geburt, insonderheit in den Gilden belegt war,

hat mich auf diese Nachzählung gebracht.

Die zweyte Bemerkung füge ich hinzu, um eine Befremdung aus dem Wege zu räumen, die Ihnen vielleicht aufstoßen möchte, wenn Sie mitten im dreyßigjährigen Kriege, und nach der großen Pest, die Zahl der Gebornen so wenig verändert finden. Ich glaube, daß dies in der großen Anzahl der Landleute seinen Grund habe, die wegen der Kriegsunruhen in die Städte flüchteten. Erlauben Sie, daß ich Sie hier an ein Sinngedicht des Logau erinnere, das er in jenen Zeiten schrieb:

Wer auf dem Lande jetzt will nach dem Lande fragen,
Der irrt; Mars hat das Land längst in die Stadt getragen.

Elver bezeugt, daß die Stadt so voll von Landleuten gewesen, daß der Rath eine Hungersnoth befürchtet habe. Hierauf ist auch wohl bey der übergroßen Anzahl der an der Pest verstorbenen 6000 Menschen etwas zu rechnen, indem selbige sonst fast die Hälfte der Einwohner weggerafft hätte.

Ich bin rc.

A. J. Kraut.

Schweine auf eine wohlfeile Art fett zu machen.

Glande sues læti redeunt.

Virgil.

§. 1.

Wenn die Vergleichung des Geizigen mit einem Schweine darin, daß beyde nicht in ihrem Leben, sondern erst nach ihrem Tode nützen, eine ziemliche Aehnlichkeit hat: so dürfte doch die Zubereitung zu solcher Nützung, ohne gezwungene Vergleichung, schwer heraus zu bringen seyn. Jener, welcher sich selber mästet, entziehet sich öfters das nöthige, oder er bleibt nicht selten, auch bey der besten Pflege, mager. Gram über ein verlornes Capital; Furcht für den Verlust eines andern, das bey einem wankenden Schuldner stehet; Bangigkeit für Räuber und Diebe; sammt täg- und nächtlichen Sorgen über die Vermehrung seines Mammons, verzehren seine Säfte. Sie sind die Räuber seiner Ruhe, die dagegen auf dem Gesichte des Zufriedenen lacht, und von der völligen Begnügsamkeit seines Herzens das sicherste Zeugniß ablegt. – Dieses, welches von andern gemästet wird, nimmt, bey ordentlicher Wartung und gedeihlichem Futter, augenscheinlich zu, und ersetzt die Mühe und Kosten des Eigenthümers reichlich.

So viel ist gewiß, daß, wenn der Geizige nur seinen öfters lachenden Erben allein nützet, das Schwein dagegen, auf mancherley Weise, ganzen Gesellschaften den ausgebreitetsten

Vortheil verschafft, indem nicht nur einzelne Haushaltungen von dem Gebrauche dieses Thiers, aber auch allererst nach seinem Tode großen Vortheil ziehen; sondern auch das Fleisch desselben, auf den weitesten Reisen zur See und langwierigen Feldzügen für unentbehrlich geachtet wird.

§. 2. Es haben sich daher in diesen ökonomischen Zeiten nicht wenige patriotische Federn, mit Beschreibung der Fettmachung der Schweine, beschäfftiget. Unter diesen hat der berühmte Engländer Arthur Young die mehreste Mühe und Kosten, durch angestellte viele Erfahrungen, über das Aufziehen und Mästen dieser Thiere verwendet. Beydes ist in dem *Hannoverischen Magazin* vom Jahr 1770. S. 402. ff. ausführlich beschrieben. – Wir fügen diesem eine nun zwey Jahre versuchte wohlfeile und sichere Art des Fettmachens derselben hinzu. – Sie bestehet darin:

§. 3. Man läßt den Sommer über die braunen oder auch weißen Kohlblätter, so bald dieselben können gebrochen werden, auch Möhrenkraut, Sallatblätter, und was sonst des Sommers in den Küchen abfällt, nebst andern dienlichen Gartengewächsen, klein stoßen; streuet auf jedes Futter, den Sommer durch eine Handvoll Schrot, und giebt den Schweinen, die auf den Herbst sollen gemästet werden, des Morgens, ehe sie mit der Heerde ausgetrieben werden, wie auch des Abends, wenn sie zu Hause kommen, so viel sie davon mögen.

In den Städten, da man Träbern (Niedersächs. Seyh) bey den Bierbrauern, oder auch Brannteweinswäsche bekommen kann, braucht man nicht so viel auf Gartenkraut zu sehen, als auf dem Lande nöthig ist.

§. 4. Wann sie nun, mit Ausgange des Septembers, oder Anfange des Octobermonats, auf den Kofen gesetzt werden, bekommen sie täglich vier mal rohe klein gestoßene Kartoffeln, worauf jedesmal eine Handvoll Schrot gestreuet wird. Mit dieser Fütterung hält man drey bis vier Wochen an.

§. 5. In den folgenden drey bis vier Wochen, werden zu den Kartoffeln gelbe Wurzeln oder Möhren zur Hälfte gemischt und roh gestoßen auch auf gleiche Weise den Schweinen gegeben. Ein jeder wird am besten beurtheilen, ob die Kartoffeln und Möhren in den Städten theurer als die Träbern, oder Brannteweinswäsche sey? und darnach seine Einrichtung machen.

Sind so viel Karotten oder Möhren vorhanden, daß man der Kartoffeln entbehren kann; so ist dieses Gewächs noch besser zur Mästung, als die Kartoffeln. – Hier kann man auch mit weniger Schrot zukommen, weil sie die Wurzeln lieber als alles andere grüne Gewächse fressen. – Doch muß, wie auch bey der ersten Art, sorgfältig beobachtet werden, daß ihnen nicht eher frisches Futter gegeben werde, bis sie das vorige rein ausgefressen.

§. 6. Zu dem aufzustreuenden Schrot wird allerley Korn, Rocken, Gerste,

Buchweizen rc. genommen. Das Aufgeben desselben auf das rohe Futter, geschieht nach Gutdünken; und möchten, bey dieser ersten zweymonatlichen Mästung, auf jedes Schwein anderthalb bis zween Himten gerechnet werden.

§. 7. Wann nun bey solcher Fütterung sieben bis acht Wochen verflossen, läßt man von allerley Korn, wozu auch das schlechteste, und sogenannte Echterkorn, kann gebraucht werden, Brodt backen, womit die Schweine die letzten Wochen hindurch gefuttert werden. Will man zu diesem Brodt Bohnen und Erbsen, als ein zu diesem Zweck vorzügliches Korn, mischen: so müssen dieselben vorher wohl getrocknet werden, damit sie desto leichter durch die Mühle gehen.

§. 8. Diese letzte Fütterung geschieht folgendergestalt: Es wird das Brodt, wenn es mit einem Messer zu zerschneiden zu schwer fallen sollte, auf eine Heckerlingslade in Scheiben geschnitten, alsdenn mit der Hand in kleinere Stücken gebrochen, und den Schweinen in einen besondern Trog gegeben. In einem andern Troge daneben giebt man kaltes Wasser, mit etwas Schrot vermischt, damit sie, bey dem trocknen Brodte, allezeit reichlich zu saufen haben.

Hiebey wird man wahrnehmen, daß sie in der ersten Zeit, da man täglich zwölf Pfund Brodt auf jedes Schwein rechnen kann, am begierigsten fressen, solche Gefräßigkeit aber von Wochen zu Wochen abnehme und geringer werde.

§. 9. Die Art und Güte des Korns, welches man zu diesem Brodte anwenden will, stehet in eines jeden Hausvaters Wahl; so wie auch diese letzte Brodtfütterung nach Gefallen kann verlängert werden, nachdem man das Gewicht der Thiere viel oder weniger verlangt.

§. 10. Auf drey Schweine, deren das eine ins dritte, die beyden andern aber ins zweyte Jahr waren, sind im Jahr 1777 vier und zwanzig und ein halber Himte des oben erwähnten vermischten Korns, inclusive der sechs Himten zum Schrote, verbrauchet, und mit dem Brodte die Schweine täglich drey mal gefüttert worden.

Als von denselben 1777 den 27ten December zwey geschlachtet wurden, hatte das älteste Einhundert fünf und sechszig Pfund, das jüngere aber Einhundert und vierzig Pfund am Gewichte, nachdem sie drey Monate auf dem Kofen gesessen, und in den letzten vier Wochen mit Brodt, auf obbeschriebene Art gefuttert waren. Beyde hatten an Netze (Niedersf. Flomen) fünf und zwanzig Pfund, die aber nicht zum Gewicht des Fleisches gerechnet worden.

§. 11. Die Kosten = Berechnung würde, nach dem Preise des Korns, wie derselbe in den drey letzten Monaten des Jahrs 1777 gestanden, folgende seyn:

I. Zu dem ersten Monate. Drey Schweine verzehren jeden Tag 1 Himten Kartoffeln, und beträgt auf vier Wochen 28 Himten à 9 mgr. — — — Es können aber auch von den schlechtesten dazu genommen werden, welche zu Zeiten für 6 mgr. zu haben sind. Alsdann giengen von den angesetzten 7 Rthlr. bereits 2 Rthlr. 12 mgr. und in dem folgenden Absatz 1 Rthlr. zurück.	7 Rthlr. — mgr. – pf.
II. In den nächsten vier Wochen rechnet man an Kartoffeln 12 Himten à 9 mgr. — 3 Rthlr. — mgr. An Möhren, oder gelben Wurzeln 12 Himten, à 6 mgr. — 2 Rthlr. — mgr.	5 Rthlr. — mgr. – pf.
III. In denen letzten vier Wochen zum Brodt, wozu an Rocken 10 Himten à 18 mgr. – 5 Rthlr. — mgr. an Buchweizen 4 Hmt. à 12 mgr. – 1 Rthlr. 12 mgr. an Gerste 2 Himten à 16 mgr. – – Rthlr. 32 mgr. an Bohnen 2½ Himten à 24 mgr. – 1 Rthlr. 24 mgr. genommen.	8 Rthlr. 32 mgr. – pf.
IV. Zum Schrot, theils in den ersten Monaten, auf das rohe Futter zu streuen, theils, in dem letzten Monate, ins Trinkwasser zu geben Rocken 3 Himten, — 1 Rthlr. 18 mgr. Gerste 3 Himten, — 1 Rthlr. 12 mgr.	2 Rthlr. 30 mgr. – pf.
Beträgt also die ganze Summe auf drey Schweine	23 Rthlr. 26 mgr. – pf.
Wann hievon für jedes Schwein an Flomen 12½ Pfund à 5 mgr. abgezogen werden —	1 Rthlr. 26 mgr. 4 pf.
So bleibt die Kost eines jeden Schweins, vorausgesetzt, daß sie gleich gewogen —	6 Rthlr. 6 mgr. 1⅓ pf.

§. 12. Die Zeit, welche ein jeder zu dieser Art der Mästung anwenden will, ist willkührlich; so wie auch die Masse des Korns, wie viel und von welcher Sorte er solches bestimmen will. Sollte der Rocken und die Bohnen, in einem Jahre, im hohen Preise seyn; so könnte destomehr Gerste zum Schrot und Brodte genommen werden.

So viel ist gewiß, daß, wie unter den Gewächsen, zur rohen Fütterung, die

die Möhren den Kartoffeln vorzuziehen; also auch unter dem Korne, nach den Eicheln und Bohnen, der Rocken und Gerste, vor dem Haber und Buchweizen den Vorzug haben. Wie auch, daß ein dreyjähriges Schwein die Kost der Mästung mehr lohne, als ein anderes, welches das zweyte Jahr noch nicht erreicht hat, obgleich unter dem Fleische ein Unterscheid möchte bemerket werden.

§. 13. Wer in der Stadt sich dieser Art zu mästen bedienen will, (denn bisher ist von dem Land-Haushalte geredet,) der wird vorher Ueberschlag machen: Wie viel und welcherley Art von erwähnten Gewächsen und Korn er daran zu wenden gesonnen ist. Wobey auch der Licent und das Bäkkerlohn, (welchen ersten man auf dem Lande im Fürstenthum Lüneburg nicht hat, und das letztere so sehr nicht achtet,) wird in Anschlag zu bringen seyn. Vielleicht fände es sich, daß an Kosten der Kartoffeln und Möhren, die hier auf drey Schweine zu 12 Rthlr., und also zu jedem auf 4 Rthlr. gerechnet sind, gegen die Fütterung der ersten beyden Monate mit Träbern, oder auch Brannteweinswäsche, noch etwas könne erspart werden, welches der Auslage des Licents und Bäckerlohns, in dem letzten Monate zu Hülfe käme. Denn hievon hat man auf dem Lande keinen Versuch machen können. Doch würde die letzte Art der Branntewe inswäsche keinen so guten, harten und wohlschmeckenden Speck erwarten lassen.

§. 14. Man entgeht bey dieser wohlfeilen Art zu mästen, der Gefahr, die, bey Einmischung des Schrots, sich nicht selten findet, wenn ein Klumpe desselben nicht völlig durchgerührt wird. Wie es denn auch zu den namhaftesten Vortheilen zu zählen, daß der Speck, nach dieser Art Mästung, sich über zwey Jahre, in seiner röthlichen Farbe, bey dem besten Geschmack erhält. Und endlich, daß auch bey dem härtesten Froste, das Futter, wie es dem nassen Schrote öfters wiederfährt, in dem letzten Monate nicht gefrieret. Sollte aber das Trinkwasser, bey gar zu strenger Kälte, gefrieren; so wird solches durch das Zugießen etwas erwärmten Wassers, leichtlich offen zu erhalten seyn.

L = = r. M = = n.

Anfrage.

Ein gelehrter Freund zu Nürnberg wünschet Nachricht, ob von dem Till Eulenspiegel eine plattdeutsche Ausgabe, oder Manuscript irgendwo anzutreffen sey? auch, ob dann in gar keinem Chronico Seculi XIV. seiner gedacht werde? Er glaubt, daß Thomas Murner den Eulenspiegel 1502 hochdeutsch herausgegeben habe. Sollte wohl Jemanden eine solche Ausgabe bekannt seyn?

Hannoverisches Magazin.

16tes Stück.

Montag, den 22ten Februar 1779.

Klagen eines unglücklichen Ehemanns, aus Erfahrung abgezogen.

Wer sich von dem goldnen Ringe
Goldne Tage nur verspricht,
O der kennt den Lauf der Dinge
Und das Herz der Männer nicht.

* * *

So sang meine Gattinn nach einem bey ihrer Freundinn abgelegten Besuch, als ich ihre Eitelkeit wegen einer neuen Locke a la Gordienue nicht befriedigen konnte, wobey der Ton mit dem sie diese Replike sang, nebst einem schielenden Seitenblicke auf mich, das volle Gefühl ihres Unwillens ausdrückte. Ich sage, ich konnte ihre Eitelkeit nicht befriedigen. – Denn herzlich gerne hätte ich einige Thaler daran gewandt; aber – meine Actien standen gerade in diesem Zeitpunkt sehr schlecht, und es war mir moralisch unmöglich. Das war nun ein unverzeihlicher Fehler. Meine Frau hatte diesen neuen Kopfputz mit neidischem Blick in der letzten Gesellschaft bey ihrer Freundinn bemerkt, deren Mann bey einem weit ansehnlichern Einkommen, als das meinige ist, fast immer vermögend bleibt, seiner Gattinn die Theilnehmung an allen Erfindungen der tyrannischen Mode zu erlauben. Leider! ist mir dies, wenn ich ein redlicher Mann bleiben will, bey einer Einnahme von 300 Rthlr. und zwey Kindern unmöglich; zumal, da ich, so gesund auch meine Gattinn ist, mich dennoch auf ihre Vorstellungen entschließen mußte das jüngere auch von einer Amme säugen zu lassen, weil es unschicklich sey, selbst ein Kind zu stillen. – Doch, der hiezu erforderliche Aufwand, eine faule und unnütze Person zu erhalten, würde mich nicht so sehr bekümmern, als vielmehr die Besorgniß, daß meine Tochter die völlige Dosis Eigensinn und strafbare Begierden von ihrer bösen und liederlichen Amme mit der Milch einsaugen

dürfte. – Diese Lage versetzt mich in die preßhaftesten häuslichen Umstände. Meine erfinderische Frau weiß sich durch die anpassendsten Arien vor dem Clavier (denn dies ist ihre Lieblingsbeschäfftigung,) so zu rächen, daß ich oft in die hypochondrischste Laune versetzt werde. Sie muß irgendwo (denn sie macht auch Fait von der Lektüre,) einen Panegyristen des Luxus gelesen haben, weil sie mir oft denselben als die Basis der Aufnahme in der menschlichen Gesellschaft schildert. Ich gebe es ihr gerne zu, daß Griechenland, Rom, ja selbst England den auffallendsten Beweis geben, wie sehr der Luxus die Ausbreitung der Wissenschaften befördern, und daß Gelehrte nur da glücklich Wahrheiten nachspähen, lichtvolle Kenntnisse verbreiten werden, wo sie durch viele äußere Bedürfnisse nicht eingeschränkt; sondern vielmehr durch wahre, edeldenkende Mäcenen, durch Societäten der Wissenschaften, durch besonders dazu ausgesetzte Preise aufgemuntert, geehret und belohnet werden. Ich versichere sie auf das feyerlichste, daß ich mit innigem Wonnegefühl die wachsenden Einsichten unsers Zeitalters erfahre, bewundere und nutze, ja daß ich oft der wohlthätigen Vorsehung danke, die die Hülle der Vorurtheile von so vieler Augen wegnimmt, und ihnen die Aussicht in die heitern Gefilde der Wahrheit und des Rechts öffnet. Aber troz dieser wohlthätigen Einflüsse des Luxus, wäre es doch für mich eine traurige Anwendung, ein offenbarer Misbrauch desselben, wenn sie zu ihrem Theil diese luxuriirende Epoche über Vermögen, und mit Häufung von Schulden befördern wollte. – Ein artiges Sujet der Unterhaltung mit einer feinen und nach dem bon ton gestimmten Ehefrau! – wird vielleicht dort eine hoch frisirte Schöne bey ihihrem Filettisch denken, und mit stolzem Lächeln dies fade Geschwätz eines kaltblütigen und steifen Ehemannes wegwerfen. Ich bitte Sie aber, voll warmen Patriotismus, lesen Sie meine Gedanken, und erwägen Sie dieselben recht, so darf ich vielleicht hoffen, einigen meiner künftigen Collegen im Ehestande glücklichere Tage zu versprechen, als ich verlebe.

Keiner, glaubte ich, sollte mich in der Behutsamkeit bey der Wahl einer Gattinn übertreffen; aber der listige Amor hat mich getäuscht. Meine Leser werden es mir erlauben, ihnen nach der Wahrheit meine Liebesgeschichte erzählen zu dürfen, und es alsdenn ihrer Beurtheilung zu überlassen, ob ich izt verschuldet leide. — Nach vielen sauren Arbeiten, woran ich mich von Jugend auf gewöhnt, und der redlichsten Anwendung der Zeit zur Erlernung der nöthigen Wissenschaften, glaubte ich endlich fähig zu seyn, in einem öffentlichen Amte zum Wohl meiner Nebenmenschen arbeiten zu können; ich mußte lange vergeblich auf diesen Lohn meiner Bemühung warten; endlich erseufzete ich in meinem vierzigsten Jahre ein, in den Augen meiner Beförderer, sehr einträgliches Amt.

Man

Man machte mich zum Tit. H * * mit einem Gehalt von 300 Rthl. Kaum war dies glänzende Glück in dem Zirkel meiner Bekanntschaft ruchtbar geworden: so hielten meine Freunde es zur Vervollkommung meiner Zufriedenheit nöthig, mich sogleich zu verheyrathen. Ich dachte ganz anders. Man bestürmte mich aber so sehr mit Vorschlägen, daß der Philosoph bald zum Liebhaber umgeschaffen ward. Lisette, ein Mädchen, nicht schön, nicht häßlich — eigentliches Mittelgut — aber ꝛc. voll Zärtlichkeit und Gefühl für das Wahre und Gute (denn das mußte ich bey ihrem weichen, offnen und noch unausgebildeten Herzen permuthen) zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die bisher an ihr entdeckte Liebe zur Eitelkeit glaubte ich durch Klugheit und vernünftige Gründe bald zu besiegen, und sie zur gefälligen Freundinn, zur treuesten Gefährtinn meines Lebens zu bilden. Ich wählte sie also, und weil sie nicht bemittelt war, sah ihr Vormund, dem sie nach dem Tode ihrer Eltern übergeben war, keine Gründe, sie mir zu versagen, zumal da dieser Entschluß mit der vollen Beystimmung ihres eignen Herzens gefaßt ward. Ich spielte also die Rolle eines glücklichen Bräutigams — und im Vertrauen will ich es meinen lieben Lesern sagen: es war dies die wohllüstigste Epoche meines Lebens, voll empfindsamer Auftritte — oft schmolz mein Herz von Zärtlichkeit — oft weidete ich mich im Augenstrahl meiner Huldinn, und sog Nectar mit geizigen Zügen aus ihrem küssenden Munde — Bey aller dieser süßen Nahrung vergaß ich aber nie die Neigungen meiner Schönen zu entdecken, und sie, wo möglich, richtiger zu leiten. Lisette war zu offenherzig, als daß sie mir den Hang zum Eitlen verheelen konnte. Ich mußte also anfänglich der Mode nachgeben, ich beschenkte sie nach meinen Umständen reichlich, und versah sie mit allen Bedürfnissen einer modigen Schöne. O wie glühete ihre jugendliche Wange, wenn jemand in der Gesellschaft ihr die Gefälligkeit erwies, nach der Zeit zu fragen, weil sie dann mit guter Manier ihre emaillirte Uhr sichtbar machen konnte! wie wenig ließ sie sich jetzt nöthigen, das Clavier zu spielen, um ihre diamantenen Ringe strahlen zu lassen. Daß ich bey diesen Entdeckungen, die mir eine traurige Zukunft ahndeten, bisweilen wie versteinert da stand, mich in tiefen Gedanken verlor, — das gestehe ich freymüthig; aber ein zärtlicher Blick, ein vertraulicher Händedruck meines Mädchens, ein bald darauf entdeckter Zug von ihrem sanften Charakter, — das weckte mich zu neuer Achtung, und mein Herz ward von Liebe wieder angefeuert. Allein diese speculativische Epoche sollte nach dem Willen des Vormunds nicht lange dauren, weil nach seinem Urtheil meine häuslichen Umstände eine kluge Aufsicht erforderten. Ich suchte aber noch auszuweichen, da ich besorgte, meine Braut sey noch nicht fest genug in den ver-

vernünftigen Grundsätzen einer klugen Gattinn gegründet, die ich ihr in unsern öftern Gesprächen beyzubringen, und durch frappante Beyspiele ihrer unglücklichen und verschuldeten Zeitgenossinnen einleuchtend zu machen suchte. Doch, nach Verlauf Eines Jahres schienen meine Gesinnungen ihren vollen Beyfall zu erhalten. O wer war froher, als ich! Nun machte ich den Anfang meiner güldnen Aere, die mich aber leider! bloß in der idealischen Vorempfindung auf kurze Zeit glücklich machte. Der letzte Versuch, ihre Eitelkeit wankend zu machen, (denn dies war ihre Lieblingssünde) reüssirte vortrefflich zu meiner völligen Beruhigung. Ich hatte von einer neuen Art gestickter Kleider gehört, die man für 100 Rthlr. fertig bekommen könnte. Bey einem Spaziergange erbot ich mich, falls es ihr beliebte, ihr mit einem solchen Kleide ein Geschenk zu machen. Nein, sagte sie, mit einer ernsten Mine: ich würde schon vor einem solchen eitlen Gedanken erröthen, dessen Befriedigung unsere eingeschränkten Umstände nicht erlauben, oder wollen Sie mich vielleicht auf die Probe stellen, ob ich eines so thörichten Wunsches fähig sey? Vernünftige würden mich belachen, wenn ich einen größern Aufwand in der Kleidung machen wollte, als Sie mit ihrem Einkommen bestreiten können. Unser Stand, oder das Beyspiel anderer, die gleiches Ranges mit uns sind, darf ja nicht die Regel unserer Kleiderordnung seyn; sondern Jeder kauft nur das, was er bezahlen kann. – Sie sind zu gütig, sagte ich voll Empfindung, und küßte meiner weisen Braut dankbar die Hand – Das war recht der Ton den ich wünschte, und stundenlang hätte ich sie angehört, wenn sie so fortgefahren wäre. – Nun hinderte mich nichts, sie mit mir durch die feyerlichsten Bande zu vereinigen. An unserm Hochzeitstage waren wir ganz Freude. Unser alter Vormund wohnte demselben mit jugendlicher Heiterkeit bey, so, daß er sichs zur Pflicht machte, selbst einen steifen Ehrentanz zu wagen. Es ist ungewiß, ob diese Freude des Greises von dem frohen Mitgefühl an dem Glück seiner Pflegetochter (denn so nannte er Lisetten, wenn er einmal seine Stirn entrunzelte) entstand; oder ob er darüber vergnügt war, daß wir wegen der bisher geführten Curatel keine genaue Rechnungen von ihm forderten: kurz er war heiter, und erhöhete dadurch unsere Freude. Tages darauf war ich also zum Ehemann creirt. Meine Gattinn versüßte mir durch einen gefälligen Umgang die beschwerlichen und ermüdenden Arbeiten, mit welchen die Pflichten meines Amts, das ich als Titulair H* führte, verbunden waren. Doch lange daurete diese häusliche Wonne nicht: denn bald nahm ich mit Betrübniß wahr, daß Frau Lisette nach ganz andern Grundsätzen handelte, als sie mich ehedem versichert hatte. Nach Verlauf Eines Jahres zeigte ich ihr meine Rechnungen, und bewies deutlich: wir hätten über zwey hundert Thaler mehr ausgegeben, als ich ein-

genommen hätte. Diese Vorstellung, die ich mit den sanftesten Bitten wegen künftiger Einschränkung begleitete, hatte doch nicht den gewünschten Nutzen. Sie wirkte Verbitterung und Unwillen. Der Frauen-Stolz wuchs dergestalt, daß sie mir nicht einmal erlaubte, mich für meine Person sparsamer zu beköstigen und zu kleiden. Ich ward verlacht, wenn ich nicht täglich meine besten Kleider tragen, oder gar ein zerrissenes wollte ausbessern lassen. Bey Tische verbat ich den Wein, weil er für meine Einkünfte bey den jetzigen Abgaben zu kostbar wäre; ja ich fügte hinzu, er sey meiner Gesundheit nicht so zuträglich, als ein gutes Bier, – ich verbat die übermäßig starken Bouillonen, die mir die fürchterlichen Rechnungen des Fleischers zuwege brachten, – sehr selten ward mein billiger Wunsch erfüllt, und wenn ich einmal so glücklich war; so wurde gewiß die Speise bey Tische mit höhnender Satyre gewürzt. Meine Frau schien einen stillschweigenden Vertrag mit Schneider, Galanteriekrämer, Fleischer, Friseur, Juden und Christen gemacht zu haben, die sich wetteifernd bemüheten, mich zum Betrüger meiner täglich sich vermehrenden Gläubiger zu machen. – Süß klang mir zwar der Vater-Name, den mir mein erstgeborner Sohn verschaffte; aber mein Herz konnte ich kaum diesem zärtlichen Gefühl öffnen, weil ich voraus sah, und bereits nachdrücklich empfand, daß eben dieses Kind, das ich als ein Geschenk der Vorsehung dankbar empfieng, auch meiner Frau neue Anlässe zur Verschwendung geben würde. Wie sie in Absicht der Säugung ihrer Kinder gesinnt war, habe ich schon beyläufig oben erinnert. Niemand unsers Standes, sagte sie, übernimmt diese ekelhafte Mühe, ich will eine Amme für den Knaben haben. Ich stellte ihr vor, wie lästig eine solche Person meinem Hause sey; wie unnatürlich hart es sey, seinem Kinde die von Gott selbst durch die Natur vorgeschriebene Nahrung zu versagen, und dieselbe durch Kunst zu vertreiben, – wie nur bey schwächlichen Personen hievon eine billige Ausnahme zu machen sey; sie aber sich völlig dazu geschickt finde, – allein da half nichts, ich mußte verstummen. – Meine Ausgaben wurden durch die Lohnung einer Amme vergrößert. Ich arbeitete mit verdoppelten Kräften, und die gehäuften Sorgen machten tiefe Furchen in mein Gesicht. – Meine Freunde wurden bald diese Veränderung gewahr, und so sehr ich aus Liebe zu meiner Frau bisher meinen Gram verholen hatte: so merkte man doch bald den Zwang den ich mir anthun mußte, um die Stirn Fröhlichkeit lügen zu lassen, die die sichtbarsten Spuren kummervoller Sorgen hatte. – Der innere Haushalt ward von meiner Gattinn überdem ganz vernachläßigt, sie tödtete ihre Tage mit unbedeutenden Kleinigkeiten; bald tändelte sie mit ihrem Sohne, bald spielte sie das Clavier, bald las sie einen Roman, und nie war sie geduldiger, als unter den

schöpferischen Händen des Friseurs, der alle neue Moden an ihren Haaren üben durfte, wenn sie nur sich zur Abwechselung einige male im Spiegel beschauen konnte. An Nähen, Strikken und Spinnen ward nicht gedacht. Auch die Dienstmägde wurden nicht zu den nöthigen Hausarbeiten angehalten, und hatten nach der Meynung Lisettens Beschäfftigung genug, ihr aufzuwarten, und das Haus reinlich zu halten. – Das Leinenzeug ward bald unbrauchbar, und nun mußte dasselbe für baar Geld theuer gekauft werden. – O wie seufzete ich über die Ungerechtigkeit, zu welcher ich gegen meine Gläubiger gezwungen ward. Ein neues Capital wurde mir von einem gefälligen Freunde vorgeschossen, mit demselben häuften sich auch die Zinsen. – Nun ward ich abermals von meiner Lisette mit einer Tochter beschenkt. Diese Vermehrung meiner Familie erschöpfte bald völlig meine Casse, die durch Abtragung eines Theils der alten Schulden ohnedem sehr geschwächt war. – Meine liebe Frau fieng nun an, ihre Gegenvisiten nach glücklich vollendeten Wochen zu geben, und da hatte sie denn zu meinem Unglück jene neue Tocke a la Gordienne bey ihrer Freundinn gesehen, die ich für sie ebenfalls kaufen sollte, und, da ich dies nicht vermochte, so besang sie meine mürrische Laune, wie ich im Anfange meiner Erzählung erwähnte. Voll Unmuths gieng ich in mein Arbeitszimmer, und, um meinem Herzen Luft zu machen, ja um vielleicht durch diese so einfach erzählte Geschichte, einigen Schönen einen bedeutenden Wink zu geben, wie sie durch gegenseitiges Verhalten einst glückliche Gattinnen, und die Freude ihrer Ehemänner werden könnten, schrieb ich diese Klagen eines unglücklichen Ehemannes.

Fortsetzung einiger Erfolge der Inoculation der Hornviehseuche in Meklenburg.

(Siehe das 76. 77. 88. und 90te St. vor. Jahrs.)

Vier und zwanzigster Versuch.

Den 29ten Sept. 1778 sind zu Glambeck inoculirt 17 Stück. Davon sind durchgeseucht 15 Stück, gestorben 2 Stück.

Fünf und zwanzigster Versuch.

Den 5ten Oct. 1778 sind zu Lübzien inoculirt Ochsen 14 Stück, junges Vieh 10 Stück. Davon sind durchgeseucht 20 Stück, gestorben 4 Stück.

Eodem sind zu Glambeck inoculirt 11 Stück, so alle durchgeseucht.

Sechs und zwanzigster Versuch.

Den 13ten Oct. 1778 wiederum zu Glambeck inoculirt 8 Stück. Durchgeseucht 7 Stück, gestorben 1 Stück.

Sieben und zwanzigster Versuch.

Den 2ten Nov. 1778 zu Lübzien inoculirt 12 Stück, so alle durchgeseucht.

Acht

Acht und zwanzigster Versuch.

Den 8ten Nov. 1778 sind zu Glambeck inoculirt 12 Stück. Durchgeseucht 11 Stück, gestorben 1 Stück.

Seit dieser Zeit haben schon viel mehrere Edelleute und Pächter Proben, und zwar fast alle glücklich anzustellen angefangen, und es hat sich laut erhaltener Nachricht vom 5ten Dec. die Sache auf viele Meilen so ausgebreitet, und wird ins Große getrieben, daß nicht mehr alle Operationes ausfündig zu machen, noch weniger die Versuche und deren genaue Ausgänge zu bemerken stehen. Genug, daß es fast überall glücklich geht.

Eben dieses nun hat bereits veranlaßt, daß durch Landtags-Schlüsse und landesherrliche Vorschriften, zwar die Einimpfungsanstalten begünstiget, doch auch durch gewisse nothwendige Bedingungen in gehörige Schranken gesetzt und erhalten werden. Diese Bedingungen gehen besonders auf die Vermeidung der Gefahr der Ansteckung und Verbreitung der natürlichen Seuche durch die Inoculation zur unrechten Zeit, und erfordern, daß keiner willkührlich die Seuche nach gesunden Orten, wo auf eine bis zwey Meilen keine Seuche grassiret, zu bringen und eine Einimpfung anzustellen berechtiget seyn soll, wenn er nicht zuvor mit seinen Grenz-Nachbarn sich solcherhalb vereinbaret hat, und mit deren Einwilligung jenes Unternehmen anfängt, dahergegen ein jeder der die Viehseuche schon wirklich an seinen Grenzen hat, sein Vieh nach eigener bloßen Willkühr einimpfen kann.

Wie sehr sicher man sich bey den Inoculationsanstalten hält, zeigt das gemeinnützige Unternehmen einiger angesehenen Männer, insonderheit des Herrn Oberhauptmanns von Oerz und des Herrn Oberschenken von Meklenburg zu Lübzien, denen ein jeder in Meklenburg Vieh bey 50 und mehreren Stücken zuschicken kann, welches von ihnen nach völlig überstandener Seuche gegen Vergütung des sechsten Theils des Werths nach dem von dem Eigenthümer beschafften Taxato zurückgegeben, dagegen das in der Seuche gestorbene mit dem vollen taxirten Werthe von ihnen bezahlt wird.

Von solchergestalt zu Lübzien am Ende des Jahrs inoculirt gewesenen 110 Häuptern, sind nur 2 gestorben, alle übrigen aber durchgeseucht; auch gleich wieder 100 Stück inoculirt. Im Amte Schwan sind bis dahin 210 Stück durchgeseucht, 28 gestorben, 9 haben die Seuche gar nicht bekommen, und 78 sind von neuem in die Seuche getreten. Im Amte Redentin sind von 99 Stück 90 durchgeseucht, und 9 gestorben. Im Amte Meklenburg sind von 168 nur 7 gestorben. Von den in andern Aemtern und Gütern vorgenommenen Inoculationen habe zwar kein bestimmtes Verzeichniß, inzwischen doch die Versicherung erhalten, daß sie größtentheils und besonders im Amte Warin von dem erwünschesten Erfolge begleitet werden.

Nur

Nur an zwey Orten ist, so viel ich bis jetzt erfahren können, der Erfolg nicht gleich glücklich ausgefallen, indem an einem Orte 30 Kälber auf einmal inoculirt worden, die sämmtlich gestorben; an einem andern aber von 14 Stück Vieh 9 gleich den zweyten oder dritten Tag nach der Inoculation krank geworden, und sämmtlich gestorben, die übrigen 5 aber zur gehörigen Zeit am neunten Tage krank geworden, und durchgeseucht sind. Allein beyde Fälle beweisen zum Nachtheil der Inoculation nichts weiters, als daß bey jeder Sache in der Welt gewisse Vorsichten nothwendig sind. Denn bey den darüber angestellten Untersuchungen, hat sich ergeben, daß im ersteren Falle die Inoculationsmaterie höchst unvorsichtiger Weise von der bösartigsten natürlichen Seuche genommen worden, nicht zu gedenken, daß sowohl die natürliche wie künstliche Seuche am gefährlichsten für Kälber, wenigstens unter $\frac{1}{2}$ Jahre ist; im andern Falle zeigt die schon am zweyten und dritten Tage eingetretene Krankheit ohne Widerrede, daß das gestorbene Vieh schon die natürliche Seuche mehrere Tage vor der Einimpfung im Körper gehabt haben müsse, folglich an der natürlichen, nicht aber beygebrachten Seuche gestorben sey, dahergegen die noch nicht angesteckt gewesene die Seuche zur rechten Zeit bekommen haben und durchgeseuchet sind; daß also besonders dieser Fall noch mehr den Nutzen einer zur rechten Zeit vorgenommenen Einimpfung darstellet.

R. F. B.

Auf die Anfrage im 46ten St. dieses Magazins vom J. 1777.

Der junge welsche Hahn kann wegen seiner Jugend an der bey 41 Eyern mißgelungenen Brut nicht Schuld seyn; vielmehr hat meine eigene und verschiedener sonstiger hiesiger Einwohner Erfahrung mich gelehrt, daß die jungen Hähne vorzüglich zur Zucht geschickt sind. Ich, und viele andere, haben dieses Jahr von vorigjähriger Zucht die schönste Brut, so, daß von allen untergelegten Eyern kein einziges zurückgeblieben. Die Ursache, warum alle Eyer schier gewesen, ist vermuthlich diese: daß die Hennen gar nicht, oder wenigstens nicht hinlänglich befruchtet worden, welches daher kömmt, wenn mehrere Hähne in der Gesellschaft sind, da der eine den andern stöhrt. Wie lange das Federvieh fruchtbar bleibt, weiß ich nicht, weil hier zu Lande Niemand gerne die Alten über zwey Jahre gehen läßt, um solche noch genießen zu können.

M . . im Lande Wursten. S.

Hannoverisches Magazin.

17tes Stück.

Freytag, den 26ten Februar 1779.

Webera, eine Pflanzengattung.

Plantá nisi in certa Genera et Species constanti ratione, non pro lubitu hujus vel illius, redigantur, infinitum quasi reddetur Phytoscopiá studium.

Jungius.

* * *

Meinem Versprechen zufolge, liefere ich hier wieder Kennzeichen einer Gattung aus meiner neuen Pflanzeneintheilung, mit Wunsch und Bitte, daß solche von Kunstverständigen möchten untersucht und verbessert werden.

Webera.

Perichätium squamosum.

Squamá subulatá, aristatá, erectá, imbricatá, Pyxidium eminentes.

Peripodium brevissimum, laxiusculum, glabrum.

Calyptra conica, glabra.

Thecaphorum brevissimum.

Pyxidium ovato-conicum.

Sutura obliqua.

Operculum conicum, inclinatum. dependulum longitudine Operculi.

Apophysis nulla.

Sporangium teres, tenuissimum.

Sporangidium separatum.

Ora cartilaginea.

Peristomium tubulosum.

Styliscus tetragonus, fistulosus.

Spora globosa.

In dem Sexualsystem kommt dieses Genus in die zweyte Ordnung der vier und zwanzigsten Classe zu stehen.

Den Namen habe ich dieser Gattung zu Ehren des Herrn Professor Webers in Kiel beygelegt, welchem gründlichen Gelehrten wir das schöne Spicilegium Florá Göttingensis zu verdanken haben, und der uns bald mit seinem Systema Vegetabilium und einer Historia Muscorum aufs neue verbinden wird, zu deren völligen Ausarbeitung wir dem Verfasser die beste Gesundheit und alle dazu nöthige Hülfe und Beyträge anwünschen.

Hannover. F. Ehrhart.

Von dem großen Gerichtstags-Buch (Dooms-Day-Book) in England.

Das große Gerichtstags-Buch in England ist die merkwürdige Urkunde, welche als ein Heiligthum seit vielen Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag sehr hoch geschätzt wird, und als ein Orakel in wichtigen Streitigkeiten entscheiden muß. Die Engländer hegen gegen dieses Buch fast eben so viel Ehrfurcht als die Florentiner gegen ihre Pandecten, welchen sich letztere nicht anders als mit brennenden Wachslichtern und in einem sehr stattlichen Aufzuge nähern a). Es wird daher mit der größten Sorgfalt in der königlichen Schatzkammer unter drey Schlössern aufbewahrt, dazu der Groß-Schatzmeister und zween Cämmerer die Schlüssel haben, und nicht eher geöffnet, bis 6 Schillinge und 8 Pence für die Einsicht bezahlt sind. Ja der Werth dieses Buchs ist so groß, daß für eine jede abgeschriebene Zeile desselben 4 Pence erlegt werden müssen b). Es erhält seinen Werth dadurch, weil in demselben ein genaues Verzeichniß von aller Ländereyn in England, nebst dem wahren Werthe und ihrer Besitzer Namen zu finden ist, so wie es zu den Zeiten des Königs Wilhelms des Eroberers gemacht ist. Den Grund dazu legte schon Alfred, der mit Recht den Namen des Großen führt. Ein Herr, welcher sich nicht allein als Gelehrter, sondern auch als weiser Gesetzgeber vor vielen Königen auszeichnete. Sein Eifer für die Gerechtigkeit belebte ihn so sehr, daß er die zwölf ruhigen Jahre in seiner Regierung, welche ihm seine Feinde übrig ließen, den heilsamsten Entwürfen, welche auf die Glückseligkeit seiner Unterthanen abzielten, widmete. Die damaligen häufigen Kriege hatten England mit einer Menge von Räubern und Landstreichern überschwemmt, welche alle Arten von Verbrechen ausübten, und von einem Ort zum andern giengen, um sich durch die öftere Abwechselung ihres Aufenthalts vor dem forschenden Auge der Gemißhandelten desto besser zu verstecken, und in Sicherheit zu setzen. Alfred dachte deswegen auf Mittel, seine Unterthanen von der Beleidigung solcher herumschwärmenden Bösewichter zu befreyen, und zugleich jeden Einwohner in die Nothwendigkeit zu setzen, von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben. Zu dem Ende theilte er ganz England in Shiren oder Grafschaften ein, deren jede wieder in verschiedene Unterabtheilungen, nemlich in Centurien, (Hundreds) und diese wieder in Decurien, (Tithings) gebracht wurde. Centurien waren solche Abtheilungen,

a) Budæus in Annott. ad Pandectas. P. I. p. 31.

b) Chamberlain's present State of England Part. II. p. 202. Lond. 1700. Spelmanni Glossar. p. 179.

gen, in welchen sich einige hundert Familien befanden, und eine jede Centurie begriff wieder zehen Decurien, oder zehen Anzahlen von zehen unter sich. Durch diese Eintheilungen erhielt der König Alfred dieses, daß jeder Einwohner wegen eines verübten Verbrechens zur Rechenschaft gefodert werden konnte, weil sich alle Einwohner in eine von diesen Decurien einschreiben lassen mußten, und man die nicht in denselben eingeschriebenen (es wurden aber alle, die das zwölfte Jahr zurückgelegt hatten, es mochten Freye oder Leibeigne seyn, eingeschrieben) für Landstreicher ansah. Auf diese Art mußten die Hausväter für ihre Familien, die Decurien für die Hausväter, die Centurien für ihre Decurien, und eine jede Grafschaft für die Centurien einstehen. Nach diesen verschiedenen Abtheilungen wurden die Gerichtshöfe eingerichtet, und damit die Gerechtigkeit mit weniger Umständen, Unkosten und Zeitverlust verwaltet werden möchte, so hatte der König ein Gericht für jede Decurie, eins für eine jede Centurie, eins für einige Centurien, und noch eins für die ganze Grafschaft angeordnet. Auch hatte eine jede Decurie ihren Vorsteher. Da nun der Decurien zehen waren, so hatte man auch zehen Vorsteher von den Familien, woraus die zehen bestanden und diese machten das unterste Gericht aus, welches sich oft um der Fälle willen, die sich unter den zehen Familien zutrugen, versammlete. Das mittlere Gericht war das der Centurie, und wurde alle Monate gehalten, worin einer der ansehnlichsten Aeltesten der Centurie den Vorsitz hatte. Das folgende Gericht der verschiednen Centurien entschied die Streitigkeiten derer, die unter verschiedenen von einander abgesonderten Centurien standen, welche aber in so fern vereiniget waren, als sie ein Gericht ausmachten. Von diesen konnte man an ein noch höheres appelliren, das war das Gericht der Grafschaft, und hieß die Shire-Gemot. Aber alle diese erwehnten Gerichte waren dem Gericht des Königs unterworfen, worin unter seinem Vorsitz alle Urtheile der untergeordneten Gerichte untersucht, und die gesetzwidrigen oder partheyischen Handlungen aller Richter auf das strengste bestraft wurden, wovon jene 44 Richter ein schreckliches Beyspiel geben, an welchen Alfred wegen ihrer begangenen Ungerechtigkeiten die Todesstrafe vollstrecken ließ c). Diese von Alfred veranstalteten Eintheilungen des Königreichs England, und die sich darauf beziehenden Gerichtshöfe wußte sich Wilhelm der Eroberer sehr wohl zu Nutze zu machen, dessen Dichten und Trachten hauptsächlich auf die Vermehrung seiner Schätze gieng. Diesem Herrn, welcher als ein Herzog von der Normandie die Engländer nach der Eroberung als Stiefkinder ansah, war die Gelegenheit recht erwünscht, seiner herrschenden Leidenschaft, Schätze zu häufen, Genüge zu thun. Diese

c) Mortimer's History of England T. I. p. 153.

Leidenschaft wurde durch den angenommenen Grundsatz, zur Befestigung seines Thrones den besiegten Engländern nicht viel mehr zu lassen als was sie zur Nothdurft brauchten, dergestalt entflammt, daß er sie theils mit sehr starken Abgaben beschwerte, theils ihnen viele Güter und Länderey entzog, um sie seinen Landsleuten den Normännern, die er nach England zog, auszutheilen. Aber auch diese wurden ein Opfer seiner großen Begierde nach Reichthümern, denn durch die starken Auflagen, welche er machte, nahm er ihnen gleichsam das mit der andern Hand wieder, was er ihnen mit der einen gegeben hatte. Diese Triebfedernwaren mächtig genug, ihn zu dem Entschluß zu bringen, ein Schatzungsbuch von dem Königreich England verfertigen zu lassen, um den ganzen Reichthum seiner Unterthanen übersehen zu können, und dieses zu einem Maaßstabe zu gebrauchen, nach welchem der höchste Grad der Auflagen abgemessen werden könnte, welches er auch in der Folge wirklich bewies, indem er nach dem Zeugniß glaubwürdiger Schriftsteller seine jährlichen Einkünfte bis auf fünf Millionen Pfund Sterling brachte d). Diesem zufolge trug er einigen der vornehmsten Grafen und Bischöfe das Geschäfft auf, ein genaues Verzeichniß von allen Gütern und deren Werthe, die seine Unterthanen besaßen, nach dem Bericht und der Aussage der Geschwornen, oder gewisser Personen, die in jeder Grafschaft, in jeder Centurie, in jeder Decurie einen Eid abgelegt hatten, verfertigen zu lassen. Dieses Verzeichniß enthielt die Anzahl der Morgen Landes, die eine jede Privatperson besaß, und eine Anzeige dessen, wie viel sie davon den Sächsischen Königen bezahlt hatte. Ferner wie viel ein jeder Pferde, Hornvieh, Schafe u. s. w. halte; wie viel baares Geld er in seinem Hause habe; wie viel er schuldig sey, und wie viel er ausstehen habe; was er von Wiesen, Weideplätzen, Mühlen, Holzungen, Fischereyen besitze und wie viel sie werth wären. Die scharfen Befehle, die der König gegeben hatte, dieses Verzeichniß mit aller möglichen Richtigkeit zu machen, wurden aufs genaueste vollzogen, und es erstreckte sich nicht allein auf jede Grafschaft und jede Centurie, sondern auch auf jede Decurie, oder auf zehen Herren von Rittergütern mit allen ihren Vasallen, Arbeitsleuten und Leibeignen, welche als ein Theil ihrer Familie angesehen wurden, ob sie gleich nicht mit dem Herrn in Einem Hause wohnten. Es gab aber auch Stadt- und Flecken-Decurien: diese bestunden nicht aus zehen einzelnen Kaufleuten oder Künstlern, sondern aus zehen Zünften oder Brüderschaften. Jede Decurie war also eine Art von einer kleinen Republik, welche eine gerichtliche Gewalt in dem Umfange ihres Gebietes ausübte, und von einer Grafschaft

d) Rapins Geschichte von England 1ter B. S. 551. nach der deutschen Uebersetz. Halle 1755.

schaft (Shire) oder Centurie bloß in Ansehung des Umfanges ihres Gebietes und der Anzahl und Beschaffenheit der Einwohner verschieden war. Dieses jetzt beschriebene Schatzungsgeschäfft dauerte sechs Jahre und nahm im vierzehnten Jahre der Regierung Wilhelms seinen Anfang, und endigte sich im zwanzigsten oder im Jahr Christi 1087. Diese Schätzung wurde in zwey Bücher geschrieben, welche man das große und kleine Gerichtstagsbuch nannte. Das kleine Buch enthält bloß die Grafschaften Norfolk, Suffolk und Essex; das große alle die übrigen Grafschaften des Königreichs, ausgenommen die drey nördlichen, Westmorland, Cumberland und Northumberland. Dieses Buch wurde nach dem Zeugniß des Ingulphus, welcher zu der Zeit, da es gemacht wurde, lebte, die Rolle von Winchester genannt, weil man es anfangs in dieser Cathedralkirche aufbewahrte. Und eben daher wollen einige den Namen, *Domesday-Book*, welchen es nachher erhielt, ableiten, weil es nemlich in der Winchester Kirche, die man domus dei, das Gotteshaus nennte, aufbehalten worden sey. Es ist aber wahrscheinlicher, daß es seinen Namen von dem Englischen Worte *Doom*, das Gericht, das Urtheil, und *Day* der Tag, bekommen habe, weil ein jeder Unterthan, in dem Fall einer über die Schätzung, Belehnung, Abgaben, und Dienste, welche auf seinen Gütern liegen, bey der Einhebung der gewöhnlichen Einkünfte des Königes, oder der außerordentlichen Auflagen, entstandenen Streitigkeit nach diesem Buche, als einem unwidersprechlichen Zeugnisse, gerichtet werden und sein Urtheil erhalten soll. Damit der Leser sich einen deutlichern Begriff von der Einrichtung des berühmten Doomsday-Buchs machen könne, will ich einen Auszug aus dem kleinen Doomsday-Buch, so wie derselbe in Mortimer's History of England T. I. p. 185 stehet, mittheilen, und eine Erläuterung der darin vorkommenden Ausdrücke e) nach dem damaligen Sprachgebrauch hinzufügen.

EASSESSA, terra regis dimid. hundred. de *Witham.* Witham tenuit Heraldus T. R. E. pro Maner. et pro V. hidis tunc XXI. villan. modo XV. tunc IX. bordar. modo X. tunc VI. serv. modq IX. tunc XXIII. sochemanni, et modo similiter; tunc inter totum valebat X. lib. modo XX. Sed Vicecomes inter suas consuetudines et placita de dimid. hundred. recipit inde XXXIII. lib. et IV. lib. de gersuma. In hoc maner. adiacebant tunc XXXIV. liberi homines qui reddebant X. sol. de consuetudine et XI. d. ex illis tenet Ilbodius II. de XIV. acr. et val. VI. sol. et redd. maner. suam consuetudinem. Tedricus Pointel et de dimid. hid. et XXII. acr. dimid. reddentes consuetudinem. Ranulphus Pe-

e) Ich habe hiebey des Spelmanns, Dufresne, und Sommers Glossarium zu Rathe gezogen.

Peperel X. de II. hid. et XIV. acr. non reddentes consuetudinem. Willielmus Grosse V. et unus tantum reddit consuetudinem et val. III. lib. XIII. s. Rad. Baignard VI. et unus redd. consuetud. et valet XX. s. Hamo dapifer I. de dimid. hid. et val. XX. s. Goscelinus Loremarius habet terram unius et non redd. consuet. &c. Modo custodit hoc manerium Petrus, vicecomes, in manu regis.

Hundredum, bedeutet eben die Abtheilung einer Grafschaft in England, die oben unter dem Namen **Centurie** vorgekommen ist, und begreift eine große Anzahl von Familien und Landgütern, die sich aber nicht genau bestimmen läßt. Zu den Familien gehören nicht allein die Kinder, sondern auch die Lehnleute, Arbeiter und Leibeigene der Besitzer großer Güter oder Dörfer. Was die Anzahl der Landgüter in einer Centurie betrifft, so war sie nicht gleich; man findet, daß sie sich zum höchsten bis auf 30 oder 40 erstreckt hat. Diese Landgüter nahmen einen Umfang von einigen hundert **Hiden**, jede **Hide** auf 100 Aecker (acras) gerechnet, ein, von welchen gleich mehr vorkommen wird.

T. R. E. stehet für tempore regis Eduardi, und bezieht sich auf den Befehl des Königs Wilhelms des Eroberers, welchen er bey seiner allgemeinen Schätzung gab, und vermöge dessen die Beschaffenheit der Länderey, so wie sie unter den Zeiten des Königs Eduards des Bekenners war, angegeben werden mußte.

Manerium. Dieses Wort ist von den Normännern nach der Eroberung zuerst in England eingeführt, und man findet es bey keinem Schriftsteller vor diesen Zeiten. Es bedeutet ein großes Kron-Lehngut, mit allem was dazu gehört, als Rittersitz, Vasallen, Ackerland, Wiesen, Weide, Waldung, Einkünfte, Gerichtsbarkeit, und es begreift noch viele kleinere **Güter** (fundos), die andern Landleuten auf gewisse Bedingungen überlassen wurden, unter sich. Es hat seinen Namen von dem französischen manoir, und dieses von dem lateinischen manere, weil sowohl der Lehns-Herr als auch seine Vasallen in dem Bezirk des Lehns bleiben; jener nach seinem Gefallen, diese aber aus Lehnspflicht, damit sie im erforderlichen Fall dem Herrn die schuldigen Dienste leisten können, daher letztere auch unter dem Namen manentes vorkommen.

Hida, enthielt 4 Virgatas, und 1 Virgata, 24 acras; wie viel aber 1 acra gehalten habe, kann nicht genau angegeben werden. Nach dem Urtheil des Isidors, bestund ein Acker (Acra) damals aus 625 Fuß. Du Fresne sagt: daß ein Acker (Acra) 40 Ruthen lang, und 4 Ruthen breit gewesen, 1 Ruthe zu 16 Fuß gerechnet.

Villani. Sind anfangs eine Art von Leibeignen gewesen, die sich von der Freygebigkeit ihrer Herren unterhielten. Wahrscheinlicher Weise waren es Britten, die sich während der Grausamkeiten, welche die ersten Sachsen in England ausübten, solche

Be-

Bedingungen gefallen ließen. Sie erhielten nach der Zeit den Namen Villani, und mußten allerhand geringe ländliche Dienste thun, als pflügen, graben, umzäunen, Früchte abschneiden und einbringen. Sie wurden etwas besser als Leibeigene gehalten, durften auch etwas Eigenthümliches besitzen. Es war ihnen aber nicht vergönnt, den Ort ihres Aufenthalts zu verlassen.

Bordarii, mußten hauptsächlich die innern häuslichen Verrichtungen besorgen, z. B. mahlen, dreschen, Holz hauen, Wasser holen, und sonst die nothwendigen Bedürfnisse herbey schaffen. Man gab ihnen einige Ländereyen zu ihrem Unterhalt ein, wovon sie einige Abgaben dem Könige entrichteten.

Sochemanni, waren diejenigen, welche gewisse Länderey durch Hülfe des Pfluges (die alten Deutschen nannten den Pflug Soc,) besaßen. Sie mußten ihren Herren im Ackerbau behülflich seyn, und hatten das Vorrecht, daß sie niemand von dem Besitz ihres Landes vertreiben durfte, so lange sie die schuldigen gemessenen Dienste thaten. Bey der Verheyrathung einer ihrer Töchter bezahlten sie ihren Herren 3 Soliden und 4 Denarien.

Libra. Zu den Zeiten Wilhelms des Eroberers, rechnete man nach Denarien, Soliden und Pfunden. Ein Pfund hielt 20 Soliden, und 1 Solide 20 Denarien, 20 Denarien machten 1 Unze Silber aus.

Vicecomes. Ueber eine jede Grafschaft war der Comes und Vicecomes zur Verwaltung der Gerechtigkeit gesetzt. Letzterer sorgte besonders dafür, daß die ertheilten Befehle und abgefaßten Urtheile zur Vollziehung gebracht wurden. Der König wählte aus drey ihm vorgeschlagenen Subjekten Einen, den er durch sein Patent zum Vicecomes machte. Ehe diesem aber das Patent eingehändigt wurde, mußte er auf die heiligen Evangelien schwören, daß er seinem Amte treulich und unpartheyisch vorstehen wollte, welches nur Ein Jahr dauerte. In vielen Fällen konnte er die Stelle des Comes selbst vertreten. Durch die genaue Aufsicht und Wachsamkeit dieser Herren wurde die allgemeine Sicherheit im Lande zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß wenn Jemand noch so viel Geld auf dem Wege oder Felde verloren hatte, er solches des andern Tages, oder auch noch später wieder finden konnte f). Ja es gieng so weit, daß man zur Probe der öffentlichen Sicherheit goldene Armbänder an solchen Oertern, wo sich viele Wege durchkreuzten, aufhängen ließ, und dennoch Niemand es wagte, diese, so reizend sie auch Raubgierigen waren, wegzunehmen g).

Consuetudines, waren die hergebrachten Abgaben und Gebühren, die dem

f) Du Fresne in Glossar. in voce, Hundredus.

g) Malmesbury L. 2. de gest. reg. Angl. c. 4.

dem Vicecomes entrichtet wurden, und einen Theil seiner Besoldung ausmachten.

Placita, bedeuteten nicht allein alle Arten von gerichtlichen Versammlungen, sondern auch alle gerichtlichen Handlungen, die in denselben vorgehen; (daher das englische Plead entstanden ist,) nebst den damit verbundenen Gerichtsgebühren und Geldstrafen, davon der Vicecomes den dritten Theil bekam.

Gersuma, war das Geld, welches man wegen eines geschlossenen Kaufs oder Vertrags, oder einer Pachtung in den Gerichten entrichten mußte. Zuweilen bezeichnet es auch Geldstrafen, welche in jenen Zeiten sehr häufig auferlegt wurden.

Liberi homines, werden in jenen Zeiten den Leibeigenen nicht allemal gerade entgegen gesetzt, sondern man nennte auch diejenigen so, deren Vorfahren aus der Leibeigenschaft in die Freyheit versetzt worden waren, und unterscheideten sich von den rechten Edlen, die von Freygebornen abstammten. Dergleichen Leute waren sich nicht schlechterdings überlassen, sondern begaben sich unter den Schutz eines Edlen, und in dem Verstande scheinen sie hier genommen zu seyn.

J.. S..

Warum führt der älteste Prinz der Könige von Groß-Britannien den Titul eines Prinzen von Wallis? *)

Als Eduard der I. dieses Namens die Walliser bekriegte, und sie sich durchaus nicht unterwerfen wollten, that er ihnen Vorschläge zur Güte, und ließ sie fragen: Ob sie nicht einen Prinzen der ihr Landsmann wäre, ein untadeliches Leben führte, und kein Wort Englisch sprechen könnte, zum Oberherrn annehmen wollten? Sie antworteten Ja! Und der König präsentirte ihnen seinen neugebornen Prinzen mit dem die Königinn eben auf dem Schlosse Caernarvon, in der Provinz Wales, niedergekommen war. Das Volk leistete augenblicklich den Eid der Treue.

*) Mercure de France vom Jul. 1777.

Hannoverisches Magazin.

18tes Stück.

Montag, den 1ten März 1779.

Der Queerstrich —

Der Queerstrich ist eine sehr beliebte Erfindung der neuern Zeiten in der schreibenden Welt; und gleichwohl ist seine Geltung noch nicht genau bestimmet. Aber so machen es die empfindsamen Federn unsrer Zeit. Sie schreiben oft etwas hin, das eine scharfe Prüfung nicht aushalten kann; und die Gabe, nach richtig bestimmten und geltenden Begriffen zu reden und zu schreiben, ist eben nicht ein hervorstechendes Talent aller schönen Geister.

Als man mit den Queerstrichen zuerst zum Vorschein kam, so sagte man, so viel ich weiß, mit keinem Worte dabey, was sie bedeuten sollten. Als ob ein Jeder ihnen solches ohnedem sogleich ansehen könnte und müßte. Wahrlich, das war zu viel gefordert. Eher hätte man eine erträgliche Deutung von einem langen Cometenschwanze machen, oder der Juden Cabbala erklären können, als sogleich sagen, was der Queerstrich gelte. Ich will sagen, wie es mir ergangen ist. Vorher aber muß ich anmerken, daß ich die ersten Queerstriche vielleicht nicht in den Schriften ihres Erfinders, den ich nicht kenne, sondern auf den Papieren seiner Nachahmer, gefunden habe. Und es kann seyn, daß der Erfinder den Queerstrich entweder da gesetzet hat, wo man seine Geltung leicht sehen können; oder daß er solche besonders angezeiget habe. Beyläufig zu sagen: Eine critische Historie des Queerstrichs wäre wohl kein unnützer Aufsatz, sondern würde ganz hübsch zu lesen seyn a), und vielleicht veranlassen, daß künftig in die Epochen, welche vorn im Calender stehen, auch diese mit eingerücket würde: Seit Erfindung des Queerstrichs.

Als ich die Queerstriche zum ersten male erblickte, dachte ich, daß sie die Lücken bemerken sollten, wo in der Censur etwas weggestrichen sey; und hiezu wären sie auch recht passende Zeichen. Denn so hätte da der Setzer die ausgestrichenen Wörter weggelassen, aber den durch dieselben gezogenen

a) Am Ende der Briefe scurrilischen Inhalts stehet ein respectabler Queerstrich, der hiebey mit erläutert werden könnte.

nen Queerstrich hingesetzet. Das wäre ja recht bedeutend, wenn man es dem Leser zu sagen nöthig fände, daß man von der wegstreichenden Hand eines unbarmherzigen Censors gelitten habe. Man weiß ja, was es heiße: Jemand einen Queerstreich machen: Einen Queerstrich durch die Rechnung machen. Ich fand aber bey genauerer Prüfung bald, daß die Queerstriche, die ich sahe, diese Deutung nicht litten. Was sollte ich aber nun aus ihnen machen? Ich will sagen, wie ich sie mir schon damals erklärt habe, und wie ich sie noch finde.

Viele Queerstriche stehen offenbar da, wo nach den gültigen Regeln aller Grammatiker nur bloß ein Comma stehen sollte. Viele andere vertreten die Stelle des Puncts, welcher ans Ende der Perioden gehöret. An viel andern Stellen thun sie weiter nichts, als daß sie die Wörter aus einander halten; und ich kann nicht ausfinden, warum man dieselben so weit aus einander rückt. Einige nehmen den Platz des Ausrufungszeichen ein. Etliche sollen so viel bedeuten, als etc. oder u. s. w. und folglich dasjenige anzeigen, was ein jeder verständiger Leser zu dem Gesagten leicht hinzu denken kann und wird. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem Auslassungszeichen, an dessen Stelle die Queerstriche auch unterweilen angetroffen werden; anzuzeigen, daß etwas ausgelassen sey, was man nicht hat sagen mögen.

Auf so vielerley Art findet man die Queerstriche gebraucht. Sehr überflüssig würde es seyn, solches hier mit Exempeln zu beweisen, da man solche ohne mühsames Suchen in ungeheurer Anzahl in den Schriften der Queerschreiber haben kann.

Wenn nun aber die Queerstriche weiter nichts bedeuten sollen, als was ich bisher davon gemeldet, (und die allermeisten bedeuten offenbar sonst weiter nichts) so ist es ja eine abscheuliche Unordnung und Verwirrung, einen Queerstrich in einem so vielfachen Sinne zu nehmen; eine Unordnung, die schönen Geistern sehr übel anstehet. Sind nicht die alten Theilungs- Unterscheidungs- und Lesezeichen weit bestimmter und bequemer? Was haben sie gesündiget, daß man mit Queerknüppeln unter sie schmeißt, und sie bald hie, bald da, von ihrem Platze verdränget?

Die Queerstriche sind überdem darin schädlich, daß sie die Schrift ohne Noth ausdehnen, die Bogenzahl vermehren, und mithin das Buch theurer machen. Die Schriften der schönen Geister sind ohnedem nicht die wohlfeilsten; und es ist unverantwortlich, daß man viel tausend entbehrliche Striche mit bezahlen soll.

Oder meynet man etwa, der Schrift dadurch eine äußere Zierde geben zu können, wenn man sie mit Queerstrichen bunt machet? Ein sonderbarer Geschmack, wenn man dieses Bunte schön finden kann! Einige Schriftsteller machen ihre Schriften bis zum

Erstaunen bunt mit diesen Strichen; weit bunter, als die Hebräer ihre Schrift mit der Queerlinie Makkeph; und wenn es nicht theurer zu stehen käme, und in der Druckerey mehr Mühe verursachte, so würde man auch wohl darauf verfallen, die Queerstriche in allerhand Farben darzustellen; die Goldfarbe nicht zu vergessen. Da hätte man denn recht was Neues und schön Buntes, für **Kinder**. Der Himmel mag uns dafür bewahren! Man hat es den lieben Deutschen schon lange nachgesagt, daß sie neue Erfindungen und Moden so lange martern, und zuletzt so übertreiben, daß sie dabey ins Lächerliche fallen. So ist es dem neu erfundenen, an sich guten Worte, **empfindsam**, und andern Mode-Wörtern, ergangen, mit welchen man zuletzt so arg herum spüket, daß ein ehrbarer Scribent sich fast schämen muß, dieselben zu gebrauchen. Die Queerstriche sind ebenfalls bey Vielen schon in einen übeln Ruf gekommen; und es gehet ihnen, wie den Dingen, die man nicht sonderlich mehr achtet, wenn sie gar zu gemein werden.

Traversius meynet, ich hätte von dem Queerstrich eine falsche Deutung gemacht; da er ein Mehrers, und ganz was Andres, bedeuten sollte, als die gewöhnlichen Theilungs- und Lesezeichen. Ich wollte selbst gern glauben, daß die Liebhaber derselben solche Queerköpfe nicht wären, die einen Strich so vieldeutig brauchten, und ihn ohne Noth an die Stelle jener alten Zeichen setzten. Aber warum streicht man sie denn sehr häufig dahin, wo sie unmöglich ein Mehrers, und was Anders, gelten können? Beweisende Exempel davon kann ich allenfalls in Menge liefern. Es versteht sich aber, daß ich solches nur im höchsten Nothfall zu thun mich anheischig mache. Denn ich sehe leicht vorher, daß ich dadurch manchen Queerschreiber sehr böse machen würde, wenn ich ihm bey seiner Herrlichkeit so in die Queere käme. Man nehme diesen Herren ihre Queerstriche, so machet man sie dadurch fast eben so wehrlos, als wenn man einen siegenden Corydon durch Wegnehmung seines Sommer-Stocks entwafnete; eben so mißvergnügt, als ein Kind, dem seine Puppe genommen werden.

Ja, ja, sagt **Queerlieb**; die Queerstriche haben eine sehr wichtige Bedeutung. Theils sind sie Winke des Schriftstellers, daß er da, wo sie stehen, noch was wichtiges gedacht habe, welches er dem eigenen Nachdenken des Lesers überlassen will. Theils sind es Winke, daß man das Gesagte wohl bedenken und recht beherzigen solle.

Ich antworte: Wenn der Schriftsteller noch was wichtiges zu sagen hat, warum sagt er es denn nicht? Hier wäre ja das Sprechen nöthiger, und nützlicher, als das Schweigen. Hat er noch Etwas auf dem Herzen, und sagt es nicht, so darf, oder kann, oder will er es nicht thun. Darf er nicht, so zeiget der Queerstrich hier weiter

nichts an, als daß der Knüppel bey den Hund gebunden sey. Das wäre denn freylich wohl einen Queerstrich werth. Kann er nicht, so ist er ein schlechter Schriftsteller; und das will er doch wohl nicht selbst sagen. Will er nicht = = Ey, wo ist der Scribent, der mit seiner Weisheit geizet, und nicht gern Alles auskramet? Unsre Schriftsteller pflegen mit Worten eher verschwenderisch als geizig zu seyn, und nicht gern das Beste für sich zurück zu behalten. Wie sehr voll von wichtigen Gedanken, und überladen mit Weisheit, muß der Schriftsteller seyn, der seine Schrift mit Queerstrichen ganz bunt macht, und dadurch anzeigen will, daß an solchen Stellen herrliche Brocken in Petto behalten worden! Wahrlich, ein ganz unerträglicher Stolz! Und wer kann an solchen Queerstrich-Plätzen Spuren finden, daß Abgründe von Weisheit daselbst verborgen lägen? Man sehe über alle dergleichen Queerstriche weg; so ist man doch eben so klug, als ob kein einziger da wäre, und merket gar keinen Abgang an Belehrung. Die Goldmacher, respectvollen Andenkens, pflegen bey Bekanntmachung ihrer geheimen Processe hie und da sehr weislich ein etc. zu setzen. Wer aber von solchen Geheimnissen nicht schreibt, der kann die mysteriösen Queerstriche wohl weglassen.

Bald nach Erfindung der Queerstriche las man in diesen Blättern einen Aufsatz, in welchem an Statt der gebräuchlichen Unterscheidungs- und Lesezeichen allerhand Figuren vorgeschlagen wurden. An die Stelle des Queerstrichs ward angerathen, einen Guckkasten hinzusetzen, mit dem Motto: da werden sie sehen, meine Herren! Nicht übel ausgedacht. Der scherzhafte Verfasser ist so ziemlich meiner Meynung gewesen, und hat bey Queerstrichen eben so ungläubige Augen gehabt, als ich, und viele andere.

Wenn diese Striche zurückbehaltene wichtige Gedanken bedeuten sollen, so stehen die Queerstreicher ja auch in großer Gefahr, daß viele Leser den verborgenen Schatz nicht recht finden. Ein Queerstrich, liebe Herren! ist ja nicht immer so leserlich, als Wörter. Oft zeigt er eben so wenig, als eine Wünschelruthe. Den Schriftstellern pflegt aber sehr daran gelegen zu seyn, daß man den ganzen Vorrath ihrer oft mühselig zusammen gesuchten Gedanken wisse. Sie treten auf, um zu lehren, und wollen dafür erkannt seyn, daß sie interessante Dinge vortragen. Warum verhüllen sie denn einen Theil davon in Hieroglyphen? Sie haben doch da wohl keine Freymäurer-Geheimnisse.

Oder wollen sie sich etwa mit diesen Weisheitsstrichen nur bloß den Schein der Weisheit geben, und das Ansehen haben, als ob sie aus voller Brust sprächen? Ja, das kann seyn. Aber da bedaure ich die guten Herren, und mache hiebey einen Queerstrich, — dessen Bedeutung hier nicht leicht verfehlt werden wird.

Ja,

Ja, das ist es eben, sagt hier der Vertheidiger der Queerstriche; man kann bald sehen, was hier der Queerstrich sagen wolle. Er ist also doch unterweilen ganz leserlich, und sehr verständlich. Ich gebe solches zu; aber, wie gesagt, nur unterweilen. Oft kann es nicht kommen.

Ich gebe auch zu, daß die Queerstriche Erweckungszeichen seyn können, das Gesagte wohl zu beherzigen. Der Leser soll dadurch aufgehalten werden. Und man kann schon Jemand in seinem Gange ziemlich aufhalten, wenn man ihm eine Menge Knüppel in die Queere vorwirft. Dazu aber muß man wichtige Ursachen haben, wenn es nicht übel genommen werden soll. Gehen wohl unsere Queerstreicher mit uns immer so wichtige Gänge, daß sie alle Augenblick nöthig hätten, uns mit einem Queerstrich das Stillestehen zu gebieten? Wenn ein Schriftsteller so gar oft rufet: Aufgeschauet! so muß er seinen Lesern nicht viel Verstand zutrauen, oder sie für sehr nachläßig halten. In beyden Fällen machet er ihnen eben nicht ein feines Compliment. Sind aber die bunten Schriften wirklich so voll von wichtigen Dingen? Sprechen die Herren, und Frauen, und Jungfern, und Junggesellen, die so bunt sind, immer in kraftvollen Sentenzen, sinnreichen Einfällen, Orakelsprüchen, und reichhaltigen Sätzen, daß sie so oft nöthig hätten, mit einem Queerstock zur Aufmerksamkeit zu erwecken? Ihnen selbst mag es so scheinen, wenn sie sich selbst lesen.

Ehemals bemerkte man die Stellen, welche besondere Aufmerksamkeit verdienten, oder sonst distinguiret werden sollten, mit einem NB. oder mit einer Hand, die am Rande stand. Im Schreiben macht man einen schrägen Queerstrich an den Rand; oder man unterstreichet die Stellen mit der Feder, und nimmt denn Schwabacher Druck dazu. Ich will nun eben die Hände nicht wieder an den Rand wünschen, die man nicht einmal mehr im Calender, der doch die Residenz alles Bunten ist, dulden will; aber das übrige ist ganz gut. Wenn unter wichtige Stellen Queerstriche gedruckt würden, so würden sie keinen besondern Platz für sich einnehmen; und der Raum erspahret werden, der mit Wörtern nützlicher ausgefüllt wird, als mit Strichen. Nur komme man mit untergelegten Strichen nicht so gar oft. Man kommt sonst in den Verdacht, daß man vieles für sehr wichtig halte, was doch in der That wenig sagen will, und andern so neu und wichtig nicht ist, als dem Verfasser. Thut ein Schriftsteller in seinem Gange einen ganz offenbar wichtigen Schritt, so mag er solches allenfalls mit einem besondern Zwischenstriche zum Besten der Einfältigen und Achtlosen bemerken; bey bessern Lesern bedarf es solcher Rippenstöße mit Queerstäben nicht.

Vermuthlich hat David sein *Sela* zur Erweckung gebraucht. So gar häufig findet man es doch aber in den Psalmen nicht; und Habacuc ist eben

so sparsam damit. Sollten diese Männer wohl nicht empfindsam genug gewesen seyn? Wenn unsere Queerschreiber in den Psalmen nach ihrer Art hausen sollten, so würden sie weit bunter werden, als sie David mit dem **Sela** gemacht hat. Aber dann freylich auch eine ganz andere Uebersetzung. Was ist **Luther** gegen unsere modernen Stylisten?

Noch Eins! Nicht einmal in einer Predigt, darin uns doch das allerwichtigste gesagt werden soll, was man Menschen zu sagen hat, kann ich viel Queerstriche erträglich finden; und wenn es auch eine sehr gute Predigt wäre. Was sollen Queerstriche in einer Rede, die so gedruckt heißt, als sie gehalten worden? Hat etwa der Redner bey dem mündlichen Vortrage an den Stellen derselben zu seinen Zuhörern gesagt: **Hier kommt ein Queerstrich**? Oder hat er seinen Zuschauern das Zeichen eines solchen Strichs mit dem Finger in die Luft gemacht? Er hat gewiß ohne Queerstrich geprediget. Warum kann und will er sich denn nicht ohne Queerstrich lesen lassen? Sollen etwa diese Striche alles ersetzen, was der mündliche Vortrag voraus hat, und bey dem Lesen abgehet? So müßte man ihnen vieles ansehen können, wozu meine Augen zu schwach sind b). Oder sollen sie bey dem Leser den Eindruck machen, den der Zuhörer, und Zuschauer nicht gefühlt hat? Das mag seyn. Ihr großmächtigen Striche! So müßt ihr denn erbauen helfen! O **Saurin**! ach **Moßheim**! Eure Predigten müßten wieder umgedruckt und mit Queerstrichen gehörig versehen werden. Es ist sonst kein Geschmack darin. Ein Wink für die Buchhändler, dergleichen auch mit andern alten und neuern Büchern, die einen bleibenden Werth haben, zu veranstalten. Jedoch wäre damit zu eilen; weil der Modegeschmack nicht von Dauer zu seyn pflegt.

Das Resultat c) meiner bisherigen Bemerkungen sollte nun wohl seyn, daß

b) Recht sehr wäre zu wünschen, daß Zeichen erfunden würden, mit welchen man Predigten solcher Canzelmeister, die eine fürtreffliche Action haben, und vorzüglich gut moduliren, so abdrucken könnte, daß daraus die ganze Action, die Stimme, die Veränderung der Stimme in Schwächung, und Verstärkung, in Langsamkeit, und Geschwindigkeit des Sprechens, im sanftern und härtern Aussprechen, die Veränderungen des Tons, die Haltung des Tons, die Pausen, u. s. w. deutlich ersehen werden könnten; und zwar mit möglichster Vermeidung des Notenmäßigen, damit man nicht in Gefahr komme, in das Singende zu fallen. Wie lehrreich wäre eine solche Erfindung für diejenigen, die sich der Canzel widmen? Wie lehrreich auch für die Leser so abgedruckter Predigten? Welch eine große Lücke würde auch dadurch in der Homiletik ausgefüllet? Lebendige Muster machen zwar dieses alles sehr entbehrlich; aber solche hat man nicht aller Orten. Vielleicht wird die Sache noch glücklich erfunden. Aber die Queerstriche wollen es gewiß nicht ausmachen. Sie könnten indessen Dienste mit thun.

c) Der geneigte Leser beliebe zu bemerken, daß ich mich hier dieses Modeworts auch bediene.

daß die Queerstriche nur an sehr wenigen Stellen Platz finden könnten. Man wird wenigstens daraus ersehen, daß sehr vieles dagegen zu erinnern sey. Ich halte solche Erinnerungen für sehr nöthig. Wo dem Uebel nicht bald Einhalt gethan wird, so nimmt es Ueberhand. Man weiß ja, wie die Deutschen sind, wenn sie einmal wohin gerissen werden. Predigten, Gesänge, Gebete, Briefe, Acten, Recepte, Zeitungen, alles wimmelt zuletzt von Queerstrichen, und man kann nirgend mehr ohne Anstoß gehen. Welch eine Menge solcher Striche würde man erblicken, wenn ein Liebhaber derselben ein empfindsames Orchester beschreiben sollte, dem der Hamlet für baar Geld gegeben d) worden? Ganz Ohr — ganz Auge — ganz Gefühl — hingerissen — schmelzen — u. s. w. wenigstens eine Seite voll; wozu denn ein großes Maaß der Geduld gehörte, um es auszuhalten. Wie viel Millionen Queerstrichstempel mögen wohl schon bey den Schriftgießereyen bestellet seyn? Möchten sie doch wieder abbestellet werden. Bey einer neuen Auflage von Menkens Charlatanerie der Gelehrten würde der Queerstrich ein beträchtlicher Artikel zum Nachtrage werden. Da könnte es denn heißen: siehe da! Steckenpferde, auf welchen die Leutlein so gern reiten. Ganz geschickt sind die Queerstriche, dergleichen vorzustellen. Könnte ich doch dem eingerissenen großen Misbrauche derselben steuren, und den Queerstreichern einen fatalen Queerstrich machen —

d) Ein ganz sonderbarer neuer Ausdruck in der Theater-Welt. Ich bewundere oft, was für eine gewaltige Sucht seit etlichen Jahren unter den lieben deutschen Schriftstellern ist, solche neue Wörter zu machen, und alte Wörter so zu gebrauchen, daß sie der Sache selbst wenig angemessen sind. Sonst hieß es von den Theater-Stücken, man habe sie gespielet, vorgestellet, aufgeführet. Das war Deutsch, das Jedermann verstand. Jetzt giebt man sie. Ob vielleicht die Comödianten unter einander so reden mögen? und ob ihre Verehrer denn glauben, daß ein Ausdruck mit einem Comödien-Stempel sogleich so gültig seyn müsse, als courante Münze? Wer besser Geld kennet, der nimmt dergleichen Gepräge nicht für voll.

An den Herrn Verfasser des Aufsatzes im 5ten und 6ten St. dieses Magazins die Viehseuche betreffend.

I.

Mein Herr,

Es wird Ihnen ohne Zweifel angenehm seyn, wenn ich durch den Weg dieses Magazins Ihnen eine Nachricht mittheile, welche zur Bestätigung Ihrer Gedanken etwas beytragen kann. Es ist in hiesigem Lande wirklich noch ein Ort vorhanden, welcher, eben so wohl als der Ihrige, das Glück gehabt hat, von der Viehseuche allemal befreyet zu bleiben, ungeachtet die umliegenden

liegenden Oerter alle, oder größestentheils davon betroffen worden, und welcher dieses Glück auch eben so wohl, als der Ihrige, von einem ihm eigenthümlichen Bache herleitet. Im J. 1757 ist die Viehseuche durch alle umliegende Oerter verbreitet gewesen. Und ungeachtet wegen der damaligen Kriegsunruhen keine obrigkeitlichen Vorkehrungen dagegen gemacht werden können, ungeachtet einige damit angesteckte Oerter hieselbst alle Sonntage zur Kirche gekommen, so ist dieser Ort dennoch verschont geblieben. Im J. 1776 richtete die Viehseuche auf hiesiger Nachbarschaft wiederum traurige Verwüstungen an. Sie wurde damals zwar nicht ganz allgemein, dennoch aber berührte sie die Grenzen des zu diesem Dorfe gehörenden Bezirks. Zwey Dörfer, die nur eine halbe Stunde von hier entfernt sind, und deren Viehweide an die hiesige gränzet, wurden von der Seuche heimgesucht. Dennoch blieb dieses Dorf frey. Das hiesige Vieh weidet den ganzen Sommer über an einem größtentheils kahlen, doch nicht gar hohen Berge. Unsere Viehweide ist daher von einem ziemlich weitläuftigen Umfange, dabey, wie die Bergweiden gemeiniglich zu seyn pflegen, mager, aber doch gesund. Doch dieses haben die benachbarten Oerter mit dem hiesigen gemein. Eigenthümlich aber ist diesem Orte ein Bach, welcher in einem tiefen Thal, von welchem der Berg in der Mitte durchschnitten wird, hinfließet, und welcher ein sehr weiches und warmes Wasser hat. Das Vieh muß diesen Bach alle Tage einige mal durchwaten, und kann also mit aller Gemächlichkeit seinen Durst daraus löschen. Von da fließt der Bach durch hiesiges Dorf, und dient also auch im Winter dem meisten Vieh zur Tränkung. Unter dem Dorfe aber in einer kleinen Entfernung ergießt er sich in einen andern Bach, daher die benachbarten Dörfer davon keinen Nutzen mehr schöpfen können.

2.

Es ist mir ein Dorf bekannt, welches auf Erfordern näher angezeigt werden kann, das von der Viehseuche verschont blieb, da die benachbarten Dörfer von dieser landverderblichen Plage heimgesucht wurden. In der Lage dieses Dorfs konnte der Grund davon nicht liegen, weil solche mit den übrigen gleich war. Wahrscheinlich war es das Getränk, welches das Vieh gesund erhielt; dieses war eine Salzquelle, woraus das Vieh den größten Theil des Jahrs hindurch getränkt wurde. Würden mehrere ähnliche Beyspiele bekannt werden, so würde vielleicht mit der Zeit ein sicheres Verwahrungsmittel gegen dieses unheilbare Uebel von den Naturkündigern ausfindig gemacht werden können.

T. R.

Hannoverisches Magazin.

19tes Stück.

Freytag, den 5ten März 1779.

Meine Erfahrungen vom spanischen Klee; sowohl nach seiner Bauart, als großen Nutzbarkeit; dabey zugleich etwas zur Beantwortung der 2ten Anfrage im 12ten St. des Hannov. Magazins von diesem Jahre vorkommt.

Wer den spanischen Klee kennet, und ihn jemals selbst gebauet hat, der wird wissen, wie nützlich er in der Haushaltung für das Vieh sey, und daß er vor allen andern Futterkräutern einen großen Vorzug habe. Er giebt ein reichliches und vortreffliches nahrhaftes Futter für Pferde, Hornvieh, Schafe und Schweine. Er geräth sowohl im schweren kleyichten Boden, als auf Sandfeldern. Er bedarf keiner sonderlichen Wartung; dauret drey und mehrere Jahre aus; kann grün verfuttert, auch trocken zu Heu gemacht werden; und verbessert das Erdreich.

Der Klee nimmt mit einem jeden Boden vorlieb, er sey Kley- oder Sandland. Weil er aber nicht für ein Jahr allein gesäet wird, sondern verschiedene Jahre ausdauren soll, so versteht sich von selbst, daß das Land, darauf man ihn bauen will, stärker gedünget werden muß, als sonst bey Feldfrüchten zu geschehen pflegt. Auf vier Quadratruthen Landes à 14 Fuß ein Fuder Mist mit zwey Pferden, das ist die Proportion, die er verlangt, wenn er anders gut gerathen soll, und man den Nutzen davon haben will, den man erwartet. Das Land, darauf er gesäet werden soll, muß im Herbste zweymal gepflüget werden, und also, umgeegget, den Winter über liegen bleiben. Im folgenden Frühjahr fährt man den Dünger, Pferde- und Kuhmist durch einander vermischt, darauf, und pflügt solchen alsobald unter. Nun kann man das Land allenfalls etwas liegen lassen, oder man kann es auch gleich bestellen, nachdem es an der Jahrszeit ist. Man säet auf einen Acker, um von demselben bald Futter zu erhalten, gerne Gersten oder Haber mit Klee vermengt aus. Gersten ist besser als Haber, weil letzterer mehr Unkraut hervorbringt, welches nachmals den Klee verdämpft. Nach dem aber, was man mit dem Klee säen will, richtet man

sich in Ansehung der Zeit der Aussaat. Haber wird eher gesäet. Ausgangs März ist die beste Zeit seinen Acker mit Gersten zu bestellen. Das Verhältniß des Klees zum Gersten ist neun Pfund zu einem Braunschweigschen Himten Gersten. Man säet alsdenn den Gersten zuerst, und egget ihn gehörig ein. Darauf wird der Kleesaamen ausgestreuet, und auch eingeegget. Hat man nun eine Walze zur Hand, dies nützliche Werkzeug, bey allen Arten Sommerfrüchten vorzüglich zu gebrauchen, so thut man wohl, den Acker damit zu überziehen, damit der Saamen fest zu liegen komme. Nicht aller Saamen aber ist von gleicher Güte. Der gelbe und dabey glänzende ist der beste.

Der Gersten kömmt zuerst hervor. Er wird also auch eher gemähet, als der Klee. Die beste Zeit ihn zu mähen ist, wenn er anfängt zu schossen. Alsdenn ist er auch am besten zu verfuttern. Man kann den Gersten auch zum zweyten mal mähen, ehe der Klee so weit kömmt. Oftmals treibt dieser aber auch schon so stark, daß er mit der zwoten Gersten-Schur zugleich kömmt. Die beste Zeit den Klee zu mähen, wenn der Gersten heraus gemähet ist, ist, wenn er Köpfe kriegt und anfängt zu blühen. Alsdenn ist er gut so wohl grün zu verfuttern, als auch zum Heu machen, davon weiter unten gehandelt werden wird.

Man hat behaupten wollen, daß der Klee, wenn er grün gefuttert wird, dem Viehe schädlich sey. Das Hornvieh soll darnach auflaufen, und Pferde sollen davon blind werden können. Nichts weniger! Und ich kann vermöge einer zwölfjährigen Erfahrung das Gegentheil bezeugen. Nie habe ich die geringste schädliche Wirkung davon verspürt, und beyde Hornvieh und Pferde haben ihn mit der größten Begierde ohne Schaden gefressen. Es kömmt nur darauf an, daß er zu gehöriger Zeit gemähet wird. Ich weiß zwar nicht, ob er schädlich sey, wenn man ihn, wenn er noch jung ist, verfüttert. Man hat mir es aber versichern wollen. Und aus dieser Ursache habe ich, weil ich mein Vieh nicht gerne wagen wollte, immer erst anfangen lassen damit zu futtern, wenn er blühen wollte. Er soll auch schädlich seyn, wenn er im Thau gemähet und verfuttert wird. Auch deswegen habe ich ihn erst mähen lassen, wenn der Thau bereits abgetrocknet war. Aus Vorsicht kann man auch etwas Stroh darzwischen schütten, und also dem Viehe geben, so ist er um so weniger schädlich. Niemals haben mein Vieh und Pferde einigen Schaden genommen, ob sie gleich täglich mit Klee gefuttert sind.

Bey Kühen nimmt die Milch und Butter einen besondern Geschmack an, wenn sie stark oder beständig mit Klee gefuttert werden. In diesem Falle muß man dem Dinge abhelfliche Maaße schaffen. Es findet sich ein ganz leichtes Mittel darwieder. Man muß das Vieh den Klee nicht allein fressen lassen. Ein jeder weiß, das natürli-

che

che Futter der Kühe sey das gemeine Weydengras, da nun der Klee ein gekünsteltes Futter ist, so sollte man solches dem Vieh niemals allein, sondern mit Gras vermischt geben. Das ist insonderheit nöthig bey der Stallfütterung. Läßt man aber das Vieh hinaus gehen, so kann es die Zeit, da es im Hause steht, mit bloßem Klee gefuttert werden. Dies macht bey ihnen eine Mischung des geringern Futters mit dem reichern, und da ihre Milch durch den Gebrauch des Klees vermehret wird, so behält sie auch durch den Gebrauch des gemeinen Grases zugleich ihren ordentlichen Geschmack.

Auch Schaafe fressen den Klee sehr gerne. Man kann sich dabey einigen Vortheil verschaffen. Pferde so wohl, als Kühe pflegen wie vom Klee, also auch vom Heu etwas auszuschießen, das sie nicht fressen wollen, oder im Stall ziehen. Dies geht gemeiniglich verloren. Ich habe deswegen allezeit einige Schaafe im Pferde- und Kuhstall gehalten, die sich davon genähret, und recht gut dabey gestanden haben. Man sollte nicht glauben, wie diese Thiere sich an einander gewöhnen können. Sie gewinnen sich recht lieb, und ich habe Schaafe gehabt, die die Pferde nicht verlassen wollten, wenn sie aus mußten. Sie folgten ihnen allenthalben nach, giengen mit ihnen aus dem Stalle, und wieder hinein, ohne dazu im geringsten angetrieben zu werden.

Schweine fressen den Klee ebenfalls recht begierig. Er muß ihnen aber geschnitten in den Trog gegeben werden, weil sie sonst darauf herum treten, und ihn durch ihren Urin verderben. Sie müssen auch nicht zu viel davon bekommen, weil er sehr hitzig ist. Man kann es merken, so bald man sich nur dem Viehstall nähert, da einem die Hitze recht entgegen schlägt.

Pferde läßt man bey solchem Futter brav arbeiten und zuweilen die Ader öffnen.

Bey dem Futtern mit Klee ist zu beobachten, daß der gemähete Klee im Hause nicht dicke auf einander gelegt werden müsse. Er erhitzt sich sonsten, und das Vieh will ihn nicht fressen. Je dünner er aus einander gestreuet wird, desto besser ist es.

Wenn der Klee bey der Aussaat seine gehörige Düngung bekommen hat, so braucht man sich nun nicht weiter um ihn zu bekümmern. Er steht im Winter keine Gefahr, ohne alle Bedeckung, und leidet keinen Schaden. Nur diejenigen, die bey der Aussaat desselben mit dem Dünger sparsam gewesen sind, machen sich dadurch auf die folgende Zeit viele Mühe. Diese müssen alle Herbste etwas kurzen Mist darüber bringen, und solchen im Frühjahr wieder abharken. Sie gewinnen aber dadurch nichts mehr, als andere.

Ganz etwas besonders ist es, daß der Maulwurf ein Kleefeld gewaltig durchwühlet, und einen Haufen Erde bey dem andern aufwirft. Diese müssen im Frühjahr mit einer verkehrten

Harke aus einander geschlagen und geebnet werden, damit der darunter befindliche Klee nicht gedämpft werde. Darauf fährt man mit einer schweren Walze über den Klee, damit der im Winter etwas aufgefrorne Klee wieder niedergedrückt, und seine Wurzeln befestiget werden.

Man kann den Klee auch zum Heumachen gebrauchen. Das ist ein besonders großer Vortheil für den Landmann in solchen Gegenden, wo es an sonstigen genugsamen Wiesen fehlet. Ich muß aber auch sagen, daß es sehr schwer halte, ihn, seiner Fettigkeit wegen, zu trocknen. Man kann ihn dreymal im Jahr mähen. Niemals aber eher, als wenn die Pflanzen voller Köpfe sind, und einige schon in der Blüte stehen. Alsdenn ist es die rechte Zeit ihn zu mähen, und es muß alsdenn geschehen, weil sonst die Wurzeln gar zu sehr entkräftet werden, und nur wenige Schossen wieder austreiben. Zum ersten male geschieht es etwa im Anfange des Junius. Zum zweyten male gegen die Mitte des Julius. Zum dritten male aber in der Mitte des August. Die zwote und dritte Schur sind nicht so ergiebig als die erste. Man sucht sich jedesmal zum Mähen eine gute Witterung aus, von welcher man vermuthen kann, daß sie einige Tage gut bleiben werde. Alsdenn schlägt man seinen Klee nieder. Wer Gelegenheit dazu hat, der thut wohl, wenn er den gemäheten Klee sogleich anders wohin zum Trocknen bringen läßt. Dadurch gewinnt er den Vortheil, daß die Kleepflanzen nicht zu sehr zertreten werden, und Luft erhalten fortzuwachsen. Bey gutem Wetter läßt man den Klee gleich beym Mähen aus einander streuen. Hat es den Anschein, daß es die Nacht trokken bleibe, so kann man ihn ausgebreitet liegen lassen. Er bethauet zwar wohl. Weil er aber noch grün ist, so schadet ihm solches nicht allein nicht, sondern er wird auf diese Weise auch um einen Tag eher trocken. Scheint es aber am Tage, da er gemähet wird, daß es regnen wollte, so läßt man ihn im Schwade liegen, und kehrt ihn am folgenden Tage bey guter Witterung nur bloß um. Ueberhaupt erfordert er fleißige Hände. Je dünner er ausgebreitet wird, desto geschwinder trocknet er. Einige haben die üble Gewohnheit, beym Heumachen die Harke hinterwärts zu halten, und in dem Grase oder Klee was herum zu klopfen. Dadurch rollen sie den Klee zusammen, treten auch mit den Füßen auf demselben herum, und machen, daß sie ein Paar Tage mehr zum Trocknen desselben bedürfen. Besser ist es, vor sich weg zu hauen, den Klee mit der Harke von der Erde etwas in die Höhe zu schlagen, damit er luftig zu liegen komme, und allemal erst vor den Füßen reine Bahn zu machen. Man bringe ihn alsdenn Nachmittags bey gutem Sonnenschein recht warm in Haufen, streue ihn aber des Morgens nicht eher aus einander, bis der Thau völlig abgetrocknet ist; so wird man bey gutem Wetter in höchstens

fünf

fünf Tagen seinen Klee getrocknet haben.

Für Regen muß man sich beym Kleetrocknen sehr hüten. Er wird schwarz davon, und bleibt kein so angenehmes Futter mehr, als er sonst zu seyn pflegt. Man muß sich wundern, wenn man sieht, wie der Klee beym Trocknen zusammen schrumpft.

Einige halten dafür, daß der Klee das Land mager mache und aussauge. Allein solches ist irrig, und ich weiß aus eigener Erfahrung, daß man gute Korn- und Flachsernten darnach ziehen könne.

Bvstdt. J. H. Pr.

Zur Beantwortung der 2ten Anfrage im 12ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre: Wie aus dem Klee gutes Heu zu verfertigen?

Nicht nur der Mangel an Wiesenwachs macht den Bau und die Trocknung der Kleearten dem Landwirthe nothwendig; sondern auch da, wo die Stallfütterung eingeführt ist, wird es selten unvermeidlich bleiben können, einen Theil des zur grünen Fütterung bestimmten Klees nicht trocknen zu müssen.

Der erste Wuchs des Klees im Frühjahr muß bey gleichem Lande, wenigstens bey zwey und dreyjährigem Klee, nothwendig auch gleich stark seyn; und ob man schon bey einem Theile den Schnitt früher anfängt, wird man doch nicht das Ende desselben erreichen, bevor er nicht zur Fütterung untauglich wird, das ist, Saamen setzet. Daher thut man besser selbigen zu Heu zu machen, als ihn so alt zu füttern; indem man alsdenn gewiß schon von dem zuerst geschnittenen Klee wiederum für den ganzen Lauf der Stallfütterung sehr brauchbaren haben wird, und der in dem zweyten, dritten, und wohl vierten Schnitte durch das vorgängige periodische Abmähen auch eben so periodisch seinen zeitigen Wuchs liefert.

Die hieselbst eingeführte Stallfütterung hatte mich von jenem unvermeidlichen Vorfall, daß der Klee bey frechem Wuchse zum grünen Füttern oft zu alt werde, belehret, und dies setzte mich nun in die Nothwendigkeit mit der Trocknung des hier gebauet werdenden spanischen Klees Versuche zu machen.

Ich hatte in irgend einer ökonomischen Schrift gelesen: der Klee könne nicht auf die Art, wie Gras, zu Heu gemacht und im Sonnenscheine verarbeitet werden; inmaßen er alsdann seine Blätter, als das nahrhafteste, verlöre; vielmehr müsse er feucht die nöthige Bearbeitung erhalten.

Bey dem ersten Versuche sonderte ich den zum Heu zeitigen Klee in zwey

 Theile,

Theile, und ließ die eine Hälfte mit den beym Grase üblichen Handgriffen zum Heue machen.

Diese etwa acht Tage erfordernde Heuung lieferte mir nichts, als nackte Stengel, wovon die Blätter durch die Bearbeitung abgefallen waren. Und ich war also selbst überzeugt worden, daß die gewöhnliche Heuung nicht beym Klee Statt finde.

Die andere Hälfte blieb in den Schwaden, wie er gemähet war, ungefähr zwey Tage liegen, darauf ward er mit einem Stiele oder Geffel (Gabel) umgekehret und ruhete wiederum zwey bis drey Tage bis ich eine Erstarrung der Säfte bemerkte. Hierauf ließ ich selbigen kurz nach Sonnen-Aufgang noch mit Thau beleget, oder wenigstens noch von der Nacht feucht in kleine Hocken (Haufen) bringen, diese aber alle Tage vor Sonnen-Aufgang, oder nach Untergang derselben, wie es die Feldgeschäffte zuließen, umhocken, und so lange damit fortfahren, bis wirklich alle Säfte desselben mir gedörret schienen. Zu dieser gänzlichen Procedur waren bey guter Witterung etwa 12 bis 14 Tage Zeit erforderlich gewesen. Gegen Abend, jedoch bevor der Thau gefallen, ließ ich selbigen aufladen, einfahren, und hatte ihn nun mit Beybehaltung aller Blätter eingescheuret. Hier hat er sich weder erhitzet, noch ist er durch Feuchtigkeit verdorben, sondern hat sich so gut, wie das beste Marschheu, futtern lassen. Gleichwohl bemerke ich, daß ich selbigen den Kühen zum Häxel schneiden und dieses mit Oelkuchenwasser anfeuchten lasse; weil das Vieh bey bloßer Futterung desselben den größten Theil der Stengel zurücklassen, und man also einen Theil davon verlieren würde.

Einen Vorfall darf ich nicht unberührt lassen, der oft dabey eintreten kann. Wenn nemlich bey der Heuung des Klees eine Regenzeit einfällt, so wird das Geschäffte sehr verlängert, und der Klee bekömmt eine schwärzliche Farbe. Allein dieses kann ihm zu der Fütterung nicht viel schaden; immaßen ich gefunden, daß er noch die nemlichen Nahrungssäfte, als ein in heitern Tagen eingescheuertes und mehr grünliches Kleeheu gehabt habe.

Aus obigen ersten Versuchen und meiner darnach in der Folge ausgeübten Procedur, kann ich für die beste Heuung und Einscheurung des Klees nun folgende Regeln angeben:

1) Man mähe den Klee, wenn er die Blüte zeigt.

2) Man lasse ihn zwey bis drey Tage nach Maaßgabe der Witterung in den gemäheten Schwaden liegen.

3) Man schlage ihn darauf mittelst eines Stiels oder Geffel um, und lasse ihn also wiederum 2 bis 3 Tage liegen.

4) Man mache kleine Haufen von demselben, wenn er feucht ist, als kurz vor Aufgang der Sonnen, oder nach Untergang derselben.

5) Man hocke ihn täglich so lange um, bis er ganz gedörret ist.

6) Man lasse ihn gegen Abend, gleichwohl ehender als der Thau fällt, laden und einscheuren, doch

7) Hüte

7) Hüte man sich ihn zu früh, ehe er gänzlich gedörret, einzufahren; damit er sich nicht wieder in den Scheuren erhitze, schimmlich werde, und dem Viehe dadurch schade.

Einbeckhausen. J. F. Ziegler.

Anzeige eines im Druck herauszugebenden Chronologischen Verzeichnisses der Urkunden von Niedersachsen.

Der Nutzen der Urkunden in der Geschichte, Geschlechtskunde, Erdbeschreibung, Bürgerlichen, Staats- Lehn- und andern Rechten &c., die Schwierigkeit, solche bey der Menge der Schriftsteller, worin sie zerstreuet sind, zu finden, der Beyfall, welchen des seligen Hofrath Georgisch Regesta Chronologico-Diplomatica Europæ und des sel. Schöttgens Inventarium Diplomaticum Historiæ Saxoniæ Superioris gefunden haben, auch der Wunsch vieler grossen Gelehrten, daß mehrere dergleichen Repertoria, besonders von den Provinzien des Deutschen Reichs, vorhanden seyn möchten, haben mich vor verschiedenen Jahren bewogen, an die Verfertigung eines Inventarii Diplomatici Historiæ Saxoniæ Inferioris & omnium Ditionum Brunsvico-Luneburgicarum Hand anzulegen, und die günstige Aufnahme solcher Arbeit von verschiedenen Kennern hat mich bey diesem höchst weitläuftigen Unternehmen so aufgemuntert, daß ich jetzo im Stande bin, wenn mich das gelehrte Publicum zu unterstützen nicht abgeneigt seyn wird, die Herausgabe desselben anzukündigen.

Ich zeige demnach an:

a) *daß ich zwar, wie das Probeblatt, welches von mir zur Einsicht ausgegeben wird, ausweiset, mir das beliebte Schöttgensche Inventarium, sowohl der innerlichen als äußerlichen Einrichtung nach in der Hauptsache, auf das genaueste zum Muster vorgeleget, daß ich aber doch*

b) *nicht durchaus wie Schöttgen einerley Sprache gebraucht habe, sondern das Excerptum größtentheils in der Sprache der Urkunde und mit ihren eigenen Worten liefere; Nöthiger Kürze aber und Deutlichkeit halber habe ich auch zuweilen den Extract in einer andern Sprache gefasset, doch ist, wenn ich mich einer andern Sprache bedienet habe, durch die beygefügten Buchstaben T. L. oder F. angezeiget: ob die Urkunde Teutsch, Lateinisch oder Französisch geschrieben sey.*

c) *ist, wenn es bey der Urkunde geschehen, auch bey dem Auszuge bemerkt, ob erstere aus dem Original oder einer Abschrift genommen sey.*

Wie nun der Nutzen dieser Arbeit sich nicht nur auf Niedersachsen und die benachbarten Kreise, sondern auf das ganze Deutsche Reich erstrecket, welches die Geschichte Henrici Leonis und

und der Kaiser aus dem Sächsischen Hause sattsam bewähret: so darf ich mit Zuversicht hoffen, daß sich hinlängliche Beförderer dieses Werks, wozu ein Vorrath von etwa 8 *Alphabeten zum Druck bereit liegt, finden werden, und nehme daher nebst dem hiesigen Buchführer Schmidt a dato bis zum* 15. *April* c. a. *Pränumeration und Subscription unter folgenden sehr billigen Bedingungen an:*

1) *Die Pränumeranten bezahlen innerhalb dieser Frist Einen Thaler, wovor ihnen nach Ablauf eines Vierteljahres zwey Alphabete auf gut Druckpapier bis Hannover frey geliefert werden, und pränumeriren von neuem auf die zwey folgende Alphabete Einen Rthlr. welche sie ebenfalls bey Ablauf des nächsten Vierteljahres erhalten und so weiter bis das ganze Verzeichniß vollendet ist.*

2) *Wer einen Ducaten auf einmal pränumeriret, erhält dafür sechs Alphabete.*

3) *Diejenigen welche nur subscribiren, bezahlen für jede zwey Alphabete* 1 *Rthlr.* 8 *Ggr.*

4) *Wer ein Exemplar auf Schreibpapier verlangt, bezahlt für jedes Alphabet noch* 3 *Ggr.*

5) *Die wenigen Exemplarien, welche außer der für die Pränumeranten und Subscribenten bestimmten Anzahl noch gedruckt werden, können demnächst nicht unter* 20 *Ggr. das Alphabet verkauft werden.*

6) *Der Preis der nöthigen Register kann noch nicht bestimmet werden, man wird aber solchen gleichfalls auf das billigste ansetzen.*

7) *Obgleich der Druck außerhalb Hannover geschiehet, so werde ich doch die Correctur selbst besorgen, und das Werk in möglichster Accuratesse liefern.*

8) *Die Namen derjenigen Freunde, welche auswärts Pränumeration und Subscription annehmen, sollen nächstens angezeigt werden. Vorzüglich aber erbitte ich mir den Beytritt der Postämter und angesehener Buchläden, mit welchen ich auf billige Art ihrer Bemühungen halber zu contrahiren mich erbiete. Hannover den 9ten Februar* 1779.

P. G. Hempel,
Juris Practicus.

Hannoverisches Magazin.

20tes Stück.

Montag, den 8ten März 1779.

Fragmente aus der Naturgeschichte, zur weitern Beförderung dieser nützlichen Kenntnisse.

Die Naturgeschichte ist ein Mode- und Lieblingsstudium unsers Jahrhunderts. Es ist aber dieselbe so reich an Materialien, daß wir bey allem unermüdeten Fleiß ihrer Freunde und Verehrer, noch lange nicht mit der Wissenschaft werden zu Ende kommen, deren Umfang mit dem Umfange der Welt gleiche Grenzen hat. Konnte Lavater allein über die Gesichter der Menschen vier große Bücher schreiben: wie viel könnten denn nicht über das unzählbare Heer aller übrigen Theile der Körperwelt, über ihre äußerliche und innerliche Gestalt, Struktur und Beschaffenheit, über die besondern Kräfte, Eigenschaften, Absichten, Verwandlungen — derselben verfertiget werden? Ich weiß es wohl, daß die Naturforscher darin schon sehr große Schritte gethan haben. Nur über das einzige Völkchen Insekten, das die Welt mit Wachs und Honig versorgt, hat man schon ganze Reihen Bücher. Der müßte noch sehr ein Fremdling in dieser Wissenschaft seyn, der die großen, zum Theil prächtigen und kostbaren Naturhistorischen Werke, wenigstens dem Namen nach, nicht kennen sollte, die ihren Verfassern so viel Ehre machen. Dennoch scheint es mir, daß die Kenntniß der Natur nicht bloß in die Grenzen akademischer Hörsäle und eigentlicher gelehrten Schriften, eingeschränkt, sondern vielmehr über ein ganzes lesendes Publicum, und noch weiter, ausgebreitet zu werden verdiene. Und deswegen habe ich es gewagt, in diesen Blättern einen kleinen Versuch zu machen, und aus der großen Anzahl der Merkwürdigkeiten in der Naturgeschichte einige Fragmente heraus zu heben, ob vielleicht diese Proben einen Wink zur weitern Beobachtung der Natur in ihren mannigfaltigen Wundern abgeben möchten.

Eigentliche Naturforscher, die sich aus der Untersuchung der verschiedenen Gegenstände dieser Körperwelt ein besonderes Geschäfft machen, werden freylich in diesem Aufsatze wenig, oder nichts Neues antreffen. Ihre Schrif-

ten selbst sind bereits voll von tausend Merkwürdigkeiten, die ihr Auge entdeckt, oder ihre Feder beschrieben hat. Ich suche nur diejenigen durch diesen Wink aufmerksam zu machen, die sich nicht ausdrücklich mit der Naturkunde abgeben, daß sie nicht so schnell und flüchtig vor jedwedem im Wege liegenden Steine, vor jedwedem kriechenden Wurme, oder vor einem flatternden Insekte, oder vor einer beblümten Wiese vorüber gehen, sondern auf die Sonderbarkeiten, zu deren Betrachtung sie die Natur mit leiser Stimme einladet, etwas mehr Achtsamkeit verwenden, damit der wunderbare Schöpfer in seinen Werken immer weniger verkannt werde. Vielleicht hat es auch den Nutzen, daß mancher neue Schönheiten, neue Verhältnisse, neue Eigenschaften dieser oder jener Naturprodukte entdeckt, die selbst den Naturkundigen bisher noch entwischt sind. Großen Aufwand fordert eine Wissenschaft nicht, es sey denn, daß man sie recht systematisch und ausführlich lernen wollte, zu welcher hauptsächlich aufmerksame Augen erfordert werden. Und gesetzt, die Natur wäre in manchen Stücken zu geheimnißvoll für unsere zu schwachen Blicke, so kann, wenigstens in einigen Fällen, ein kleines Vergrößerungsglas oft dasjenige ersetzen, was dem unbewaffneten Auge zu dunkel schien. Wem es übrigens noch einfällt, zu fragen: Was nützt es, ob ich die tausend Augen der Stubenfliege zähle, oder nicht? dem kann ich weiter nichts antworten, als daß er eben dadurch dem Schöpfer selbst einen Vorwurf mache, daß er diese Fliege mit so viel Augen versehen hat.

Die Merkwürdigkeiten in der Natur erstrecken sich über alle drey Reiche derselben. Eigentlich ist alles, was wir darin sehen, hören, fühlen und empfinden, unserer ganzen Aufmerksamkeit würdig. Luft und Wasser, Thäler und Berge, Holz und Steine, Gras und Blumen, Vögel und Fische, kriechende und andere Thiere, — alle erschaffene Wesen haben so viel sonderbare Eigenschaften, Kräfte und Beziehungen, daß sie einen denkenden Kopf auf die lehrreichste Art unterhalten können. Aber das ist eben der Fehler der Menschen, daß die gewöhnlichen Erscheinungen ihre Neugier am wenigsten zur genauern Untersuchung reizen. Ohne Nachdenken sehen sie täglich hundert Dinge vor Augen, welche denjenigen, dem sie ganz unbekannt wären, vielleicht zum Erstaunen hinreißen würden. Sie treten einen Ameisenhaufen mit Füßen, ohne etwas weiter davon zu wissen, als daß es Ameisen sind; geben aber gern einen halben Gulden, um einen Ameisenbär zu sehen, der aus fremden Landen zu ihnen gebracht wird, da doch die Oekonomie der ersten, wo nicht mehr, doch eben so betrachtungswürdig ist, als dieser. Falsche Denkungsart, nur auf das Seltsame zu achten und das Gewöhnliche nachläßig zu übersehen. Ich will mich bemühen einige Proben und Beweise zu geben, daß auch die gewöhnlichsten Dinge Werth genug

nug haben, mit achtsamen Blicken überschauet und mit nachforschenden Ueberlegungen durchgedacht zu werden. Ich werde aber auch das nicht ganz umständlich thun, da ich keine ausführliche Abhandlung habe schreiben, sondern nur einen Wink geben wollen, bey allen uns vorkommenden Dingen in der Natur, mit etwas tiefern Blikken in dieselben einzudringen, als es gemeiniglich zu geschehen pflegt.

Das **Steinreich** liefert einem forschenden Beobachter Materialien genug, seine Aufmerksamkeit auf eine angenehme Art zu unterhalten. Er mag es im Großen, oder im Kleinen betrachten; Seltenheiten genug, die ihm aller Orten aufstoßen werden. Ich will nicht von den chemischen und metallurgischen Arbeiten reden, zu deren Kenntniß nicht jedermann aufgelegt ist, oder Gelegenheit hat. Es bleibt außerdem für einen nachdenkenden Geist noch ungemein vieles zu betrachten übrig. Die verschiedenen **Erd- und Steinlager** der Gebirge zeigen uns mannigfaltige Spuren, die unsere Gedanken weit in die Vorwelt zurückführen. Zuweilen hat der Zufall ganze Berge dergestalt gespaltet, daß wir schon im Vorübergehen die Stufenfolge ihrer Eingeweide bemerken können. Oben eine Schicht **Erde**; dann eine Schicht **Lehm**; nun wieder feiner **Sand**; dann vielleicht **grober Kies**; nun eine Bank von dieser, dann von einer andern **Steinart**, oft bis zu mehr als einem Dutzend von Abwechslungen. Mir ist dieser Anblick immer auffallend gewesen. Er hat mich an die großen Revolutionen erinnert, die mit unserm Erdboden vorgefallen sind. Ich klaube ein Steinchen aus dieser aufgethürmten Masse heraus. Es ist allenthalben abgerundet, ob ich gleich deutliche Anzeigen gewahr werde, daß es ehemals scharfeckig gewesen. Woher denn diese Rundungen? Ohnfehlbar muß es einmal durch wiederholtes, viele Jahre lang dauerndes Herumwälzen, so abgeschliffen seyn. Federn kann die Luft und Baumblätter der Wind fortwälzen, aber keine Steine. Es muß daher ein festeres Fluidum, es muß Wasser gewesen seyn, wodurch dasselbe so fortgeschleppt worden. Und nun — seit wie lange hat es schon ruhig hier gelegen, — von welchem Orte, aus welcher Entfernung her ist es gekommen? Zwey hundert oder zwey tausend Meilen; vom Nord- oder vom Südervol? Noch mehr — diese mächtigen Bänke? — Ganz gewiß Sedimente ungeheurer Fluthen. Meere müssen sich aus ihren Ufern gerissen, diese Ueberschwemmungen verursacht, diese große Umstürzungen bewirkt, Tiefen zu Bergen und Berge zu Thälern gemacht, dadurch ihr voriges Bette ganz verändert, ihren Grund entblößt, neu entstandene Tiefen gewählt und jene trokken gelassen haben. Daß vormaliger Meeresgrund hieselbst gewesen, oder Schutt des Meeresgrundes hieher geschwemmt worden, so weit auch dieser Ort jetzo von der See entfernt ist, lehrt mich der Augenschein. Ich sehe hier

ein dickes Kalksteinlager. Ich sehe in demselben den Abdruck einer Seemuschel, so deutlich, wie das Original, das ich davon aufbewahre. Ich sehe eine gewundene Schnecke, mit einem noch fest ansitzenden Stückgen Perlmutterschale. Ich finde ein Stück von einem Seeigelschilde, ein Korallenzweiglein, ein Wurmröhrchen, noch andere Fragmente von Seekörpern. – Ist das alles in unsern Gewässern zu Hause? Ehemals kannte man, aus Mangel der Aufmerksamkeit, nicht alle Gegenden, wo dergleichen Versteinerungen gefunden werden. Mancher Gelehrte lebte mitten unter den Trümmern petrificirter Seekörper: aber es war seine Sache nicht, auf dasjenige Achtung zu geben, was zu seinen Füßen lag. Seitdem aber die Naturkunde in allen ihren Zweigen mehr Liebhaber gefunden; so wird bald kein Berg, kein Feld, keine Gegend mehr seyn, von der Spitze **Portugalls** her, bis zu **Rußlands** Grenzen, wo nicht der einheimische oder reisende Naturkundige, eben dergleichen Lagen mit Petrefakten sollte entdeckt haben. Woher nun das alles, zumal da in **Frankreichs** Steinlagern vielleicht **Baltische**, und an **Sibiriens** Bergen vielleicht **Indianische** Conchylien liegen? Sollte es nicht einem aufmerksamen Weltbürger anständig seyn, wo möglich, von allem, und also auch davon die Ursach zu erforschen.

Es war eine Zeit, da man alles das der **Sündfluth** zuschrieb. **Büttner**, **Lesser** und viel andere behaupteten diese Meynung mit desto größerer Zuversicht; je mehr dadurch der Beweis der **Mosaischen** Erzählung konnte berichtiget werden. Seitdem aber **Hollmann** und andere sehr scheinbare Zweifel dawider erregten; so wurden viele Neuere schüchtern, eine bezweifelte Hypothese ferner zu behaupten, und nahmen zu allerhand unbestimmteren Naturempörungen, zu Erdbeben und innern Entzündungen oder auch zu andern unbekannten Wasserfluthen ihre Zuflucht. So viel ist wohl gewiß, von großen Zerrüttungen durch Ueberströmungen müssen diese Bänke und Lagen entstanden seyn. Es scheint auch, daß man **nicht alles** von der, in der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts erzählten Sündfluth herleiten kann, daß man vielmehr noch andere, entweder ältere oder jüngere Ueberschwemmungen annehmen müsse. Allein, warum sollte man nicht wenigstens einen großen Theil dieser Veränderungen des Erdbodens als eine Wirkung der so lange geglaubten **Mosaischen** großen Begebenheit ansehen? Fast konnte sie allein das ausrichten, wovon wir die Ursachen aufzusuchen bemühet sind, wenn wir ihre Ausdehnung nicht zu enge einschränken. Immer neue Einstürzungen konnten den Fluthen immer wieder eine neue Richtung geben. Große Länder konnten bald trocken, bald wieder überschwemmt und dann aufs neue vom Wasser verlassen werden. In Jahresfrist konnten sich dergleichen Abwechselungen vielfältig zutragen und dadurch ganz heterogene

gene Sedimente und Bodensätze über einander aufgehäuft werden. Ueber leichtere Schichten konnten sich zum zweytenmale schwerere, dann wieder leichtere u. s. w. anlegen, bis sich endlich die Gewässer eine fixirte Tiefe zu ihrem Bette wählten, alles übrige aber zu der gegenwärtigen Beschaffenheit nach und nach erhärtete und trocken wurde. Wenn **Burnet's** alte sinnreiche Theorie nicht ihre anderweitige Schwierigkeiten hätte; so könnte vieles aus derselben sehr natürlich erklärt werden. Mein Zweck ist es hier nicht, ein Apologet der **Noachischen Wasserfluth** zu werden; aber ganz, dächte ich, müßte man sie nicht aus der Reihe der Ursachen ausstreichen, welche die wichtigen Revolutionen des Erdbodens verursacht haben. Des Hrn. Hofraths **Kästner** Gedanken hierüber a), ganz dem Scharfsinn dieses berühmten Gelehrten ähnlich, verdienen hier angeführt zu werden. „Außerdem, sagt er, daß sich den Naturforschern überall Berge voll Urkunden zeigen, gegen welche alle Geschichtsbücher jung sind, ein einziges etwa ausgenommen, dessen Urheber aber gewesen, eher, als die Berge und die Erde und die Welt gewesen sind; so haben die Geschichtschreiber von je her die Werke der Menschen sorgfältiger erzählt, als die Werke der Allmacht. Unzählbare Proben überführen uns, daß das Meer viele von unsern höchsten Gebirgen eine längere Zeit als 150 Tage, bedeckt hat. Vielleicht hat sich das Gewässer der Sündfluth, nach Verfluß dieser Zeit, nur vornemlich von den Gegenden verlaufen, die **Noah** zu bewohnen angefangen hat, und andere Länder sind später davon befreyet worden. Daß wir bey uns versteinerte Sachen aus den entferntesten Weltgegenden finden, scheint allerdings eine allgemeine Ueberschwemmung darzuthun, und wenn diese Versteinerungen eine längere Zeit, als die Zeit der Sündfluth, unter Wasser gestanden zu haben, zu erfordern scheinen; so können sie doch wohl von der Sündfluth herrühren, deren Wasser sich an solchen Orten, vielleicht lange Zeit hernach erst, verloren hat.„

Doch ich will von allgemeinen Betrachtungen zu speciellern Bemerkungen übergehen. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen im **Mineralreiche** ist die **Krystallisation der Salze**. Jedwede Art derselben besteht aus anders gestalteten Theilchen, deren Figuren sichtbar werden, wenn sie nach geschehener Auflösung, es sey in größerer oder geringerer Menge, wieder anschießen. Freylich wird mancher denken: Was nutzt mir eine Kenntniß, die weiter keinen Einfluß auf Gewinn oder Verlust hat? Allein hat sie diesen Nutzen nicht; so kann sie doch zu einer dem menschlichen Verstande würdigen Vergnügung, zur Bewunderung der Weisheit des Schöpfers, der in einen jedweden andern Naturkörper auch andere

a) Siehe die Note im 5ten Bande der von ihm übersetzten Abhandl. der Königl. Schwed. Akademie der Wissenschaften. S. 140.

dere Eigenschaften gelegt hat, und Scheidekünstlern zu vielen erheblichen Einsichten gereichen. Gesetzt man läßt einen Tropfen Salzwasser auf den Tisch fallen, und man wollte die Aufmerksamkeit haben, wenn derselbe wieder getrocknet ist, den Fleck nur durch ein mäßiges Vergrößerungsglas zu betrachten; so sollte es doch auch wohl ungelehrten Beobachtern merkwürdig vorkommen, so viel herumliegende Quaderstücke daselbst zu finden, und daraus zu lernen, daß das Kochsalz aus viereckigten cubischen Theilchen bestehe. Am artigsten sind die Versuche mit dem Salmiaksalze, und zwar, wenn man den Punkt abwartet, da das aufgelösete Salz eben wieder anfängt anzuschießen. Kann man da mit einem gewaffneten Auge die Stelle übersehen; so wird man auf einmal die schönsten Figuren, gleich als aus einem Chaos, erwachsen sehen. Spieße, Rauten, Prismata, Rhomboiden, und was mehr für Gestalten reizen bey andern Gattungen salzartiger aufgelöster und wieder trocknender Körper einen jedweden Beobachter zu der angenehmsten Verwunderung. Und wer dergleichen eigene Versuche nicht anstellen kann, dem werden wenigstens die Zeichnungen in dem Martinischen Naturlexicon, und die davon im Text enthaltenen Beschreibungen, mehr Licht ertheilen.

Unter die gewöhnlichsten Steine des Erdbodens gehört unstreitig der Kalkstein. Aber eben diese Steinart ist es, an welcher wir eine Eigenschaft wahrnehmen, die uns in Verwunderung setzt, so wenig sie auch geachtet wird. Der Mensch übersieht die außerordentlichsten Wirkungen der Natur gar zu leicht, so bald dieselben alltägliche Erscheinungen werden. Kalkartige Steine werden in einem glühenden Ofen gebrannt, und wenn sie wieder kalt worden sind und mit Wasser begossen werden; so bekommen sie nicht allein die Eigenschaft, eine fast größere Menge Wasser zu verschlucken, als ihre eigene Größe ausmacht, sondern gerathen auch mitten unter und in dem Wasser, in einem Elemente, das sonst das Feuer auslöscht, zu einer solchen Hitze, die dem kochenden Wasser gleich ist, oder gar dieselbe noch übertrifft. Und nun wird der gewesene Kalkstein eine lederhafte weiche Materie, die, wenn sie aufs neue mit Wasser angemacht und der trocknenden Luft ausgesetzt wird, die Härte eines Steins annimmt, und Mauern und Gebäude so fest verbindet, daß sie Jahrhunderte lang zusammen halten. Uralte Trümmer, welche vielleicht schon länger als tausend Jahr gestanden, trotzen bis jetzt noch vor unsern Augen der strengsten Witterung und der sonst alles zerstörenden Zeit durch diesen Mörtel. Physiker und Chemisten mögen den Grund dieser Erscheinung weiter aus einander setzen. Hier kann es zu wissen genug seyn, daß durch die außerordentliche Hitze des Brennofens ein großer Theil der eigenthümlichen Materie dieser Kalksteine verjagt wird, daher sie eben dadurch um die Hälfte leich-

leichter, als zuvor, werden, daß das Wasser plötzlich in die leergemachten Zwischenräume eindringe, daß dadurch die in den gebrannten Steinen häufig befindliche Feuermaterie in eine schnelle und heftige Bewegung versezt werde, und daß sich eben dadurch die große Hitze, die wir bey dem löschen bemerken, erzeuge. Wenn aber auch hiedurch der Erfolg dieser Naturbegebenheit begreiflich wird; so bleibt sie deswegen nicht weniger wunderbar. Kaltes Wasser auf kalte Steine gegossen, bringt augenblicklich eine Hitze herfür, die stärker als kochendes Wasser ist. Ein Beweis, daß die Natur reich an Produkten sey, die, wenn sie gleich den Schein eines Wunders an sich haben, doch ohne Zauberkünste, bloß durch ihre natürlichen, nur den Menschen oft verborgenen Kräfte, gewirkt werden.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Bemerkung von außerordentlich früher Erscheinung der Schwalben.

Es giebt bekanntermaßen verschiedene Meynungen von dem Winteraufenthalt der Schwalben. Einige behaupten, sie zögen im Herbst nach wärmern Gegenden; andere, sie verschliefen den Winter in Wasser und Sümpfen; andere unterscheiden die Arten der Schwalben und behaupten von einigen den Zug in warme Länder, von andern den Winterschlaf. Hierüber ist schon sehr viel gestritten und geschrieben. Jeder weiß seine Meynung mit Zeugnissen zu bestärken. Selbst gerichtliche Beweise sind zu unumstößlicher Bestätigung der zwoten Meynung aufgeboten. Ich habe das Unwahrscheinliche derselben niemals finden können, das Herr Professor Leche dabey zu finden vermeynet (Siehe Hannoverisches Magazin von 1766. 97stes Stück,). Man weiß ja, daß die Frösche auch den Winter in Sümpfen und unterm Wasser zubringen, und noch mehrere Geschöpfe verschlafen den Winter. Der ersten Meynung, von dem Zuge in warme Länder, wird hin und wieder von Reisenden widersprochen, die den Winter auf den Maroccanischen Küsten zugebracht, und versichern, daß die dasigen Schwalben sich auch während des dasigen kurzen Winters entfernen und weiter nach Süden ziehen. Dieses negative Zeugniß einiger Reisenden möchte noch wohl nicht zureichend, und verschiedenes dagegen einzuwenden seyn. Dem sey wie ihm wolle; ich halte die dritte distinguirende Meynung noch immer für die wahrscheinlichste.

Daß wenigstens einige Arten Schwalben den Winter unterm Wasser

ser zubringen, beweiset folgende Bemerkung: Ich gehe am 19ten Febr., an einem heitern und nach jetziger Jahrszeit außerordentlich warmen Tage, Nachmittages zwischen 1 und 2 Uhr mit meinem Bedienten und einem kleinen Hunde bey einem Bache vorbey, der an einigen flachen Stellen einen steinigten Boden, an tiefe ren Stellen aber einen weichen Grund und übrigens einige Schwefelquellen hat, die sich weit durch den Geruch verrathen, und vielleicht die Wärme des Wassers in ihrer Nähe befördern. Ich lasse zum Spaß den kleinen Hund aus dem Wasser apportiren, und stehe am flachen Ufer dicht am Wasser. Kaum ist der Hund zwey Fuß weit vom Ufer, als nahe bey ihm eine Schwalbe, welche aus der Luft senkrecht herab kommt, vor meinen Augen ins Wasser schießt und untertaucht. Etwa eine halbe Minute nachher kommen etwa fünf bis sechs Schritt von diesem Orte, aufwärts des Flusses, zwo Schwalben wieder aus dem Wasser heraus, fliegen am Bache hin und zwitschern. Kaum konnte ich meinen Augen trauen, in so früher Jahreszeit Schwalben zu sehen. Ich war aber so nahe dabey und sah sie so deutlich, daß ich nicht irren konnte, und mein Bedienter sah sie auch.

Voriges Jahr ließen die ersten Schwalben in der hiesigen Gegend den 7ten April, und also sieben Wochen später sich sehen, und ehe sie ankamen, war eine große Menge beschwerlicher Mücken da. Auch jetzt giebt es schon viele Mücken, ja sogar schon Buttervögel, welches sehr früh ist. — Aller Vermuthung nach haben jene frühe Schwalben in den Ufern des Baches, welcher doch ziemlich schnell fließt, unterm Wasser gelegen, und sind durch die Wärme der Sonne, die gegen die an der einen Seite etwas erhöheten Ufer des Baches viele Kraft hat, aufgeweckt und ermuntert worden, die Witterung zu versuchen.

Die ältesten Leute wissen sich nicht zu erinnern, so früh Schwalben gesehen zu haben, und es war mir dieser Vorfall besonders merkwürdig. Er schien mir daher einer Bekanntmachung würdig. Auch das verdient hiebey bemerkt zu werden, daß die Schwalben gar nicht matt und kümmerlich schienen, wie man nach ihrem Winterschlafe und langem Fasten vermuthen sollte, sondern sie flogen schnell und mit fröhlichem Gezwitscher am Bache hin.

O . . . Wp.

Hannoverisches Magazin.

21tes Stück.

Freytag, den 12ten März 1779.

Fortsetzung der Fragmente aus der Naturgeschichte, zur weiteren Beförderung dieser nützlichen Kenntnisse.

Wenn Kunst und Natur zu Einem Zweck arbeiten; so erwachsen daraus öfters die nützlichsten Dinge. Hievon haben wir ein Beyspiel an dem Glase, einer Materie, die im menschlichen Leben einen ausgebreiteten Vortheil gewährt, ob sie gleich nicht genug nach ihrem Werthe geschätzt wird. Ich scheue mich nicht, das Glas mit in die Reihe der Naturkörper zu setzen, da auch wohl die Natur allein, ohne Zuthun menschlicher Kunst, Glas erzeugt, wenigstens die rohen Materialien desselben das meiste dazu beytragen, und die Kunst weiter nichts thut, als daß sie diese Bestandtheile nur zu Einer Masse zusammenschmelzt, und mit Hülfe des Feuers, zu einem ganz andern Wesen umformt. In unsern Tagen sind in allen Häusern Glasfenster; aber noch vor wenigen Jahrhunderten war solches nur ein Vorzug der Kirchen und großer Städte. Wer allerhand interessante Nachrichten davon lesen will, der kann sie in des Herrn **Prof. Beckmanns Technologie** finden. Ist es denn nun wohl billig, daß die meisten Menschen über diese wohlthätige Gabe der Natur so nachläßig wegsehen. Wenn in den rauhen Gegenden **Deutschlandes** unsere Fensteröffnungen, entweder mit hölzernen Laden verschlossen werden müßten, die uns des angenehmen Tagelichts berauben würden, oder wir wären gezwungen, bey offenen Laden und durchbrochenen Gittern einen jeden Durchzug schneidender Lüfte auszustehen, welch ein unerträgliches Ungemach! So aber scheidet eine dünne durchsichtige Glaswand uns und die strengste Kälte von einander. Ohne die Unbequemlichkeit stürmischer Winde ertragen zu dürfen, können wir unsere Zimmer von allen Seiten fest verschließen, und doch durch die einfallenden Sonnenstrahlen dergestalt erleuchten lassen, als ob wir unter freyem Himmel lebten. Die zärtlichste Dame kann das helleste Gemach bewohnen, und doch ein jedwedes rauhes Lüftgen abhalten, das ihr Nervensystem erschüttern würde. Der Kranke kann ruhig auf seinem Lager

seine Ausdünstung abwarten, ohne daß ein streichender Luftzug plötzlich seine Schweißlöcher verstopfte. Wie vieles tragen die Spiegel nicht allein zur Pracht der Palläste, sondern auch zur Bequemlichkeit niedriger Stände bey. Perlende Weine aus Glasgeschirren zu genießen, erhebt das Vergnügen des Wohlgeschmacks. Und was für wichtige Vortheile hat die Naturlehre diesem Natur- und Kunstprodukte zu danken. Die ganze **Optik** beruhet auf Versuchen, die durch gläserne Instrumente angestellt werden. Von dem heftigsten Feuer in der ganzen Natur, das durch die concentrirten Sonnenstrahlen hervorgebracht wird, würden wir ohne Brenngläser und Brennspiegel keinen Begriff haben. Und in was für ein hinreißendes Erstaunen setzen uns die mikroskopischen Beobachtungen, durch Hülfe kleiner geschliffener Linsengläser eine unbekannte Welt zu entdecken, und die Natur in ihrer verborgensten Werkstelle zu überraschen. – Dennoch ist vielleicht unter Tausenden kaum Einer, dem es jemals eingefallen ist, über die Vortrefflichkeit des Glases, über seinen Werth und den nützlichen Gebrauch desselben einige Betrachtungen anzustellen; daß aus Sand, Asche u. d. gl. undurchsichtigen Körpern, die durchsichtigste Masse hervorgebracht wird, welche in der Dicke von etlichen Zollen noch immer ungehindert alle Lichtstrahlen durchläßt, und doch zugleich so fest und compact ist, daß die sonst alles durchdringende Luft nicht dadurch penetriren kann.

Hundert Menschen haben vom *Magnet* reden gehört, und die meisten unter denselben kennen doch vielleicht dies sonderbare Mineral nicht weiter als dem Namen nach, oder wissen höchstens, daß er das Eisen *anziehe* a). Selbst vielen, die vom Gebrauch des Compasses sogar praktische Kenntnisse haben, fehlt es doch oft an einer genauern theoretischen Kenntniß der magnetischen Kräfte. Was ist aber wohl mehr der Mühe werth, als die sonderbaren Wirkungen und Eigenschaften dieser Stein- oder Erzart, die sonst bey keiner einzigen Sache in der Welt so vereint, als hier, gefunden werden, wo nicht deutlich zu erklären, doch wenigstens nach ihrem Umfange zu wissen. Ich muß in der That gedrängt schreiben, wenn ich nur das hauptsächlichste davon berühren will. Daß jedweder Magnetstein zwey **Pole**, oder zwey Seiten habe, davon die eine allemal nach *Süden*, die andere nach *Norden* gerichtet ist, wenn man ihn in einem leichten Schachteldeckel auf einem stillstehenden Wasser herumtreiben läßt, oder an einem zarten Faden aufhängt; daß

a) Wenn ich hier von der *anziehenden* Kraft des Magnets rede; so bediene ich mich des Worts, wie es nicht allein im gemeinen Leben, sondern auch selbst in der Sprache der Gelehrten gebraucht wird, ohne zu bestimmen, ob solches durch einen eigentlichen Zug, oder vielmehr durch einen Druck von außen geschehe. Wer duldet nicht die eingeführte Redensart vom Auf- und Niedergange der Sonne, ob man gleich von ihrem wirklichen Stillstehen überzeugt ist.

daß er diese Kraft durch einen bloßen Strich einer stählernen Nadel mittheile, so daß sie vielleicht Jahrhunderte hindurch eben die Richtung behält; daß der Nordpol von dem Südpole eines andern Magnets angezogen werde, und im Gegentheil die beyden Pole, welche gleiche Namen haben, einander von sich stoßen; daß diese Richtung nach Norden und Süden dennoch in verschiedenen Ländern nicht gleich sey, sondern in dem einen mehr, in dem andern weniger von der wahren Mittagslinie abweiche, und zwar auf der einen Halbkugel nach Osten, auf der andern aber nach Westen zu; daß man mit Hülfe einer solchen Nadel auf dem Meere, wo kein Geleise die Spur einer schon befahrenen Straße zeigt, dennoch genau den Weg treffen könne, den man segeln will, und auf der Oberfläche des Erdbodens gerade den Punkt ausfindig machen kann, wo man durch einen senkrecht niedergesunkenen Schacht, auf einen bestimmten, viele Lachter tiefen Ort unter der Erde treffen werde; daß die Magnetnadel zugleich eine Inclination besitze, und sich mit der Nordspitze nach dem Mittelpunkt der Erde neige, und zwar je weiter nach dem wirklichen Erdpole zu, desto tiefer; daß eben deswegen die Nadel auf der einen Seite schwerer müsse gemacht werden, wenn sie nach der Bestreichung im Gleichgewichte bleiben soll; daß die Spitze, die nach Norden weisen soll, mit dem Südpol des Magnets müsse bestrichen werden, weil eben die beyden entgegenstehenden Pole eine Neigung zu einander haben: Wer muß das alles nicht mit Bewunderung betrachten! mit Erstaunen den unansehnlichen Stein in die Hände nehmen, in welchem der große Urheber der Natur so viel sonderbare Kräfte vereinigt hat! Eben so merkwürdig ist das **Anziehen des Eisens**, daß der Magnet diese Kraft bloß auf Eisen und Stahl äußere; daß, wenn die Kräfte beyder Pole vereinigt werden, die Wirkung desto stärker ist; daß jedwedes Eisen selbst zwey Pole habe, daher sich die Nadel drehet, wenn ich mit derselben an einer eisernen Stange, oder eisernen Ofen von oben herunter fahre, so bald ich etwas über ihre Mitte komme, welches vielleicht die Ursach ist, warum der Magnet keinen andern Körper, als diesen anzieht; daß ein kleiner Magnet oft viele Pfunde tragen und halten kann; daß diese Kraft bey vielen schon in der Entfernung von einem Fuße sichtbar werde; daß sie durch Holz und Metall, ja durch einen jedweden andern Körper plötzlich und unaufhaltsam durchwirke; daß man künstliche Magnete machen könne, die noch viel stärker, als die natürlichen wirken, ohne doch die wahre Beschaffenheit der Sache schon völlig ausgemacht zu haben; sollten alle diese sonderbaren Eigenschaften des Magnets nicht einer weitern Aufmerksamkeit der Menschen werth seyn! Noch will ich nicht einmal der neuern Erfindungen gedenken, da man mit Hülfe des Magnets merkwürdige Curen zu verrichten, versucht

hat, noch die Taschenspieler-Künste berühren, die den Zuschauer oft so auffallend überraschen, und ebenfalls durch die magnetischen Kräfte zwar gemacht, aber auch entdeckt und erklärt werden können.

Edle Steine sind eine der kostbarsten Zierden der Menschen, und sie genießen auch die verdiente Achtung derselben. Ihre ungemeine Durchsichtigkeit, ihre Härte, ihr Glanz, ihr blitzendes Feuer, ihre vortrefflichen Farben, — lauter Eigenschaften, womit der Schöpfer ein kleines Steinchen begabt hat, um auch in den Sandbergen **Indoskans** nicht unbemerkt zu bleiben. Juwelierer und Steinschneider, Herren und Damen, die sie bezahlen, oder auch oftmals nicht bezahlen können, wissen den Werth sattsam und oft zu hoch, zu schätzen, den diese überaus schöne Kleinodien haben, gegen welche vielleicht kein anderes Naturreich etwas ähnliches aufweisen kann. Allein, da die wenigsten Menschen eine genaue Kenntniß davon zu erlangen Gelegenheit haben; so will ich hier nicht weiter davon reden, sondern vielmehr von einer andern Steinart noch ein Paar Worte hinzufügen, die jedwedem gleichsam am Wege liegt, ich meyne die gewöhnlichen **Feuersteine**. Zehntausend mal wird vielleicht mit Stahl und Stein Feuer angeschlagen, ehe einmal der Jäger, oder der Soldat, oder auch der Hauswirth an die Wohlthat dieser, wieder ganz anders beschaffenen Naturwirkung denkt. Wer es noch nie gesehen oder niemals davon gehört hätte, möchte es dem nicht eben so seltsam vorkommen, daß die kältesten Materien feurige Funken von sich sprühen, als dem Nachdenkenden der erste elektrische Funke war, den er sah. Und was ist denn der Funke, der durch diese Reibung hervorgebracht wird? Warum durch das Anschlagen des Steins an Stahl? Warum muß es harter Stahl und Feuerstein seyn, wenn die Wirkung erfolgen soll? Es ist ausgemacht, daß in allen Dingen Feuertheilchen stecken, daß dieselben durch eine heftige Reibung dergestalt in eine schnelle Bewegung gesetzt werden, daß sie sich selbst entzünden, und dasjenige, was ihnen nahe kommt, ebenfalls zum Glühen oder Brennen bringen; daß zu dieser Friktion nothwendig sehr harte Körper, als Stahl und Stein, erfordert werden, obgleich bey weichern Körpern, als Holz, eben das erfolgt, wenn nur die anhaltende Schnelligkeit der Reibung vermehrt wird; daß der Funken, der davon entsteht, nichts als ein Stückchen abgeschlagenes glühendes Stahl sey, u. s. w. Ich sollte meynen, daß wenn auch der gemeine Mann mit dergleichen Kenntnissen an seinem Feuerzeuge stünde, es immer besser sey, als wenn er gar nichts dabey denkt.

Ich könnte hier noch von den eigentlichen **Mineralien** viel Merkwürdiges anführen. Ein genauer Blick auf ein wohl verseh[e]n[e]s Stufencabinet lehrt uns eine Menge unterirdischer Wunder Gottes kennen. Wer muß nicht die Pracht und Schönheit, das son-

sonderbare Gewebe, die seltsame Mischung, den blendenden Glanz, die hohen Farben, die ungewöhnliche Struktur mancher Drusen, die feine Arbeit der Natur an den zartesten Krystallspitzen und so viel andere Eigenschaften der meisten Erzarten, die sich in tiefen Klüften hoher Gebirge generirt haben, mit Verwunderung ansehen. Es verdrießt mich zuweilen, daß selbst Arbeiter, unter deren Händen eine so außerordentliche Verwandlung der Erzstufen vorgeht, als im Schmelzfeuer geschieht, oder der Bergmann bey der Gewinnung seiner Erze, nicht mehr theilnehmende Achtsamkeit beweisen, als der drehende Knabe an der Elektrisirmaschine, auf dem Bilde in **Krügers Naturlehre**, der lieber den Erdboden anstarrt, als daß er sich ein wenig drehen, und auf einen der sonderbarsten physikalischen Versuche einen neugierigen Blick werfen sollte. Allein wir wollen lieber eine Stufe weiter steigen auf der Leiter der Natur, und zu andern Fragmenten aus höhern Classen übergehen.

Schon weit mehr Ordnung, weit mehr Kunst und Absicht in dem **Pflanzenreiche**. Schon einigermaaßen organisirte Körper. Mehr Wachsthum und Entwickelung der zartesten Keime; mehr Leben, mehr Vollkommenheit, mehr reeller Nutzen für Menschen und andere lebendige Geschöpfe: aber auch mehr Vergänglichkeit, die doch durch eine unwandelbar festgesetzte eigene Fortpflanzung reichlich ersetzt wird. Ist ein Theil der Naturgeschichte in unsern Tagen stark bearbeitet worden; so ist es dieser. Freylich waren schon vor dem **Linné**, vortreffliche Kräuterkenner: aber seitdem dieser große Mann seinen meisten Fleiß und Scharfsinn auf dies Studium verwendet hat, ist die Botanik ungemein hoch gestiegen. Und doch noch immer Nachlese genug für andere, die auf seinen Schultern ein weiteres Feld übersehen, mehr zu berichtigen, mehr zu ergänzen Gelegenheit haben. Doch liegt die Kenntniß dieser vortrefflichen Werke der Schöpfung größtentheils nur in dem Gebiete der Naturforscher, ja nicht einmal aller. Wäre es nicht gut, wenn auch diejenigen, die nicht eigentliche Gelehrte heißen, die bewachsenen Berge, die Wälder, die Wiesen, wo sie so gern ihre Spaziergänge halten, ihre Küchen- Obst- und Blumengärten auf eine mehr wissenschaftliche Art untersuchten, und wenn auch ein Strahl davon bis auf den Bauer und Hirten herabfiele. Schon lange hat der Mangel botanischer Einsichten zuweilen großen Schaden b), wohl gar den Tod nach sich gezogen: hingegen sind die bisher immer allgemeiner, dem Hauswirth immer nützlicher gewordenen Felder von Futterkräutern eine Frucht der Untersuchungen, welche fleißige Beobachter in der Kräuterlehre damit angestellt haben, ohne des mannigfaltigen medicinischen Nutzens und des Ge-

b) Man kann ein noch ziemlich neues Beyspiel davon lesen in den Berlin. **Neuesten Mannigfaltigkeiten**. 1778. in der 73ten Woche S. 321. ff.

Gebrauchs der Pflanzen in der Färberey zu gedenken.

Ich finde aber bey der **allgemeinen** Betrachtung der Vegetabilien eine solche Menge von Merkwürdigkeiten, daß ich beynahe das Vorhaben, davon zu reden, wieder aufgeben möchte, um weder zu wenig, noch zu viel zu sagen. Doch will ich einiges herausheben, um Wißbegierige auf das übrige desto aufmerksamer zu machen. Das Wichtigste ist wohl die, seit nicht langer Zeit auf gewisse Grundsätze gebrachte Lehre von der **Befruchtung der Pflanzen.** Dunkel war dies Naturgesetz bereits in ältern Zeiten bekannt; aber unserm Jahrhundert, und insonderheit dem Manne, der über die ganze Naturkunde so viel Licht verbreitet hat, dem großen **Schwedischen Naturforscher** war es vorbehalten, diese Lehre zu berichtigen, von Zweifeln zu befreyen und ein System darauf zu bauen, das sich wahrscheinlich noch lange im Ansehen erhalten wird. Und dennoch ist die Kenntniß dieser sonderbaren Entdeckung noch nicht genug ausgebreitet. Es giebt noch manche, wenn sie auch auf diese und jene gute Einsichten einen gegründeten Anspruch machen können, denen es fremd ist, daß eine Vermischung des männlichen und weiblichen Saamenstaubes in den Fructificationsorganen der Pflanzen, daß gleichsam eine Begattung, selbst bey den Gewächsen, Blumen und Kräutern nöthig sey, wenn sie brauchbaren Saamen erzeugen und ihr Geschlecht fortpflanzen sollen.

Die Blumen sind an den allermeisten Gewächsen die **Werkstatt**, wo diese geheimnißvolle Arbeit der Natur vorgehet. Hier giebt es Behältnisse des **männlichen** Saamenstaubes und auch wieder **weibliche** Organe, die denselben aufnehmen, damit der Grundstoff der künftigen Pflanze gehörig befruchtet werde, und zu seiner Vollkommenheit gelange. Viele hundert Menschen haben wohl schon lange die artigen Stielchen mit ihren Knöpfgen, die staubigten Gefäße, die hörnerartigen Pistille, die andern Kapseln und Spalten in den Blumenkelchen gesehen: aber nie bedacht, wozu dieselben nützlich sind; so wie tausend Anstalten des Schöpfers, die von der größten Weisheit zeugen, den sonst so neugierigen Menschen oft Jahrhunderte lang verborgen bleiben. Sie sind es aber, die unumgänglich nicht fehlen dürfen, wenn der Baum Aepfel, der Weinstock Trauben, die Haselstaude Nüsse, und der Kohlkopf Saamen tragen soll; es sey denn, daß der Schöpfer andere Naturgesetze machte, als er bey Gründung dieses Erdbodens gemacht hat. Eine jedwede Blume an jedwedem Gewächse, einige wenige ausgenommen, deren Geschlechtstheile bisher noch den Naturforschern verborgen geblieben, und wenn sie auch zuweilen fast unsichtbar seyn sollte, hat gleichsam einen **Eyerstock**, in welchem der noch unbefruchtete Saame in unendlich kleiner Gestalt verborgen liegt. Wenn nun der Zugang zu diesem Eyerstocke sich öffnet, und der Staub, der auf an-

andern Theilen der Blume befindlich ist, seine gehörige Reife erlangt hat, so insinuirt er sich bis zu diesem Grundstoff, thut daselbst seine, selbst den Naturforschern noch unerklärbare Wirkung und nun erst kann aus den Embryonen des Saamens, wenn ich so reden darf, fruchtbarer, thätiger Saame werden. Die männlichen Befruchtungswerkzeuge nennt man **Staubfäden**, deren zuweilen nur einer, zuweilen mehr, ja wohl etliche hundert sind; die weiblichen Befruchtungstheile aber **Staubwege**. Gewöhnlicher Weise sind die Blumen an Bäumen, Büschen und Kräutern **Zwitterblumen**, das ist, solche, da **beyde** Befruchtungswerkzeuge nahe bey einander in **Einer Blume** sitzen; bey andern aber befinden sich zwar männliche Organe, wie die Kätzgen oder Schäfgen an den Nüssen, und die weiblichen Blüten an Einem Stamme, aber nicht dicht bey einander. Bey einer dritten Gattung sitzen die weiblichen Theile gar auf einer, und die männlichen wieder auf einer andern Pflanze, wie der Hopfen, so daß beyde wenigstens in der Nähe stehen müssen, wenn fruchtbarer Saame soll erzeügt werden. Und hier ist es, wo wir sichtbare Spuren einer göttlichen Weisheit bemerken, welcher es nicht schwer fällt, zu jedem Zwecke Mittel zu verordnen. Wie wollte bey diesen von einander oft ziemlich weit entfernten Fructificationstheilen die nöthige Befruchtung geschehen können, wenn der Schöpfer nicht dafür gesorgt hätte? Außer den Winden ist gewissen kleinen Insekten ein Naturtrieb eingepflanzet, den männlichen Saamenstaub zu den weiblichen Organen überzutragen. Unbekannt mit ihrer Bestimmung, suchen sie für sich ihre Nahrung in diesem Staube; aber oft ganz überladen damit, fliegen sie von einer Blume zur andern, damit durch den Dienst eines solchen fliegenden Thierchens der Mutterblume der benöthigte Staub zugeführt werde. Wunderbare Veranstaltungen Gottes in der Natur! Kunstverständigen zwar nicht mehr neu; aber vielleicht auffallend für die, die mit dieser Lehre noch nicht bekannt sind. Wir bewundern den Schöpfer, wenn wir den angenehmen Duft der Baumblüthe empfinden; sollte er nicht in unsern Augen noch größer werden, wenn wir bedenken, daß in dieser Blüthe ein solches Zeugungsgeschäfft vorgehet. Es ist gut, aus dem allgemeinen Anblick der Natur den großen Herrn derselben zu erkennen, der die Lilien auf dem Felde kleidet; aber müssen wir ihn nicht noch mehr verherrlichen, wenn wir tiefer in die Oekonomie seiner Werke eindringen, und wissen, **wie** er sie kleidet und warum er sie so und so gebildet hat.

Aus dieser Lehre lassen sich nun verschiedene andre Erscheinungen an den Pflanzen erklären. Warum tragen doch einige **gefüllte** Blumen selten, oder gar keinen Saamen, wie z. E. die gefüllte Levkoje? Der Grund liegt darin, daß in denselben die Staubfäden

fäden und Staubwege zu Blättern verwachsen sind. Wo also wesentliche Befruchtungstheile fehlen; da kann auch kein Saame erzeugt werden. Sind in der vollen Blume noch einige derselben übrig geblieben, wie bey Nelken, so kann die Blume dem ohngeachtet noch Saamen ansetzen. Aus dieser Lehre ist ferner die Muthmaßung entstanden, ob man nicht eine **künstliche Befruchtung** hervorbringen und den Saamenstaub von nicht ganz homogenen Pflanzen mit andern dergestalt vermischen könne, daß eine neue Art von Gewachs daraus entstehe? Und in der That hat man Versuche gemacht, denen es nicht am glücklichen Erfolge gefehlt, dergleichen Herr **Ebell in Berlin** mit der **Wunderblume** c) und andre angestellt haben. Ja, wer weiß, ob sich nicht solches schon oft, ohne Zuthun der Kunst, durch einen bloßen Zufall in der Natur selbst zugetragen und noch zuträgt? Woher kämen sonst die vielen Abarten von einer und eben derselben Familie, deren Anzahl, bey fortdaurender Cultur, beständig zunimmt? Man kann jetzt schon bey einer Art Blumen oft zehn bis zwölf Spielarten zählen, davon man vor wenigen Jahren kaum drey oder vier Abänderungen kannte. Aber nicht allemal wird man das Gebiet der Kunst über die, ihr überlegene Natur ausdehnen können. Sie hat ihre Grenzen, die sich nicht überschreiten lassen. Man kann solches aus der Verschiedenheit des Saamenstaubes schließen. Fast jede Art desselben, wenn er durch ein starkes Vergrößerungsglas betrachtet wird, hat eine andere Form und Gestalt. Fast jedes weibliche Organ einer Blume wird also auch dergestalt gebauet und eingerichtet seyn, daß sie nur zu der oder der Art des Staubes die gehörige Empfänglichkeit hat, und also möchte wohl eine fruchtbare Paarung zwischen Aepfeln und Birnen, zwischen Pflaumen und Kirschen so wenig, als zwischen einem Schmetterlinge und einer Wespe möglich seyn. Indessen bleibt es allemal seltsam genug, daß es bey einigen Gewächsen angeht, die, wo nicht sehr heterogen, doch im Wuchs, Farbe, Blumen und Blättern, ziemlich von einander unterschieden sind.

c) Siehe Beschäfftigungen der Berlin. Gesellsch. Naturforschender Freunde, 1ter Band, S. 380. ff.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Anfrage.

Welches ist die beste und leichteste Methode, den Kleesaamen, wenn er gedroschen, aus seinen zähen Hülsen oder Döpfen zu bringen? Darf man solche, wie einige angeben, in einen mäßig warmen Backofen legen, damit sie spröde werden und sich aufthun, ohne zu befürchten, daß der Saame dadurch Schaden nehme?

A. J. F. B.

Hannoverisches Magazin.

22tes Stück.

Montag, den 15ten März 1779.

Ueber die Flürant'sche Methode, bey verstopftem Abgange des Harns zu helfen.

Von Herrn Hofmedicus Marcard zu Hannover.

Den Anlaß zu folgenden Zeilen giebt mir die Schrift eines englischen Wundarztes Reid a), woraus erhellet, daß die Flürant'sche Methode den verstopften Harn auszulassen, obwohl sie schon im Jahre 1750 erfunden, und im Jahre 1760 durch den Druck bekannt gemacht ist b), dem ohngeachtet in England im Jahre 1774 noch gar nicht gekannt und ausgeübt wurde. In diesem Jahre nemlich war es, als Dr. Hamilton diesen Handgriff selbst erfand; da er in seinem Berichte an die Königl. Societät der Wissenschaften zu London sehr wahrscheinlich versichert, nie etwas von Flürant's Methode vorher gehört zu haben.

Ich stand in der Meynung, daß diese Methode in Deutschland seit langer Zeit so bekannt wäre als sie es verdient, und allgemein ausgeübt würde; zumal da ich mich erinnere schon vor verschiedenen Jahren mit einem vortrefflichen Wundarzte davon, als von einer ganz bekannten Sache gesprochen zu haben. Indessen da ich fand, daß diese gute Erfindung nur mit so langsamen Schritten in einem Lande fortgekommen war, wo sonst ein so guter Boden für dergleichen ist, nemlich in England, so dachte ich, es sey der Mühe werth zu untersuchen, wie es damit in Deutschland stehe; und nun findet sichs, daß diese Methode bey weitem nicht allgemein sey, von vielen Wundärzten nur erst seit der Erscheinung der Chirurgischen Wahrnehmungen des Herrn Schmuckers, der sie sehr nachdrücklich empfohlen hat, gekannt werde, und nur sehr selten ausgeübt sey. Es würde mir daher zum Vergnügen gereichen, wenn ich vermittelst des weit und breit gelesenen Hannoverischen Magazins etwas beytragen könnte, die

a) Der Titel dieser Schrift ist: An Enquiry into the Merits of Operations used in obstinate Oppressions of Urine London 1778.

b) In des Dr. Pouteau Melanges de Chirurgie.

Kenntniß dieser nützlichen Erfindung und leichten Operation weiter auszubreiten, als sie es bisher noch, zumal unter den Wundärzten von der geringern Classe, ist.

Bey Verstopfungen der Harnwege zu dem Grade, daß kein Catheter einzubringen ist, war vormals der Weg, von außen eine Oeffnung in die Blase zu machen, entweder über dem Schambeine in den Boden der Blase, oder im Perinnäum durch den Blasenhals. Die erste Methode ist schmerzhaft, beschwerlich und oft unzulänglich, man kann die Blase niemals ganz ausleeren, und wenn die Verstopfung lange dauret, so hilft die Operation zu nichts. Der zweyte Weg ist schmerzhaft und gefährlich, wegen der vielen Theile die dabey leicht verletzt werden können; und es hat sich erwiesen, daß er oft den Tod nach sich zog. Daher war es eine der wünschenswerthesten Erfindungen der Wundarzneykunst, die den dritten leichten, nicht schmerzhaften, nicht gefährlichen, die Absicht völlig erfüllenden Weg, an den Tag brachte.

Die Operation besteht darin: wenn die Harnblase aufgetrieben ist, so merkt man einen sehr starken Eindruck derselben im Mastdarm; dieser Umstand gab auch dem Herrn Flürant zuerst den Gedanken zu seiner Erfindung ein. Man hat alsdenn weiter nichts zu thun, nachdem der Mastdarm durch Clystiere wohl gereinigt ist, als den Zeigefinger der linken Hand in den Mastdarm an den Ort zu bringen wo man den Trokar durchstoßen will, man bringt den Trokar am Finger hinauf, indem die Spitze etwas in die Röhre zurückgezogen ist, und stößt sie hinein. Der Schmerz ist ganz unbedeutend und die Verwundung der Theile ohne Gefahr. Ich wollte oftmals lieber zu dieser Operation rathen, als den Catheter in manchen Fällen zu appliciren, wo es schwer hält und große Schmerzen macht, und wo man mit Unwillen den Grausamkeiten zusieht, die dabey ausgeübt werden. Für Wundärzte ist es nicht nöthig anzumerken, daß übrigens diese Flürant'sche Methode, wegen der Lage der Theile, nur bey Mannspersonen möglich sey, und nicht bey dem weiblichen Geschlechte, das aber auch zum Glück seltner in den Fall kömmt.

Der Trokar, so wie er ursprünglich von Flürant angegeben, und bisher in Berlin gemacht worden ist, ist länger als ein gewöhnlicher Trokar, und nebst seiner Röhre ein wenig gebogen, diese letztere hat unten an einer Seite ein kleines Blatt, womit sie im Perinnäum durch Bandagen befestigt wird; man läßt diese Röhre so lange in der Wunde sitzen als es nöthig ist, und verstopft sie mit einem kleinen Pfropf, damit der Harn nicht immerfort fließe.

Bis dahin ist alles, was ich von der Flürant'schen Methode gesagt habe, wenigstens den wohl unterrichteten Wundärzten, bekannt, und soll nur für diejenigen geschrieben seyn, die nichts davon wußten.

Nun

Nun aber kann ich noch was hinzuthun, das die neuesten Bemerkungen und Verbesserungen des Herrn Flürant selbst über diesen Gegenstand betrifft, und das folglich allgemein nützlich, und vielen angenehm seyn wird hier zu finden; es ist ein Brief des Herrn Flürant selbst.

Der Wundarzt Reid wünschte einige nähere Nachrichten aus Frankreich über diese Operation zu haben, und wandte sich deswegen an die beyden Männer die dadurch besonders bekannt waren, er schrieb einen Brief an den Doctor Pouteau, und im Fall derselbe nicht mehr am Leben wäre, richtete er ihn an den Herrn Flürant selbst. Dieser lezte antwortete darauf in einem Schreiben, das ich hiermit ganz einrücken will.

* * *

Lyon, den 20ten Jan. 1778.

Mein Herr,

Es war sehr gut, daß Sie die Vorsicht brauchten, bey Ihrem Briefe an den Herrn Pouteau, im Fall er gestorben wäre, eine andere Person zu substituiren, denn wir haben diesen würdigen Mann, meinen Freund und Gehülfen, wirklich vor etlichen Jahren durch den Tod verloren; und die Wundarzneykunst hat dadurch einen wahren Verlust erlitten. Dieser Umstand giebt mir also Anlaß mit Ihnen in Briefwechsel zu gerathen, welches mir um desto angenehmer ist, da ich dadurch das Vergnügen haben kann, Ihnen, als Urheber einer Methode, aufs völligste alle die Aufklärungen darüber zu geben, die Sie zu erhalten wünschen. Wenn ich meine Antwort etwas aufgeschoben habe, so ist es lediglich aus dem Grunde geschehen, weil ich gerade im vorigen Monate die Operation an einem sehr alten Mann gemacht hatte, dessen Harnröhre und Blase in sehr übelm Zustande waren, wovon ich Ihnen gern den Ausgang mittheilen wollte.

Diese Operation wird sehr oft in unsrer Stadt vorgenommen, vorzüglich im Hospital, und sie ist jedesmal von glücklichem Erfolge gewesen. Ich habe auch von verschiedenen auswärtigen Wundärzten die Nachricht erhalten, daß sie dieselbe mit Nutzen unternommen haben; unter andern auch von dem berühmten Holländer, dem Doctor Camper, der von mir verlangt hat ihm ein Instrument zu schicken. Ich muß aber hier bemerken, daß ich bey diesem Instrumente Verbesserungen gemacht habe, die es von demjenigen unterscheiden, das man in Kupfer gestochen hat. 1) Lasse ichs jezt um sechs Linien länger machen, weil ich befunden habe, daß es Personen giebt, bey welchen man anders schwerlich die Stellen abreichen kann wo sich die Blase ründet, und wo man die Punctur nur allein vornehmen sollte. 2) Ist der Handgriff am Trokar länger, wodurch man in Stand gesezt wird mit mehr Leichtigkeit durchzustoßen, indem man die Hand niederdrückt, um desto sicherer zu seyn, daß man auch wirklich die Blase durchbohre. 3) Habe ich die

Röhre des Trokars nach Art der flexiblen **Catheter** verfertigen lassen, (comme les algalies brisées & elastiques, die aus plattem Silber- oder Golddrath gewunden sind), welches ein sehr wesentlicher und nothwendiger Umstand ist, damit die Röhre sich desto besser der Lage des Mastdarms und dessen Oeffnung anschmiege, die Theile umher weniger verletze, und sich nicht so leicht aus der Blase herausziehe, wie ichs sonst wohl auf eine sehr unangenehme Weise erfahren habe. Endlich, 4) habe ich das große Blatt oder Blech (pavillon) unten an der Röhre weggenommen, weil ich fand, daß die Röhre niemals Neigung habe, in den After hineinzudringen, sondern vielmehr sich immer herausdränge. Statt dieses großen Blattes habe ich ein kleines ovales angebracht, an welchem zwey Löcher befindlich sind, vermittelst welcher dasselbe an beyden Seiten durch Bänder an einen Gürtel befestigt und genugsam gehalten werden kann.

In Betracht der Operation die ich ganz kürzlich gemacht habe, und von welcher ich Ihnen Nachricht geben wollte, so geschah sie an einem alten siebenzigjährigen Manne, der schwammigte Geschwülste in der Harnröhre hatte, die so viel Blut von sich gaben, so oft man die Sonde hineinbrachte, daß ich dadurch ganz allein bewogen wurde meine Punction zu machen; und da die Blase nicht hinreichend aufgetrieben war um ihre Ründung im Mastdarm deutlich abzudrücken, so sprützte ich sie mit genugsamen lauligen Wasser auf, (wie beym Steinschnitt) und die Operation gelang mir vollkommen; sie wäre auch ohne hinreichende Ausdehnung der Blase gar nicht thunlich. Die Fehler der Harnröhre wurden nunmehro mit Bougies behandelt. Die Röhre ließ ich in der Blase neun und dreyßig Tage, ohne Beschwerde, sitzen. Nach dieser Zeit gieng der Harn wieder seinen natürlichen Weg, und die Röhre, die ich bald wegnehmen wollte, gieng nunmehro einmal bey einem Stuhlgange von selbst mit weg, weil der Kranke nunmehro versäumte den Finger gegen die Röhre zu drücken, welches er zuvor bey jedem Stuhlgange thun mußte. Dieser Mann ist übrigens völlig geheilt und hat keine Beschwerde nachbehalten. Ich weiß sonst kein Werk worin von diesem Instrumente gehandelt ist, außer dem berühmten anatomischen und pathologischen Werke des bemeldeten Herrn Camper's, der auch die Methode beschrieben hat. Unsere chirurgische Akademie zu Paris hat derselben bloß in den öffentlichen Vorlesungen erwähnt, aber sie hat den ganzen Aufsatz nicht abdrucken lassen, weil man es vermuthlich übel empfunden hat, daß ich denselben in die Melanges des Herrn Pouteau habe einrücken lassen.

Das ist es, was ich Ihnen über diese Sache mittheilen kann, und was Ihnen nicht unangenehm seyn wird, da Ihnen sowohl das Beste der Menschheit als auch die Vervollkommnung

unsrer Kunst am Herzen zu liegen scheint.

Ich wünsche sehr an Ihrer Achtung Theil zu haben, und versichere daß ich — bin u. s. w.

Flürant.

Diesem Briefe des Herrn Flürant muß ich noch beyfügen, daß in Frankreich, wie ich mit Verwunderung vernehme, diese Methode noch gar wenig Schritte gemacht habe. In unsere Gegenden ist nun durch des Herrn Schmuckers Werk die Kenntniß derselben gekommen, und das Instrument, nach dem ersten Modell, hat man aus Berlin haben können; doch weiß ich nicht daß diese Operation selbst schon ausgeübt sey. Dieses aber weiß ich zuverläßig, daß Einer von den Chur-Hannoverischen Regimentsfeldscherern die mit den Truppen in Gibraltar stehen, dem diese Methode von unserm Herrn General-Chirurgus Guckenberger bekannt gemacht und empfohlen war, diese Operation daselbst einmal mit gutem Erfolg vorgenommen habe.

Beantwortung der im 12ten Stücke des Hannov. Magazins geschehenen Anfrage: Wie ist der Klee gut zu trocknen? *)

In dem 12ten St. des Magazins von d. J. heißt es: Unter allen Futterkräutern ist unstreitig der Spanische Klee das allerbeste, und die, welche glücklich genug sind, diesen bauen zu können, mögen dreiste Verzicht auf alle andere Künsteleyen dieser Art thun. Weit nutzbarer aber würde der Klee da werden, wo man Mangel am Wiesewachs hat, wenn er nicht so höchst beschwerlich zu trocknen wäre. Es giebt indessen doch eine Manier, wie man den Klee gut trocknen kann, da sie aber nicht durchgehends bekannt ist, so würde deren Mittheilung einen Platz in diesem Magazin verdienen u. s. w.

Der Herr Verfasser dieser Anfrage hat Recht, der Bau des Klee ist ein vorzügliches Stück unserer Landwirthschaft. Nur Schade, daß noch so wenige ihn gehörig betreiben oder zu betreiben wissen, und daß unter diesen der Bauer immer der letzte seyn wird, der seinen Vortheil darin findet. Vielleicht kann der Anbau ausgebreiteter werden, wenn man einsieht, daß man denselben trocknen, einernten und als Winterfutter gebrauchen kann, das in der Güte auch das beste Heu offenbar übertrifft. Die neueste Art, diese Trocknung zu veranstalten, giebt des Herrn Grafen von Borke Beschreibung der Stargordtschen Wirthschaft, die auf das Verlangen der patriotischen Gesellschaft zu Breslau im vorigen Jahre mit des Herrn Oberforstmeisters von Wedel Bemerkungen zehen Bogen Octav gedruckt worden ist. Für den Landwirth und den Cameralisten eine lesenswürdige Schrift, da sie

*) Obgleich in dem 19ten Stücke des Magazins schon zwey Beantwortungen dieser Anfrage abgedruckt worden, so hält man dennoch die gegenwärtige nicht überflüßig, und wird solche den Landwirthen ohne Zweifel angenehm seyn. A. d. H.

sie die Verbesserung einer verödeten Feldmark beschreibt. Die Hauptverbesserung derselben hat der ruhmwürdige Eifer des Herrn Besitzers in Einführung der Kleeernte gesucht und glücklich gefunden, und da er darin von dem Kleetrocknen handelt, so theile ich die Beschreibung zur praktischen Nachfolge mit.

So lange man sich aus Büchern über das Kleetrocknen Raths erholete, hat man das Heumachen von diesem Gewächse für eine Zauberey gehalten, so bald man aber einsah, daß man durch vieles Wenden und Kehren ein Drittel verlor, so ist man auf die einfache und der Sache angemessenste Methode verfallen. Diese besteht darin, daß man den Klee, wenn die Gerste untergepflüget und übergeegget ist, oben auf säet, und nur einmal mit der Egge überziehet; das erste Jahr läßt man die Gerste reif werden und den Klee ruhig stehen, das zweyte Jahr aber wird er abgemähet, so bald er überall blühet, und alsdenn zu Heu gemacht, welches ebenfalls beym zweyten Schnitte im Augustmonate wiederholt wird. Diese abgehauenen Schwaden, der Klee mag nun auch noch so hoch seyn, bleiben liegen, wenn es auch stark und lange regnet. Ist es trocken Wetter, so werden die Schwaden etwas aus einander gezogen und in Strecken geharket, so bald sie trocknen und noch feucht sind, in kleine Haufen gesetzt, und sollte es regnen, ruhig stehen gelassen; so bald aber heißer Sonnenschein eintrifft, werden Vormittags die Haufen herum gestoßen und der Klee den Nachmittag eingefahren. So hat ihn der Herr Graf von Borke bey günstigem Wetter schon am vierten Tage, das Mähen mit gerechnet, in der Scheure gehabt, auch hat es sich zugetragen, daß ein Regenwetter von 21 Tagen eingefallen ist, und in beyden Fällen ist das Kleeheu gut geworden. Man wundere sich also nicht, wenn man sagen muß, Klee ist ohnweit leichter als Gras zum Heu zu machen, obgleich auch in Absicht des abgemäheten Grases wiederum so viel wahr bleibet, daß das viele Rühren nichts nützet, und das Schwitzen in kleinen Haufen demselben gut ist. Da der Herr Graf von Borke auf seinem Gute zu Ersparung der Arbeit und um das Werk im Großen zu fördern, eine Herelmühle anlegen mußte, so wurde die Kleescheure neben derselben unter Einem Dache angelegt, daß also der Klee auf die Herellade gebracht wird, und davon nichts zerstreuet werden kann.

Man hat dabey folgende Vorsichten mit Nutzen angewendet. In ein jedes Fach dieser Scheure sind ein Fuß hoch über der Erde Rosten von leichtem Bauholz gemacht, diese werden mit Strauch beleget, worauf nachher der getrocknete Klee gebracht wird. In der Mitte eines jeden sind vier lange Latten aufgerichtet, welche mit Querlatten benagelt sind, daß also ein solcher Schornstein die Form von vier gegen einander gesetzten Leitern im Quadrat hat. Diese verursachen eine Circulation der Luft durch die Hölungen vom untern Roste, wodurch natürlich ver:

verhindert wird, daß das Kleeheu sich niemals erhitzen kann. Die Erfahrungen geben, daß das Kleeheu gegen Gersten- und Haferstroh geschnitten die schönste Winterfütterung für das Vieh ist, und daß dasselbe, so bald es ausgedünstet ist, so fest zusammen fällt, daß man Mühe anwenden muß, es aus der Scheure los zu machen. Der letztere Umstand ist zur Erhaltung auf Jahre ein vorzüglicher Vortheil, da es viele Jahre ohne zu verderben oder entkräftet zu werden aufbehalten werden kann. Alle diese Vortheile reden offenbar zum Besten des Kleeheues, so wie zum Anbau des Klee die Verbesserung des Landes räth, die dadurch sicher befördert wird. – Ich erwähne noch in Absicht der bemerkten Hexelmühle, daß deren Anlage 160 Rthl. und 700 Pfund geschmiedetes Eisen kostete, das Treiben derselben wird durch acht Ochsen verrichtet, die alle Stunde 100 Berliner Scheffel Hexel liefern. Weil man mit sechs und zwanzig Ochsen alle drey Stunden abwechseln kann, so dienet ihnen besonders im Winter die Arbeit zur Bewegung.

An Menschen sind dabey erforderlich der erste Hofmeister, der bey der Hexellade stehet und abhelfen muß, weñ etwas an einer so zusammen gesetzten Maschine wandelbar wird, ein Mädchen das ihm den Klee und das Stroh aufträgt, weil das Kleeheu nebst einer Beymischung von Stroh zu Hexel geschnitten wird, und ein kleiner Junge, der auf dem Kammrade steht, und die Ochsen treibet. Es thun also ein Knecht, eine Magd und ein Junge so viele Arbeit, als zwanzig der tüchtigsten Knechte nicht verrichten können. Schade ist es, daß der kleinen Abhandlung nicht die Abbildung dieser Hexelmühle beygefüget ist. Liebhaber werden indessen wohl Möglichkeiten gedenken können, dergleichen zu erhalten, und so folge nur einer oder der andere diesen landwirthschaftlichen Ermahnungen und erwecke durch sein thätiges Beyspiel andere zu weiterer Nachfolge. Vielleicht geschiehet die Erfüllung dieses Wunsches gewisser, wenn ich noch etwas von der Art und Weise des Kleebaues anführe.

Alle Kleesaat muß an windstillen Tagen bey trockener Witterung auf sehr wohl zugerichtetes in zweyter Düngertracht befindliches nicht zu nasses und schweres Land geschehen. Rechnet man auch allenfalls die Ersparung der Mühe nicht, so ist der Kleesaame in der Spreu dem rein gemachten Saamen vorzuziehen, die gute Spreu muß indessen abgesondert seyn, und wenn der Saamen mit den Hülsen in einen Sack von drittehalb Ellen länge eingedruckt ist, so ist davon so viel vorhanden, als auf einen Scheffel Gersten Aussaat in milden Boden hinlänglich ist. In weniger gutem Lande würde etwa der vierte Theil zuzugeben seyn; denn um des Getreides willen, das gewöhnlicher Weise zugleich mit gesäet wird, ist eine dickere Aussaat zu vermeiden. Auf Land aber, wo der Klee allein ohne Getreide gesäet werden soll, kann der

Saame

Saame allenfalls noch einmal so dick gesäet werden. Je dicker der Klee stehet, desto fruchtbarer macht er den Boden für das folgende Getreide. Der völlig rein gemachte Saamen hat zwar den Anschein, daß er gleicher gesäet werden könne, es ist aber nicht so der Erfahrung nach. Der Spreuklee wird nemlich mit voller Hand, und der letztere mit drey Fingern gesäet.

Am besten wird der Kleesaamen erhalten, wenn der hiezu bestimmte Platz im Frühjahre nicht abgeschnitten wird, sondern bis zur Reife der Saamenköpfe stehen bleibt. Wenn solche mehrentheils braun sind, und die Blüthe vorbey ist, da man nicht das Reifwerden aller einzelnen Köpfe abwarten kann, so werden sie abgemähet. Man muß dazu trockene Witterung wählen, und alles in Schwaden abdörren lassen. Alsdenn wird alles in Strohseile gebunden, und um die ausfallenden Körner nicht zu verlieren, auf einem Boden verwahret. Trockener Frost ist die bequemste Zeit, den Saamen auszudreschen. Wer den Saamen aus der Spreu rein haben will, kommt am geschwindesten dazu, wenn der Klee mit sammt der Spreu in Säcke gethan, und in einer eingeheizten Stube auf Stangen gelegt wird. Die Säcke müssen umgewendet und solchergestalt der Saame wohl abgedörret werden, alsdenn wird er nachmals bey trockener kalter Witterung auf den Dreschplatz geschüttet, tüchtig gedroschen, mit Schaufeln wie Hirse geworfen, und das noch zurückbleibende ausgesiebt, oder mit der kleinen Spreu zum eigenen Säen aufbehalten. Vom ersten Dreschen versteht sich, daß solches mit aufgebundenen Seilen geschiehet. Soll der Saame mit der Spreu bleiben, so wird er am besten auf einem trocknen Boden erhalten, der reine aber in halb vollen aufgehängten Säcken.

Die Bearbeitung des Kleelandes zur künftigen Wintersaat hängt zum Theil von der Witterung ab. In einem guten Jahre, wo es weder zu naß noch zu dürre ist, könnte mit Umwerfung der Brache bis in die Mitte des Augusts gewartet werden, in einem nassen Jahre muß solches wohl im Anfange dieses Monats geschehen. Trocknes Wetter und Sonnenschein ist wo möglich dazu zu wählen. Derjenige Kleeacker den man zur späten Fütterung bis in die zweyte Hälfte des Augusts und noch später hinaus liegen lassen will, ist besser zur Sommersaat, besonders zur Gerste zu bestimmen. Eine Hauptregel dabey auf künftige Zeiten ist die, daß man solchen Kleeacker nicht eher über Winter bestellen muß, ehe nicht durch das Eggen bey trockener Witterung alle Kleewurzeln hinlänglich getödtet sind. Kalte unfruchtbare Frühjahre sind dem jungen Klee schädlich, dem alten weniger. In dieser Rücksicht ist es rathsam, von dem alten etwas zurück zu behalten, um an der ersten Frühjahrsfütterung keinen Mangel zu leidē.

Bey einigen Gütern in Schlesien, woselbst der Kleebau mit Nutzen betrieben wird, ist der zehnte Theil des Brach- Hütungs- oder ruhenden Feldes zum Kleebau bestimt, ja man nimmt wohl noch einige Scheffel Aussaat vom Winterfelde dazu. Der recht proportionirte Kleebau ist schon an und für sich eine Ackerverbesserung. Durch die dabey vorfallende Düngervermehrung, da mehreres Vieh gefüttert werden kann, gewinnet aber der Getreidebau noch mehr. Der Schaafstand wird indessen dadurch am stärksten verbessert, die Schäferey erhält nemlich einen beträchtlichen Theil Kleestroh von Saamen, und einen größern Antheil von dem gewöhnlichen Heu, denn da die Kühe und Pferde mit Kleeheu gefüttert werden können, so können sie von dem Grasheu etwas abgeben.

Hannoverisches Magazin.

23tes Stück.

Freytag, den 19ten März 1779.

Fortsetzung der Fragmente aus der Naturgeschichte, zur weiteren Beförderung dieser nützlichen Kenntnisse.

(Siehe das 20. und 21te Stück.)

Aus der angeführten Lehre von der Befruchtung der Pflanzen lassen sich manche andere, nicht unerhebliche Folgen herleiten, die selbst auf Oekonomie und Haushaltung einen Einfluß haben. Sollte es wohl gut seyn, wenn es mitten in der Baumblüte häufig regnet? Ganz gewiß wird dadurch viel Saamenstaub abgewaschen und die Fruchtbarkeit der Obstgärten für das Jahr gehindert werden. Man sagt, wenn zu einer gewissen Zeit heftige Winde wehen; so würde der Rocken taub und schartig, das ist, die Aehre bekomme nicht die volle Zahl ihrer Körner. Die Sache kann ihren natürlichen Grund haben, den vielleicht mancher Hauswirth nicht einsieht. Der Wind verwehet den leichten Saamenstaub; daher kann die Befruchtung nicht gehörig geschehen. Allein; so müßte wohl die ganze Aehre taub werden, und dann würde der sonst so wohlthätige Wind mit unter die Landplagen gehören. Nein; davor hat der Schöpfer weislich gesorgt. Nicht alle Staubkölbgen des Korns kommen zu Einer Zeit herfür. Heute ein Dutzend, morgen wieder ein Dutzend andere. Man breche eine frische Aehre ab, wische alle daran sitzende Staubfäden weg, behalte den Stiel etwa zehn bis funfzehn Minuten im Munde; so wird man aufs neue viel andere hervorgewachsen sehen. Der heutige Wind kann also dem morgen hervortretenden Saamenstaube nicht schaden. Eben so möchte es vielleicht mit Bäumen und andern Gewächsen auch beschaffen seyn. Vermuthlich befinden sich eben deswegen so viele Staubfäden und Antheren an einer Blume, die nach und nach erst zu ihrer Vollkommenheit gelangen, damit eine diesmal verunglückte Begattung ein andermal zu ihrer Kraft komme.

Ist unsere Verwunderung durch die bisher angeführten Bemerkungen schon nicht wenig gereizt worden; so

kann sie gewiß noch mehr unterhalten werden, wenn wir die Pflanzen und ihre Theile noch etwas genauer beobachten. Ein jedes Blatt, eine jedwede Wurzel, eine jedwede Blume, jedweder Saame verkündigt die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit natürlicher Dinge, und den unermeßlichen Verstand ihres erhabnen Werkmeisters. Etliche tausend verschiedene Gestalten von Blättern sind noch nicht hinlänglich, die ganze Menge ihrer Abänderungen zu bestimmen. Welch eine Verschiedenheit zwischen einem Weinblatte und einem Grashalme, einem Eichen- und einem Weidenblatte, einem schwertförmigen und einem Kleeblatte. Ihr Stand an dem Stängel oder Zweige, ihre größere oder geringere Anzahl, ihre Zacken und Einschnitte, ihr wolligter, glatter oder stachlichter Ueberzug, ihr ganzes Gewebe, ihre Farbe, ihre Größe, oder Kleinheit, und der äußerliche Umriß ihrer Figur — alles zeugt von einer unendlichen Abwechslung. Es sey mir erlaubt, nur etwas davon anzuführen. Man findet pfeilförmige, lanzettenähnliche, schwert-, pfriem- und sägeförmige; herz- und nierenähnliche, glatte, stachlichte und behaarte, spitze und stumpfe, breite und schmale, längliche und runde, starke und zarte, wellenförmig gebogene und krause, dunkel und hellgefärbte, und wer weiß, was mehr für Abarten von Blättern, die in der Kräuterkunde gelehrt werden. Welcher Einbildungsreiche Mahler würde sich nur die Hälfte dieser Formen, ohne vorhergegangnen Anblick der Originale, haben idealisiren können? Aber Werke der Allmacht sind immer reich an mehr als Einem Wunder. Auch das feinste Blatt hat eine sehr zarte Haut auf seiner untern und obern Fläche. Diese Membranen schließen ein Mark in sich, das zwischen den nerven- und sehnenähnlichen Adern sitzt. Und in diesem Mark, zwischen diesen, kaum ein Decimaltheilchen einer Linie von einander abstehenden Häutgen, lebt zuweilen ein Würmchen, (oder daß ich recht sage, zu Hunderttausenden in einem kleinen Walde,) das in diesem engen Behältniß aus seinem darein gelegten Ey hervorgekommen, seine ganze Lebenszeit, bis zur Verwandlung darin zubringt, viele Tage lang an dieser markigten Substanz volle Nahrung findet, sich schlangenförmige Minen gräbt, endlich sich durcharbeitet und einspinnt. Wie außerordentlich weiß sich der Schöpfer auch in einem Blatte zu verherrlichen, wenn Augen da sind, seine Wunder zu sehen, Die Wurzeln der Gewächse sind eben so sonderbar. Eine jedwede hat einen ihr eignen Bau, der merklich oder auch nicht so merklich von dem Bau der andern unterschieden ist. Wie viel Neues wird vielleicht davon zum Vorschein kommen, wenn die Preisfrage von der Classification der Vegetabilien nach dem Unterschiede der Wurzeln wird beantwortet seyn, die von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgegeben ist. Eben so der Stängel, die Blume und der

Saame. Die letzten beyden verdienen noch ein Paar Anmerkungen mehr, um aus einer unerschöpflichen Quelle nur einige Tropfen mitzunehmen.

Hat Gott in irgend eine Art seiner Werke eine Schönheit gelegt; so sind es die Blumen. Diese angenehmen Frühlingskinder haben einen Reiz, bey dem auch der Unempfindliche nicht ungerührt bleibt, eine zahlreichere Classe von Menschen aber, zuweilen bis zum Uebertriebenen, davon bezaubert wird. Das eingebildete Wunderbare ist es nicht sowohl, das uns zur Bewunderung des Schöpfers dabey aufruft. Wer an der Passionsblume die Marterinstrumente, und auf dem so genannten Jehovahblümchen die hebräischen Charaktere dieses Namens zu sehen glaubt, der sehe es. Meine Einbildungskraft will so weit nicht zureichen: sondern vielmehr die außerordentliche Mannigfaltigkeit ihrer Formen, der sonderbare Mechanismus ihrer Struktur, die regelmäßige Stellung ihrer Blätter, die symmetrische Architektur ihrer verschiednen Theile, das zarte Gewebe ihrer überaus feinen Blätter, die hohen, stets anders abgeänderten Farben, der balsamische so sehr verschiedne Geruch, die mannigfaltigen Absichten ihrer Hüllen, Kelche, Kronen und Bedeckungen, die Schönheit, selbst bey einer scheinbaren Unordnung, die Subtilität ihrer kleinsten Theile, der oft blendende Glanz und hundert andre Merkwürdigkeiten dieser Prachtstücke der Natur, verdienen mit Recht eine sorgfältige Aufmerksamkeit der Menschen, auf deren Belustigung der Schöpfer sicher ein Augenmerk bey dieser Einrichtung gehabt hat. Allein das zu wenig Geachtete in diesem Fall sind die Blumen des Waldes, die Blumen der Wiesen, der Berge und der Thäler. Das kleinste Blümchen am Rande eines murmelnden Bachs, oder unter dem Schatten eines Dornstrauchs hat nicht viel weniger Vorzüge, als die Tulpe, die aus Haerlem verschrieben wird. Noch mehr; wenn man den zarten Bau derselben mit gewaffnetem Auge betrachtet. Und was für verborgene Kräfte stecken noch in diesen Blumen. Kräfte von deren schicklichem Gebrauch oder Nichtgebrauch zuweilen die Verlängerung oder Verkürzung des menschlichen Lebens abhängt. Vielleicht würden uns einige Bestandtheile derselben nie seyn bekannt worden, wenn nicht die Biene darin unsre Lehrerinn gewesen wäre. Warum summt dies Insekt so geschäftig um alle blühende Kräuter herum? Warum fliegt dies ungemein arbeitsame Thierchen von einer Pflanze zur andern? Um aus jedweder Blume den süßen und klebrichten Saft oder Staub abzupinseln, welcher der Blume weiter nichts nutzt, und doch in ihren Zellen zu Honig und Wachs bereitet wird. Ja ein einziges Bienenvölkchen kann in einem Sommer diese nützlichen Produkte, deren Bereitung der menschlichen Kunst vielleicht viel zu hoch würden geblieben seyn, zu mehr als halben Centnern zusammentragen. Was für Weisheit!

heit! Wie viel Zwecke sind nicht in Einer Blume vereinigt? Wer hätte bey dem Anblick der Thymian- oder auch wohl der Nesselblüthe an Wachs und Honig gedacht?

Der Saamen der Pflanzen hat neue Merkwürdigkeiten für einen aufmerksamen Beobachter. Man hat sich bisher Mühe gegeben, Fische, Vögel, vierfüßige Thiere, Schmetterlinge, Würmer u. d. gl. in saubern und zugleich ausgemahlten Abbildungen zu liefern. Die Kräuter sind nicht die letzten gewesen, auf welche man eine gleiche Sorgfalt verwendet hat, und beyläufig ist solches auch in Ansehung der verschiedenen Gestalt, Farbe und äußerlichen Bildung des Samens geschehen. Vielleicht diente es aber zur Vollständigkeit der ganzen Botanik, wenn nicht bloß einige, sondern alle bekannte; nicht blos eßbare Früchte, wovon wir schon vortreffliche Pomona's haben, sondern auch die übrigen Arten Sämereyen auf ähnliche Art abgebildet und illuminirt, die gar zu feinen aber zuvor unter eine gehörige Vergrößerung gebracht würden. Hier würde das Auge neue Wunder entdekken. Die Schoten, die Kapseln, die Zellen, die Fächer und ihre Scheidewände, die Decken, die den Saamen umschließen und in sich fassen, die Körner selbst, die regelmäßige Bildung und Gestalt, Farbe und andre abwechselnde Figuren — alles der aufmerksamsten Betrachtung würdig. Eine gemeine Art weiß blühenden Klees, der auf den Wiesen und Aengern wächst, mag hier einen Platz finden, um aus Tausenden nur eins heraus zu suchen. Der ganze Saamenkopf dieser kleinen Pflanze ist kuglicht, etwas ins Eyrunde fallend und ohngefehr aus 40 besondern kleinen Saamenkapseln zusammengesetzt, in welchen das eigentliche Fruchtkorn eingeschlossen ist. Diese Kapseln sind herzförmig gestaltet und so gereihet, daß allemal die Spitze der einen, die oberhalb sitzt, in den paßlichen Raum tritt, den unterhalb zwey mit ihrer bauchigen Rundung an einander stoßende Kapseln machen. Dies verursacht eine schräge symmetrische Ordnung der Reihen, welche überaus artig in die Augen fällt. Aber noch lange nicht alles, was das Auge hier zu bewundern findet. Jedwede Kapsel besteht aus einem feinen Gewebe von Filamenten, das einem Netze ähnlich sieht, dessen Maschen mit zarten, fast durchsichtigen, ausgespannten Membranen ausgefüllt sind, und in diesen wohl verwahrten Zellen liegen die kleinen Saamenkörner dieser Pflanze. Gewiß eine sehr artige Struktur, sonderlich wenn man sie durch das Mikroskop betrachtet. Wie ruhig kann der Saame in dieser pergamentenen Hülle, von welcher aller Regen leicht ablaufen muß, die Zeit seiner Reife abwarten. Freylich könnten wohl kleine Würmer durchbrechen und diese Häute zernagen; aber außer dem nervigten Geäder der Kapseln und der Zähigkeit und Spannung des dazwischen sitzenden Felles, sind sie auch

auch noch mit Härchen besetzt, welche wir vielleicht als Fußangeln ansehen können, wodurch dergleichen Würmer sollen abgeschreckt werden, keinen Versuch zur Beschädigung dieser Sämerey zu wagen. Ist aber der Saame reif geworden, wie leicht kann alsdann diese zarte Bedeckung durch die modernde Witterung des Herbstes oder des Winters dergestalt verwesen, daß er zur neuen Besaamung der Wiesen, wenn ihn die Sichel verschont, herausfällt. Ich habe hier nur eine Gattung von Saamen oder vielmehr nur das Behältniß desselben beschrieben, die Jedermann bey seinen Spatziergängen am Rande der Wiesen finden kann; aber wie leicht könnten deren hundert andre auf eben die Art bemerkt und untersucht werden; immer verschieden und doch immer nicht weniger wunderbar. Geflügelte Saamen der Waldbäume und Sträucher, damit sie desto eher hin und wieder können zerstreuet werden; gefiederte Saamen, deren zarte Härchen oben einen trichterförmigen Kranz bilden; Saamen, die mit Raupen, Schnecken u. d. gl. eine sonderbare Aehnlichkeit haben; andre welche in halbstachlichte, spiralförmig gewundene artige Hüllen eingewickelt sind, wie wir an vielen Kleearten, die Linné Medicago polymorpha nennt, bemerken können.

Nur ein bekanntes Saamenkorn des Wildhafers, (avena fatua) muß ich aus der zahlreichen Menge noch besonders berühren. Nichts macht dem Landwirthe fast mehr zu schaffen, als diese Gewächsart. Das schlimste ist, daß er oft von entlegnen Aeckern auf Felder kommt, die sonst davon rein waren. Dies letzte geschicht theils durch Fluthen, theils durch Winde, theils, wie man glaubt, durch einen besondern Mechanismus dieses Haferkorns, vermöge dessen es sich bey jeder neuen Befeuchtung etliche mal umwälzt und weiter fortrückt. Ich will dies Fortkullern desselben als die Ursach seiner Reisen von einem Acker zum andern, nicht ganz zuverlässig behaupten. Geht er beym Naßwerden einen Zoll weiter; so geht er beym Trockenwerden wieder einen Zoll rückwärts. Allein die ganze Struktur verdient doch eine nähere Betrachtung. Mitten an diesem Haferkorn sitzt eine Granne oder Hachel (arista) die unten schwarz, oben weißgelblich, noch einmal so lang, als das Korn selbst, ist, und sonst parallel an demselben in die Höhe geht. In der Mitte ist diese Granne gebogen, und formirt ein Knie, so daß die obere Hälfte derselben horizontal zur Seite ausgeht und wie eine krumm gebogene Nadel aussieht. Diese Granne ist in der untern Hälfte wie ein Peitschenstiel gewunden, und da diese Windungen schneckenförmig in die Höhe gehen; so werden dadurch kleine Furchen gebildet. Durch eine jede Feuchtigkeit nun, durch einen jedweden nächtlichen Thau sogar, und die dadurch verursachte Ausdehnung, wird die Drehung aufgewickelt, die Granne dreht sich vier bis fünf mal um, und da die gebogne Spitze sich mit umwendet, zugleich aber wegen ihrer Beu-

gung sich an den Boden stämmet, wo das Korn liegt; so wird das ganze Haferkorn dadurch mit umgewälzt und etwa einen Zoll breit fortgerückt. Wird es trocken; so zieht sich alles wieder in die vorige knieförmige Gestalt zurück, und so, sagt man, könne sich dieser Saame von einem Acker zum andern fortbewegen. Man kann die Probe in der Hand auf dem Tische machen, wenn man einen Tropfen Wasser darauf fallen läßt. Am deutlichsten sieht man das Auf- und Zudrehen, wenn man das Korn am untern Ende zwischen die Finger nimmt, ins Wasser taucht und dann gegen das Tagelicht besieht. Doch versteht sich, daß zu dieser Probe ein Korn genommen werde, an welchem noch die vollständige Granne befindlich ist.

Wie viel Lehrreiches könnte hier noch von dem **Keime** und der darin enthaltenen zukünftigen Pflanze, wenigstens ihren wesentlichen Theilen nach; von dem mannigfaltigen, oft höchst angenehmen **Geruch** der Kräuter; von dem Wohlgeschmack und der nährenden Kraft eßbarer Gewächse; von dem **medicinischen** Nutzen und der ihm entgegenstehenden Schädlichkeit vieler Pflanzen; von den brauchbaren **Farbekräutern** und andern dahin gehörigen Materien gesagt werden, deren Kenntniß Niemanden weder unanständig noch unnütz ist. Die Verabsäumung solcher Einsichten rächt sich zuweilen selbst an Personen, deren Ansehen sie vor allem Spott sichern sollte. In einer alten Urkunde, die, wo ich nicht irre, in des Herrn Prof. Beckmanns Technologie angeführt wird, darin der Landesherr seinen Unterthanen Erlaubniß giebt, allerhand **Erzarten** in seinem Gebiet aufzusuchen, heißt es unter andern, sie sollten auch auf **Indigo schürfen**; da doch Indigo nicht ein Produkt aus dem Mineral-, sondern aus dem Gewächsreiche; nicht, wie es da ist, ein Produkt der Natur, sondern der Kunst ist. Doch nichts mehr, weder von den so sonderbaren **Schmarotzerpflanzen** oder Aussaugern, die auf Kosten anderer Pflanzen sich selbst nähren, ihre Wurzeln tief in die Stämme oder Wurzeln anderer Bäume schlagen, dieselben aussaugen und dadurch ihren eigenen Wachsthum befördern, wovon der viel zu früh für die Naturkunde verstorbene *Martini*, im *neuesten* **Theile** seines Naturlexicons ein zahlreiches Register anführt; noch von Gewächsen, die nur bey Nacht blühen, nur des Abends riechen, nur Einen Tag ihre Blüte zeigen, sich bey annähernden Regen schließen, damit ihre inwendigen zarten Organe nicht beschädiget werden, und die daher gleichsam als vegetabilische Barometer könnten angesehen werden; noch von der **empfindsamen Pflanze**, die bey jedweder Annäherung eines Fingers oder andern Körpers sich plötzlich zusammenzieht und durch diese Reizbarkeit einen so merkwürdigen Uebergang zum animalischen Reiche macht. Vielmehr will ich zu dieser **dritten**, alle vorigen an Merkwürdigkeiten weit übersteigenden **Classe lebendiger** und **organisirter Creaturen** selbst übergehen, und aus den unzähligen Meister-

sterstücken des Schöpfers in dieser Welt wieder einige besondere Fragmente den Lesern vorlegen.

Bey der allgemeinen Betrachtung lebendiger Geschöpfe ist die erstaunende Größe derselben auf einer, und ihre damit so sehr contrastirende Kleinheit auf der andern Seite, das erste, was uns aufzufallen pflegt. Wer irgend jemals einen Elephantenzahn von der ersten Größe, oder eine recht starke Walfischribbe gesehen, was für einen Begriff muß sich der nicht von Thieren machen, denen diese Knochen zugehört haben. Mir ist gesagt worden, daß es Elephantenzähne gäbe, die über einen Centner am Gewicht hätten, und ein Horn des Rhinoceros habe ich selbst betrachtet, das ich kaum aufheben konnte. Was für Geschöpfe, an deren Körper Gliedmaßen, einen Centner schwer, noch ziemlich unbeträchtliche Theile sind. Man trägt sich mit halb documentirten Nachrichten von **Kracken**, von einem Seeungeheuer, das einer schwimmenden Insel gleich, und wer weiß, wie viel größer, als der Walfisch seyn soll, imgleichen von ungeheuren **Meerschlangen**, deren Länge dreyhundert Ellen, und deren Dicke den Umfang von zwey Oxhöften betragen soll: aber noch wollen wir die Gewißheit dieser Nachrichten als zweydeutig ansehen, bis mehrere ungezweifelte Urkunden die Wahrheit bestätigen, und nur bey dem größten Land- und Wasserthiere, das wir kennen, stehen bleiben. Gehen wir nun von diesen Riesenmäßigen Creaturen herunter bis zu dem lebenden Stäubchen, zu dessen Beschauung die stärksten Mikroskope erfordert werden, – bis zu dem Embryo in einem Polypen-Ey, – welch ein gewaltiger Abstand! Eben so erstaunenswürdig ist die **Zahl** lebendiger Geschöpfe. War die Menge der Vegetabilien groß; so ist gewiß die Menge dieser noch viel größer, da sich oft auf Einem Rosenstocke allein viele tausend Blattläuse ernähren. Der Abfall von dem größten Thiere des Erdbodens bis zu dem kleinsten geschieht fast in unmerklichen Stufen, und schon daraus ist die außerordentliche Anzahl ihrer Ordnungen, Geschlechter und Arten abzunehmen. In unsern Tagen ist zwar dies Thierreich besser bearbeitet, als vormals. Die vierfüßigen Thiere, die Vögel, die Fische, das fast grenzenlose Heer der Insekten und Würmer, haben alle die scharfsinnigsten Beobachter gefunden, die sich mit genauerer Beschreibung derselben beschäfftigt haben. Aber, wie wenig darin, selbst vom **Linné**, erschöpft sey, sehen wir aus den zahlreichen Zusätzen, die sonderlich zu der letzten Gattung in Götzens *entomologischen Beyträgen* gemacht worden. Wie viel andere mag es noch in *Asien, Afrika* und *Amerika*, selbst wohl an vielen Oertern von **Europa** geben, die noch nie vor das Auge eines Naturforschers gekommen sind. Wenn ich Wasser auf Heu, Stroh, Blätter, sogar auf Pfeffer gieße, und lasse es eine Zeitlang unbedeckt stehen: so darf ich nachher nur einen Tropfen von diesem Aufguß unter einer sehr starken Vergrößerung betrachten; so finde ich alles lebendig, lauter freywillig sich bewegende, obgleich nicht sehr organische Thierchen,

bey

bey Tausenden in Einem Tropfen. Eben das bemerke ich in einem jedweden Tropfen aus irgend einer stehenden Pfütze oder fauligtem Sumpfe, in welchen etwa einige vegetabilische Körper vermodern; wie voll mag also das Wasser von lebendigen Creaturen seyn? Wie viel Millionen mögen in der Tiefe des Meers ihren Aufenthalt haben, die nie ans Tageslicht kommen; wie voll mag selbst die Luft von sichtbaren und auch unsichtbaren Thierchen seyn, die in diesem Elemente herumschweben.

Doch lieber zu einer weniger trocknen Materie, als Zahlen. Ein sehr unterhaltender Gegenstand unsrer Betrachtung ist unstreitig der **natürliche Instinkt der Thiere**. Wie merkwürdig, was **Reimarus** davon aufgezeichnet. Die Natur- und Kunsttriebe derselben sind zum Theil so sonderbar, daß man ihnen fast höhere Seelenkräfte zuschreiben möchte, als man gewöhnlich thut. Eine Sammlung der verschiedenen, bereits allgemein bekannten, oder auch noch unbekannten Fähigkeiten der Hunde, in Ansehung ihrer Wiedererinnerungskraft und andrer Kräfte, würde vielleicht eine artige und nachdenkliche Lektüre ausmachen. Ein **Hündgen** schläft zu den Füßen seines Herrn im Bette. Es erwacht gemeiniglich früher, als er; schleicht sich aber, nach angestellter Untersuchung von dem noch fortdauernden Schlafe desselben, auf die leiseste Art hinweg, damit es ihn nicht in seiner Ruhe störhe. Einst will der Herr versuchen, wie weit die Ueberlegung seines kleinen Beyschläfers gehen werde. Er wacht, liegt aber mit geschlossenen Augen, unbeweglich, und hält zugleich sorgfältig den Athem an sich, als ob er kein Leben mehr hätte. Und nun fängt der Hund an, Lärm zu machen, läuft an die Thür, kommt wieder zurück, bellt von neuem und stellt sich so ängstlich und ungebärdig, als wenn die größte Gefahr vorhanden wäre. Was müssen doch in der Hundesseele durch den vermißten Athemzug seines Herrn für Vorstellungen seyn erregt worden? Scheint nicht dies Bezeigen wenigstens ein Analogon der Vernunft zu verrathen? Zwo **Schwalben** kommen durch das offene Fenster in das Zimmer eines reisenden Fremden, um an einem bequemen Balken ihr Nest zu bauen, wie ihnen vielleicht schon etliche mal gelungen war, wenn dies Zimmer lange ledig gestanden hatte. Der Fremde sieht ihnen eine Zeitlang zu, und dann zerstöhrt er ihre Arbeit. Da sie sich aber dadurch nicht abhalten lassen, wiederholt er solches noch etliche mal, bis er endlich merkt, daß sie wegbleiben. Doch nicht lange darauf kommen auf einmal 8 bis 10 Schwalben zum Fenster herein, setzen sich in einem dicken Haufen an den Ort, wo die Grundlage des Nests angelegt war, und bezeigen unter einem beständigen geschwätzigen Flattern eine dringende Geschäfftigkeit. Endlich entfernen sie sich, und siehe, — das ganze Nest war fertig. Durch was für eine Sprache, wenn diese gedruckte Geschicht wahr ist, hatten diese Thiere die andern von der Verlegenheit verständiget, darin sie sich befanden? Aus welchen Gründen der Logik hatten sie die Schlüsse hergeleitet, daß sie es auf die Art anfangen müßten, ihren Zweck zu erreichen?

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

24tes Stück.

Montag, den 22ten März 1779.

Schluß der Fragmente aus der Naturgeschichte, zur weiteren Beförderung dieser nützlichen Kenntnisse.

Der Kranich ist ein Vogel, dem die Polygamie verhaßt ist. Ein jedes Paar buhlt nie mit Fremden und beobachtet eine unverbrüchliche Treue gegen einander. Aber welche Regel ist ohne Ausnahme? — Wie unter Menschen; so unter Thieren — Ein junger artiger Wollüstling unter den Kranichen fand die sonst treue Gattinn eines andern, einsam unter verwachsenen Sträuchern, in einer sumpfigen Gegend, ihrer Nahrung nachgehen, eben zu der Zeit, da ihr Vertrauter, andrer Absichten wegen, weit weggeflogen war. Günstiger Augenblick! Er wandte alle seine Liebkosungen an. Die Unschuld und Treue lag unter. Sie verstattete dem Verführer den Zutritt, welcher, nach vollbrachter That, sich sogleich entfernte. Unterdessen kam der rechte Gatte zurück. Er traf seine Geliebte nicht in der Munterkeit an, die er sonst an ihr gewohnt war. Es war, als wenn die Entehrte ihre Augen vor Schaam nicht hätte aufschlagen können. Er argwohnte die That, und ließ in seinem Betragen Stolz und Verachtung blikken. Nach einiger Zeit versammelte sich eine zahlreiche Heerde andrer Kraniche. Man schloß die Treulose in einen Kreis, und hörte nicht auf, die feindseligsten Behandlungen gegen dieselbe auszuüben, bis sie todt war. Sollte diese Erzählung so wahr seyn, als sie dafür ausgegeben wird; wer muß nicht über die Sittenlehre und über die Strenge der ausübenden Gerechtigkeit unter diesen Vögeln erstaunen? Was von der klugen Oekonomie der Bienen und andrer Insekten, in so viel Büchern, richtiges und sonderbares enthalten ist, kann nur wenigen unbekannt seyn. Und was der Hr. D. Martini in seiner deutschen Uebersezzung des Büffon's von den vierfüßigen Thieren, von einer Katze und ihrer Rachgier, aus einer Engländischen Nachricht erzählt, kann daselbst im 2ten Theile S. 245. ff. gewiß nicht ohne Verwunderung nachgelesen werden. Und hier gerathe ich unvermerkt auf eine metaphysische Spekulation. Ist es bloßer Mechanismus

nismus oder Materialismus, der die vernunftähnlichen Handlungen der Thiere hervorbringt: oder, wenn das nicht ist; wenn sie Seelen haben, die den thierischen Körper beleben, wo bleiben dieselben im Tode? Gehn sie aus einem Körper in den andern über; oder werden ihre Kräfte zu noch größern Vollkommenheiten erhöhet; oder vernichtet die Allmacht auf einmal eine Substanz wieder, die so viel Fähigkeiten und vielleicht, zu einer ewigen Fortdauer, die beste Anlage hatte? Alle diese Meynungen haben ihre Schwierigkeiten. Die letzte aber für mich fast die meisten. Die **Metempsychose** des **Pythagoras**, bloß auf Thiere angewandt, hätte wohl einigen Schein. Sicher ist eben der Zeitpunkt, da ein Thier stirbt, auch der Augenblick, da ein anderes wieder belebt wird. Aber, schickt sich auch die Seele eines Ochsen in den Körper einer Taube? Und gesetzt, daß sie nur in analogische Körper übergiengen; unstreitig waren ihre Fähigkeiten seit den wenigen Jahren ihres vorigen Lebens gestiegen, und nun müßten sie wieder rückwärts in den Stand der ersten Dummheit zurücktreten. Wir finden, daß viele Dinge, nach einer gewissen überlebten Epoche, zu einem höhern Grad der Vollkommenheit steigen. Aus einer Raupe wird ein weit herrlicherer Schmetterling. Sollte nicht eine Thierseele auch einer solchen Erhöhung und Verbesserung fähig seyn? — Doch, es sey den Philosophen überlassen, sich davon besondere Systeme zu erdenken. Ich will zu sichtbarern Dingen wieder zurückkehren.

Schon das äußerliche Ansehn eines Thiers, seine Gliedmaßen, seine Bewegungen, die Ordnung seiner Theile, die Stärke, die Geschicklichkeit, so wohl die angeborne, als angenommene — Alles das ist einer genauern Betrachtung würdig. Aber noch mehr, die innere Beschaffenheit, der Zweck und die Absicht dieses wunderbaren Baues und seiner einzelnen Stücke. Welch ein Unterschied zwischen einem organisirten Körper, und einem auch noch so sehr zusammengesetzten Steine. Doch es sey den Zergliederern überlassen, mit Messer und Scheere die Wunder Gottes zu entfalten. Wer näher unterrichtet seyn will, der mag einen **Büffon** und **Daubenton** lesen. Mir soll es genug seyn, nur ein Paar Fragmente davon anzuführen. Das Auge bleibt wohl allemal eins der wunderbarsten Organe lebendiger Geschöpfe. Tausend Sehende wissen den merkwürdigen Bau nicht, durch welchen die äußerlichen Objecte ihrer Seele so deutlich werden. Daß vermittelst gewisser durchsichtigen Feuchtigkeiten, die fast die Gestalt geschliffener Linsengläser haben, die Lichtstrahlen von außer uns befindlichen Körpern, so und dann wieder anders gebrochen werden, bis endlich das vollkommene Bild derselben sich auf einem ausgespannten Häutgen im Auge präsentirt, und daselbst solche Empfindungen verursacht,

daß

daß die Seele einen hinlänglichen Begriff von der gesehenen Sache bekommt: das ist die weise Einrichtung dieses vortrefflichen Organs. Und wie wunderbar, — zwey Augen liefern auch zugleich zwey Gemählde von Einer Sache, und doch erblicken wir allemal nur Ein Object. Aber das ist noch lange nicht alles Sonderbare, was wir von dem Auge wissen. Es giebt Geschöpfe, die etliche hundert Augen haben, wie die Fliegen. Die Schnekken tragen dieselben vorn auf ihren Fühlhörnern und können sie mit denselben in ihren Körper zurückziehen. Es giebt Augen, die nur in der Dämmerung sehen, wo andere gleichsam blind sind. Der Ort des Leibes, an welcher sie die Weisheit gepflanzt hat, ist nach der Bedürfniß der Creatur genau eingerichtet. Geschöpfe, die ihren Kopf wenig drehen können, haben sie zum Theil oben, zum Theil auf den Seiten, dadurch dasjenige zu ersetzen, was jene steife Stellung unbequemes hat. Freylich sind gewisse Unvollkommenheiten dabey unvermeidlich. Ich rechne dahin, daß wir fast keine Sache nach ihrer wahren Größe und Ausdehnung sehen. Zehn Schritt näher oder entfernter, stellen uns eine Sache schon größer oder kleiner vor, bis wir entweder ganz in der Nähe, die Höhe und Breite des Gegenstandes genau erkennen, oder bis derselbe nach Maaßgabe seiner wahren Größe und unsers Abstandes von demselben, gar aus unsern Augen verschwindet, welches, wenn der Herr von Büffon Recht hat, alsdann geschicht, wenn ein Object 3436 mal so weit von uns entfernt ist, als die Größe seines Durchmessers a).

Eben so wunderbar ist der **Geruch**. Noch können wir es nicht anders, als durch diesen Sinn erklären, daß Hunde viele Meilen weit auf einem und eben demselben Wege zurücklaufen, den sie nur *einmal* betreten haben, oder auf welchem sie auch nur getragen sind, ohne ihn mit ihren Füßen berührt zu haben. Unter mehreren Fährten verläßt ein abgerichteter Jagdhund die Spur desjenigen Hirsches nicht, dessen Witterung ihm durch den Geruch zuerst beygebracht worden, und wie stark dieser Sinn selbst bey den Insekten sey, sehen wir daraus, daß Gewächse und Blumen, die nicht einmal stark ausduften, dieselben oft schon von weitem herbeylocken. Eben so merkwürdig ist ein anderes Glied an thierischen Körpern, nemlich die **Zunge**. Allemal nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten eines jedweden Geschöpfs eingerichtet. Große und kleine, lange und kurze, breite und schmale, ganze und gespaltene, runde und flache, spitzige und stumpfe, harte und weiche, eingerollte und gerade, rauche und glatte, klebrichte und trockene. — Wer sollte denken, daß es so viel Arten von Zungen gäbe? Was ist der Saugerüssel eines Windigvogels anders,

a) Siehe Büffons Naturgesch. der Vögel, von Martini übersetzt, I. Theil. S. 12. Not.

ders, als eine eingerollte lange Zunge, um aus dem tiefen Kelche einer glokkenförmigen Blume, die auf dem Boden desselben befindliche Süßigkeit auszusaugen. Die runde, pfriemenförmige und mit einer scharfen Nadelspitze versehene Zunge einiger Spechtarten unter den Vögeln, und ihre Absicht muß uns billig auf die Weisheit des Schöpfers aufmerksam machen. Dieser Vogel klopft zuvörderst mit seinem harten Schnabel an die Bäume, die er von Zeit zu Zeit besucht, um an dem dumpfigen Tone zu erfahren, ob sie nahe unter der Rinde hohl sind, oder nicht. Findet er das erste; so öffnet er sich durch wiederholtes Hacken ein Loch oder eine Spalte in dieselben. Nun senkt er seine, etliche Zoll lange Zunge, tief in die mehlichte Substanz des durchfressenen Baums, um die darin befindlichen Holzwürmer aufzuspießen, herauszuziehen, und so seine Nahrung zu suchen.

Doch, da ich meinen Aufsatz nicht gern zu weit ausdehnen möchte; so will ich nur noch einige einzelne Besonderheiten, die zum Theil nicht weit außer der Sphäre eines jedweden Beobachters liegen, anführen. Eine strenge Ordnung wird dabey Niemand verlangen, da es nicht System, sondern **Fragment** seyn soll, was ich schreibe. Wie sich die **Schnecken begatten**, ist vielleicht nicht so allgemein bekannt, als es die Sache verdient. Sie sind **Zwitterthiere**, deren jedwedes beyde Funktionen des männlichen und weiblichen Geschlechts zugleich verrichtet. Ihre Zeugungsglieder sitzen oben am Halse, und schon diese Lage ist etwas ungewöhnliches. Doch noch mehr weicht ihre Begattung selbst von den gewöhnlichen Gesetzen der Natur ab, da eine jedwede Schnecke die andere befruchtet und zu gleicher Zeit von jener befruchtet wird, bis sie zu ihrer Zeit Eyer legen, dieselben in der Erde verscharren, ihre Ausbrütung der Sonne, Luft und Feuchtigkeit überlassen und so für ihre Vermehrung sorgen. Wem diese seltsame Oekonomie noch nicht bekannt gewesen, dem werden ohnfehlbar diese artigen bunten Schalengehäuse, die auf seinen Spaziergängen so häufig vor seinen Füßen liegen, seiner Betrachtung noch würdiger vorkommen, da er in einer jedweden Schnecke, Mann und Weib, Vater und Mutter zugleich findet. Die vielen Millionen kleiner Thierchen, die man **Blattläuse** nennt, und von welchen Rosen und Hollunder, Aepfel und Birnen, Pflaumen und andere Bäume und Sträuche, ja fast eine jede andere Art Pflanzen, oft so sehr heimgesucht werden, sind ein Beyspiel einer noch weit seltsamern Art der Fortpflanzung. Sie gehören zu der Classe lebendig gebährender Insekten und mit einem, auch nur schwachen Mikroskop in der Hand, kann sich ein Freund der Natur an einem Rosenstängel leicht davon überzeugen. Aber wie wunderbar! Dieses erst geborne junge Insekt, das sich noch mit keinem andern seiner Art eingelassen, gebiehrt nach wenig Tagen wie-

wieder, und zwar ohne vorhergegangene Begattung. Diese Enkelinn der ersten abermals, und so geht es fort bis zu der Ur-Ur-Ur-Enkelinn, und noch weiter. Bonnet hat die genauesten Versuche mit solchen einsam erzognen, vor seinen Augen gebornen Blattläusen angestellt, und uns die Kenntniß dieses Naturwunders mit eben so viel Scharfsinn als Reiz und Anmuth überliefert.

Ich komme zu einer andern Gattung, in einer andern Absicht merkwürdiger kleiner Thierchen, zu dem Schaumwurme (Cicada spumaria L.). Ich gieng an einem heitern Sommertage in einer Allee von Weiden spazieren. Der Himmel war hell und klar, und doch tröpfelten die Bäume hie und da häufig genug eine Feuchtigkeit auf mein Kleid herab. Ich muthmaßte sogleich, daß solches von einer großen Menge dieser Insekten herrühren müsse, und betrog mich nicht in meiner Meynung. So weit ich nur an den untersten Zweigen der Bäume sehen konnte, erblickte ich auch häufige Spuren dieser Würmer, und das Wasser war bereits in solcher Menge herunter geträufelt, daß man ganze nasse Flecke auf dem Erdboden wahrnehmen konnte. Wieder eine besondere Merkwürdigkeit, die Naturgeschichte dieses Thierchens! Es lebt auf allerley Arten von Kräutern, hauptsächlich aber nährt es sich auf deu Weiden. Es saugt den Saft aus und giebt ihn in einem zähen Schaume von hinten wieder von sich, so daß der Wurm über und über damit bedeckt wird. Man kann bey genauer Betrachtung die nau entstehenden Bläsgen deutlich gewahr werden, und so, wie der Wurm wächst, vermehrt sich auch die Menge des Schaums. So wie alte Bläschen zerplatzen und in eine wäßrigte Feuchtigkeit zusammenfließen; so kommen auch wieder neue zum Vorschein. In diesem Zustande bleibt nun diese Larve oder Wurm eine ziemliche Zeit. Er häutet sich sogar, wie andere Insekten, und zwar wie Herr De Geer anmerkt, mitten in diesem Schaume; so daß die zunächst an dem Körper liegenden Bläsgen verschwinden, und der Wurm also gleichsam in einem leeren Schaumgewölbe liegt, wo er Raum hat, seine Haut ohne Hinderniß abzustreifen. Nun endlich tritt er seiner Vollkommenheit näher, verwandelt sich in eine Cikade, bekommt vier Flügel, läßt keinen Saft mehr von sich, fliegt oder hüpft in größerer Freyheit herum, sucht seines gleichen, paart sich, legt Eyer, aus welchen zu seiner Zeit neue Schaumwürmer entstehen und stirbt. Ich kann nicht eigentlich sagen, wozu diesem Insekte der Schaum diene? Gemeiniglich hält man dafür, ihn theils vor den brennenden Sonnenstrahlen, theils vor räuberischen Vögeln zu schützen. Eben so wenig kann ich sagen, ob derselbe den Gewächsen schädlich oder nützlich ist? Ist das seine Bestimmung, den Pflanzen ihren überflüßigen Nahrungssaft abzuzapfen; wer kann ihm den Nutzen ab-

absprechen; Zieht er aber den nöthigen Nahrungssaft derselben an sich; so kann er ihnen wohl nicht zuträglich seyn. Dem sey aber wie ihm wolle; so zeigt uns die Natur in diesem Wurme allerdings etwas Sonderbares, ein Thierchen, das eine lange Zeit mitten im Schaume lebt. Vielleicht aber ist das folgende noch sonderbarer. Ich will es mit den eignen Worten eines Schriftstellers erzählen, dessen berühmter Name keinem Naturforscher unbekannt ist. Von dem sogenannten **Haft**, dem **Uferaas**, oder der *Ephemera horaria* L., die an gewissen Oertern, zumal an Flüssen und Gewässern, ob wohl nur eine kurze Zeit, so häufig gefunden werden, daß man Aecker damit düngen und ganze Kähne damit anfüllen kann, redet **Sulzer** in seinem Buche von den **Kennzeichen der Insekten** S. 43. nach der ältern Ausgabe, also: „Dies Insekt „wohnt 22 Monate im Wasser; steigt „hernach aus demselben; zerplatzt; „legt seine Haut ab, fliegt davon, „häutet sich abermals, fliegt umher, „sucht seinen Gatten, paart sich, legt „Eyer, stirbt — und dies alles in „Zeit von zwo bis drey Stunden.“ Wer muß nicht über die so sehr verschiednen Anordnungen, die Gott in der Natur gemacht hat, in die größte Verwunderung gerathen.

Doch wir dürfen nicht bloß bey inländischen Thieren oder Insekten stehen bleiben; andre Länder, in Osten, Süden und Westen sind nicht weniger Zeugen der Allmacht und Weisheit Gottes in seinen Werken. Der Amerikanische sogenannte **Laternenträger** (Cicada Laternaria L.) ist ein kleines Insekt, das nicht viel größer, als ein Grashüpfer ist. Es hat aber ein Organ, eine gewisse Erhöhung, vor dem Kopfe, welche im Finstern leuchtet und einen hellen Schein von sich giebt. Wir haben auch verschiedne Leuchtwürmer; aber der Glanz, der bey diesem gefunden wird, ist so stark und so anhaltend, daß Menschen dies Insekt vor den Kopf oder an die Füße binden, um sich dadurch den Weg zu erleuchten, den sie sonst im Finstern nicht gut ohne Straucheln würden wandeln können. Was ist doch in der Welt, das den Menschen zu ihrer Bequemlichkeit nöthig oder vortheilhaft seyn könnte, dazu nicht der Schöpfer Mittel verordnet hätte, wenn gleich zuweilen dieser Nutzen für die Menschen nur zufällig und nicht die einzige Absicht seyn sollte. Noch merkwürdiger ist das Fortpflanzungsgeschäfft bey einem ausländischen Amphibien-Geschlecht, einer **Surinamschen Kröte**, **Pipa** genannt, (Rana Pipa L.). Diese trägt ihre Eyer auf dem Rücken in besondern Zellen, mit welchen sie die Natur versehen hat, wo sie vermuthlich von den Sonnenstrahlen ausgebrütet werden, alsdann die zarten Bedeckungen der Zellen durchbrechen und als lebendige Geschöpfe hervorkommen. Ganz hingerissen muß man werden von der neuen, unerwarteten Art der Fortpflanzung dieses Amphibien-Geschlechts, wie uns die-

dieselbe in einer besondern Abhandlung des Herrn Fermins beschrieben wird b). Zuerst kriecht die weibliche Kröte ans Ufer, um daselbst ihr noch ganz unbefruchtetes Laich anzulegen. Nun kommt das Männchen, trägt dieses Laich mit vieler Sorgfalt und wiederholten Bemühungen auf den Rükken der immer still liegenden Kröte in die von der Natur dazu bereiteten kleinen Höhlen, dann breitet es seine eigne Saamenfeuchtigkeit über dieselben aus, verschafft ihnen dadurch die nöthige Befruchtung, verklebt die Löcher gegen jedweden gefährlichen Zufall, und nun kommen die lebendigen jungen Kröten, wie schon gesagt, zu gehöriger Zeit auf dem Rücken der Mutter zum Vorschein. Wer das auf dem Herzogl. Braunschweigischen Kabinet befindliche vortreffliche Exemplar dieses Geschöpfs in Augenschein genommen, der wird es gewiß nicht ohne Verwunderung weggelegt haben. Wie leicht ist es einer weisen Allmacht auf hundert verschiednen Wegen einerley Zweck zu bewirken.

Und wie viel Sonderbares, wie viel Außerordentliches könnte hier noch von der Oekonomie der Bienen; von den Seidenwürmern, die vielen tausend Menschen den Stoff im eigentlichen Verstande, zu ihren kostbarsten Kleidern hergeben; von den Polypen; von den ganz neuerlich bearbeiteten Tänien oder Bandwürmern, davon uns Hr. P. Göze vielleicht bald, und gewiß eine interessante Beschreibung liefern wird; von den See- und andern Wasserwürmern, darüber der berühmte Staatsrath Müller so viel Licht verbreitet, und von hundert andern Seltenheiten der Natur im animalischen Reiche angeführt werden. Ich erstaune über den unerschöpflichen Reichthum des göttlichen Verstandes, nach welchem er die Natur eines jeglichen Thierchens eingerichtet. Wer sollte nicht denken, daß kochendes Wasser alle lebendige Kreaturen tödten werde. Aber der göttlichen Weisheit war es ein leichtes, auch das zum unschädlichen Elemente zu machen. Ich bin ein Zeuge gewesen, daß ein Gericht Trüffeln auf eine Tafel getragen wurde, die wenigstens eine Stunde gekocht hatten. Als man aber eine unter denselben von einander schnitt, siehe da fand man einen lebendigen Wurm darinnen, und zwar nicht in Einer allein, sondern noch in mehrern andern. Ich hatte nicht Gelegenheit dies madenartige Thierchen genauer zu betrachten, weiß aber, daß schon Linné solcher Würmer gedenkt, die in der größten Hitze leben können. Wie oft werden wir bey den Wundern Gottes in der Natur da Weisheit finden, wo wir bloß absichtlose Unordnung wahrzunehmen glauben. Der Kukuk (Cuculus canorus L.) mag in dieser Absicht den Beschluß meiner Fragmente machen. Bey allen andern Vögeln sitzt ihr harter Magen

b) S. Dr. Phil. Fermins Abhandl. von der Surinamschen Kröte oder Pipa, übersetzt von Joh. Aug. Ephr. Göze. Braunschw. 1776. groß 8.

Magen oben nach dem Rücken zu und die weichern Eingeweide liegen unten. Der Bau ihres Unterleibes ist daher sehr bequem, ihre Eyer sanft zu bedecken, zu erwärmen, und auszubrüten. Nur dem Kukuk fehlt diese innere Einrichtung. Sein harter Magen liegt unten, und daher ist er ungeschickt zur Ausbrütung seiner Eyer, die er damit vielleicht erdrücken würde. Deswegen legt ihm der Schöpfer den Trieb bey, seine Eyer in das Nest eines andern Vogels, sonderlich einer kleinen **Grasmücke** zu legen, um sie von derselben ausbrüten zu lassen. Diese Vögel vermehren sich ohnedem hinlänglich, wenn gleich **Eine** Brut derselben verloren geht, und da er ein kleinerer Vogel, als der ist, der sich in den Genuß seiner Rechte eindringt; so stehen die jungen Kukuke, die der Grasmücke bald zu groß werden, um so viel weniger in Gefahr, von ihr gemißhandelt, vielmehr, wo nicht aus Liebe, doch vielleicht aus Furcht oder Vorsicht, weiter erzogen zu werden.

Wenn ich nun ohne Irrthum werde behaupten können, daß in den weitläuftigen Grenzen der Natur noch viele hundert solche **Fragmente**, die nicht weniger interessant sind, dem Auge eines aufmerksamen Naturforschers aufstoßen; so wird es hoffentlich unserm Jahrhundert zu vergeben seyn, daß es sich die Naturgeschichte zu einem so weit ausgebreiteten Lieblingsstudium gemacht hat.

Anfragen.

1.

Ich habe eine Karte von Florida und den Gegenden um den Sinus Mexicanus, auf welcher unter andern stehet:

> In hoc freto sciri potest eo ipso loco, quo sis, quanto spatio distet terra a mari, idque aquae profunditatem metiendo, tot milliaria enim distas a terra, quot ulnas profunditas aquae complectitur.

Da ich nun dieses sonst nirgends gelesen, so möchte ich doch gerne wissen, in wie ferne diese Nachricht gegründet sey, ich ersuche also um Belehrung in diesen Blättern.

2.

In Nr. 87. dieses Magazins vom vorigen Jahre heißt es in der Abhandlung von dem Weinstock und Weinbau: Es sey derselbe in Georgien durch das Pfropfen verbessert und fortgepflanzet.

> Ob der Weinstock, welchen der Herr Verfasser selbst, nicht unter das Geschlecht der Bäume rechnet, gepfropfet werden könne, und solches in unsern Ländern bekannt sey, wünschen einige practische Freunde der Gartenkunst zu wissen.

B. W. G.

Hannoverisches Magazin.

25tes Stück.

Freytag, den 26ten März 1779.

Oekonomische Abhandlung wie der Ertrag und das Locarium eines Zehnten zu determiniren stehe.

§. 1.

Die mehrsten Haushälter sind der Meynung, es könne der wahre Ertrag eines Zehnten nicht besser ausfindig gemacht werden, als wenn nach geschehener Ernte einige Hausen oder Stiege von jeder Art Früchte, so nicht von der allerbesten auch nicht von der allerschlechtesten Beschaffenheit sind, zur Probe gedroschen werden, und darnach die Ausrechnung geschieht, wie viel reines Korn von jeder Sorte auf ein Jahr aus der ganzen Zehntfluhr zu hoffen sey.

§. 2. Es ist nun dieses Principium zwar nicht gänzlich zu verwerfen, und bloßerdings für idealisch zu halten, jedoch läßt sich schwerlich daher zum voraus auf mehrere Jahre ein zuverläßiger Calculus machen, indem wegen der differenten Witterung, und anderer außerordentlichen Vorfälle, als strenge Winterkälte, große Trockniß, zu vieler Regen, und was dergleichen mehr, die Früchte in diesem Jahr ergiebig, in jenem aber abschlägig seyn können, wenn gleich in Ansehung der Bestellung aller nur möglicher Fleiß angewandt wird.

§. 3. Insonderheit kann man solchen Unterscheid bey den nicht gar zu wohl gelegenen bergigten, sandigten, trockenen, imgleichen bey den gar zu niedrigen, feuchten und nassen Feldern wahrnehmen, als woselbst die Früchte allemal mehrerer Gefahr, wie die auf den Mittelfeldern, unterworfen sind. Ja theils Länderey ist solchergestalt beschaffen, daß die Bestellung nicht zu gehöriger Zeit, und nicht mit solcher Tüchtigkeit, wie es wohl seyn sollte, geschehen kann, nachdem eine gar zu trockene oder gar zu nasse Witterung der Bestellung und Beackerung im Wege stehet.

§. 4. Neuangehende ungeübte Haushälter pflegen daher gern einer schlechten Ackerbestellung Schuld beyzumessen, wenn ein gegen andere und bessere Districte sehr abschlägiges Kornfeld ihnen vorkömmt. Trifft nun etwa zu der Zeit eine Hauptpacht Veränderung ein, so werden dem Vorgänger aller-

ley ungegründete Objectionen gemacht. Er soll damnum & interesse, und, ich weiß nicht, was noch mehr prästiren, so er zu prästiren nicht schuldig noch vermögend ist. Allein der neue Oekonome kann mit allen seinen Bemühungen nicht zum Zweck gelangen, und seine Absichten sind fehlsam. Es bleibt ihm also nichts weiter übrig, als daß er klägliche Remissionslieder anstimmt, und er mag sich glücklich schüzzen, wenn er damit Gehör findet.

§. 5. Doch ich gehe auf mein Sujet zurück. Ich habe vorher gesagt, daß man durch das Probedreschen zwar wohl die Ausrechnung von dem Ertrage eines Zehntens auf ein, nicht aber auf mehrere Jahre zuverläßig machen könne. Es wird also ein ander Fundament ausfindig zu machen seyn, um sothanen Ertrag mit Beysetzung aller sich etwa eräugnenden außerordentlichen Fälle probabiliter zu ermäßigen, und darnach das Locarium zu determiniren, wovon denn im folgenden kürzlich soll gehandelt werden.

§. 6. Zuvörderst wird eine genaue und gründliche Nachricht erfordert, wie die zehntbare Feldmark ihrer Austräglichkeit halber beschaffen sey, auf welches Korn nach Proportion der Aussaat zu reflectiren, oder was ein Morgen dem andern zum beßen an Haufen oder Stiegezahl, und ein jeder Hause oder Stiege an reinem Korn im Ausdrosche ordentlicher Weise thun kann; dergleichen Nachrichten von alten erfahrnen Hauswirthen und Bauersleuten solcher Gegend am richtigsten und ohne viele Mühe zu erhalten stehen.

§. 7. Es ist jedoch hiebey, und insonderheit wenn man auf die Hausen oder Stiegezahl seine Absicht nimmt, mit Fleiß zu erforschen, wie die in der Zehntflur fallenden Früchte beschaffen sind, ob solche in gutem reinem Korne bestehen, oder ob selbige mit wildem Saamenwerk, als Drespen, Rahl, Bandweizen, Twalig, Floghaber, Vogelwicken und dergleichen stark untermengt, imgleichen wie das Stroh auf dem Halm beschaffen, ob solches schier oder rein, oder ob es mit schädlichem Kraute, als Klapprosen, oder wildem Mohn, Saudisteln, Wucherblumen, oder Fuchsschwanz, Daubenwocken, und was dergleichen mehr, durchwachsen, und gleichsam damit überzogen ist, maaßen man Band genug zur Scheure, hingegen desto weniger reines Korn zu Boden bringen kann.

§. 8. Weil auch die Anzahl der Felder nicht aller Orten gleich, indessen selbige theils Orten in drey, anderer in vier, und wieder andrer in fünf Felder abgetheilt werden; so ist ferner ausfindig zu machen, wie viel Felder in der in Quästion seyenden Feldmark eigentlich vorhanden, und ob mithin das dritte, vierte oder fünfte Feld brach liegt, und der Zehnte, außer was in die Brach gesäet wird, nach solcher Proportion in verschiedenen Feldern mehr oder weniger tragen könne.

§. 9. Endlich muß man wissen, was es mit den Zehntfuhren für eine

Be=

Beschaffenheit hat, ob die Zehntpflichtigen die Früchte dem Zehntherrn ohnentgeldlich einfahren, oder ob dieser solche auf seine eigene Kosten einscheuren müsse. Wobey es auf leztern Fall auch darauf mit ankömmt, wie weit die Zehntfuhr von dem Orte der Einscheurung abgelegen, um auf eine oder andere Art wegen des Fuhrlohns die Unkosten überschlagen zu können. Es hat ein Zehntpächter hierauf um so mehr zu attendiren, da an manchen Orten die Fuhren rar, und kaum für Geld zu haben, indessen die Ausnehmung des Zehnten dennoch unaufgehalten ihren Fortgang haben muß.

§. 10. Hat man von vorberührten Punkten hinlängliche Wissenschaft erlangt, so kann alsdenn folgendergestalt procediret werden: Man rechnet einen Morgen Landes, so in einer fruchtbaren Gegend belegen, einen dem andern zum besten, im Rockenfelde auf zehn Stiege, und jede Stiege auf 1⅓ Himten Braunschweig. Maaße; Im Gerstenfelde einen Morgen, einen dem andern zum besten auf sechs Stiege, und jede Stiege auf zwey Himten Braunschweig. Maaße; Im Haberfelde einen Morgen gleichfalls auf sechs Stiege, und jede Stiege auf zwey Himten Braunschw. Maaße. In andern Gegenden ist nach der Beschaffenheit und Ergiebigkeit des Bodens, mehr oder weniger in Anschlag zu bringen, und darnach die Ausrechnung zu machen.

§. 11. Wenn dieses zum Fundament genommen, und dabey der Preis der Früchte nach der gewöhnlichen Cammer-Taxe gerechnet wird, als der Himte Rocken Braunschw. Maaße zu 12 gr., der Himte Gersten zu 9 gr., und der Himte Haber zu 6 gr., so kann der Zehnte aus einem Morgen Landes in einer guten fruchtbaren Gegend im Rockenfelde auf 16 mgr., im Gerstenfelde auf 10 mgr. 6 pf. und im Haberfelde auf 7 gr. 1 pf. angeschlagen werden. Was etwa an Erbsen, Wicken, oder Lein in die Brache gesäet wird, davon ist eigentlich nichts gewisses zu determiniren, und pflegt das Brachfeld, wenn man haushälterisch zu Werke gehen will, nicht über Ein Viertel damit bestellt zu werden. Inzwischen kann der Morgen von solcher Art Frucht etwas höher als das Haberfeld genutzet, und etwa zu 9 gr. angesetzt werden.

§. 12. Nun wird man einwenden, es finde sich viele Länderey, da resp. auf einen Morgen zwölf bis vierzehn Stiege Rocken, acht bis zehn Stiege Gersten, und eben so viel an Haber fielen; ich gebe dieses auch zu, allein ich muß dagegen anführen, daß im Winterfelde manchmal auf einen Morgen Landes nicht mehr, als acht bis neun, auch wohl nur sieben Stiege Rocken, und im Sommerfelde auf einen Morgen nur vier bis fünf Stiege Gersten und eben so viel Haber geerntet werden, und deswegen muß man das Medium, und dasjenige, was ein Morgen dem andern zum besten, tragen kann, & quod ordinarie fit, zum Fundament nehmen.

§. 13. Um diese Berechnung in

praxi

praxi deutlicher zu machen, so will ich setzen, es finden sich in einer zehntbaren Feldmark vierhundert Morgen tragbaren Landes, und sind in vier Feldern belegen, solchergestalt, daß das Rockenfeld hundert Morgen, das Gerstenfeld hundert Morgen, das Haberfeld hundert Morgen, und das Brachfeld hundert Morgen hält; so wird nach obigen Principiis der Zehnte aus den hundert Morgen Rocken 44 Rthlr. 16 mgr., aus den hundert Morgen Gersten 29 Rthlr. 31 mgr., aus den hundert Morgen Haber 19 Rthlr. 28 mgr. 4 pf. betragen, und da das Brachfeld ordinair zum vierten Theil als in diesem Falle fünf und zwanzig Morgen, mit Erbsen, Wicken, oder Lein besäet zu werden pflegt, und davon der Zehnte per Morgen auf 9 mgr. anzuschlagen, so kommen noch 9 Rthlr. 6 mgr. hinzu, welchemnach der Zehnte aus einer solchen Feldmark von vierhundert Morgen zehntbaren Landes überhaupt auf 100 Rthlr. 12 mgr. 4 pf. angeschlagen, und das Locarium darnach eingerichtet werden kann, daß für jeden Morgen besaamet und unbesaamet 9 mgr. Pachtgeld zu erlegen, maßen auf das geringe residuum der 12 mgr. 4 pf. keine Reflexion zu machen, weil nichts als ein geringer Bruch an Pfennigen herauskommen würde. Es erhellt anbey aus diesem Calculo, daß das besaamte Rockenfeld den Abgang des Brachfeldes, und das Gerstenfeld das Haberfeld mit übernehmen müsse.

§. 14. Ich will nun ferner den Fall setzen, daß die Zehntflur, worin die vier hundert Morgen Landes belegen, in drey Felder, als in das Rocken- Gersten- und Brachfeld abgetheilt ist, mithin das Rockenfeld 133⅓ Morgen, das Gerstenfeld 133⅓ Morgen, und das Brachfeld 133⅓ Morgen ausmacht. Hier eräugnet sich nach obigen Principiis einige Discrepanz, so aus dem Unterscheide der vier und drey Felder herrührt, gestalten allhier der Zehnte aus dem Rockenfelde 59 Rthlr. 9 mgr. 3 pf., aus dem Gerstenfelde 39 Rthlr. 29 mgr. 3 pf., und aus dem vierten Theile des Brachfeldes als 33¼ Morgen, jeden zu 9 mgr. gerechnet, 8 Rthlr. 12 mgr., folglich der ganze Zehnte 107 Rthlr. 14 mgr. 6 pf., und also das jährliche Locarium von einem jeden Morgen, besaamt und unbesaamet, ppr. 9 mgr. 5 pf. betragen würde.

§. 15. Nimmt man letztlich eine Flur zehntbaren Landes von vier hundert Morgen, so in fünf Feldern liegt, so kommen:

a.) Aufs Brachrockenfeld 80 Morgen.

b.) Aufs Gerstenfeld 80 Morgen.

c.) Aufs Stoppelrockenfeld 80 Morgen.

d.) Aufs Haberfeld, und

e.) Aufs Brachfeld 80 Morgen.

und bringet nach obigen Principiis alsdenn der Zehnte aus dem Rockenfelde 35 Rthl. 20 mgr., aus dem Gerstenfelde 23 Rthlr. 32 mgr., aus dem Stoppelrockenfelde, welches nicht höher als Gersten zu taxiren, 23 Rthlr. 32 mgr.

32 mgr., aus dem Haberfelde 15 Rthl. 30 mgr., und aus dem vierten Theile des Brachfeldes 5 Rthlr. Solchergestalt beträgt das Pachtgeld von den gesammten vierhundert Morgen 104 Rthlr. 6 mgr., und wegen jeden Morgens 9 mgr. 3 pf., welcher geringe Unterscheid denn abermals aus der diversen Eintheilung der Felder herrührt.

§. 16. Aus diesem allen erhellt so viel, daß, wenn man eine solche Flur Landes vor sich hat, da ein Morgen dem andern zum besten zehn Stiege Rocken, à 1⅓ Himten Braunschweig. Maaße, sechs Stiege Gersten à 2 Himten, sechs Stiege Haber à 2 Himten, zwölf Stiege Wicken à ½ Himten tragen und geben kann, alsdenn von einem jeden Morgen dergleichen zehntpflichtigen Landes, besaamet und unbesaamet, ohne Unterscheid 9 mgr. Pachtgeld billiger Weise gefordert und gegeben werden könne. Dafern jedoch von Gott etwa eine reichere und gesegnetere Ernte beschehret würde, oder es liese auch die reine Frucht viel höher in Preis, wie nach der vorhin bemerkten Taxe festgesetzt; so hätte sich zwar der Conductor die Hoffnung eines Gewinnes zu machen, allein er muß sich dagegen gefaßt halten, daß ein folgendes abschlägiges Jahr durch vielerley Zufälle solchen Profit leicht wieder wegnehmen kann.

§. 17. Will man demnächst nur das besaamte Land allein in Consideration ziehen, und die Brach ganz aussetzen, mithin ausfindig machen, was jenes per Morgen an Pachtgelde aufbringen kann; so muß man wiederum die unterschiedliche Eintheilungen der Felder zum Grunde setzen. Da geben nun vierhundert Morgen Land, so in vier Feldern liegen, sechszehn Theile ab, wovon dreyzehn Theile besaamet werden, drey Theile aber unbesaamet liegen bleiben. Eine gleiche Morgenzahl in drey Feldern belegen, thun zwölf Theile, wovon neun Theile bestellet werden, und drey unbesaamet bleiben. Und endlich geben an den Orten, wo fünf Felder sind, vier hundert Morgen zwanzig Theile ab, deren siebenzehn bestellet worden, die übrigen drey aber unbesaamet liegen.

§. 18. Ich habe §. 13. die Ausrechnung gemacht, daß eine vierhundert Morgen haltende Feldmark, in vier Feldern belegen, 100 Rthlr. 12 mgr. 4 pf., und der Morgen besaamet und unbesaamet 9 mgr. zum Pachtgelde betragen kann. Nehme ich nun im ersten Falle gegenwärtig $\frac{13}{16}$ oder 325 Morgen an besaamter Länderey, so wird jeder Morgen ppr. 11 mgr. an Pachtgelde aufbringen. Im andern Falle, da an dem Orte quæst. nur drey Felder vorhanden, thut das Locarium überhaupt, wie §. 14. erwähnt, 107 Rthlr. 14 mgr. 6 pf., und von jedem Morgen besaamet und unbesaamet 9 mgr. 5 pf. Man nimmt nun de toto oder 333⅓ Morgen, so bestellet werden; so würde nach solchem Verhältniß jeder besaamter Morge 11 mgr. 5 pf. pro locario aufbringen. Letzlich habe ich im dritten Falle,

le, wenn die Zehntflur aus fünf Feldern besteht, §. 15. angezeigt, daß das Pachtgeld überhaupt auf 104 Rthlr. 6 mgr., und von jedem Morgen insonderheit auf 9 mgr. 3 pf. anzuschlagen. Nehme ich nun hier an bestellter Länderey 340 Morgen, oder $\frac{17}{20}$ Theil, so wird herauskommen, daß von jedem besäamten Morgen ohngefähr 17 mgr. zur Zehntpacht zu erlegen. Und nach dieser Proportion kann auch in allen andern Fällen die Ausrechnung gemacht werden.

§. 19. An einigen Orten ist die Länderey nicht so gut und austräglich, daß solche die zum Grunde gelegte Stiegezahl tragen kann, auch ist das Korn an sich nicht von gehöriger Güte, und solchenfalls folgt nothwendig, daß das Locarium der Billigkeit gemäß proportionabiliter muß herunter gesetzt werden; also giebt es Gegenden, da der Morgen Rocken etwa nur fünf bis sechs höchstens sieben Stiege, und der Morgen Gersten und Haber drey, vier bis fünf Stiege trägt, und nach solchem Verhältniß kann denn der Zehnte leicht in Anschlag gebracht werden. Es kann auch bey solchen Umständen gar wohl seyn, daß der Zehnte aus einem Morgen Landes, besaamet und unbesaamet, es sey Rokken, Gersten, Haber, oder Wicken, einen gegen den andern gerechnet, nicht höher als auf 6 mgr., und zuweilen wohl nicht einmal so hoch auszubringen steht.

§. 20. Daß man es aber für ein Universal-Principium annehmen sollte, durchgehends von einem Morgen zehntpflichtigen Landes 6 mgr. Pachtgeld zu nehmen, dadurch würde dem Zehntherrn zu nahe geschehen. Immittelst stünde zu erwegen, ob nicht die Zehnten nach der Beschaffenheit der Gegend und des Bodens wo die Länderey belegen, ihrer Bonität nach, in gewisse Classen eingetheilt, und für jede Classe ein gewisses billigmäßiges Pachtgeld determiniret werden könnte, solchergestalt, daß so wenig der Pächter als Verpächter dabey lädiret würde. Es könnte dieses insonderheit bey herrschaftlichen an verschiedenen Orten befindlichen Zehnten seinen Nutzen haben. Denn ein Privat-Zehntherr wird schon vor sich darauf bedacht seyn, wie er einen oder etliche wenige ihm zuständige Zehnten entweder in natura ziehet, oder wie er solche sonsten zu seinem Vortheil am besten ausbringen könne.

§. 21. Auf Stroh und Cave rc. ist deswegen bey dieser Berechnung keine Reflexion genommen, noch dafür etwas in Einnahme angesetzt, weil die Kosten für den Zehnt-Sammler, für das Einfahren, auch Drescherlohn, und für den Scheurenvogt nicht zur Ausgabe gebracht worden. Es wird also eins mit dem andern ppr. compensiret werden können. Wären aber freye Fuhren, imgleichen nöthiger Scheurenraum vorhanden, so könnte solches zu Verbesserung des Locarii noch etwas beytragen. Wenn die Einfahrung des Zehnten für Geld geschehen muß, so pflegt man das Fuhrlohn ordinair nach Hausen oder Stie-

Stiegezahl zu bedingen, und zwar nachdem der Weg nahe oder weit ist, à 1 bis 2 mgr., oder auch, wenn es eine völlige Meile und darüber, wohl 3 mgr. Es ist dieses auch der sicherste Accord, weil die Zehntwagen sehr ungleich pflegen beladen zu seyn. Eine Scheure, wohin ein mittelmäßiger Zehnte kann gelegt werden, stehet für ein billiges zu erhalten, wofern der Eigensinn der anwohnenden Zehntpflichtigen keine Difficultäten in den Weg leget, und solchemnach ist kein besser Mittel, als daß der Zehntherr, oder auch der Pächter auf eigene Kosten nach seiner Convenienz bauet.

§. 22. Letztlich ist noch zu erwähnen, daß man bey diesen Sätzen nicht auf eine ganz schwere Masch und sogenannte Fettweiden, auch nicht auf eine sohre und magere Gegend, sondern auf eine solche Mittelgegend, wie etwa die an der Weser und Leine, sein Absehen genommen habe. In erstbesagten Marschdistricten werden bekanntlich keine gewisse Braachjahre gehalten, sondern man nutzt die Gründe alternatim und wie es die Umstände erfordern, zu Acker- und Weideland, und mehrentheils findet man, daß allda ein ständiger Saatzehnte hergebracht ist. Was hingegen das Sandland oder die Geest betrifft, so ruhet solches niemals, sondern wird durch die Düngung in beständiger Cultur erhalten, obwohl in keiner gleich fortdauernden Ordnung. Es fällt daher bey diesen Landesarten schwerer, einen gewissen Zehntertrag zu determiniren, und behalte mir daher bevor, in der Folge davon etwas mitzutheilen.

Brüggen. J. F. Werner.

Von der Schwere des Holzes.

In dem 94ten Stücke des Hannoverischen Magazins vom vorigen Jahre ist eine vortreffliche Abhandlung von der verhältnißmäßigen Schwere verschiedener Holzarten mitgetheilet worden.

Je nutzbarer dergleichen Untersuchungen und deren öffentliche Bekanntmachung dem Publico in manchem Betracht sind, je angenehmer muß es demselben seyn, wenn mehrere Versuche gleicher Art diesen Blättern einverleibet werden.

Zu Berechnung der Schwere ganzer Bauklötzer und Bäume, aus welchen in den Schneidemühlen Bauholz, Bohlen, Dielen, Latten u. d. gl. geschnitten werden sollten, ließ ich vor einigen Jahren auf den in den Herzoglich Sachs-Altenburgischen Landen belegenen Hardenbergischen Rittergütern im späten Herbste, als der Saft aus den Bäumen zurückgetreten war, aus frisch gefälleten Stämmen von jeder vorhandenen Holzart einen Würfel so groß schneiden und behobeln, daß er in möglichster Accuratesse einen Leipziger Fuß auf jeder Seite, mithin im Ganzen einen Cubic-Fuß hielte.

Hier-

Hierauf zeigte sich die Schwere im leipziger Gewichte, der eben gedachte

Cubic Fuß	Pfund
einer jungen Eiche, quercus robur f. latifolia	$52\frac{1}{2}$
einer alten Eiche von eben dieser Art	49
einer Rothbuche, fagus sylvatica	$41\frac{1}{2}$
einer im besten Wachsthum gewesenen Kiefer, Pinus sylvestris	36
einer völlig ausgewachsenen Kiefer	$30\frac{1}{4}$
einer Birke, Betula alba	41
einer Weißtanne, Pinus Abies, foliis solitariis, apice emarginatis	40
einer Erle, Betula alnus rotundifol.	37
einer Fichte oder Rothtanne, wie man sie am Harze eigentlich nennen soll, L. Pinus Abies rubra	$26\frac{1}{2}$

mithin war unter denen eben angeführten Holzarten das eichene am schwersten.

Der Herr Verfasser der zu Anfangs erwähnten Abhandlung hat aber an seinem Orte sowohl das rothbuchene als kieferne Holz schwerer als das eichene befunden, indem ein Täflein von 2 Zoll und 3 Linien Höhe, 1 Zoll 8 Linien Breite und $1\frac{1}{2}$ Linien Dicke Pariser Maaße, welches $\frac{15}{32}$ Cubic-Zoll wären

	Aß
bey dem rothbuchenen	167
bey dem kiefernen	154
bey jungen eichenen	142
bey alten eichenen	111

einfolglich sowohl das rothbuchene als das kieferne meinem Versuche zuwider, schwerer als das eichene befunden. Vielleicht äußert sich in dasiger Gegend eben die Verhältniß der Schwere des Holzes, welche ich im Altenburgischen wahrgenommen habe, wenn es dem Herrn Verfasser gefallen sollte, in so weit es die in seiner Gegend zu Hause seyenden Holzarten gestatten, einen Versuch mit größern Körpern als die seinigen gewesen, vorzunehmen.

Sollte aber auch alsdenn noch das von dem Herrn Verfasser zuerst angezeigte Verhältniß sich darthun, so wäre es ein Beweis, daß dasigen Orts das eichene Holz viel schlechter als das rothbuchene und kieferne, wogegen das eichene Holz im Altenburgischen verhältnißmäßig besser wäre als das rothbuchene und kieferne. Solchemnach wäre wohl der Mühe werth, daß zum besten der Forstwissenschaft an mehrern Orten ähnliche Versuche mit den auf einerley Boden wachsenden Holzarten gemacht würden. Wobey ich jedoch allemal anrathen wollte, lieber einige zu große als zu kleine Körper zu dem Versuche zu wählen.

Zuletzt will ich noch anzeigen, was meine Holzwürfel, nachdem sie den ganzen Winter hindurch in einer beständig eingeheizten Stube hinterm Ofen in der Höhe gelegen, am Gewichte verloren haben.

Das Stück		Pfund
der jungen Eiche	—	19
der alten Eiche	—	$17\frac{3}{4}$
der Rothbuche	—	11
der jungen Kiefer	—	$10\frac{1}{2}$
der alten Kiefer	—	6
der Birke	—	11
der Weißtanne	—	15
der Erle	—	12
der Fichte	—	$7\frac{1}{2}$

Sangerhausen. Mindermann.

Hannoverisches Magazin.

26tes Stück.

Montag, den 29ten März 1779.

Auszüge nützlicher Briefe.

(Siehe das 98te Stück des vorigen Jahrs.)

Dritter Brief.

Für die Mittheilung der Achardischen Edelsteinversuche und der elektrischen Neuigkeiten, bin ich Ihnen verbunden. Sie sind alle recht artig. Was aber die Anzündung der brennenden Luft betrifft, so glaube dabey eine Einwendung machen zu können. Die brennende Luft kann sich nicht entzünden, wenn sie nicht mit der ordinairen Luft gemischt ist. Sie ist in diesem Stück wie alle andern brennbaren Materien beschaffen, welche ohne zukommende Luft nicht brennen können. Wie kann denn ein elektrischer Funke diese brennende Luft, wenn sie ganz rein ein Glas anfüllt, anzünden?

Sie wissen daß Herr Prof. Bergmann in Upsal, die künstliche Nachahmung der mineralischen Gesundbrunnen bekannt gemacht hat, und daß wir nun in Schweden das Bitter- Selzer- Spaa- und Pyrmonter-Wasser, so gut als die Natur selbst, verfertigen können. Diese Wasser werden nun schon einige Jahre stark und mit großem Nutzen allhier gebraucht. Unser berühmte Naturforscher ist nun noch weiter gegangen, und zeigt, wie man auch das Carlsbader Wasser nachmachen kann. Man sättiget nemlich reines Brunnenwasser mit Luftsäure, füllet damit einen vom Herrn Professor Wilke verbesserten und von Kupfer gemachten Papinischen Digestor, welcher nahe am Boden mit einem genau schließenden Zapfen versehen ist, und hänget solchen in einem mit Wasser angefüllten Kessel auf. Nachdem erhitzt man diesen Kessel über dem Feuer, bis das Wasser den zum Trinken gehörigen Grad von Wärme erhält. Will man die Salze, welche diese Art von Wasser bey sich führt, auch in diesem nachgekünstelten haben, (obwohl der Herr Professor solches für unnöthig hält,) so findet man in Bechers Abhandlung vom Carlsbade, daß 12 Unzen davon enthalten: 3½ Gran Kalk, 13 Gran zerfallenes Wundersalz, 8½ Gran zerfallenes mineralisches Laugensalz, 4 Gran Kochsalz und etwas weniges Eisen. Der Kalk wird recht

zart gerieben, und nebst etwas Eisenfeil in das mit der Luftsäure saturirte Wasser, womit eine Bouteille angefüllt worden, geworfen. Alsdenn läßt man diese Bouteille wohl zugemacht und im Wasser umgewandt, ein Paar Tage stehen, damit sich der Kalk und das Eisen auflösen können. Endlich wird das Wasser auf vorgedachte Weise warm gemacht, die Salze in das Trinkglas gelegt, das warme Wasser darauf gegossen und sogleich ausgetrunken.

Eben dieser fleißige Chemiste lehret uns die künstliche Bereitung des warmen Bades zu Aachen. Man soll nemlich die hepatische Luft, welche entstehet, wenn man auf die mit etwas Kreide gemischte alkalische Schwefelleber die Vitriolsäure gießt, in einem Wasser auflösen, in welchem zuvor auf 12 Unzen, 7 Gran zart geriebener Kalk, 4 Gran Küchensalze, und 10 Gran mineralisches Laugensalz gemischt worden. Nachher wird dieses stinkende Wasser, auf eben die Art wie das vorhergehende, in der Papinischen Maschine warm gemacht. Um dieses Wasser auch zum Baden anzuwenden, so will er diese hepatische Luft durch Hülfe einer ledernen Schlange am Boden des warmen Bades anbringen, welches auch geschehen kann, obgleich der Patient darinnen sitzet. Die Entstehungsart des Schwefels, welcher sich allenthalben über diese stinkenden warmen Bäder ansetzt, erkläret er ganz natürlich. Er leget meine Versuche die ich über die Bestandtheile der stinkenden Schwefelluft angestellt, hierbey zum Grunde, und glaubt, daß die freye Luft, welche diese hepatische Luft, so bald sie sich vom Wasser scheidet, allenthalben berühret, das Phlogiston, welches das Bindungsmittel zwischen der Materie der Wärme und dem Schwefel ist, anziehe. Ferner sagt er, daß so bald dieses geschehen, sey auch diese hepatische Luft destruiret und folglich müsse sich der Schwefel niederschlagen, und sich an den Körpern mit welchen er in Berührung kommt, ansetzen. Alles dieses hat der Herr Professor umständlicher in das dritte Quartal der Abhandlungen unserer Akademie der Wissenschaften für das vorige Jahr, einrücken lassen.

In dem vierten Quartale desselben Jahres, habe ich eine neue Farbe bekannt gemacht. Diese ist eine Folge von meinen seit einigen Jahren angestellten Versuchen mit dem Arsenik. Ich kann mir nicht vorstellen, daß diese Erfahrungen Ihnen dorten noch unbekannt seyn können, da solche schon in erstgedachten Abhandlungen für das Jahr 1775 beschrieben sind, und wo ich bewiesen, daß der Arsenik aus einer eigenen Säure und dem brennbaren Grundwesen bestehe, und die Methode angezeigt, wie man diese Bestandtheile von einander scheiden könne. Aber nun wieder auf meine Farbe zu kommen, so bekam ich damals einen schönen grünen Präcipitat zu Gesichte, als ich die Auflösung des Kupfervitriols mit der arsenikalischen Leber vermischte. (Ich brauche hier dieses bekannte

kannte Wort, Leber, obgleich ich den Gestank, welchen Herr Macquer von dieser Arsenikleber empfunden, nicht bemerkt habe.) Es sind nun drey Jahre verflossen, seitdem ich diese grüne Farbe mit Oelfirniß gemischt auf ein Brett gestrichen habe, und dennoch kann ich nicht die geringste Veränderung an ihrer Grüne, welche der vegetabilischen nahe kommt, bemerken. Zu Wasserfarben ist dieses Produkt ebenfalls dienlich. Hier haben Sie die Bereitungsart. Man nimmt zwey Pfund Kupfervitriol, solvirt solchen in fünf bis sechs Kannen reinen Wassers, welches entweder über Feuer oder auch nur in der Kälte geschehen kann. Darauf wird in einem andern Kessel, zwey Pfund weiße trockene Pottasche und zwey und zwanzig Loth fein geriebener Arsenik, mit zwey Kannen Wassers über dem Feuer aufgelöst. Wenn dieses geschehen, so läßt man die Lauge durch eine Leinwand laufen, und mischet solche unter starkem Umrühren zu der vorigen Kupfersolution. Der Kessel in welchem diese Mischung vorgenommen wird, muß ziemlich groß seyn, weil hiebey ein Aufbrausen entstehet. Man läßt alles einige Stunden stehen, sodann gießt man es auf ein Tuch und schlägt noch einige male warmes Wasser darauf, um den Präcipitat wohl abzusüßen, welcher nachher in gelinder Wärme getrocknet wird. Von der angegebenen Quantität erhält man ein Pfund und dreyzehn Loth grüne Farbe. Dieser Präcipitat ist eine mit Arsenik verbundene Kupfererde. Man sieht leicht, daß in diesem Proceß eine doppelte Decomposition vor sich gehet. Die Säure des Kupfervitriols verbindet sich mit dem Laugensalze, und der Arsenik mit der Kupfererde.

Köping, den 8ten Jan. 1779. C. W. Scheele.

Bitte des Herausgebers.

Durch mein Versehen, (weder der Verfasser, noch der Buchdrucker, sollen die Schuld haben,) hat sich in dem 87ten St. dieses Magazins vom vorigen Jahr, ein Fehler eingeschlichen. Es stehet nemlich daselbst auf der 1391ten Seite, daß zur Bereitung des Algarottischen Pulvers, ein Theil Salpeter mit zwey Theilen Spießglas sollen detonirt werden. Jeder, welcher mit seinen Augen auf das zu erhaltende Produkt zurück siehet, wird zwar schon ohne mein Erinnern bemerken, daß anstatt eines Theils Salpeter, drey Theile stehen sollten. Indessen halte ich es für meine Schuldigkeit, solches hier anzuzeigen, und meine Leser zu ersuchen, vorgedachte Stelle zu verbessern.

F. Ehrhart.

Untersuchung der Frage: Ob die Menschen das Glück öfter suchen als sie von ihm gesucht werden?

Glück und Unglück haben allezeit einen wichtigen Antheil an den Verwickelungen des menschlichen Lebens. Sklavisch dienet ihnen der Pöbel; und der Weise, der menschliche Weise, der die Gränze der Sphäre seiner Natur kennet, merkt ihren Einfluß in sein Schicksal, würdigt sie seiner Betrachtung, und verfolgt den reißenden Strom von der Quelle bis ins Meer.

Es ist ein reizendes Vergnügen, die Abwechselungen des Glücks in den verschiedenen wunderbaren Auftritten des Lebens zu untersuchen. Ein stumpfes Auge hält sie für Spiele des Zufalls; dahingegen der aufmerksame Beobachter Ordnung und Einheit mitten unter anscheinenden Verwirrungen findet.

Wie angenehm wird die Geschichte, wenn man sie von dieser Seite betrachtet! Sie ist die fruchtbarste Schule des Moralisten, der, bey Revolutionen und Regierungsformen, bey Blüte und Abnahme, bey Siegen und Verlust, nicht schaale Erzählungen, sondern Triebfedern und Veranlassungen suchet. Die Geschichte eines jeden Menschen enthält im Kleinen, was Rom und Griechenland durch alle ihre Perioden lieferten. Völker sowohl, als einzelne Menschen sind glücklich, so lange sie die Umstände die sich ihnen darbieten, mit Vernunft und Weisheit gebrauchen. Es fehlt weniger am Glück, als an Klugheit sich seiner zu bedienen.

Aber ist dies der Weg zur Ueberzeugung von der Wahrheit, daß das Glück die Menschen suche? Für Unpartheyische möchte er gebahnet seyn, aber wo Vorurtheile sich hinzu drängen, wo die Eigenliebe den Vorwurf, ihr Glück durch Fehler verscherzt zu haben, nicht ertragen kann, wo Mühe, Scharfsinn und Gedult erfordert werden, da verlieren Erfahrungen ihre gewohnte Stärke. Man kann sich darauf berufen, man kann sie dem lehrbegierigen Geist zum Nachdenken empfehlen, aber um lebhaft zu überzeugen, muß man sie mit theoretischen Gründen befestigen.

Man hat nunmehr den Optimismus mit allen Arten der Waffen bestritten, und doch keinen auf seine Seite gebracht, als etwa die, welche so noch nie wußten, was sie aus der besten Welt eigentlich machen sollten. Weder Candide noch Preisschriften werden ein Lehrgebäude umstürzen, das so tief in den ersten Gründen der geläuterten Vernunft Wurzel geschlagen hat; vielleicht in Nebendingen noch Erläuterungen bedarf, aber in der Haupsache unverändert bleiben wird.

Wenn diesem System die Entscheidung gegenwärtiger Aufgabe überlassen würde, so müßten ein Paar einfache Schlüsse sie auflösen können. Aber alle, welche das System nicht glauben, würden auch zugleich die

ganze

ganze Folge verwerfen. Es mag also der Optimismus unentschieden bleiben. Auch außer demselben soll sich zeigen, daß das Glück die Menschen öfter suche, als diese das Glück.

Glück und Unglück bedeuten zuweilen Schicksale, die wir nicht erwarteten, die wir nicht begreifen, wenigstens nicht vorhersehen konnten. Dies ist dasjenige, was wir in einem vernünftigen Verstande Zufall nennen könnten. An dergleichen Auftritten kann es bey Geschöpfen nicht fehlen, deren Kenntnisse so eingeschränkt sind. Die Weisesten übersehen zu wenig von dem Ganzen, als daß sie Verwickelungen des menschlichen Lebens erklären, und die daraus fließenden Folgen vorher sagen könnten. Vielleicht besteht ihr ganzer Vorzug darin: daß sie dies wissen. Wenn schwache Unwissende mit einer blinden Zuversicht urtheilen, und dann, wann ihre Weissagungen durch unvermuthete Veränderungen in der Scene fehlgeschlagen sind, staunen und sich einfältig wundern, so bleibt ein Geist von Einsicht bey Muthmaßungen stehen, macht sich auf alle Fälle gefaßt, und sieht dem menschlichen Leben als einem Spiel zu. Gemeiniglich wo der Kluge sich wundert, ist der Unverständige gleichgültig, und umgekehrt.

In diesem Verstande läßt sich also nicht sagen, daß der Mensch das Glück suchet. Denn einen Zufall suchen ist Unsinn. Es giebt Thoren, die sich ohne Grund Dinge ahnden lassen, die ihnen angenehm wären, aber sie sind selten. In so fern also das Glück außer dem Kreise unsers Wirkungsvermögens liegt, verhält der Mensch sich nur leidend dagegen. Es sich zu Nütze zu machen wenn es erscheint, ist allenfalls sein Geschäfft.

Es giebt aber noch eine Bedeutung, die man mit dem Worte Glück verknüpft, und da scheint die Frage schwieriger zu werden. „Die Reichthümer die das Auge blenden, der Schimmer der den Geist bezaubert, der Rang auf dem der Werth so vieler Menschen allein beruht, die Vergnügungen der Sinne, welche ein gefühlvolles Herz entzücken, das kommt doch nicht von selbst. Das sucht uns nicht, das muß doch von uns gesucht werden —“ Nicht wahr? Ich will es einen Augenblick zugeben. Aber sind diese Dinge in der That Glück, oder nur durch die Einbildung der Menschen dazu geworden? Ich muß mich erklären.

Die Schriften der Moralisten schmähen gewaltig auf Reichthum und Ehre. Das Capitel vom Reichthum und Ehre ist eine gute Zuflucht für manche die nichts zu reden wissen und reden sollen. Der Schade, welchen solche unüberlegte Urtheile im Allgemeinen anrichten, ist größer als man glaubt. Wir sehen alle Tage, daß Ansehen und Vermögen, Vortheile, nicht bloß eingebildete, sondern wahre Vortheile schaffen können. Die Orakelsprüche über ihre Nichtswürdigkeit werden uns also verdächtig, und dieser Verdacht zeugt alsdenn leicht den übereilten Schluß, daß alle übrige Lehren der Philosophen Geburten ei-

 nes

nes menschenfeindlichen Gehirns sind. Der affectirte Tugendlehrer verachtet die äußern Güter, aber der Mensch suchet sie . . . . und nicht selten — findet man den Philosophen und den Menschen in Einer Person! Da ists noch ärger.

Die Auswege auf beyden Seiten würden sich vermeiden lassen, dichtete man sich nicht selbst eine eigne Art von Tugend, erklärte man die ewigen Gesetze der Vernunft und Religion fein ordentlich und den Absichten des Urhebers der Welt gemäß.

Wir sind zur Glückseligkeit erschaffen. Die finstern Lehren der Schwärmer machen sich nur falsche Vorstellungen von dieser Glückseligkeit. Jedermann erwartet, Niemand leugnet sie. Dächte nur alle Welt richtig, so würde alle Welt über diesen wichtigen Punct einig seyn. Wahre Glückseligkeit kann außer uns nicht wohnen. Sie ist das Eigenthum des Geistes, der durch alle Uebel dringt, die geschminkte Größen verstecken, der Personen und Handlungen ihren wahren Werth beylegt, der die Vernunft zur Grundfeste seiner Urtheile, und zur Triebfeder seiner Thaten macht; der im Bewußtseyn seiner innern Würde, im Gefühl eines reinen Herzens, in dem Bewußtseyn redlicher Absichten den Lohn der Tugend genießt; und so, gesetzt und stark, sich in einer gewissen Gleichgültigkeit gegen alle äußern Zufälle erhält, das Angenehme nutzt wo er es haben kann, und Widerwärtigkeit mit heitrer Stirne erträgt. — So lautet das Ideal der Glückseligkeit! Natürlicher Weise hat sie ihre Grade; welche die reinste und die dauerhafteste ist — das ist die größte!

Wollte man diesen Zustand Glück heißen, so gebe ich zu, wir müssen ihn suchen. Zu einer solchen Erhebung des Geistes zu gelangen, kostet Mühe, kostet Strenge für die Eigenliebe, und anhaltendes Bestreben dazu. Beneidenswürdig ist der Zustand, das ist klar, aber man pflegt ihn nicht Glück zu nennen. Auch die, deren Sache die Bedeutung der Wörter eben nicht ist, denken sich doch bey der Glückseligkeit gewisse innere, bey dem Glück gewisse äußere Vorzüge.

Vertragen sich denn beyde Arten der Vorzüge nicht mit einander? Es ist wahr, wir können glückselig seyn, ohne Glücksgüter zu haben. Wir können mit allem Reichthum des Geistes, mit Verstand und edlem Herzen, unbekannt und ungeschmeichelt leben. Darum wäre es besser, oben darein auch vornehm, reich und berühmt zu werden. Denn es wäre nicht gut, daß wir beym Glanze eines Standes nicht einen großen Geist, nicht das edle Herz erhalten, und unsere Menschenliebe gar vermehren sollten.

Man sagt indessen, das sey schwer, weil es der Erfahrungen von Tugenden, die an den Klippen des Glücks verunglückt sind, zu viel gebe. Der Einwurf ist scheinbar. Das Glück hat allerdings etwas einschläferndes, es zieht unsre Aufmerksamkeit von uns selbst hinweg und zerstreut uns in die Welt. Aus dem Zirkel der Großen werden wir verleitet, einen gezwungnen ernsten Blick auf die hin-

hinabzuwerfen, deren Verdienste wir nicht leugnen können, die aber doch weniger sind als wir. Das ist der schwer zu vermeidende Zustand der Eitelkeit, ein Zustand der sich nicht so leicht, als das Herz eines offenbaren Frevlers bessern läßt.

Aber was ist denn das auch für Tugend, die sich nur so lange erhält, als sie nicht auf die Probe gestellet wird? Der wahre Werth des Menschen, beruht auf die ächte Güte der Seele. Wer unter glücklichen Schicksalen lasterhaft ward, führte den Keim dazu bey sich, als ihn noch engere Gränzen einschlossen, als noch der Zwang den Ausbruch seiner Neigungen zurückhielt. Und wenn es denn schwer ist, Glück und Glückseligkeit mit einander zu verbinden, wie große Achtung ist man dem nicht schuldig, der unter den Zauberkünsten der Versuchungen, stark genug bleibt, sein Glück selbst zur Vermehrung seiner Glückseligkeit zu gebrauchen!

Sein Glück zur Vermehrung seiner Glückseligkeit zu gebrauchen? – Das, das ists was den wahren Werth des Glücks bestimmt. Wählt unter den Gütern der Erde was ihr wollt, rechnet selbst was die Welt Vergnügen nennt, zum Glücke; so lange ihr sie als Mittel eure Glückseligkeit zu erhöhen ansehet, sind sie schätzbar; sobald ihr sie zum Gegenstande eurer vornehmsten Sorgē macht, sind sie tadelnswerth.

Von diesem Satze eingenommen einen Blick unter die Menschen zu thun, kann nur traurig seyn. Wie schmelzt die Anzahl würdiger Leute, wenn alle die davon ausgeschlossen werden, welche sich durch Erziehung, Gewohnheit und Vorurtheil hinreißen lassen, jenen Tändeleyen mit ängstlicher Geschäfftigkeit nachzurennen, und Reichthum und Rang zu dem Maaßstabe machen, nach welchem sie gegen ihre Brüder Achtung hegen.

Aber stehn diese Vortheile wirklich in unsrer Macht? Kommt es nur auf uns an sie zu erlangen? Das würde ein großer Trost für die Welt, und eine starke Entschuldigung für diejenigen seyn, die ihres Besitzes wegen viel aufopfern. Indessen scheint es, daß diejenigen am öftersten vergeblich arbeiten, die sich am meisten um sie bemühen, und daß etwas mehr als unser Suchen erfordert werde, sie zu erhalten. So viel ist gewiß: die unruhige Sehnsucht nach Ehre, Geld und Vergnügen taugt nicht viel und verunglückt die meiste Zeit; denn die allgemeine Folge menschlicher Begebenheiten richtet sich wenig nach den Einfällen unsers Eigensinnes und unsrer Thorheit. Von Entwürfen voll, übersehen wir den günstigen Augenblick der jedem zu seiner Zeit erscheint, und vergessen ganz gewiß, aus den Hindernissen, die unsre Plane durchkreuzen, Vortheil zu ziehen. Wir suchen das Glück auf Einem Wege, das Glück sucht uns auf dem andern — Natürliche Folge, daß wir selten zusammen kommen!

Und wenn wir es denn erreichen, so betäubt uns eine kurze Freude, und wir erwachen mit leerer Seele, wie von einem Rausch; wir dürsten nach mehrerm und besserem. Aus den Anstalten die wir

machen

machen ein Glück zu erhaschen, erhellt die Größe unsrer Vorstellung davon, und nothwendig müssen wir unglücklich seyn, wenn wir es haben — und uns betrogen finden. Die Begierden wachsen mit dem Genuß, man wird unersättlicher je mehr Wünsche man befriedigen muß, man taumelt und arbeitet, kämpft und erfindet, und ist am Ende noch weiter vom Glück als man im Anfange war.

Ist das das eigentliche Glück was ich eben entwarf, so muß es natürlich die Menschen suchen, weil diese es gemeiniglich vergeblich verfolgen. Es ist klar, in gewissen äußern Vorzügen muß es bestehen, und doch sagt uns eine innere geheime Empfindung, nicht jeder sey glücklich, der diese Vorzüge besitzt. Also, den Begriff des Glücklichen noch etwas genauer bestimmt!

Den Menschen richtig zu beurtheilen, betrachte man ihn im ganzen Umfang seiner Verhältnisse. Es ist schwer und ohne Nutzen, ihn als ein abgeinseltes Wesen anzusehen, denn so bald wir unsern Ursprung, unser Daseyn, unsern Endzweck überlegen, so sind gleich Beziehungen auf andere außer uns da. Diese sind nothwendig zu kennen, wenn wir gründlich etwas von unserm Zustande im Ganzen wissen wollen.

Nun sehen wir ein, daß es zwey Stücke geben müsse, auf die hauptsächlich unsre Wünsche zielen, den innerlichen Zustand, und das äußere Schicksal. Das erste ist wichtiger; das letzte betrifft unsere Frage.

Unmöglich kann man von Jemand verlangen, daß er unempfindlich gegen das äußere Schicksal seyn soll. Wir wünschen Schaden und Verdruß weit weg von uns, und Nutzen und Vergnügen herbey. Sind deswegen alle unsere Wünsche rechtmäßig? Sie würden es seyn wenn wir über Nutzen und Vergnügen richtig dächten; wie viel Voraussetzungen, wie viel Behutsamkeit im Urtheilen ist hier nöthig?

Was für andere vortheilhaft ist, ist nicht immer eben das für uns – Jeder hat seine Sphäre, jeder sein ihm eignes Glück — Oft haben unangenehme Begebenheiten sehr angenehme Folgen, und blendende Auftritte enden sich mit Quaal — — — Der Nutzen ist immer dem Vergnügen vorzuziehn, er hat verschiedene Stufen, und je größer er ist, desto mehr Aufmerksamkeit verdient er. – je körperlicher und sinnlicher das Vergnügen ist, desto geringer und schlechter ist es. Auch das beste und süßeste aber verliert seinen Reiz, wenn es nicht auf eine Seele trifft die durch Reinigkeit und Rechtschaffenheit fähig ward es mit ganzer Empfindung zu genießen. — — — Dergleichen Betrachtungen sollten wir uns allemal gegenwärtig erhalten, alsdann würden unsere Wünsche auf die Vernunft gegründet, mit Ordnung gefaßt, und bey jedem Erfolge unbeschwerlich seyn.

Was ich hier sage, glaube ich mit Sicherheit zur Regel bey der Erklärung des Begriffs vom Glücke nehmen zu können. Das Glück betrifft die äußern Schicksale, und da ein jeder Vorfall des menschlichen Lebens seinen Grund in vorhergehenden Handlungen und Auftritten hat, so rührt es von der Folge und der Verkettung der Begebenheiten her, daß er so ist, als er ist. Sollen nun diese Vorfälle zum Glück gehören, so müssen sie uns Vergnügen machen, müssen mit unsern Wünschen übereinstimmen — Aber mit jedem Wunsche? Das ist unmöglich. Dabey würde die Welt zum Chaos werden. Nur mit unsern wohlgeordneten Wünschen.

Also ist das Glück eine Verkettung äußerlicher Schicksale, die unsern wohlgeordneten Wünschen gemäß sind.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

27tes Stück.

Freytag, den 2ten April 1779.

Merkwürdige Geschichte eines Kaufmanns.

(Aus dem Französischen.)

Ein gewisser Kaufmann in Indien hatte sich durch seine Handlung viele Reichthümer erworben. Er setzte sich einstmals zu Schiff, um nach Frankreich zu reisen, woraus er eigentlich gebürtig war, und nahm seine Frau und beyden Kinder, einen Sohn von vier Jahren und eine Tochter von drey Jahren, mit sich. Als sie ungefehr den halben Weg mochten zurückgelegt haben, umzog den heitern Himmel ein schwarzes Ungewitter. Der Steuermann verkündigte ihnen, daß sie in der größten Gefahr schwebten, weil der Sturm sie gegen die Felsen treiben, und ihr Schiff ohne Zweifel zerscheitern würde. Der durch diese Neuigkeit erschrockene Kaufmann nahm in der größten Geschwindigkeit ein Brett, und band seine Frau und Kinder darauf fest. Er selbst wollte sich auf den Rand legen, es war aber schon zu spät, denn das Schiff war schon gegen einen Felsen getrieben, wo es mit einem großen Geprassel zerspaltete. Die ganze Ladung wurde in die Tiefe versenket. Das Brett, worauf die Frau und beyden Kinder sich befanden, schwamm auf dem Wasser wie ein kleines Boot, der Wind trieb es endlich gegen eine Insel, auf welche sich die Frau mit ihren beyden Kindern erhob, nachdem sie das Strick losgelöset hatte. Das erste Geschäffte, welches sie unternahm, da sie sich in Sicherheit befand, war, daß sie sich auf ihre Kniee niederwarf und Gott dankte, daß er sie mit ihren zarten Kindern erhalten hatte. Sie konnte sich indessen nicht enthalten, den Tod ihres Gemahls zu beweinen. Nun muß ich und meine Kinder entweder in dieser Insel vor Hunger sterben, oder die wilden Thiere werden uns verschlingen; dieses waren die traurigen Gedanken, die sie marterten. Einige Zeit gieng sie ganz niedergeschlagen durch diese wüsten Einöden. Sie wurde von weitem Bäume mit Früchten behangen gewahr, sie eilte hinzu, nahm einen Stab, schlug welche herunter und verzehrte sie mit ihren Kindern. Sie setzte ihren Weg noch weiter fort, um zu sehen, ob sie nicht eine Hütte entdecken möchte. Sie war so glücklich und fand auf ihrem Wege einen gro-

großen hohlen Baum, und entschloß sich für diese Nacht davon eine Herberge zu machen. Sie legte sich dann daselbst mit ihren Kindern nieder, und alle schliefen ganz sanft. Des andern Tages gieng sie gegen die Insel immer fort, bis sie endlich nicht weiter mehr gehen konnte. Sie fand auf ihrem Wege Vogelnester, nahm die Eyer aus, und ernährte sich mit ihren Kindern damit. Wie sie nun keine Hoffnung hatte, wiederum aus dieser Einöde zu kommen, und diesen Ort von wilden Thieren gesichert sah: so beschloß sie, sich dem Willen des Himmels zu überlassen, und allen möglichen Fleiß auf die Erziehung ihrer Kinder anzuwenden. Sie hatte in ihrer Tasche ein Evangelien: und ein Gesangbuch, deren sie sich bediente, um sie das Lesen zu lehren und sie mit ihrem Schöpfer bekannt zu machen. Einige mal sagte der kleine Knabe zu ihr: Mutter! wo ist mein Vater? Woher kommt es, daß wir unser Haus verlassen haben und auf dieser Insel sind? Wird mein Vater kommen und uns suchen? Meine Kinder, antwortete diese arme Frau mit thränenden Augen, euer Vater ist in den Himmel gegangen, aber ihr habt noch einen andern Vater, welcher ist der gute Gott. Er ist hier bey uns, ob ihr ihn gleich nicht sehet; er ist es, welcher uns die Früchte und die Eyer zugesandt hat. Seine Sorgfalt für uns erfordert, daß wir ihn von ganzem Herzen lieben, und ihm dienen müssen. Von da fiengen diese kleinen Kinder an zu lesen, sie fanden ihr einziges Vergnügen in ihren Büchern, und bemüheten sich ihrer Mutter durch ihre kleinen Dienste und durch einen vollkommenen Gehorsam die Mühe zu erleichtern, die sie auf ihren Unterricht wandte. Nach zwey Jahren wurde diese gute Mutter krank, und merkte, daß sie sterben würde. Die Krankheit, welche ihren Körper nagte, war nicht mit dem Schmerz zu vergleichen, welchen ihre Seele vor dem Anblick ihrer armen Kinder empfand. Wie erschütternd war es für sie, ihre Kinder zu verlassen, und sie allen Schrecknissen einer unzugänglichen Gefangenschaft zu übergeben. Aber vor ihrem Ende dachte sie daß der Vater der Waisen für sie sorgen würde, und daß der, welcher diese unschuldigen Geschöpfe damals der Wuth der Wellen entrissen, mit seiner Vorsicht über sie wachen würde. Ihr Krankenlager war ein hohler Baum, sie rief ihre Kinder zu sich und redete sie folgendergestalt an: Meine lieben Kinder! ich werde nun bald sterben und dann habt ihre keine Mutter mehr. Bedenket aber, daß ihr nie allein seyn werdet, sondern daß der gute Gott alles siehet was ihr thut. Unterlaßt niemals euch zu ihm des Abends und des Morgens im Gebete zu nahen. Mein lieber Johann, sagte sie zu ihrem Sohn, sorge wohl für deine Schwester, zanke dich nicht mit ihr, und schlage sie niemals, du bist größer und stärker wie sie, du wirst ihr Eyer und Früchte suchen. Sie wollte auch noch einiges zu ihrer Tochter Marie sagen, es war aber nicht Zeit mehr, sie starb. Diese armen

men Kinder konnten gar nicht begreifen, was ihre Mutter ihnen sagte, denn sie wußten nicht, was Sterben sey. Als sie todt war, glaubten sie, sie schliefe, sie wagten es nicht, das geringste Geräusch zu machen, aus Furcht, sie möchte aufwachen. Nachdem Johann Früchte gesucht und beyde gegessen, legten sie sich an die Seite des Baums und schliefen. Den andern Tag waren sie sehr erschrocken daß ihre Mutter noch schliefe, sie zogen sie am Arm daß sie aufwachen sollte, wie sie nun nicht antwortete, glaubten sie, daß sie böse wäre, fiengen an zu weinen, baten sie um Vergebung und versprachen in Zukunft artig zu seyn. Sie blieben noch einige Tage da, bis der Leichnam an zu faulen fieng. Einen Morgen schrie Marie heftig, und sagte zu Johann: Ach! mein Bruder, siehe die Würmer fressen unsere arme Mutter, wir müssen sie wegbringen, komm mir zu Hülfe. Johann kam herzu, aber der üble Geruch nöthigte sie beyde sich wegzubegeben, und einen andern Baum zu suchen um sich daselbst zu verbergen. Diese beyden Kinder unterließen niemals dem letzten Willen ihrer Mutter zu gehorchen, sie verabsäumeten niemals durch ihre aufrichtigen Gebete den Allmächtigen, welcher über ihre Tage wachte, zu preisen. Sie lasen so oft in ihren beyden Büchern daß sie selbige auswendig wußten. Wenn sie ihre Andacht verrichtet hatten, pflegten sie spatzieren zu gehen, oder setzten sich auch wohl auf das grüne Gras. Einstmals sagte Johann zu seiner Schwester: Ich erinnere mich als ich klein war, daß ich mich an einem Ort befand, wo große Häuser und viele Menschen waren. Ich hatte eine Amme und du auch, mein Vater hatte viel Bedienten, wir hatten auch schöne Kleider; auf einmal setzte uns Papa in ein Haus, welches auf dem Wasser schwamm, er band uns und unsre Mutter auf ein Brett und er stieg in die Tiefe des Meers woraus er niemals wiedergekommen ist. Das ist, antwortete Marie, recht was besonders, aber das hat doch der liebe Gott so haben wollen, denn du weißt doch, daß er allmächtig ist. Johann und Marie blieben eilf Jahr auf dieser Insel. Als sie einstmals am Ufer des Meers saßen, sahen sie in einem Boot viele schwarze Leute kommen, Marie fürchtete sich und wollte entfliehen. Johann sagte ihr: Bleib hier meine Schwester, weißt du nicht, daß unser Vater der gute Gott hier ist, und daß er nicht zulassen wird, daß uns diese Leute was zu Leide thun. Diese schwarzen Leute kamen ans Land, wurden erstaunet, daß sie diese Kinder sahen, die von einer andern Farbe waren als sie. Sie kamen herzu, redeten sie an, wiewohl vergebens, denn die Kinder verstanden ihre Sprache nicht. Johann führte diese Wilden an den Ort wo die Gebeine ihrer Mutter lagen, und erzählte ihnen, wie sie auf einmal gestorben wäre, sie aber konnten ihn nicht verstehen. Endlich zeigten die Schwarzen ihnen ihr kleines Boot, und winkten ihnen, daß sie hineingehen sollten. Ich mag es nicht

 thun,

thun, sagte Marie, ich fürchte mich vor diesen Leuten. Johann sagte ihr: Sey getrost meine Schwester, mein Vater hatte Gesinde, die eben so aussahen, vielleicht ist er wieder von seiner Reise gekommen, und hat sie gesandt uns zu suchen. Sie giengen darauf in das Boot und landeten an einer nicht weit entlegenen Insel, wo die Wilden ihre Wohnung hatten. Alle diese Negern nahmen sie mit Freuden auf. Ihr König konnte sich nicht satt an der Marie sehen, er legte oft die Hand auf sein Herz, und gab ihr zu erkennen, wie sehr er sie liebte. Marie und Johann lerneten alsbald ihre Sprache. Die Wilden, bey denen sie sich nun aufhielten, führten mit den auf der benachbarten Insel wohnenden Völkern blutige Kriege, lebten von ihrer Beute, bezeigten einem großen Affen göttliche Ehre, und hielten viele Sklaven, die ihm dienen mußten. Diese armen Kinder waren von einem lebhaften Schmerz durchdrungen, indem sie sich verbunden sahen bey diesem häßlichen Volke zu bleiben, welches ihnen alle Tage durch ihren Abgott das schrecklichste Schauspiel machte. Unterdessen wollte der König die Marie mit Gewalt heyrathen, sie aber verkündigte ihrem Bruder, daß sie lieber sterben wollte, als die Gemahlinn dieses Unheuers zu seyn. Daß du ihn nicht heyrathen willst, sagte Johann, das macht weil er so häßlich ist. Nein mein Bruder, antwortete sie, das macht weil er so gottlos ist. Siehest du nicht, daß er unsern Vater den guten Gott nicht kennet, und anstatt ihn anzubeten, wirft er sich vor diesem Affen nieder. Unser Buch sagt uns, daß man seinem Feinde vergeben müsse, und ihm Gutes thun, und du siehest, wie dieser gottlose Mensch seine Gegner umbringt und sie ißt. Mir fällt ein, sagte Johann, wenn wir diesen Affen umbrächten, so würden sie sehen, daß er kein Gott sey. Laß uns besser thun, sagte Marie, unser Buch sagt, daß Gott allezeit dasjenige, warum man ihn von ganzem Herzen bittet, bewillige. Wir wollen uns auf die Kniee werfen und Gott bitten daß er den Affen selbst tödte, damit man alsdenn nicht die Schuld auf uns schiebe und uns umbringe. Johann fand dasjenige, welches ihm seine Schwester sagte, sehr vernünftig. Sie fielen darauf auf die Kniee und sagten laut: Herr aller Herren, der du alles thun kannst was du willst, erzeige uns, wenn du es für gut befindest, die Gnade und tödte diesen Affen, damit dieses arme Volk erkenne, daß du es seyst den man anbeten müsse und nicht jener. Als sie noch auf ihren Knieen lagen, entstand plötzlich ein Geschrey, man erzählte ihnen, daß der große Affe, indem er auf einen Baum gesprungen, das Bein zerbrochen hätte, und ohne Zweifel daran sterben würde. Die Wilden, welche diesem garstigen Abgott, der eben gestorben war, als Priester dieneten, sagten dem König, daß Maria und ihr Bruder an dem Unglück Schuld wären, welches ihnen begegnet, und daß sie nicht glücklich seyn könnten, wofern diese beyden Weißen ihren Gott anbeten würden. Man stellte darauf ein Opfer

an,

an, die beyden Weißen sollten mit helfen, Marie sollte den König heyrathen, und wenn sie sich weigern würden es zu thun, so sollte man sie mit ihren Büchern lebendig verbrennen. Wie der Priester zu ihr sagte, daß sie Schuld an dem Tode des Affen sey, antwortete sie darauf ganz freymüthig: Wenn ich das machen kann, daß euer Abgott stirbt, ist es denn nicht wahr, daß ich mächtiger seyn muß als er, ich bin nun gar nicht fähig daß ich angebetet werde, wie viel weniger ist es der, der unter mir ist? Der Schwächste muß sich dem Stärkern unterwerfen, folglich verdiene ich eher von dem Affen angebetet zu werden, als er von mir. Indessen ich habe es nicht Schuld, daß ihm das Leben genommen ist, aber der Herr unser Gott, welcher der Herr ist von allen Geschöpfen, und ohne dessen Zulassung ihr mir nicht einmal ein Haar von meinem Haupte nehmen könnet, der hat ihn getödtet. Diese Reden brachten alle die Wilden auf, sie banden Marien nebst ihrem Bruder, und waren im Begriff sie zu verbrennen. Plötzlich erfuhr man, daß eine Anzahl von ihren Feinden auf ihrer Insel landen wollte. Sie liefen eiligst hin um sie zu schlagen, wurden aber selbst überwunden. Die Wilden, welche die Ueberwinder waren, nahmen diese beyden weißen Kinder mit sich, führten sie nach ihrer Insel, woselbst sie die Sklaven des Königes wurden. Sie arbeiteten von dem Morgen an bis in den späten Abend, und sagten: Wir müssen unserm Herrn treulich um der Liebe Gottes willen dienen, und glauben, daß er unser Oberherr ist welchem wir dienen, denn unser Buch sagt, daß man es also machen müsse. Auch diese Wilden führten oft Kriege mit ihren Nachbarn, und wie sie ihre Nachbarn überwunden: so lebten sie von ihrer Beute. Einstmals nahmen sie eine große Anzahl gefangen, denn sie waren tapfere Krieger, unter diesen befand sich auch ein weißer Mann, und indem er sehr mager war, so entschlossen sie sich selbigen erst zu mästen bevor sie ihn verzehrten. Man that ihn in eine Hütte, und Marie erhielt den Auftrag ihn zu füttern. Wie sie nun wußte, daß er sollte geschlachtet werden, bedauerte sie ihn von ganzem Herzen. Einstmals sah sie ihn an und rief mit thränenden Augen aus: O Gott, mein Vater, habe Mitleiden mit ihm. Der weiße Mann erschrack, wie er ein Mädchen von eben der Farbe sah die er hatte, und wurde noch mehr erstaunt wie er hörete, daß sie eben die Sprache redete, und mit ihm den wahren Gott verehrete. Wer hat dich die französische Sprache, und den wahren Gott kennen gelehrt? sagte er zu ihr. Die Sprache die ich rede, antwortete sie, war meiner Mutter Sprache, und die hat sie mich gelehrt. Was den guten Gott anbetrifft, so haben wir zwey Bücher, welche davon reden, in welchen wir alle Tage lesen. O! Vorsehung, schrie dieser Mann aus, indem er seine Augen und Hände gen Himmel erhob, ist das möglich! Aber meine Tochter, kannst du mir die Bücher nicht zeigen,

 wo-

wovon du mir gesagt? Ich habe sie nicht, sagte sie, aber ich will meinen Bruder suchen, der hat sie in Verwahrung, der wird sie euch zeigen. Sie gieng eiligst hin und kam alsbald mit Johann, welcher diese beyden Bücher trug, wieder zurück. Der weiße Mann that sie eifrig auf, und indem er auf dem ersten Blatt sah: Dieses Buch gehört Johann Maurin, schrie er aus: ach meine lieben Kinder, seyd ihr es, welche ich wieder sehe? kommt, umarmet euren Vater. Könnt ihr mir nichts von eurer Mutter sagen? Johann und Marie warfen sich nach diesen Worten in die Arme dieses Alten und vergossen Freudenthränen. Johann sagte zu ihm, mein Herz überzeugt mich, daß ihr mein Vater seyd, indessen weiß ich nicht wie das zugehen kann, denn meine Mutter sagte mir, ihr wäret in der Tiefe des Meers versunken, und es ist doch nicht möglich daselbst zu leben noch wieder herauszukommen. Ich fiel zwar ins Meer, als unser Schiff zerscheiterte, erwiederte der Mann, allein indem ich mich an einem Brett begriffen, landete ich glücklich an einer Insel. Darauf erzählte Johann alles, was er sich erinnern konnte, und der Mann floß in Thränen, als er den Tod seiner armen Frau erfuhr. Marie schrie aus: Ach wozu dient es uns, daß wir unsern Vater wieder gefunden haben, da er doch in wenig Tagen sterben muß und gegessen wird! Er muß seine Bande zerbrechen, sagte Johann, und wir müssen uns alle drey in den Wald flüchten. Und was sollen wir da machen meine armen Kinder, sagte der alte Maurin, die Wilden holen uns entweder wieder ein, oder wir müssen Hungers sterben. Marie fand ein Mittel sie zu retten. Sie gieng darauf hin und wollte den König suchen, sie traf ihn in seinem Cabinet an, warf sich zu seinen Füßen, und sagte folgende Worte: O Herr, ich habe eine große Gnade von euch zu erbitten, wollt ihr mir meine Bitte gewähren? Deine Bitte sey erfüllt, indem ich mit deinem Dienst sehr wohl zufrieden bin, erwiederte der König. Wisset, sagte Marie, daß der Weiße, worüber ihr mir die Aufsicht gegeben, mein und Johann sein Vater ist, da ihr nun beschlossen habt ihn zu essen, so wollte ich euch vorstellen, daß er alt und mager ist, anstatt ich jung und fett bin, ich hoffe denn, daß ihr mich statt seiner esset, ich bitte mir nur noch acht Tage aus zu leben, um das Vergnügen zu haben ihn zu sehen. In Wahrheit, antwortete der König, du bist ein so gutes Mädchen, daß ich um vieles nicht will, daß du stirbst: Bleib du leben und dein Vater soll auch leben; es kommt hier alle Jahr ein Schiff mit weißen Leuten an welchen wir unsere Beute verkaufen, es wird bald kommen, alsdenn will ich euch die Erlaubniß geben mit ihnen zu reisen. Eine unbeschreibliche Freude leuchtete aus den Augen der Marie hervor, sie umarmte die Kniee des Königes, und sagte ihm eine solche rührende Danksagung, die das unempfindlichste Herz erweichen mußte. Sie dankte ihrem

Gott

Gott in ihrem Herzen, daß er einem wilden Fürsten ein solches Mitleiden eingeflößt hatte. Freudenvoll brachte sie ihrem Vater diese Nachricht. Nach einigen Tagen kam das Schiff, wovon der König gesagt hatte, sie begab sich mit ihrem Vater und Bruder darauf, und landeten auf einer großen Insel, welche die Spanier bewohnten, glücklich an. Der Oberherr dieser neuen Pflanzstadt hatte ein zärtliches und edelmüthiges Herz, und wie er die Geschichte von der Marie hörte, sagte er bey sich selbst: die Tugend dieses verehrungswürdigen Kindes muß vergolten werden. Es ist wahr, daß sie arm und von der Sonne sehr gebraunt ist, aber ihr Herz wird mich weit glücklicher machen, als die schönste und reichste Prinzessinn von Europa nicht thun würde. Er bat darauf den Vater der Marie, ihm seine Tochter zu verheyrathen. Der alte Maurin gab seine Einwilligung darein. Der Oberherr heyrathete sie, und gab dem Johann eine seiner Anverwandten. Auf die Weise wurden sie auf der Insel sehr glücklich und bewunderten die Weisheit der Vorsehung die es gefügt, daß Marie Sklavin wurde, und ihr dadurch Gelegenheit gegeben, das Leben ihres Vaters zu retten, auch ihr, nachdem er ihre Tugend geprüft, die schönste Vergeltung gegeben, die man nur in diesem vergänglichen Leben zu erlangen fähig ist.

P. C. B.

Beytrag zu vernünftigen Pharmacopöien.

Sponte itaque patet, necesse esse, ut Pharmacopöus, qui corpus naturale quoad mixtionem, particularum indolem, harum evolutionem et evolutarum arteque pharmaceutica mutatarum motum, compertum satis habet, inventum cum Medico artem exercente, communicet, quippe qui corporum simplicium äque ac arte pharmaceutica productorum efficaciam in corpus humanum inque substantias peregrinas, in eodem härentes, optime per experientiam, solidis doctrinis stabilitam, discit. Pörner.

* * *

Wir haben wohl über nichts weniger Ursache zu klagen, als über Mangel an Arzeneyen. Aber sind denn wohl alle in den Apothekerbüchern beschriebene, theils einfache, theils zusammengesetzte Dinge, auch wirklich solche, die den Namen von Arzeneymitteln mit Recht verdienen? Sollte nicht ein großer Theil der Produkte unserer Foliodispensatorien noch von den Kinderjahren der Pharmacie zeugen? Sollten einige in diesen Gesetzbüchern befohlene, sogenannte Medicamente, wohl etwas anders als das noch übergebliebene Spielzeug dieser Kunst seyn? Doch ich überlasse die Beantwortung dieser Fragen Leuten, die tiefere Einsichten in solche Sachen haben, und gehe lieber sogleich zu meinem Vorhaben.

Diejenigen Mittel, deren Bereitung ich hier vorlege, sind, meines Wissens, noch in keinem Apothekerbuche aufgenommen worden. Die Basis derselben ist das balsamische Wesen, welches in den

den Knospen der Balsampappel (Populus balsamifera L.) enthalten ist. Dieser Baum, welcher wegen seiner schönen Gestalt und in Absicht seines ökonomischen Nutzens in hiesiger Gegend schon ziemlich bekannt ist, wird vermuthlich bald noch bekañter und allgemeiner werden, so daß er ohne unsere Mühe und Unkosten, uns so viel von diesen Knospen liefern kann, als wir zum Gebrauch davon werden nöthig haben.

Ich mache diese Medicamente hier bekannt, um solche den practischen Aerzten zu empfehlen. Bin ich damit so glücklich, daß einige unserer Menschenfreunde solche ihrer Achtung und nach dem Vorschlag des sel. Herrn von Haller in der Vorrede zur Pharmacopöia helvetica, auch ihrer Untersuchung würdigen, und ihre damit gemachte Versuche und Erfahrungen zum Nutzen der Zukunft öffentlich mittheilen, so ist alles was ich hierbey wünsche, erfüllet.

Essentia Populi balsamiferä.

Man nehme zwey Unzen noch nicht aufgebrochene, frische Knospen von der Balsampappel, schneide solche mit einer Scheere in einige Stücke, lege sie in ein Glas, gieße vier Unzen Weingeist darauf, binde eine Blase darüber, schwenke es zuweilen um, lasse alles an einem warmen Ort einige Tage digeriren, dann presse man es aus und filtrire das Flüssige durch ein Löschpapier. Man wird eine dunkelgelbe, wohlriechende, balsamische Essenz erhalten, welche wohl zugemacht an einem kühlen Ort bis zum Gebrauch aufbewahrt wird.

Balsamus Populi balsamiferä.

Distillirt mit gelindem Feuer den Weingeist von obiger Essenz aus einem Kolben herüber, bis das Zurückbleibende die Consistenz eines Honigs hat. Nehmet dieses heraus und hebt es in einer Flasche unter obigem Namen auf. Der übergegangene Weingeist ist ein guter Spiritus Populi balsamiferä, und kann entweder so für sich, oder aber zur Verfertigung dieser Essenz von neuem gebraucht werden.

Butyrum Populi balsamiferä.

Ein Theil Balsampappelknospen und zwey Theile frische ungesalzene Butter werden in einem verzinnten Gefäße auf gelindem Feuer so lange gekocht, bis alle Feuchtigkeit abgedünstet ist, denn das Flüßige durch ein Linnen gepreßt und wohl zugebunden in einer Steinkruke oder Zuckerglaſe in den Keller gesetzt.

Verlangt man dieses Medicament ganz flüßig zu haben, so kann man anstatt der Butter, frisches Mandelöl zu dessen Bereitung nehmen.

Will man aber solches von mehrer Consistenz haben und diese Balsampappelbutter in eine Art von Cerat verwandeln, so kann man dieser nur so viel gelbes Wachs als nöthig ist, zusetzen, so wird man seinen Endzweck sehr leicht erreichen.

Eclegma balsamicum.

Man nimmt drey Theile eines reinen und nicht mit Feuer verkünstelten Honigs, reibt solche in einem serpentinsteinernen Mörser mit einem Theil der eben beschriebenen Balsampappelbutter wohl unter einander, legt das Gemische in ein Zuckerglas, bindet es zu, und läßt es sogleich gebrauchen.

Mit andern, ebenfalls viel versprechenden Zubereitungen von der Balsampappel, werde ich so lange zurück halten, bis ich von der Aufnahme und Wirkung der bekannt gemachten erst die gewünschten Nachrichten erhalte, welche ich mir denn nochmals gehorsamst ausbitte. Hannover. F. Ehrhart.

Hannoverisches Magazin.

28tes Stück.

Montag, den 5ten April 1779.

Auszug aus einem Werke, welches unter dem Titel: Nachricht von einem Kriege zwischen den Chinesern und Soongoren von 1677 bis 1689, aus dem Manspurischen ins Russische übersetzt von Leontjew, im vorigen Jahre in Petersburg herausgekommen, nebst einer kurzgefaßten Statistik dieses Reichs, und der Beschreibung einer chinesischen Pagode an der russischen Grenze.

Eigentlich besteht dies Buch aus lauter gesammleten Hofrelationen, die sich auf den Krieg beziehen, welchen die Chineser 1677 mit den Soongoren, einem Mogolischen Volk, führten; die Begebenheiten selbst sind schon zum Theil durch die Herren Müller und Pallas bekannt worden. Das Buch selbst ist wichtig, und kann uns mit dieser wirklich merkwürdigen Nation näher bekannt machen, in so fern es eine Beziehung auf die Sitten, Denkungsart und Verfassung derselben und ihrer Regenten hat.

Das Merkwürdigste des ganzen Buchs ist die Vorrede des damaligen regierenden Kaisers Kansi, es ist dies ein getreuer Auszug aller in dem Buche selbst enthaltenen Relationen, und gereicht diesem Monarchen zur großen Ehre; hier ist sie ganz.

Da ich, durch die Gnade des allerhöchsten Himmels ein Beherrscher vieler Völker, und Herr und Erbe des erhabenen Throns meiner Vorfahren, für alle meine Unterthanen mit theilnehmender Fürsorge wie eine Mutter für die an ihrer Brust ruhenden Kinder wache, so kann ich auch nicht mit ruhigem Auge auf das Elend entfernter Länder herabsehen. Gegen Abend und Norden unsers Reichs wohnen die Nationen der Kalkas und Onloten a).

Ee Von

a) Dies Mogolische Volk ist eigentlich mit den Kalmucken ein und eben dasselbe; denn, als die Monarchie des Dschingis-Chan wiedert zertrümmert wurde, so theilte sich dies berühmte Volk in vier Stämme, als Onlot, Choir, Tummur und Barga Burät, von welchen die ersten bey uns unter dem Namen Kalmucken bekannt

Von den ersten haben sieben, von den andern aber vier Stämme seit langen Zeiten her an uns Tribut bezahlt. Vor einigen Jahren aber stand unter den Onloten ein bösartiger und arglistiger Mensch auf, Namens Galdan; er enthauptete zuerst seine Brüder, und riß alle die Länder der Onloten und einige benachbarte der Kalkas an sich, wodurch er von Tage zu Tage mächtiger wurde, und sich gar ein großer Kriegsheld zu seyn einbildete. So bald ich Nachricht erhielt, daß die Onloten und Kalkas sich veruneinigt hatten, schickte ich einige meiner vornehmsten Ambanen (Hofleute) mit Geschenken zu ihnen, um beyde meiner Gnade zu versichern, und sie mit einander auszusöhnen. Als aber der Krieg wirklich zwischen ihnen angefangen war, sandte ich zum andernmal einige meiner Großen an sie ab, mit dem ausdrücklichen Befehl, diesen Krieg, der beyden Theilen eher verderblich als vortheilhaft seyn würde, zu endigen. Galdan hörte auf diesen meinen Befehl nicht, sondern beharrete nach wie vor in seiner Frechheit.

Die Kalkas wurden überwunden, fleheten mich um Rettung an, und baten, zu meinen völligen Unterthanen aufgenommen zu werden. Ich nahm sie in meinen Schutz, wies ihnen diesseits meiner Grenzwachen ihre Wohnung an, und versorgte sie mit Getreide, Vieh, und allem was sonst zum Leben nothwendig ist. Galdan nahm dieses übel auf, verübte, unter dem Vorwande, sich an seinen Feinden den Kalkas zu rächen, große Räubereyen und Mordthaten in der ganzen Steppe umher, und kam bis an den Ort Ulan-Butun. Als ich dies vernahm, sah ich mich gezwungen, ein Heer gegen ihn auszuschicken, um seine weitern feindlichen Absichten zu verhindern. Meine Truppen schlugen ihn zwar, konnten ihn aber nicht völlig zum Gehorsam bringen, weil er vor ihnen in die entlegenen mitternächtlichen Wüsten floh. Auf seiner Flucht gab er indessen den Unsrigen eine schriftliche eidliche Versicherung, daß er künftig keine Feindseligkeiten mehr ausüben, und ein ruhiges und ordentliches Leben führen wolle. Wenn er diesen seinen Eid gehalten hätte, so könnte er jetzt noch leben, aber sein Gifterfülltes Herz erlaubte ihm keine Ruhe. Er übertrat bald seinen geschwornen Eid, warf seine gierigen Augen auf unsre Grenzen zurück, griff unsre Mogolen an, und bemächtigte sich des Kalkasischen Namschal Drina. Dies sein letzteres Verfahren zeigte mir, daß es nothwendig wäre, solch einen Bösewicht ganz zu vertilgen, ich beschloß dies ernstlich, und ließ meine Armee mit allen Kriegsbedürfnissen reich-

bekannt sind; nachhero hat sich dieser Stamm wieder in vier Theile getheilt, wovon der erste sich gleich unter Chinesischen Schutz begeben, der zweyte, als die Soongoren, wurden unterjochet, der dritte zerstreuet, und der vierte, als die Torgöten, blieben an der Wolga.

reichlich versehen, gegen ihn ausmarschiren. Diese gegen ihn genommene Maaßregeln setzten ihn in große Verwirrung. Indessen richtete er sich von dieser Zeit so ein, daß die Unsrigen ihn nie erreichen konnten, er floh, wenn sie auf ihn zugiengen, und folgte ihnen auf dem Fuße nach, wenn sie sich wieder zurückzogen. Da ich diese seine Arglist merkte, so bewog ich den Fürsten von Korzin ihn näher anzulocken, und vertheilte indessen meine Armee in drey Haufen, einen nach Morgen, einen nach Abend, und den dritten, welchen ich selbst anführte, in der Mitte. Der Fürst führte seinen Auftrag gut aus, Galdan aber erwartete den Angriff meiner Truppen nicht, und floh in großer Verwirrung zurück.

Seine Flucht glückte ihm diesmal nicht: ich verfolgte ihn selbst mit der leichten Reuterey (Gapschichänen), er ließ zwar Weiber, Kinder und alles schwere Gepäcke zurück, stieß aber endlich auf den Haufen meiner Truppen, der auf der Abendseite stand, und kam nur mit sehr wenigen Leuten davon.

Nach diesem that ich noch zween Feldzüge gegen ihn, einen bis zum Flecken Ordos, den andern bis zum Berge Lauw:jus:jui. Ich führte den Krieg mit Gnade und Verschonen, ich suchte meinem Feinde alle Zuflucht abzuschneiden, und seine Mitschuldigen nahm ich zu meinen Unterthanen auf.

Die Sache hatte folgenden Ausgang. Alle seine Dschaissanen unterwarfen sich unserer Bothmäßigkeit, sein Sohn wurde von dem Unsern gefangen, und er selbst brachte sich, da er keine Rettung vor sich sah, mit Gift um. Nach seinem Tode kamen auch seine Getreuesten mit demüthiger Unterwerfung zu uns. Dieser große Uebelthäter und Bösewicht trieb sein Räubergewerbe über 20 Jahr, und wurde in Zeit von 2 Jahren gänzlich gedemüthiget und von der Erde vertilget. Es ist eine bekannte Sache, daß eine auflodernde Flamme, wenn sie nicht mit Fleiß gelöschet wird, ganze weite Felder verzehren kann. Gleichmäßig kann die Welt von einem in Bosheit verhärteten Uebelthäter, wenn er nicht gänzlich vertilget wird, keine Ruhe hoffen. Als ich den Entschluß faßte, selbst wider den Galdan zu Felde zu ziehen, versuchten viele meiner Großen, mich von diesem Unternehmen abzurathen. Einige, die nicht weit sahen, sagten: **Galdan hat schon seine Kühnheit theuer bezahlt, es ist nichts mehr von ihm zu fürchten;** andre denen es an Muth fehlte, sprachen: **Wo soll man denn einen Bösewicht aufsuchen, der in der großen Steppe herumschweift.** Diese Leute begriffen nicht, daß man einen angefangenen Krieg wider einen verhärteten Bösewicht nicht anders als durch dessen völligen Untergang endigen kann, und daß der Sieg jederzeit eine Folge vorhergegangener guter Anstalten sey.

Ich habe aus den Chinesischen Jahrbüchern ersehen, daß viele Chi-

nesische Kaiser in ihren Kriegen wider die Steppen-Völker desfalls nicht glücklich gewesen, weil sie den Krieg gegen selbige zu saumselig geführt, und nicht so, wie es diese Art der Feinde erfordert, zu Werke gegangen sind. Ich machte mir die Lehre, die ich aus den Versehen der alten Chinesischen Kaiser gezogen hatte, zu Nutze, und gieng sogleich persönlich mit meiner Armee zu Felde, so bald ich vernahm, daß unsere Truppen bey Ulan Butun einigen Verlust erlitten hatten. Ich fürchtete weder Hitze noch Frost, weder Beschwerden noch Krankheit. Mein Vorsatz den Galdan zu bekriegen war gefaßt, so bald er sich öffentlich als unsern Feind zeigte, doch zog ich das Schwert nicht eher wider ihn, als bis keine Hoffnung mehr übrig war, ihn auf irgend eine andere Art von seiner Bosheit abzubringen. Meine Truppen sahen mich im Regen und Ungestüm an ihrer Spitze, und fühlten keine Unbequemlichkeiten. Sie waren mit allem Erforderlichen reichlich versorgt, giengen mit Lust wider den Feind, und bemüheten sich einer vor dem andern, sich in Treue und Eifer hervorzuthun.

Das Glück war uns auf unserm ganzen weiten Zuge günstig, wir mäheten Gras, wo vorhero nichts als dürrer Sand gewesen war, und sahen Quellen, wo sonst kein Wasser zu finden war. Ich schreibe dieses Glück der Hülfe himmlischer Geister zu, wie im Igin geschrieben steht: Der Himmel hilft denen, die seinen Willen erfüllen, so wie der Mensch denen hilft die ihm getreu sind.

Ich hoffte bey meinem Unternehmen zuversichtlich auf die Hülfe des Himmels, weil ich den Krieg nicht anders als aus Noth gedrungen und von der Gerechtigkeit geleitet anfieng. Ich endigte ihn, so wie ich ihn angefangen hatte, mit Gnade und Gerechtigkeit, ich vertilgte den Räuber geschwind und glücklich, ich befreyte die auf den Grenzen wohnende Völker von aller Gefahr und von allen Schrecken, ich stellte in meinem Reiche die erwünschte Ruhe wieder her, und opferte dem Himmel und meinem Vorfahren Lob und Dank.„ So weit der vortreffliche Vorredner der es wohl verdient, daß man ihn etwas näher kenne, wenn auch gleich nicht darum, daß er einer der mächtigsten Kaiser, doch vielmehr noch, weil er ein edelmüthiger und gelehrter Herr war, dessen Feldzüge nicht allein von der Güte seines Herzens zeugten, sondern der bey allen Vorfällen immer sich selbst gleich handelte. Das Buch enthält die Geschichte dieses Krieges mit dem Galdan. Ich zeichne nur einige Anekdoten hier aus, da das Vornehmste ohnehin bereits aus der Vorrede zu ersehen ist.

Ein Mogolischer Chan bat den Kaiser um die Erlaubniß ein goldenes Siegel zu brauchen, Kansi schlug ihm dieses ab, und zwar auf so lange, bis er sich mit seinem Feinde, einem andern Chan, würde versöhnt haben b). Im 28ten

b) Das Siegel des Kaisers besteht aus einem Jaspis, den sonst Niemand führen darf, die

28ten Jahre der Regierung des Kaisers Kansi, kam ein Abgesandter vom Dalai Lama, welcher unter andern vortrug, daß er bey seiner Abreise in dem Hause des Dalai Lama von dessen Vertrauten Befehl erhalten hätte, dem Kaiser im Namen des Dalai Lama anzurathen, daß er den Tusset Chan, an Galdan ausliefern möchte. Kansi schrieb hierauf an den Dalai Lama, er könnte unmöglich glauben, daß ein solcher Rath von einem so großen und ehrwürdigen Geistlichen herrühren könne, welcher so wie er, der Kaiser, nicht nur allen Menschen, sondern auch allen Geschöpfen ein ruhiges Leben wünsche. Er habe den Tusset Chan aus Erbarmen über seinen unglücklichen Zustand in Schutz genommen, und wolle auch Galdan, welcher wie das Gerücht sagte in keiner glücklichern Verfassung seyn sollte, eben so gnädig als diesen aufnehmen.

Der Katuchta des Dalai Lama bat sich von dem Kaiser eine Audienz aus, Kansi aber ließ ihn nicht vor sich kommen, und befahl ihm zu sagen: **Es wäre mir schimpflich dich zu sehen, da du dich nicht bemühet hast, nach dem Befehl des Dalai Lama, zwischen den Kalkas und Onloten Friede zu stiften, wodurch ein beyden Theilen verderblicher Krieg verkürzt worden wäre.** Der Dalai Lama sandte einen sehr höflichen und ehrerbietigen Brief an Kansi, und verehrete ihm einen erhabenen Titul und Geschenke. Kansi nahm nichts hiervon an, und sagte, daß er sich über seinen Sieg nicht freue, sondern vielmehr wegen des großen Verlusts der mit einander in Feindschaft stehenden Kalkas und Onloten herzlich betrübe, da die ersten zu Grunde gerichtet, und von den andern von der Chinesischen Armee viele niedergehauen wären. Beym Anfang der Unruhen bat Galdan den Kaiser um etwas Silber, damit er seine Onloten, die durch die Unruhen sehr arm geworden wären, wieder aufhelfen könne, Kansi befahl, ohngeachtet der von diesem Fürsten bezeigten unruhigen und feindseligen Gesinnungen, ihm, weil er in Noth wäre, 1000 Lan Silber zu geben. Im 30ten Jahre der Regierung Kansi schrieb Galdan, daß seine Leute wie Wölfe wären, er könne nicht dafür stehen, daß sie nicht zuweilen über der Grenze kleine Räuberenen ausüben würden, er bäte also, daß man ihm dieses nicht als einen absichtlichen Friedensbruch anrechnen möchte. Hierauf befahl Kansi, Anstalten zum Kriege gegen den Galdan zu machen. Bald darauf ließ der Kaiser dem Galdan auf seine Bitte zur Verbesserung seiner armseligen Umstände 500 Lan Silber geben.

Als Kansi schon gegen den Galdan per-

die Siegel der Prinzen sind von Gold; die, der Vicekönige und Mandarinen von Silber, jeder anderer aber darf nur Kupfer dazu brauchen. Sie sind mit Chinesischen und Manspurischen Buchstaben und Charaktern bezeichnet.

M.

persönlich ins Feld gerückt war, erhielten seine Mandarinen in Peking die falsche Nachricht, als ob Galdan mit 20000 Mann eigner Truppen, und 60000 Mann russischer Hülfstruppen, die mit Feuergewehr bewaffnet wären, heranrücke. Sie geriethen darüber in großes Schrecken und stellten ihrem Herrn vor, daß Galdan sich schon sehr weit entfernt hätte, und daß Se. Majestät also lieber in der Stille nach der Hauptstadt zurück kommen, und nur einen Theil der Armee zur Verfolgung des Feindes abfertigen möchten. Kansi antwortete hierauf mit großem Verdruß: **Wer mir inskünftige aus Feigheit einen solchen Rath geben wird, der soll seinen Hals verwirkt haben.** Dieses ist schon hinreichend uns den Character dieses großen Fürsten sichtbar zu zeigen; wie man denn überhaupt in der Geschichte dieses Reichs, mehr als in irgend einer andern in der Welt, eine Menge vortrefflicher Regenten findet, die mit Recht den Namen der Väter des Landes verdienen. Dies ist um so mehr zu bewundern, da ein Kaiser von China der größeste Despote auf dem ganzen Erdboden ist. Er ist Herr des Lebens aller seiner Unterthanen; kann von seinen Söhnen den zu seinem Nachfolger ernennen, den er dazu tüchtig findet; auch im Fall keiner seinem Bedünken nach sich darunter befände, steht es ihm frey einen seiner Unterthanen dazu zu ernennen; Er kann Aemter und Bedienungen nach seiner Willkühr vergeben und wieder nehmen, und dies ohne alle Widerrede. Er kann Buchstaben abändern, und statt deren wieder andere einführen; auch die Namen der Städte und Provinzen verändern, wenn er es für gut befindet. Sogar kann er untersagen, sich gewisser Redensarten nicht zu bedienen, und dagegen kann er andere einführen. Doch so unumschränkt auch seine Gewalt ist, so wird er sich wohl hüten, selbige nicht zu misbrauchen, denn die Gesetze erlauben den Mandarinen, dem Kaiser seine Fehler ohne alle Rücksicht offenherzig zu sagen; dazu kömmt auch, daß alles, selbst die geringsten Handlungen seines Lebens, aufgezeichnet und beschrieben werden. Die Pracht des kaiserlichen Hofes ist unbeschreiblich; die Ehrerbietung mit der man ihm begegnet, kömmt der Anbetung ziemlich nahe; Seinem Pallaste darf sich keiner weder zu Pferde noch zu Wagen nahen, die Zahl der Hofbedienten ist unermeßlich, und doch ist alles in einer ganz unbegreiflichen Ordnung. Die Leibgarde des Kaisers und des ganzen kaiserlichen Hauses zu Pferde und zu Fuß rechnet man an die 100000 Mann. Der erste Kriegsmandarine (Generalissimus) ist in allem, was das Militair betrifft, der Erste, unter ihm stehen vier Mandarine vom zweyten Range (Generalfeldmarschälle) die jeder vier vom dritten Range (Generallieutenants) unter sich haben. Diese sind alsdenn wieder jeder vier Generalmajors vorgesetzt, und dies geht so fort, bis auf die der untersten

Classe.

Classe. Die Zahl aller Kriegsmandarinen rechnet man auf 18000, und die Summe aller Truppen auf 700000.

Diese große Anzahl ist in Feld- und Landtruppen getheilt, wovon jede so wie bey uns vor sich ist, und ihren besondern commandirenden General hat. Die Eintheilung der Feldtruppen ist alsdenn wieder, Vortrab der Armee, Avantgarde, rechter Flügel, linker Flügel, und Arriergarde, welche Eintheilung denn auch fünf Ordnungen der Kriegsmandarinen veranlaßt hat. Jeder commandirende Chef einer solchen Ordnung hat nun aus der nächst höheren zwey Beysitzer, damit er seine Macht nicht misbrauche, und alle fünf Ordnungen zusammen stehen nebst ihrem Obergerichte unter einem großen Kriegsgerichte, welches Yong-tching-fu genannt wird.

Der Präsident dieses Collegii hat, damit er seine Macht nicht misbrauche, einen gelehrten Mandarin zum Beysitzer, und außerdem noch zwey Aufseher, die der Kaiser jedesmal ernennt.

Das vierte der sechs großen Tribunäle in Peking ist das Kriegstribunal, welches so wie unsre Kriegscanzley alles besorgt was das Militairwesen betrifft. Es ist in vier Cammern getheilt, wovon die erste alle Kriegsbedienungen vergiebt, und für die Exercice sorgt; die zweyte für die Quartiere und die öffentliche Ruhe; die dritte die Oberaufsicht über alle Pferde, Magazine und deren Fortbringung hat, und die vierte für die Waffen, die Zeughäuser und die Uniformen sorgt; dies Tribunal heißt Ping-pu.

Festungen haben sie im Reiche eine ziemliche Menge, die theils durch die Natur befestiget, außerdem aber nicht sonderlich fest in Vergleich mit den Europäischen sind.

Die große Mauer aber, die es verdient, daß man sie unter die Wunder der Welt rechnet, ist mit sehr vielen gut angelegten Forts und Citadellen versehen; sie ist schon vor 1690 Jahren erbauet, und ehe Kubilai Chan des Dschingis Chan Enkel ganz China unter seine Botmäßigkeit brachte, bestand der beständige Cordon hinter selbiger beynahe aus einer Million Soldaten; doch jetzo nicht über 100000.

Die Truppen sollen gut disciplinirt, sehr reinlich, und mit Bogen, Pfeilen und Säbel bewaffnet seyn; sie werden fleißig geübt, und es wird oft Revüe gehalten.

Die Chineser werden mit dem Stock, die Tartaren aber mit der Geißel bestraft. Sie werden sehr gerne Soldaten, weil sie alsdenn alle drey Monat ihren guten Sold und Proviant gewiß haben, allein außerdem bey der Vielheit der Menschen nicht allezeit Arbeit zu haben ist. Tapferkeit ist nun wohl freylich ihre Sache eben nicht, wenigstens sind die Chineser gewiß nicht tapfer, denn sonst würden sie in so kurzer Zeit von den Tartaren nicht seyn unterjochet worden; allein ein großer Theil des Heers besteht aus Tartaren, und dies sind doch noch brauchbare Leute. Die Kleidungen der Mandarinen ist bey allen gleich,

nur

nur unterscheiden sie sich durch kleine Quadrate, die auf der Brust und dem Rücken auf ihrem Rock gestickt sind, in diesen steht ein wildes Thier, wenn es ein Kriegsmandarin trägt, anstatt daß die Gelehrten einen Pfauen und dergleichen Thiere darin sticken lassen. Zu diesem Militairetat unterhält der Kaiser nun noch 560000 Pferde, theils um die Cavallerie gleich beritten zu machen, als auch zu Posten, Estafetten und dergleichen Gebrauch. Der Kaiser Kansi, der Verfasser der vorgedachten Vorrede, ließ einst im ganzen Reiche zählen was die Waffen tragen könnte, und da fanden sich 59 Millionen 788364 Mann. So lauten die Jesuitischen Nachrichten, die überhaupt das Wunderbare zu sehr zu lieben scheinen, allein glaubwürdiger ist es was Herr Leontjew sagt: Als Kubilai Chan ganz China unter seine Herrschaft vereinigte, zählte man in diesem Reiche 13,196206 Höfe oder Häuser, und 58,834711 Menschen, außer denen, welche auf Bergen und in Morästen wohnten.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Der zu erwartende Sommer-Witterungslauf des 1779ten Jahrs.

Die angestellten Observationes zeigen an, daß der Monat April bis den 5ten May anfänglich zum feuchten, und nicht zu angenehmen Wetter geneigt seyn wird, nachher aber wird eine vermischte fruchtbare Witterung, die nicht sehr zum Nassen geneigt seyn wird, zu erwarten stehen.

Vom 6ten May bis den 10ten Junii wird anfänglich eine angenehme Witterung seyn, die sehr zum Trocknen geneigt ist, nachher aber wird eine vermischte fruchtbare Witterung kommen, die jedoch etwas zum Feuchten geneigt seyn wird.

Vom 11ten Junii bis den 15ten Julii, wird anfänglich fortfahren zum Feuchten geneigt zu seyn, nachher aber wird es beständig trocken seyn, das jedoch durch fruchtbare Gewitterregen, an den mehresten Orten, wird gemäßiget werden.

Vom 16ten Julii bis den 20ten August wird beständig vorzüglich zum Nassen geneigt seyn, bis medio August, alsdenn kömmt wieder schönes Wetter.

Vom 21ten August bis den 24ten Sept. wird eine angenehme Witterung seyn, die jedoch sehr zum Trocknen geneigt seyn wird.

Dies ist ein Jahr, worin der fleißige und nachläßige Landwirth gleiches Schicksal haben werden, nemlich eine sehr gesegnete Ernte, weil eine späte oder frühe Aussaat egal seyn wird; indessen stünde wohl anzurathen, mit der Erbsen- Hafer- und Gerstensaat so viel als möglich zu eilen, dahingegen aber mit dem Buchweizen nicht zu eilen, weil im Junio die benöthigte Feuchtigkeit nicht mangeln wird.

Späte starke Nachtfröste werden auch nicht kommen, also steht auch ein gutes Obstjahr zu gewarten.

Dahingegen wird die Heuernte etwas beschwerlich werden, und man wird wohl thun, sie nicht allzulange auszusetzen.

Wer seine Saaten mäßig unterpflügen lässet, geht sicher, dahingegen muß man es mit Bewalzen und starkem Beeggen verschonen, dies würde mehr Schaden als Nutzen bringen.

Die Kornernte wird sehr beschwerlich werden an den Orten, wo sie frühe zu mähen anfangen müssen, und dieses möchte den zu erwartenden reichen Segen am Getreide etwas mindern.

Die Herbstsaat aber wird mit Lust vollzogen werden können, weil eine vortreffliche Witterung zu erwarten steht.

Im Julio und August werden schwere Stürme erfolgen.

Harburg, den 23ten März 1779.

Hannoverisches Magazin.

29tes Stück.

Freytag, den 9ten April 1779.

Ueber die Physiognomischen Reisen.

Die Nachricht von Admiral Keppels Lossprechung machte in London nicht mehr Lärm, als die Erscheinung der Physiognomischen Reisen unter uns. Vor Freuden haben unsere witzigsten Köpfe bey diesem köstlichen Buche geweint. Wir alle mußten zur Ehre des physiognomischen Wanderers illuminiren, oder ein Steinhagel fiel uns in die Fenster.

Ich weiß nicht, ob es noch viele Leute von so eingeschränkter Lectüre bey uns giebt, daß jedes ihnen hitzig empfohlene Buch sie begeistert: oder ob Leidenschaft genug in ihre Urtheile über Physiognomik sich einschleicht, daß sie sich freuen, wenn man dieselbe foppt; oder ob die Physiognomischen Reisen irgend eine andere Schadenfreude bey uns erweckten. Aber zuverläßig reißet uns oft das ängstliche Umhersehen nach anderer Meynung, der Mängel von Eigenheit und selbstständiger Urtheilskraft, mit dem Strome hin, ohne daß wir selbst recht sehen warum. Niemand urtheilt bis die Machtsprüche der Steuermänner unsers Geschmacks heraus sind, und dann blasen wir alle insgesamt in die allgemeine Posaune.

Den Namen des Verfassers der Physiognomischen Reisen haben wir lange gesucht, und vielleicht entdeckt. Der Calenbergischen Witwencasse wegen, behauptete man anfangs, dieser göttliche Mann wohne in Hannover, obschon wir hier sehr wenig wissen, wer in Hannover wohnt, und was man da treibt. Alle Stimmen fielen jedoch bald auf **Lichtenberg**, denn man hielt im Tribunal die Physiognomischen Reisen für die beste Widerlegung von **Lavaters** Physiognomik. Ich flüsterte aber einem unserer Steuermänner ein: **Lichtenberg** denke ungleich gründlicher als der physiognomische Wanderer, er zeige ungleich mehr Scharfsinn in seinen Einwendungen gegen Physiognomik und Physiognomen, und sein Wissen sey nicht leichter Zeitungsschaum, sondern ungleich tiefer geschöpft aus Natur und Kunst.

Dies wurmte unsere Herren. Sie wankten nun wieder hin und her durch Meßcataloge und Journale, bis endlich einer die Karten weglegte und bekannt

kannt machte, es sey kein anderer als **Wetzel** in Leipzig. Ich glaube es beynahe auch; denn **Wetzel** ist vielleicht Deutschlands künftiger **Lucian**. Aber unglücklicher Weise für uns, lehnt er im deutschen Museum a) unsern Verdacht feyerlichst von sich, und nennt die Physiognomischen Reisen einen Spreusack, den er mit Verachtung von seinen Schultern wirft.

Da entschied ein Arzt, sinnreicher als alle, die Sache also: der Verfasser der Physiognomischen Reisen sey zuverläßig ein Arzt, theils wegen des vortrefflich beschriebenen Auswurfs von **Fabian Brauseke** b), theils weil er weiß, wo die Arnica wächst c), und dann (wie konnte man das übersehen?) wegen des Stichs auf den Eichelncaffee d). Nun fragte man einmüthig im ganzen Tribunal, ob ein anderer großer Mann in der Welt die Physiognomischen Reisen geschrieben haben könne, als unser herrliche Doctor — der dem jüdischen Arzt vorwirft, er empfehle den Eichelncaffee blos aus Haß gegen die Schweine?

Habe die Physiognomischen Reisen geschrieben wer will. Genug sie machen ihrem Verfasser Ehre, weil sie so hinreißend auf den allgemeinen Volkssinn würken, und ein Ausguß von guter Laune sind, nicht nur über Physiognomik, sondern über unsere ganze Litteratur und unser ganzes Imaginationswesen der letztern Jahre. Nur ist uns für und wider die Physiognomik eigentlich darin nichts veroffenbart.

Ich war murrköpfisch, unlustig und trüb, als ich diese Reisen zu lesen anfieng; daher glaubte ich zuerst, ich sehe darin zu viel Stickerey auf zu leichtem Stoff. Aber der Reichthum dieser überall so glücklich unter uns umhersehenden Phantasie bezauberte mich allmählig; und der gute Styl machte durch die häufige Anwendung neugestempelter Kernwörter auf lächerliche Gegenstände eine unwiderstehliche Würkung auf mein Zwerchfell, und eine allgemeine Niederlage in meinem neuesten Wörtervorrath. Für mich hat kein deutscher Schriftsteller angenehmer gelacht, als dieser. Galle hat er zwar an einigen Stellen des zweyten Theils, und das ist Schade. Aber meine Galle empört sich auch gegen alle über ihre Grenzen hinausgetriebene Physiognomik und in dieselbe eingepfropften Modethorheiten.

Der schätzbare Verfasser der Physiognomischen Reisen hat auch zu viel Lebensart, um nicht jedem andern die Untersuchung zu überlassen: ob in **Lavaters Fragmenten** unter brausender Rednerey und schwärmrischer Glut nicht sehr viele vor ihm unbekannte und unerfundene Wahrheiten liegen? ob sein Buch nicht eine reiche

Fund-

a) Januar 1779. 92te S.

b) IIter Theil, 96te S.

c) IIter Theil, 156te S.

d) IIter Theil, 148te S.

Fundgrube sey für unbefangene Menschenbeobachter? und ob **Lavater** durch jeden neuen Blick in die Tiefen der Natur nicht mehr wahre Ehre verdiene, als unser einer, der sich kitzeln läßt um darüber lachen zu können?

Nordhausen, den 2ten März 1779. — rth.

Vom Schnacken.

Christian Ludewig sagt in seinem Deutsch-Englischen Lexicon, **schnacken** (oder wie es die Hannöverischen Frauenzimmer aussprechen, **snakken**) heisse Plattdeutsch oder Niedersächsisch sprechen.

Ich läugne dieß. **Schnacken** ist ursprünglich ein plattdeutscher und nun in Hannover hochdeutsch gewordener herrlicher Ausdruck, der zwar **reden** überhaupt bedeutet, aber **reden** ohne **Comma** und **Punctum**; ein vollströmendes herzliches **Reden**; einen obstructionsfreyen Guß, eine unaufhaltsame Ejaculation von weiblicher Behaglichkeit. Drey oder vier redselige Frauenzimmer zerfliessen auch darum in süssester und innigster Vereinigung, durch einen ächten und wahren **Herzensschnack** über alles was in der ganzen Welt, auf eine viertel Meile Weges, vorgeht. Daher reicht an einen (auch allenfalls zwischen Damen beyderley Geschlechts) gut **verschnackten** Abend, keine andere Menschenfreude.

Es ist sehr unhöflich, daß man aber von einer unzuverlässigen Nachricht, von einer unrichtigen Bemerkung, von einer grundlosen Rede sagt: das ist ein **Schnack**.

Das Werkzeug des **schnackens** (dieser äusserst regsame und äusserst reizbare Vereinigungspunct aller weiblichen Elasticität) ist freylich die Zunge. Aber eben deswegen hätte **Christian Ludewig** begreifen sollen, daß unsere Damen auf französisch eben so gut **schnacken**, als unsere Frauen auf Plattdeutsch.

— st.

Von einem Hannöverischen Leichenstein.

Wie doch das Erhabene gleich gewaltig in die Seele wirkt, die Gegenstände desselben seyen übrigens groß oder klein. Unvergeßlich ist mir die Rührung, mit der ich in Paris, beym Eintritt in die Kirche der Sorbonne eines der größten Meisterstücke der Bildhauerkunst, das erhabene Grabmal des Cardinals von **Richelieu**, unerwartet erblickte. Der Cardinal sinkt sterbend nieder, eine Muse ringet sich zu seinen Füssen, über ihm steht die Religion, und hebt, mit einer Majestät, die sich nicht beschreiben läßt, den Sterbenden in die Höhe. Indeß, guter Leser, findest du etwas vielleicht weniger großes, doch gewiß eben so rührendes in einem Hannöverischen

rischen Dorfe. — Da liegt auf dem Kirchhofe ein junges schönes Baurenmädchen. Auf ihren Leichenstein hat der Küster mit armseliger Kunst eine Rose eingehauen, und dabey die Worte: so war sie.

— ft.

Fortsetzung der Nachrichten von China.

(Siehe das 28te Stück.)

Hieraus wird man nun schon auf die ganze Volksmenge schließen können; auf den Landstraßen ist es so wie auf den Messen in großen Städten, und auf den Gassen der Städte kann man kaum fortkommen. Die Zahl der Städte im ganzen Reiche beträgt 1580, kein Strich Landes ist unbebauet gelassen, und selbst die steilesten Berge sind herabterrassirt, oder man hat, wenn es Felsen waren, Erde hinauf getragen. Doch auch dies ist noch nicht hinreichend, die Menge Menschen zu ernähren, man trifft große schwimmende Dörfer an, und rechnet, daß im ganzen Lande bloß auf dem Wasser einige Millionen Menschen leben, die sich damit ernähren, daß sie Feder- und anderes Vieh mästen, und damit auf dem Wasser von einer Stadt zur andern ziehen. Es sind dies von Bambus-Rohr künstlich geflochtene Eylande, worauf sie leichte Hütten bauen, auch wohl Erde darauf bringen, um sich Gemüse zu ziehen. Ihre Policey ist so gut wie irgend wo in der ganzen Welt; jede Stadt ist in Quartiere getheilt, und jedes hat seinen Aufseher, der vor alles haften muß. Des Nachts werden die Thore nicht allein geschlossen, sondern auch die Gassen gesperret, wobey die Garnison beständig patrulliret, und alle Gassen besetzt hält. Die Stunden anzuzeigen, bedieren sie sich einer Art Glocke oder Trommel, woran einer schlägt. Die mehresten Chinesischen Städte haben einerley Bauart, und sind viereckig. Die Landstraßen sind vortrefflich angelegt, schön gepflastert und hoch über die Felder erhaben, und zur Bequemlichkeit der Reisenden sind auf jedem Relais an die 100 Pferde allezeit fertig.

Dies nebst den vielen großen Canälen, wovon der eine allein 160 französische Meilen lang ist, erleichtert den Handel im Reiche ganz ungemein; sie sind alle beständig mit Schiffen angefüllt, wie denn allein der Kaiser eine Flotte von viertausend Schiffen unterhält, um die Hauptstadt mit Lebensmitteln und Nothwendigkeiten zu versehen. Der Brücken, die allesammt so wie die Einfassung der Canäle von Marmor, sind unzählige. Der innere Handel besteht in Reis, Seide, Tusche, Firniß, Eisen, Kupfer, Thieren, Thee, (den sie Cha nennen,) Zucker, auch in Russischen Produkten, welche die Caravanen mitbringen. Ihr ausländischer Handel bedeutet nicht viel, wenigstens ist er nicht activ; nur etwas geht nach Japan, Siam, den Philippinen, und Ost-Indien.

Das Land hat einen Ueberfluß an allem was Natur und Kunst nur hervorzubringen vermag; das Clima ist eines der gesegnetesten, wozu nun noch die Arbeitsamkeit, und die Unverdrossenheit der ganz außerordentlichen Menge Menschen kömmt. Der Reisernten giebt es jährlich zwo, und zwischendurch kömmt an einigen Orten noch gar Korn zur reife. Das Land trägt sechserley Arten Korn, und an die hunderterley Arten Früchte. Bemerkungswürdig ist ein Baum, welchen sie Toig-chou nennen, welcher eine Art Talg trägt, und zwar in einer nußartigen Schaale, man schmelzt es, vermischt es mit Oel, und macht so Lichte daraus. Das allerschönste Holz ist das Nan-mou, welches ganz außerordentlich hart ist, und woraus man die Pfeiler in der kaiserlichen Burg gemacht hat. Besser zu Hausgeräthen aber ist eine andere Gattung, welches schwarz ins röthliche spielet, und Tse-san heißt; es ist so hart, wie das Eisenholz, und man macht gar Anker davon, die auf den Kriegsschiffen gebraucht werden. Cassia Fistula ist in erstaunender Menge, so wie denn auch der Kampferbaum. Vor Aufgang der Sonne, dringt der Saft durch den Stein, wie auch aus den Aesten, und bewegt sich wie Quecksilber; worauf man nur Tücher um den Baum leget, und ihn schüttelt, so fallen die Tropfen herab, und sammeln sich in Klumpen. Der Firnisbaum ist auch merkwürdig, es muß derselbe, wenn er brauchbar seyn soll, sieben bis acht Jahre alt seyn. Nur im Sommer und Herbst erhält man den Firniß, und zwar vermöge einer Kerbe, die man in den Baum macht, und in welchen man eine Muschelschaale treibt. Er ist sehr giftig, läßt sich nur des Nachts sammeln, und muß mit großer Vorsicht eingekocht werden. Man rechnet, daß 1000 Bäume in einer Nacht 20 Pfund Firniß geben, und das Pfund gilt beynahe ½ Rthlr. Der Thee (Cha) ist eines der ersten Produkte des Landes; man theilt ihn in vier Classen: Song-lo, ist der grüne Thee, und wächst wie die Weinstöcke. Wenn er alt ist, soll er ein trefflich Mittel in allen Krankheiten seyn. Wenn er ächt seyn soll, muß er nicht wie Veilchen schmecken, denn dies ist eine erkünstelte Sorte. Die zweyte Gattung ist der Vu-i-cha, oder Thee boy, dieser färbt das Wasser gelb; je gelber, zärter und feiner die Blätter sind, desto kostbarer ist er. Man-cha, oder Kaiser-Thee, besteht aus der ersten Spitze der Blätter, und selten wird dieser anders als zu Geschenken gebraucht.

Man muß sich im Handel dieser Waare sehr vorsehen, denn die Chineser sind im Handel mit Ausländern die betrügerischten aller Nationen, und vermischen es gern mit dem Laube anderer Staudengewächse. Er wird in den drey Monaten März, April und May gepflückt; die vom März sind die kleinsten Knospen und die theuresten, die im May gebrochen aber die schlechtesten und wohlfeilsten. Ohn-

streitig ist dies der größte Commerz, den China treibt, alle Schiffe die daher kommen, haben fast Zweydrittel und darüber an Thee zur Ladung. Ferner Seide, welche wohl nirgends in der Welt so häufig und so wohlfeil ist; tief im Lande hat man den stärksten Bau, und es kommen wohl jährlich 400 Barken damit beladen nach der Hauptstadt. Wolle ist dort ein gemeines Produkt; nachdem sie ihre Felder umgemähet haben, säen sie Baumwolle hinein, die Staude wächst bald 1 Elle hoch, und trägt alsdenn nach 41 Tagen bereits die Frucht. Apothekerwaaren haben sie in Menge; Rhabarber ist zwar diesem Reiche eben nicht eigen, er wird doch aber bey Tibeth gefunden, als woher er eigentlich kömmt. Man findet diese Wurzel eigentlich auf Anhöhen, wo Murmelthiere in der Nähe sind. Russischen Rhabarber giebt es gar nicht, sondern die Caravanen bringen ihn mit.

In Lack und Glasur kommen ihnen wenige Nationen gleich, so haben sie auch eine Menge Färbe-Materialien. Ihr Zuckerrohr halten sie nicht so gut als fremdes, ob sie gleich desselben sehr viel haben. Bisam giebt es dort auch viel, vorzüglich in den gebürgigten Provinzen, woselbst es eine Art Gemsen giebt, von denen man ihn gewinnt. Gold und Silber giebt es zwar sehr viel, allein die Minen werden nicht bearbeitet, und zwar aus Politik, damit nicht zu viel Geld ins Land komme.

Etwas Gold wird jedoch gewonnen, und zwar so viel, als sie zum Verguldenbrauchen; denn ganz goldene Gefäße braucht der Chineser nicht. Eisen und Zinn giebt es die Menge, nur ein Bergwerk in der Provinz Hu-quang liefert innerhalb wenig Tagen einige 100 Centner. Unter vielen Kupferwerken, bemerken wir nur hauptsächlich das, woher der weiße Kupfer kömmt, weil es vielleicht das einzige in der Welt ist. Wenn es verarbeitet ist, sieht es wie Silber aus, und wird sehr geschätzt. Die Menge ihres Metalls kann man ohngefähr daraus abnehmen, daß sie zu geschweige ihrer eigenen starken Consumtion auch noch ganz Indien damit, wie auch mit Geschütz versorgen. Edelgesteine finden sich auch, unter welchen hauptsächlich der Jaspis schön, und auch der Rubin, wie wohl nur in kleinen Stücken sich befindet.

Kohlengruben hat vielleicht kein Reich in der Welt so viel, als eben dies; zwey Berge bey Peking scheinen unerschöpflich zu seyn; das Metall soll davon härter werden. Der Marmor ist so häufig, daß sogar die Straßen damit gepflastert und die Canäle eingefaßt sind; Achate giebt es doch auch. Der Chineser ist sanftmüthig, leutselig und gelenkig, besitzt viel Mäßigung, und beherrscht sich und seine Affecten, dabey aber ist er eigennützig, schmeichelt sich mit seinen Verdiensten, verachtet alle andere Nationen, und glaubt, daß außer China nichts Gutes seyn könne. Die Reinlichkeit lieben sie wie die Holländer, und ihre größte Ehrsucht besteht darinnen,

innen, im Reiche etwas zu befehlen zu haben, derowegen denn die Großen auch gern den Titul eines Präsidenten oder Assessors annehmen. Tapferkeit macht eben nicht das Eigenthümliche ihres Charakters aus, doch sind sie rachsüchtig, wenn sie gereizt werden, ob sie gleich selten Gewalt brauchen; desto hinterlistiger arbeiten sie aber alsdenn an den Umsturz des Glücks dessen, der sie beleidigt hat. Auch selbst ihre Räubereyen sind allezeit hinterlistig, und die größten Betrügereyen können sie auf die allerfeinste Art ausüben.

Ihre Regierungs-Verfassung ist vortrefflich, und so beschaffen, daß sie so leicht nicht wie andere Reiche einen Verfall zu befürchten haben. Alles beruhet auf die gute Erziehung der Kinder; sie werden zu einer vollkommnen Unterthänigkeit gelenkt; dies befördert die Ruhe in den Häusern, dieses wieder in den Städten, und hiedurch wird die Ruhe im ganzen Reiche erhalten. Tyranney verabscheuen sie aufs äußerste, wußten sich jedoch keinen Begriff von der Republikanischen Verfassung zu machen, wie die Holländer dort zum ersten erschienen. Ihre Gesetze sind vortrefflich, und vollkommen passend; die des Con-futse werden noch sehr in Ehren gehalten. Man zählt im ganzen Reiche 173 Tribunäle, und 1408 diesen untergeordnete Gerichte, bey welchen die Gerechtigkeit vollkommen gut gehandhabet wird. In keinem Reiche in der Welt finden sich mehr Denkmäler des hohen Alterthums als eben da, jeder Kaiser, jeder Vice-König, und viele Große haben ihren Namen dadurch verewiget, und vortreffliche Stücke hinterlassen. Man zählt in demselben außer den 1580 Städten, noch 2821 feste Oerter, 331 merkwürdige Brükken, 1159 Thürme und Triumphbogen, 272 berühmte Bibliotheken, 709 Hallen, zum Andenken verdienter Männer, 688 ganz auszeichnend schöne Grabmäler, 32 Palläste für Vice-Könige, 13647 Palläste für obrigkeitliche Personen, und 3000 Forts an beyden Seiten der großen Mauer, deren Länge man auf 500 Meilen angiebt. Sie nennen sich selbst nicht Chineser, sondern Dshungosin, und wie aus dem erst angeführten Buche erhellt, rechnen sie den Anfang ihrer Monarchie von dem Fürsten Fussi an, der 3472 Jahr vor Christi Geburt gelebt haben soll. Das Buch Igim, dessen der Kaiser in der Vorrede erwähnt, schreiben sie diesem Fussi zu, und sehen es als die Grundlage aller Wissenschaften an. Hätte es mit dem vorgegebenen Alterthum seine Richtigkeit, (welches so allerdings nicht ganz richtig ist,) so wäre dies das älteste Buch in der Welt. Es soll wenigen Leuten mehr verständlich seyn, und Herr Leontjew hat nichts weiter als den Titul herausbringen können. Die Sprache ist die Sonderbareste in der Welt, und hat mit keiner andern Aehnlichkeit. Jedes Wort hat, nach dem es ausgesprochen, oder gesungen wird, eine Menge Bedeutungen, die oft gerade

rade das Gegentheil des andern sind. So heißt Po, je nachdem die Stimme sich verändert, zu gleicher Zeit, Glas, Kochen, Reis, sieben, klug, freygebig, zubereiten, eine alte Frau, brechen, gekrümmt, so wenig als möglich, wissen, und ein Sklave. Die Zahl der Charakters, deren sie sich bedienen, rechnet man auf 80,000, wovon jedoch die Gelehrtesten kaum die Hälfte verstehen. Diese Erlernung der Sprachen hält sie lange auf, und macht es, daß die Chineser nie weiter kommen als ihre Väter waren. Sie haben ein groß Wörterbuch, welches aus 95 Bänden bestand, zu welchem der vorletzte Kaiser noch 24 hinzu gefüget hat. Der Grund zu diesen Charaktern ist wohl die Bildersprache. Der Chineser hat sonst einen gelehrigen Kopf und viel Verstand, allein mit keiner speculativischen Wissenschaft sind sie zu Stande gekommen. In der Astronomie sind sie sehr geschickt, ihre Observations sind so alt wie ihr Reich. Sie berechnen alles nach einen Cyclum von 60 Jahren, der bereits 4000 Jahr im Gebrauch seyn soll. Diesen astronomischen Observations ist ein Tribunal vorgesetzt, welches alle die Berechnungen nachsieht, und sie dem Kaiser vorlegt.

Sie haben ein trefflich Observatorium, und sehr gute Instrumente, die sie selbst machen; doch haben die Jesuiten viel Verdienste darum. In der Geometrie und Geographie sind sie Stümper, allein in der Astronomie haben sie es weit gebracht, sie haben noch von 2000 Jahren vor Christi Geburt her die Berechnung der Finsternissen, die beynahe alle mit den unsern zusammen treffen sollen. Ein Buch ist auch noch vorhanden, welches den Titul führt: Der Zustand des Himmels, es ist dies 20 Jahr vor Christi Geburt geschrieben, und daraus erhellt, daß sie schon vor 2000 Jahren das wahre Sonnenjahr gekannt haben. Ja sogar behaupten die Missionarien, daß ihre Jahrbücher bis nahe an die Sündfluth reichten. In ihrer Baukunst herrscht viel Abentheuerliches, sonst aber haben sie viele Werke der Kunst; in der Mahlerey desgleichen, obgleich das Colorit vortrefflich ist, so ist doch die Zeichnung schlecht. Manufakturen sind in China im Ueberfluß, hauptsächlich verdient der Flecken King-the-tshing bemerkt zu werden, denn hier ist die weltberühmte Porcellainfabrik, welche allein an die fünfhundert Oefen hat; diese Waare ist im ganzen Reiche so gemein, daß fast alle ihre Gefäße davon sind, ja sogar oft Mauren und Pfeiler damit überzogen werden.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

30tes Stück.

Montag, den 12ten April 1779.

Schluß der Nachrichten von China.

Seiden-Manufakturen sind eine unglaubliche Menge, denn alles im Reiche kleidet sich in Seide, außer die Bauren, welche blau gefärbt Wollenzeug tragen. Dazu kömmt nun noch ein starker Absatz dessen, was theils mit den Caravanen, oder durch die Schiffahrt aus dem Reiche geht; doch ist letzteres mehr rohe als verarbeitete.

Die Papier-Manufaktur ist eben so merkwürdig, als die beyden vorhergehenden, es ist so fein, daß die Europäer es anfänglich für Seide hielten. Sie machen es aus der Rinde von Bambusrohr, oder andrer Bäume, jedoch nehmen sie nicht die erste, sondern die zwote Rinde; die Bogen davon sind 10 bis 12 Fuß lang, und werden mit Alaun getränkt. Das Baumwollenpapier ist das feinste und gebräuchlichste, es hält sich gut, wie das feine europäische. Auch machen sie noch andere Sorten aus Hanf, der Rinde von Maulbeerbäumen, und aus Reisstroh, sehr gutes Pergament aus der Hülse des Seidenwurms, u. d. gl. Diese Manufakturen sind beträchtlich, denn in keinem Lande wird mehr Papier verbraucht, sie überziehen die Schränke damit, ja einige haben ganze Zimmer damit ausgeschlagen. Außer dieser benannten haben sie noch eine unglaubliche Menge Wollen- und Baumwollen-Manufakturen, auch verschiedener Zeuge, für welche die Europäer keine Namen haben; durchbrochene und wie Spitzen gewebte.

Die Chinesische Musik ist höchst elend, allein die Poesie desto besser, und uralt. Auch die Naturkunde und Arzneygelahrheit wird stark getrieben, so wie auch die Geschichte. Vor Zeiten war ihr Grundsatz, alle Nationen von ihrem Reiche auszuschließen, darum wurde auch die große Mauer erbauet; allein im sechszehnten Jahrhundert bekamen die Portugiesen die Erlaubniß, mit ihnen zu handeln, doch da die Holländer jene in Macao angriffen, so wurde ihnen verwilliget, den Ort zu bevestigen: Nachhero ist jedoch der Hafen Canton zum Freyhafen erklärt worden. Der Chineser kennt die Handlung aus dem Grunde, und ist im Handel mit Ausländern

selten ein ehrlicher Mann. Sie handeln nach Gold und Silber, und zwar nach dem Gewichte, jeder hat seine Waage und Probierstein; im Ganzen kann man doch wohl rechnen, daß jährlich zwey Millionen an Baarschaften dahin gebracht werden. Ihre Münzen bestehen aus kleinen Kupferpfenniqen, deren allemal zehn an einem Bande hängen, und einen halben Kaisergroschen ausmachen; 1000 derselben machen ein Tael oder einen Thaler. Auf keinem ihrer Münzen steht das Bildniß des Kaisers, sie halten es für zu heilig, und brauchen statt dessen Chinesische und Manspurische Charakter.

Ihr Adel ist nicht erblich, man erlangt ihn durch Geschicklichkeit, bloß die Nachkommen der Prinzen vom Geblüt, und die Familie des Con-fu-tse sind durch die Geburt edel. Das Zeichen des Vorzugs ist ein gelber Gürtel, bey Erblickung dessen jeder auf ein Knie niederfällt. Die Kleidung des Kaisers ist gelb, mit Drachen gestickt. Niemand außer ihm darf es tragen. Die Einkünfte des Kaisers bestehen großentheils in Waaren, die er aus den Provinzen und Aemtern bekömmt. Diese herbey zu hohlen, unterhält er eine erstaunende Flotte auf den Canälen, welche alles nach der Residenz schaffen müssen, wo es in die Kaiserliche Burg in die Magazine gebracht wird, welche denn ganz unglaublich angefüllt sind, mit allem, was man sich nur denken kann. Baar Geld kömmt gemeiniglich nur von den Zöllen ein, wie auch von Schiffen, Wäldern und Domainen; das übrige betrug in einem Jahre 40,150490 Sack Reis, Weitzen und Hirse, zu 120 Pfund; 1,315937 Sack Salz, zu 50 Pfund; 210470 Sack Bohnen; 22½ Million Bund Stroh; 191530 Pfund an verarbeiteten Waaren und Stoffen; 396480 Stück Tuch, (Caliko) 560280 Stück Leinewand, ohne die Sammete, Damaste, Atlasse, und ähnliche Waaren, die in unübersehbarer Menge eingebracht werden. Hiezu kömmt nun noch die erstaunende Menge von Vieh, aller Art Vögel, Specereyen, Früchte, Weine, u. d. gl. Alle Ländereyen sind vermessen, folglich weiß ein jeder genau was er zu geben hat. Die Einnehmer der Städte heben es, senden es an die Schatzmeister der Provinzen, und von diesen geht es an den obersten Finanzrath Hu-pu, welchen der Kaiser selbst controlliret. Auch hier ist die Einrichtung vortrefflich, der kleinste Betrug würde entdeckt werden.

Viele dieser Waaren bleiben aber gleich in den Provinzen, theils als Besoldungen, theils zum Unterhalt der Truppen, Ausbesserung öffentlicher Gebäude, Bewirthung der Gesandten, und dergleichen, alles übrige aber wird in das große Magazin nach Peking geschickt. Man schätzt alle diese Einkünfte des Kaisers auf 200 Millionen Lyang, jede zu 1⅔ Rthlr. gerechnet, welche mehr als hinreichend zu allen Ausgaben sind, folglich jährlich den Schatz vergrößern, welcher denn

auch

auch, weil schon einige tausend Jahr gesammelt ist, ganz unbeschreiblich groß seyn soll. Außer diesen Schatzkammern sind nun noch zwey Palläste, bloß zur Aufbewahrung der Edelgesteine erbauet.

Es giebt in China dreyerley Religion, wovon die erste, die des Con-fu-tse, der die mehresten Gelehrten zugethan sind, die vernünftigste ist. Dieser Philosoph hatte oftmals gesagt, daß man in Westen den wahren Heiligen finden würde, dies veranlaßte denn, daß 65 Jahr nach Christi Geburt der Kaiser Ming-ti, (der wie es heißt durch einen Traum an diese Vorhersagung erinnert wurde,) zween Große des Reichs abschickte, diesen Heiligen aufzusuchen. Die Abgeschickten kamen nach Indien, fürchteten sich vor den Beschwerden einer weitern Reise, und nachdem sie dort den abscheulichen Götzendienst des Fo gefunden, nahmen sie selbigen mit nach China. Die dritte Secte ist die des Dalai Lama, der die mehrsten des Pöbels zugethan sind; eine Menge Lamas, die die durchtriebensten Bösewichter sind, durchziehen das Land, und bestärken das Volk in seiner Abgötterey. Die christliche Religion war einmal schon ziemlich bekannt in China, die Missionarien, welche sich bey dem Kaiser durch Observations, Canonengießen, Vestungen anlegen, und verschiedene andere nutzbare Kenntnisse sehr in Gunst gesetzt hatten, erhielten bey Hofe Zutritt: allein sie wurden bald wieder gestürzt, nach Canton verwiesen, und die Neubekehrten heftig verfolgt. Jetzo sind jedoch wieder verschiedene da, welche sogar bey Hofe geduldet werden. Die Tempel der Chineser heißen Pagoden, ich will eine derselben beschreiben, so wie sie sich nemlich in dem Chinesischen Städtgen auf der rußischen Grenze, nahe bey Kiächta befindet.

Man geht durch zwey zierliche durch ein kleines Gebäude von einander abgesonderte Pforten in den Vorhof, in welchem ein wie unsere Gewächshäuser gestaltetes nettes Theater erbauet ist, auf welchem sie dem Götzen zu Ehren kleine Lustspiele aufführen. Vor demselben stehen zwey große Mastbäume, an denen bey festlichen Gelegenheiten Flaggen aufgezogen werden. In dem benannten kleinen Gebäude stehen zwey gesattelte Pferde in Lebens Größe aus Thon modelliret, deren jedes von zwey bekleideten menschlichen Figuren geführt wird. Bey jedem Pferde steht eine seidene Fahne von gelber Farbe mit silbernen Drachen bemahlt. Gleich neben den Pforten sind zwey kleine Gerüste mit einer Gallerie, auf deren einem eine große Glocke von Eisen, und auf dem andern zwey ungeheure Paucken sich befinden. Aus diesem äußern Vorhof gehet man durch eine große und zwey kleine geschnitzte und bemahlte Pforte zu dem innern, der an beyden Seiten mit schmalen Gebäuden versehen ist. Diese Gebäude sind in lauter Kammern abgetheilet, welche alle aus Gatterwerk nach dem Hofe zu bestehen, und inwendig mit den

den Thaten der Götzen bemahlt sind. Der Tempel selbst nebst dem Vorsaal ist rund umher mit Säulen, vergoldetem und lackirtem Schnitzwerk und einem Chinesischen Dach verziert, an welchem lauter kleine Glöckchen hängen, die durch jeden Wind bewegt, ein Geläute verursachen; außerdem ist er mit einer Gallerie rund umgeben. Der Vorsaal stellt eine Art Rüstkammer vor, in welcher längst den Wänden auf Gerüste eine Menge uralter Waffen und Kriegsgeräthe sauber gearbeitet und vergoldet aufbewahret werden.

Vor der Hinterthür steht eine ungehäure gelbe Standarte mit silbernen Drachen und Laubwerk gestickt, und unter derselben eine Art Altar, der mit kleinen länglichten Tischen umgeben ist. Aus diesem Vorsaal kömmt man durch eine kurze offene mit Blumentöpfen besetzte Gallerie in den Tempel selbst. Er ist inwendig schön geziert, und an den Wänden mit Kriegsbegebenheiten der Götzen bemahlt. Die Götzen selbst sind riesenförmig, aus Thon geformt, und sitzen in drey Vertiefungen, welche die Nordseite einnehmen, auf vier Fuß erhöheten Absätzen. Diese Vertiefungen sind mit Schnitzwerk und andern vergoldetem Zierrath angefüllt. Der vornehmste Götze, Geßür, sitzt in der mittelsten zwischen zwey mit Laubwerk und vergoldeten Drachen umwundenen Säulen, Chinesisch heißt er Lou-je. Seine Größe ist das Vierfache der menschlichen, er ist in Chinesischer Tracht vortreflich bekleidet, und mit einem goldglänzenden Gesicht, auch einer Krone vorgestellet. Vor sich hat er ein Brett, worauf er sieht, als ob er darauf läse. Zur Rechten und Linken stehen auf eben dem Absatz zwey weibliche Figuren, deren jede in den Händen eine Papier-Rolle trägt. Vor ihm zur Rechten liegen sieben vergoldete Pfeile, zur Linken der Bogen auf Gerüsten. Vor ihm ist ein Abschnitt mit Schranken umgeben, worin der Altar steht, über welchen lange seidene Streifen herabhängen; um selbigen stehen vier kolossalische Statüen, welche den Rath des Götzen vorstellen. Zwey sind wie Richter bekleidet, und halten auch kleine Bretter vor sich, wovon der eine zu singen scheint. Die andern beyden sind geharnischt, der eine trägt ein großes Schwert auf der Schulter, jedoch in der Scheide, und das Gefäß aufwärts; der andre hat ein fürchterlich rothbraunes Gesicht und hält einen Speer mit einer breiten Klinge in der rechten Hand.

In den beyden andern Vertiefungen haben in einer jeden zwey Götzen ihren Sitz, wovon der eine militärisch, und der andere als Mandarin gekleidet ist.

Vor diesen Götzen befinden sich Tische, auf welchen an Fest und Bettagen einem jeden allerley Früchte, Backwerk und Leckereyen vorgesetzt werden, ja sogar ganze geschlachtete Schafe. Vorne her sind Aschengefäße, Räucherkerzen, Lichter und Lampen, deren einige vor dem Geßür beständig bren-

brennen. Unter andern bemerkt man auch ein Gefäß von Gestalt wie ein Köcher, mit vielen langen aus Rohr gespaltenen platten Stäben, die mit Chinesischen Denksprüchen beschrieben sind. Am Neuenjahrstage zieht jeder ein solches Hölzchen heraus, und glaubt darauf eine Prophezeihung auf das Jahr für sich zu finden. Am ostlichen Ende befindet sich ein holer hölzerner schwarz lackirter Helm, auf welchen die, welche zur Andacht in den Tempel kommen, mit einem Schlägel pochen. Einem Fremden aber ist dies nicht erlaubt, ob er gleich sonst alles berühren und beschauen darf. Außer dieser prächtigen Pagode giebt es dort noch eine, welche aber nicht so groß und schön ist; sie ist dem Gott Tien geweihet, worunter sie den höchsten Gott verstehen. Er ist sitzend, mit behaartem, entblößtem und mit einer Glorie umgebenem Haupt vorgestellt, hält in der Rechten ein Schwert, hat aber die Linke wie zum segnen aufgehoben. Neben ihm stehen auf der einen Seite zwey Jünglinge, und auf der andern ein junges Mädgen und ein Greis abgeschildert. In dem obern Absatz zeigt sich ein anderes Götzenbild mit einer schwarz und weiß gewürfelten Mütze, welches gleichfalls von einem Greise und drey jungen Personen begleitet ist. In beyden Abtheilungen sind sonst keine bemerkungswürdige Figuren oder Verzierungen angebracht, auch keine Altäre oder dergleichen. Sie werden nur an Festtagen eröffnet, und Fremde dürfen selbige ohne Erlaubniß nicht besehen.

Göttingen. M . .

Beytrag zum Gayak und Taffia, aus Oldendorps Geschichte der Mission der evangelischen Brüder auf den caraibischen Inseln St. Thomas, St. Croix und St. Jan. S. 205.

Das Pokholz, Guajacum, Franzosenholz, (lignum vitae, auch lignum sanctum, indianisch Holz) ist zwar wegen seiner Härte, weil es sehr verwachsen ist, sehr schwer zu bearbeiten; aber seine Vestigkeit und Dauer giebt ihm den Vorzug vor allem Bauholz. Es ist fast unverweslich, auch alsdann, wenn es in die Erde verbauet wird, und eher wird das Eisen vom Rost verzehrt, als dieses Holz verfault. Die Stämme dieser Bäume erwachsen zu einer Dicke von drey bis fünf Fuß im Durchmesser. Aus der Rinde wird ein Bier gebrauet, das zur Reinigung des Bluts sehr dienlich ist. Wenn der Stamm geritzet wird, so läßt er aus der Wunde wohlriechendes Gummi fließen, das in starkem Brantewein aufgelöset und äußerlich und innerlich gebraucht wird. Einige Tropfen in ein Glas Wasser gegossen, geben ihm die

die Farbe und das Ansehen der Milch, und in einigen Minuten setzt sich was harziges davon an das Glas. Dieser Balsam ist ungemein scharf und angreifend, und muß in den hitzigen Ländern sehr vorsichtig gebraucht werden, sonst kann er eben so viel Schaden verursachen, als er bey weiser Anwendung Nutzen schafft. Mit dem Copaiva Balsam versetzt ist er gelinder und sicherer zu gebrauchen.

S. 163. Von dem beym Zuckerkochen gesammelten Schaum schöpfet der Branteweinbrenner wieder eine schwarze, für viele Thiere, als Creol, Pferde und Esel, Schweine, Hunde, Hüner und Kalkunen, nahrhafte Materie ab. Aus dem übrigen und Molaß (Syrup) wird im Destillirhause Rum oder Zuckerbrantewein destillirt, welcher jung Killdevill (Mordteufel, weil er viele Menschen, die ihn unmäßig trinken, ums Leben bringt) heißt, und sehr hitzig und ungesund ist; wenn er aber ein Jahr und länger gelegen hat, diese schädliche Eigenschaft verliert, und wenn er mehrere Jahre alt ist, zur heilsamen Arzeney wird. Unter Rum muß solcher alter Zuckerbrantewein verstanden werden, den man aber außerhalb Westindien selten antrifft. Was man dafür ausgiebt, ist gemeiniglich Killdevil mit Wasser vermischt. So weit Herr Oldendorp.

Sollten aus diesen Nachrichten nicht verschiedene Fragen beantwortet werden können? Als: Ist Taffia nicht der ächte Rum? Ist unser hiesiger Rum etwas besser, als Killdevil mit Wasser vermischt? Darf man davon gute Folgen hoffen? Sollte nicht ein jeder guter Brantewein den Gayak auch auflösen, und eben so gute Dienste im Podagra als Taffia oder ächter Rum thun?

Oldenstadt. Schulze.

Mittel wider das Blauwerden der Milch.

Es ist vor einiger Zeit in dem Magazin um Bekantmachung eines Mittels wider das Blauwerden der Milch Ansuchung geschehen. Es ist dieses Uebel nun eine sehr unangenehme und ekelhafte Sache, und bey großen Haushaltungen und Molkenwerken, mit beträchtlichem Schaden verknüpft. Ich habe es einige Jahre nach einander gehabt, und alle dagegen angewandte, theils lächerliche Mittel, waren ganz vergeblich, und ohne die geringste Würkung. Die vielen Klagen darüber, und da man es endlich widernatürlichen Ursachen zuschreiben wollte, veranlaßten mich, mit möglichster Aufmerksamkeit der Quelle dieses Uebels nachzuspüren, und als ein sorgfältiger Arzt zu erforschen, worin dessen Ursache liege, ehe ich an ein Heilungsmittel gedenken konnte.

Ich richtete zuerst meine Augen auf das Milchgeschirr, allein, dabey war die äußerste Reinigung beobachtet, und da

da endlich auf der Milch in gläsernen Gefäßen, welche doch der größten Reinigung fähig sind, die auch dabey beobachtet wurde, sich gleichfalls die blauen Flecken in gleicher Maaße, wie bey andern, einfanden; so war wohl die Folge richtig: Dieses Uebel rühre nicht von den Gefäßen her, worin die Milch gesiedet wird.

Ich verfiel also darauf, daß es in der Beschaffenheit der Milch selbst, mithin in einer Art Krankheit des milchenden Viehes, welche ihre Ursache in der Weide, und den darauf wachsenden Kräutern haben möchte, zu suchen sey; gleichwie denn die Milch, wenn die Kühe vielen Ramsen oder wilden Knoblauch fressen, davon einen bittern unangenehmen Geschmack erhält: Allein mein Vieh war gesund, und es genoß eben die Weide, welche es genossen, wie ich das Uebel nicht gehabt, und bey derselben war keine Veränderung vorgegangen, mithin deren Nahrung eben dieselbe. Es trat hinzu, daß die Schaaf- und Ziegenmilch, welche sich in eben demselben Keller befand, gleichfalls von dieser Krankheit angegriffen und blau wurde, welches Vieh doch einer andern Weide genossen. Mein Zweifel war daher sehr gegründet, daß die Ursache des Uebels auch hierin nicht zu suchen sey.

Ich schritt also weiter in meiner Untersuchung, und nahm die blau befleckte Milch, in den Sätten, in sehr genauen Augenschein, und bemerkte, daß einige nur wenige und kleine Flekken hatten, auf andern aber solche häufig und groß waren, und fast die ganze Oberfläche einnahmen.

Bey jenen nahm ich wahr, daß einige Flecken nur auf der Fläche des gemeiniglich dabey nur dünnen Rahms sich befanden, einige aber durch denselben bis auf die darunter sich befindende dicke Milch giengen.

Bey jenen größern, oder fast ganz mit blauen Flecken bestreueten aber, daß solche nicht allein den ganzen Rahm durchdrungen, sondern auch die blaue Farbe in die untere Milch getreten war.

Natürlicher Weise mußte ich daher schließen, daß die Ursache davon von außen hergekommen, und nirgends anders, als in der Luft, oder in den Dünsten des Kellers zu suchen sey, und daß mithin solche vertrieben werden müßten.

Das Mittel eine durchziehende Luft dem Keller zu verschaffen, war vorhin bereits ohne Würkung versuchet; also mußte auf ein anderes gedacht werden. Es fiel mir ein, daß das Feuer die Luft reinige, und die bösen Dünste verzehre oder vertreibe.

Ich ließ daher einige Stunden lang ein beständig loderndes Feuer von trockenem Büchen- und Fichtenholz und Hobelspänen, in zwey großen Kesseln, darin unterhalten, und alles öffnen;

Der Erfolg hat meine Muthmaßung, daß dieses das sicherste Mittel seyn

seyn müsse, gerechtfertiget: Das Uebel verlor sich sogleich, und hat sich nicht wieder darin spüren lassen.

Es wird unnöthig seyn, die Vorsicht dabey anzuführen, welche bey einem Balkenkeller nöthig seyn dürfte; Nur wünsche ich, daß wenn Jemand dieses Mittel versucht, demselben gefällig seyn möge, den Erfolg davon in diesen Blättern bekannt zu machen.

L = n.   B = n.

Wegen eines Hausmittels wider die Wassersucht.

In meiner Jugend habe in Winsen an der Luhe einen Mann gesehen, der mit dieser höchst beschwerlichen Sucht im höchsten Grade behaftet war. Sein Leib war wie eine Biertonne, und er war nicht vermögend, darüber hinzusehen. Die Herren Medici hatten ihn ganz aufgegeben, und also mußte er sitzend sein Ende erwarten. Hierauf gab sich der dasige Mühlenmeister, mit Namen Barenscheer, an, und versprach, dem Patienten durch ein Hausmittel zu helfen, wenn es ihm erlaubt seyn würde. Ihm wurde dazu um so mehr alle Freyheit gegeben, weil er jedesmal ein guter Freund des Kranken gewesen, und diesem kein Mensch mehr helfen könnte. Er fieng daher seine Cur an, und so viel ich mich erinnere, gieng gleich den ersten oder zweyten Tag ein Eimer Wasser von dem Patienten, und kurz zu sagen, unser Wassersüchtiger wurde wieder ganz gesund, und ist ein ziemlich alter Mann geworden. Von dem Hausmittel erinnere ich mich, daß es von den Wurzeln eines Hollunderbaums gemacht worden, nemlich man hatte die äußere Borke weggenommen, die darunter befindliche feine Borke aber abgelöset, gequetscht, und nachdem ein wenig Brantewein darauf gegeben, durch einen Tuch gewrungen, und von dem Saft Tropfenweise gebraucht.

Wann mir aber sowohl diese Procedur als insonderheit die Methode, wie besagte Tropfen zu gebrauchen, nicht mehr so genau bewußt, und ich versichert zu seyn glaube, daß dieses vortreffliche Mittel bey den Erben des vorbesagten Mühlenmeisters, der zu der Zeit der Cur zu Winsen an der Luhe, hernachmals aber zur Haarburg auf der Mühlen gestanden, annoch aufgehoben und anzutreffen seyn wird; so werden dieselben freundlich ersucht, dasselbe Mittel aus menschlicher Liebe durch die Hannöverschen Wochenblätter geneigt bekannt zu machen.

H. v. G.

Hannoverisches Magazin.

31tes Stück.

Freytag, den 16ten April 1779.

Verzeichniß der Lectionen, welche zu Ilfeld im Sommer 1779 gegeben werden sollen.

Die Nachricht, welche wir dem letzten, im vorigen Herbst bekannt gemachten Lectionsverzeichniß vorauf geschickt haben, hat, wie wir aus mancherley Anzeigen bemerken können, die Würkung gehabt, unbefangene Leser zu überzeugen, daß das, was von der Kostbarkeit des hier erforderlichen nothwendigen Aufwandes verbreitet worden, ungegründet sey. Da nun auch manche Anfragen an uns geschehen sind: wie die hiesige Disciplin und Aufsicht über die Jugend beschaffen sey? Die Beantwortung aber dieser Fragen in Briefen, uns theils zu viel Zeit raubet, theils nicht so ausführlich gegeben werden kann, daß sie für diejenige befriedigend genug ist, welche uns die Ihrigen anvertrauen möchten; so haben wir uns entschlossen, über diesen Gegenstand, dem diesmaligen Verzeichniß unsrer Lectionen, eine Nachricht vorzusetzen, welche auch ein geehrtes Publicum für zuverläßiger, als bloß schriftliche in Privatbriefen gegebene Nachrichten halten wird, zumal wenn dabey in Erwägung gezogen wird, daß wir Erl. Königl. Landesregierung für diese im Druck gegebene Nachricht zur Verantwortung stehen müssen.

Alle hier studirende Jünglinge, sie mögen Beneficiaten, oder Kostgänger seyn, müssen auf dem Gebäude des Pädagogii wohnen, und es ist nicht erlaubt, daß jemand außer dem Kloster wohne, oder sich in Kost begebe. Auf eben diesen Gebäuden des Pädagogii wohnen auch die sämmtliche Lehrer solchergestalt vertheilt, daß sie in der nächsten Nachbarschaft der Untergebnen, und diese unter beständiger Aufsicht der Lehrer sich befinden. Die Wohnungen der Scholaren sind so eingerichtet, daß nie mehr als zwo Personen ein Zimmer bewohnen, und manche bekommen auch eine Stube allein. Bey jeder Stube befindet sich eine Kammer, in welcher jeder Scholar in einem besondern Bette schläft, und es ist nicht erlaubt, daß zween in einem Bette zusammen schlafen. Im Winter haben sie auf ihren Zimmern

gehörige Heizung, daß sie ihre Vorbereitungen, Wiederholungen, ihre zu liefernde Ausarbeitungen, und ihr besonderes Studiren, mit aller Bequemlichkeit auf ihren Stuben, ohne solche Stöhrungen und Zerstreuungen, als eine gar zu zahlreiche Gesellschaft in einem gemeinschaftlichen Studirzimmer verursachen würde, besorgen und abwarten können, und ohne daß sie durch die Kälte an ihrer Gesundheit einigen Nachtheil leiden.

Von unsrer ganzen Zucht wird man sich am besten einen Begriff machen können, wenn wir die Folge der Arbeiten und Verrichtungen eines Tages hier bekannt machen.

Des Morgens um 6 Uhr, sowohl im Winter als im Sommer, wird ein Zeichen mit der Glocke gegeben, nach welchem jeder aufstehen, sich gehörig ankleiden und fertig machen muß. Ohngefähr nach einer halben Stunde werden die Scholaren deshalb bereits von einem Lehrer besucht. Um 7 Uhr versammeln sie sich im großen Hörsaal zum Gebete, welches mit einem Gesange angefangen und beschlossen, und wobey auch aus der heiligen Schrift eine Vorlesung gehalten wird. Nach geendigtem Gebete begeben sie sich wieder auf ihre Stuben, um die noch kurze übrige Zeit bis zum Anfang der Lehrstunden, zum Genuß ihres Frühstücks anzuwenden. Um 8 Uhr fangen die öffentlichen Lehrstunden an, welche für jeden Scholaren bis 11 Uhr dauren. Von 11 bis 12 Uhr haben manche noch im Französischen öffentlichen Unterricht. Einige andere haben Privatunterweisungen im Lateinischen, Englischen, Italiänischen, Französischen, oder in der Mathematik, in Musik u. s. w. Andere aber beschäfftigen sich alsdann für sich auf ihren Zimmern, oder wenden auch einen Theil dieser Stunde zu erlaubter Erholung an.

Um 12 Uhr speisen sämmtliche Scholaren in einem gemeinschaftlichen Saale, und unter Aufsicht einiger Lehrer, die den Tisch mit ihnen genießen. Die nächste Stunde nach der Mahlzeit, ist zum Theil und an einigen Tagen der Woche zur Uebung der Musik im Zusammenspielen gewidmet, und die, welche selber nicht mitspielen können, wohnen dieser Uebung doch als Zuhörer bey: zum Theil aber der Erholung und Ergötzlichkeit der Scholaren bestimmt, auf die Weise, wie unten bemerkt werden soll.

Nach 2 Uhr muß sich jeder wieder auf seiner Stube befinden, um nützliche, seiner hiesigen Bestimmung gemäße Beschäfftigungen vorzunehmen, und sich zu den folgenden Nachmittags-Lectionen gefaßt zu machen. Es wird von den Lehrern jedesmal nachgesehen, ob alle gegenwärtig sind.

Nach 3 Uhr fangen die Nachmittagslehrstunden an, welche wiederum für jeden bis 6 Uhr dauren. Von 6 bis 7 Uhr haben manche, eben so wie von 11 bis 12 Uhr, Privatlehrstunden, oder sie wiederholen, oder dürfen sich auch wohl im Sommer eine Ergötzung machen. Um 7 Uhr versammeln sich sämmtliche Scholaren zur

Abend-

Abendmahlzeit im Speisezimmer, bey welcher es, wie bey der Mittagsmahlzeit erwähnt worden, gehalten wird. Bald nach geendigter Abendmahlzeit, wird im großen Hörsaal, das Abendgebet, auf eben die Art verrichtet, wie zuvor vom Morgengebete gesagt worden ist.

Nach geendigtem Gebete, ist es bis 9 Uhr ihnen vergönnet, sich mit Besuchen unter einander, oder im Sommer mit einem Spaziergange u. s. w. eine Erholung zu verschaffen. Um 9 Uhr aber, wird mit der Glocke ein Zeichen gegeben, worauf ein jeder sich auf sein Zimmer begeben, und studiren muß. Es wird zugleich von den Lehrern nachgesehen, in wie ferne dieser Ordnung nachgelebt wird. Um 10 Uhr sollen sie sich zu Bette begeben. Wer aber noch gerne eine Stunde länger zum Studiren anwenden will, der erhält dazu die Erlaubniß, wenn er solche bey dem Lehrer, der die Aufsicht in diesem Stücke führt, geziemend sucht. Allein nach 11 Uhr muß jeder Scholar zu Bette, und alles Licht ausgethan seyn, und es wird noch nach 11 Uhr nachgesehen, ob solches geschehen ist. Niemand darf, außer im Nothfall, bey Krankheit die Nacht über Licht haben, wozu doch zuvor der Rector besondere Erlaubniß ertheilen muß.

Aus diesem Entwurf der Beschäfftigungen eines Tages, wird so viel erhellen: daß jeder Scholar 1) täglich 6 Lehrstunden in den gelehrten Sprachen und in Wissenschaften habe, und, da viele noch in andern lebenden Sprachen, und sonst in Music u. d. gl. Privatunterricht genießen, man jedem gar wohl täglich acht Unterweisungsstunden anrechnen kann; ferner, wenn aufs Morgen- und Abendgebet und auf die Mahlzeiten drey Stunden gerechnet werden, daß jeder Jüngling täglich 10 bis 12 Stunden sich in der Gegenwart und unter unmittelbarer Aufsicht der Lehrer befinde. 2) Daß die Stunden, in welchen der Scholar für sich ist, täglich etwa 4 bis 6 betragen, wenn die Abendzeit mitgerechnet wird. Diese Zeit aber ist solchermaaßen vertheilt, daß keiner, wenigstens am Tage nicht, über eine Stunde hinter einander zu seiner Disposition hat. Ueberdem werden in diesen Stunden, vom Rector und von den übrigen Lehrern Besuche auf ihren Stuben gemacht, bey welchen man sich nach ihren Beschäfftigungen, oder Ergötzungen erkundiget, ihnen guten Rath ertheilt, und sonst auf allerley Weise ihnen nützlich zu werden sucht. Auch ist ihnen der Zutritt zu den Lehrern nie versagt, und fast zu jeder Stunde frühe oder späte dürfen sie dreiste kommen, um sich Raths zu erholen, Schwierigkeiten sich heben zu lassen, oder auch nur überhaupt mit den Lehrern sich unterreden. 3) Folglich wenn auch ein Jüngling hier mehr Gelegenheiten hätte, als würklich vorhanden sind, Ausschweifungen zu begehen, und wenn er bey sich eine Neigung dazu finden möchte, so würde es ihm dazu selbst an der Zeit fehlen. Es ist

hier nicht einmal möglich, daß ein junger Mensch, wofern er nicht beurlaubt ist, auch nur zwo Stunden vom Pädagogio entfernt seyn könnte, ohne sogleich vermißt, und dann zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Es werden aber solche Erlaubnisse, abwesend zu seyn, nicht anders ertheilt, als wo man in Ansehung der Ursachen und Absichten, wozu solche gesucht werden, zuvor unterrichtet und wohl versichert ist, und solche geprüfet hat. Sollte auch jemand, wenn ihm eine Ergötzlichkeit vergönnet worden ist, das in ihn gesetzte Vertrauen misbrauchen; so wird dies nachmals desto schärfer geahndet, jemehr man billig verlangt, daß eine liberale Begegnung, auch eine edelmüthige Erwiederung nach sich ziehen müsse. Denen, bey welchen man Bedenken findet, sie einen halben oder ganzen Tag zu einer auswärtigen Ergötzlichkeit sich selber zu überlassen, werden solche Begünstigungen entweder ganz abgeschlagen, oder doch nur unter Begleitung und Aufsicht eines Vorgesetzten verstattet. Man ist überhaupt mit den Erlaubnissen zum Reisen sehr zurückhaltend, wenn sie nicht zu den Aeltern oder sonst zu Leuten gethan werden, wo man für allen Nachtheil ruhig seyn kann; man ertheilet sie auch um deswillen nicht leicht, weil sie immer mit Kosten verbunden zu seyn pflegen.

Die Freystunden, kurz vor oder nach dem Essen, von welchen wir oben gedacht haben, können die Scholaren zu erlaubten Ergötzlichkeiten anwenden. Diese bestehen, nachdem die Jahrszeiten sind, im Ballschlagen, Kegelspiel, Spatzirengehen u. d. gl. Spiele um Geld sind nicht erlaubt. Die Scholaren haben ihren Spielplatz unmittelbar am Pädagogio, welcher von zween Vorgesetzten beobachtet werden kann. Zum Spatzirengehen haben sie einen Bezirk zu nächst beym Pädagogio und innerhalb bestimmter Grenzen, die sie ohne Erlaubniß ungestraft nicht überschreiten dürfen. Wenn aber ein Vorgesetzter sie begleitet, so dürfen sie mit demselben gehen, wohin es diesem beliebt.

Hieraus wird also erhellen, daß die Scholaren hier keinesweges sich selbst zu sehr überlassen sind, und zu viele Freyheit haben. Vielleicht möchte mancher jüngere Leser wohl gar der Meynung seyn, daß sie zu sehr eingeschränkt wären, und mancher möchte auch wohl denken, daß zu große Einschränkungen auf die Bildung des Gemüths nicht den vortheilhaftesten Einfluß hätte, zumal bey edlen Gemüthern. Allein auf diesen Fall ist auch gesorget. Wenn ein Jüngling sich im ersten Jahr seines hiesigen Aufenthalts von einer solchen Seite zeigt, daß man sieht, daß sein Studiren ihm Ernst, und daß er zu Ausschweiffungen nicht geneigt, daß er edel gesinnt sey, und sich durch Zutrauen und Belohnung reizzen lasse, ferner sich wohl zu verhalten; so wird ihm eine größere Freyheit gegönnet, daß er die bestimmten Grenzen, ohne erst jedesmal Erlaubniß dazu zu erbitten, überschreiten, und

seine

seine Spaziergänge weiter ausdehnen darf. Allein in Ansehung der dazu zu bestimmenden Zeit, bleibt er an die obige Ordnung gebunden, und muß zur Stunde wenn nachgesehen wird, gleichfalls wie andre, wieder zur Stelle seyn. Misbraucht er aber dieses Vertrauen, so wird ihm diese Erlaubniß, nach Beschaffenheit der Umstände und seiner Vergehungen, entweder auf eine Zeitlang, oder auf immer wieder genommen.

Im übrigen ist unsre Zucht, was die andern Mittel, welche dabey gebraucht werden, betrifft, liberal und erziehungsmäßig eingerichtet. Man straft nicht immer, und gebraucht keine knechtische Strafen: sondern glaubt, daß zwar dem Bösen, und den lasterhaften Ausbrüchen mit Ernst gewehret, aber auch zugleich Liebe zum Guten und zur Tugend eingeflößet werden müsse. Es werden also die ersten Vergehungen eines jungen Menschen ihm zu Gemüthe geführet; man sucht ihn von dem besondern und gemeinen Schaden, welchen sie verursachen, zu überzeugen, und ihm die Wahrheit dieser Vorstellungen fühlbar zu machen. Ist dieses nicht hinreichend, so folgen verweisende, doch keine in Ausdrücken beschimpfende, sondern ernstliche Erinnerungen und Warnungen vor der bevorstehenden Strafe. Diese erfolgt hierauf zunächst, oder auch jedesmal in Fällen, wo ein gegebnes Aergerniß sie nothwendig macht, um dessen schädliche Würkungen abzuwenden, wenn solche auch gleich zur Besserung des Uebertreters selbst nicht nöthig seyn möchte. Gegen Schwachheitssünden der Jugend hegt man zwar nicht Nachsicht, aber man trägt in solchen Fällen alle mögliche Gedult. Man sucht dem, der an Fähigkeit schwach ist zu helfen; dem, der in Anfangsgründen versäumt ist, und am Studiren noch kein Vergnügen findet, sucht man Muth zu machen, den, dem es am Triebe fehlt, sucht man zu ermuntern; den Flüchtigen und Uebereilten aufzuhalten, und gesetzt, hütet sich aber dabey sorgfältig, jemand blöde oder einfältig zu machen, oder einzuschüchtern: da eine anständige Freymüthigkeit der Jugend so sehr zur Empfehlung gereicht. Dagegen aber werden Vergehungen, die von Bosheit und bereits lasterhaften Fertigkeiten zeugen, mit gehörigem Ernste eingeschränkt, geschwächt, und endlich wo möglich, ausgerottet. Liederlichkeiten werden gar nicht geduldet; sondern der Jüngling, der derselben schuldig, oder auch nur verdächtig ist, und nach einigen väterlichen, treuen und ernsthaften Versuchen, die man mit ihm zur Beßrung wagt, sich nicht merklich und dauerhaft bessert, wird alsdenn von hier entfernet. Unsre ländliche Stille und Einsamkeit kommt der Jugend nicht nur beym Studiren, sondern auch bey der Bildung des Herzens zu statten. Entfernt von den Zerstreuungen der volkreichen Städte, und von den mannigfaltigen Reitzungen zu lasterhaften Ausschweifungen, entbehren sie zwar die erkün-

 stelten

stelten Ergößlichkeiten, und gewöhnen sich bloß zu den Vergnügen, welche die Natur darbietet: ihre Unschuld ist aber auch desto mehr in Sicherheit, und mittlerweile gewinnt ihr Geist und Verstand einige Stärke, um den Versuchungen, wenn sie kommen, desto glücklicher zu widerstehen. Die hiesige Luft ist Gottlob! sehr gesund und der Jugend sehr zuträglich. Die meisten derer, die im 16 Jahr ihres Alters herkommen, pflegen in kurzer Zeit ein so fröhliches Wachsthum zu bekommen, daß sie nach einem Jahr den Ihrigen an der Natur fast unkenntlich werden. Wenn aber jemand dennoch mit einer Krankheit befallen wird; so fehlt es nicht an einem im Orte gegenwärtigen geschickten Arzt, und es sind auch alsdenn alle Anstalten zur Hülfe, Wartung und Pflege derselben in solcher Maaße vorhanden, daß wir kühnlich behaupten dürfen, keine andere ähnliche Anstalt werde es hierin uns leicht zuvor thun. Damit wollen wir uns nun eben kein Lob zueignen; sondern, da unsere Anstalt nicht so weitläuftig ist, als andere ähnliche Schulen sind, so ist uns hierin mehr zu leisten möglich, als man in einer weitläuftigen Anstalt nach Billigkeit nicht einmal erwarten dürfte, zumal wenn sie noch dazu kein so gesundes Clima hätte, als wir haben.

Auch auf die Sachen eines jedes Scholaren wird gute Aufsicht gehalten. Jeder muß davon ein Verzeichniß mitbringen, nach welchem dieselben jährlich einige mal nachgesehen werden, und der Scholar muß es mit seiner Unterschrift bezeugen, daß solche Revisionen bey ihm geschehen sind.

Dieses ist eine kurze und aufrichtige Schilderung der hiesigen Zucht, auf welche sich jeder verlassen darf. Wir haben das Vergnügen, dieselbe bey den meisten Gemüthern bewährt zu sehen, und können es unsern Untergebnen zum billigen Ruhme zurechnen, welchen wir ihnen bey dieser Gelegenheit nicht entziehen wollen, daß sie sich durch Fleiß und gutes wohl gesittetes Betragen meistens auszeichnen. Es ist nun nahe ein Jahr verflossen, seitdem uns keiner unter ihnen veranlaßt und genöthigt hat, eine wichtige Strafe zu erkennen und zu vollziehen.

Dieses muntert uns auch jetzo auf, mit freudiger Aussicht in die Zukunft, die Lectionen bekant zu machen, welche im bevorstehenden Sommer halben Jahre unsrer Jugend ertheilt werden sollen.

Der Schluß folgt künftig.

Zur Beantwortung der Anfrage im 84ten Stücke des vorigjährigen Hannoverischen Magazins.

In meinem neuen Wohnhause, welches auf einem etwas feuchten Boden steht, habe ich vier Jahre nach vollendetem Bau, eben den Vorfall, daß alles

alles Holzwerk, Bekleidung und Ständer der untersten Etage verspackten und vom Schwamme verzehrt wurden, gehabt. Ich ließ daher an allen Fundamenten des Hauses kleine Canäle von twa einem Fuß Quadrat anlegen, und an jeder Seite des Hauses zwey Oeffnungen machen, damit die Luft zu aller Zeit an den Fundamenten herstreichen könne. Seit der Zeit sind sechs Jahre verflossen, und ich habe von dem, für die Gebäude höchst verderblichem Uebel, nicht das mindeste wieder verspürt, habe auch nachdem erfahren, daß in mehreren Gebäuden dergleichen Canäle mit gutem Erfolge angebracht sind.

Die Canäle sind auf folgende Weise verfertiget: Vier Mauersteine wurden $\frac{3}{4}$ Fuß vom Fundament ab in Kalk auf einander gelegt, die Seitenfugen aber blieben offen, um dadurch die Ausdünstung des Fußbodens zu befördern; auf dieser Reihe Steine und der Verzahnung des Fundaments wurde eine Bohle gelegt, und auf dieser der Fußboden genagelt, wodurch alles vollkommen gedichtet ist.

Weil hierdurch alle Feuchtigkeit und Ausdünstung des Fußbodens abgeführt ist; so habe ich solche Canäle in einem nachher gebaueten neuen Gartenhause sogleich beym Bau anlegen lassen.

Der Vitriollauge, deren in der Anfrage gedacht wird, habe ich mich, weil es nicht kostbar ist, zum Ueberflusse auch bedient: wer aber weiß, wie bald der Schwamm das härteste Holz verzehren kann, wird sich schwerlich überzeugen können, daß der bloße Anstrich mit einer solchen Lauge gegen den Schwamm schützen werde. Gesetzt aber auch, daß die Lauge solches bewürkte; so bleibt ein Haus, das auf einem feuchten Boden steht, und dessen Feuchtigkeiten nicht abgeführt werden, doch immer eine ungesunde Wohnung, welches aber durch jene nicht kostbaren Canäle vermieden wird.

Antwort auf die, im 3ten Stück geschehene Anfrage.

Auf die von Nienburg geschehene Anfrage wegen eines Mittels für die Schaafe mit dicken Köpfen und verdorreten Lungen dienet zur Antwort, daß diese Krankheit einen zweyfachen Ursprung habe. Einmal entstehet sie, wenn das Schaafvieh zu viel auf feuchte und nasse Weide gehen muß, daher denn eine Fäulung der Lunge und Leber entsteht. Fürs andere rührt sie daher, wenn die Schaafe zwar trockene Weide haben, in den heißen Sommertagen aber beständig draußen gehen u. in ihrer stärksten Erhitzung zum Wasser kommen, sich übersaufen, innerlich erkälten und besonders der Lunge dadurch in ihrer elastischen Bewegung auf einmal und zu plötzlich Einhalt thun, und daher auch diese mehr als die andern Theile leidet. Von beyden Zufällen ist das äußerliche Kennzeichen ein geschwollener Kopf, der Geschwulst der untern Kinnlade, der sich

öfters

öfters in einen herabhangenden Beutel vermehrt. Einige Schäfer nennen diese Krankheit den Kaak, eigentlich aber das Kröpfen. Ist nun ein Schaaf so, so muß man, so bald man dieses merkt, dem Schaaf mit einer Pfrieme in einer kleinē Entfernung vom Kopfe ein Loch durch das Ohr stechen, in die Oeffnung die Christwurzel (wenn sie vorher ein wenig gekäuet) oder Lungenkraut stecken, dies etwas mit einem Faden zusammen heften, daß es nicht heraus falle. Dieses wird das Ohr aufschwellen und äzen; je mehr dieses geschiehet, und je mehr es Eiter ziehet, je besser ist es. Man kann auch selbst den beutelichten Geschwulst mit einer Pfrieme unter dem Maule durchstechen und die wäßrichte Feuchtigkeit ablaufen lassen. Dabey gebraucht man innerlich gutes Leinöl, je frischer je besser, so daß zwey Schaafe von einem Pfunde desselben 5 Morgen hinter einander nüchtern davon eingegeben bekommen. Dies wird die Verstopfung mildern, der Lunge dienen und unter Gottes Hülfe bey nicht schon überhand genommener Krankheit das Schaaf retten.

Präservative ist nothwendig, die Schaafe von nasser Weide abzuhalten; in den heißen und schwulen Sommertagen sie öfter zur Tränke zu lassen.

H. L.

Anekdote.

Aberglaube ist freylich ein Schimpf für die menschliche Vernunft. Indessen hat er bey Kindern und Narren doch zuweilen etwas Gutes gestiftet. Ein Beyspiel davon mag auch folgende Anekdote seyn, welche ein Officier der französischen Truppen in Louisiane, der Ritter von Bonrepos erzählt *).

Als die Engländer im Jahr 1762 den Spaniern die Havane weggenommen hatten, wurde Lord Albemarle daselbst zum Statthalter bestellet. Trotz aller Wachsamkeit der vielen Posten, die er der öffentlichen Sicherheit halber ausstellte, gieng keine Woche vorbey, daß man nicht in abgelegenen Straßen Engländer von dem spanischen Pöbel durch Dolchstiche ermordet fand. Die Mörder flohen in Kirchen und Klöster und wurden daselbst von den Mönchen gefüttert. Lord Albemarle befahl, daß man sie selbst von den Füßen der Altäre wegreißen und aufhängen sollte. Man bemächtigte sich daher dieser Meuchelmörder und führte sie unter Begleitung ihrer Geistlichen zum Galgen. Indessen hörte das Todtschlagen nicht auf. Der Statthalter verfiel daher endlich auf ein sonderbares Mittel, demselben Einhalt zu thun, das auch vollkommen gelang. Er ließ am 1ten Octob. 1762 unter Trompeten- und Paukenschall öffentlich ein Edict bekannt machen, des Inhalts: daß von nun an ein jeder Stadt- und Landmann, welcher überwiesen werden würde, einen Engländer heimlicher und boshafter Weise umgebracht zu haben, ohne vorher zur Beichte gelassen zu werden, aufgeknüpft werden sollte. Von dieser Zeit an fand man weiter keinen einzigen Engländer, selbst in den abgelegensten Winkeln, ermordet.

*) Im Journal encyclopedique von diesem Jahr.

Hannoverisches Magazin.

32tes Stück.

Montag, den 19ten April 1779.

Schluß des Verzeichnisses der Lectionen, welche zu Ilfeld im Sommer 1779 gegeben werden sollen.

Im Vortrage der allgemeinen Weltgeschichte hat der Rector Meißner den ersten Haupttheil nach dem Schroeckhischen Lehrbuch geendiget, und wird nunmehr den zweyten Haupttheil anfangen; Dienstags, Donnerstags und Sonnabends in der ersten Frühstunde.

Die Erdbeschreibung der neuen Zeiten wird nach dem Schazischen Handbuche, Atlas Homannianus illustratus, gelehrt. Es ist von diesem der erste Theil, oder die Einleitung zur Erdbeschreibung, das Nöthigste von der mathematischen Geographie, die Karte von Europa überhaupt, und endlich die Karte von Deutschland erklärt worden. Es wird künftig der zweyte Theil angefangen werden; Mittwochens und Freytags in der lezten Vormittagsstunde.

Der Vortrag der Tugendlehre wird an eben diesen Tagen in der ersten Morgenstunde über einige in die Feder zu sagende Sätze fortgesetzt.

Die reine Mathematik wird der ersten Ordnung nach Rougers mathematischem Lehrbuche des Dienstags und Freytags in der zwoten Nachmittagsstunde gelehret.

In der zwoten Morgenstunde Mittwochens und Sonnabends werden nach eben demselben Lehrbuche die Anfangsgründe der gemeinen Trigonometrie, und der Anhang zum ersten Theil, oder die Anwendungen der Geometrie und Trigonometrie auf die Feldmeßkunst, nebst den allgemeinsten Begriffen vom Nivelliren erklärt, und privatim, denen, die dazu Neigung haben, die Ausübung durch würkliche Messungen auf dem Felde gezeigt werden.

In der lateinischen Sprache lieset der Rector mit der ersten Ordnung der Privatisten wöchentlich in vier Stunden, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 5 bis 6 Uhr Nachmittags die römische Geschichte des Livius. Den abgewichenen Winter sind das 21te bis 27te Buch ganz gelesen worden, von da an wird dieser Schriftsteller fortgesetzt, und nach Endigung der dritten Decade von neuem wieder angefangen werden.

Außerdem unterrichtet derselbe in ganz besondern Stunden, einige in der **Mathematik**, entweder nach dem **Rougerschen** oder von **Segnerschen Handbüchern.**

Zur Uebung des Gedächtnisses, und um die Jugend zur Fertigkeit im Aussprechen der lateinischen, französischen und der guten deutlichen Ausrede in der Muttersprache, und zu einem guten Anstande beym Vortrage zu gewöhnen; auch um ihr Gelegenheit zu geben, allmählig einen guten Vorrath nützlicher Stücke, die um ihres Inhalts, und um der Einkleidung und des Ausdrucks willen, es wehrt sind, sich im Gedächtniß zu sammeln, werden vom Rector Uebungen der Declamation gehalten. Wöchentlich treten vier Personen auf, die freystehend aus dem Gedächtniß entweder Reden, oder andere gute Stellen, aus den Geschichtschreibern oder andern lateinischen Schriftstellern; oder aus Dichtern solche Stellen, welche schöne Beschreibungen von natürlichen oder moralischen Gegenständen, Allegorien, oder affectvolle Schilderungen und Vorstellungen enthalten, u. d. gl. hersagen und declamiren müssen. Auch werden ähnliche Aufgaben aus französischen und deutschen Schriftstellern ausgesucht, und vom Rector zum Auswendiglernen vorgegeben. Außer diesen vieren können zugleich andere nach Willkühr auftreten, um von Zeit zu Zeit die bereits erlernten und recitirten Stücke zu wiederhohlen, und sie dadurch sich für ihr ganzes Leben veste einzudrucken. Der Rector muß den meisten zum verdienten Lobe erwähnen, daß sie mit vieler Wärme an dieser Uebung Antheil nehmen, und einige sogar mit so vielem Eifer, und augenscheinlichen Nutzen und Fortgang ihres Gedächtnisses, und ihrer übrigen Bemühungen im Lateinischen, (mit welcher Sprache der Rector sie bishero hauptsächlich beschäfftigt hat,) daß er sich kaum das Vergnügen versagen kann, diese Jünglinge hier zu nennen. Wenn sie ferner wie bisher geschehen ist, fortfahren; so hofft der Rector die Erlaubniß eines geehrten Publicums zu erhalten, solche gute Jünglinge öffentlich zu empfehlen.

Der Conrector M. **Schwabe** hat bisher den Unterricht in der hebräischen Sprache der ersten und zwoten Classe zugleich, in den beyden wöchentlich dazu ausgesetzten Stunden, ertheilt, und ist in der Erklärung des ersten Buchs Samuelis bis ans Ende des 20ten Kapitels gekommen, von da er weiter fortfahren wird, des Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Die **erste griechische Classe** hat er bisher mit den **Parallelen vom Plutarch** nach der Baumannischen Ausgabe beschäftigt, wovon noch ein Theil der Lebensbeschreibung des **Alexanders** und des **Cäsars** zu erklären übrig ist, welches geschehen wird des Mittwochs und Sonnabends in der zwoten Vormittagsstunde, und des Dienstags und Freytags in der zwoten Nachmittagsstunde.

In

In der gewöhnlichen lateinischen Privatstunde sind unter seiner Anweisung bisher die fünf letzten Bücher der Briefe und die ersten Kapittel des Panegyricus vom Plinius mit der zwoten Abtheilung der Untergebenen gelesen worden. Die Fortsetzung wird folgen des Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 5 bis 6 Uhr.

Die Uebung der Untergebenen, sich eine Fertigkeit in deutschen Aufsätzen zu erwerben, wird auf eben die Art, wie bisher geschehen, und mehrmals angezeigt ist, unter seiner Anleitung fortgesezt des Mittwochs und Freytags in der letzten Vormittagsst.

Den Liebhabern der englischen Sprache wird er, so wie bisher, noch ferner Unterricht in besondern Stunden ertheilen.

In dem Vortrage der römischen Alterthümer, womit in dem verflossenen halben Jahr der Anfang gemacht worden, und wobey er das Handbuch des Cellarius zum Grunde legt, ist er bis zu dem Kapittel, welches von dem Kriegswesen der Römer handelt, gekommen; und wird von da weiter fortfahren des Dienstags und Freytags von 3 bis 4 Uhr.

Der Conrector Pätz hat in seinen theologischen Lehrstunden, welche Montags und Donnerstags früh von 9 bis 10 Uhr gehalten werden, die Einleitung in die christliche Religion völlig geendigt, und wird nunmehro die Wahrheiten der Religion selbst nach dem Leitfaden des Dommerichischen Handbuchs so vortragen, daß mit den Glaubenslehren, durch eine praktische Anwendung derselben, zugleich die christliche Sittenlehre verbunden wird.

In der lateinischen Sprache besorgt er die Unterweisung der obersten Classe in mehrern Stunden auf folgende Weise:

Vier öffentliche Stunden jeder Woche, nemlich Montags, Dienstags, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11 widmet er der ganz genauen Erklärung eines prosaischen Schriftstellers. Bisher sind Cicero's Bücher vom Redner auf solche Weise gelesen worden, in deren Stelle nunmehro dessen Briefe an verschiedene treten werden. Da es weder thunlich noch nöthig ist, sie alle zu lesen, so sollen diejenigen ausgewählt werden, die von vorzüglich wichtigem Inhalte sind, und es wird dabey nicht auf die in den Ausgaben gewöhnliche Ordnung, sondern auf diejenige gesehen werden, welche die Zeit, in der die Briefe geschrieben worden, bestimmt.

In zwo Stunden, Montags und Donnerstags Nachmittags von 3 bis 4 Uhr werden die Untergebnen im Lateinschreiben geübt; und, da diese Uebungen allzeit mit den vorhin genannten Lesestunden aufs möglichste verbunden werden, so werden sie gegenwärtig hauptsächlich auf den Briefstyl gerichtet seyn.

Einen lateinischen Dichter erklärt er öffentlich in drey verschiedenen Stunden, Montags und Donnerstags von

 4 bis

4 bis 5, und Dienstags von 9 bis 10. Im verflossenen halben Jahre sind, ausser dem zweyten Buche der **Horazischen Briefe**, **Virgils** vier Bücher vom **Ackerbau und der Landwirthschaft** ganz zu Ende gebracht, und nun folget die **Aeneide** dieses Dichters, von welcher im bevorstehenden Sommer wenigstens die vier ersten Bücher geendigt werden sollen.

In zwo außerordentlichen Stunden, worin einigen dazu ausgesuchten Jünglingen immer einer derjenigen Schriftsteller erklärt wird, die sonst gewöhnlich auf Schulen eben nicht vorzukommen pflegen, wird er diesesmal Mittwochs und Sonnabends früh von 6 bis 7 den **Punischen Krieg des Silius Italicus** Auszugsweise so lesen lassen, daß die Untergebnen zwischen dem Virgil, als dem Muster, und dem Silius, als dem Nachahmer desselben, beurtheilende Vergleichungen anzustellen Gelegenheit finden, wobey jedoch nicht versäumt werden wird, sie zugleich mit dem ganzen Gedichte gehörig bekannt zu machen.

In seinen gewöhnlichen vier Privatstunden wird er endlich die noch übrigen **Lustspiele des Terenz** vollends cursorisch lesen lassen, und wenn er mit denselben vor Ablauf des halben Jahrs zu Ende kommen sollte, noch des **Tacitus Nachrichten von Germanien** hinzufügen.

Da ihn auch, nach dem unter den Lehrern eingeführten Wechsel, die Reihe trifft, die Mittwochs und Sonnabends von 4 bis 5 gewöhnliche Lection zu halten; so wird er dieselbe zum Unterricht **in der deutschen Poesie** anwenden. Den Anfang macht eine kurzgefaßte **Geschichte der deutschen Dichtkunst** von ihrem ersten Anfang bis auf unsre Zeiten; und dann werden die allgemeinen **Grundsätze der Poesie** vorgetragen, und mit Beyspielen aus den besten Gedichten unsers Vaterlandes erläutert.

Auch ist unter seiner Aufsicht die **Bibliothek des Pädagogiums** des Mittwochs von 1 bis 3 Uhr für die Untergebnen geöffnet, die alsdann, nach eines jeden besondern Bedürfnissen oder Wünschen, mit dem vorhandenen Bücher-Vorrath bekannt gemacht werden.

Der Subconrector **Leopold** hat der zweyten poetischen Ordnung im verwichenen Winter halben Jahre die drey ersten Bücher von den **Fastis des Ovid** in der Montags und Donnerstagsstunde von 4 bis 5, und Dienstags von 9 bis 10 Uhr erklärt, und die Dienstagsstunde großentheils zu Uebungen in der **lateinischen Prosodie** angewendet. Im bevorstehenden Sommer wird diese Beschäftigung fortgesetzt, und er hofft, die drey letzten Bücher des angezeigten Gedichts zu Ende zu bringen.

In der ordentlichen Privatstunde Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 5 bis 6 hat er aus dem **Cornelius Nepos** die ersten zwanzig Lebensbeschreibungen berühmter Feldherren erkläret, und damit allerhand Uebungen im Schreiben und Uebersetzen verbunden.

Mit

Mit der zwoten griechischen Ordnung hat er in den vier Stunden, die der griechischen Sprache bestimmt sind, die fünf ersten Bücher der **vermischten Erzählungen des Aelian** gelesen, und damit die Uebung in den Anfangsgründen der Sprache verbunden. Künftigen Sommer denket er dieses Buch größtentheils zu Ende zu bringen.

In einer außerordentlichen Lection hat er bisher die **Iliade des Homer** bis in die dritte Rhapsodie erklärt. Er ist gesonnen diese Beschäftigung auch künftigen Sommer fortzusetzen, und das angefangene Gedicht mehr Stückweis zu lesen, um die Zuhörer mit dem Ganzen desto bekannter zu machen.

Der Collaborator **Schmidt** unterrichtet die zwote Classe in der **lateinischen Sprache**, und erklärt derselben statarisch einen lateinischen prosaischen Schriftsteller. Voritzo ist es der **Curtius**, welchen er im bevorstehenden Sommer zu Ende zu bringen hoffet. Außer der genauen und sorgfältigen Erklärung des Schriftstellers, muß er zugleich darauf Rücksicht nehmen, seine Zuhörer in der Grammatik immer vester und fertiger zu machen. Zu dem Ende werden wöchentlich eine oder ein Paar Uebungen in der lateinischen Composition von ihm angestellt, und um sich der so nöthigen Wiederholung von Seiten der Untergebnen zu versichern, werden auch Uebersetzungen von denselben verlangt, welche er außer den Stunden ihnen verbessert. Diese sämmtlichen Uebungen werden wöchentlich in sechs Stunden von ihm gehalten. Montags und Donnerstags in der letzten Vormittags- und in der ersten Nachmittagsstunde, und Dienstags und Sonnabends in der letzten Morgenstunde.

Der vierten Ordnung der Privatisten erklärt derselbe auch die Geschichte vom **Justinus**, und liest diesen Schriftsteller, so viel möglich ist, mit seinen Zuhörern cursorisch. Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 5 bis 6 Uhr Nachmittags.

Der Sprachmeister **Meißler** wird in den öffentlichen französischen Stunden mit der **ersten Ordnung**, welche bisher die Henriade des Voltaire gelesen hat, die Satyren des Boileau lesen. Montags und Donnerstags von 11 bis 12 Uhr.

Die **zwote Ordnung** hat die Lettres de Bussy, nach Choffins Auszuge, bishero lesen, und ins Deutsche übersezzen müssen, ist auch durch extemporelle Zurücksetzung derselben zum Schreiben in dieser Sprache angeleitet worden; welches gleichfalls ferner in den beyden Stunden, Dienstags und Freytags von 11 bis 12 Uhr, wird fortgesetzt werden.

Mit der **dritten Ordnung** wird das **Leben Carls des XII. von Voltaire** gelesen, und alles was zur Sprache gehört, genau erklärt; auch werden den Kräften der Scholaren dieser Ordnung angemessene Uebungen in der Composition dieser Sprache, so wohl mündlich als schriftlich, angestellt. Mittwochens und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Die **vierte Ordnung** muß die **Anekdoten**, welche bey der **Peplierischen**

schen Grammaire sich befinden, übersetzen, und dabey so wohl von einzelnen Wörtern grammatische Rechenschaft geben, als auch einen Vorrath derselben ins Gedächtniß fassen, und Formeln französisch machen lernen. Montags und Donnerstags von 6 bis 7 Uhr Nachmittags.

Die fünfte Ordnung besteht aus den ersten Anfängern, welche also im Lesen, Decliniren, Conjugiren, und nach und nach in den übrigen Anfangsgründen dieser Sprache geübt werden. Dienstags und Freytags von 6 bis 7 Uhr Nachmittags.

Außer diesen öffentlichen Stunden wird der Sprachmeister auch denen, die es verlangen, besondern Unterricht, sowohl in der französischen als italiänischen Sprache, ertheilen.

Es werden auch in der Schreibekunst, so wohl richtig zu schreiben, als sich zu einer guten und deutlichen Hand zu gewöhnen; und im practischen Rechnen, von dem Cantor Liebau öffentliche Uebungen angestellt: jenes geschieht Montags und Donnerstags, und dieses Dienstags und Freytags in der zwoten Nachmittagsstunde. Er giebt auch besondern Unterricht in diesen beyden Stücken. Und Montags und Donnerstags übt er einige in der Vocalmusik gleich nach Tische.

Im Tanzen unterrichtet der Tanzmeister Rudolph, auch giebt derselbe Unterricht zur Instrumentalmusik, auf der Violine, Violoncello und Flaute. Der Cantor Liebau auf der Davidsharfe. Der Organiste Zimmermann unterrichtet im Clavierspielen. Diese Lehrstunden werden besonders mit einem leidlichen Lehrgelde bezahlt.

Zur Uebung im Zusammenspielen wird Dienstags und Freytags nach Tische Collegium musicum gehalten.

Einige den Grundbau angehende Bemerkungen.

Von jeher gab es Meynungen, die Jahrhunderte durch so nachgesprochen wurden, wie man sie gehört hatte, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob selbige auch gegründet wären oder nicht? Wir wundern uns über die seltsamen Ausdrücke der Alten, die, indem sie die Springbrunnen und Saugwerke erklären wollten, sich bald auf den Abscheu der Natur vor dem leeren Raum, bald auf ihre sogenannte qualitates occultas, wobey sie im Grunde nichts dachten, beriefen. Und doch sagen wir eben so ungewisse Dinge immer noch treuherzig nach, so leicht auch das geringste Nachdenken sie uns wenigstens zweifelhaft machen muß.

Ein Beyspiel davon ist die wo nicht länger, doch durch achtzehn Jahrhunderte, geglaubte Eigenschaft des Elernbaums (Alnus). Der Großvater der Baumeister Vitruv versichert, daß obgleich dessen Holz oberhalb der Erde, keine Dauer hätte, so währte solches doch innerhalb derselben und in der Nässe ewig a), und empfiehlt es daher zum Pfahl-

a) L. 2. c. 9.

Pfahlwerk beym Grundbau b). Ohne Zweifel haben dies einige dem guten Vitruv, und ihnen wieder andere – denn wer wollte so unbillig seyn, und verlangen, daß jeder Schriftsteller über die Baukunst, den Vitruv gelesen haben solle? – auf Treu und Glauben immer so nachgeschrieben, mit dem gewöhnlichen Zusatze: daß das Ellernholz in dergleichen nassen Grunde zuletzt gleichsam zu Stein werde; ohne daran zu denken, ob auch jemals die Sache durch Erfahrungen bestätigt sey? Wenigstens habe ich davon bey keinem etwas aufgezeichnet gefunden; wohl aber, daß noch im Jahre 1777 ein Landbaumeister c) jenes alles aufs neue gesagt hat. Vitruv selbst, versichert zwar d), daß in dem auf sumpfigten Boden erbaueten *Ravenna*, alle Gebäude auf ellernen Pfählen gegründet wären. Allein er sagt dabey nicht, seit wann man sich ihrer an diesem Orte zu bedienen angefangen; und wahrscheinlich war ihr Gebrauch daselbst nicht sehr alt. Ohngeachtet der so oft schriftlich und mündlich wiederholten Anpreisung des Ellernholzes zu Wasserbauen, müssen deutsche ausübende Baumeister sich dessen dazu doch nur selten bedient haben. Wenigstens habe ich bey allen alten Grundwerken, welche ich aufreißen sehen, dergleichen nie angetroffen. Wer auch die Beschaffenheit des Ellernholzes, und überhaupt der Weichhölzer gehörig kennt, wird sich schwerlich jemals entschließen, sie dazu anzuwenden. Man sage nicht, daß Abhaltung der Luft und Nässe alles Holz in der Erde sehr lange dauren lasse. Die Erfahrung zeigt offenbar das Gegentheil. Giebt man auf das Holz Acht, das sich in der Erde findet, und von dem man sich versichert halten darf, daß es nicht nur würklich eine lange Zeit daselbst seine Stelle, sondern auch stets ein feuchtes Lager gehabt, und der Luft nie ausgesetzt gewesen sey, so zeigen die weichen Gattungen zwar gewöhnlich noch sehr natürlich ihre gehabte Structur, sind aber im Iñern so zerstöhrt, daß man sie größtentheils, gleich der Erde in der sie liegen, durchstechen kann. Dahingegen sind sehr wohl erhaltene andere Holzarten gar nicht selten.

Jene ehemalige außerordentlich große Ueberschwemmungen, welche uns die dadurch entstandene Veränderungen des Erdbodens erzählen, haben ganze Wälder in Erdschichten vergraben, deren Betrachtung sehr lehrreich ist. Man findet hier allerley Gattungen Holzes, jedoch fast sämmtlich auf bemerkte Weise zerstöhrt, außer den **Eichbäumen**, welche sich gewöhnlich bewundernswürdig erhalten haben, und dem **Nadelholze**, wovon die dickern Stükke gleichfalls häufig sehr gut geblieben sind. Die Gegend an der **Ihme** bey **Hannover**, besteht aus 5 bis 12 Fuß tiefen Maschboden, darunter eine starke Schicht Grand, u. unter diesem, Thon. Die Grandschicht ist mit verschwemmten

b) L. 3. c. 3. Locus palis alneis configatur.
c) Huth im Unterrichte zu Bauanschlägen, I. Th.
d) A. a. O.

ten großen Eichen angefüllt, die außerdem, daß sie durch und durch schwarz geworden, sich in dem besten Zustande befinden, ob sie gleich zuverläßig in den letztern tausend Jahren nicht dahin gekommen sind. Wir werden dabey zweyerley zugeben müssen: Daß jene Ueberschwemmungen keine Wadelzeit beobachteten; und daß die aus ihrer Stelle gerissenen Bäume, in ihrem völlig grünenden Zustande begraben wurden. Daraus folgt also wenigstens schon so viel, daß – wie man das auch bereits glaubt, – zu Grundbauen nicht nur frisch, sondern auch außer der Wadelzeit, gefälltes Holz gebraucht werden könne. Stellt man nun ferner zwischen jenen verschwemmten Eichbäumen, und dem unter alten Grundwerken befindlichen Eichenholze eine genauere Vergleichung an, und sieht, daß jene nach tausend und mehreren Jahren, noch so gesund sind, da dieses in ein Paar hundert Jahren ostmals schon so sehr gelitten hat; so ist es sehr natürlich, und ich wüßte auch nicht, was sich dagegen einwenden ließe, daß man die Ursach davon in dem Unterschiede findet, daß erstere sogleich bedeckt und der Luft entzogen wurden, letzteres aber, wenigstens eine Zeitlang, der Luft ausgesetzt war, und dadurch wo nicht allen, doch den größten Theil seines Saftes, verlor. Und nunmehro folgt, meiner Meynung nach, weiter, daß zu allen Grundbauen, denen man die möglich längste Dauer verschaffen will, kein anderes, als ganz frisch gefälltes Eichenholz, genommen werden solle. Es versteht sich von selbst, daß hier überall von keinem geschnittenen, sondern sogenannten Heisterholze, die Rede sey.

Zu der langen Erhaltung des verschwemmten Nadelholzes hat ohne Zweifel das vorzüglich zwischen der Rinde und dem Holze befindliche Harz sehr viel beygetragen. Es hat auch keinen Zweifel, daß man sich dessen, und darunter vornemlich des Tannenholzes, mit größter Sicherheit zu Grundwerken, die etwa ein Paar hundert Jahr aushalten sollen, bedienen könnte, wenn solches so frisch, als es vom Stamme kömmt, verbraucht würde. Dasjenige, was hier durch die Flöße erhalten, ist dazu schlechterdings untauglich, da selbiges bereits im Walde abgeschält, oft ziemlich lange gelegen, auf dem Wasser ausgelauget, und manchmal schon angegangen ist. Ich habe würklich bey Gelegenheit eines Mühlenbaues auf einer alten Stelle im Grunde tannen Pfähle und Balken gesehen, die sich daselbst über 200 Jahr befanden, und dennoch ganz gut waren. Gewisse Umstände ließen aber vermuthen, daß dazu ebenfalls grünes Holz genommen worden.

Bekanntlich wird zu Pfahl- und Schlingwerken häufig Büchenholz gewählt. Ich glaube, daß auch dies von ziemlicher Dauer seyn könne, wenn es eben gefällt verbraucht wird. Indessen ist mir unter verschwemmten Bäumen nie eine Büche zu Gesicht gekommen, die sich gut erhalten hätte. Ich traue daher dem Büchenholze weniger als dem tannenen zu. Alte Grundwerke, bey denen man sich des Büchenholzes bedient, sind mir nicht vorgekommen. Bey einem mit allem Fleiß aufgeführten Brückenwiederlager, das 35 Jahr gestanden hatte, als ich selbiges aufnehmen ließ, fand ich den Rost von Büchenholze, welches in der Zeit etwa ½ Zoll tief verdorben war.

Hannoverisches Magazin.

33tes Stück.

Freytag, den 23ten April 1779.

Einige Nachrichten und Bemerkungen.

Zu Sandstädt im Bremischen ist im vorigen Jahre eine über 100 Jahr alte Witwe, Namens Rath, gebohrne Meyers, gestorben. Sie hat von Jugend auf ein arbeitsames und hartes Leben geführet, und eine kalte Diät beobachtet. Sie hat auch im höchsten Alter keinen Thee oder Kaffe trinken wollen, und kleidete sich so kalt, daß sie auch nach 100 Jahren ohne Nachtkleider im Bette lag. Sie behielt den beständigen Gebrauch aller Sinne, wovon jedoch das Gesicht in den letzten Jahren so weit abnahm, daß sie nicht mehr lesen konnte. Sie hatte 13 Jahre vor ihrem Tode eine Nervenschwäche an den Beinen bekommen, die sie beständig bettlägerig machte; sie zitterte aber weder mit Kopfe noch Händen. Sie ward mit ihrem Urenkel an einem Tage begraben, und ist diese in 6 Jahren daselbst die zweyte Frauensperson, die in einem solchen Alter verstorben.

Im Amte Lauenau ist gleichfalls eine Frauensperson, Namens Ilse Elisabeth, verwitwete Schäfern, 107 Jahr alt worden, und bis etwa sechs Wochen vor ihrem Tode dauerhaft gesund gewesen.

Im Lüneburgischen Amte Lüchau ist ein Landmann 100 Jahr alt geworden. Er konnte im 97ten Jahre noch pflügen.

* * * * * * * *

Zu Oppeln im Herzogthum Bremen ist im verwichenen Jahre die Hebamme Anne Tiemanns verstorben, eine Witwe von 82 Jahren. Sie war eine Mutter von 9 Kindern, eine Großmutter von 56 Kindern, und Aeltermutter von 25 Kindern, welche sie alle lebend erblicket. Sie hat 2 Männer gehabt, mit dem ersten, der nur 2 Jahre gelebt, hat sie eine Tochter erzeuget, welche sich verheyrathet, und 3 Kinder gebohren. Mit ihrem zweyten Ehemanne, mit welchem sie 49 Jahre gelebt, hat sie 8 Kinder erzeugt, davon 7 sich verheyrathet, welche fast alle mit zahlreichen Kindern begabet worden, davon verschiedene sich auch verehelicht, und bey der Großmutter Lebzeiten Kinder zur Welt gebracht haben. Sie war stark und von guten Kräften, hat auch bis an ihr Ende

ihre Hebammenschaft verwaltet. Sie starb auf ihrem Berufswege, da sie im vorigen Winter von Oppeln nach der Grifft, Kirchspiels Cadenberg, nach einer kreißenden Frau geholt ward, und den Weg ¼ Meilweges lang zu Fuße auf starkem Froste ausgehen mußte. Als ihr Begleiter einige Müdigkeit bey ihren langsameren Schritten bemerkte, wolte er sie anfaßen, sie sank aber auf einmal nieder, und war Todes verblichen, in einer kleinen Entfernung von der Behausung der Gebährenden.

* * * * * * * * *

Zu Bilsen, in der Grafschaft Hoya, ist im vorigen Jahre eine Drillings-Geburt vorgefallen. Alle drey Kinder lebten, starben aber nach vier und zwanzig Stunden.

Auch eine solche und zwar uneheliche Geburt von drey Knaben, wovon zwey des folgenden Tages verstorben, im Calenbergischen Amte Springe.

Ferner eine Drillings-Geburt, ein Knabe und zwey Mädchen, im Amte Clötze, wovon jedoch ein Mädchen todt gebohren ward, und die beyden übrigen nur einige Stunden lebten.

* * * * * * * * *

In der Grafschaft Hoya haben im Jahre 1778 die Blattern sehr gewüthet, und es ist dabey bemerkt worden, daß sie fast an jedem Orte desto bösartiger gewesen, jemehr das Brantewein- und Caffeetrinken daselbst gewöhnlich.

In Einem Kirchspiel, worin man sehr mäßig lebet, lagen im Winter 90 Menschen am Friesel krank. Sie wurden aber alle, bis auf ein Kind, wieder gesund, ohne Arzney gebraucht zu haben. Sie enthielten sich aber auch aller von Quacksalbern und alten Weibern angegebner Mittel.

Die Blattern, welche im vorigen Jahre im Hoyaischen und einem Theile des Lüneburgischen grassirt haben, sind durch die verkehrte Behandlung der meisten Aeltern auf dem platten Lande, indem sie den kleinen Patienten Brantewein gegeben, die Stuben übermäßig geheizet, keine frische Luft eingelassen, und die Kinder dabey in heißen Betten zugestopft, alles in der guten Meynung, das Gift heraus zu treiben; sehr bösartig und tödtlich geworden.

Verschiedene würdige Prediger wiederriethen ihren Pfarrkindern diese verkehrte Behandlung; konnten aber durch alle ihre löblichen Vorstellungen die eingewurzelten Vorurtheile nicht überwinden. Unterdessen wurden die Kinder der gedachten Prediger selbst mit den Blattern befallen. Die Väter richteten ihr Verhalten nach Tißots und Rosensteins Vorschriften ein; ihre Kinder kamen alle ohne große Gefahr und glücklich durch. Nun hatte der Landmann gesehen; folgte dem Beyspiel seines Seelsorgers, und plötzlich hörten die Blattern auf, bösartig und gefährlich zu seyn.

Be-

* * *

Bemerkung eines Predigers im Bremischen, die Blattern-inoculation betreffend.

Nur 24 Gestorbene gegen 67 Gebohrne ist ein ganz außerordentliches Verhältniß, welches seinen Grund in den Blattern hat, die in dem vorigen Jahre hier epidemisch waren. Die Blattern nehmen viele schwächliche Kinder weg, die doch in demselben oder nächstfolgenden Jahre an den Würmern, Zähnen, oder andern Kinderkrankheiten würden gestorben seyn, von deren Tod also die Blattern nur ganz zufällige Ursachen sind. Das wird nicht genug bemerkt, wenn die an den natürlichen und künstlichen Blattern gestorbenen Kindern mit einander verglichen werden. Auch darauf siehet man nicht sorgfältig genug, daß zum Inoculiren nur Kinder, die gesund sind, auch nur solche Kinder, welche die beyden ersten Jahre, da die Sterblichkeit am größesten ist, bereits überstanden, genommen werden; dahingegen die natürlichen Blattern, gesunde und schwächliche Kinder, auch Kinder von dem allerzartesten Alter überfallen, da denn die Rechnung allemal zum Nachtheil der natürlichen Blattern ausfallen muß.

* * *

Das Haus eines großen Hausmanns zu Hupstedt im Bremischen ward im Frühjahr 1778 von den Frieseln angesteckt, nachdem einer der Knechte nach seiner Heymath, wo sie grassirten, gewesen war. Alle junge Leute des Hauses, die noch nicht über 30 Jahre alt waren, bekamen sie ohne Ausnahme, und es starb auch einer daran. Alle übrigen blieben damit verschonet. Da die jungen Leute des Dorfs hiedurch gewitzigt wurden und die Gemeinschaft mit dem Hause vermeideten; so breiteten sich die Frieseln nicht weiter aus.

Von der Schönheit, und dem Bau der Ranunkeln.

Da meine Abhandlung von den Hyacinthen das Glück gehabt, in dem 85ten Stück des Hannöverischen Magazins im vergangenen Jahre abgedruckt zu werden, und mir verschiedene Blumenfreunde darüber ihre Zufriedenheit bezeuget, auch sich mit mir in einen Briefwechsel eingelassen; so bin ich dadurch aufgemuntert, meine Gedanken von den Ranunkeln gleichfalls aufzusetzen, die ich seit vielen Jahren baue, und damit ich Liebhabern eben sowohl, als mit Hyacinthen, Tulipanen und Nelken zu dienen im Stande bin, weil sie sich bey mir sehr vermehrt haben.

Es ist genug, ein vollständiges Ranunkeln-Beet in seiner Flohr zu sehen, um sich in diese Blume zu verlieben, und die Blumisten machen mit allem Rechte viel Werk davon. Die Menge der Schönheiten, woraus sie bestehen, macht

macht sie billig zum Gegenstande ihrer Bewunderung. Was ist wunderbarer als ihr Bau, worin sie den Rosen gleichet, und so regelmäßig ist, daß sie mit Recht ein Meisterstück der Natur zu nennen ist? Man findet an ihr die schönsten Farben von solchem Glanz und Höhe, welche kein Pinsel nachmalen kann.

Die Mahlerey ist so mannigfaltig, die Schattirung so richtig, das Colorit so sanft, und der Contrast so lebhaft, daß sie das Auge mit Gewalt an sich zieht, und die Aufmerksamkeit eines genauen Beobachters mit Vergnügen befriediget, ihr Blumenstengel erhebt sich aus ihren schönen grünen gekräuseltem Laube zu einer geschickten Höhe, welche die ganze Pracht der Blume zeiget. Sie hat zwar wenig Geruch, aber dieser Mangel wird durch die Schönheit der Farben und des Baues hinlänglich ersetzet. Ich will meine Meynung von ihrer Wartung nebst den Regeln bekannt machen, nach welchen die Schönheit der Ranunkeln beurtheilt werden muß, zugleich auch die Eintheilung derselben nach ihren Arten und Geschlechtern beschreiben.

Die Ranunkeln erfordern eine lokkere aber zugleich fette Erde, welche zuvor wohl durchgearbeitet und mit etwas vermodertem Kuhmist und altem Leim vermischt seyn muß, man kann dazu auch die Beete, worin im vergangenen Jahr die Hyacinthen geblüht haben, mit etwas Zusatz nehmen. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß der alte Leim von einer verfallenen Wand, nebst dem vermoderten Kuhmist, den Ranunkeln sehr dienlich sey. Die Blume sowohl als die Zwiebel erlangt dadurch eine ansehnlichere Größe und vermehrt sich weit stärker als sonsten.

Es ist sehr gut, wenn die Beete in einer Einfassung von Brettern über der Erde erhoben sind, gleich wie ich solches von den Hyacinthen bekannt gemacht habe, auch ist solches bey Tulipanen und guten Nelken, wenn man letztere den Winter über im Garten stehen lassen will, nützlich, weil die Blumen alsdenn weniger Winternässe und Fäulniß ausgesetzt sind.

Man pflanzt die Ranunkeln etwa zwey Zoll tief in die Erde, und man kann sich deshalb an seinem Pflanzer ein Merkmahl machen, damit man eine nicht tiefer als die andere pflanze.

Die Fortpflanzung der Ranunkeln geschieht theils durch den Saamen, theils durch die Vermehrung der Wurzeln oder Sproßlinge.

Der Saame wird von den halb vollen Ranunkeln genommen, denn die ganz gefüllten tragen sehr selten Saamen, daher man solche auch sämmtlich unter einander wirft, und Saamen-Ranunkeln oder halb volle nennet, von diesen halb vollen suchet man sich diejenigen aus, welche die lebhaftesten Farben haben, und läßt den Saamen die gehörige Reife bekommen, hütet sich aber, daß solcher nicht von dem Winde verwehet werde, weil er sehr leicht ist; man säet denselben im Monat März in Blumentöpfe, welche mit guter leichter aber doch fetter Erde angefüllet seyn müssen, nach Verlauf

lauf einiger Wochen gehet der Saame mit kleinen zarten Blätterchen auf, und diese muß man anfangs etwas feucht halten, und nach und nach die Sonne zu ertragen gewöhnen. Wenn die Blätter verwelkt sind, so nehme man die Zwiebeln aus der Erde, und lasse sie trocken werden, verpflanze sie im folgenden Frühjahr ins Land. Das Jahr darauf wird man seine Mühe belohnt finden, und wenn man glücklich ist, neue und schöne Sorten Ranunkeln bekommen, welche desto willkommner sind, weil wir solche unserer Bemühung zu verdanken haben. Sie erlangen in der Folge gleich andern Blumenarten erst die rechte Größe und Vollkommenheit, bereichern aber unsere Blumensammlung mit neuen Blumen, die uns aufmuntern, mehrere Versuche zu machen.

Man kann die Ranunkeln sowohl im Herbst als Frühling pflanzen. Zur Herbstzeit geschieht solches im November, und alsdenn blühen sie mit den Tulipanen zu gleicher Zeit; die Blumen werden größer und schöner, auch die Zwiebeln stärker, wenn sie im Herbst gepflanzt werden. Doch erfordern solche weit mehr Wartung und Vorsicht als die, so im Frühjahr gepflanzt sind, um sie vor der Verwitterung zu bewahren, man bedeckt sie den Winter über mit Laub, und nimmt das Laub in der Mitte des Februari wieder ab, hernächst des Nachts oder bey stürmischen Wetter schützt man sie mit Brettern.

Blumisten, so diese Arbeit scheuen, müssen die Ranunkeln im Frühlinge, so bald als sie in die Erde kommen können, und aufs späteste im März pflanzen, weil sonsten ihre Blützeit nur von kurzer Dauer seyn würde, wenn sie solche auch gleich mit Schirmen vor der Sonne und Regen bedeckt halten wollen, da sie sonsten wenn sie vor der Sonne und Regen bedeckt werden, sich wohl einen Monat in ihrer Flohr erhalten.

Man nimmt die Ranunkeln wieder aus der Erde, wenn die Blumen und Blätter gänzlich ausgetrocknet sind, und hütet sich, daß man die Zwiebeln außer der Erde nicht der Sonnenhitze bloß stelle, welche ihnen sehr schädlich ist: man reinigt sie von der Erde und trocknet sie an der Luft, wo sie von der Sonne nicht beschienen werden können, verwahret sie hernach den Winter über an einem trocknen und warmen Ort im Hause, wo es nicht friert. Wer sie so pflanzt und wartet, der wird bald zu einem großen Vorrath gelangen.

Die Schönheit der Ranunkeln wird zwar von den meisten Blumenfreunden bloß nach der Empfindung und eines jeden Geschmack beurtheilt, indessen sind doch allgemeine Regeln von der Schönheit, und die der Kenner trifft und fühlt, so bald er eine schöne Blume sieht. Ich will meine Meynung sagen, wie eine Ranunkel beschaffen seyn müsse, wenn sie von Kennern schön zu nennen ist.

1) Wenn sie einen geraden starken regelmäßig hohen Stengel hat, worauf eine Blume pranget, die sich gut

stellt und ausbreitet; der Stengel muß sich nicht krümmen, nicht zu schwach seyn, weil er sonsten nicht im Stande ist, eine große Blume, ohne angebunden zu tragen, und recht zum Schau auszustellen. Diese Vollkommenheiten hat die Piquotte d'Anvers, Etat general und mehrere andere.

2) Der Bau muß rosenförmig seyn, das ist, die Blume wie eine Rose sich bilden, wohl gewachsen, und die Blätter im halben Zirkel sich krümmen, gegen das Alter beugen sie sich mehrentheils etwas unterwärts, und so ist grande Triumphe und mehrere andere.

3) Die Blume muß groß seyn, eine große Menge Blätter haben, folglich stark gefüllt seyn, um die Pistille zu verdecken, welche mitten in der Blume ist, und nicht gut aussieht. Von dieser Art ist Rosa de grand valeur und andere.

4) Die Blätter der Blumen, müssen im gehörigen Verhältnisse gegen einander stehen, und die äußersten länger und breiter, nach dem Mittelpunkt aber immer kleiner und kürzer werden; das auswendige Blatt deckt immer die Verbindung zweyer inwendigen Blätter, und macht einen schönen Abschnitt aus, jedoch müssen die Saamengefäße bedeckt seyn. Von dieser Art ist la Moderne und andere.

5) Die Farbenblumen müssen von einer sehr hohen Couleur, und gleichsam brennend in die Augen fallen, die geflammten aber, mit verschiedenen Farben am Rande des Blatts wohl schattirt, oder ausgetuscht, und die panachirten von der Grundfarbe wohl abgetheilt seyn, und in breiten oder schmalen Streifen, bis ans Ende des Blatts auslaufen.

Wenn sich dieses bey einer Ranunkel befindet, so kann man sagen, daß man eine vollkommene Blume habe, inzwischen muß man zufrieden seyn, wenn schon nicht alle diese Vollkommenheiten bey einander sind, und sie nur zwey oder drey von diesen Vorzügen beysammen hat.

Bis jetzo sind bie schwärzlichen noch die raresten, doch überhaupt werden die Farbenblumen von Blumen Freunden eben so sehr als die geflammeten und panachirten Ranunkeln geschätzt.

Man theilt die Ranunkel, in Absicht ihres Baues, in drey Hauptclassen ein, als:

1) In alte türkische Ranunkeln. Diese waren vor diesem, ehe die neuen ganz gefüllten ankamen, in ziemlicher Achtung, gegenwärtig aber schätzt man sie nicht mehr hoch, sie haben nur wenig Blätter, die wild umher flattern, und ohne Ordnung sind, jedoch trifft man verschiedene, von sehr hoher Farbe unter denselben an.

2) In halb volle oder Saamenranunkeln, in welchen die Saamengefäße oder die Pistille bloß liegen, und sehr sichtbar sind, weil sie nicht Blätter genug haben, dieselben zu bedecken. Man muß sie bloß dazu haben, die seltensten Sorten der neuen ganz gefüllten Ranunkeln aus ihrem Saamen zu erziehen.

3) In ganz gefüllte oder neue Ranunkeln. Diese tragen sehr selten Saamen, und haben die Saamengefäße in

der

der Mitte, entweder ganz oder größten theils mit ihren Blättern bedeckt.

Diese sind es nun allein, die die Achtung der Blumenfreunde auf sich ziehen, und von welchen ich einige Stück aus meiner ansehnlichen Sammlung hier beschreiben will, ohne durch eine wortreiche Lobrede die Schönheit derselben zu erheben.

Zuvörderst aber muß ich noch etwas von der besondern Eintheilung, der besten oder ganz gefüllten Ranunkeln sagen, diese werden in Absicht der Farbenmischung noch in drey besondere Classen eingetheilt, als:

1) In Farbenblumen, die nur eine Farbe durch das ganze Blatt haben, und eben so schäzbar als die andern sind, wenn die Farbe angenehm, hoch und feurig, und der Bau regelmäßig ist.

2) In geflammte Blumen, da der Rand des Blatts mit einer andern Farbe eingefaßt ist, die gegen das Ende des Blatts sanft ausfließt und schattirt, oder ausgetuscht ist. Unter diesen sind die allervortrefflichsten Sorten.

3) In gestreifte oder panachirte Blumen, wo die Illumination, in breiten oder schmalen Streifen die Grundfarbe durchstreicht, und bis ans Ende des Blatts geht.

Nach Maßgebung dieser Eintheilung, will ich nun nachfolgende, und zwar von jeder Sorte einige beschreiben.

Farbenblumen.

Duc de Toscana, ist eine neue und sehr schöne Farbenblume, von einer sehr angenehmen und seltenen ins Blaue fallenden Farbe, hat einen regelmäßigen Stiel, und ist von mittelmäßiger Größe, deren Blätter sich sehr schöne in halbe Zirkel krümmen. Sie hat nur den einen Fehler, daß sie gegen das Ende ihrer Blützeit sich zu sehr unterwärts beugt, und bekömmt alsdann eine entgegengesezte Richtung, außer diesem ist sie eine der vollkommsten Blumen zu nennen.

La Moderne, eine große und mit allen Vollkommenheiten versehene Farbenblume, von ausnehmender rothen Scharlachfarbe, ein klein wenig gelb angesprengt, so fast die Augen blendend macht, wenn man stark darauf sieht.

Colossus, ein Muster eines schönen Baues, von außerordentlicher Größe und starkem Stengel, fast ganz goldgelb.

Geflammte Blumen.

Gentil homme d'Egipte, ist eine neue und ganz extra schöne geflammte Blume, weißgelblich mit roth flammirt, deren äußerstes Ende der Ründung mehr roth ausfließt, und gleichsam wie ausgetuscht ist. Sie hat einen sehr hohen und starken Stiel, worauf eine schöne große Blume prangt, so den völligen Bau einer Rose hat.

Piquotte d'anvers, eine vortreffliche geflammte Blume, weiß, in der Mitte etwas grünlich, wovon die äußerste Ründung der Blätter viel roth ausfließt.

Violette sans pareille, eine große neue schöne geflammte Blume, schwärzlich, in der Mitte paille gelblich ausgetuschet, ist eine sehr rare Blume.

Ge-

Gestreifte oder panachirte Blume.

Etat general, ist eine sehr schöne gestreifte Blume, rosenfärbigt, mit weißen Streifen, vollkommen egal gestreift, hat einen starken und hohen Stiel, worauf eine sehr große Blume prangt, die sich vollkommen gut stellt, und völlig wie eine Rose sich breitet.

Rayon de Lumière, ist eine neue und ganz extra schöne panachirte Blume, weiß ins Gelbe spielend, mit sehr hohen rothen Streifen, so prächtig in die Augen fallen, wie auf allen Blättern ihre Farbenstreifen wohl abgetheilt sind, und dabey einen starken aber nicht gar hohen Stiel hat, sonst aber sich vollkommen schön als eine Centifolie breitet, und die inwendige Pistill vollkommen bedeckt.

Arlequin d'Amour, gleichfalls eine sehr schöne panachirte Blume, glänzend dunkel, gelb mit scharlach rothen Streifen, wo auf allen Blättern die rothen Streifen egal abgetheilt sind. Sie fällt auf dem ganzen Beete vor allen andern am mehrsten in die Augen, und hat nur den einen Fehler, daß ihr Stengel etwas zu schwach ist, seine große Blume ohne angebunden gut zum Schau auszustellen.

Ich könnte hier noch eine ganze Menge schöne Blumen aufführen, die ich besitze, welches aber zu weitläuftig seyn würde. Damit ich das Magazin nicht zum Blumen-Catalogo mache, so offerire ich mich, auf Verlangen Blumenfreunden mit meinem Blumen-Verzeichniß aufzuwarten.

Osterwieck.

J. E. D. Küster,
Königl. Preußischer Factor.

Noch etwas über die Physiognomischen Reisen.

(Aus dem deutschen Mercur vom März 1779. S. 274. 275.)

Jean Jaques sagt: wir schreiben eigentlich nicht mehr Bücher, sondern wir geben heut zu Tage dem Publico les Rêves de quelques mauvaises nuits zum Besten. Dies ist hier der Fall. Nichts weniger als physiognomische Reisen, sondern Radotage über Allerley, worüber der Verfasser beliebt zu radotiren, als da ist: Litteraturwesen, Moralitätwesen, Empfindung- und Empfindeley-wesen unsrer Zeit. Mit unter kommt er zum Schein immer auf sein Thema, Physiognomik, zurück, und sucht in das erste Kolorit wieder einzufallen, damit der Titel doch nicht gar umsonst da stehe. Die Schreibart ist à la Schubart, und soll schnurricht seyn. Einzelne gute Stellen, und nicht übel ausgeführte Allegorien finden sich hier und da. Allein der Mann hat sich einmal zur Schnurre verpfändet, und die will er überall und durchaus haben; darüber geht er aber zu Grunde, und man kann ohnmöglich durch.

Hannoverisches Magazin.

34tes Stück.

Montag, den 26ten April 1779.

Fortgesetzte Geschichte der Einimpfung der Hornviehseuche im Herzogthum Mecklenburg.

(S. das 76. 77. 88. und 90te St. des Magazins vom Jahr 1778. item das 16te Stück von diesem Jahr.)

Auf Veranlassung eines vornehmen Patrioten ist in den vorstehend benannten Stücken des Hannoverischen Magazins von dem glücklichen Erfolg der, im Mecklenburgischen versuchten Einimpfung der Hornviehseuche Nachricht gegeben, und besonders im 88ten Stücke eine genaue Beschreibung, wie mit solcher Einimpfung verfahren werden müsse, abgedruckt. Ob nun gleich zu vermuthen, daß einige entweder zu Abwendung dieses Unglücks, wenn solches auf ihrer Nachbarschaft ausbrechen sollte, oder auch, wenn die Seuche sich würklich an einem Orte geäusert hat, sich dieses den Verlust des Viehes sehr vermindernden Mittels bedienen werden: So dürften doch noch viele, und besonders die geringen Ackerleute, dagegen ungegründete Vorurtheile bey sich verspüren, und wenigstens zweifeln, ob man hinlänglich versichert sey, daß das Vieh, welches durch die Inoculation erhalten worden, auch in der Folge von dieser äuserst giftigen Seuche, wenn solche natürlich eintreten sollte, befreyet bleibe?

Des Herzogs Friederich zu Mecklenburg Durchl. haben zu Ausrottung solcher Vorurtheile aus denen an Höchstderoselben Regierung eingelaufenen Berichten Auszüge verfertigen und unter öffentlicher Autorität kund machen lassen, woraus die Folge ersichtlich ist, welche die Einimpfung an Orten gehabt, 1) wo keine natürliche Seuche zu gleicher Zeit im Gange gewesen, 2) wo zugleich die natürliche Seuche gewüthet hat, denen auch 3) diejenigen zuverläßigen Nachrichten und angestellten Proben beygefüget sind, welche überzeugend erweisen, daß das durch die Einimpfung durchgeseuchte Rindvieh von der natürlichen Seuche nicht wieder angefallen werde.

Dieses alles scheint von der Wichtigkeit zu seyn, daß man den Entschluß gefaßt, den Lesern unsers Magazins dasjenige wörtlich vorzulegen, was auf

Befehl vorgemeldeter Sr. Herzoglichen Durchlauchten hievon kund gemacht, und in dem 13ten Stück der Mecklenburgischen Anzeigen von diesem Jahre abgedruckt ist:

Friederich von Gottes Gnaden, Herzog zu Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr, ꝛc.

Da Wir rathsam finden, die Resultate der bisher in Unsern Landen angestellten Versuche mit der Inoculation der Hornviehseuche gemeinkündig zu machen, um dadurch die mancherley Vorurtheile gegen dieses wenigstens bey eintretender oder in der Nähe befindlicher natürlicher Seuche heilsame Mittel auszurotten; So haben Wir zu dem Ende aus den, von dem Succeß des Inoculationswesens an jedem Orte, von Zeit zu Zeit an Unsere Regierung erstatteten Berichten Auszüge machen lassen, welche unpartheiisch, nicht bloß aus Berichten von glücklich, sondern auch von unglücklich ausgefallenen Inoculationen genommen sind.

Nachdem Wir nun sämmtliche solche Auszüge aus den Berichten, so viel deren bisher eingereichet worden, mit den gedachten bey Unserer Regierung befindlichen Berichten getreulich haben conferiren lassen: So bezeugen Wir hiemit, daß mit denenselben die nachfolgenden Auszüge, deren vorgesetzte Nummern sich auf eine jetzo unter der Presse befindliche Ausarbeitung eines Unserer Bedienten, wobey diese Auszüge gebraucht worden, beziehen, genau übereinstimmen.

Nr. I.

Auszug aus den eingegangenen Berichten der Herzogl. Beamten, wie auch der Ritterschaft und Städte von der Anzahl des Rindviehes, welches vom Anfange des Jahrs 1778 bis zum Eingang sothaner Berichte mit einer gutartigen Seuche inoculiret worden, wie viel Häupter davon gestorben, durchgeseucht, noch krank und schwach krank gewesen sind, und zwar an Orten, wo keine natürliche Rindviehseuche zu gleicher Zeit im Gange gewesen ist.	Es sind inoculiret.	gestorben	durchgeseucht	noch krank	Schwach krank gewesen, und nicht erkrankte
	Häupter	Häupter	Häupter	Häupter	Häupter
Nach dem Bericht					
1) des Drosts von Müller, d. d. 26ten Jan. 1779. wegen des Herzogl. Amts Warin —	161	12	149	—	—
2) des Hauptmanns von Prehn zu Bandelstorf vom 24ten Febr. 1779. —	94	10	73	11	—
3) der Bützow-Rühnschen Beamten d. d. 26ten Febr. 1779. wegen der Aemter Bützow und Rühn —	968	110	858	—	—
4) des Oberhauptmanns von Oertzen zu Rühn d. d. 24ten Febr. 1779. wegen des Amts Temzien —	47	3	44	—	—
5) des Amtmanns Hagemann zu Conow d. d. 6ten Febr. 1779. wegen des Hofes Hanstorf —	21	2	14	—	5

6) des

	Es sind				
	inoculiret	gestorben	durchgeseucht	noch krank	Schwach krank gewesen, und noch nicht erkrankte
	Häupter	Häupter	Häupter	Häupter	Häupter
Nach dem Bericht					
6) des Cammerherrn von Lange zu Lütten-Belitz d. d. 9ten Febr. 1779. — —	217	22	190	—	5
7) des Amtmanns Brüning zu Doberan d. d. 13ten Febr. 1779. und nach der Anlage C. 3. 5. b. c d. 6.	60	4	35	21	—
8) des Amtshauptmanns Bölckow zu Schwaan d. d. 1ten März 1779. und nach der Anlage, nach dem Abzug der unter Nr. 6. von Belitz schon einmal aufgeführten 217 Stück inoculirtes Vieh —	451	32	318	101	—
9) des von Levetzow zu Teschow, welcher dem Bericht der Güstrowschen Beamten vom 2ten März 1779. beylieget — —	189	4	104	81	—
10) des Cammerjunkers von Bülow zu Prützen d. d. 6ten März 1779. und nach der Anlage A. —	204	46	158	—	—
11) des Stadtmagistrats zu Bützow d. d. 13ten März 1779. — —	57	—	57	—	—
12) des Pächters Krüger zu Hohenschwars d. d. 27ten Febr. 1779. — —	77	1	70	3	3
13) der verwitweten von Knesebeck zu Gresse d. d. 20ten Febr. 1779. — —	42	6	36	—	—
14) des Eigenthümers Pätow zu Scharfstorf d. d. 27ten Febr. 1779. — —	43	—	28	15	—
15) des von Müller zu Detershagen d. d. 3ten März 1779. — —	100	3	97	—	—
16) des Oberstallmeisters von Lützow zu Salitz d. d. 3ten März 1779. — —	224	20	103	57	44
17) des Hofrath Boye, Namens des Cammerherrn von Bülow wegen Gorow d. d. 1ten März 1779.	85	10	67	—	8
18) des Geheimen Raths, Graf von Bothmar, wegen Christinenfelde d. d. 2ten März 1779. —	78	—	78	—	—
19) des Amtsraths Oldenburg zu Redentin d. d. 28ten Jan. 1779. — —	125	24	101	—	—
20) und Nachtrag des Drostes von Müller zu Warin d. d. 8ten März 1779. —	35	5	29	1	—
21) des von Bülow zu Dußin d. d. 5ten März 1779.	20	1	19	—	—
22) des von Grell zu Madsow d. d. 4ten März 1779. wegen Wendisch Mulsow — —	81	4	77	—	—
23) des Oberschenk von Mecklenburg zu Lübzien d. d. 14ten März 1779. — —	224	14	210	—	—

24) der

	Es sind				
	inoculiret	gestorben	durchgeseucht	noch krank	Schwach krank gewesen, und noch nicht erkrankte
	Häupter	Häupter	Häupter	Häupter	Häupter
Nach dem Bericht					
24) der Bützow-Rühnschen Beamten d. d. 14ten März 1779. wegen des Hofes Wolcken —	35	4	31	—	—
25) Nach dem 1ten Stück des Schwerinschen Intelligenz-Blades vom Jahre 1779. wegen des Amts Mecklenburg — —	168	7	161	—	—
Summa Summarum —	3806	344	3107	290	65

Nr. II.

Auszug aus den eingegangenen Berichten der Herzoglichen Beamten, wie auch der Ritterschaft und Städte von der Anzahl des Rindviehes, welches vom Anfange des Jahres 1778. bis zum Eingang sothaner Berichte mit der Seuche inoculiret worden; wie viel Häupter davon gestorben, durchgeseucht, noch krank, und schwach krank gewesen sind; und zwar an Orten, wo zugleich die natürliche Seuche gewüthet hat, und wo nach Inhalt dieser Berichte merkliche Fehler bey der Inoculation begangen sind.	Es sind				
	inoculiret	gestorben	durchgeseucht	noch krank	Schwach krank gewesen, und noch nicht erkrankte
	Häupter	Häupter	Häupter	Häupter	Häupter
Nach dem Bericht					
1) des Amtmanns Brüning, und des Amtsschreibers Fulda, zu Dobberan d. d. 13ten Febr. 1779. und nach dem beygelegten Verzeichnisse P. 1. 2. 4. 5. a. — —	168	72	96	—	—
2) des Oberamtmanns Redeker, zu Wittenburg d. d 8ten Febr. 1779. und nach den dabey sich befindenden Anlagen — —	9	5	4	—	—
3) des Amtmanns Scheffel zu Zarrentin wegen des Dorfs Velluhn — —	78	8	29	—	41
4) des Oberamtmanns Calow und Amtmanns Rudow zu Grevismühlen d. d. 19ten Dec. 1778. wegen Reppenhagen — —	14	9	5	—	—
Summa —	269	94	134	—	41

Nr. III.

Auszüge aus denen eingegangenen Berichten und beweislichen Abhörungen der Herzoglichen Beamten, Ritterschaft und Städte über die angestellten Proben, daß das durch die Einimpfung durchgeseuchte Rindvieh von der natürlichen Seuche nicht wieder angefallen werde.

Nr. 5.

Nach dem Bericht des Cammerjunkers von Bülow, auf Prüzen, vom 6ten März 1779, und beygefügten sehr umständlichen Zeugenverhör vom 22ten Febr. 1779, beweist derselbe durch seinen Bedienten Cordt Schulz, den Kuhhirten Christian Henning, und den Einlieger Pagel Schulz: Daß er im Januar 1778 acht durch die Einimpfung durchgeseuchte junge Starken bey drey an der natürlichen Seuche erkrankten Kühen in einem Stalle gestellt habe, daß zwo dieser Kühe bey jenen Starken an der nemlichen Seuche gestorben wären, und dem ungeachtet solche nicht das geringste angefochten, sondern allesammt gesund und wohl geblieben wären.

Eben derselbe hat auch den Versuch gemacht, daß er alles dasjenige Vieh, welches in seinen Einimpfungen sehr gelinde krank gewesen, mit der Materie einer sehr bösartigen natürlichen Seuche aufs neue eingeimpft hat, ohne daß dadurch die geringste neue Ansteckung verursacht worden. Welche Probe er gleichfalls der Herzoglichen Regierung schon im Frühjahr 1778 angezeigt hat, welche solche in den Beyträgen zur Schwerinschen Intelligenz Nr. 26. öffentlich bekannt machen lassen.

Nr. 6.

Der Ehrnprediger, Christian Friedrich Pantenius, zu Boitien und Wizzien bezeugt in einem von ihm selbst weitläuftig aufgesetzten, unterschriebenen und besiegelten Documente, vom 3ten März 1779, daß er

1) zwo seiner zu Prüzen eingeimpften und von der erhaltenen Seuche hergestellten Starken nach dem Hofe Wizzien treiben lassen, woselbst eben eine sehr bösartige natürliche Seuche, die fast alles aufgerieben, unter dem Rindvieh graßiret hätte, daß solche in eben die Ställe gezogen worden, worin jenes gestorben, und dem ungeachtet völlig gesund geblieben wären.

2) Daß im Sommer 1778 drey seiner gleichfalls zu Prüzen durch die Inoculation durchgeseuchte Kühe demnächst zu Boitien unter dem natürlich angesteckten Vieh beständig gegangen, daß dieses täglich neben jenen hingefallen und verreckt sey, ohne daß die geringste Spur einer Ansteckung an seinen Kühen bemerkt worden.

Nr. 7.

Nach dem unter Nr. 5. angezogenen Berichte und Zeugenverhör, des Cammerjunkers von Bülow auf Prützen, legt es derselbe erstlich durch die drey oben genannten Zeugen beweislich dar, daß er neun Stück jungen Viehes, die dem Herrn Hauptmann von der Kettenburg zu Quitzenow gehören, zu Prützen einimpfen lassen, und daß solches das erste mal wenig krank geworden; daß es darauf zum zweyten mal eingeimpft sey, und weil an vieren davon nur sehr geringe Spuren der Krankheit bemerkt worden; so habe man diese mit recht bösartiger Seuchmaterie eingeimpft, ohne daß es dadurch wieder angesteckt sey.

Ferner bewahrheitet er es durch die Einlieger, Christian Hahn und Johann Wegner, daß sie diese neun Stück Viehes hierauf nach Quitzenow abgeführt hätten. Und endlich legt er ein Documentum notoriale vom 1ten März 1779 bey, nach welchem der Kuhhirt Storm zu Quitzenow, an Eides statt aussagt, daß er dieses Vieh zusammt dem übrigen im Sommer 1778 zu Quitzenow gehütet habe; daß in der Ernte dieses Jahrs die Seuche daselbst ausgebrochen, woran das mehrste Vieh hingefallen sey; daß aber jenem, welches beständig unter solchem gegangen, nichts gefehlt habe.

Ein gleiches bezeugt der Pächter Andreas Otto Suderow, zu Wastow und Bobbin unterm 1ten März dieses Jahrs, in einem unter seiner eigenen Unterschrift beygelegten Documente von fünf Häuptern jenes Viehes, die ihm zugesandt, und unter sein zu Bobbin und Wastow natürlich krankes Vieh gejagt, und unter demselben geweidet worden.

Nr. 8.

Nach eingesandtem Berichte des Amtshauptmanns Mester, und Amtmanns Scheel zu Güstrow, vom 3ten Febr. dieses Jahrs, und dessen Beylage, wird durch eidliche Aussage des Holländers Haase, und des Kuhhirten Spenker zu Stristorf dargethan, daß zwo von dem Oberhauptmann von Oerzen durch die Inoculation durchgeseuchte Starken dahin, bey heftig wüthender natürlicher Seuche, gesandt worden; daß diese beständig unter dem kranken Vieh, vierzig an der Zahl, gegangen, wovon nur neun übrig geblieben, ohne daß die geringste Ansteckung an ihnen bemerkt worden.

Nr. 9.

Nach eingesandtem Berichte des Oberhauptmanns von Oerzen, und Amtmanns Schünemann zu Rühn, vom 6ten Febr. 1779, und dessen Anlage unter B., bezeugt der Wirthschaftsverwalter Boldt auf dem Domanialhofe Horst,

Horst, mittelst unterschriebenen Eides: Es sey bey ihm die Rindviehseuche im November 1778 so wüthend eingetreten, daß binnen wenig Tagen 73 Häupter hingefallen, und überhaupt nur zwey durchgeseucht wären. Am 10ten Dec. 1778, da kaum die letzten Thiere ausgefahren, und abgeledert gewesen, habe der Oberhauptmann von Oerzen zu Rühn, dreyßig Stück inoculirten Viehes dahin zu ihm auf Futterung gesandt, welche in die noch nicht gereinigten, mit Pestdünsten angefüllten Ställe gezogen worden. Einige Tage nachher wären acht ihm noch übrige Börnkälber an der Seuche erkrankt, und sämmtlich gestorben. Allein diesem allen ungeachtet sey jenes Vieh völlig frisch und gesund geblieben.

Nr. 10.

Nach dem eingesandten Berichte des Cammerherrn von Lange, auf Beliß und Bollenstorf, vom 9ten Febr. 1779, und beygefügtem Zeugenverhör vom 8ten Febr. hat derselbe folgende Probe gemacht:

Bevor er zur Inoculation schritte, die er nachher ziemlich ins Große getrieben hat, wollte er davon sicher seyn, daß das eingeimpfte, und so durchgeseuchte Vieh nicht wieder von der natürlichen Seuche angegriffen würde. Er ließ daher sechszehn Stück jungen Rindviehes von dem Verwalter Brackenwagen zu Glambeck aufkaufen, welche derselbe durch die Inoculation durchgeseucht hatte. Dieses Vieh schickte er nach seinem Bauerdorfe Beliß, woselbst eine so bösartige Seuche herrschte, daß von allem Dorfvieh nur ein Haupt übrig blieb. Er gab seinen beyden Wirthschaftsschreibern Friederich Anastasius Märk, und Johann Caspar Steinhof auf, dahin zu sehen, daß dies Vieh, so viel möglich, nahe um und neben das kranke Vieh gestellt würde. Und diese sagen in dem Verhörungs-Protocoll an Eides statt aus, daß sie diesem Befehl aufs genaueste nachgekommen wären, so, daß sie es mit ihren Augen gesehen, daß dies Vieh dem Kranken die triefenden Augen geleckt, und das Gestorbene berochen hätte, ohne daß es die geringsten Spuren einer Ansteckung bemerken lassen; vielmehr habe es sich, da es mager dahin gekommen, zusehens gebessert. Bey der nachherigen Inoculation auf dem Hofe Bollenstorf, habe es diese Probe abermals gemacht, und sey beständig bey dem seuchenden Vieh gestanden, wovon zwo ungeseuchte Kühe, die man dabey gestellt, bald angesteckt worden.

Nr. 11.

Nach dem Berichte des Amtshauptmanns Bölkow zu Schwaan, vom 15ten Febr. 1779, und angefügtem Protocoll vom 13ten Febr., bezeugen die vorher beeidigten Hauswirthe Jochim Thielke, Stoffer Kleinfeld, und Jochim

Prob

Prob aus Seelow, daß 21 Stück Rindviehes, welche auf dem Hofe Herrmannshagen, durch Einimpfung geseucht, am 27ten Dec. 1778 nach ihrem Dorfe auf Futterung gebracht worden, zu einer Zeit, da nicht allein kurz vorher die natürliche Seuche im Dorfe gewüthet, sondern auch während, daß dieses Vieh da gewesen, das noch übrige Vieh an der Seuche erkrankt, und zum Theil gestorben sey. Jenes wäre in eben die Ställe gezogen, worin noch einige Tage vorher krankes Vieh gestanden und gestorben sey, ohne daß ihm bis auf den heutigen Tag das geringste schade.

Nr. 12.

Aus dem Berichte des Amtmanns Brüning, und Amtsschreibers Fulda zu Dobberan, vom 13ten Febr. 1779, und dessen Anlage sub Signo ⊡, welche folgendergestalt lautet: „Ich wollte gerne eine völlige Ueberzeugung haben, „ob das in der Inoculation durchgeseuchte Vieh wohl von der natürlichen „Seuche verschont bleiben würde; deswegen ist selbiges zwischen das Vieh „gezogen, worunter eine bösartige Seuche war; aber es ist von der bösen „Seuche befreyet geblieben. Solches bezeuge an Eides statt. Glashagen, „den 12ten Febr. 1779.

August Gottlieb Lübke, Pächter hieselbst.

Nr. 13.

Nach dem Berichte des Drost von Müller zu Warin, vom 20ten Febr. 1779, und beygefügtem Protocoll von eben diesem Dato, sagen Gabriel Gosselk, Statthalter bey dem Pensionarius Ehlers zu Temzien, und Adam Westphal, Dröscher daselbst, an Eides statt aus: Daß das zuvor zu Büschow durch die Inoculation durchgeseuchte junge Vieh des Pensionarius Ehlers, bestehend in vier Häuptern, in die vierte Woche bey den nunmehr zu Temzien natürlich angesteckten Kälbern gestanden, ohne im geringsten davon wieder angesteckt und erkrankt zu seyn.

Urkundlich unter Unserm Herzoglichen Insiegel. Datum auf Unsrer Vestung Schwerin, den 15ten März 1779.

(L.S.) Ad Mandatum Sereniſſimi proprium.

Herzogl. Mecklenb. zur Regierung verordnete Präsident, Geheime und Räthe.

Hannoverisches Magazin.

35tes Stück.

Freytag, den 30ten April 1779.

Einiges aus Hrn. Nicolai Beschreibung von Berlin.

Die neue Beschreibung der Königl. Residenz=Städte Berlin und Potsdam, welche Herr Nicolai ohnlängst in 2 Theilen herausgegeben hat, verdient ohnstreitig unter allen Schriften von der Art die erste Stelle, und kann denen, die sich mit ähnlichen Arbeiten beschäfftigen wollen, zum Muster dienen. Dies Werk ist für jeden Leser interessant, und wir glauben einem großen Theile der Liebhaber des Magazins einen Gefallen zu erzeigen, indem wir ihnen daraus ein und anderes in einem kurzen Auszuge mittheilen. Alles Wichtige und Angenehme, welches diese Beschreibung enthält, auch nur kurz zu berühren, die schönsten Straßen, wichtigsten öffentlichen Gebäude, die Menge herrlicher Palläste und schöner Privatgebäude nur zu nennen, würde die Gränzen, welche wir beobachten müssen, weit überschreiten. Die dabey befindliche schöne Charte der Gegend um Berlin und Potsdam, nebst den genauen Grundrissen beyder Städte sind vom Hrn. Hofrath Oesfeld.

* * *

Von der ersten Anbauung Berlins und von der Geschichte dieser Stadt im ersten Jahrhundert ihres Daseyns sind gar keine gewisse Nachrichten vorhanden. Eben so ist auch die Abstammung und Bedeutung des Namens Berlin höchst ungewiß. Es ist indessen aus vielen Gründen wahrscheinlich, daß diese Stadt unter M. Albrecht dem Bären angelegt worden. Wenigstens ist dies unmittelbar nach seiner Regierung im zwölften Jahrhundert geschehen, und es ist zuverläßig, daß solche von den unter M. Albrecht dem Bären aus den Niederlanden gekommenen Kolonisten, zuerst bevölkert worden. Ohngeachtet vieler Unglücksfälle und harter Schicksale, welche diesen Ort betrafen, und in der Beschreibung aus Urkunden ausführlicher erzählt werden, nahm sich selbiger immer mehr und mehr auf, und verschiedene Regenten ließen sich dessen Vergrößerung und Verschönerung angelegen seyn. Allein erst unter dem jetzt regierenden Könige erhielt Berlin seine glänzende Größe. Nachdem

dem dieser Monarch gleich nach dem Antritte seiner Regierung zwey wichtige Kriege geführt hatte, wurde, so bald der Dresdner Friede geschlossen war, die Verschönerung seiner Hauptstadt sein Augenmerk. Ganze neue Strassen wurden auf seine Kosten erbauet, zu andern gab er den Eigenthümern Baumaterialien und Geschenke an Geld. Durch den zwar glorreichen aber landverderblichen Krieg von 1756 bis 1763 ward diese Arbeit unterbrochen. Sobald nach geendigtem Kriege die dringendsten Bedürfnisse des Staats befriedigt waren, dachte der König wieder an die Verschönerung seiner Hauptstadt. Er ließ von 1769 bis 1777, außer vielen prächtigen öffentlichen Gebäuden und Brücken, 149 Bürgerhäuser in verschiedenen Straßen auf seine Kosten abbrechen, schöner wieder aufbauen, und schenkte sie den Eigenthümern. Bloß der im vorigen Jahre ausgebrochene Krieg hat die Fortsetzung dieser Königlichen Bauten unterbrochen. Gleichfalls haben unter jetziger Regierung sehr viele Privatpersonen eine Menge schöner Gebäude aufgeführt, und vortreffliche Gärten angelegt.

Berlin besteht, so wie es jetzt ist, aus fünf Städten, welche die königliche Residenzstädte heißen: 1) Berlin. 2) Cölln, wozu Neucölln gehört. 3) Der Friedrichswerder. 4) Die Dorotheen- oder Neustadt. 5) Die Friedrichsstadt, und vier Vorstädten, nemlich 1) die berlinische Vorstädte in drey Abtheilungen: a) Die Königs Vorstadt. b) Die Spandauer Vorstadt, wozu die Vorstadt Neuvoigtland gehört. c) Die Stralauervorstadt. 2) Die Cöllnische- oder Köpenicksche Vorstadt. Alle diese Städte und Vorstädte hängen, nachdem die ganze ehemalige Bevestigung und alle innere Thore abgetragen worden, unzertrennlich zusammen, und sind vom schlesischen Thore links bis zum Unterbaum mit einer 2169 rheinländischen Ruthen langen Mauer, vom schlesischen Thore rechts, bis wieder zum Unterbaum, aber nur mit Pallisaden umgeben.

Die Polhöhe von Berlin ist nach Hrn. Hauptmann Tempelhofs Angabe 52° 31′ 30″, und die Länge 31° 2′ 30″, den Unterschied der Berliner und Pariser Sternwarte in Zeittheilen 44′ 10″ gerechnet.

Durch die Stadt fließet die fischreiche und schiffbare Spree, welche wegen ihrer Verbindung mit der Elbe durch die Havel, und mit der Oder durch verschiedene Kanäle, der Handlung großen Vortheil bringt.

Berlin hatte den 1ten Jenner 1778 zusammen 9695 Häuser, ohne die Kirchen, das Schloß, und alle öffentliche Gebäude, nemlich 6223 Vorderhäuser, 3225 Hinterhäuser, und 257 Häuser außerhalb den Mauren und Pallisaden, und 140,719 Einwohner. Es hat 15 Thore, 270 Strassen und Plätze, 36 Brücken, worunter 5 steinerne sind, und 32 Kirchen, die beyden im Invalidenhause mit-

mitgerechnet. Der ganze Umfang ist 4546 rheinländische Ruthen, oder ungefähr $2\frac{1}{3}$ deutsche Meilen, und der Inhalt der ganzen Fläche der Stadt 931,935 rheinländische Quadratruthen, oder $5177\frac{1}{2}$ märkische Morgen. 1775 waren die sämmtlichen Häuser, ohne die Königlichen Gebäude, bey der Feuersocietät für 15,840,700 Rthlr. eingezeichnet, welche Summe aber nachher um ein beträchtliches gestiegen ist.

Berlin an sich selbst, ist nebst Cölln die älteste unter den **Residenzstädten**, woron die übrigen den Namen führen. Es liegt am nordlichen Ufer der Spree. Davor, nach Norden und Süden, liegen die **drey Berlinischen Vorstädte**, nemlich: die **Königsvorstadt**, sonst auch **Königsstadt**, die **Spandauer Vorstadt**, sonst auch **Sophienstadt**, und die **Stralauer Vorstadt**.

Man zählt in dem eigentlichen Berlin jetzt 1116 Vorder- und 648 Hinterhäuser; drey Policeyquartiere und zwey Kirchspiele. Außer der schönen **Königsstraße**, in welcher ohne dem neuen **Posthause**, **Rathhause** und **Gouverneurshause**, viele wegen ihrer guten Bauart merkwürdige Privathäuser sind, enthält selbiges noch verschiedene ansehnliche Straßen, und in diesen eine große Anzahl wohlgebaueter öffentlicher und Privatgebäude.

Die **Königsvorstadt**, sonst auch **Königsstadt**, liegt gerade vor Berlin, hat nach der jetzigen Eintheilung 411 Vorder- und 154 Hinterhäuser nebst sehr vielen Gärten, **zwey Policeyquartiere**, aber nur **Ein Kirchspiel**, zu welchem letztern noch ein Theil der **Spandauervorstadt**, desgleichen die ganze **Stralauervorstadt** gehört. Sie erstreckt sich von der **Königsbrücke** bis zum **Bernauer Thor**. Diese Brücke, über welche man aus Berlin von der Königsstraße über den ehemaligen Vestungsgraben nach der Königsvorstadt kömmt, war vorhero hölzern, 1777 aber ward sie abgebrochen, und auf Königliche Kosten steinern gerade in die Mitte der Straße wieder gebauet. Sie ist von **Gontard** gezeichnet, von **Boumann dem Sohne** erbauet worden. Sie hat vier Bogen und ein steinern Geländer mit Kindergruppen von **Meyer dem jüngern**. Die Bogen sind von rothen Rothenburger Sandsteinen, die Verkleidung und die Geländer von weißen Seehäuser Sandsteinen. Auf der berlinischen Seite hat sie eine Jonische Säulenlaube, gleichfalls von weißen Sandsteinen, worauf Gruppen von Kindern von **Meyer dem jüngern** und **Schulz** aus Potsdam sind, die großen Figuren aber hat **Meyer der ältere** verfertiget.

Die **Spandauer Vorstadt**, sonst auch **Sophienstadt**, liegt der **Königsvorstadt**, von Berlin aus gerechnet, zur Linken. Erst 1712 war diese Vorstadt so weit angewachsen, daß Anstalt zu einer besondern Kirche gemacht werden mußte. Unter König **Friedrich Wilhelm** gewann sie zwar sehr, erhielt aber ihre größte Schön-

heit erst, als der jetzt regierende König 1750 die ehemalige Kontrescarpe ganz mit ansehnlichen Häusern besetzen ließ, wodurch der Haakische Markt und einige ganz neue Straßen entstanden sind. Jetzt hat sie 809 Vorder- und 335 Hinterhäuser innerhalb den Thoren, nebst 149 dazu gehörigen Häusern außerhalb den Thoren, zwey Policeyquartiere und ein Kirchspiel. Innerhalb derselben liegen das Königliche Lustschloß und Garten Monbijou, der prächtige Gräflich-Reußische Garten, die Charite, vor dem Oranienburger Thore aber das große Königliche Invalidenhaus, welches der jetzige König zum Aufenthalte invalider Soldaten, von 1745 bis 1748 auf seine Kosten nach Angabe des damaligen Ingenieurhauptmanns, nachmals Obristen, Petri bauen lassen. Unterhalb an der Spree befinden sich die Königlichen Pulvergebäude. Diese bestehen aus acht Roßmühlen, zwey Körnhäusern, und zwey Trockenhäusern, nebst noch fünf Magazinen.

Die Stralauervorstadt liegt der Königsvorstadt von Berlin aus gerechnet, zur Rechten. Sie besteht jetzt aus 414 Vorder- und 92 Hinterhäusern innerhalb, und 14 außerhalb dem Thore; hat nur Ein Policeyquartier, und gehört als Kirchspiel zur Königsvorstadt.

Cölln, und zwar erstlich Alt-Cölln, ist nächst Berlin die älteste unter den Residenzstädten. Diese Stadt liegt gegen Berlin südwestlich längst dem Ufer der Spree, hat 541 Vorder- und 476 Hinterhäuser, nur ein Policeyquartier und ein Kirchspiel. Die lange Brücke führt von der Königsstraße aus Berlin nach Cölln auf den Schloßplatz. Churfürst Friedrich III., nachmaliger erster König, ließ diese Brücke, da sie bis dahin hölzern gewesen war, 1692 bis 1695, so wie sie jetzt ist, von Pirnaischen Quaderstücken bauen, und mit der metallenen Bildsäule seines Herrn Vaters zieren. Nering bauete sie mit Beystande Cayarts und Schlüters. Die Bildsäule des Churfürsten Friedrich Wilhelm des Großen steht rechter Hand auf einem besondern herausgerückten Platze. Der Churfürst ist zu Pferde vorgestellt, in römischen Habit und Mantel. Er ist mit einem Schwerdte umgürtet, und hat in der rechten Hand einen Commandostab. Das Fußgestell ist von weißem Marmor, auf beyden Seiten mit allegorischen halberhobenen Vorstellungen gezieret, und die Vorderseite hat eine Aufschrift. Um dasselbe siehet man vier aus Erz gegossene Sklaven in mehr als Lebensgröße. Dieses, mit Recht allgemein bewunderte Kunstwerk, hat der berühmte Schlüter angegeben, und die Figur des Churfürsten nebst dem Pferde selbst ins Große modellirt. Der Aufseher der Königl. Gießerey, Jacobi, bekam für den äußerst vollkommenen Guß 80000 Rthlr. Vielleicht ist es manchem nicht unangenehm, wenn wir hier gelegentlich die Kunstgriffe beschreiben, deren

deren man sich bedient, dergleichen hohle Abgüsse in Metall zu verfertigen: Die Statue wird erstlich in eben der Größe, die sie in Metall haben soll, von dem Bildhauer in Gyps modellirt. Dieses Modell formet der Gießer, nachdem es wohl geölet worden, in Gyps ab. Die Form wird Stückweise abgenommen, und Stückweise Wachs darin geformt, genau von eben der Dicke, die künftig das Metall haben soll. Alsdenn wird das gypserne Modell in eben solche Stücke zerschnitten, weggenommen, und die aus der Form genommene wächserne Stücken von dem Bildhauer genau darnach überarbeitet. Hierauf wird ein Kern von Gyps, Thon u. d. g. gemacht, der mit eisernen Stäben unterstützt und durchzogen wird; auf diesen Kern werden die wächserne Stücke, in die er genau passen muß, gelegt, im Ganzen zusammengesetzt, und wo es nöthig überarbeitet. Wenn nun auf die Art die ganze Statue im Wachs auf dem Kerne da stehet, so wird sie erstlich mit einem feinen, dazu besonders verfertigten Thone überzogen, und endlich mit gröbern Formlehm bis zur Dicke von 6 bis 12 Zoll belegt, und hierauf alles der Vestigkeit wegen, rund herum alle 4 Zoll mit eisernen Bändern kreuzweiß umgeben. In der Form sind dreyerley Sorten Kanäle gelassen worden, wodurch nemlich das Wachs von unten abträufeln, das Metall von oben in alle Stellen herunterfließen, und die Luft oben hinaus ziehen könne. Nachdem nun durch ein gelindes Feuer das Wachs herausgeschmolzen, und sowohl der Kern als die Form gehärtet, werden die Löcher, wodurch das Wachs abgelaufen ist, wieder verstopft. Die ganze Form, die schon vorher mit einer Mauer umgeben ist, wird mit vestgestampfter trockener Erde umschüttet. Darauf wird das Metall in einem besondern Ofen geschmolzen, (der höher als der Kopf der Figur gebauet ist) aus welchem, so bald er geöffnet wird, das Metall in die Form fließt, und alle Kanäle bis oben anfüllt. Wenn alles erkaltet, wird die Form weggethan, die von Metall vollgelaufenen Gänge abgeschnitten, durch dazu gelassene Oeffnungen der Kern herausgenommen, wo etwa im Guß ein Fehler vorgegangen, nachgeholfen, und endlich das ganze Werk polirt und mit einem Firniß überzogen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Nachricht von einer auf die beste Ausarbeitung eines Unterrichts für Schulmeister der niedern Schulen gesetzten Prämie.

Bey der großen Menge Schriften, die in neuern Zeiten über das Schul- und Erziehungswesen herausgekommen sind, fehlt es gleichwohl

noch an einem guten Unterrichte für Schulmeister der niedern Schulen, in welchen Kinder von geringerem Stande im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion unterrichtet werden, und deren gute oder schlimme Einrichtungen, so sehr sie auch insgemein vernachläßigt werden, doch einen überaus großen Einfluß in die allgemeine Wohlfahrt haben. Die meisten Schriftsteller beschäfftigen sich mit Privat-Erziehung der Kinder vom vornehmeren Stande, oder auch mit dem höhern Schulwesen; und wenn ja der niedern Schulen erwähnet wird, so geschieht es in so allgemeinen Sätzen und Anmerkungen, die der Sache kein Genüge thun. Gleichwohl sind die Schulmeister der niedern Schulen sehr oft diejenigen, die einer guten Unterweisung, wie sie ihr Amt führen sollen, am meisten bedürfen. Größtentheils sind es Leute, die vorhin ganz andere Beschäfftigungen gehabt, und gewiß wenig an die Vorbereitung zu einem Schulamte gedacht haben. Auf einmal werden sie in eine andere Sphäre versetzt, und sollen dem Staate künftige Bürger erziehen helfen. Viele treiben dieses neue Amt mechanisch. Zufrieden, daß sie ihr nothdürftiges Auskommen dabey finden, bekümmern sie sich wenig, ob ihre Untergebenen etwas lernen oder nicht, ob sie gut oder böse werden. Es giebt aber auch viele rechtschaffene Männer unter ihnen, die die Wichtigkeit ihres Berufs empfinden, und denen die Wohlfahrt der ihnen anvertraueten Kinder am Herzen liegt. Nur wissen sie oft aus Mangel der gehörigen Einsichten, oder auch aus Mangel der Erfahrung nicht recht, wie sie es anfangen sollen, dem ganzen Umfange ihrer Pflichten ein Genüge zu thun. Diese redlichen Männer verdienen es doch wohl, daß man ihren edlen Gesinnungen zu Hülfe komme, und ihnen den Weg zeige, den sie gehen müssen. Wenn es nun gleich wahr ist, daß sich nicht leicht jemand bloß aus Büchern zum guten Schulmeister bilden könne, so wird aber doch wohl niemand läugnen, daß nicht das Lesen guter Bücher zur Aufmerksamkeit auf manchen unbemerkt gebliebenen Gegenstand, und zu eigenem weitern Nachdenken leiten könne, welches, mit Erfahrung verbunden, einen sehr heilsamen Einfluß in die Amtsführung haben muß. Um nun solchen rechtschaffenen Schulmännern ein recht gutes und nützliches Buch zu verschaffen, nach welchem sie ihre Schularbeiten einrichten und verbessern können, so wird hiermit für die beste Ausarbeitung eines **Unterrichtes für Schulmeister niederer Schulen** eine Prämie von einer goldenen Medaille Zehn Species Ducaten schwer, und für die, der besten Ausarbeitung am nächsten kommende, eine goldene Medaille fünf Species Ducaten schwer versprochen. Ob es gleich einem jeden, der Lust zu solchen Ausarbeitungen hat, billig überlassen werden muß, wie er seinen Plan entwerfen und ausarbeiten will, so wird es doch, zur Vermeidung alles Mißverstandes, nicht undienlich

dienlich seyn, wenigstens etwas von demjenigen zu erwähnen, was von den Verfassern erwartet wird.

Es wird gewünscht, daß die Verfasser ihre Gedanken sowohl über die ganze Amtspflicht des Schullehrers überhaupt, als auch über jeden Theil des Unterrichts insbesondere mittheilen mögen.

Ueberhaupt, zum Beyspiel, wie er sich Liebe und Vertrauen erwerben, den Kindern die Schule und das Lernen angenehm machen, ihre verschiedenen Gemüthsarten und Fähigkeiten nützen, sie zur Aufmerksamkeit und zu deutlichem Verstande desjenigen, was sie lernen oder lesen, anführen könne, wie mit dem Unterricht abzuwechseln, daß die Kinder nicht ermüden, u. s. w.

Insbesondere, zum Beyspiele, wie man die Kinder die Buchstaben-Kenntniß, das Buchstabiren, das Lesen am leichtesten lehrt, Handgriffe zum Schreiben lernen, u. s. w. Vor allen Dingen, wie sich der Lehrer bey dem Unterrichte im Catechismo zu verhalten habe. Diese Punkte sind nur als Exempel angeführt; denn ein jeder wird ersucht, alles zu berühren, was er zur Bildung eines guten Schullehrers nöthig hält.

Es wird vorzüglich gewünscht, daß die Verfasser nicht bey allgemeinen theoretischen Regeln stehen bleiben, sondern praktische Anweisungen geben mögen, was zu vermeiden, was zu thun sey, um die allgemeinen Regeln würksam zu machen, und in Ausübung zu bringen. Männer, die sich selbst mit Erziehung der Kinder beschäfftigt haben, werden am besten urtheilen können, wie nöthig das sey. Deutlichkeit mit Kürze verbunden, sind bey einer solchen Ausarbeitung vorzügliche Eigenschaften.

Die Herren Verfasser werden ersucht, ihre Abhandlung an Herrn Gottlieb Friedrich Schniebes, in Hamburg auf der Bleichen wohnhaft, bey welchem die Preis-Medaillen deponirt sind, und durch den sie auch abgeliefert werden sollen, postfrey, und mit Verschweigung ihres Namens, jedoch mit Hinzufügung einer Devise, oder auch eines versiegelten Zettels, worin ihre Namen enthalten, vor Ablauf dieses Jahrs einzusenden. Im März des bevorstehenden 1780. Jahrs, sollen sodann die beyden Devisen, welche den Preis erhalten, nebst den Namen der Herren Verfasser, in diesem Blatte bekannt gemacht, und die Preis-Medaillen ausgetheilt werden. Diejenigen, die den Preis nicht erhalten, können ihre Abhandlungen, nebst den uneröffneten Zetteln, zurück erhalten.

---

* * *
* * * * * *

Durch diese gemeinnützige Blätter wurde vor einiger Zeit angefraget: was besser sey, die Kälber an der Mutter saugen, oder gleich absetzen und

und tränken zu lassen? darauf wird ersetzet, daß letzteres dem ersteren sehr weit vorzuziehen. Dem Kalbe ist viel zuträglicher, wenn es gleich abgesetzt wird, weil es die Milch durch das Saugen gar zu begierig an sich ziehet, wodurch sich die Kälber leicht verfangen, kränkeln, mithin nicht gedeihen und mager bleiben: bey dem Tränken giebt man dem Kalbe gerade so viel, als dasselbe nöthig hat, und steiget, nachdem das Kalb älter wird, und entweder zum Mästen, oder zum Zuziehen bestimmt ist. Der Kuh ist das Saugen nicht weniger schädlich; denn es werden die Streiche oder Strahlen des Gitters dadurch nicht allein wund gemacht und verdorben, sondern die Kuh muß sich auch von ihrem Kalbe dermaßen stoßen lassen, daß sie davon vielmals Schaden nimmt: zugeschweigen, daß die Bekanntschaft mit dem bey die Mutter gestellten Kalbe, und durch das Saugen an derselben, wenn das Kalb abgesetzt und ihr entnommen wird, bekanntermaßen ein sehr heftiges Verlangen bey beyden würket, welches sowohl der Kuh, als dem Kalbe, da beyderseits sich grämen und nach einander schreyen, großen Schaden thut: immaßen die Mutter das Fressen einige Tage anstehen läßt, bölket, sich sehr traurig bezeiget, und an der Milch zusehens abnimmt; das Kalb aber gleichfalls weigert, das vorgehaltene Trinken anzunehmen, mithin abnimmt, dünnleibig, und zum Zuziehen wohl gar untüchtig wird. Ostfriesische Landwirthe lassen die Kälber niemalen an der Mutter saugen, sondern gleich absetzen und tränken, wobey beyde Theile sich viel besser befinden. Den zum Mästen und Schlachten bestimmten Kälbern, deren viele sehr fett und nicht selten bis 200 Pfund, auch wohl darüber schwer gemacht werden, wird die Milch, so wie dieselbe aus der Kuh gezogen worden, vorgehalten, den Wöhnkälbern aber verdünnet, und wenn sie in das Gras kommen, mit Buttermilch vermischt, bis sie sich nach gerade zum Fressen gewöhnen. Das Verlangen der Kuh nach dem ihr entnommenen Kalbe beschreibt der fürtreffliche philosophische Dichter Lucretius im zweyten Buche sehr sinnreich und rührend:

„Nam sæpe ante Deûm vitulus delubra decora
„Turicremas propter mactatus concidit aras,
„Sanguinis exspirans calidum de pectore flumen
„At mater virides saltus orbata peragrans,
„Linquit humi pedibus vestigia pressa bisulcis
„Omnia conuisens oculis loca, si queat usquam
„Conspicere amissum foetum: completque querelis
„Frundiferum nemus adsistens, et crebra reuisit
„Ad stabulum, desiderio perfixa juvenci:
„Nec teneræ salices, atque herbæ rore vigentes
„Fluminaque vlla queunt, animum curaque lenare.

Wer siehet den Nachtheil nicht ein, welcher den Thieren durch ein so heftiges Verlangen, das ihr entnommene Kalb wieder zu finden, zugefügt wird.

Aurich. D.

Hannoverisches Magazin.

36tes Stück.

Montag, den 3ten May 1779.

Fortsetzung der Beschreibung von Berlin.

Auf dem großen Platze, welcher von dem ehemaligen Gebrauch noch der Lustgarten heißt, befindet sich die Domkirche. Selbige hat der jetzt regierende König durch Boumann den Vater aufführen lassen. Sie ist 230 Fuß lang und 134 Fuß breit. Die Hauptansicht hat zehn Jonische Pilaster, und das Portal sechs Jonische Säulen auf einem Plinthe, und drey Thüren, zu welchen man auf einer frey liegenden Treppe steiget, so wie an den andern Seiten, deren jede eine Thür hat. Das Dach wird von einem Brustgeländer, worauf Vasen gestellt, umgeben. Ueber dem Hauptportal ist eine Attika, und an jeder Ecke derselben eine Gruppe von Figuren in Lebensgröße von Karl Glum dem Aeltern. Ueber der Attika erhebt sich der Thurm, dessen Kuppel von einer korinthischen Bogenstellung getragen wird. Darüber ist eine Laterne. Ueber dem Vorsprunge der Hinterseite stellen vier Gruppen die christlichen Tugenden vor. Inwendig ist die Kirche ganz von korinthischer Ordnung. An der Kanzel sieht man zwey Bildsäulen des Glaubens und der Andacht. Die Gewölbe unter der Kirche dienen zum Königl. Erbbegräbnisse. Auf der sogenannten Schloßfreyheit sind schöne Häuser, und auf dem Schloßplatze halten den ganzen Tag die öffentlichen Miethkutschen oder Fiacres. Das Königliche Schloß, dessen Geschichte merkwürdig ist, war ein chaotisches Gebäude, bis Churfürst Friedrich der III., nach seiner bekannten Neigung zur Pracht, auf den Gedanken kam, solches umzubilden, ohne es jedoch ganz neu zu schaffen. Zur Ausführung dieses Vorhabens ward glücklicher Weise, der berühmte Schlüter, einer der größten Baumeister seines Zeitalters, gewählt. Der weit umfassende Geist dieses Mannes gab einem Entwurfe das Daseyn, der mit wenigen Veränderungen der Hauptgebäude, aus den zusammengehäuften in einander gebaueten Gebäuden, ohne Ordnung, ohne Symmetrie, ein Ganzes schuf, dessen Anlage edel, wohl zusammenstimmend und prächtig war. Der Plan erhielt den Beyfall des

Churfürsten, und es wurde mit dem Bau der Anfang gemacht. Allein es gieng auch hier, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt: der Neid, Widersprüche, und mancherley während des Baues beliebte Aenderungen, widersetzten sich Schlüters großen Ideen, so daß nicht nur beynahe die wichtigsten von ihnen ganz wegfielen, sondern er mußte auch sonst vieles so machen, wie man wollte, und endlich gar einen neuen Plan entwerfen. Allein auch den hatte er nicht das Glück völlig auszuführen. Der Vorschlag war, die an der Ecke nach der Hundebrücke befindliche **Wasserkunst**, welches ein ziemlich hoher Thurm, der, nachdem auch die Münze darin verlegt worden, der **Münzthurm** hieß, nunmehr aber zu dem veränderten Schloßgebäude kein Verhältniß hatte, ganz abzutragen, und an einen andern Ort zu verlegen. Aber unglücklicher Weise fand der nunmehrige König **Friedrich** der I. Belieben an einem Glockenspiele, welches **Er** in seinem **Schlosse** haben, und auf diesen Thurm gesetzt wissen wollte. Man sagt, der Günstling des Königs, Graf von **Wartenberg**, der den General **Hosander**, **Schlüters** Nebenbuhler, beschützte, und **Schlütern** nicht gewogen war, habe den König zuerst auf diese Gedanken gebracht. **Schlüter** bekam also Befehl, diesen Thurm bis auf 280 Fuß zu erhöhen, theils damit in dessen obersten Haube das beliebte Glockenspiel, welches der König nachher der Parochialkirche schenkte, hängen und weit ertönen, theils damit die Springbrunnen des Lustgartens höher steigen sollten. Der sonst zu kühnen Unternehmungen geneigte **Schlüter**, sah die Mißlichkeit eines solchen Unternehmens ein, und that Vorstellungen. Aber der König verlangte Gehorsam. Er gehorchte, und die Erhöhung des Thurms ward schnell betrieben. Gleich beym Anfange des Baues merkte man in dem alten Thurme einen Riß, welchen **Schlüter** dem Schloßhauptmann zeigte. Aber er sollte doch fortfahren. Außer vielen widrigen Umständen, war besonders der Grund nicht hinlänglich, die Last zu tragen. Er suchte selbigen zwar zu verstärken, allein die Mittel waren unzulänglich. Der Thurm bekam mehrere Risse, und drohete endlich, als er schon über die Hälfte aufgeführt war, gar den Einsturz, deshalb er aufs schleunigste abgetragen werden mußte. In der That konnte Schlüter wenig zu seiner Entschuldigung anführen. Er hatte ein nicht wohl auszuführendes Unternehmen gewagt, um dem ausdrücklichen Befehl des Königs zu gehorsamen, um vielleicht sich vor seinem Nebenbuhler, der nur darauf zu lauren schien, daß er durch eine abschlägige Antwort sein Unvermögen gestehen sollte, sich nicht selbst zu verkleinern. Aus Unwissenheit hatte er gewiß nicht gefehlt, und hätte ihm die Hinterlist der Höflinge vergönnet, was er bat, und was weit weniger Kosten verursacht haben würde, nemlich den Thurm abzubrechen, und einen neuen Grund

zu legen, so würde dieser große Baumeister gewiß ein dauerhaftes Werk gebauet haben. So aber hatte er sich zu einer unmöglichen Sache verleiten lassen; er wollte sie durchsetzen; und indem alles, was er dazu anwendete, nicht gelang, so führte ihn ein Fehler auf den andern, bis er aus aller Fassung kam. Die Führung des Schloßbaues ward ihm genommen, und seinem ärgsten Feinde **Hosander** aufgetragen, der seine Schadenfreude und hämischen Charakter so wenig verbergen konnte, daß er den unglücklichen an seiner Ehre so empfindlich gekränkten Mann, im **Theatrum Europäum** öffentlich aufs schimpflichste behandelte. Die verschiedenen widersprechenden Nachrichten, daß Schlüter, nach seinem gehabten Unfalle, von Berlin weg, nach Cassel, St. Petersburg, oder einen andern Ort gekommen, sind falsch. Er blieb nachher noch als Bildhauer in Königl. Diensten, und starb zu Berlin zu Ende des 1713. oder Anfang des 1714. Jahres. Weil **Hosander** seine Arbeit von **Schlüters** Arbeit unterscheiden wollte, so brachte diese Veränderung des Baumeisters, eine abermalige Veränderung in dem Plane des Schloßbaues zuwege. Da **Friedrich** der I. starb, nahm **Hosander** seinen Abschied, und König **Friedrich Wilhelm** ließ durch **Böhmen** die angefangenen Schloßgebäude, so wie sie jetzt sind, vollenden.

Auf der **breiten Straße** befinden sich außer dem **Königl. Stall**, und andern öffentlichen Gebäuden, viele vorzüglich schöne Privathäuser, nach **Boumanns**, **Ungers** und andern Angaben. Die **Petrikirche** ist die Pfarrkirche in Cölln. König **Friedrich Wilhelm** ließ diese Kirche gänzlich erneuren, auch den neuen Thurm, nach **Graels** Zeichnung, anfangen. Allein kaum war dieser bis an die Kuppel 302 Fuß hoch, ohne die 42 Fuß lange Helmstange, in die Höhe geführt, als den 29ten May 1730 ein Wetterstrahl den Thurm anzündete, worauf selbiger, sammt der Kirche und einer großen Anzahl umstehender Häuser, bis auf den Grund abbrannte. Ohne Zweifel hatte die 26 Centner schwere eiserne Helmstange, das Gewitter angezogen, welches, nachdem der Wetterstrahl dreymal eingeschlagen und gezündet hatte, gänzlich aufhörte. **Gerlach** und **Grael** machten hierauf Zeichnungen zu einem neuen Bau. Der König zog **Graels** Zeichnung vor, und trug demselben die Ausführung auf. Die Kirche ward, wie sie jetzt ist, fertig, und der Thurm, welcher 400 Fuß hoch werden sollte, bereits 100 Fuß hoch aufgeführt, als der König glaubte, der Bau gienge zu langsam, und daher die Fortsetzung **Gerlachen**, **Graels** Gegnern, auftrug. Dieser brachte zwar den Thurm in wenigen Monaten 150 Fuß höher, als ihn **Grael** gelassen hatte, vergaß aber bey dieser äußersten Eilfertigkeit die nöthige Vorsicht, und der Thurm stürzte daher 1734 den 25ten Aug. Abends ein. Natürlicher Weise schob **Gerlach** die Schuld

auf

auf den, von Grael angelegten Grund. Es ward eine Commission von Baumeistern ernannt, die Sache zu untersuchen. Nach Wegräumung des Schutts, fanden sich die untern Gewölber, so weit Grael sie aufgeführt, unversehrt, worauf hernach T. Fabre ohne Bedenken den jetzigen Thurm, so weit er fertig geworden, bauete. Die Kirche selbst ist übrigens in dem edelsten Geschmack angegeben.

Neu-Cölln enthält eigentlich nur zwey Hauptstraßen, die mit der Spree parallel gehen. Es hat 167 Vorder- und 114 Hinterhäuser, ein Policeyquartier, und gehört zum Kirchspiel der Petrikirche. Südwestlich vor Neu-Cölln liegt zwischen der Friedrichsstadt und der Spree, die **Cöllnische oder Köpenicker-Vorstadt**, welche 518 Vorder- und 154 Hinterhäuser innerhalb den Thoren, und 12 Häuser außerhalb denselben, zwey Policeyquartiere und nur ein Kirchspiel hat.

Der **Friedrichswerder** liegt vor Cölln, nach Westen und Süden; hat gegenwärtig 302 Vorder- und 296 Hinterhäuser, worunter viele schöne Privathäuser sind; ein Policeyquartier und ein Kirchspiel. Die **Spitalbrücke**, welche nach der **Friedrichsstadt** führt, hat der jetzt regierende König 1776 nach **Gontards** Angabe neu von Quaderstücken wölben, auf derselben die Kramladen gleichfalls massiv bauen, und vor diesen auf beyden Seiten eine runde Säulenlaube Jonischer Ordnung setzen lassen. Das **Zeughaus** ist eins der schönsten Gebäude. Es besteht aus einem großen, von allen Seiten freyen Vierecke. **Nering**, **Grünberg**, **Bott**, **Schlüter**, **Hülot** und **Jacobi** haben daran ihre Geschicklichkeit bewiesen. Das **Königl. Gießhaus** ist gleichfalls schön und von **Schlüters** Erfindung. Hier werden Kanonen, Haubitzen und Mörser geformet, gegossen, gebohret, und ausgearbeitet. Oben ist in einem Zimmer die **Bibliothek des Artilleriekorps**.

Die **Dorotheen- oder Neustadt** liegt vor **Cölln** und dem **Friedrichswerder** nach Westen. Sie enthält gegenwärtig 321 Vorder- und 262 Hinterhäuser innerhalb dem Thore, und 28 Häuser außerhalb demselben; macht ein Policeyquartier und ein Kirchspiel aus. Der **Platz am Opernhause** ist einer der schönsten in der Welt, und mit lauter prächtigen Pallästen und Gebäuden besetzt. Die herrliche 224 Ruthen lange und über 14 Ruthen breite Straße **unter den Linden**, ist mit einer sechsfachen Allee von Linden bepflanzt, und auf beyden Seiten mit lauter schönen, zum Theil prächtigen Häusern besetzt. Vor dem **Brandenburgerthore** ist der **Königl. Thiergarten**, oder **Park**. Dieser anmuthige Wald gehet beynahe bis **Charlottenburg**. Rechts desselben ist der **Exercierplatz**, worauf die **Berlinische Garnison** öfters manoeuvrirt.

Die **Friedrichsstadt** ist jetzt der ansehnlichste Theil von Berlin. Die Straßen gehen fast alle gerade, stoßen win-

winkelrecht auf einander, und sind sämmtlich ohngefähr 6 Rheinländische Ruthen breit. Die Häuser in den unter **Friedrich Wilhelm** gebaueten Straßen, sind zwar meist nur zwey Geschoß hoch, und unter einem Dache fortgeführt; welches ihnen ein etwas einförmiges Ansehen giebt; allein es sind nicht nur unter dem jetzigen Könige, zum Theil auf Königl. Kosten, viel hohe und prächtige Häuser gebauet, sondern es stehen auch sonst, in dieser Stadt, viel ansehnliche öffentliche Häuser und Palläste. Sie besteht jetzt aus 1593 Vorder- und 680 Hinterhäusern innerhalb den Thoren, und 54 Häusern außerhalb denselben, hat vier Policeyquartiere und zwey Kirchspiele. Auf dem **Dönhofschen Platze** steht der steinerne Obelisk oder Meilenzeiger, von welchem an, 1730 der Weg bis Potsdam gemessen, und Meilensteine gesetzt worden. Der **Wilhelms Platz** zeigt die marmornen Bildsäulen **Schwerins** und **Winterfelds**. Ersterer ist in römischer Kleidung vorgestellt, in der rechten Hand den Commandostab, und in der linken die Fahne haltend, mit welcher er den glorreichen Tod fürs Vaterland starb. Diese Bildsäule ist von **Adam** angefangen, und von **Sigisbert** geendigt. Letzterer auch in römischer Kleidung, stützt sich auf einen Eichenstamm, worauf Helm und Schild liegen. Er führt in der rechten Hand den Commandostab, und greift mit der linken an den Grif des Degens. Die Gebrüdere **Ränz** haben diese Bildsäule verfertiget. Zu Ende der **Behrenstraße** liegt auf dem Platze am Opernhause die neue **catholische Kirche zu St. Hedewig**. Sie wurde 1747 angefangen und 1773 geendiget. Doch ist der Thurm noch nicht aufgebauet. Der **König** selbst hat zu dieser Kirche die Hauptzeichnung gegeben, **Büring** das Modell verfertiget, und **Boumann der Vater** den Bau vollendet. Sie ist nach Art der **Rotunda** zu **Rom** aufgeführt. Das Portal, zu welchem man auf einer freyliegenden Treppe steigt, zieret eine Säulenstellung von sechs **Jonischen** Säulen, einen Giebel tragend, auf dem man drey Bildsäulen von **Meyer** dem ältern sieht. Zwischen den Säulen sind drey Eingänge zur Kirche. Dieses Portal hat der selige Cardinal **Quirini** auf seine Kosten bauen lassen. Die **Friedrichsstraße** geht in gerader Linie durch die **ganze Länge der Friedrichsstadt**, und ist 890 Ruthen, folglich beynahe eine halbe deutsche Meile lang.

Zu Anfange dieses Jahrhunderts betrug die Anzahl der Berlinischen Einwohner ohngefähr 28500. Im Jahr 1709 ward eine allgemeine Zählung vorgenommen. Man fand außer den Hofbedienten und der Garnison 49855, daher überhaupt gewiß 55000 gerechnet werden müssen. Die Bevölkerung nahm hernach immer mit schnellen Schritten zu. Beym Antritt des jetzigen Königs im Jahr 1740, war die Anzahl der Einwoh-

ner nach Süßmilchs Berechnung 98000. In dem letztern 1777. Jahre

Alle Einwohner vom Civilstande	—	108355
Alle Einwohner vom Militairstande	—	32364
Ganze Summe	–	140719

In dem nemlichen Jahre sind geboren:

vom Civilstande	–	3492
vom Militairstande		1731
Ueberhaupt	–	5223 Kinder

gestorben:

vom Civilstande	—	3240
vom Militairstande	—	1458
Ueberhaupt	–	4698

getrauet:

vom Civilstande	—	686
vom Militairstande	—	231
Ueberhaupt	–	917

Unter den 108355 Einwohnern vom Civilstande, waren 20755 Männer, 25996 Frauen und Witwen, 18919 Söhne, 21582 Töchter, 5588 Gesellen und Handlungsbediente, 2410 Lehrjungen, 3027 Diener und Knechte, 10078 Mägde. Hierunter fanden sich von der französischen Colonie 5346, von der böhmischen Colonie 1125, und von der Judenschaft 4245 Seelen. Ferner sind darunter 9727 Bürger begriffen, und 566 Fremde, welche im bemeldeten Jahre zu Berlin angekommen sind, um sich daselbst niederzulassen.

Der Schluß folgt künftig.

Klägliche Bittschrift der gesammten Gefiederschaft, der Singvögel, an die gewaltigen Menschen.

Gewaltige Menschen!

Indem wir bey unsern Bedrängnissen Schutz und Beystand suchen, so können wir zu Niemand anders unsere Zuflucht nehmen, als zu euch, — ob uns gleich von euch selber die grausamen Begegnungen widerfahren, worüber wir klagen.

Wir haben indes ein Recht von euch, oder doch von dem vernünftigern Theile unter euch, Schutz und Beystand zu erwarten.

Wir sind bloß zu eurem Vergnügen gemacht. Ihr pflegt ja für nichts mehr besorgt zu seyn als für euer Vergnügen. Wenn es also wahr ist, was uns ein alter Steigliz berichtet, der sich lang unter euch aufgehalten, und eure Sitten wohl bemerkt haben will: daß ihr weit mehr für euer Vergnügen als für eure Nothwendigkeiten sorgt, und daß man alles von euch erhält, wenn man nur die Sorge für euer Vergnügen und Unterhaltung mit ins Spiel bringen kann, so läßt uns

uns der Umstand hoffen: ihr werdet auf unsere Vorstellung Rücksicht nehmen.

Wir sind bloß zu eurem Vergnügen gemacht. Daher halten wir uns auch nur alsdann bey euch auf, wann ihr eure Gärten und Felder besucht; so bald aber Winter und Schnee euch in eure Häuser sperren, gehen wir, wie Prager Studenten nach geendigtem Markt, ab, um an einem andern Orte der Herrschaft aufzuwarten.

Wir sind zu eurem Vernügen bestimmte Leibsänger. Die Natur hat auch dafür gesorgt, daß wir in Sicherheit unsern Dienst abwarten können. Da wir nicht eher erscheinen, als wenn die Blätter ausbrechen, so finden wir in euren Bäumen und Hekken so ziemlich Schutz für barbarische Raubvögel, die der schönen Künste unwissend, uns zu ihrem Fraße tödten, als der Saracenische Calif die Alexandrinische Bibliothek bloß zum Einheitzen der Badstuben brauchte.

Aus vorsichtiger Besorgniß, daß ihr wider unsere Bestimmung uns nicht zu euren Gerichten und Schmäusen brauchen möchtet, hat die Natur, die eure Lüsternheit zu fürchten schien, uns gar keinen Körper gegeben, der euch lüstern kann. Wir sind als Kunstvögel auch gar nicht zahlreich, und der Dichter, und der, so ihn liest, klagt oft, daß er uns nicht überall genug findet. Da dem nun also ist, so werdet ihr die Gerechtigkeit unserer Klage einsehen, die wir über gewisse Leute führen, die bloß sich ein Vergnügen, und ihrer Katze einen Spaß zu machen, uns überall mit tödlichem Gewehr verfolgen, und uns, indem wir mitten in unsern Geschäfften sind, und uns beeifern, euch ein Vergnügen zu machen, grausam verwunden und tödten.

Freylich ist dergleichen Unart bey euch nicht neu. Euer Saul schoß ja einst nach dem Dichter und Harfenschläger David, da er sich eben bemühte, ihm seine Grillen zu vertreiben. Aber da trieb ihn auch ein böser Geist, nun wollen wir zwar nicht behaupten, daß der leidige Teufel die eben treibe, die uns so muthwillig verwunden und tödten, daß dieser böse Geist aber hiebey nicht so ganz schuldlos ist, zeigt einer euer größten Männer, der behauptet: daß die Erfindung des Schießgewehrs ein Werk der bösen Geister sey. Wir zum wenigsten können die Erfindung des Pulvers, Hagels und der schrecklichen Flinte nicht für das Werk eines guten und wohltätigen Geistes erkennen. Vielleicht sagt man, daß es der Kirschen wegen geschehe, die ihr nicht mit uns theilen wollet. Wenn das nun so wäre, so liesse es sich noch disputiren, ob ihr da Recht hättet, uns deswegen zu tödten. Sind nicht die Kirschen auch für uns geschaffen? Ihr habt Früchte genug, woran ihr euch eures Schadens erholen könnt. Es scheint auch, daß euch die Natur seit einigen Jahren strafe, da wir zwar immer für uns genug Kirschen gefunden, für euch aber wenige überblieben sind. Doch wenneher habt ihr genug? Dies ist indes der Fall nicht,

ihr

ihr tödtet uns auch, ehe Kirschen sind, auch wenn gar keine sind, tödtet ihr uns — haben wir nicht von euren Kindern, und von den durch euren Umgang so gescheuten Katzen, genug auszustehen?

Man sagt, die Menschen wären empfindsame Seelen, und die jetzigen Menschen sollen es besonders seyn. Viele von euch halten sich wegen ihrer schwachen Gesundheit auf ihren Gärten auf. Dies scheint uns Sicherheit zu versprechen. Selbst schwache Geschöpfe schonen gerne. Des Mitleids bedürftig pflegen sie mitleidig mit andern Schwachen zu seyn. Aber wir haben leider das Gegentheil erfahren. Auch hier seyd ihr nicht, wie ihr seyn solltet. Auf dem entlegenen Dorfe beym unempfindsamen Landmann leben wir mit mehrerer Sicherheit. Auch der nicht eben barmherzige Jäger schont uns. Aber empfindsame und schwächliche Städter schießen uns weg. Wir vermeiden daher gerne eure Gärten. Selbst die Menschenfreundinn, die Nachtigal, kömmt euch selten. Zuweilen reizt uns eure Klage über unsere Entfernung, uns euren Gärten zu nähern. Wo sollten wir sicherer seyn als an einem Orte, den ihr zu eurem Vergnügen gewidmet habt, das wir durch unsern Gesang so sehr vermehren?

Eine Nachtigal, die neulich aus Hannover ihrem Kerker entfloh, versichert uns, daß die dortigen angesehensten Einwohner gut für uns gesinnet seyn sollen, und doch haben wir es diesen April schon erfahren, daß diese gute Gesinnungen für uns nicht so allgemein seyn müsse, nahe vor ihren Mauren sind schon grausame Mordthaten vorgegangen, und manche von unsern Familien ist dadurch betrübt.

Wir wollen hier nicht eure Gerechtigkeit anrufen, wir könnten sonst viel für uns sagen. Es sollte euch schwer zu erweisen seyn, woher ihr berechtigt seyd, Geschöpfe, die zu eurem Vergnügen bestimmt sind, zu tödten. Allein wir kennen euch, und wissen, daß das selten der Weg ist, einen Mächtigern zur Billigkeit zu bewegen, wenn man ihm seine Pflicht zeigt. Das heißt belehren und Anweisung geben wollen. Wir flehen daher nur eure Gnade und Barmherzigkeit an. Erbarmet euch über unschuldige Geschöpfe, gönnet uns die Rechte der Gastfreyheit, schont unser Leben, das wir euch so treuherzig anvertrauen, und gönnet uns die Freyheit, euch ohne Lebensgefahr belustigen und vergnügen zu können.

Hannoverisches Magazin.

37tes Stück.

Freytag, den 7ten May 1779.

Schluß der Beschreibung von Berlin.

Die Beschaffenheit der Bevölkerung läßt sich auch einigermaßen aus dem Verbrauch der Lebensmittel abnehmen. 1773 z. B. wurde in Berlin eingebracht:

a) An Wild: 311 Hirsche, 1950 Rehe, 244 wilde Schweine, 14 Trappen, 1343 Fasanen, 10420 Hasen, 15782 Rebhüner, 154499 Krammetsvögel, 10315 wilde Enten, 4 wilde Gänse, 6 Auerhähne, 500 Schnepfen, 180 Birkhüner.

b) An zahmen Viehe: 16528 Ochsen, 3970 Kühe, 29783 Kälber, 58159 Hammel, 2707 Lämmer, 26136 Schweine, 7392 welsche Hühner, 40127 Gänse, 19241 Enten, 101482 Hühner, 41650 Tauben.

c) An Victualien zur Consumtion: 13108 Schock große und kleine Käse, 10689 Schock $3\frac{1}{2}$ Mandel Eyer, für 18443 Rthlr. 7 Ggr. Fische, 22523 Centner Butter, 317 Wispel $11\frac{1}{2}$ Scheffel Grütze, Graupen und Hirse, 2379 Wispel $20\frac{1}{4}$ Scheffel trocken Obst, 766 Wispel $\frac{3}{4}$ Scheffel frisches Obst, 714 Wispel $15\frac{3}{4}$ Scheffel Erbsen, $261\frac{1}{2}$ Wispel Bohnen und Linsen, 9666 Wispel Weizen, 12628 Wispel 15 Scheffel Rocken, $14692\frac{1}{2}$ Wispel Gerste, 7900 Wispel 13 Scheffel Hafer, 2232 Wispel 7 Scheffel Weizenmehl, 7253 Wispel 3 Scheffel Rockenmehl, 127 Wispel Gerstenmehl, 19 Wispel Buchweizen Grütze.

d) An Victualien für die Magazine: 46 Wispel Weizen, 3249 Wispel 18 Scheffel Rocken, 232 Wispel Gersten, 298 Wispel $18\frac{3}{4}$ Scheffel Hafer, und 575 Wispel 3 Scheffel Rockenmehl.

Darunter ist noch nicht begriffen, was sowohl an zahmen Vieh als andern Dingen im Umfange der Stadt in sehr großer Menge selbst gezogen, und an Fischen gefangen wird.

Aus dem allen widerlegt sich hinlänglich das Vorurtheil, das nicht wenig Auswärtige haben, als ob Berlin schlecht bevölkert sey. Süßmilch beweiset, daß diese Stadt gesunder ist, als alle andere von ähnlicher Größe, da das Verhältniß der Sterblichkeit daselbst ohngefehr wie $\frac{1}{28}$, in vielen andern Städten über $\frac{1}{25}$ ja $\frac{1}{24}$ ist. Im

Jahr 1777 ist kaum der dreyßigste gestorben.

Das Chur= und Neumärkische Ritterschaftliche Creditwerk ist eine nachahmungswürdige Einrichtung, und erst 1777 unter Königl. Bestätigung zu Stande gekommen. Ein jeder Besitzer adelicher Güter kann auf dieselben, bis zur Hälfte des wahren Werths, bey dem engern Ausschusse des Creditwerks, Pfandbriefe ausfertigen lassen. Die Schuldner entrichten die Zinsen an die Creditcasse, und diese zahlt solche in den bestimmten Terminen an die Gläubiger, ohne den geringsten Aufenthalt gegen bloße Vorzeigung der Pfandbriefe, oder der Zinsscheine aus. Die Pfandbriefsinhaber können niemals in einen Concurs verwickelt werden, und allein das Datum der Eintragung in das Hypothekenbuch bestimmt den Vorzug in Ansehung der Pfandbriefe, folglich kann keine stillschweigende nicht eingetragene Hypothek, sie mag auch in den Gesetzen sonst noch sehr privilegirt seyn, jemals einem Pfandbriefe vorgehen.

Die Pfandbriefe, wie auch die dazu gehörigen Zinsscheine, werden nicht auf den Namen eines besondern Gläubigers, oder Schuldners, sondern nur auf gewisse Güter ausgestellt. Sie können daher ohngehindert circuliren, und aus einer Hand in die andere übergehen, ohne daß es dazu einer Cession, Giro, oder sonst etwas bedarf, sondern die bloße Vorzeigung ist hinlänglich, jedem Inhaber eines Pfandbriefes oder des dazu gehörigen Zinsscheines, als Eigenthümer zu legitimiren. Diese Pfandbriefe lauten von 50 bis 1000 Rthl. Sie sind in Kupfer gestochen. Die Summen werden in Gegenwart des engern Ausschusses hineingeschrieben; alsdenn gestempelt; unterschrieben, und ins Ritterschaftliche Hypothekenbuch eingetragen. Die Realisation der Pfandbriefe geschieht durch die Direction des Creditwerks, mittelst baarer Bezahlung, nach vorhergegangener halbjähriger Loose.

Die gangbaren Silbermünzen sind nach dem sogenannten Graumannischen Fuß ausgepräget, und seit 1770 zu Verhütung des Auskippens auch die kleinsten Stücken justirt und gerändelt. Davon müssen wiegen:

100 Rthl. ganze, halbe und Viertelthaler	9 Mark	8 Loth
100 Rthl. in 8 ggr. St.	10 —	5 —
100 Rthl. in 4 ggr. St.	13 —	– —
100 Rthl. in 2 ggr. St.	18 —	– —

Die Vermessung der Ländereyen in der Mittelmark geschieht nach dem seit 5 oder 6 Jahren durch eine Königl. Verordnung vestgesetzten Berlinischen Fuß, der mit dem Rheinländischen einerley Größe hat, nemlich 139,12 Pariser Linien. Zwölf solcher Fuße geben eine Ruthe, und diese wird beym Feldmessen in 10 Fuß, 100 Zoll, 1000 Linien eingetheilt. Ein Morgen Acker enthält 180 solcher Quadratruthen, und darnach werden alle Domainenstücke vermessen.

In

In der Uckermark und Neumark aber bedient man sich bey Vermessung der adelichen Güter noch des alten Maaßes. Hiernach wird die Ruthe zu 14 Fuß, und der Morgen zu 300 Quadratruthen gerechnet.

Die **Manufakturen und Fabriken** befinden sich in den Brandenburgischen Landen überhaupt, besonders aber in **Berlin**, in einem sehr blühenden Zustande. Der jetzt regierende König hat zur Erweiterung der alten und zu Anlegung neuer Manufakturen unglaubliche Summen verwendet, und fährt damit noch immer fort. Die in selbigen verfertigte Waaren sind fast durchgängig denen ausländischen an Güte gleich, ja zum Theil ihnen vorzuziehen. Die mehrsten Artikel werden in solcher Quantität verfertiget, daß damit nicht nur das ganze Land versehen, sondern auch noch ein großer Theil ausgeführt werden kann; daher ist auch zum Besten der innländischen Manufakturen die Einfuhr der feinen Tücher und aller wollenen Waaren, so wie überhaupt *aller fremden Waaren und Sachen, die in Königl. Landen auch verfertigt werden*, verboten. Nachdem der Verfasser die Berlinischen **Zeugmanufakturen** einzeln und sehr genau beschrieben, formirt er für das Jahr 1777 nachstehende Tabelle, woraus man ersiehet, wie viel Stühle in diesem Jahre im Gange gewesen, und wie viel Waaren darauf verfertiget worden:

Nro.	Namen der Manufakturen.	Anzahl der Manufakturisten.	Wie viel Stühle im Gange gewesen.	Verfertigte Stücke.	Werth der Waaren.
					Rthl.
1	Wollene Tücher und ganz und halbwollene Zeuge —	191	2506	69409	1550721
2	Wollene Strümpfe —	113	222	107352 P.	64065
3	Wollene Bänder —	2	7	3500	2950
4	Ganz seidene Sammte und Zeuge —	38	865	21559	1170790
5	Seidene Strümpfe —	32	117	30530 P.	89060
6	Seiden Band —	6	202	29800	91200
7	Halbseidene Zeuge —	54	297	12798	190752
8	Baumwollene Zeuge, als Cattun, Parchent, u. d. gl.	69	1073	42840	487358
9	Halbbaumwollne Zeuge und Tücher —	99	368	9922	200524
10	Leinen —	19	56	2756	38480
11	Posementirer —	235	302		
	Summa —	848	5985	330466	3885900

Bloß bey diesen Zeugmanufakturen verdienten 27620 Menschen ihr Brod. Die vielen übrigen Manufakturen und Fabriken von allerhand Art sind nicht weniger wichtig. So beschäfftigten sich z. B. im Jahr 1777 allein in der Ephraimschen Gold- und Silbermanufaktur 866 Personen. Die Königliche Porzellanfabrik hatte über 600 Arbeiter. In des Kaufmann Friedel italiänischer Blumenmanufaktur beschäfftigten sich 150 Frauenspersonen. Er hat in bemeldetem Jahre für 15000 Rthlr. verfertiget, wovon über die Hälfte außerhalb Landes verkauft worden.

Der Werth aller in den Berlinischen Manufakturen und Fabriken, exclusive der Zuckersiedereyen, Porzellan- und Tobacksfabrik, im Jahr 1777 verfertigten Waaren, betrug 4763636 Rthlr.; die Materialien dazu hatten 2956319 Rthlr. gekostet; von diesen Waaren sind für 3407398 im Lande verbraucht, und für 1608988 Rthlr. aus dem Lande verschickt.

Künstler giebt es in Berlin in allen Fächern, und darunter viele und sehr geschickte Virtuosen. Desgleichen werden auch alle mechanische Arbeiten daselbst in großer Vollkommenheit verfertiget.

Obgleich in Berlin niemand wegen besonderer Religionsmeynungen in Anspruch genommen wird, sondern vielmehr jeder, wenn er sich nur als einen guten Bürger des Staats beweiset, eine völlige Gewissensfreyheit genießt, so haben doch von den Christen nur die drey Hauptconfessionen öffentlichen Gottesdienst. Die Lutheraner sind an der Anzahl bey weitem die stärksten. Denn die deutschen und französischen Reformirten rechnet man ohngefehr auf 12500 Seelen. Der römisch-catholischen sind etwa 7000, wovon die vom Militairstande ohngefehr 5000 ausmachen. Die Herrnhuter haben ein eignes Haus zu ihren Zusammenkünften, und ihnen sind einige hundert Personen zugethan. Die Gichtelianer versammlen sich in einem Privathause. Sie sind in geringer Anzahl, und leben ihren Grundsätzen gemäß sehr stille, daher man wenig von ihnen hört.

Berlin ist nur in Ansehung der lutherischen Kirchen in besondere Parochien eingetheilt; die Reformirten können sich halten zu welcher Kirche sie wollen. Zwar was die Sacramente anbetrifft, haben auch die Lutheraner nach Königl. Verordnungen ihre gewisse Freyheit, denn sie dürfen zum heil. Abendmahl gehen und taufen lassen wo sie wollen. Allein die Trauungen und Leichen sind ohne Ausnahme an ihre Parochien gebunden. In den meisten lutherischen Kirchen ist für die Communicanten des Sonnabends eine Vorbereitungspredigt, wobey die allgemeine Beichte verlesen wird. Die besondere Beichte ist für den, der communiciren will, nicht schlechterdings nothwendig, sondern schon seit beynahe 50 Jahren ist auf Befehl des Hofes jedem die Freyheit gelassen, sich ihrer zu bedienen oder

nicht.

nicht. Doch schließen sich Vergleichungsweise nur wenige davon aus. In der **Böhmischen Kirche** wird sowohl lutherischer als reformirter Gottesdienst in böhmischer Sprache gehalten. Die **Französisch=reformirte** haben 6 Kirchen; die **Römisch=catholische** 2; die **Juden**, unter denen sich verschiedene Gelehrte, viele Leute vom Geschmack und Liebhaber der schönen Wissenschaften, befinden, eine öffentliche Synagoge.

Milde Stiftungen giebt es in **Berlin** sehr viele, worunter verschiedene von großem Umfange sind. Die **öffentliche Armenanstalten** verdienen vorzüglich genannt zu werden. Im Jahre 1777 wurden allein in den Königlichen Armenanstalten 5489 **Personen verpflegt**, von denen am Ende des Jahrs 2976 geblieben sind. In den **Freyschulen** erhalten viele hundert Kinder freyen Unterricht. Die **jüdischen Armenanstalten** sind überaus gut eingerichtet, und verschiedene davon verdienten Nachahmung. Die Weise, auf welche eine ihrer Gesellschaften den **Armen gutes thut, ohne daß es jemand erfährt, und ihnen dergestalt die Schaamröthe erspart**, ist sinnreich. Wenn jemand Trauer bekömmt, da er, vermöge des Gesetzes, die ersten sieben Wochen nicht ausgehen darf; oder wenn dessen Frau in den Wochen liegt, und er also schwerere Ausgaben hat, so werden ihm von einem Vorsteher der Gesellschaft zwey Büchsen zugeschickt, wovon die eine voll Geld ist, und die andere so viel enthält, als dem dürftigen Hausvater zugedacht worden. Zur zweyten erhält er den Schlüssel versiegelt. Der Arme nimmt aus der zwoten heraus, so viel er bedarf, legt den Rest in die erste Büchse, und sendet sie dem zweyten Vorsteher zu. Der Reiche nimmt ebenfalls das Geld aus der zweyten Büchse heraus, und legt es in die erste; thut auch nach Belieben ein Allmosen dazu. Da die Büchse im ganzen Jahre nur einmal geöffnet wird, so erfährt niemand, wer herausgenommen, oder wer hinzugelegt hat.

Unter den Akademien und gelehrten Gesellschaften hat die Königl. **Akademie der Wissenschaften** die erste Stelle. Der große **Leibnitz** entwarf dazu den Plan, und wurde auch zum ersten Präsidenten derselben bestellt, ob er gleich in **Hannöverschen Diensten** blieb. Unter König **Friedrich Wilhelm** befand sich diese Gesellschaft in einer sehr mißlichen Lage. Er sah ihre gelehrte Arbeiten gar nicht aus dem vortheilhaftesten Gesichtspuncte, sondern mehr für einen Zeitvertreib, als für den Staat würklich vortheilhaft an. Bloß der kluge Vorschlag, der dem Könige geschah, daß die Gesellschaft ein medicinisch=chyrurgisches Collegium zum Unterrichte der Königl. Feldscherer stiften, und zu demselben ihr Theatrum=Anatomicum hergeben wolle, rettete sie vom völligen Untergange. Sie fieng nunmehro zwar an sich wieder zu erholen, indessen gieng es damit doch langsam zu. Als aber der jetzi-

ge König an die Regierung kam, gelangte sie bald zu ihrem jetzigen blühenden Zustand. Das medicinisch-chirurgische Collegium ist ohnstreitig in seiner Art eins der vorzüglichsten. Bey der Akademie der Künste, deren jetziger Director der Königl. Hofmahler le Sueur ist, werden in den Zeichenklassen die Anfangsgründe gelehrt, und nachher wird nach Gyps gezeichnet. Zum Zeichnen nach dem Leben, ist bis jetzt keine Anstalt. In den mathematischen Lehrstunden wird die Geometrie, bürgerliche und Kriegsbaukunst, Mechanik, Optik und Perspektiv, in so fern sie Künstlern nöthig ist, gelehrt. Zum Unterricht der Jugend von allen Ständen sind bey den verschiedenen Akademien, Gymnasien und Schulen, nicht nur die besten Einrichtungen gemacht, sondern es werden auch fast über alle Wissenschaften öffentliche Vorlesungen gehalten.

Die öffentliche königliche und die mit derselben verbundene Spanheimische Bibliothek, ist eine der ansehnlichsten in Europa. Der berühmte la Croze zählte bereits im Jahre 1715 über 50000 Bände, ohne die Handschriften, und die Spanheimische Bibliothek. Gegenwärtig beläuft sich die Anzahl noch einmal so hoch, da der jetzt regierende König durch Schenkung aus Seiner Privatbibliothek und durch Ankaufung vieler nützlicher Bücher und kostbarer Werke, worunter vorzüglich die über die Antiquitäten und Kunstsachen merkwürdig sind, solche ansehnlich vermehrt hat, und jeder Buchhändler und Buchdrucker in den königlichen Ländern Ein Exemplar seines Verlags und Drucks, hinliefert. In Ansehung der innern Einrichtung ist diese Bibliothek in 47 Classen eingetheilt, davon die theologischen Bücher allein 14 enthalten. Die erste derselben begreift die Bibeln, davon die allerseltensten Ausgaben, auch fast in allen Sprachen, anzutreffen sind. Die Chroniken von allen Ländern und Reichen machen ihrer großen Anzahl wegen eine besondere Classe aus. In allen Classen findet man nicht nur die größten und kostbarsten Werke, sondern auch zugleich diejenigen Bücher, die ihrer Seltenheit wegen, sehr schätzbar sind, und man wird den größten Theil derer, die Voigt, Clement, u. a. in ihren Verzeichnissen beschrieben haben, daselbst antreffen. Die Bücher, welche der jetzige König seit einigen Jahren kaufen lassen, stehen noch besonders. Das äußere Ansehen der Bibliothek ist gleichfalls gut, da die Bücher in einerley rothem Bande, mit vergoldeten Rücken, auf welchem das Zeichen des Regenten, unter welchem solches angeschafft worden, der Titel, der Ort und die Jahrzahl des Drucks stehet, gebunden sind. Der Saal ist mit Gemählden alter Philosophen, der ersten Reformatoren und anderer Gelehrten ausgeziert. Am Ende desselben ist die Manuscriptenkammer, die einen beträchtlichen und schätzbaren Vorrath enthält. Es würde um so leichter seyn,

die

die annoch daselbst vergrabene Schätze, an das Tageslicht zu bringen, da solche einem jeden vorgezeigt werden, und der Gebrauch davon nach Beschaffenheit der Umstände, Gelehrten zum allgemeinen Nutzen, verstattet wird.

Sämmtliche **Handschriften** sind in 13 Classen abgetheilt. Die **orientalischen** hat größtentheils **Theodorus Petraus** gesammelt. Die **hebräischen** des alten Testaments, der griechische **Codex Xavianus** vom neuen Testamente, der **Talmud**, und ein sehr schön geschriebener **Alcoran** verdienen besondere Aufmerksamkeit. Die **lateinischen Handschriften** machen die größte Anzahl aus. Davon ist die älteste des **Ambrosius** Werk de officiis ministrorum Ecclesiæ aus dem achten Jahrhunderte. Unter den **theologischen** verdienen die in großer Anzahl vorhandene Codices von den Büchern des alten und neuen Testamens besondere Achtung, vornemlich ein Psalterium, in welchem alle Varianten, die **Hieronymus** in Hebräischen und Griechischen bemerkt hat, mit besondern Zeichen (obelis & asterismis) unterschieden sind; der lateinische Codex Cordoncanus, dessen sich **Erasmus** bey seiner Uebersetzung des neuen Testaments bedient hat; nicht weniger die Handschriften von Werken der ersten Kirchenväter und die liturgischen Bücher. Unter den **juristischen** sind die Corpora juris und die sehr alte Handschrift vom Sachsenspiegel merkwürdig.

Aus der **Naturgeschichte** werden viele sehenswürdige Sachen aufbewahrt. Unter der großen Anzahl **historischer Handschriften**, sind zur Ergänzung der Geschichte des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts die **Mazarinische** Sammlung von 118 Bänden, und eine andere von 47 Bänden in Folio; die mit der Feder ungemein sauber gezeichneten 49 Karten des ganzen Schwäbischen Kreises, von dem Hauptmann **Jac. von Michel**; viele rare Handschriften zur Ergänzung der Westphälischen Geschichte u. d. m. merkwürdig. Unter den **classischen Schriftstellern** ist Lucanus de bello civili aus dem neunten Jahrhundert auf Pergament der älteste. Von den **deutschen Handschriften** sind viele sehr schätzbar, und von den **Denkmälern der Erfindung der Buchdruckerkunst**, verdienen vorzügliche Aufmerksamkeit: Die erste zu **Maynz** auf Pergament gedruckte Bibel; eine andere von 1462, und noch eine, so schon zu **Neapel** im Jahre 1476 gedruckt worden; das zu **Maynz** auf Pergament gedruckte Corpus juris canonici; das durch **Lorenz Costern** von Holzschnitten abgedruckte Speculum salutis und die Offenbarung Johannis; zwey auf Pergament von **Hans Luft** gedruckte und von dem berühmten **Lucas Cranach** illuminirte Bibeln; eine zu **Lüneburg** bey den **Sternen** gedruckte Bibel in zwey Bänden in Folio, in auf Glas gemahlten, mit Silber eingefaßten schönen Bänden, deren Kupfer sämmtlich

mit

mit natürlichen Farben aufs sauberste illuminirt sind. Man sieht daselbst auch **Otto Gurrikons** erste Luftpumpe, nebst desselben Hæmisphæriis Magdeburgicis; wie auch unter den großen **Himmelskugeln** eine von denen, die **Weigel** aus Kupfer mit illuminirten Figuren verfertigen lassen, worauf die Gestirne mit den Wapen der Regenten bezeichnet sind. Die **Spanheimische Bibliothek** hat **Friedrich** I. von dem gelehrten Minister **Ezechiel von Spanheim** gekauft. Sie zählt etwa 9000 Bände, und ist besonders reich an classischen Schriftstellern und was dazu gehört. Die dazu gehörigen Handschriften, sind eigenhändige Collectaneen und Anmerkungen des ehemaligen gelehrten Besitzers zu griechischen und lateinischen Schriftstellern, die von Gelehrten schon vielfältig genutzt, und bey neuen Ausgaben auch noch gebraucht werden können.

Die übrigen öffentlichen Bibliotheken in **Berlin**, enthalten in allen Fächern schätzbare und prächtige, zum Theil auch äußerst seltene Werke, wovon hier ein mehreres anzuführen der Raum mangelt.

Unter den Bibliotheken, welche Privatpersonen gehören, sind viele wichtig und auserlesen.

Sammlungen von **Naturalien, Präparaten, Kunstsachen, Maschinen, Alterthümern, Münzen** und **Landkarten**, finden sich daselbst in großer Anzahl. Unter den öffentlichen Cabinetten ist die königliche **Kunst- und Naturalienkammer** vorzüglich sehenswürdig.

Für Liebhaber der **bildenden Künste** ist **Berlin** bekanntlich sehr reich.

Die umliegende Gegend ist meistens, doch nicht allenthalben, sandig; und ein patriotischer Fleiß hat auch dem sonst vor einigen Thoren allenthalben waltenden ganz unfruchtbaren Flugsand gehemmt, Alleen angelegt, viele Obstbäume gepflanzt, und zieht jetzt auf diesem ehemaligen ganz dürren Boden, die schönsten Gartengewächse in größter Vollkommenheit. Diese wichtige Verbesserungen haben zuerst zween Männer veranlaßt, welche dafür den beständigen Dank der Berlinischen Nachwelt verdienen. Es sind der Herr Prof. **Gleditsch** und der verstorbene Oberinspector **Habermaaß**. Der selige **Schreber** gedenkt dieser Verbesserungen, in seiner **Anweisung den Flugsand stehend zu machen**. 8. Leipzig 1764. S. 43. und 44.

Das vollständige Verzeichniß der vornehmsten in Berlin und Potsdam jetztlebender **Gelehrten, Künstler** und **Musiker**; die Nachrichten von Künstlern, die ehemals in Berlin gewesen, und von ihren Arbeiten; so wie überhaupt die in dieser Beschreibung enthaltene historische, literarische und andere Nachrichten, von denen ein nicht geringer Theil ganz neu ist, werden vielen sehr angenehm seyn. Der Verfasser hat vornemlich durch den ihm erlaubten Gebrauch des königlichen Archivs vieles entdeckt, das bisher unbekannt geblieben war.

Hannoverisches Magazin.

38tes Stück.

Montag, den 10ten May 1779.

Kleine Aufsätze über verschiedene Gegenstände.

I.

Eine Nationalgeschichte.

Wir lachen unsern Verstand weg. Seitdem es in Deutschland Mode geworden, Empfindsamkeit auszuhängen, bey der man nichts fühlt, weiden sich unsere Gottschede an diesem **Worte**. Es wäre für sie Schimpf, wenn man glaubte, sie haben ein Herz.

Das glaubt man nicht. Aber man glaubt, daß unsere Gottschede alle Begriffe verwirren, die Natur des Menschen nicht kennen, nie recht einsehen, gegen was sie streiten, und bacchantisch lachend schwanken zwischen Wahrheit und Schatten. Kinder wissen itzt, daß man durch Empfindsamkeit eine größere Fähigkeit, nicht zu **jeder Art** von Empfindungen verstehen soll, sondern zu Empfindungen, in welchen etwas **Sittliches** ist. Jede aufgeklärte Nation zählte in jedem Zeitalter Güte und Größe des Herzens zu den Merkmalen einer erhabenen Sinnesart. Die edelmüthigsten Thaten fließen aus Empfindsamkeit. Wir verhöhnen bloß darum, weil wir so gerne witzig seyn wollen, diese menschenfreundliche und so sehr mißkennte Eigenschaft guter Seelen; und doch war sie die einzige Triebfeder jenes liebenswürdigen und rührenden Betragens der Franzosen auf der Insel **Re**, gegen unsere daselbst hingeworfene unglückliche Freunde und Landsleute.

Man weiß, daß ein Englischer Schiffscapitain, der hundert und sieben und achtzig Mann Hannöverischer Truppen nach Gibraltar führen sollte, sein Schiff für verlohren hielt, als es den 13ten Nov. 1775, auf der hohen See einen Leck bekommen; daß er, nebst den vornehmsten Officiren und den meisten Matrosen, auf Booten sich retten wollte, und daß alle dabey augenblicklich ihr Leben einbüßten. Die im Schiffe gebliebenen Männer erwarteten mit ihrem einzigen Befehlshaber, dem damaligen Lieutenant **Wiedeburg**, drey ganze Tage nach einander, auch ihren Tod. Den 15ten Novemb.

des Nachmittags um zwey Uhr, da sich der Himmel einmal etwas aufgekläret hatte, entdeckten sie, obgleich in einer sehr weiten Entfernung, Land. Aber Abends um sechs Uhr berichteten die Matrosen dem Befehlshaber, nunmehr sey fast alle Hoffnung zur Rettung verschwunden, und nach aller Wahrscheinlichkeit würden sie binnen einer halben Stunde sämmtlich in den Wellen begraben seyn.

Herr **Wiedeburg** gieng sofort aufs Verdeck, und, wie er glaubte, zum Tode. Auf dem ganzen Schiffe herrschte Stille und Traurigkeit. Nach Verlauf von einer Stunde war wieder Hoffnung zum Leben. Aber bald darauf rief ein alter Matrose, welcher itzt das Ruder führte, Land, Land; und der neben ihm stehende Matrose schlug sofort beyde Hände zusammen, und schrie ganz laut: Gott sey meiner armen Seele gnädig, alles ist verlohren, wir bleiben nicht mehr über eine Viertelstunde am Leben! Nun folgte wieder auf dem ganzen Schiffe ein höchst rührender Auftritt. Alle Soldaten fiengen an zu beten, und Gott anzuflehen um ein seliges Ende. Ein Freund und ein Landsmann suchte und rief den andern, um sich noch einmal zu umarmen, und auf ewig Abschied zu nehmen. Einige umarmten sich vest, und wollten mit einander sterben. Viele stürzten ihrem Befehlshaber um den Hals, küßten ihn, und nahmen sehr beweglich von ihm Abschied. Herr **Wiedeburg** betete auch, und empfand dabey, wie er selbst bezeuget, eine besondere Stärke, den Tod mit Standhaftigkeit zu erwarten.

Nach und nach faßte das Schiff öfters Grund, und that dabey solche Stöße, daß man auf dem Verdecke kaum stehen konnte. Das Ruder brach in Stücken. Jedoch ließ der alte Matrose das Steuer nicht eher fahren, als bis es gleichfalls zerbrach, und ihm aus den Händen fiel. Er blieb stehen und erwartete in dieser Fassung seinen Tod. Unter steten Gedanken, daß jeder Augenblick der letzte sey, und unter beständigen Stößen des Schiffes ward eine Stunde hingebracht. Nun sagten wieder einige Matrosen, wir sind ausser aller Gefahr; das Schiff steht still, es hat sich im Sande bereits so veste gesetzt, daß nichts mehr zu befürchten ist, so bald Tag wird, wollen wir Anstalten machen um ans Land zu kommen. Man feuert eine Canone ab, und thut ein paar Schüsse mit dem kleinen Gewehr, auch eine brennende Laterne wird am Mittelmast aufgehängt. Aber auf alles dieses entdecket man nichts von Menschen.

Es war eben die Zeit der höchsten Fluth. Das Schiff gieng mit dieser nicht nur über die Felsen weg, auf welchen es bey der Ebbe gescheitert hätte, sondern es ward auch so nahe als möglich ans Land getrieben. In der ganzen Gegend war dieser Weg der einzige, den ein solches Schiff kommen konnte, ohne in Stücken zu gehen. Es kam aber glücklich zwischen denen auf beyden Seiten im Wasser verborgenen

nen Felsen hindurch. Das Meer ist in dieser Gegend immer sehr unruhig, und bey der geringsten Veränderung des Wetters wütend, daher sich niemals auch kein Fischerboot alsdann dahin wagt. Obgleich nun endlich das Schiff nicht mehr fortgieng, so wurde es doch noch immer stark bewegt, und hörte auch nicht eher auf mit stoßen, bis die Fluth merklich abnahm. Die Wellen schlugen es indeß immer, und sprützten über das Verdeck. Unter allerley Berathschlagungen und Erwartungen brach endlich der so sehnlich gewünschte Morgen des 16ten Novembers an. Jeder hatte nun die Augen nach dem Lande gerichtet, um Entdekkungen zu machen.

Das erste was sie erblickten, waren Pferde, die am Strande des Meers giengen. Bald darnach kamen Bauern, die das Schiff immer eine gute Weile ansahen, und dann den Pferden folgten. Hierauf ritten einige am Strande herunter, betrachteten die Hannoveraner genau, und nahmen sodann wieder ihren Weg ins Land hinein. Ungefehr eine Stunde nachher bemerkte man viele Leute. Das Ufer ward bald voll von Menschen, und viele unter ihnen hatten blaue Uniformen und weiße Cocarden an den Hüthen. Hieraus schlossen unsere Freunde, sie befinden sich an der Französischen Küste.

Die Franzosen gaben sich die äußerste Mühe, ihnen alle zu ihrer Rettung mögliche Mittel durch Zeichen zu bedeuten. Ihr ganzes Betragen ließ schon im voraus eine freundschaftliche Aufnahme von ihnen hoffen, und die Hannöverischen Soldaten geriethen darüber in eine ungemeine Freude. Aber nun äußerten die auf dem Schiffe befindlichen sechs Englischen Matrosen einen charakteristischen Zug von Barbarey und Brutalität. Sie wurden nicht nur äußerst betrübt und niedergeschlagen, so bald sie merkten, die entdeckte Küste sey eine französische Küste. Sie baten sogar Herrn **Wiedeburg** recht inständig: er möchte ihnen doch noch die einzige Liebe erzeigen und verhindern, daß die Hannoveraner ihre Freude gegen die Franzosen nicht äußerlich und laut blicken liessen, indem ihnen dies die Seele durchbohre.

Ein Detachement französischer Soldaten von etwa dreißig oder vierzig Mann kam inzwischen ans Ufer. Die Regiments Zimmerleute hatten nach Anweisung der Matrosen in der Eile ein Fahrzeug gemacht von zwey langen Balken, die an den Enden durch zwey Queerbalken bevestiget wurden; unter jeden Queerbalken band man eine leere Tonne, und man nagelte Bretter aus den Bettstellen über die langen Balken. Auf diesem Fahrzeug hatten höchstens sechs Mann Platz. Die am Ufer stehenden französischen Officiere gaben durch Schreyen und Winken zu verstehen, es sey keine Zeit zu verlieren. Das Fahrzeug ward also vom Schiffe herabgelassen. Der stärkste von den sechs Matrosen wagte es, mittelst einer langen Stange, mit solchem

nach dem Lande zu schiffen, um einen Strick herüber zu bringen, den man vorne an das Fahrzeug band, damit man die Schiffsbesatzung sodann ans Land ziehen könne. An dem andern Ende des Fahrzeugs war gleichfalls ein Strick vestgemacht, womit solches wieder zurück ans Schiff gezogen werden konnte.

Es war schrecklich anzusehen, sagt Herr **Wiedeburg**, wie dieser Matrose mit seinem Fahrzeuge in den Wellen herum arbeiten mußte. So oft er solche ankommen sah, legte er sich platt auf sein Fahrzeug nieder, und so bald solche über ihn weg waren, sprang er wieder in die Höhe, und fieng an zu arbeiten. Er würde aber doch nicht durchgekommen seyn. Denn ungefehr zwanzig Schritte vom Schiffe ragte die Spitze eines alten Damms aus dem Wasser, und zog sich von beyden Seiten bis ganz nach dem Ufer. Diesen Damm konnte man jedoch nur bey der niedrigsten Ebbe sehen. Bey der Fluth fuhren die Wellen über weg, bey der Ebbe hingegen stießen sie daran ab, und prellten allemal wieder zurück. So bald also der Englische Matrose sich der Stelle näherte, wo sich der alte Damm befand, nahmen ihn die Wellen eben so weit wieder mit zurück, als er vorwärts gearbeitet hatte. Endlich wagte ein französischer Matrose sein Leben, und kam vom Lande ab, durchs Wasser, bis ans Fahrzeug, sprang auf dasselbe, und so bald er den Engländer recht zärtlich umarmt und geküßt hatte, nahm er den Strick, und kam glücklich damit wieder zu Lande. Nun würde der Englische Matrose mit seinem Fahrzeuge wieder nach dem Schiffe zurück gezogen, und sofort auch der Anfang gemacht mit Ausschiffung der Mannschaft.

Die Franzosen hatten nun gleichfalls ein kleines Fahrzeug herbey gebracht, in welchem sich zwey Matrosen befanden, die aber mit solchem nicht weiter als bis an die Stelle des alten Dammes kommen konnten. Da nun das Hannöverische Fahrzeug auch nicht weiter zu kommen vermochte, so mußten unsere guten Landsleute hier solches allemal verlassen, und sich bemühen, den Damm zu erreichen, welcher itzt noch völlig unter Wasser stand. Aber die mehrsten fielen dergestalt über den Damm hinweg, daß sie sofort auf der andern Seite ganz unter Wasser kamen. Hier thaten nun die beyden französischen Matrosen alles, und retteten manchem Hannoveraner das Leben. Denn so bald sie sahen daß einer in Gefahr schwebte, sprangen sie selbst aus ihrem Fahrzeuge heraus, und gaben sich alle Mühe, ihn wieder in die Höhe zu bringen. Solche, die schon so betäubt waren, daß sie nicht mehr zu stehen vermochten, brachten sie in ihr Fahrzeug, und führten sie damit ans Land. Die übrigen mußten von dem Damm ab, so lange solcher nicht zu sehen war, noch über hundert Schritte oft bis unter die Arme, zu Fuße durchgehen.

Das

Das Fahrzeug fuhr zum viertenmal ab, da sich endlich der Befehlshaber des Schiffes, Herr **Wiedeburg**, auch an dem Strick herunter ließ. Als er an solchem herunter kam, war das Fahrzeug durch die Wellen unter ihm weggetrieben. Er mußte so lange über dem Wasser hängen, bis solches wieder hingezogen werden konnte. Sobald man sich auf dem Fahrzeuge befand, mußte man sich auf die Knie setzen, den Huth zwischen die Beine nehmen, so oft Wellen kamen sich vest niederdrücken, und mit aller Macht halten, um nicht herunter geworfen zu werden. Die Wellen waren wenigstens viermal über Herrn **Wiedeburg** weggegangen, als er den Damm erreichte. Er fiel zwar auch von demselben auf die andere Seite wieder herab ins Wasser, jedoch half er sich von selbst wieder auf die Füße. Ein Französischer Capitain, Herr **Roque**, der ein wenig deutsch verstand, hatte sich auch ins Wasser gewagt, und war itzt dem Herrn **Wiedeburg** so nahe gekommen, daß er ihm die Hand reichen, und ihn wieder auf den Damm hinauf ziehen konnte. Er führte ihn auf solchem heraus bis ans Land, umarmte ihn sodann, und wünschte ihm Glück zu seiner Errettung. Der Obristlieutenant **de Marengue** vom Regiment **Royal Corse** empfieng ihn am Ufer mit gleicher Zärtlichkeit. Eben so der Commendant und Vice Gouverneur der Insel **Re** Herr **de Faliere**, und der Graf von **Genlis** Inspector über die dasige Marine.

Mit solcher Liebe und Zärtlichkeit wurden die Hannöverischen Soldaten von den Französischen Soldaten empfangen, daß man es ohne Freude nicht ansehen konnte. Die Franzosen küßten und umarmten die Hannoveraner nicht nur recht brüderlich, sondern hatten sich auch mit Brodt, Wein und Brandtewein versehen, um sie damit wieder zu erquicken. Der Commendant gab Befehl, daß man allen Unterofficieren und Soldaten, von denen aber nur noch etliche sechzig gerettet waren, Zimmer in den Casernen anweise, wo sie Holz, Licht, Betten, Brodt, Fleisch und Geräthe zum kochen fanden. Er selbst nahm den Herrn Lieutenant **Wiedeburg** untern Arm, und führte ihn so nach seinem Hause zu einem Gastmahl von dreyßig Personen.

Am Abend des folgenden Tages wurde ein Französischer Schiffscapitain, nebst einem Matrosen, nach dem Schiffe geschickt. Sobald der Capitain ankam, war sein erstes Verlangen, daß das große Segel am Vordermast eingenommen werde, indem er versicherte, so lange solches ausgespannt bliebe, schwebe die ganze Besatzung noch immer in der größten Gefahr. Die drey Englischen Matrosen, die sich noch auf dem Schiffe befanden, mußten dazu gezwungen werden, weil sie sich mit Güte diesen heilsamen Vorschlag nicht wollten gefallen lassen; und da der französische Matrose mit hinauf stieg, um ihnen dabey zu helfen, warfen sie ihn mit Ge-

Gewalt herunter, und wollten ihn durchaus nicht bey sich dulden.

Am 17ten Nov. ward mit der Ausschiffung der Mannschaft fortgefahren. Die Franzosen hatten an diesem Tage ihr kleines Fahrzeug auf dem Hannöverischen Fahrzeug bevestiget, in der Absicht, damit die Leute theils den Wellen nicht so ausgesetzet seyn möchten, und theils auch zur Noth ihre Tornüster bey sich haben könnten. Nachdem solches einmal ganz gut gegangen, ward endlich das ganze Fahrzeug durch die Wellen umgeworfen, die ganze Mannschaft kam völlig unter Wasser, und da die mehresten davon ihre Tornüster an sich hatten, wurden sie dadurch noch heftiger hinunter gezogen. Sie vermochten nicht mehr sich zu halten. Es wäre keiner von ihnen gerettet worden, hätten die französischen Matrosen hier nicht abermal das beste gethan. Denn diese suchten mit vieler Gefahr ihres eigenen Lebens unsere armen Landsleute in dem Wasser wieder auf, zogen sie als todt heraus, und brachten sie ans Land. Drey davon sind bald wieder zu sich gekommen. Bey den drey übrigen hat man alle diejenigen Mittel angewandt, die in dergleichen Fällen nur möglich sind, um wieder Leben in sie zu bringen. Bey zween war alles vergeblich. Einer hingegen fieng, nachdem man über eine Stunde an ihm gearbeitet hatte, wieder an, etwas Athem zu schöpfen. Ein angesehener Bürger aus **Saint Martin**, einer kleinen Stadt auf der Insel **Re**, welcher dabey stand, zog sogleich sein Hemd vom Leibe, und reichte es hin, solches diesem wieder Auflebenden anzuziehen; da es noch warm sey, sagte dieser Menschenfreund, so hofte er, es würde ihm wohl bekommen. Er selbst gieng nachher ohne Hemd wieder zurück in die Stadt.

Noch konnte man die Mannschaft nicht völlig vom Schiffe hinwegbringen. Es mußten sechs Mann und zwey Corporale darauf bleiben. Diese erduldeten darauf in der Nacht vom 17ten zum 18ten Nov. noch schreckliche Angst und Noth. Ein heftiger Sturm mit Donner, Blitz und Regen, erhub sich in dieser Nacht. Das ganze Schiff war fast immer mit Wellen bedeckt. Man konnte keine Stelle mehr finden, wo man für dem Wasser wäre sicher gewesen. Das Schiff krachte oft dermaßen, daß man glaubte es würde in tausend Trümmern vergehen. Gegen den Morgen legte sich der Sturm. Das Schiff ward indessen so nahe an den Damm getrieben, daß die noch übrige Mannschaft am Morgen sich gleich auf den Damm herunter lassen und darauf bis ans Land kommen konnte. Nun war alles mögliche gerettet.

Unsers Königs Majestät schickten mitlerweile, von London aus, den Herrn Grafen **von Taube** nach der Insel **Re**. Dieser Officier war durch sein sanftes und leutseliges Wesen just der Mann, der die Gesinnungen unsers Monarchen diesen liebreichen Franzosen auf die edelste Weise erwiedern konnte.

konnte. Ein neues Schiff traf auch den 13ten Januar 1776 aus England ein. Der folgende Morgen ward angesetzt zur Abfahrt nach Gibraltar. Nicht nur hatte der französische Commandant erlaubt, sondern er hatte sichs sogar ausgebeten, daß Herr **Wiedeburg** mit fliegender Fahne und klingendem Spiel ausmarschiren möchte, und zwar vor dem unter seiner Anführung in Parade stehenden ersten Bataillon des Regiments **Royal Corse.** Dies geschah; und an dem Orte, wo unsere Freunde abfuhren, waren die mehresten Officiere und Einwohner der Stadt **Saint Martin** versammelt, wünschten ihnen Glück zur Reise, und viele sahen ihnen mit Thränen nach.

Doch man lese dieses alles in der in diesem Jahre in Hannover herausgekommenen Schrift des Herrn **Wiedeburgs**, deren Bekanntmachung wir der edlen Vaterlandsliebe des Herrn Generals **von Wangenheim** zu danken haben. Mein Auszug ist zu kalt. Kann alsdann noch Jemand diese uns so werthe Nationalgeschichte nicht **empfinden**, so bedaure ich ihn, aber meine Seele wendet sich von ihm weg, denn er ist ein Unmensch.

II.

Empfindeley.

Empfindler sind gar schlechte Schützen, sagt der Verfasser der Physiognomischen Reisen, **treffen immer's Zwerchfell, wenn sie aufs Herz zielen.** Dies sagte auch ich oft der Frau **von** —. Als ihr aber vor ein Paar Jahren eine Fliege unter das Halstuch kroch, und sie nicht stach, befürchteten die Umstehenden gleichwohl Convulsionen. Ein junger Herr sprang herbey, und fieng die Fliege. Ach gebt das arme Thierchen an meinen Bedienten, sprach die Dame, damit er das Fenster aufmache, und es in Freyheit setze. Man rief den Bedienten in großer Eile. Er stürzte herein, faßte die Fliege mit zwey ausgespitzten Fingern an, gieng darauf langsam ans Fenster, kam aber äußerst betroffen und mit einem feyerlichen Gesichte, die Fliege immer sehr behutsam und zärtlich in den Fingern haltend, zu der Dame zurück. Ach warum habt ihr dieses Gottesgeschöpf nicht in Freyheit gesetzet, fragte sie in leisem Eifer? Der Schurke erwiederte: **Ihr Gnaden, es regnet!**

III.

Gottesfurcht bey Officieren.

Gottesfurcht und ein Menschenherz bey einem Officier, sind für mich etwas sehr Erhabenes. Auf die Knie möchte ich fallen, wenn ich alle Merkmale einer heroischen Seele in dem Menschenfreunde sehe, von dem ich weiß, wie oft er dem armen hülflosen Landmann in drohenden Gefahren

schon

schon beygestanden hat, und wie oft er noch ein Engel Gottes seyn wird mitten unter Mord und Brand.

Mein Herz erhebet sich in Ehrfurcht und Bewunderung, so oft ich mit Officieren von sanften Sitten in Gesellschaft bin, und dieses Glück hat man hier häufig. Sie tragen das Gepräge großer Männer und guter Menschen an der Stirne; sie werden uns nicht, wie jene — durch Pechkränze vergessen machen, daß wir nicht mehr leben in dem Jahrhundert des **Tilly**.

Kriege waren fast in jedem Lande die Epoche von dem Umsturz der Sitten. Man lebt für den heutigen Tag, wenn man dem kommenden nicht mehr traut. Alles verwildert. Wer aber an Gott und die Menschlichkeit denkt, mit dem Degen in der Faust und unter dem Getöse der Waffen, verdient unverwelklichere Siegeskränze, als die größten Länderverwüster.

Wenn ich in unsern Kirchen die edlen Männer sehe, vor denen unter **Ferdinands** — unsers verewigten Retters Anführung Frankreichs Heere wichen, in ihrem bescheidenen Anstand, aus voller Brust unsere heiligen Lieder singend, und so ehrerbietig aufmerksam auf die Worte Gottes und unserer Lehrer; dann fühle ich, daß nichts liebenswürdiger ist, als Officiere, die sich biegen vor Gott, und mit Fröhlichkeit geblutet haben in den Schlachten.

Gesegnet deucht mir jedes Land, in welchem bey Officieren von allen Regimentern Menschlichkeit und Großmuth gepaart gehen, mit der höchsten Tugend und der Verachtung aller Gefahren.

IV.

Die zwey Böcke.

Deutschland hat seine Originalköpfe und seine Originalwerke, wie die größten Nationen; aber noch hie und da Leser und Demagogen des Geschmacks, deren sich **Gott erbarme!** —

Ich weiß nicht, ob ich noch wünschen und erwarten soll, daß etwas hier Aufsehen mache, — schrieb mir neulich aus einer großen deutschen Stadt einer der berühmtesten Philosophen. Es war bey uns, sagt er, mehr Redens von den beyden streitbaren Böcken auf dem Titelblatte einer sehr ungesitteten Brochüre über den ungesitteten **Ton in den Streitschriften einiger deutschen Gelehrten und Schöngeister**, als von dem größten Meisterstücke.

So gehts, setzt mein philosophischer Freund hinzu: Glück für einen, worüber der andere sich ärgert! Meelklöse oder Markpudding, Rothwurst oder Schnepfen, gahr oder nicht gahr, mit unreiner Butter begossen, oder im eignen Safte gekocht, alles geht herunter, und hat gleich gut geschmeckt, oder der Unterschied war wenigstens so klein, daß keiner ihn zu bemerken der Mühe werth hält. Unser Schlund ist gut und weit. Wir schlucken auch zuweilen ein Beinchen ohne Schaden herunter, und es würgt nicht.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

39tes Stück.

Freytag, den 14ten May 1779.

Fortsetzung einiger kleinen Aufsätze über verschiedene Gegenstände.

V.

Naivheit.

Man kann die Exempel des Naiven nicht zu sehr häufen, um damit die Begriffe desselben dem Philosophen, der sie aus einander setzet, zu erleichtern.

Das erste Exempel, das mir seit kurzem vorkam, sollte ich zwar verschweigen, weil es für das künftige Glück eines sehr artigen Kindes Folgen haben könnte. Dieses Kind, ein kleines liebes Mädchen von fünf Jahren in Hannover, hörte die Worte der Schrift: **das Weib müsse unterthan seyn ihrem Manne.** Vierzehn Tage nachher erzählte sie das ihrer Erzieherinn, und setzte hinzu: **ach Mamsell, ich wollte der liebe Gott hätte das nicht gesagt.**

Das zweyte Exempel ist ein kindliches Compliment für einen der größten Originalköpfe Deutschlands, Herrn Leisewitz. Ich möchte wohl Leisewitzen zum Essen bitten, sagte eine junge Dame in Hannover zu ihrem Manne. Eines ihrer Kinder fragte hierauf: liebe Mamma, wer ist Herr Leisewitz? Die Dame antwortete lachend: Herr Leisewitz ist ein schöner Geist. So, sagte das Kind, **also ist Herr Leisewitz der liebe Gott.**

VI.

Guter Adel, und schlecht bedient.

Guter Adel, und schlecht bedient, war der gewöhnliche Weidspruch eines Westphälischen Edelmanns, der den Einfall hatte seine Maitresse auf einem Bette liegend mahlen zu lassen. Das Bild gefiel ihm ziemlich wohl; und doch glaubte er sich **schlecht bedient.** Der Mah-

ler fragte sehr neugierig nach der Ursache? Ich mag nicht, antwortete der Edelmann, daß jeder eben so viel Vergnügen von diesem Bilde haben solle, als ich habe; **mahl er mir eine Gardine vor dieses Bett.** Euer Hochwohlgebornen Gnaden sehen aber alsdann ihre Maitresse auch nicht, erwiederte der Mahler? **Das thut nichts,** versetzte der gnädige Herr, **mahl er nur die Gardine, denn ich weiß schon was darhinter ist.**

VII.

Ehre, einem Schwein erzeigt.

Die Menschen sind mit ihrer Achtung, zumal nach dem Tode, bald Geitzhälse, und bald Verschwender. **Leibnitz** — liegt bekanntlich in der Neustädter Kirche in Hannover, ohne Grabmaal; sein Name ist in den Stein nicht eingehauen, der ihn deckt. Hingegen sah ich auf dem Rathhause zu Lüneburg in einem kostbaren Glaskasten, den Schinken eines um die Menschheit sich verdient gemachten **Schweins**, mit folgender in Gold eingegrabenen Inschrift:

> Hic tibi cernere licet
> Reliquias Porci
> Qui primus aquarum
> Quæ Luneburgi salsæ scatent
> Repertor dici meruit.

VIII.

Von dem Zustande der Chirurgie und Musik bey der Russischen Armee.

Manstein giebt uns in seinen Beyträgen zur Russischen Geschichte einen sehr deutlichen Begriff von Chirurgie und Musik bey der Russischen Armee. Die Russischen Compagniechirurgi, sagt dieser vortreffliche Mann, können kaum rasiren. Man nimmt sie aus den Rekruten. Der Oberste, wenn er diese mustert, faßt den ersten den besten Bauerkerl bey der Schulter, schmeißt ihn aus Gliedern und Reihen heraus, und sagt ihm, du mußt ein **Chirurg** seyn. Umsonst bezeuget der arme Sünder, er verstehe dieses Handwerk nicht, er werde es in seinem Leben nie lernen. Er muß es lernen, und hat er dazu keine Talente, so werden sie ihm eingeprügelt. **Manstein** sagt, daß man auf gleiche Art die **Hoboisten** bey den Russen wähle, und hieraus begreife man die Schönheit der Musik bey ihrer Armee.

IX.

Tugend und Rechtschaffenheit.

Tugend und Rechtschaffenheit muß man, wenn sie nicht leere Namen seyn sollen, wörtlich nach der Meynung des Oberkammerherrn de la Foret ausüben. Auf einem Concert bey Hofe in Hannover fragte la Foret, warum die Musikanten so oft aufhören zu spielen? Sie machen eine Pause, sagte man ihm. Im Dienste unsers Königs, versetzte er mit Hitze, giebt es keine Pausen.

X.

Plattdeutsche Art und Kunst.

Haben unsere Gottschede schon irgendwo jenes ehrliche Monument Plattdeutscher Art und Kunst, das Grabmaal des Burgermeisters Kerkering in der Marienkirche zu Lübeck, gelobt? Mit den Meisterstücken von Griechenland und Rom vergleiche ich es zwar eben nicht; denn es empfiehlt sich gerade von der entgegengesetzten Seite.

Ueber dem Grabstein steht ein Crucifix. Unter demselben eine Heerde Lämmer, die an das Crucifix hinauf gaffen. Mitten unter diesen Lämmern liegt in vollem Ornat der Bürgermeister Kerkering, der krumme Beine gehabt haben muß, betend auf den Knien, und gleichfalls an das Crucifix hinaufsehend. Unten liest man folgende plattdeutsche Inschrift:

Hier unner liegt Hans Kirkering
De so schep up de Föte gieng.
O Here! mack em de Schinken liek,
Und help em in din Himmelriek!
Du nimpst di ja de Lämmer an,
So lat den Buck doch ock mit gan!

XI.

Der Sonntagskopf, und der Alltagskopf.

An einem heitern Morgen besuchte ich einst eine sehr liebenswürdige Dame. Sie war eben unter den Händen ihres Friseurs, der sich alle Mühe gab, sie so gut aufzusetzen als des Sonntags, oder für die Assemblee; da sie doch nichts verlangte als eine leichte alltägliche Frisur. Ich möchte einen Sonntagskopf haben und einen Alltagskopf, sagte die schöne Dame, in den Spiegel guckend, etwas brummisch zu ihrem Friseur.

Ich nicht. Denn mit meinem Alltagskopfe finde ich allenthalben Gehör.

hör. Ich mache mir Freunde und Gönner. Man läßt mich geruhig fortschlendern auf der Bahn des Lebens. Man suchet mir nicht Fehler auf. Man weidet sich nicht an meinen Gebrechen. Man freuet sich nicht, wenn Unglück über mich kommt. Man grinset nicht mehr mit den Zähnen, wenn Gott meine Wunden heilt.

Einst setzte ich auch zuweilen einen Sonntagskopf auf; und immer bespritzte man mich mit Koth, immer schmiß man nach mir mit Steinen.

XII.

Was ein Mädchen aus Mismuth that.

Lavater frägt irgendwo: ob alles, was uns fehlerhaft und unvollkommen vorkommt, höhern Wesen, die mehrere Verhältnisse und Verbindungen der menschlichen Natur wahrnehmen und überschauen können, nicht ganz anders vorkommen müsse?

Ein Mädchen im Hannöverischen, ließ sich zu einem Kinde verhelfen. Der Herr Amtschreiber des Ortes, welcher so viele Nachsicht nicht haben mochte, als vielleicht in einem solchen Falle ein Engel, filzte das schwangere Mädchen capitelvest aus. Das arme Ding weinte bitterlich und sprach: **Ach mein lieber Herr Amtschreiber, ich habe immer Unglück gehabt in der Welt, und was thut man nicht zuletzt aus Mismuth!**

XIII.

Die Nachwelt.

Sehr selten gehe ich in Hannover um die Ecke des Hauses herum, wo **Leibnitz** gewohnt hat, ohne zu lächeln über den Anspruch von so manchem kleinen — auf die Ehrfurcht der Nachwelt.

Aus diesem Hause gieng das Licht hervor, das Deutschland erhoben hat in den ersten Rang der Nationen. Hier lebte und würkte der Mann, vor dessen Augen das Unermeßliche sich darstellte, wie vor den meinigen die Straße, auf der ich wohne. Dessen Geist in der Mitte stand zwischen der menschlichen Natur, und der Natur höherer Wesen.

Und wie fühlet nun die Nachwelt auf der heiligen Erde rund um dieses Haus, den Schauder unsterblicher Ehrfurcht? An die Mauer, auf welcher die Fenster von **Leibnitzens** Studierstube ruhen, sehe ich alle Tage pissen.

XIV.

XIV.

Der Bienendieb.

Einem Prediger im Oldenburgischen wurden seine Bienen gestohlen. Er ward bitterböse, hielt strenge Nachfrage links und rechts, scholt und drohte wie sichs gebührt. Dies alles half nicht. Endlich lernte er **Lavaters** Predigt, bey Anlaß der **Vergiftung des Nachtmahlweins** auswendig, hielt sie am nächsten Sonntag, warm von der Kanzel, an seine Bauren, applicirte alles was **Lavater** von dem *angeblichen* Nachtmahlvergifter sagt, mit schrecklichem Getöse, auf den Bienendieb. Den Bauern schauderte die Haut, ein Paar Weiber machten Fehlgeburten. Aber die Bienen kamen nicht wieder.

XV.

Etwas von Voltaire.

Mich ärgert nicht, wenn kleine Leute Connexionen suchen, durch alle mögliche Schlüssellöcher der Herzen. Es gehöret zur Politik ihrer Classe, daß sie der Kammerfrau, der Kammerjungfer, dem Garderobenmädchen, dem Hausverwalter, dem Kammerdiener, dem Kutscher und dem Papegay die **Cour** machen, wenn diese viel gelten bey dem gnädigen Herrn oder der gnädigen Frau; und dann hinter ihrem Rücken lachen.

Aber mich ärgerts, wenn Männer von Erziehung auf diesen Katzenwegen gehen, den Staub lecken von jedem vornehmen Fuße, kriechen für jede elende Gnade, immer tanzen nach der allgemeinen Pfeife, immer dem Heiligen des Tages schmeicheln, immer Lob posaunen dem, der itzt in der Höhe sitzt; und wenn er todt ist, oder herabgeworfen von seiner Größe, bey der Erzählung von allem, was er edles und gutes gethan hat, gähnen.

Sie sagen zwar, alles hat seine Zeit. Der Einsiedler auf der kleinen Insel Lampeduse, habe den türkischen Schild ausgehängt, wenn ein türkisches Schiff seiner Insel sich näherte, und beym Anblick eines christlichen Schiffes das heilige Kreuz. Aber eben darum setzte der Herzog **von Choiseul**, nach seinem Abschied vom Hofe, auf ein Dach, gerade vor den Fenstern seines Schlosses zu **Chanteloup**, eine Windfahne, und in dieselbe das Portrait des **Voltaire**.

XVI.

Kraft.

Lange vor den **Kraftpredigten**, die man uns seit einigen Jahren von den Alpen herab, vom Mayn und von der Donau hält, hat man in Frankreich gesagt: **daß nur die Lauigkeit unsers Willens alle unsere Schwachheit macht, daß man immer stark genug ist, das zu thun, was man stark will, daß das Wort Tugend von Kraft herstammt, und daß Kraft die Grundlage ist von jeder Tugend.**

Das nehmen jedoch unsere **Kraftprediger** ganz anders. **Kraft haben** — heißt ihnen nachbeten in allen natürlichen und übernatürlichen Dingen. In Dramaturgie, Theosophie, Theologie, Philosophie, und Politik, an niemand glauben als an sie. Dies heißen sie **vest stehen**, dies heißen sie sich **anwurzeln**; und wer dies (sagt nicht, daß ers nicht **kann**) nicht **will**, ist 'n **schwacher Kerl**.

Hundert gegen eins wette ich, armer Schwacher, dennoch, daß sich dieser Predigten niemand mehr freut als der **Teufel**. Wo fällt ohne Kraft ein Braten in die Hölle? Welche Lehre ist fähiger die Galgen zu behängen? Wars nicht Kraft, als **Voltaire** auf seinem Sterbebette dem bescheidenen Pfarrer von Saint Sulpice eine Hand voll seines eigenen Kothes ins Gesicht schmiß? Wars nicht Kraft an dem fünfjährigen Buben, der in einem Beckerhause in — vor einem über dem Feuer stehenden großen Kessel voll siedenden Wassers teuflischlächelnd auf und nieder gieng, den herumstehenden Leuten sagte, daß sie dem Henker unter die Hände kommen würden, wenn er in den Kessel hineinsprünge; und, da sie ihn wegjagen wollten, hineinsprang, und starb?

Die Hand aufs Herz, ihr Kraftmänner, ihr **Elasticitätsnarren, die alles können, was sie wollen!** Welche unter euch, sind die Verherrlicher und Verbesserer der Menschheit, die Reformatoren Deutschlands und der Welt, durch ihre Mannskraft die Ueberflügler aller Nationen und Zeitalter? und welche von euch, Verführer der Jugend, ihre Hinleiter ins Verderben? Hat keiner, so unschuldig auch seine Absicht gewesen seyn mag, **Blutschuld** auf seinem Gewissen? Hat niemand mit euren Schriften in der Hand, sich eine Pistole ins Hirn abgedrückt, sich ins Wasser gestürzt, Arsenik verschlungen? Habt ihr die Familien, in Verzweifelung, gesehen; gesehen die schönen blutenden Herzen? Habt ihr die **Leichen** gezählt? —

XVII.

XVII.

Liebe für Kästnern.

Unsere Gottschede lieben Kästnern, weil er zuweilen nach würdigen Männern schlägt, die zu necken sie zu marklos sind. Ich liebe Kästnern auch. Aber deswegen, weil ich in einer Schrift von ihm den erhabensten Gedanken finde, den vielleicht je ein Mensch dachte. **Es ist gewiß nicht einerley, sagt Kästner — ob ich den gestirnten Himmel wie eine Gasse mit Laternen ansehe, oder ob ich weiß, das kleinste was ich sehe, ist myriadenmal größer als die Erde — und der, der das alles machte, und regiert, hört auf mein Gebet.**

XVIII.

Der Herzog von Chartres und der Ritter York.

Der Herzog von Chartres, Großadmiral von Frankreich, speißte im Frühling 1778 nebst verschiedenen Franzosen, im Haag in Gesellschaft des Englischen Gesandten, Ritters und Generals York. Die Franzosen waren sehr lustig, und sprachen viel von ihren bevorstehenden Heldenthaten, in allen vier Welttheilen, und zumal von ihrer Landung in England. York war ganz still — Sie lachen nicht, sagte ihm der Herzog von Chartres? Bey ihrer Landung, antwortete York, werde ich lachen.

XIX.

Der Vicomte von Noailles, und Herr Elliot.

Der Vicomte von Noailles sagte im Sommer 1778 dem Englischen Gesandten, Herrn Elliot, in Berlin: Gestehen Sies nur, daß ihre Nation sehr sehr herunter ist? das gestehe ich gerne, erwiederte Herr Elliot: wir sind so herunter, daß uns nichts mehr retten konnte, als ein Krieg mit euch.

XX.

Ein Wort für Kranke.

Unsere Sitten haben überaus viel höfliches, angenehmes, mildes, gefälliges und liebevolles. Nur scheinen sie mir zuweilen in Absicht auf das

Ver-

Verhalten gegen Kranke nicht genug überdacht.

Kaum ist bekannt, daß wir einige Tage zu Bette liegen, so quartiert sich schon ein Dutzend kaltblütiger Besucher bey uns ein. Sie haben kein anderes Geschäfft in der Welt mit uns zu behandeln, als bloß nach unserm Befinden zu fragen. Jeder will die Geschichte der Krankheit wissen, und den Namen des Doctors; und jeder erinnert uns dadurch an unserer Uebel ganze Reihe. Alle Gemächlichkeit fällt weg. Die wichtigsten Sorgen gegen eine Noth, die oft jede Stunde wächst, werden versäumt. Man spricht sich in ein zehnfaches Fieber hinein, damit nur man der langweilige Besucher nicht Langeweile habe; indeß da man im Grunde seines Herzens denkt, ach verstünde doch dieser Mensch genug Physiognomik, oder Pathognomonik, oder wie ihr das Ding heißen wollt, um die brennenden Merkmale meines Aergers über seine Gegenwart in allen Zügen meines Gesichts zu lesen.

In einer äußerst beschwerlichen und schmerzenvollen Krankheit erzählte ich, im Jahr 1770, einem dieser kalten Besucher meinen unausstehlichen Verdruß über die langen und unnützen Visiten, die mich vom Morgen bis in die Nacht quälten. Mit einem Hagel von Sarcasmen sagte ich ihm, daß diese Visiten jeden Augenblick mich abhielten, Ruhe und Hülfe bey beständigen Schmerzen zu suchen; vom Morgen bis in die Nacht mich abhielten eine Menge Billette von nothleidenden Kranken zu beantworten, die auf der Stelle müßten beantwortet werden.

Der Mann **schnackte** mir hierauf noch volle **vier Stunden** bey meinem Bette von allem in der Welt, was ich nicht wissen wollte, um mir die Zeit zu verkürzen; und läge ich noch itzt zu Bette, so würde er itzt noch **schnacken**. – – – – – – –

XXI.

So muß es seyn.

Die Schicksale eines Arztes und eines Schriftstellers haben viele Aehnlichkeit. Wenn jener aus dem Cirkel der Alltagsläufer und dieser aus dem Schwarm der Alltagsgesichter sich wegdrängt, um sich in der Ferne einen Namen zu machen, so muß er an dem Orte seines Aufenthalts mit der Verachtung kämpfen, ehe er zum Ruhm gelanget; er muß immer erwarten, alle Thoren gegen sich zu haben, bevor er hoffen darf, den Vernünftigen zu gefallen. Diese Schicksale scheinen unangenehm; und doch ist das Durchhauen weniger beschwerlich als der Sieg.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

40tes Stück.

Montag, den 17ten May 1779.

Fortsetzung einiger kleinen Aufsätze über verschiedene Gegenstände.

XXII.

Wie machen Aerzte die Gesunden krank?

Kein süsseres Geschäft ist in der Welt möglich, keines das edelmüthiger Seelen würdiger sey, als Kranke zu besuchen, Betrübte zu trösten, Schwache zu heben. Aber auch dazu gehöret mehr Sorgfalt als etwa solche für sich selbst haben, die zwar gesund sind, aber doch von ihrem Arzte eine beständige und tägliche Besucherey, ein immerwährendes Laufen, Hüpfen, Schwänzeln, Erkundigen und Forschen nach dem Befinden jedes Theiles an ihrem Leibe verlangen. Zu einem solchen Geschäfte braucht der Arzt keinen Kopf, sondern nur zwey gute Beine. Wenn aber doch diese Damen bedächten, daß durch die ewige Fragerey nach ihrem Befinden, durch diese unablässige Zergliederung ihrer Gesundheit, der Arzt ihre Aufmerksamkeit auf die kleinsten und unwichtigsten Gefühle erreget; ihre Einbildungskraft todtkrank macht; und dieselbe auf keine andere Weise retten, auf keine andere Weise mehr ihr Freund seyn kann, als wenn er ihnen, so oft es angeht, vom Leibe bleibt.

XXXIII.

Friede mit der Dummheit.

Operationsmesser, Bastillie, Gift, Dolche und Dominicanerkutten erschrecken mich nicht – in Vergleichung mit dem fürchterlichsten unter allen Menschen, einem wichtigen Dummkopf, mit oder ohne Hosen.

Unter welchem Himmelsstrich, in welchem Lande, wüthet nicht öffentlich, wenn sie kann, – die Dummheit, die als eigentliche Antipode des Verstandes alles verkehrt sieht; jedoch so drei-

dreiste urtheilt, als ob sie alles deutlich und bestimmt sähe; und die sich niemals einfallen läßt, daß andere richtiger sehen als sie? Utinam una cervix! — dachte ich oft (Gott verzeih es mir) in meiner zu feurigen Jugend, von dieser vielköpfigen Hermaphroditinn; und vielleicht mit besserm Grunde, als von dem Römischen Volke der Wüterich **Caligula**.

Aber himmlische Ruhe kam auch jedesmal in meine Seele wieder, bey dem Anblick einer einzigen guten That. Freudenthränen quollen aus meinen Augen, so oft ich sah, daß man fürchterlich dumm seyn kann, und doch gut; daß die Seufzer der leidenden Natur auch von rohen Seelen gehöret werden; und daß Dummköpfe eigentlich nur Unmenschen gegen solche sind, die in ihre Vorurtheile und Meynungen nicht **einhaken**.

Gutmüthigkeit ist vielleicht unendlich weniger selten als man glaubt. Viele sind innig gut, ohne es zu scheinen. Ich kenne Menschen mit Engelsherzen, die man für Teufel hält. Beynahe in jedem Busen reget sich ein sanfter moralischer Sinn bey der Darstellung von niedergedrückter Menschen Noth, Krankheit, Schmerzen, Armuth, Blöße, Hunger.

Sehe ich dann die in der Welt doch so häufig vorkommenden großen Scenen von Gutmüthigkeit; sehe ich auch nur in einem einzigen Falle an einem Menschen, den ich für böse hielt, Thränen der Erbarmung; ach so lebe ich wieder auf! so liebe ich die ganze Welt! so biete ich meinem ärgsten Feinde die Hand! so verfluche ich alles, was ich hier sage! und gestehe jedem, **dem damit gedient ist**: ich sey selbst unter allen Dummköpfen der **größte**! —

XXIV.

Fortschritte des gesunden Denkens.

In keiner Gegend Deutschlands hält man itzt das liberaliter sentire & scribere für ein **Staatsverbrechen**. Unser Zeitalter ist über die Barbarey hinweg, der Zufolge man jede redliche und wahrhafte Aeußerung über irgend einen Punkt von **Philosophie des Lebens** mit einem allgemeinen Fluch lohnte, und mit hundert **Pasquillen**. Das Licht des gesunden Denkens leuchtet immer weiter. Die Zeit bringt alles in die Richte. Edelmuth verdränget immer mehr angebohrne Niedrigkeit und hündische Menschenfurcht. Auch da sagt man itzt die ehrliche Wahrheit laut, wo noch vor wenig Jahren niemand eher reden oder handeln durfte, bis er sich, durch die ängstlichsten Erkundigungen, versichert hielt, niemand dadurch zu misfallen. Was uns itzt bloß **vernünftig** scheint, verwünschten und verdammten unsere **Großmütter** als neu, ungewöhnlich, **ausländisch**, kühn. Aber unsere Philosophie kehret sich nicht an unsere **Großmütter**.

XXV.

Gottesspürhund. a)

G. Wie wirds dir, wenn du kommst und siehest die allangebeten Schriftsteller und Gelehrten, zumal den großen J. in B.? Wie ekelt dir des erbärmlichen Zeitungslobs, und Bibliothekenlobs? Wie lernst du den Ruhm für Koth und Unrath achten?

Ich. Von wem — mein Herr, sprechen Sie so?

G. Dem Teufel — dem Unmenschen — gebührt ein Schlag mit eiserner Faust in sein Gebiß, und Felsenherzen, um ihn, wenn er im Elende schmachtet — der argwohnen darf — ich spreche von einem andern als von dem allberühmten allangebeteten Schwachkopf, dem Rathschreiber Iselin in Basel.

Ich. Der die Diamanden nicht gezählet hat, auf Jacob Böhms Miste; der von Gaßnern glaubt, er sey ein dummer aber ehrlicher Quacksalber; der gesagt hat, euer Kraft und Geniewesen sey eine Pest des Vaterlandes; der durch seine Schriften, in der Stille in manchen mir bekannten Staaten mehr gutes gewürket hat, als Sie, mein Herr, mit ihrem brausen in ihrem Städtchen jemals würken werden; der die Wohlfahrt der Menschheit und der Welt hätte würken können, wäre er gewesen, was er durch Kopf und Herz zu seyn verdienet, Minister an irgend einem der größten Höfe, wie sein Bruder Türgot.

G. Bey Gott, — ich, ich, ich habe gewürket — — — in Straßburg, Weimar, Dessau, Petersburg, und Astrakan — —

Ich. Pillen! — b).

a) Wer und was, zum Theil dieser junge Herr sey, liest man im deutschen Museum vom März 1779. S. 284.

b) Der Jüngling mit dem ich hier die Ehre habe mich zu unterreden, ist (entre nous soit il dit) seiner Profession ein Apotheker.

XXVI.

Gespräch über den Neid.

Ich. Unter Handwerksgenossen sogar — raisonirt keine Leidenschaft weniger als der Neid.

Er. Desto schlimmer für den Verstand von manchem Arzte.

Ich. Unsinnig ist vollends der Neid, bey dem, der nichts mit uns zu theilen hat. Wenigstens begreife ich nicht, wodurch die Lage eines Arztes — Leute von anderer Profession, in entlegenen Ländern — schmerzt?

Er. Seine Kranken sind vielleicht zuweilen vornehm, vielleicht weit umher verbreitet. Sie verschaffen Conexio-

nexionen. Sie führen ihn in eine Welt, die nicht die unsrige ist.

Ich. Sie verschaffen Connexionen mit neuen Kranken; und oft drükken ihn schon die alten zu Boden.

Er. Sie bringen Ehre und Gold.

Ich. Ach wenn du wüßtest, wie demüthigend die größte Ehre eines Arztes ist! und dann, wie manche angstvolle Stunde, wie manches schlecht verdaute Essen, wie manche schlaflose Nacht, wie manchen Seufzer, wie viele Thränen, und wie manche Verwünschung einem dieses Bischen zweifelhafter oft so unverdienter Ehre, und dieses elende Gold kostet!

Er. Freund, du möchtest wohl, daß dir die Tauben gespickt und gebraten ins Maul flögen.

Ich. Das nicht. Aber fast alle Menschen ohne Ausnahme, die über ihren Neid nachdenken und sich ihres Neides nicht schämen, sind schwache und niedrige Kerle, die nicht verdienen, daß man darüber ein Wort mit ihnen verliert.

Er. Giebt es nicht Fälle, in welchen der Neid Achtung verdient?

Ich. Einen weiß ich gewiß. Vor zwanzig Jahren besuchte mich in der Schweiz einer meiner liebsten Freunde, ein großer Arzt. Wir lebten zusammen in meinem Hause äußerst glücklich. An einem Morgen, der für uns beyde sehr heiter war, fragte mich mein Freund: was und wie ich das ganze Jahr hindurch lese? Ich lese allerley, sagte ich, und excerpire alles, nach Hallers Manier; aber kurz, und dann bringe ichs in eine bequeme Ordnung. Gieb deine Säcke her, versetzte mein Freund. Ich hohlte einige, wies ihm die Einrichtung, und die etwanige Mannigfaltigkeit. Mein Freund sah sehr aufmerksam alles durch, unterhielt sich mit mir darüber, war sehr lustig, und lachte oft. Endlich fieng er auf einmal an stille und trübsinnig zu werden. Ich erhielt mit aller meiner Freundlichkeit und Liebe kein Wort mehr von ihm. Zuletzt brach er in einen entsetzlichen Strom von Thränen aus.

Er. Lachen und Weinen sind bey euch Männern aus wärmern Gegenden oft beysammen.

Ich. Diese Scene bestürzte mich äußerst. Ich fragte mit Rührung nach der Ursache dieser Thränen. Mein Freund war sprachlos. Ich bat, drang, beschwur ihn, daß er doch sprechen möge, daß er mir die Ursache seiner Traurigkeit sage.

Er. Was sagte er endlich?

Ich. Er sagte: ich weine aus Neid.

Er. Edel — —! Und was sagtest Du?

Ich. Ich warf mich auf die Knie vor meinem Freunde, sprang auf, fiel ihm um den Hals, umarmte ihn inniglich, drückte ihn an meine Brust, stürzte selbst in tausend Thränen.

Er. Das nennen wir in Deutschland Empfindsamkeit! — Wie giengs weiter?

Ich. Als ich mich erhohlet hatte, sagte ich meinem Freunde: Seine Thränen seyn mehr werth, als alle meine elenden Excerpten. Dadurch werde man, vielleicht, am Ende seines Lebens, ein

we-

wenig gelehrt; aber niemals klüger! Ich zeigte ihm, ob ich ihn gleich durch meinen Fleiß hierin übertreffe, so übertreffe er hingegen mich unendlich, durch viele wichtige große und nützliche Kenntnisse, die mir gänzlich mangeln; unendlich durch seinen hohen umfassenden Verstand, durch seine feuervolle Beredtsamkeit, seine Vaterlandsliebe, seine Römerseele, tausend edle und beneidungswürdige patriotische Thaten.

Er. Nenne mir diesen Mann — oder gleich reise ich nach der Schweitz und suche ihn auf.

Ich. Er ist Verfasser der Denkrede auf den Burgermeister **Heidegger** in Zürch.

Er. Und ist ein Arzt? — —

Ich. Foppe nicht. Ich kenne äusserst edelmüthige Aerzte hier und in ganz Deutschland.

Er. Sed rari nantes in gurgite vasto. —

Ich. Diesen edlen Doctor und einige andere Männer ausgenommen, liebe ich doch die Deutschen itzt ungleich mehr als die Schweitzer; und ich weiß sehr gut — warum?

Er. Wir kommen von unserm Zwecke ab. — Also erlaubst du doch zuweilen den Neid?

Ich. Es giebt Fälle in welchen ichs für schändlich halte, nicht neidisch zu seyn; Zu dieser Art des Neides möchte ich alle Menschen ermuntern.

Er. Du schwebst immer in Extremen.

Ich. Weil sie sich berühren. — Oder ists nicht lasterhafte Niedrigkeit und wahre Schwäche, daß man das erhabene Verhalten einer edlen Seele im Unglücke nicht eben so beneidet, wie jede Art von Ehre; und, wenn du willst, eine Reihe von Siegen?

Er. Ich danke für diese **Donquichotterie!**

Ich. Mir wenigstens wars so zu Muthe, als ich in der Sammlung des Marquis **von Montalembert** die Briefe des Schwedischen Generals **von Hamilton** an den Reichsrath **von Höpken** las; und in den Englischen Zeitungen **Burgoyns** Brief, an das Ministerium in London, über seine Gefangennehmung bey **Saratagoa.**

XXVII.

Radotage über Herrnhuter, Pietisten, und den Quacksalber Gaßner.

Herrnhuter und Pietisten — Aug und Herz strebt bey euch (ich gesteh es mit **Beschämung**) mehr als bey unser einem zum Himmel. **Aber, Kinderchen, warum haßt ihr euch?**

Die **Pietisten** übertreiben die Menschheit, anstatt sie zu lenken, und darum scheitern sie so oft. Stromkündigere Steuermänner sind die **Herrnhuter.** Sie folgen der Natur, nehmen den Menschen in ihren

 sanften

sanften Schoos auf wie er ist, und so verdorben er auch seyn mag. Dann leiten sie ihn, an seidenen Faden, auf Stufen holdseliger Eintracht und tiefen unschuldigen allgemeinen Friedens, zu der beneidenswerthesten innern Ruhe, bey aller menschenmöglichen Thätigkeit, Betriebsamkeit, und Indüstrie.

Die **Pietisten** haben zwar auch große Kräfte ausgeübt, zumal in Ostindien. Aber sie sind Aerzte, wie der Quacksalber **Gaßner**, der erst seine Patienten todtkrank macht, um sie zu heilen; ihnen den **Dummheitsteufel** und eine Legion anderer **Teufel** in den Leib jagt, und keinen heraus.

XXVIII.
Radotage übers Geniewesen.

Bey der anißt in Deutschland allenthalben grassierenden Genieseuche, ist doch **Divination** von dem, was Jünglinge einst seyn werden, seltener als man glaubt.

Freylich ruft der Pappa oft mit Entzückung: mein Sohn ist ein Genie; wenn der Junge zum erstenmal die Finger ins Licht steckt, oder lachend die Treppe herunter purzelt. Der Hofmeister, der selbst zuweilen leider **auch ein Genie** ist, sagt den Eltern, wenn die Junkers nichts taugen, sie seyen **Genies**. Die meisten deutschen Recensenten von der hungrigen Classe sind **Genies**.

Indeß wurmt es doch auch manchem Vater, wenn er hört: sein Sohn schreibe äußerst eilige Geschäfftsbriefe an Leute, mit denen er zu thun hat und die ihn nicht kennen, ohne seines Namens Unterschrift, ohne Benennung seines Aufenthalts, ohne Datum; oder auch Briefe an Personen, die für ihn Achtung haben, auf kleine abgerissene Papierwische, die man sonst nur auf **Abtritten** braucht. Manche Mutter klagt mit Thränen, ihrem von **Göttingen** — zurückgekommnen Sohne sey keine Suppe gut genug!

Deswegen müßt ihr nicht verzweifeln; denn das ist nur **Mode**! — Aber wüßt ihr, wenn ihr einen Jüngling seht, der gar nicht nach der Mode seyn soll; der schlecht und einsam seinen Weg fortschleicht; fast immer in Gesellschaften schweigt, indeß andere, die **immer** schweigen sollten, **hunderttausendmal** sprechen; mit dem es in Absicht auf Gönnerschaft und **Praxis** (wenn er ein **Arzt** ist, wie ich in Hannover **einen** kenne) nicht recht fort will; und der dann doch, wenn man ihn dazu zwingt, **Fragmente** zum Entzücken — schüchtern aus der Tasche zieht; wißt ihr was das bedeutet?

Unter Hunderten, die den von uns weg gezogenen **Leisewitz**, auf den Assembleen unserer Mittelgattung, demüthig und mit gesenktem Angesicht **hinter der Thür** stehen sahen, sagte dann doch hier und da einer dem andern: dort steht Deutschlands künftiger **Robertson** und **Hume**.

XXIX.

XXIX.
Geselligkeit.

Eine Dame in Hamburg erzählte mir, ihre Köchinn scheine etwas galant; und sie habe ihr darum einige sanfte Vorstellungen gegen die heillose Menge ihrer Bräutigame — und die daher rührenden übeln Folgen gemacht. Madamm, versezte die Köchinn, en Minsche mot en Fründ hebben, un wenn et ok en Thunpal were!

XXX.
Gespräch über Physiognomik.

Wieland. Aber, ob Gott will, ist doch keiner von euch so arm am Geist, Lavatern nicht wenigstens den Vorzug außerordentlicher Fähigkeiten — und seinem Physiognomischen Werk den Werth einer Menge neuer Bemerkungen, und weit gränzender Blicke in das was noch unbekanntes Land auf der Karte der menschlichen Erkenntniß ist, einzugestehen? Oder wißt ihr noch — nicht, daß Lavaters Werk nicht das Hirngespinst eines Träumers, sondern das mühvolle Unternehmen eines Naturforschers ist? daß er die Physiognomik nicht wie eine alte Zigeunerinn die Chiromantie, sondern wie ein weiser Mann behandelt hat, der ein neues und fast unermeßliches Feld der Naturgeschichte zu bearbeiten anfängt; und dem die Nachwelt, was sie auch von diesen oder jenen einzelen Theilen oder Stellen seiner Fragmente urtheilen mag, doch gewiß seinen Plaz neben Bacon, Locke, Bonnet, und Buffon weder versagen kann, noch versagen wird?

Hottinger. Es ist wahr, unser Herr Helfer Lavater hat ein großes kostbares Werk über die Physiognomik geschrieben. Er möchte gerne Epoche machen, das ist, in großen Bibliotheken stehen; aber es gelang ihm nicht. Vielleicht hat er etwa hie und da, eine brauchbare Wahrheit erwischt, wie die Kaminphilosophen, welche den Stein der Weisen gesucht haben ohne ihn zu finden, manches in der Chymie; und deswegen sollte, nach dem Urtheil des großen Herrn Professor Schlözers in Göttingen, Lavater auch noch den Stein der Weisen suchen. Kaminphilosophie ist ohnehin in der lavaterischen Familie angeerbtes Talent. Ach was sind die meisten Kupferstiche in Lavaters Physiognomik, obgleich alle verfertigt von Geniebuben? Dies Gekribbel und Gekrabbel hätte er durch ein Wunderwerk in Meisterstücke verwandeln sollen; denn Lavater thut doch Wunder, wie man weiß. Dienstfertige Jungens und physiognomische Mäkler brachten zwar, die Rothschaufel in der

der einen Hand, und die schmetternde Trompete in der andern, aus allen Winkeln — Deutschlands, gegen zwanzig tausend Thaler Subscriptionsgelder für dieses unnütze Werk zusammen; und zeigten jedem der nicht unterschreiben wollte, die Zunge bis an den Schlund. Aber wie gewonnen so zerronnen! Uebrigens, Herr Hofrath Wieland, gesteh ich gerne, daß die Physiognomik über meinen Horizont geht, und daß ich davon zu urtheilen nicht vermag. So viel aber kann ich — begreifen, daß meines Nachbars alte Viehmagd, und mein Herzgen — — zwo Physiognomien von ganz verschiedener Art haben — weiter nichts.

Wieland. Weiter nichts?

XXXI.
Der höchste Stolz

Der höchste Stolz hängt zuweilen an einem dünnen Faden. Bey deiner Großmutter — an der hündischen Demuth, mit welcher ihr der Hausverwalter ihre Morgenlectüre, den Küchenzettel, überreicht; und — bey manchem gepriesenen Herrn Professor, an der Dummheit seiner hochverehrten Herren Auditoren!

XXXII.
Bibliothekare.

Bibliothekare findet man in England und Frankreich eben nicht, die bey der größten Gelehrsamkeit, für ihre Nation auch Häupter des guten Geschmacks sind, und Schriftsteller für alle Zeiten, wie Heyne in Göttingen und Lessing in Wolfenbüttel.

Aber Bibliothekare die Esel sind, — findet man häufig in Italien. Ein solcher Italiänischer Bibliothekar, antwortete einem Kopf von der ersten Classe, dem Ritter Mitchel, (vormaligen Englischen Gesandten bey dem König in Preussen,) auf alle seine Fragen die Litteratur betreffend: Gnädiger Herr ich weiß alles, nur das weiß ich nicht.

Ein andrer Italiänischer Esel dieser Art, sagte ihm: Illustrissimo Signore, ich habe einen Sohn von vierzehn Jahren, der alles in der Welt gelesen hat. Vorige Woche ward er mit den gedruckten Büchern fertig; nun kommt er an die Manuscripte.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

41tes Stück.

Freytag, den 21ten May 1779.

Fortsetzung einiger kleinen Aufsätze über verschiedene Gegenstände.

XXXIII.
Eislauf und kalte Bäder.

Säumst du noch immer in dem Lehnstuhl beym Ofen, und schläfst
Scheinbar denkend ein? Wecket dich der silberne Reif
Des Decembers, O du Zärtling, nicht auf?

Klopstock, der göttliche Dichter allein — kanns sagen, welche Heiterkeit und Kraft die Seele durch eine kalte, reine und stille Luft erhält. Nur müssen dabey die Gefäße der Lungen gut seyn, und der Mensch nicht geneigt zum Blutspeyen.

Ich bin zu schwach die Freude auszudrücken, mit welcher ich, am Anfang dieses Jahrs, in Hannover so viele vergnügte Menschen auf dem Eise sah. Unser Winter ist bekanntlich sonst immer traurig, trübe, neblicht, naß, und wenig kalt. Die Eingebohrnen des Landes befinden sich überhaupt am besten bey dieser Witterung. Es entstehen weit wenigere Krankheiten von Entzündung; weit weniger Schwindsuchten, wozu wir so sehr geneigt sind, weil wir die ersten Spuren derselben, die langen Husten und sogenannte Catarrhe so sehr versäumen, oder auch nicht gleich gehörig behandeln (wie mein liebster seliger Herzensfreund Sulzer in Berlin; um dessen Tod jeder deutscher Gelehrte mit mir trauert). Hingegen leidet man bey dieser Witterung desto mehr an denen bey uns itzt so sehr verbreiteten Nervenkrankheiten. Die kalte Zeit, so sehr auch diese die Nervenkranken ermuntert, ist indessen für uns Hannoveraner immer die gefährlichste, und vielleicht am meisten, wenn sie oft mit sehr warmer Witterung abwechselt. Wir hatten außer den gewöhnlichen übeln Einflüssen des Frühlings, (der fast immer die ungesundeste und doch hier so wenig gefürchtetere Jahrszeit ist,) diesen Zustand im März und

April dieses Jahrs; und vermuthlich darum sagte im April einer von unsern vortrefflichen Practicis: **nun haben wir alle Krankheiten, ausgenommen die Pest.**

Der Eislauf erregte indeß im Monat Januar in der Stadt Hannover einen allgemeinen Jubel. Eine Gleichheit des Bedürfnisses machte fast alle Stände gleich. Alles näherte sich der (von der unsrigen **vielleicht** etwas verschiedenen) **Rangordnung** im Himmel. Unser ganze und unser halbe Adel; unser dritte, vierte, fünfte, sechste, siebente, achte, und neunte Rang; Menschen von jedem Gehalt und jedem Alter, ließen sich, vermischt und durch einander, in kleinen Schlitten auf dem Eise herumtreiben, und kreuzten sich pfeilschnell. Von allen purzelte bald eine da, bald einer dort. Bald sah man ein Paar altadeliche Beinchen in der Höhe, und bald ein Paar bürgerliche. Alle, und zumal unsere **junge Herren**, waren dabey heiter, froh, lustig, leidenschaftlich, und kühn.

Mir fiel zuweilen die Grille ein: ob die Aerzte gewisse Kranke im Sommer nicht eben so nach Norden schicken sollten, wie im Winter nach Süden? Ich weiß zwar sehr wohl, daß es des Sommers in **Petersburg** zuweilen eben so warme Tage giebt als in **Brasilien**; aber diese Witterung ist nicht von Bestand, und von derselben ist auch hier nicht die Rede; denn ich spreche von angenehmer **kalter** Luft.

Der Bruder **Johannes** (adoptirter Baron **von Watteweil**; **Zinzendorfs** Schwiegersohn) sagte mir im Jahr 1777 in Pyrmont, wenn man eine **Akademie von Philosophen** errichten wollte, deren einzige Bestimmung seyn müßte, neue Wahrheiten zu erfinden, so wäre dazu, wegen der **herrlichen Sommerluft** und der **unglaublichen Kraft**, die ihre Reinheit und Elasticität der Seele gebe, kein Land in der Welt so gut wie **Grönland**. Ich weiß auch, daß der Pater **Hell** die erschrecklichste Hypochondrie an der äußersten Spitze von **Norwegen** in dem öden **Wardehus** verlor.

Klopstock predigt den Eislauf mit der Salbung eines Heidenbekehrers, sagt ein Genie von der ersten Classe, mein Freund **Sturz**. Beynahe alle wahre **Genies** schwimmen und plätschern in eiskaltem Wasser, oder schreiten, wie der Domherr von **B.** — zum größten von allen **Confortativen**, und baden sich nach Mitternacht im Thau.

Als der **deutsche Homer**, der Graf **von Stollberg**, mit seinem edlen Bruder und dem Baron **Haugwitz**, im Sommer 1775 die große Reise über die Schweizerischen Alpen machten, und hinkletterten, wo kein Schweizer (die **Gemsjäger** ausgenommen,) niemals hingeklettert ist; badeten sie sich alle drey, jeden Tag mehr als einmal, mitten im Schweiße in dem Wasser der Eisgebürge. Ich sah sie nach dieser Reise, als sie eben von den **Boromäischen Inseln** zurückkamen, in Genf;

Genf; ihr Antlitz war mit den Rosen der schönsten Jugend bedeckt, und ihr ganzes Wesen verkündigte **Liebe**, und keusche Kraft.

Sie bedienten sich nachher auch der kalten Bäder noch oft in Zürich bey ihren Spaziergängen an dem dasigen herrlichen See. **Lavater** gieng oft mit ihnen. Aber die reine, jungfräuliche, unschuldige Seele **erschrack** — und verbarg sich zwischen die Bäume, sobald als die **Stollberge** etwas nackendes erblicken ließen. Dem ungeachtet gab der arme **Lavater** den Bauren umher ein so schreckliches Aergerniß, daß sie ihn ohne Barmherzigkeit bey dem Consistorio in Zürich verklagen wollten, weil er öffentlich mit **Wiedertäufern** umgehe.

Kalt badete sich **Göthe** in Weimar, mitten im Winter, unter freyem Himmel; und als ihn einst dabey, in seiner Nacktheit, eine Colik befiel und er kein trocknes Hemd hatte, zog der gute **Wieland** bey der fürchterlichsten Kälte sein Hemd aus, gab es **Göthen** hin, und gieng mit ihm, eine Stunde weit, ohne Hemd wieder nach Weimar zurück.

Ich mag zur rechten Zeit und an gehörigem Orte die kalten Bäder viel lieber leiden, als die aus vielen unserer neuesten deutschen Schriften eingeschlurften **Kraftsuppen deutscher Mannheit**, die mit ihrer Würze die **Eingeweide** und den **Verstand** verbrennen. Wo das Blut schon eine beißende Schärfe hat, verschreibe ich nicht Kraftsuppen. Auch da, wo es gewaltig zum Kopfe lodert; wo man wegen unreinen und verstopften Unterleibes Krämpfe hat, die uns ein **Arcadien** träumen lassen in Westphalen; uns in **Idealwelten** hinaufschrauben und in **metaphysische Luftschlösser**; dem Knaben alles nur **einseitig** darstellen, und jedem bessern den Gedanken **stolz** und **nagelfest** widerstreben; kurz, wo die Spannung der Nerven schon zu **gewaltsam** ist, — verschreibe ich meinen Kranken eben so wenig kalte Bäder, als Doctor **Katzeberger** dem Pastor **Gedeon**.

XXXIV.

Physiognomisches Recept.

Vielleicht kennen wenige meiner Leser, und zumal solche, die **Griechisch** verstehen, einen großen dickbauchigten **weltberühmten** Professor der Griechischen Sprache in Zürich.

Dieser Nachfolger im Lehramte **Breitingers** (jenes mit **Bodmern**, **Hallern**, und der nun in Sachen der **Dichterey** ziemlich altmodisch gewordenen **Vernunft** — so berühmt gewesenen Einwürkers in den Geschmack der Deutschen,) **wollte**, wie mir **Göthe** sagte, den **Sophocles** übersetzen; und — **konnte** nicht.

Da machten ihn die Zürcher zum Wiederhersteller des guten Geschmacks auf ihrem Gymnasio. Der Herr Professor und sein **Bauch** — bestiegen also feyerlich den Katheder, und brummten eine Antrittsrede gegen **Lavater** — über das Sapere aude, die so anfieng.

„Auditores! Setzt einem antiken „Kopfe des **Căsars**, oder des **Pompejus**, oder des **Cicero** — die runde Perucke eines Dorfschulmeisters „auf; so werdet ihr sehen in dem „Gesichte des **Căsars**, in dem Gesichte des **Pompejus**, in dem Gesichte des **Cicero**, eines Dorfschulmeisters **Physiognomie** —

XXXV.
Urtheile über Lavater.

Vor einigen Jahren war viel Redens von **Lavater**. Ich hatte damals die Ehre bey dem Herrn Landdrost **von** — zu — mit Ehrnprediger **Bitendůvel**, Ehrnprediger **Schinking**, Ehrnprediger **Surland**, und vielen andern würdigen Männern ihres Standes zu speisen. Ehrn **Bitendůvel** hatte mich schon seit zwey Stunden von nichts unterhalten als von **Lavater** — und mit großer Vernunft; indeß da die übrige Gesellschaft sich gütlich that, und die Gaben Gottes und unsers gnädigen Herrn Landdrosts mit stiller Dankbarkeit verzehrte. Aber unversehens fragte Ehrn **Surland**, äusserst laut, von dem andern Ende der Tafel: Ist das **der Lavater — der Windbeutel**, der die **Aussichten in die Ewigkeit** geschrieben hat? **Nein**, schrie der gnädige Herr Landdrost, der noch gar nicht seine volle Portion Rheinwein im Leibe hatte: **es ist der Kerl, der das dumme Zeug schreibt von die Gesichter.**

XXXVI.
Etwas von Vipern.

Ein witzig — seyn wollender Kopf hatte vor zwanzig Jahren eine Pasquille auf mich geschrieben, voll Schiefheit und Brutalität. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick. Einige Zeit nachher hatte ich die Ehre, mit diesem witzigen Herrn zu speisen. Wir saßen einander im Gesichte. Er schnüffelte viel von Naturhistorie. **Kennen Sie eine Eigenschaft der Vipern**, fragte ich den witzigen Herrn? — **Man läßt sie beißen, zwanzigmal, dreyßigmal nach einander; dann verlieren sie ihren Gift.**

XXXVII.

XXXVII.
Gegen Göbhard und Consorten.

Den Bücher Nachdruck, wodurch ein unsichtbares Heer von ehrlichen Räubern die besten Köpfe Deutschlands in Kummer und Armuth wirft, setzte Sulzer — in eben die Classe mit dem Stehlen eines Pfluges. Wie der Pflug nicht kann in einem Schrank vor Dieben verschlossen werden, schrieb er mir, so wird auch ein Buch nicht anders genutzt, als wenn sein Eigenthümer es ins Publicum verbreitet. Deswegen bleibt es doch sein Eigenthum.

XXXVIII.
Höflichkeit eines Studenten.

Ein junger Herr kam eben von der Universität zurück. Sein erster Schritt in die große Welt, war, bey einer sehr schönen Dame, ein Wochenbesuch!

Der junge Herr besichtigte erst wie ein Faun die Mutter; nachher das Kind — und sagte dann ganz laut: Von dieser Würkung möchte ich wohl die Ursache seyn?

Lieber alles in der Welt, (versetzte die Dame etwas schnippisch,) als eine Ursache die eben von Göttingen kommt.

XXXIX.
Grobheit eines Professors.

Im vorigen Jahrhundert sagte ein redlicher Dummbauch — übrigens Bürgermeister und Präsident des akademischen Senats in einer bekannten Schweizerischen Stadt, zu einem Professor: Glaubt mirs — Herr Professor! Gelehrsamkeit macht nur Pedanten, und ohne alle diese Schnürkeleyen gelangt man in der Welt zu allem.

Das ist wahr, antwortete mein Landsmann: davon sind Euer Gnaden der Beweis!

XL.
Engel Gabriel und Ich.

Ich. (Die Scene in der hintern Stube im Posthause zu Hameln. Ich etwas steif von der Reise. Also nur ein Bein an der Erde, das andere auf zwey elenden Stühlen, und den Kopf am Tische auf den Ellbogen gestützt, auf die Postgäule laurend.)

Engel Gabriel. (kommt durch ein zerbrochenes Fenster geflogen, und frägt:) Glaubst du an den lieben Gott?

Ich. (zitternd – wie ein Laub im Sturmwind) Ja!!

Engel Gabriel. Glaubst du an das ewige Leben, und an eine Vergeltung des Guten und Bösen?

Ich. Ja!

Engel Gabriel. Glaubst du an den Pabst?

Ich. Nein.

Engel Gabriel. Glaubst du an eine allein seligmachende Kirche?

Ich. Nein.

Engel Gabriel. Glaubst du an die Physiognomik?

Ich. Nein.

Engel Gabriel. Glaubst du an die Pathognomonik?

Ich. Ja.

Engel Gabriel. Aber woher entstand denn der Teufels Lärm, der uns voriges Jahr aus allen Gassen in Göttingen — in den Himmel scholl?

Ich. Weil ich wollte aus Liebe für **Lavater** einem Professor Mores lehren.

Engel Gabriel. Du bist ein zu warmer Freund!

Ich. Geht wohl an. — Aber froh bin ich doch itzt, daß ich **eins** nicht that.

Engel Gabriel. Was?

Ich. Bist du in **Zürich** gewesen?

Engel Gabriel. Allerdings. Aber **Gaßners** Teufel haben mich von da weggebissen!

Ich. Du kennst also doch die schöne Promenade, längst der Limmat, **im Platz** genannt?

Engel Gabriel. Spatzierte da zuweilen des Sonntags.

Ich. Und ich spatzierte da im Jahr 1775 mit **Lavatern** auch an einem Sonntag. Da erblickte ich von Ferne einen dünnen, langen, hübschen jungen Herrn; schwarz gekleidet, rund frisirt, fein gepudert, einen sehr artigen Jüngling; sah aus wie ein französischer Abbé, und saß da auf der Bank, **als wenn er dächte!** — Herr Jesus, Herr Jesus, sagte **Lavater:** da ist der Professor **Hottinger!**

Engel Gabriel. Wir haben im Himmel nicht die Ehre den Herrn Professor **Hottinger** zu kennen. Wer ist das?

Ich. Der Verfasser von **Selkofs Briefen an Welmar**, die man in den **Göttingischen Anzeigen** so sehr lobt; und in Zürich unter allen Feinden **Lavaters** der **größte** — so wie meiner in Deutschland der Herr Professor ...

Engel Gabriel. Je vous comprends!

Ich. Da sagte ich zu **Lavater:** willst du, daß ich — geradezu auf den Professor **Hottinger** losgehe, ihn bey der Gurgel fasse, sodann in die hier vorbeyfließende Limmat schmeiße, und gleich beym Bein wieder herausziehe?

Engel Gabriel. Herr Hofrath vous auriés fait là une insigne sottise!

Ich.

Ich. Herr Gabriel Concedo! — Bitte aber anbey auch zu bemerken, daß es mit der Enthusiasterey ist, wie mit der **Liebe**. Beyde haben unstreitig ihren ersten Ursprung in des Menschen **thierischer** Natur. Beyde wurzeln in **Fleisch, Blut, Saft,** und **Kraft**. Aber beyde — verbreiten ihre Aeste, hoch über der köperlichen Welt, in der Sphäre höherer Wesen; und bringen daselbst **unvergängliche** Früchte zur Reife. —

(Engel Gabriel fliegt, ganz content, zum Fenster hinaus; und ich reise nach Pyrmont.)

XLI.

Der Fuhrmann in Norwegen.

Die Normänner, zumal die in dem nördlichen Theile **Norwegens**, sind herrliche Leute. Mein alter grosser Freund, der Doctor **Oeder**, bekanntlich einer der tiefsinnigsten und vielfassendsten mathematischen Köpfe in Europa, übrigens ein ziemlich kaltblütiger Philosoph, wird immer nicht nur **warm**, sondern **heiß**, wenn er von dem Edelmuthe der Normänner spricht. Bekanntlich hat Herr **Oeder** zwar der **Botanik wegen**, in verschiedenen Jahren ganz Norwegen bereiset, und durch seine **Pflanzengeschichte der Dänischen Staaten** seinen Namen verewiget. Aber **seines Geistes wegen**, nahm ihn der große Minister **von Bernstorf** bald nach seiner Rückkunft in das Departement der Affairen von Norwegen, als **Menschenkenner** und **Staatsmann**. Und dem zufolge ward er, der Doctor **Oeder**, im Jahr 1772 zum Stiftsamtmann von Drontheim ernannt.

Ein großer Kräuterkenner und ein lieber Mann, Herr Professor **Weber** in **Kiel**, erzählte mir **heute**: als er letzten Sommer eine Reise durch die Gebürge von Norwegen gethan, habe er auf der Landstraße einen **Mantelsack** liegen gesehen. **Da hat jemand seinen Mantelsack verlohren**, sagte Herr **Weber** zu seinem Fuhrmann? Dieser erwiederte: **der konnte wohl seinen Mantelsack nicht fortbringen, und hat ihn hier liegen lassen!** Herr **Weber** versetzte, **dies sey aber doch gefährlich? Nein**, sagte der Fuhrmann lächelnd: **denn wer wollte in Norwegen einen Mantelsack stehlen?**

XLII.

Des Menschen Leben.

Bey der schönsten Witterung war ich im August 1775, in der mir **unvergeßlichen** Gesellschaft von drey liebenswürdigen Hannöverischen Damen,

men, und eines edlen Biedermanns und Staabsofficiers unserer Armee, auf einer kleinen Barque, unter Wimpeln die ein leiser Zephir trieb, im Hafen zu Genf, vergnügter als kein König.

Im August 1776 sah ich zu meinen Füßen das Ufer des **Baltischen Meers.** Einige Tage nachher fragte ich, im Hafen zu Kiel, einen Russischen Schiffer: **mein Freund, wie bald wollen Sie mich nach Petersburg liefern?** — Rasch und laut, wie ein wahrer Seemann, erwiederte der Russe: **Herr, bey diesem Winde, in sechs Tagen!**

Mein Gott, mein Gott, sagte ich zu meinem Herzensfreunde, dem **Hofrath von Reiche** (dessen Gesellschaft ich mir in **Hannover** zu dieser Reise ausgebeten hatte, und der den Frühling nachher in meinen Armen starb): **welche Abänderungen von Scenen in so kurzer Zeit; — ein wahres Bild unsers Lebens! Heute hier, und Morgen in der Ewigkeit!**

XLIII.

Alcimna und Milon.

Alcimna. Der Baum, däucht mir, der mich sonst freute, mir freundlichen Schatten gab, ist eine Eiche worden, und hat für mich keine Blätter mehr.

Milon. Schöne Blätter hat die Eiche; es läßt sich sanft darunter ruhn. *Alcimna*, denk an den Eichwald, wohin wir oft giengen, Hand in Hand.

Alcimna. Ich pflegte jenen Baum so gern. Nun, da er ein Eichbaum ist, stößt er mich zurück, wenn ich an ihn mich lehne.

Milon. Der Eichbaum stößt dich nicht zurück. Aber er schüttelt seine Zweige mächtig — im Sturm.

Alcimna. Er schüttelt mächtig seine Zweige, daß die Früchte mir im Fallen weh thun.

Milon. Er läßt nichts fallen, das Alcimnen weh thut. Leise zwischen den Blättern hinab, gleiten seine Frücht' in ihren Schoos.

Alcimna. Laß mich! —

Milon. Laß mich noch eine Weile seyn — was ich dir scheine. Laß mich die Kraft meines Arms versuchen, gegen — die Räuber. Ach! wie lange war mein Arm gelähmt! — Es geht bald vorüber. Dann komm ich wieder zu dir, dann weid' ich wieder deine Heerden. Sieh, dann ist dieses Herz (das dir itzt **wild** und **hart** scheint) **sanft wie deine Lämmer.**

Der Schluß folgt künftig.

Schreiben des Herrn Hofrath Kästner zu Göttingen an das Intelligenz-Comtoir zu Hannover.

Da man kein Bedenken getragen, die mich betreffende Stelle im Hannöverischen Magazin 39 St. 1755 drucken zu lassen so bin ich berechtiget zu fordern daß Beyliegendes, **nächstens muß** eingerückt werden.

Göttingen,
den 16ten May 1779. Kästner.

* * * * * *

Von dem Herrn Verfasser der kleinen Aufsätze

Hannöv. Magaz. 39. St. 1755.

Fodere ich, daß er öffentlich, die Gottschede nennt, die mich deswegen lieben, weil ich nach würdigen Männern schlüge, und daß er öffentlich die würdigen Männer nennt nach den ich schlage. Auch daß er sich selbst nennt.

Göttingen,
den 16ten May 1779. Kästner.

Antwort
des Verfassers der kleinen Aufsätze über verschiedene Gegenstände an Herrn Hofrath Kästner.

Der Name der Gottschede, die ich meyne, heißt Legion!

Ein sehr würdiger Mann, nach dem Sie zu wahrem Misfallen einer Menge rechtschaffener Menschen, in dem 117. Stück der Göttingischen Anzeigen von 1778, geschlagen haben, heißt Johann Andreas de Lüc, Lector Ihrer Majestät der Königinn von Großbritannien.

Haben Sie hieran genug?

Hannover, den 19ten May 1779. Johann Georg Zimmermann.

Zusatz

* * *

Zusatz von dem Herausgeber des Hannoverischen Magazins.

Weil die Stücke des Hannoverischen Magazins, wie es gemeiniglich geschiehet, auch jetzo schon auf drey Wochen im voraus abgedruckt worden, der Herausgeber desselben jedoch dem Verlangen vorhin benannter Herren in fordersamster Kundmachung der geschehenen Frage und gegebenen Antwort gern ein Genügen thun wollen; So sind beyde auf diesem Blatt für dasmal abgedruckt und beygelegt.

Man ist der Meynung gewesen, sowohl dem Herrn Hofrath Kästner in dem gerügten kleinen Aufsatz durch die Wiederholung seines fürtrefflichen und erhabenen Gedankens den gebührenden Ruhm zu zollen, als die Leser darauf zu ihrer Erbauung aufmerksam zu machen.

Uebrigens bittet man zum Abdruck in dieses Magazin keine Erörterung gelehrter Streitigkeiten oder Streitigkeiten gelehrter Männer einzusenden, weil solche dem Zweck desselben nicht gemäß sind.

Hannover,
den 20ten May 1779.

Der Herausgeber.

Hannoverisches Magazin.

42tes Stück.

Montag, den 24ten May 1779.

Schluß der kleinen Aufsätze über verschiedene Gegenstände.

XLIV.

Herder.

Was Gelehrte über Dinge von Gelehrsamkeit gegen **Herdern**, diesen Adler unter den deutschen Genies, erinnern, prüfe wer kann. Hier nur das. Mir hat **Moses Mendelssohn** gesagt: er finde in **Herders ältester Urkunde des Menschengeschlechts** – Schätze von tiefer vor ihm **nie verstandener** Wahrheit, und einen **ganz neuen** zur Aufklärung der heiligen Schrift vor ihm sonst durch **niemand** erreichten **Orientalischen** Geist.

Warum aber ein flacher wässerichter, in der Reihe der Wesen so tief unter **Herdern** als die Erde unter dem Himmel stehender **Alltagsscribler**, irgendwo im Hannöverischen Magazin, **Herdern** einen **großen Queerkopf** – nennt; warum man diesen **Pfeiler der deutschen Orthodoxie**, für den größten **Heterodoxen** ausgiebt, ohne jemals auch nur einen einzigen Grund dafür zu sagen; warum man itzt, da er in Weimar, in der wahren edlen Mitte guter Sitten, in der Einfalt, Würde, Göttlichkeit und erhabenen Ruhe seines Standes lebt, durch Deutschland und die Schweitz verbreitet hat: er steige in Stiefeln und Sporen auf die Kanzel, reite nach jeder Predigt dreymal um die Kirche in Weimar; und jage dann, mit der Peitsche klatschend, in vollem Gallop wie ein Turnierritter, zu Tempel und Thor hinaus — bedarf **dies** einer Erklärung?

XLV.

Der Graf von Verelst.

Der Graf **von Verelst**, viele Jahre hindurch Abgesandter bey dem itztregierenden König in Preussen, schien mir ein Mann von trefflicher Erziehung, großer Cultur, vielem Geist, unendlicher Welterfahrung;

aber gleichwohl, in einigen Artikeln, noch immer — **ein Holländer!**

Während seines Aufenthalts in Pyrmont, im Jahr 1772, war ich sein Arzt. Ich bin oft krank, sagte er mir einst, und kann mich doch an die Manieren sehr vieler von euren deutschen Aerzten nicht gewöhnen. **Die sind ja ganz artig** — antwortete ich. Ja pardieu, erwiederte mir **Verelst**, gleich überwältigt mich der Zorn — so bald mir einer sagt: Euer Excellenz werden die Gnade **haben**, diese Symptomata nicht zu vernachläßigen. Euer Excellenz werden **die Gnade haben**, nur diese wenigen Tropfen oder Pillen zu nehmen. Euer Excellenz werden **die Gnade haben**, hierauf zu schwitzen, zu Stuhle zu gehen, u. s. f.

Was noch das ärgste ist, setzte mein **Holländischer** Graf hinzu: es entgieng mir einst in Gegenwart eines deutschen Arztes ein ziemlich **lauter Wind**. Der Arzt, weil er bey einem deutschen **Hofe** in Diensten war, befand sich in Absicht auf die **Etiquette**, die in einem solchen Falle zu beobachten seyn möchte, in entsetzlicher Verlegenheit. Niemals würden Sie — errathen, was er that? **Er machte eine große Reverenz!**

XLVI.
Witziger Einfall.

Im Frühling 1770 war ich, seit bald zwey Jahren, in der allertiefsten Schwermuth; tiefer in dieselbe versunken, als vielleicht **kein Gefangener in dem engsten unterirdischen Kerker.**

Man verlangte viel von mir, und meine Gesundheit war vernichtet. Ich konnte nie ohne Todesangst und Todesgefahr in einer aufrechten Lage meines Körpers essen. Mein einziger Trost und meine einzige Stütze, meine Frau, lag seit vier Monaten an den erschrecklichsten Gichtschmerzen. Sie war lahm. Sie hatte ein Lungengeschwür. Das Fleisch fiel ihr in Stücken vom Leibe. Dies alles ertrug die sanfte Seele mit himmlischer Gedult. Sie weinte und betete nur für mich!

Ein Regimentschirurgus, der mich täglich in Thränen der Verzweiflung sah, wollte mich aufmuntern. Er bat mich zum Essen. Ich wäre damals lieber an den Tod gegangen, als bey jemand zum Essen. Indessen aus Furcht, daß der menschenfreundliche Mann mich unrecht verstehen möchte, nahm ich die Einladung an. Er bat zugleich einen sehr rechtschaffenen und frölichen Prediger; einen Fremden; und einen witzigen Kopf. Die Gesellschaft war sehr lustig. Der witzige Kopf gab einen matten Schwank nach dem andern hervor. Ich war ganz stille, und lachte nie. Den witzigen Kopf verdroß mein Kaltsinn. Daher sagte er endlich ganz laut: **alle berühmte Männer sind sich doch von einer Seite gleich;** presentia minuit famam!

XLVII.

XLVII.
Eine Krankengeschichte.

Res est sacra — Miser!

Liebe des Vaterlandes, o Gott, welches Gefühl für einen Schweizer, der daran krank liegt! —

Welches Gefühl — für den der getrennt ist, von jeder Liebe seiner zarten Jugend; getrennt von jener unaussprechlichen Majestät der Natur; jener erhabenen Wildheit, mitten über lieblichen Trifften, und Hügeln von mannigfaltigem Grün; jenem Ausguß von Riesenschönheiten, zwischen blumichten Thälern; jenen unabsehbarn Reihen in weißem blauem und rosichten Glanze sich erhebender Himmelspfeiler — an Ufern spiegelglatter, friedsamer Seen, auf deren Oberflächen ihre Bilder glänzen; getrennt von allen Freunden seines Sinnes, seiner Denkungsart, von allen Vertrauten seines Herzens; getrennt von allen die ihm gutes gethan, und gutes von ihm erwartet; getrennt von allen die ihn segneten, und allen die ihn verstanden.

Ach die Erstarrung der Seele, die Lähmung jeder Kraft, die allgegenwärtige nirgends wegbleibende Traurigkeit, die Todeskälte beym ersten Aufenthalt in einem Lande von ganz anderm Anblick, ganz anderer Denkart, ganz andern Sitten und Gebräuchen, ganz anderer Sprache, kann kein Mensch fühlen; kein Mensch begreifen, dessen Geist in die Schwermuth dieser Liebe — nie versank!

Oder fühlest du, — wie weh es thut, **Mann** zu seyn, und in den gemeinsten Dingen des Lebens **Kind** zu scheinen? — Fühlest du — wenn aus schwarzen verborgenen Höhlen, Niedrigkeit in diesem Tode alles Lebensgeistes, gegen uns wütet, wie das bestürzt und schmerzt? — Wie es dann jedem alten Weibe, jedem Elenden, leicht wird den Schwermüthigen zu zerdrücken? — Wie leicht alsdann des Neides Arglist, und seiner Bosheit, und seinen Rotten, jeder Dolchstich, in die Brust armer miskennter Unschuld? — Das alles fühle ich — und soll an den Gedanken meines Vaterlandes nicht geheftet seyn, bey jedem Blick des Auges, bey jedem Athemzug, bey jedem Fußtritt a). —

Helvetier! — aber anitzt arme kranke Seele, hörest du keinen Trost? — Du hörest ihn nicht. Todt bist du; todt für die Empfindung des Glückes, das dir wartet; für jede Hoffnung!

Zerbrochen, zermalmt sind meine Nerven. Das Maas meiner Leiden ist voll. Sieh an, den Elenden — wie er liegen muß! Es ist genug. Sieh diesen blutenden Engel, diese Martyrerinn — für mich! — Sieh uns alle an, wie wir aus Harm wegsterben! — Das Mark meiner Seele em-

a) Ubicunque, instat ac urget; ac ubicunque te verteris, persequetur.

empfindet nichts. Nichts als Schwäche, Angst, Pein, Verzweiflung; keinen Wink des Himmels, keine Aussicht. Ich sehe keinen Lichtstrahl des Lebens! Schwarz, schwarz, schwarz ist die ganze Schöpfung umher. Die Sonne nicht helle, die Erde nicht grün, kein Frühling. Ich ersticke, ich ersticke — unter diesen Nebeln: in diesem Sumpf, den ich durchwaden soll, jeden Tag!

Freund! Du lebst, und wirst auch hier leben in einem Lande der Freyheit; im Lande eines **ganz Brittischen Königs**, der hier Vater ist; dort Menschenfreund, Bürger, Mensch. Du hast hier die **mildeste** Regierung. —

Ich dachts, und floh die *ausgeartete* Schweiz! — Aber ausgelöscht ist jenes antirepublikanische Hohnlächeln der Hölle! Vergessen diese Narben — empfangen im Lande der Freyheit, von Feinden der Freyheit! O wie bin ich itzt ein armer Sklav der Liebe; ich ehmals Starker, Unerschrokkener, Kühner! Liebe glüht in jedem Hinblick zu dir, mein Vaterland! Liebe, allumfassende Liebe für jeden Tropfen Zeit im Umgang Schweizerischer **Despoten**, gäbe ich hin; alle meine Habschaft um diesen Trunk Wasser — aus einer Schweizerquelle!

Ausgelitten, ausgefochten hat er, und — überwunden. Sein Mund ist frölich, sein Herz ist kühn; er deucht sich wieder jung, wie ein Adler. Er fliegt heim, ins Vaterland! Siehts vom Rhein zur Aar, zur Limmat, zum Rhodan! Muß zurück. Denkt an Deutschlands Gränze, unweit Basel, an **Georg den Dritten** — und weint seine **letzte** Thräne.

Das hölzerne Bein, oder Düбois und Fanchon. *)

Mein Freund Fontanelle sprach vor einigen Tagen bey mir vor, und bat mich, so bald er erfuhr, daß ich eben nicht besonders versagt sey, ich möcht mit ihm irgendwohin aufs Land fahren, da ganz allein mit ihm speisen, und, wenns Zeit seyn würde, ins Schauspiel zu gehen, wieder zurück kommen.

Wir hatten etwa ein Paar Meilen gemacht, als ich einen gut aussehenden jungen Kerl gewahr ward, der eine alte Uniform anhatte. Er saß unter einem Baume im Grase, nicht weit von der Landstraße, und spielte zum Zeitvertreib auf der Violine. Da wir näher kamen, sahen wir, daß er ein hölzernes Bein hatte,

*) Diese nicht erdichtete Erzählung, steht in den Briefen eines Engländers über Frankreich, Helvetien und Deutschland, die erst kürzlich in zwey Bänden in Octav herausgekommen sind. Der ganze Titel des Buchs heißt: A *view* of *Society* and *Manners* in *France*, *Switzerland*, and *Germany*, with *Anecdotes* relating to some eminent *Characters*. By a *Gentleman* who resided several Years in those Countries S. Lond. Chron. S. 225. von 1779. (Herr Moore, Hofmeister bey dem Herzog von Hamilton soll der Verfasser desselben seyn.) Möchte es doch einem guten Uebersetzer in die Hände fallen!

hatte, wovon ein Theil in Stücken bey ihm lag.

Was macht Er hier, Soldat? sagte der Marquis.

Ich bin auf der Heimreise nach meinem Dorfe, mein Herr Officier, antwortete der Soldat.

Aber, mein armer Freund, erwiederte der Marquis, Er wird zur Endigung seiner Reise schrecklich viel Zeit nöthig haben, wenn Er kein anderes Fuhrwerk hat, als dies, wobey er auf die Stücke von seinem hölzernen Beine wies.

Ich warte auf meine Equipage und meine ganze Suite, sagte der Soldat, und wenn ich mich nicht sehr irre, so sehe ich sie eben den Hügel herabkomen.

Wir sahen eine Art Karrn, der von einem Pferde gezogen wurde, worauf ein Mädchen saß, und ein Bauer, welcher fuhr.

Unterdessen, daß sie näher kamen, erzählte uns der Soldat, er wäre in Corsica verwundet worden, — sein Bein hätte ihm müssen abgenommen werden, — ehe er diesen Feldzug mitgemacht hätte, wäre er mit einem jungen Frauenzimmer in der Nachbarschaft versprochen gewesen, — die Hochzeit wäre bis zu seiner Zurückkunft ausgesetzt worden; — da er aber mit einem hölzernen Beine angekommen wäre, hätten sich alle Anverwandte des Mädchens der Heyrath widersetzt. – Die Mutter des Mädchens, die von ihren Aeltern nur allein noch gelebt, wäre seit dem Anfange seiner Bewerbung, immer seine Freundinn gewesen; aber während seines Aufenthalts in der Fremde wäre sie gestorben. – Das junge Frauenzimmer selbst wäre demohngeachtet in ihrer Liebe standhaft geblieben, hätte ihn mit offenen Armen empfangen und sich entschlossen, mit ihm nach Paris zu gehen, von da sie mit der Postkutsche nach seinem Geburtsorte zu gehen gedächten, wo sein Vater noch lebte: — Auf dem Wege nach Paris wäre ihm sein hölzernes Bein zerbrochen, welches seine Braut genöthigt hätte, in das nächste Dorf zu gehen und einen Karrn zu hohlen, um ihn dorthin zu bringen, wo er so lange zu bleiben gedächte, bis der Zimmermann sein Bein würde wieder hergestellt haben. Es ist ein Unglück, mein Herr Officier, endigte der Soldat, das bald wieder ersetzt werden kann, — und siehe da, meine Geliebte!

Das Mädchen sprang von dem Karrn, ergrif die ausgereckte Hand ihres Bräutigams, und erzählte ihm mit einem Lächeln voll Zärtlichkeit, sie hätte einen sehr geschickten Zimmermann gefunden, der ihr versprochen hätte, ein Bein zu machen, das nicht wieder brechen sollte, es sollte schon morgen fertig seyn, und sie könnten ihre Reise, so bald sie wollten, wieder fortsetzen.

Der Soldat empfing den Gruß seiner Braut, wie ers verdiente.

Sie schien gegen zwanzig Jahr alt zu seyn, war ein schönes, fein gebildetes Mädchen, eine Brünette, in deren Gesicht Empfindung und Lebhaftigkeit ausgedrückt waren.

Sie muß sehr müde seyn, mein liebes Kind, sagte der Marquis. – Man wird nicht müde, mein Herr, erwiederte das Mädchen, wenn man für den etwas thut, den man liebt. Der Soldat küßte ihr mit einem artigen und zärtlichen Wesen die Hand.

Wenn ein Frauenzimmer ihr Herz einem Manne einmal geschenkt hat, so ist, wie Sie sehen, sagte der Marquis, indem er sich zu mir wandte, ein Bein mehr oder weniger keine Sache, die ihre Gesinnung ändern kann. Seine Beine warens ja auch nicht, die auf mein Herz Eindruck machten, sagte Fanchon. Wenn sie aber doch einen kleinen Eindruck darauf gemacht hätten, sagte der Marquis, so würde Sie so sonderbar eben nicht denken.

Aber, was stehen wir hier? fuhr er fort, und wandte sich zu mir; dies Mädchen hier ist ganz bezaubernd, — ihr Liebhaber hat das Ansehn eines braven Kerls; — sie haben nicht mehr als drey Beine unter sich, und wir haben viere; — haben Sie nichts dawieder, so sollen Sie den Wagen haben, und wir wollen zu Fuß bis zu dem nächsten Dorfe folgen, und sehen, was man für diese beyden Verliebten thun kann. Nie gieng ich, in meinem Leben, einen Vorschlag mit mehrerm Vergnügen ein.

Der Soldat machte anfangs Schwürigkeiten, und wollte sich nicht in das Vis-a-Vis a) setzen. — Komm Er, komm Er, Freund, sagte der Marquis, ich bin Hauptmann, und Er muß gehorchen: steig Er nur, ohne viel Umstände hinein, und sein Mädchen wird folgen.

Laß uns einsteigen, lieber Freund, sagte das Mädchen, wenn diese Herren denn durchaus darauf bestehen, uns so viel Ehre zu erzeigen.

Ein Mädchen, wie Sie, würde die schönste Kutsche in Frankreich zieren. Nichts könnte mich mehr freuen, als es in meinem Vermögen zu haben, Sie glücklich zu machen, sagte der Marquis. Lassen Sie mich nur machen, mein Herr Hauptmann, sagte der Soldat. Ich bin glücklich, wie eine Königinn, sagte Fanchon. — Weg rollte die Kutsche, und der Marquis und ich folgten.

Sehen Sie, für welch einen geringen Preis wir Franzosen glücklich sind, sagte der Marquis, und setzte lächend hinzu, in England soll das Glück, wie man mir gesagt hat, viel mehr kosten. Aber, antwortete ich, wie lange wirds dauren mit diesen armen Leuten? Ey zum Henker! sagte er, die Reflexion ist sehr Englisch — das weiß ich in der That nicht; weiß ich doch auch nicht, wie lange Sie oder ich leben werden; aber dennoch würde es, meiner Meynung nach, große Thorheit seyn, sein ganzes Leben hindurch Grillen zu fangen, weil wir nicht wissen, wie bald uns Unglücksfälle begegnen können, und weil wir völlig gewiß sind, daß der Tod das Ende vom Liede seyn wird.

Wir fanden, als wir in das Wirthshaus kamen, wo wir dem Postillion zu halten befohlen hatten, unsern Soldaten und Fanchon. Nachdem ich etwas Essen und Wein bestellt hatte, sagte ich zu dem erstern: Aber sage Er mir doch, womit er sich und seine Frau zu ernähren denkt? Einer der den Anschlag faßte, fünf Jahre von Soldatensolde zu leben, erwiederte er, kann für den Rest seines

a) Eine Kutsche, worin nur zwey gegen einander über sitzen können.

seines Lebens nicht sehr bekümmert seyn. Ich spiele die Fiedel, setzte er hinzu, so ziemlich erträglich, und vielleicht ist in ganz Frankreich kein Dorf von eben der Größe, wo so viele Hochzeiten sind, als in dem, wo wir uns niederlassen wollen. Es wird mir nie an Beschäfftigung fehlen. — Und ich, sagte Fanchon, kann Haarnetze und seidene Geldbeutel stricken, auch Strümpfe ausbessern. Außerdem hat mein Oheim 200 Livres von dem Meinigen in Händen, und ob er gleich des Schulzen Schwager, und ein brutaler Kerl ist, so will ichs doch dahin bringen, daß er mirs bis auf den letzten Heller auszahlen soll. — Und ich, sagte der Soldat, habe 15 Livres in der Tasche, außer zwey Louis d'or, die ich einem armen Pächter geliehen habe, damit er die Auflagen bezahlen konnte, und die er mir wiedergeben wird, so bald er es im Stande ist.

Sie sehen, mein Herr, sagte Fanchon zu mir, daß wir eben keine Gegenstände des Mitleidens sind. Werden wir nicht glücklich seyn, mein Lieber, (indem sie sich mit einem außerordentlich zärtlichen Blicke zu ihrem Bräutigam wandte,) es müßte denn die Schuld an uns selbst liegen? Wenn du es nicht wärest, meine süße Freundin, sagte der Soldat, mit vieler Wärme, so würde ich sehr zu beklagen seyn.

Noch nie hatte ich eine angenehmere Empfindung. Thränen zitterten in des Marquis Augen. Bey meiner Treu, sagte er, dies ist ein Schauspiel von der rührenden Gattung!

Drauf wandte er sich zu Fanchon: komm Sie her, mein Kind, und nehme Sie, bis ihr die 200 Livres ausgezahlt werden, und mein Freund hier seine zwey Louis d'or wieder bekommt, dies von mir an, wobey er ihr einen Beutel mit Louis d'ors in die Hand drückte. Ich hoffe, Sie wird Ihren Mann immer lieben, und immer von ihm geliebt werden. Lasse Sie michs von Zeit zu Zeit wissen, wie es um Sie steht, und worin ich Ihr dienen kann. Dies hier wird Ihr meinen Namen und Aufenthalt sagen. Aber, wenn Sie mir einmal das Vergnügen macht in meinem Hause zu Paris vorzusprechen, so bringe Sie ja Ihren Mann mit, denn ich möchte nie wünschen, Sie weniger hochzuschätzen, oder mehr zu lieben, als ichs jetzt in diesem Augenblick thue. Besuche Sie mich bisweilen; aber bringe Sie immer Ihren Mann mit!

Ich werde mich nie fürchten, sie Ihnen anzuvertrauen, sagte der Soldat. Sie kann so oft zu Ihnen kommen, als es ihr beliebt, ohne daß ich mit ihr gehe.

Zu vieles wagen, lieber Freund, war (wie mir dein Sergeant erzählte,) Schuld, daß du dein Bein verlohrst, sagte Fanchon mit Lächeln zu ihrem Bräutigam. Herr von Fontanelle ist allzuliebenswürdig. Ich werde seiner Anweisung buchstäblich folgen, und, wenn ich die Ehre habe, ihm aufzuwarten, sollst du mich immer begleiten.

Der Himmel segne Euch beyde, meine lieben Freunde, sagte der Marquis; der müsse nie wissen, was Glückseligkeit ist, der

der es wagt, Euer Glück zu unterbrechen. — Ich werde mich bemühen, braver Cammerad, für dich ein Dienstchen ausfindig zu machen, das einträglicher ist, als die Fiedel. Bleib unterdeß so lange hier, bis eine Kutsche kömmt, welche Euch beyde noch heute Abend nach Paris bringen wird; mein Diener soll für Euch eine Wohnung und den besten Wundarzt für hölzerne Beine, den man nur finden kann, besorgen. Wenn Ihr völlig eingerichtet seyd, so kommt zu mir, ehe Ihr nach Hause geht. Adjeu, ehrlicher Cammerad; betrag dich gut gegen Fanchon: Sie scheint deiner Liebe werth zu seyn. Adjeu Fanchon; ich werde glücklich seyn, wenn ich höre, daß Dübois Sie nach zwey Jahren noch eben so herzlich liebt als jetzt. Er schüttelte, indem er das sagte, Dübois die Hand, küßte Fanchon, schob mich vor sich her in den Wagen, und wir fuhren weg.

Auf dem Rückwege nach der Stadt brach er verschiedene male in sehr warme Lobeserhebungen über Fanchons Schönheit aus, welches mir einigen Argwohn eingab, er möchte weitere Absichten auf Sie haben.

Seine freye Lebensart war mir hinlänglich bekannt, und ich hatte ihn kurz vorher im Begriff gesehen, sich mit einem gewissen Frauenzimmer zu verheyrathen, nachdem er mit einer andern alles in Ordnung gebracht hatte, wie ers nannte.

Um mich in Ansehung dieses Umstandes zu beruhigen, that ich scherzweise verschiedene Fragen an ihn, diesen Punkt betreffend.

Nein, Freund, sagte er, Fanchon soll nie von mir in Versuchung geführt werden. Ob ich sie gleich für ganz außerordentlich artig, und für eine Art Schönheit halte, die sehr nach meinem Geschmack ist; so bezaubert mich doch ihre Standhaftigkeit gegen den ehrlichen Dübois noch mehr, als irgend etwas an ihr. Wenn sie die verliert, so wird sie in meinen Augen ihre größte Schönheit verlieren. Wäre sie an einen mürrischen, erschöpften und eifersüchtigen Kerl gefesselt gewesen, und verlangte dann einen Ersatz für ihren Verdruß, so wäre der Fall anders; aber ihr Herz gehört ihrem alten Liebhaber Dübois, der ein sehr würdiger Mensch zu seyn scheint, und, ich darf wohl sagen, sie glücklich machen wird. Wenn ich auch geneigt wäre, sie auf die Probe zu stellen, so würde es wahrscheinlich umsonst seyn. — Die Standhaftigkeit, welche der Abwesenheit und einer Kanonenkugel widerstanden hat, wird nicht durch die Manieren, den Flitterstaat und das Geschwätz eines Stutzers können wankend gemacht werden. — Es macht mir Vergnügen zu glauben, daß es nicht geschehen werde, und ich bin fest entschlossen, nie den Versuch zu machen.

Noch nie zeigte sich Fontanelle so vollkommen liebenswürdig.

Paris.

Hannoverisches Magazin.

43tes Stück.

Freytag, den 28ten May 1779.

Morduth 1) ein altes Heldengedicht, in drey Büchern.

Erstes Buch.

Wandelst du auf deinen schnellen Flügeln, o Wind? Fährst du in deiner völligen Stärke einher? Komm sanft zu der Höhle, wo ich ruhe, o Hauch aus Norden! Meine Stärke ist bey den Jahren, die dahin geeilt sind, meine Freunde sind bey den Bewohnern der Gräber. Einsam sitz' ich in meiner Kummerhöhle in den Tagen meiner schwachen Jahre. Laß deine zürnende Stürme hinter dir, wenn du über meine Felsen rollst, du eilfertiger Verderber!

Sonst war ich so schnell wie du auf den Hügeln, o Wind! und stark wie die Felsen von Cruival. Die Geister meiner Feinde wandern auf manchem Hügel. Die Merkmale meines Stahls waren in mancher Schlacht: Aber auch du wirst vielleicht einst trauren, wie ich, daß dich deine Stärke verließ, und mit trägem Schritt über die Hügel wandern, wirst umsonst dich anstrengen, deine Wolken zu hunderten vor dir herzutreiben. Der Wald, der sich jetzt neigt, wenn du ihm nahest, wird lachen, wenn du das ästige Haupt seiner stolzen Eichen beugen willst. Selbst die schwache Heide wird deiner Stärke spotten. Komm also in Freundschaft zu meinen grauen Haaren, o Wind! Denn die Tage deiner eigenen schwachen Jahre nahen.

Lege den Bogen nieder, und zünde

Uu die

1) Die Nachrichten, welche die mündliche Ueberlieferung von dem Verfasser dieses Gedichts aufbehalten hat, sind sehr verschieden. Bald heißt es, er sey ein Oberster gewesen, dessen Besitzungen auf der Nordseite der Grampischen Berge nach der östlichen Küste gelegen; bald wird er für den Barden Morduths, des Königes der Caledonier ausgegeben, und bald hält man ihn für den Familien Barden des unglücklichen Hauses Dunairm, dessen Geschichte er in dem gegenwärtigen Gedicht zugleich mit besungen hat: darin kommen indeß alle überein, daß er Douthal geheißen, und die Sorgfalt, mit welcher seine Gedichte für die Nachwelt aufgespart worden, beweist hinlänglich, wie hoch man dieselben geschätzt hat.

die Eichen an, du Jäger von Corri 2). Der Lauf der Nacht ist auf uns her gerichtet. Die Sonne zittert in Westen. Drey mal hat die Insel, wo sie schläft 3), ihre Thore weit aufgethan, und dreymal gerufen: Komm o Sonne mit aller deiner flammenden Schönheit!

Die Wolken der Nacht verbergen ihr dunkles Haupt hinter den östlichen Hügeln. Zuweilen blicken sie aus ihren verborgenen Höhlen hervor, und lauren auf den Abzug der Himmelsköniginn mit dem breiten Gesichte. Legt eure schnellen Fittige an, ihr Wolken, und kommt hervor. Die Geister von hundert Helden bereiten eurem glänzenden Feinde das Nachtlager auf der Friedensinsel 4).

Gesegnet sey das holdselige Mädchen deiner Liebe, o Jäger! unfehlbar der Pfeil von deinem Bogen! Du tröstest mich in meinem wankenden Alter. — Aber setze dich zu mir her in meiner Höhle, und laß die Felsen mit dem Winde streiten. Ich will dir erzählen von Kriegern, die gewesen sind, von Helden, die in dem schweigenden Grabe schlafen.

Angenehm ist der Gedanke an vormalige Zeiten; süß das Andenken der Tage, die dahin geflohen sind. Kehret wieder, ihr Thaten meiner Jugend, und führet meine Seele in die Jahre meiner Stärke zurück. Laßt die Schlachten verflossener Zeiten vor mir erscheinen, und den Stahl der Helden mich sehen, die gewesen sind.

Tretet hervor aus den Wolken, worin ihr ruhet, ihr ehrwürdigen Krieger der vormaligen Zeit! Nahet Ihr, die Ihr nicht mehr den Speer in Schlachten erhebt! Eure Söhne sollen von eurer Stärke hören, und eine Thräne wird auf ihre Wange niederträufeln, wenn sie die enge Wohnung der Mächtigen vorbeygehen.

Eine Erzählung aus der vorigen Zeit kommt in meine Seele zurück.

Ich

2) Auf den an einander gereichten Bergen findet man häufig Aushölungen, die eine oder zwo Meilen im Durchschnitt haben. Das Wasser, das aus diesen Aushölungen entspringt, fließt gegen den Mittelpunkt derselben zusammen und wird ein kleiner Strom, worein nachgehends von beyden Seiten kleine Bäche mit dem Hauptstrom am Fuß des Gebürges niederfließen. Das schmale zu beyden Seiten von Bergen eingefaßte Thal, durch welches der Fluß seinen Lauf nimmt, heißt eine Glen, die Aushölung auf den Bergen aber, wo er vorgedachter maaßen entspringt, heißt Corri.

3) Die alten Barden dichteten, daß die Sonne in *Flathinnis*, oder der Friedensinsel in dem westlichen Ocean schliefe, und diese Insel zugleich die Wohnung oder das Paradies der abgeschiedenen Geister wäre.

4) Der Ausdruck von der Sonne: Feindinn der Nacht, kommt in den alten Gedichten häufig vor. Die Alten dichteten, daß die Ankunft der Sonne auf die Friedensinsel, von den Bewohnern derselben, den Geistern, jedesmal gefeyert würde. Die Geister der muthigsten Helden wären der Sonne zunächst, die Geister der Feigen aber müssen an den äußersten Gränzen der Insel bleiben, und diese Entfernung von der Sonne war die einzige Strafe, welche nach der Lehre der Barden über sie verhängt war.

Ich erinnere mich der Tage, die vorüber gegangen sind.

Trübe war die Nacht, denn der Mond verbarg sein holdes Gesicht vor dem Sturm. Die Sterne lagen im Schlaf, in dunkle Wolken gewickelt. Schnelle Winde kamen auf Meerswogen von fremden Gestaden. Schrecklich kämpften Stürme mit Felsen, als der Geist des Salmor 5) von seinem Wasserlager aus dem Bauche des Meers auf schäumenden Fittigen unruhiger Wellen hervorgieng, da wo der Sturmwind sich sammelte. Der Sohn des Grabes erhob sich auf den Flügeln des Sturms. Er stand auf Craigduths Felsengipfel. Der Sturm fuhr um seinen zitternden spitzlosen Speer. Er beugte sich aus seinem Wolkenbette hervor, und seine Rede ward vernommen.

Ergreift ihr Obersten von Albin 6), ergreift die Speere eurer Stärke! laßt die Stimme der Schilde gehört werden, und die Krieger sich sammeln! Nicht schwach ist der Arm des kommenden Feindes. Auf dem rastlosen Busen der Wellen wälzen sich Lochlins Schiffe dunkel her. — Auf! ihr Söhne von Albin, auf, und tragt die Schilde eurer Väter dem nahenden Feind entgegen!

Auf den Flügeln des plötzlichen Sturmwinds nahm der Sohn der Nacht mit dem bleichen Gesichte seinen Abzug. Kraftvolle Eichen zitterten unter seinen hineilenden Schritten. Ihm ächzte der Wald nach, als er auf schnellen Wolken durch seine pfeifenden Locken fuhr.

Rufe meine Helden von der Jagd ab, sagte der Befehlshaber von Albins Obersten. Auf zünde meine Eichen Drumfina 7) an, daß die Flamme

 auf

5) Die Gedichte, worin die Thaten dieses Salmor besungen worden, sind verloren; die Tradition aber hat manches von ihm aufbehalten. Er ersoff auf der Fahrt von Schottland nach seiner Heymath, auf einer der Hebridischen Inseln, auf die erhaltene Nachricht, daß seine Gemahlinn gefangen genommen, und seine Ländereyen von Tuthmar, einem Obersten aus Norwegen, dessen Vater Salmor in der Schlacht soll getödtet haben, verwüstet worden. Salmors Barde soll bey dieser Gelegenheit ein schönes Gedicht verfertiget haben, welches der englische Uebersetzer aber noch nicht hat auffinden können.

6) Der Name Albin bedeutet eigentlich ein bergiges Land, und es scheinet, daß chemals die ganze Insel, Schottland so wohl, als England, unter diesem Namen in der alten gallischen Sprache verstanden wurde. Nachdem die Sachsen aber die Süd-Britten überwunden, und sich des südlichen Theils des Landes bemeistert hatten, so erhielt diese Gegend den Namen Sasson, weil das Kreuz im Gallischen weder geschrieben noch ausgesprochen ward. Diejenigen Süd-Britten, welche ihre Unabhängigkeit behauptet hatten, wurden mit der Benennung: Ualch oder Adel beehrt, im Gegensatz derjenigen, die sich unter das Joch des Siegers gebeugt hatten. Der nordliche Theil, der ganz Schottland begreift, hat aber im Gallischen jederzeit den unveränderten Namen Albin behalten.

7) Heldenhöhe von *Drum*, eine Höhe, und *Fina* Helden. Die Scene des gegenwärtigen

auf manchem Hügel, mein Volk aus seinen hundert Glens versammle!

So die Rede **Morduths** 8), Königs vieler Straths, als sein Schild das Zeichen zum allgemeinen Aufstande sprach. Die Söhne der Schlacht vernahmen es, und ihre Schwerter verließen die finstere Wohnung der Scheide.

Der Morgen schüttelte seine grauen Locken in Osten, und verscheuchte den Sturm. Mild stieg die Sonne aus den Wellen hervor, und ihr aufgehender Strahl lächelte auf den blauen Stahl vieler Helden.

Caivglas 9) kam von seinen Stärken, gleich einer Wolke umgeben. **Canard** 10) zunächst, und viele Speere flimmerten hinter ihm. **Tonmore** 11) mit dem schweren Schilde versammelte seine Krieger, und warum sollte **Mordale** 12), der Oberste mit dem vielwiegenden Stahl der letzte seyn? Er pflegte den übrigen vorzueilen, wenn es die Feinde von **Albin** galt.

Wer hat **Swanar** aus den vorigen Zeiten gesehen, fragte **Caivglas**? — sind seiner Krieger viel? — Ich habe ihn in Schlachten begegnet, in den Tagen meiner Stärke; aber andere Krieger schwingen jetzt Albins Speer.

Und werden sie vergebens schwingen, antwortete Corvis Sohn. **Swanar** nahet, und tausend Starke mit ihm. Die blendenden Strahlen der Sonne funkeln um seine glänzende Rüstung. Stattliche Krieger sinken neben ihm ins kleine. Hohe Bäume scheinen niedrig, wenn er bey ihnen vorbey gehet. Die Felsen von **Tirmore** verlieren unter seinen weit ausgedehnten Schritten. Er kommt, **Lochlins** 13) König, und Schrekken gehet vor ihm her! Welcher Mann aus Albins Geschlecht wird der Stärke seines Arms können entgegen treten?

Fleuch zur Höhle der Sicherheit mit allen deinen Schreckbildern, du Er-

wärtigen Gedichts scheint in der Nordöstlichen Ecke von *Fife* gewesen zu seyn. In der dortigen Gegend sieht man noch heutiges Tages die Ueberbleibsel einer Fortification auf der Spitze eines Hügels, **Drumcarro** genannt, drey Meilen westlich von **St. Andrews**. Die dortigen Einwohner nennen diesen Platz noch heut zu Tage das **Riesen Schloß**. Man hat von dort eine weite Aussicht längst der östlichen Küste von **Lothian** bis fast nach **Aberdeen**, und deswegen war dieser Ort sehr geschickt zu dem Feuerzeichen, welches nach Art der Schotten gegeben ward, wenn der Feind sich näherte.

8) Großer, finsterer Held.

9) Oder wie er eigentlich in der alten Sprache genannt wird *Chaibh-glas*, graue Locken.

10) *Chean-ard*, hohes Haupt.

11) *Tom-more*, großer Hügel.

12) *Mor-dale*, ausgedehntes Thal.

13) Allen nördlichen Völkern, welche unter die Caledonier einfielen, ward der Name **Lochlin** in der alten Sprache, und wie es scheint von den Caledoniern selbst zuerst beygelegt, weil dieses Wort in ihrer Sprache buchstäblich: Die Abkömmlinge des **Meers** bedeutet.

Erster unter den schwacharmigen, sagte Caivglas. Deine kleine Seele zittert vor dem Schall der Gefahr, wie das grüne Blatt am Zweig vor dem Wind. Flieh du wie das Blatt vor dem Hauch des Winters; aber hier stehen kraftvolle Eichen, wider die ganz andere Stürme umsonst gezürnet haben. Hat nicht der Nord seine ganze Wuth auf unser Land in den Tagen verflossener Jahre ausgegossen, und sind wir dem Sturm nicht entgegen gezogen, ohne zu wanken? — Flieh du Krieger von gestern, in die Wohnung der Kleinen.

Hätte der, den du den Krieger von gestern schaltst, keine Feinde, als dich wider sich, so durft' er freylich für seinen erfochtenen Ruhm zittern. — Aber Lochlins Geschlecht soll sein Schwert fühlen, warm von deinem Blut. Worte machest du zwar — Sohn des Uebermuths — zeige deinen Stahl.

Die beyden Obersten schwungen den Speer. Zu beyden Seiten standen ihre Krieger, das Schwert halb aus der Scheide gezuckt. Und nun würde Albin sich selbst den Stahl ins Herz gestoßen, und für Lochlins Geschlecht gefochten haben, wäre der König, der Schild seines Volks, nicht vorgetreten, dem aufgehabenen Speer Einhalt zu thun. Es kränkte ihn zu sehen, daß die beyden Helden den Kampf beginnen wollten. Mit zürnenden Auge schauete er auf die Obersten umher. Er fürchtete den Fall seines Volks, und seine Rede ward vernommen.

Entblößt euer Schwerdt nicht, ihr Söhne des Meers, daß in eurem Lande die Sage nicht gehe, daß wir durch eure Stärke gefallen sind. Eure Väter haben oftmals den Speer umsonst erhoben. Ihrer Gräber sind viel auf unsern Küsten; aber freuet euch, ihr Söhne des Meers, denn Albin hat das Schwerdt wider sich selbst gezückt.

Beschämt wichen die Söhne des Zwists vor dem zürnenden König zurück. So wälzen sich zwo schwarze Wolken nach entgegenstehenden Bergen, wenn die Sonne in ihrer völligen Majestät hervorstrahlt. — Die Thäler vor ihnen trauren der kommenden Thräne des Himmels entgegen. Kleine Hügel werden auf ihrem Zuge nicht geachtet. — Ihr Lauf ist gegen die höchsten Gebürge gerichtet, deren stolzes Haupt in die weiten Gebiete des Himmels hoch empor ragt. — So dunkel, so fürchterlich wälzten die Obersten ihren drohenden Lauf wider den Feind.

Der König gieng hervor mit der Kraft Albins, gleich dem Felsen von Tonnmore 14), wenn er die Stärke von allen seinen Klippen wider die stürmenden Meerswogen zusammen ziehet.

Swanar nahete mit aller Seinen spitzigen Speeren.

Lochlins Stärke kam gleich dem Sturm aus Norden, der seine Wolken langsam längst den Bergen hinwälzt.

14) *Tonn-more*, große Wellen.

wälzt. Der Verderber wandert nicht mit zürnender Eil, — fährt nicht stoßweise hin, — rauscht mit gleicher Stärke über die ganze Gegend her.

Hoch erhoben sich Albins Speere. Die Stimme des Stahls erscholl. Wie wenn zwey große Felsstücke, von dem erhabenen Gipfel zwoer gegenüber stehenden Berge in die Tiefe einer hohlen Glen niederrollen, daß das aufgeschreckte Reh mit Entsetzen ihrer gefährlichen Laufbahn entflieht. So kühn, so schrecklich, so gräßlich stießen die beyden Heere auf einander. Mancher Feind sank vor den Starken aus Albin. Neue Feinde traten in größerer Anzahl auf die Stelle der gefallenen.

Längst der Heide brüllte das Entsetzen der Schlacht. Unter die Erschlagenen schritt **Nordale** einher. Ein Blutstrom floß von **Canards** Speer. Muthig war die Seele jedes Helden; aber wer konnte der Stärke von Tausenden widerstehen?

Norduth sah, daß sein Volk zurück wich, und Wuth entflammte sich in seiner mächtigen Seele. Grimmig erhub er seinen schrecklichen Speer, und das Aechzen der neugebildeten Geister erscholl. Aber seine Helden waren weit entfernt, und seiner Feinde waren viel. Er zog sich endlich zu seinem Heer zurück, wie der zürnende Strom, von dem rauhen Gipfel des Felsen niedermurmelt. Hundertmal gebietet das stolze Meer seinen wüthenden Wellen die schrofe Höhe zu erklimmen, und Hundertmal wirft der Fels sie wieder in die rastlose Tiefe zurück. Die Stimme ihrer Wuth ist schrecklich, wenn sie ihre greise Locken in den Wind schütteln.

Warum zürnst du in Westen Wanderer des Himmels mit der blonden Scheitel? Unsere Feinde waren nicht von den Schwachen. Oft haben dunkle Wolken auch deine Schönheit am Tage des Sturms verborgen. Aber wenn du den Wind von deinen Gebieten wegtreibst, und das Ungewitter von deinen Gefilden verfolgst: wenn die Wolken vor deinem Wink verschwinden, und du den Wirbelwind schweigen heißt; wenn du triumphirend auf unser Land niederblickst, und majestätisch und ernstlich über unsere Berge deine weiße Locken schüttelst; wenn wir dich in aller deiner Liebenswürdigkeit gekleidet schauen, so freuen wir uns des Siegs, den du am Himmel davon getragen hast, und segnen deine freundliche Strahlen, o Sonne!—

Aber kehre lächelnd zu deinem heidigen Bette zurück, glänzende Himmels-Königin; denn noch soll der Ruhm uns werden.

Einen Potpourri zu machen.

Man muß zu den Potpourris immer ein irdenes noch ungebrauchtes Gefäß nehmen, und wenn man es wohl gewaschen und ausgetrocknet

trocknet hat, wirft man eine gute Hand voll Salz auf den Boden des Topfs. Veilchen thut man alsdann zuerst hinein; die man aber auslesen muß, daß nichts Grünes darunter bleibt.

Gemeiniglich halten dergleichen Töpfe einen halben Eimer Wassers. Zu diesen kann man zwey Pfund Veilchen nehmen. Von allen Blumen muß das Grüne abgepflückt werden, nur von der Orangenblüte nicht, die man ohne sie auszulesen und ohne eine gewisse Proportion zu beobachten nimmt, denn je mehr man nimmt, desto besser wird der Potpourri; man muß aber wohl zusehen, daß man frische Blüte bekommt. Hierauf nimmt man vier oder fünf Hände voll Wintermajoran, und zwey oder drey Hände voll Sommermajoran, vier oder fünf Hände voll Rosen, zwey Pfund Bisam-Rosen, ein halbes Pfund Lavendel, drey Viertel Spicknardblumen, (fleurs d'Aspic) ein halb Pfund kleine Myrthen, drey oder vier Hände voll Rosmarin, zwey Hände voll Thymian, (wenn es angeht, so nimmt man diese Kräuter, wenn sie blühen und noch jung sind,) und ein Pfund und mehr einfache Nelken. Man muß aber nur das rothe von den Blumen nehmen, denn das andere wird zu Mist und verdirbt den Potpourri. So oft man Blumen oder Kräuter hinein wirft, wirft man immer, und nicht zu sparsam Salz hinein. Bis zum August muß man den Topf mit einem hölzernen Löffel beständig umrühren, ihn auch oft in andere Töpfe ausschütten, damit man ihn bis auf den Grund umrühren kann. Zwey Monat nach dem Anfange der Zubereitung, muß man 60 oder 80 Nägelein und zwey Stangen Zimmetrinde, welches beydes mit einem hölzernen Hammer gequetscht wird, und etwas Salz hinzu thun. Gegen den Monat August muß man den Topf einige Stunden in die Sonne setzen. Man kann auch Blätter von Spanischen Jesmin darauf legen, aber man muß sie zwey oder drey Stunden vorher, ehe der Jesmin gelb wird, wieder davon nehmen, weil er sonst anstatt gut zu riechen, einen üblen Geruch geben würde. Er muß immer gut zugedeckt seyn, keine Luft haben, an einem trocknen Orte und auf Holz stehen. Im September ist es genug, ihn alle acht Tage umzurühren. Ferner muß man es in Acht nehmen, daß man ihn, so oft man Kräuter hinzuthut, umrührt. Weil die Orangenblüte sich sehr ausbreitet, so erhält man gemeiniglich zwey Töpfe, wenn man einen bereitet. Die irdenen Töpfe müssen einen Deckel haben, welcher gut schließt.

Etwas

Etwas von den Birnbaum. La deux fois bonne l'an.

(Siehe das 80te Stück vom 1778.)

In den Jahren 1750 oder 1751 erschien in den Hannoverischen Gelehrten Anzeigen eine Abhandlung von der Doppelbirne, und man hatte die Güte gehabt, einige Reiser dem Intelligenzcomtoir zu Hannover, von dem Doppelbirnbaum in der Absicht mitzusenden, um selbige Freunden des seltenen und nützlichen Obstes auf Verlangen zu geben. Ich erhielt dazumal zwey Stücke solcher Reiser, und zog von selbigen zween wohl wachsende Bäume, wovon ich den einen in meinem Garten versetzte, die doppelte Frucht erwartete und auch erhielt.

Zu der ersten Frucht kamen die Blüten mit andern Birnbäumen im März, aus den kenntlichen Blütaugen, und wenn die Frucht sich angesetzt und zu der Größe einer Haselnuß gewachsen war, so kamen um Johannis, bey dem gewöhnlichen zweyten Schuß der Bäume, Nebenschößlinge hervor, so etwa einer Spanne lang waren, und an selbigen sah man statt der Blätter, Blüten, und diese gaben die zwote Frucht, die sich, wie die Blüte, in der Form einer Traube zeigte.

Die erste Frucht wurde im August reif, hatte die Größe einer mittelmäßigen Bergamottenbirn, und war gelblich, ihr Geschmack aber war völlig schlecht.

Die zwote Frucht wurde nicht reif, und hatte die Gestalt einer kümmerlichen Gurke. Wie dieses drey Jahr erfolgt, und mein Garte wegen seines engen Raums nur gutes und nutzbares Obst liefern sollte; so entschloß ich mich diese Doppelbirn abzuschaffen, und auf den Stamm eine mir bekannte bessere Art zu impfen.

Da nun die im 80ten Stück dieses Magazins von vorigem Jahre eingerückte Beschreibung eines Birnbaums la deux fois bonne l'an, vom Herrn P. Hennen, der Doppelbirnbaum ist, wovon das Publicum bereits die Beschreibung in diesen Blättern vom J. 1750 gelesen, und vielleicht andere mit mir ihre schlechte Güte erkannt haben: so habe ich obiges hiedurch den hiesigen Obstfreunden nicht verschweigen wollen.

Eine Seltenheit bleibt dieser Baum allemal, weil Kenner es nicht gut finden selbigen zu vermehren. Ob jedoch die Frucht durch die französische Benennung ihren Geschmack und Güte verbessert hat, werden die zu beurtheilen vermögend seyn, welchen es gefällig seyn sollte, Bäume dieser Art zu verschreiben.

Springe. H. C. C. H.

Hannoverisches Magazin.

44tes Stück.

Montag, den 31ten May 1779.

Abhandlung von der wahren Todesart der Ertrunkenen und den hieraus gefolgerten schicklichsten Rettungsmitteln für dergleichen Unglückliche.

Wenn man bey dem Lichte, das jetzt über die wahre Todesart ins Wasser gefallener und aller körperlichen Bewegung beraubter und daher todtscheinender Personen, aufgegangen ist, die allermeisten oft angewandten und noch öfter empfohlnen Mittel, dergleichen unglückliche zu retten beschauet, so wird man bey manchen, unwillig; ja bey andern muß man sogar schaudern. Denn einige derselben haben unmöglich die gehoffte und erwünschte Wirkung hervorbringen können, sondern ihres Zweckes nothwendig verfehlen müssen, weil sie überflüßig waren, und demselben gar nichts angiengen; andere aber sogar auf eine grausame Art demselben zuwieder liefen: bey beyden ist die Unwissenheit in der Todesart die Ursache der unglücklich angewandten Mittel.

Jedoch es ist meine Sache nicht, mich hier bey Erzählung von dergleichen untauglichen Mitteln aufzuhalten; bemühen aber will ich mich, die Todesart der Ertrunkenen oder die Art und Weise wie dergleichen Unglückliche ihr Leben verlieren, so viel möglich zu bestimmen, und dadurch jedem denkenden Menschenfreunde, und jedem rechtschaffenen Naturforscher Anleitung geben Mittel zu finden, die in dergleichen Unglücksfällen allemal die Probe halten müssen; — Mittel, die todtscheinende Ertrunkene, die jedoch noch nicht wirklich verstorben, allemal in selbst eigene thätige Bewegung, welche wir das Leben nennen, versetzen müssen. Ich suche keine Ausflucht in dem gemachten Unterschied von Todtscheinenden und wirklich Todten, wie vielleicht jemand denken möchte, dem es schwer, ja wohl unmöglich deucht zu unterscheiden, ob aus dem Wasser gezogene Ertrukene wirklich todt, oder ob in ihnen noch ein Funke des Lebens, eine höchst bedrängte und in unüberwindlicher Unthätigkeit schwebende Seele sich befinde.

de. Für Erfahrne ist dieses nicht so unmöglich wie man glaubt, ob freylich die feinern Kennzeichen und Unterscheidungszeichen hievon lange ungewiß gewesen sind a).

Wie stirbt nun aber ein unter Wasser getauchter und Ertrunkener? oder um mich richtiger und bestimmter auszudrücken, wie wird die Seele eines solchen, davon wir hier reden, unthätig gemacht, und wodurch verliert sie die Kraft ihren Körper, nach wie vorher zu regieren? wodurch wird sie außer Stand gesetzt, denselben ferner in Bewegung und Thätigkeit zu erhalten?

Diese Frage ist zwar oft erörtert, aber wo nicht ganz falsch, doch selten nur einiger maaßen gehörig beantwortet worden. Und da es ohne richtige Erkenntniß der eigentlichen Todesart solcher Unglücklichen, von denen wir reden, selbst bey der größten Menschenliebe, ganz unmöglich ist, ihnen mit wirksamen Rettungsmitteln zu Hülfe zu kommen: so wollen wir uns angelegen seyn lassen, diese Frage nach der Erkenntniß, die wir aus Lesung verschiedener in diese Materie einschlagenden neuen Schriften und Abhandlungen geschöpft und oft durchgedacht haben, zu entwickeln.

Da die Luft und die durch dieselbe zu bewirkende respirirende Bewegung unserer Lunge die Ursache des Kreislaufs unseres Geblüts, und dieser Kreislauf die Ursache unsers Lebens, das heist der Bewegung unsers Körpers, nach dem freyen Wohlgefallen unserer Seele ist; so ist leicht einzusehen, daß der Mangel der Luft und der Stillstand unsers Geblüts unsern Körper nothwendig, des Vermögens sich zu bewegen, oder sich von der Seele bewegen zu lassen berauben müssen.

Der weise Schöpfer schuf Lungen und Luft zu einer Harmonie, so daß keine, weder feinere noch gröbere Materie, keine sonstige flüßige, keine fließende Körper, kein magnetisches noch elektrisches Fluidum, kein noch so spirituöses noch viscides Liquidum, den thierischen Lungen dazu dienen sollten oder könnten, wozu ihnen die Luft dienet. Den, dem die Luft künstlich entzogen wird, kann nicht beym Leben erhalten werden, wenn ihm auch noch so viel elektrische Materie beygebracht wird, und der magnetische Zug vieler tausend der stärksten Magnete ihn durchströmte. Aber der, so eine fließende Materie statt der flüßigen Luft, zur Respiration gebrauchen wollte läuft nicht geringere Gefahr. Wenige Tropfen Feuchtigkeit die uns beym Schnupfen oder unvorsichtigen Trinken in die Luftröhre kommen, verursachen

a) Der geschickte Herr Verfasser giebt hier verschiedene, wie ich glaube, sichere Kennzeichen an, wie man wirklich Todte von Todtscheinenden unterscheiden könne, die wir der Kürze halber übergehen, und auf eine andere Gelegenheit verschieben müssen, welches wir uns desto eher erlauben, da sie sehr erfahrne Beobachter erfordern, und nur vorzüglich für diejenigen dazu stehen scheinen, die wegen einiger fruchtlos abgelaufenen Versuche, alle Bemühungen mit Ertrunkenen für unnütz halten.

chen den heftigsten Tumult in der Lunge, und sie bestrebt sich durch heftiges Husten, wodurch nicht selten feinere auch größere Blutgefäße gesprungen sind und einen plötzlichen Tod verursacht haben, dergleichen fremde Körper die nicht Luft sind wieder herauszuschaffen. Beweises genug, daß nichts die Stelle der Luft bey der Lunge ersetzen könne!

Die Luft ist das einzige schickliche Mittel die überaus feinen Lungenbläschen abwechselnd beym Einathmen auszudehnen, und beym Ausathmen durch Hülfe des dieselben umarmenden Nervens kleiner zu machen, und durch dieses majestätische Spiel dem Blute Bewegung und Kreislauf zu geben. So lange dies gehörig aus eigenem Triebe geschieht, kann der Mensch leben, und er lebt wirklich nach dem allgemeinen Sprachgebrauch. So wohl durch ein gänzliches Aushauchen, ohne wieder darauf erfolgendes Einhauchen höret der Kreislauf des Blutes auf, und der Mensch stirbt; allein es geschieht eben dies gleichfalls, wenn der Mensch einen Othemzug der Luft in der Lunge zurück hält, oder zurück zu halten gezwungen wird. Die in den Lungenkanälen und besonders in den überaus feinen Luftbläschen verhaltene Luft wird zu sehr erhitzt, dehnet sich folglich stark aus, erweitert die gedachten Bläschen zu sehr und in eins fort, so daß die dieselben umarmende feine Adern eine lange Zeit zusammen gedruckt bleiben und kein Blut passiren lassen, mithin muß alles Blut von der Lunge zurück gedränget und nach immer fortgehemten Durchgange in einen gänzlichen Stillstand gerathen.

Man hat lange dafür gehalten, daß dies, was wir eine Erstickung nennen, die eigentliche Ursache des Todes bey Ertrunkenen sey. Man sagte der Mensch schlösse beym Ertrinken den Mund fest zu, und hielte dadurch die Luft in seiner Lunge zurück. Man bewieß diese Lieblingsmeynung aus der oft bey dergleichen Subjecten wahrgenommenen Mundklemme, bedachte aber nicht, daß bey der stärksten Verschließung des Mundes dennoch der Luft in der Lunge, der Ausgang durch die Nase unbenommen sey; oder man glaubte vielleicht, daß der Ertrunkene, so wie den Mund, also auch die Luftröhre mit ihrem Deckel (Epiglottis,) würde verschlossen haben. Andere die dies bedachten, glaubten die Ursache in dem mit Wasser vollgeloffenen Magen zu finden, wandten dahero die verabscheuungswürdigsten Mittel an, dies vermeyntliche Wasser das keinesweges im Magen anzutreffen war, durch den Mund wieder herauslaufen zu lassen. Allein das ertrinkende Subject hält keinesweges die eingeathmete Luft in seiner Lunge zurück: es hat auch weder Gegenwart des Geistes noch Vermögen dazu. An sehr vielen mit Gewalt unters Wasser getauchten und Ertränkten, hat man die ausgehauchte Luft deutlich in Form einiger großen Luftblasen aus dem Wasser heraufquillen sehen; und in dem Magen der meisten Ertrunkenen hat man wenig oder

gar kein Wasser gefunden; dies sind allgemein bestätigte Erfahrungen.

Der Mensch also, aus Trieb der Natur an eine besondere Bewegung der Lunge gewöhnt, seit er aus den Gewässern seiner Mutter in die freye Luft gekommen, verrichtet diese Bewegung einmal oder zweymal eben so gut unter dem Wasser als sonst außer demselben; er othmet ein oder zweymal ein; aber was othmet er ein? — ein von der höchst flüßigen Luft ganz unterschiedenes Wesen, einen fast tausendmal schwereren und ein tausendmal stärkern Widerstand leistendes Flüßige, daß ich mich einmal dieses Worts in einer uneigentlichen Bedeutung bediene, — gezwungen othmet er Wasser ein, Wasser, welches zu beherbergen seine Lunge weder geschaffen noch gewohnt ist. Dies oft nur ganz wenige Wasser schadet also derselben auf zweyerley Art: erstlich ist es zu körperlich und wiederstehet folglich viel zu stark, als daß die feinen um die zarten Lungenbläschen geschlungene Nerven dasselbe durch die gewöhnliche Zusammenziehung von jenen wieder herauspressen könnten: es bleiben folglich die um die Lungenbläschen geschlungene Aederchen zusammen gedrückt und für das Blut was da durchgehen sollte verstopft: und zweytens erkältet es die Lunge auf einmal viel stärker als es eine noch so kalte Luft je zu thun im Stande ist. Jede dieser Wirkungen wäre allein schon hinreichend eine Stockung im Blute zu veranlassen; was ist es Wunder, daß wenn beyde zusammentreffen diese Stockung schleuniger und heftiger bewirkt werde. Da jedoch dieser einzige, oder gesetzt es wären ihrer zween, diese zween Othemzüge von Wasser b), nicht im Stande sind alle Theile des Körpers inwendig gänzlich zu erkälten, so gewinnt meiner Meynung nach die innerliche Hitze des Körpers bald darauf wieder die Oberhand, und wirkt so auf das in den feinen Zweigen der Luftröhre und deren Endspitzen oder Lungenbläschen befindliche wenige Wasser wie das Küchenfeuer auf ein im Kessel dar-

b) Die Menge, des hiedurch in die Lunge eindringenden Wassers lasse ich unbestimmt. Sie ist bald viel, bald unmerklich wenig. Die englischen Aerzte sind dahero sich nicht einig, ob sie die schäumigte Materie, welche man in der Brust ertrunkener Personen antrifft, oder eine auf andere Art verursachte Erstickung, für die wahre Todesart der gedachten Unglücklichen halten sollen, (Man sehe die Edinburgischen medicin. Commentar. 3ten Theil S. 261. und ff.) weil die Lungen der von ihnen secirten, vermuthlich nicht alle gleich viel und die meisten nur sehr wenig Wasser enthalten hatten. Hingegen haben andere Aerzte, die Lungen der Ertrunkenen, bisweilen voll von Wasser angetroffen. Der Herr Canzleyrath Heinze, Hochfürstl. Bischöfl. Lübeckscher Leibarzt, dieser sehr erfahrne und große Naturforscher, theilte mir, in Unterredung, über diese Materie eine Beobachtung mit, da er bey einem ertrunkenen Knaben, fast zwo Kannen Wasser aus der Lunge herausgebracht hatte. Wie voll muß hier nicht die Lunge von Wasser, und wie stark muß sie nicht ausgedehnt gewesen seyn, da sie eine so große Menge Wasser enthalten?

darüber gehangenes Wasser; wie hier das Feuer, so entwickelt dort die innerliche nicht geringe körperliche Wärme, die gewöhnlich im Wasser befindliche viele Luft und verwandelt also dasselbe ganz in Schaum; und da die Lunge zugleich eine gewisse Materie ausschwitzet, die sich mit dem gedachten Schaume vereiniget, so rührt wahrscheinlich die Viscidität, oder das zähe und schleimigte dieses Schaumes daher. Dieser in den gedachten Kanälen, und Vesiculn entstehende Schleim dehnet, wie leicht zu erachten ist, dieselben noch stärker und wegen der gedachten Zähigkeit continuirlich aus; und die Stockung des Bluts wird dadurch noch mehr befördert und unterhalten. Das Blut des übrigen Körpers geräth daher gleichfalls in Stillstand und ins Stocken, theils, weil wie gedacht die Wege die es gehen sollte, verstopft sind, und es durch die Lungenblutader nicht durchkommen kann, theils wegen der Kälte womit das Wasser äußerlich auf den ganzen Körper wirkt.

Dieses ist eine Theorie, auf die uns nicht tiefsinniges Nachdenken, sondern wie bey vielen andern, die Erfahrung zuerst geleitet hat. Der ins Wasser gefallene ertrank nicht, weil er, wie man ehemals glaubte, beym Ertrinken den Magen bis zu einer unmäßigen Ausdehnung desselben voll Wasser bekommen; nein, mancher hatte vielleicht oft in seinem Leben, todt dräuendes Getränke in einer weit größern Menge gesoffen, und seinen Magen dadurch nicht selten weit strozender gemacht als er jetzt sich befindet, da sein Körper leblos aus dem Wasser gezogen wird. Die Lungen sind es, die zu stark ausgedehnet sind und strozen, wie die Erfahrung an allen Ertrunkenen, ob wohl nicht an allen für ertrunken aus dem Wasser gezogenen Körpern gelehrt hat. Diese strozen aber nicht deswegen, weil sie eine eingeathmete und darauf verschlossene Luft enthalten, wie man ehedem ziemlich allgemein eine Zeitlang glaubte, als man wie gedacht aus der Mundklemme bey Ertrunkenen nicht auf Krampf, sondern auf einen Abscheu für das Wasser und auf Erstikkung schloß; sondern die Lungen sind bey Ertrunkenen deswegen sehr ausgedehnet, weil sie mit zähen Schaum angefüllt sind und der Tod, oder eigentlich die Entäußerung der Lebenszeichen rührt bey Ertrunkenen daher, weil sie Wasser einzuathmen gezwungen waren, da sie hätten Luft athmen sollen. Bey allen secirten, wirklich Ertrunkenen, ist die Lunge allezeit strotzend und mit Schaum bis auf die kleinsten Aeste und Bläschen angefüllt befunden worden. Es ließ sich derselbe, aus jedem kleinen Stücke, das man selbst von dem äußersten Ende der Lungenlappen bey dergleichen Unglücklichen abgeschnitten, mit leichter Mühe herausdrucken und sichtbar machen; und man ist genöthigt denselben eine gewisse Zähigkeit oder Viscidität beyzulegen, weil er nicht leicht vergehet oder verschwindet, wenn gleich die Körper solcher Personen, wie man Beyspiele hat, län-

ger als drey Monate im Wasser gelegen, oder auch schon nach dem begraben gewesen und in die Fäulung übergegangen sind.

Dieser Schaum ist daher das gewisseste und untrüglichste Kennzeichen, ob ein aus dem Wasser gezogener Leichnam wirklich ertrunken, oder, nach vorher erlittener anderer gewaltsamen Todesart, ins Wasser geworfen worden. Bey vorher schon gestorbenen, gewaltsam getödteten, oder solchen die keine Kraft zum Einathmen mehr hatten, als sie z. B. halb todt geschlagen, krampfhaft, betäubt, oder ganz besoffen, ins Wasser fielen, fehlt dieser Schaum allemal, und bey ihnen sind die Lungen allemal schlaff und eingefallen.

Hier kann ich unmöglich die rühmlichen Bemühungen der beyden sehr geschickten französischen Aerzte der Hrn. **Champeaux** und Faissole mit Stillschweigen übergehen. Sie sind es, durch welche man vor etwa zehn Jahren, so weit in dieser Erkenntniß gekommen ist und so gründlich hierin unterrichtet wurde: ihr unermüdeter und von keinen Vorurtheilen eingenommener Beobachtungsgeist, hat das größte Licht in der Beurtheilung der Todesart der Ertrunkenen verbreitet. Sie scheueten gar nichts, um selbst zur richtigen Erkenntniß hierin zu gelangen und um dieselbe, andern zum Besten, öffentlich bekannt zu machen. Nicht genug, daß sie bey allen dergleichen Unglücklichen, deren es in Paris jährlich eine Menge giebt, und die secirt wurden, jederzeit als die aufmerksamsten Naturforscher dergleichen Sectionen entweder beywohnten, oder dieselben selbst verrichteten; sondern noch außerdem ersäuften, strangulirten und marterten sie, auf vielfache andere Art unzählige Hunde, um in dieser Sache zur Gewißheit zu kommen, und um allen, theils plumpen, theils einen Schein habenden Widersprüchen gründlich Troß bieten zu können, und um Lehren daraus zu ziehen, die für das ganze menschliche Geschlecht und zur allgemeinen Sicherheit sehr ersprießlich und sehr wohlthätig seyn mußten. Die Hauptgelegenheit zu ihren wichtigen angestellten Versuchen mit Ertrunkenen gab ein Rechtsstreit zu Paris über die Todesart eines mannbaren artigen Mädchens, das aus ihrer Aeltern Hause vermißt ward, und deren Leichnam einige Zeit darauf in der Rhone gefunden worden. Es war jedermann, und insonderheit den Aeltern, sehr unwahrscheinlich, daß dies Mädchen sich selbst ertränket, oder von andern ersäuft worden, etwas woran man nur mit Entsetzen denken kann, hatte ihr vermuthlich ihren Tod zugezogen, und schwarze Bosheit hatte, wie man davor hielte, zur Verbergung des Lasters, ihren Körper entweder bereits ganz entseelt, oder doch unfähig zum athmen in den Fluß geworfen. Zudem wurden einige Personen, die verdächtig, und eines solchen Frevels fähig schienen, eingezogen; es ward vor Gerichte viel für und wider die obgedachte Vermuthung, die ein Wundarzt, der den aus dem Wasser gehobenen Körper besichtiget,

tiget, zuerst nebst den Umstehenden geäußert, gestritten; da sich nun die Richter in der größten Verlegenheit befanden, wie sie in dieser verwirrten Sache urtheilen sollten, so ersuchten sie die obgedachten Herren Champeaux und Faissole den schon lange begrabenen Körper so viel möglich zu untersuchen. Allen Schwierigkeiten ungeachtet, bewerkstelligten sie dieses dennoch, und behaupteten auf gerichtliches Befragen, daß sie ihren Einsichten und Grundsätzen zufolge dafür halten müßten, der gedachte Leichnam sey nicht ertrunken noch ertränket. Sie zogen sich durch diese obwohl ganz unpartheyische Aeußerung, ganz unerwartet, vielen Verdruß zu, und wurden also genöthigt, ihre Grundsätze öffentlich bekannt zu machen, und dieselben auch mit mannigfaltigen Versuchen und Beweisen, theils an Ertränkten und so denn auch an Todt ins Wasser geworfenen Körpern zu bestätigen. Man prüfte diese Herren aufs äußerste, indem man ihnen aus dem Wasser gezogene todte Körper vorlegte, ohne ihnen das geringste von der wahren Todesart derselben zu sagen: und ihren Grundsätzen zufolge, daß nemlich eine aufgedunsene und mit Schaum erfüllte Lunge, ein Zeichen sey, daß ein Körper ertränket, hingegen schlaffe Lungen und mit Blut ausgestopfte Blutgefäße im Gehirne, ein gewisses Anzeigen eines strangulirten Körpers sey, bestimmten sie zur größten Verwunderung ihrer Feinde, selbst an schon halb verweseten Körpern die wahre Todesart allemal ganz richtig. Zugleich ergab sich bey diesen Versuchen, daß **bey wirklich Ertrunkenen der Luftröhrendeckel allemal offen stehe**, woraus man meiner Meynung nach richtig schließen kann, daß **Ertrunkene nicht wegen Verschließung der Luftröhre an der Erstickung umkommen**; mithin ist die Bronchotomie, die man so oft aus Unwissenheit und Unachtsamkeit, obwohl in einer guten Absicht bey dergleichen Unglücklichen vorgenommen, ganz unnöthig und völlig überflüßig gewesen. Die große Wichtigkeit, dieser mit gründlichen Einsichten gemachten Entdeckungen, bey gerichtlichen Untersuchungen, brachten den obgedachten vortrefflichen Aerzten, ungeachtet manches Widerspruchs übelgesinnter Personen, die größte Ehre und die diese Sache betreffenden, für Rechtsgelehrte nicht weniger als für Aerzte und Naturforscher sehr lehrreiche Acten, wurden auf hohem Befehl zusammen gedruckt; und sind, wie sie es verdienten, auch schon bald darauf in unsere Sprache übersetzt, und führen den Titel: „Erfahrungen und Wahrnehmungen, über die Ursache des Todes der Ertrunkenen ꝛc. ꝛc. Danzig 1772. 17 Bogen in Octav.

Dieses kleine lesenswürdige Buch würde unstreitig das vollkommenste in seiner Art seyn, wenn es, auf obgedachte Erfahrungen gebauete Schlüsse, und Anwendungen auf die Wiederbelebung Ertrunkener enthielte: allein hievon findet man nirgends in demselben

ben die geringste Anmerkung; sondern die gelehrten Herrn Verfasser beschäfftigen sich bloß mit der Belehrung, wie man wirklich Ertrunkene von anderen, die nach einer anderen erlittenen Todesart, ins Wasser geworfen und auch für Ertrunkene gehalten werden, unterscheiden könne und müsse, und sodann widerlegen und beantworten sie, die ihnen gemachten Einwürfe und Bedenken, wie es wahren Gelehrten zustehet, gründlich und anständig. Ich will daher versuchen, wo nicht selbst auf dem von jenen berühmten Männern gelegten Fundamente fortzubauen, als wozu meine Kräfte, wie ich gerne gestehe, wohl zu schwach seyn dürften; doch andere große Männer, und besonders alle menschenfreundliche Aerzte hiedurch zu bitten und aufzumuntern, sich diese Sache, zur Rettung unglücklicher Mitbrüder aufs dringendste empfohlen seyn zu lassen. Ob die gedachten Herrn Champeaux und Faissole nicht schon selbst, diese nutzbare Anwendung von ihren Entdeckungen gemacht, kann ich nicht mit Gewißheit sagen: wenigstens sind die ganz neuen öffentlichen Anstalten zu Paris, um Ertrunkene wieder zu beleben noch nicht darauf gebauet, und haben noch nicht, wie es meiner Meynung nach seyn sollte, zum Hauptzweck, den in den Lungen der Ertrunkenen befindlichen Schaum daraus zu vertreiben.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Aufgabe.

Zur Erläuterung der in dem Hannoverischen Magazin vorigen Jahres Nr. 65. befindlichen sehr wohl gesetzten Schutzschrift für die Krähen, wünschet man, daß Jemand von allen daselbst benannten Arten der Krähen einige in der Saat- und in der Erntezeit, auf dem Felde schießen, ihnen die Kröpfe aufschneiden, und was sich in selbigen gefunden habe, in diesen Nachrichten anzeigen wolle.

Druckfehler.

Auf der 609. Seite anstatt: einen Prediger im Oldenburgischen, lies einen Prediger im Ortenburgischen, einer freyen Reichsgrafschaft in Bayern.

In der Beylage zum 41ten Stück des Hannoverischen Magazins von 1779, lies, anstatt in dem 117ten Stück der Göttingischen Anzeigen von 1778, in dem 107ten Stück.

Hannoverisches Magazin.

45tes Stück.

Freytag, den 4ten Junius 1779.

Fortsetzung der Abhandlung von der wahren Todesart der Ertrunkenen und den hieraus gefolgerten schicklichsten Rettungsmitteln für dergleichen Unglückliche.

Da aber der, aus dem eingeathmeten Wasser und den ausgeschwitzten Feuchtigkeiten der Lunge entstandene Schaum, in den Luftröhrenästen und den Bläschen derselben, die Ursache der Unterbrechung des Lebens, und endlich so gar des wirklich erfolgenden Todes ist, wenn keine Hülfe bey Zeiten geschafft wird; so beruhet alles, bey den aus dem Wasser gezogenen noch nicht wirklich Todten, obwohl todtscheinenden darauf, daß man zu ihrer Rettung, ich meyne zur Wiederherstellung des Lebens in ihnen, diesen Schaum wegschaffe, die Lungen davon so viel möglich entledige, und sie wieder in diejenige Bewegung, die sie bey dem gewöhnlichen Othemhohlen haben, versetze. Ich achte, daß wenn man der, in dem Körper noch befindlichen unthätigen obwohl noch nicht ganz unwirksamen Seele, mit einer kleinen Hülfe beystünde, so würde sie sodann ihre Wirkung in den Körper ganz gewiß und baldigst selbst wieder anfangen. Aber die Lunge ist derjenige Ort, bey dem die unmittelbare Hülfe am nöthigsten ist; und alle Mühe und Sorge die man auf äußerliche Theile des Körpers wendet, müssen bloß darauf abzwecken das Blut wieder in seinen Kreislauf zu bringen, oder doch wenigstens so fließend als möglich zu machen und durch dieses Mittel die unterbrochene Respiration, in den Lungen wieder herzustellen und ihnen dadurch Kraft zu geben, den sie belästigenden Schaum nach und nach selbst herauszustoßen. Der Schaum muß nothwendig fortgeschafft werden, oder sonst können Ertrunkene, nie wieder ganz zum Leben gebracht werden: und wenn sie auch gleich bereits durch freywillige und Leben anzeigende Bewegung, die annoch mit ihrem Körper vereinigte Seele verrathen hätten, so müssen sie dennoch, wenn sie nicht Kräfte genug haben, dieser Materie sich selbst zu entlästigen, und ihnen auch nicht von andern, mit dazu dienlichen Mitteln zu Hülfe geeilet wird,

dennoch wie sehr viele Sterbende, durch den Schleim in der Brust, den sie, wie man im gemeinen Leben spricht, nicht mehr aufbringen können, ihr Leben unwiederbringlich verlieren. Bey den anzuwendenden Mitteln, muß daher vor allen Dingen dahin gesehen werden, daß dem Körper so viel möglich seine Kraft geschonet und ja nicht geschwächt werde. Gewaltsames Rütteln, übertriebenes, selbst einem gesunden Menschen Schmerzen verursachendes Reiben und eine ungewöhnliche unangenehme Lage sind daher schädliche, und selbst, wenn sich noch keine Lebenszeichen geäußert, doch verabscheuungswürdige Mittel, so gut sie auch oft gemeynt seyn mögen. In gleiche Classe setze ich, die oft bey dergleichen Gelegenheit und auch von mir selbst ehedem angepriesene, zum guten Glück aber, vielleicht nie bey Ertrunkenen ins Werk gesetzten oder angewandten elektrischen Erschütterungen. Denn wozu sollen sie dienen? — werden sie nicht das nur noch glimmende Lebenslicht ganz auslöschen? — bey lebenden Menschen, befördern sie zwar den Kreislauf des Geblüts, und vermehren dessen Geschwindigkeit um den vierten, oft sogar um den dritten Theil; werden sie aber auch bey einem stokkenden und stillstehenden Blute eine Bewegung anzufangen im Stande seyn? Hieran zweifle ich gar sehr, weil das Blut wegen verschlossener Wege, wo es nicht durch kann, wie es doch sollte, stille steht, und sodann, weil, wie aus der Mechanik bekannt ist, die Kräfte so erfordert werden bey einem Körper die Bewegung anzufangen, und besonders wenn ein mächtiger Widerstand zu überwinden ist, und diejenigen die erfordert werden die angefangene Bewegung eben desselben zu beschleunigen, nicht nur von ganz ungleicher Stärke, sondern auch oft von verschiedener Beschaffenheit sind. Das Nervenflüßige, worauf die Elektricität sich jederzeit sehr wirksam gezeigt hat, wird bey wieder belebten Ertrunkenen, auch ohne dieselben so bald nur das Blut gehörig circuliret, wieder flüßig werden. Für die Beweglichkeit des Nervensaftes, wovon Empfindung und Beweglichkeit unsers ganzen Körpers und einzelner Theile desselben zunächst und noch weit mehr als vom Blute abhanget, ist wohl bey den allerwenigsten Ertrunkenen und Todtscheinenden auch nur die allergeringste Sorge getragen: und dennoch hat sich dieselbe fast allemal wieder eingefunden, wenn der Körper nur erst Zeichen des Lebens, und durch den Pulsschlag Zeichen des wieder in Bewegung gekommenen Blutes geäußert hatte. Hat man auch wohl je die Klage gehört, daß ein Ertrunkener, nachdem er wieder zum Leben gebracht, des völligen Gebrauchs dieses oder jenes Gliedes beraubt geblieben, weil der beym Ertrinken in Stillstand gerathene und zur Bewegung träge gewordene Nervensaft, noch nicht daselbst in seinen vorigen Zustand wieder versetzt worden? Hat man unter denen obgleich wenigen wieder belebten Er-

Ertrunkenen, auch je einen Lahmen, oder Blinden u. s. w. gesehen, bey dem dieses Uebel, von vorgedachter Ursache herzuleiten wäre? Nein gewiß nicht. Denn wenn der Ertrunkene wieder belebet wird, so lebt er auch wieder ganz; seine Augen leben so wohl, als seine Füße und Hände, und er kann alle seine Glieder, nach seiner hohen Selbstthätigkeit bewegen, und sie lassen sich auch von ihm bewegen. Für die Flüßigmachung des Nervenflüßigen bey Ertrunkenen, braucht also wohl nicht besonders gesorgt zu werden. Denn gegen den Einwurf, daß dieses Flüßige eben durch das Reiben und Erwärmen des ganzen Körpers, bey dergleichen wieder belebten Personen in Bewegung gebracht sey, läßt sich manches, was so leicht nicht zu beantworten wäre, sagen, und es kann noch immer gefragt werden, wie die innern Nerven des Geschmacks, Geruchs, Gehöres und Gesichts ihre Reizbarkeit und Empfindsamkeit wieder erhalten, wenn man das Reiben und die Wärme, und nicht vielmehr den Kreislauf des Geblüts, für das nächste und beste dazu dienliche Mittel hält, welche Circulation, Reiben und Wärme freylich ungemein befördern. Es kann aber auch seyn, daß der Nervensaft bey weiten nicht so leicht stockt, oder unthätig und ungeschickt wird, von den äußern Gegenständen, der Seele Bilder und Begriffe beyzubringen, als wir denken, wenn wir denselben nach den Erfahrungen mit fließenden Materien beurtheilen. Vielleicht wird er durch Kälte jemals eben so wenig condensirt, als es die Luft wird, die bey dem strengsten Froste, nie so körperlich wird, daß wir sie als einen Körper sehen oder greifen, und daher zum Einathmen nicht mehr gebrauchen könnten. So bald also die Maschine, ich meyne den Körper des Ertrunkenen, durch äußerliche Hülfe dergestalt wieder in Bewegung gebracht ist, daß die Seele ihrer wieder mächtig werden kann, so regiert sie dieselbe ihrer Bestimmung nach, auch wirklich, indem ihr der vielleicht ganz unverletzt gebliebene Nervensaft, nach wie vor gehorcht.

Man stellt sich gemeiniglich die Sache unrichtig vor, wenn man den Kreislauf des Blutes, bey Ertrunkenen, durch Aderlässe wieder herzustellen gedenkt. Man glaubt vielleicht, daß jetzt die übrigen Adern des Körpers, mit Blut sehr vollgestopft sind, weil dasjenige Blut, was sich während des Durchganges durch die Lungenblutadern daselbst aufhält, und sonst darin Platz hat, jetzt wegen der Zusammendrückung derselben, mit in andern Adern befindlich, und folglich diese, stärker als sonst dadurch ausgedehnet seyn müßten. Allein, wie mich deucht, so ist die Menge des Blutes, welches bey Ertrunkenen von den feinen Lungenäderchen und den kleinsten Blutgefäßen daselbst, denn davon ist nur die Rede, ausgeschlossen ist, so beträchtlich eben nicht, daß die andern, viel größeren, so wohl Blut- als Schlagadern, nicht dasselbe ohne merkliche Aufschwellung,

lung, und folglich ohne sonderliche Beschwerlichkeit sollten aufnehmen können. Und sodann verdichtet die allgemeine Kälte, worin sich ein solcher Körper befindet, alles Blut auch ungemein stark; und diese Verdichtung beträgt gewiß weit mehr, als jene zu vermuthende Ausdehnung. Die Blutgefäße eines solchen Körpers, strotzen also keines Weges vom Blute. Gründe lassen uns dieses schon vermuthen und die Erfahrungen, bey Sektionen von dergleichen unglücklichen Gegenständen bestätigen unsere Vermuthung. Wozu sollen denn die oft zu allererst, allemal aber noch viel zu frühen Aderöffnungen dienen, die bey dergleichen Subjekten, welche man wieder zum Leben zu bringen Hoffnung hat, vorgenommen werden? Nutzen haben sie unserer Meynung nach nicht den allergeringsten. Denn es strotzen ja keine Blutgefäße vom Blute; selbst nicht einmal die Blutgefäße im Gehirne, sind zufolge der genauesten Erfahrungen, damit vollgestopft befunden. Und wozu soll insbesondere die bey Ertrunkenen sehr häufig vorgenommene Eröffnung der Drosselader nutzen? Sollte ein solches höchst gefährliches Verfahren wohl nicht allemal unverzeihliche Unwissenheit zum Grunde gehabt haben? Wenigstens hat man dadurch seinem Entzweck ganz entgegen gehandelt. Denn der Körper des Ertrunkenen, der todt scheinet, aber es noch nicht wirklich ist, braucht in diesem Zustande so wohl, als bey nachheriger immer größerer Annäherung zum Leben, ja nach seiner gänzlichen Wiederbelebung selbst, Kräfte: — Kräfte, sage ich, die man ihm durch das vorgenommene Blutlassen, wo nicht gänzlich rauben, doch ungemein schwächen würde, wenn nicht eine höhere Vorsehung diesem Uebel dadurch vorgebeugt hätte, daß bey dergleichen Subjekten wenig oder gar kein Blut aus den gemachten Wunden fließt; ein Beweiß, daß die Adern eben nicht so voll davon seyn müssen, wie man sich gemeiniglich überredet. Und kann man denn die in einem solchen Körper vorgegangene Alteration, die wir gar nicht ableugnen wollen, bey Wiederbelebung desselben, nicht auch ohne Blutlassen, durch ein anderes dem Körper keine Kräfte raubendes Mittel heben; ich sollte nicht denken, daß dies geschickten Wundärzten geschweige würdigen Aerzten Schwierigkeit machen könne. Ich habe die Eröffnung einer Ader bey einem Ertrunken, ein höchst gefährliches Verfahren genannt, und ich beweise dieses dadurch, daß man mehr als ein Beyspiel aufweisen kann, da dergleichen Unglückliche, bey denen man eine Aderöffnung gemacht, nachdem sie von Leuten, die, wenn es nicht viel Mühe gekostet, ihnen anfänglich zu helfen bereit waren, aber gar bald die Hände sinken und den Körper ohne darnach weiter zu sehen, ruhen ließen, sich zu Tode geblutet. An der auf dem Ruhelager eines solchen Körpers befindlichen Menge, des aus den gemachten Wunden geflossenen Bluts, war deutlich abzunehmen, daß die beywohnende Seele, denselben dergestalt wieder in ihre

ihre Gewalt bekommen hatte, daß sie durch eine innere Wirkung den Kreislauf des Blutes wieder angefangen und den Körper ganz gewiß nachher frey und mit der höchsten Selbstthätigkeit würde regieret haben, wenn sie nicht durch den Verlust des Blutes, den ihm Unwissenheit und Unachtsamkeit seiner ungeschickten Helfer zugezogen, aufs neue daran verhindert und der Mensch wirklich ermordet worden wäre. Ein solcher, höchst trauriger Erfolg, hätte sich nicht eräugnen können, wenn entweder gar keine Aderoröffnung vorgenommen, oder wie heut zu Tage fast überall geschieht, die Wunden ungeachtet nichts bey dem Körper ausgerichtet wird, und sie für gänzlich todt geachtet werden, doch aus Vorsicht, gehörig wie bey Lebendigen verbunden worden wären.

Das beste Mittel, daß in einigen Adern jetzt mehr als zuvor sich aufhaltende Blut zu vermindern, ist unstreitig dieses, daß man es wieder in die Lungenadern hinzubringen sucht, indem man die Zusammenpressung derselben dadurch hebt, daß man den Schaum aus den Lungenbläschen und Luftröhrenästen fortschafft, und dadurch die gar zu starke Ausdehnung dieser Theile vermindert und dem dazwischen und um dieselben laufenden Geäder zu seiner Ausdehnung nothwendig erforderlichen Raum verschafft, Hiedurch werden die Lungenäderchen fähig gemacht einen Theil der ganzen Masse des Bluts wie vorhin einzunehmen, und nachdem dieses bewerkstelliget, so muß nothwendig das Blut des ganzen Körpers wieder im Gleichgewichte stehen.

Die Erfahrung lehrt auch, daß Ertrunkene nach ihrer Wiederbelebung, sich allemal sehr matt und schwach an Kräften befinden, und folglich vor allen Dingen bey den anzuwendenden Rettungsmitteln darauf gesehen werden müsse, daß ihrer wenigen noch übrigen Kräfte, so viel möglich geschonet werde. Wie grausam und verabscheuungswürdig ist daher nicht jenes Mittel, da man Ertrunkene noch nicht wieder belebte, durch Kitzeln des Schlundes vor ihrer gänzlichen Wiederbelebung, und durch Brechmittel nachher, zur Erschütterung und Entledigung des Magens reitzt, aus der höchst irrigen Meynung, daß derselbe voll vom Wasser sey. Gesetzt dem wäre also, wie wir doch durchaus nicht zugeben können, giebt es denn nicht mehrere Wege als der Ausgang nach oben, wodurch der Magen sich des Wassers mit weit wenigerer Mühe und Verlust von Kräften zu entledigen genöthigt werden könnte?

Die überaus große Trägheit und ein fast unüberwindlich scheinender Hang und Neigung zum Schlafen bey den meisten wieder belebten Ertrunkenen, ehe sie völlig wieder zu sich selbst gekommen, zeigen ohne Zweifel eine große Mattigkeit und sehr geschwächte Kräfte derselben an; und dürften wohl eben nicht von zu vielem und zu flüchtigem Blute herrühren, wohl aber ein dickes und annoch sehr langsam circulirendes Blut anzeigen. Sollte nicht in diesem Falle, durch dienliche Arzeneyen, und durch spirituöse Getränke weit besser eine

eine Verdünnung und ein schneller Umlauf des Geblüts bewirkt werden als durch Blutlassen? Wird sich endlich nicht eben das, was sonst beym Blutlassen zu geschehen pflegt, auch hier eräugnen, daß nemlich das schönste und dünneste Blut, in größerer Menge als das dickere, aus der geöffneten Ader fortfließet; und läuft der schlafsüchtige wieder belebte Mensch nicht dadurch Gefahr, in den ewigen Schlaf gewieget zu werden? —

Eine gemäßigte, allmählig dem todt scheinenden Körper beygebrachte Wärme giebt, wie leicht zu begreifen ist, dem Blute das Vermögen zu fließen, und ist dessen Kreislauf zu befordern, wenn nicht wichtige Hindernisse vorhanden sind, ganz gewiß im Stande. Die Wärme wird allgemein für ein schickliches und wirksames Mittel gehalten, und die allerersten Versuche, Ertrunkene wieder zum Leben zu bringen, haben wohl in nichts anders als in Rütteln und Erwärmen bestanden. Man rüttelte dergleichen Unglückliche, weil man sie als Schlafende betrachtete; und da man sie, die man nicht für todt hielte, kalt fand, und aus der Erfahrung wußte, daß alle lebendige Menschen einen gewissen Grad von Wärme an sich haben und ohne dieselbe nicht leben können; so glaubte man, wenn man jene nur gehörig wieder erwärmte, so würden sie schon wieder aufleben. Man irrete hierin, so gut man es auch meynen mochte. Die Wärme ist freylich ein unverwerfliches, tüchtiges und sehr wirksames, jedoch nicht das einzige Mittel, Ertrunkene wieder zu beleben. Es kommt auch bey derselben sehr vieles auf die Art und Weise, und auf den Grad der Stärke an, wie dieselbe dergleichen bedaurenswürdigen Personen beygebracht wird. Das Reiben eines solchen Körpers mit bloßen Händen bewirkt schon Wärme; allein es kann unmöglich überall am ganzen Körper zugleich vorgenommen werden. Wird der Körper eines Ertrunkenen, mit heißen Tüchern, heißer Asche oder dergleichen Sande u. s. w. gerieben, so wird er freylich dadurch noch stärker erwärmet, allein ein solches Reiben ist zu schmerzhaft und zu unangenehm, als daß man versichert seyn könnte, es thäte dem Ertrunkenen todt scheinenden, den man auf solche Art behandelt, keinen Abbruch an seinen wenigen Kräften. Erwärmte Kleider oder Betten, in die man dergleichen Körper einwickelt, sind entweder zu heiß; in welchem Falle sie denselben, wo nicht verbrennen, dennoch Schmerzen verursachen; alles aber, was lebendigen Menschen schmerzet, thut dieses eben sowohl bey dergleichen Todtscheinenden, wie ich davor halte, und vielleicht noch um desto mehr, weil ihre Schmerz empfindende Seele denselben durch keine Zeichen an den Tag geben kann, so sehr sie sich vielleicht auch oft dieses zu thun bemühen mag. Durch öftere dergleichen fruchtlose Bemühungen der Seele, ihren Körper wieder in ihre Gewalt zu bekommen, werden wie ich glaube, die Kräfte derselben überaus geschwächt: und dies ist die Ursache, warum ich eine so viel möglich

lich sanfte und liebreiche Behandlung solcher Körper empfehle; und mit denen nicht einstimmig bin, die davor halten, daß dergleichen Personen durch heftiges Rütteln desto eher wieder zu sich selbst kommen werden. Sind die kurz vorhergedachten Erwärmungsmittel zu kalt, so schaffen sie nicht den gehörigen Nutzen, und wenn sie auch die gebührende Wärme haben, so unterhalten sie dieselbige nicht gleichmässig genug.

Wenn die Erwärmung hingegen, vermittelst des Wassers bewerkstelliget würde, so müßte sie nothwendig die allerschicklichste seyn. Man kann hiedurch den Körper allmählich, und so stark als nöthig erwärmen; und auch auf eine sehr leichte Art, durch Hülfe eines Wärmmessers den bequemsten Grad der Wärme des Wassers ausforschen und dem zufolge auch unterhalten; man kann den bis am Kopf in dergleichen warmen Wasser liegenden Körper, auch nach Belieben, reiben wo man will; und auch zugleich demselben die dienlichen Lavements, die nicht selten von gutem Nutzen befunden worden, beybringen; gewiß nicht unbeträchtliche und nicht aus der Acht zu lassende Vortheile der Behandlung eines dergleichen Körpers im warmen Wasser.

Der Körper eines ertrunkenen und wieder zu belebenden Menschen, bedarf hauptsächlich einer Kraft und Reizung zum starken Ausathmen; damit der in der Lungen befindliche Schaum dadurch heraus gestoßen werde. Husten und Niesen sind starke Ausathmungen, wie der Herr von Haller in seiner Physiologie sehr gründlich darthut: und diese zu bewirken, hat man mancherley Mittel, unter denen die am wenigsten schmerzlichen, für diejenigen Körper, wovon ich rede, wohl die schicklichsten seyn möchten. Ein gelindes Einhauchen von ein wenig Tobacksrauch und der vor die Nase gehaltene Salmiakspiritus, haben sich, wie ich hier nur beyläufig erinnern will, oft sehr dienlich in Beförderung des starken Ausathmens, durch gedachtes Niesen und Husten bewiesen. Wie, wenn diese Mittel nun aber ihren Zweck nicht erreichen; wäre es sodann nicht gut, Luft in die Lunge des Unglücklichen zu blasen, oder dieselbe durch ein mechanisches Mittel, eine Zeitlang in eine der Respiration ähnliche Bewegung zu setzen und dadurch der Seele zu Hülfe zu kommen, das wahre Athmen aus eigener Kraft zu bewirken? Zum Herausziehen der Luft, gebe ich von ganzem Herzen meinen Beyfall, weil es wahrscheinlich ist, daß dadurch der schädliche daselbst befindliche Schaum einigermaßen aufgelöset und schwindend gemacht werden dürfte; das Einblasen der Luft hingegen kann unmöglich zuträglich seyn, weil der zähe Schaum dadurch nicht nur nicht aufgelöset, sondern auch noch tiefer und ferner in die Lungen getrieben wird; wodurch die ohnedem schon stark ausgedehnten Pulmonal-Vesikuln nur noch mehr aufgeblasen werden und der vorgesetzte Endzweck nothwendig verfehlt werden muß.

Der Schluß folgt künftig.

Vom Pfropfen des Weinstocks.

Es wird im 24ten Stück des Hannöverschen Magazins von diesem Jahr angefragt: Ob auch bey Weinstöcken, zu deren Veredlung, das Pfropen statt finden könne?

Zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse kann ich mich also nicht entbrechen, hiemit bekannt zu machen, was ich diesfalls, nach vieljähriger Probe, durch die Erfahrung bestätigt befunden habe; auch hier zu Lande nicht so ganz und gar unbekannt ist.

Man procediret aber bey dieser Art des Weinpfropfens folgendermaaßen: 1) Die Pfropfreiser, wodurch man einen schlechten Weinstock veredeln will, müssen im Frühjahr beym Beschneiden des Weins von einer einjährigen Rebe geschnitten werden, und drey Augen lang seyn; diese werden, bis zu Anfang des Monat May, wo der Saft im Weinstock zu sinken anfängt, ganz in der Erde verdeckt aufbehalten. 2) Nun muß man an den Weinstock, der gepfropft werden soll, tief in der Erde ein ein oder zweyjähriges Reis bis auf drey Augen aufgraben a), und selbiges im dritten Auge mitten durch gerade abschneiden und den in der Erde bleibenden Theil gerade aufspalten. 3) Alsdenn schneidet man das Pfropfreis, welches man vorher in Wein oder auch ordinairem Wasser eingelegt hat, so lang als der Spalt ist, keilförmigt, wie bey andern Baumpfropfreisern gewöhnlich ist; wobey man sich jedoch in Acht zu nehmen hat, daß bey Formirung dieses Keils das Mark in selbigen nicht verletzet werde und ausfalle. 4) Demnächst setzt man dies, vorgeschriebenermaaßen geschnittene, Reis in den Spalt des zu veredelnden Stocks. Der Anfang des Keilschnitts im Pfropfreis muß mitten im Auge der Reben und mit einem kleinen Absatz geschehen, so daß das halbe Auge des Pfropfreises genau auf das halbe durchschnittene Auge der zu veredelnden Rebe passet. 5) Von dem im Pfropfreise durchschnittenen Auge an muß das Pfropfreis noch zwey Augen nach oben zu behalten; so daß das dritte von dem durchschnittenen angerechnet nur erst dichte über der Erde zu liegen kommt. 6) Wenn das Pfropfreis in dem Spalt gut eingesetzt worden, wird dieser so lang als er ist mit Bindfaden dicht neben einander umschleifet, damit sich das Reis mit der Rebe, worauf es gesetzt ist, fest verbinde. Man kann auch über das aus der Erde hervorragende Auge etwas lockere Erde bringen, damit die Sonne vor dem Anwuchs nicht zu sehr darauf brenne. (Damit die Art wie hierin verfahren werden muß, desto deutlicher werde, füge ich eine dergestalt eingerichtete und umwundene Rebe hieben b). Der Versuch dieses Pfropfens wird noch in diesem Jahre, von dem der Belieben findet, gemacht werden können, und ich werde mich freuen, wenn ich durch öffentliche Nachricht eine geglückte Probe erfahre.

Berlin. D * * *

a) Man kann auch das Jahr vorher, da man einen Weinstock veredlen und pfropfen will, von selbigen eine ein- oder zweyjährige Rebe tief in die Erde senken, und im folgen Jahre auf obgedachte Art darauf pfropfen, weil man unten an einem alten Stocke nicht immer ein- oder zweyjährige Triebe beym Aufgraben findet.

b) Diese gütigst übersandte Rebe kann den Liebhabern auf Verlangen im hiesigen Intelligenzcomtoir gezeigt werden.

Hannoverisches Magazin.

46tes Stück.

Montag, den 7ten Junii 1779.

Schluß der Abhandlung von der wahren Todesart der Ertrunkenen und den hieraus gefolgerten schicklichsten Rettungsmitteln für dergleichen Unglückliche.

Man darf bey Ertrunkenen wenn sie wieder zum Leben kommen, nur ein wenig aufmerksam seyn, um wahrzunehmen, daß ein starkes Ausathmen, bey ihnen allemal vor dem Einathmen vorhergehe und selbst nachher, das letztere, eine Zeitlang noch immer weit schwächer als das erstere von statten gehe. Einige derselben haben mit einem so starken Ausathmen, den oft gedachten Schleim aus der Brust, oder welches einerley ist den Schaum aus der Lunge hervorgestoßen, daß das Röcheln oder wenn man lieber will, der in eins fortgehende Husten, einem abscheulichen Gebrülle geglichen, das zwar die unerfahrnen Umstehenden anfänglich erschrecket, bald nachher aber eben so sehr erfreuet, als andere, die dieses schon vorher als den Anfang der vollkommenen Rückkehr eines Ertrunkenen ins Leben kannten.

Wenn nun aber der Ertrunkene nicht bis so weit belebet wird, daß er aus selbst eigener Kraft, den mehrgedachten Schaum hervorbringen kann; wie ist ihm sodann zu helfen? Kann man seiner wenigen Kraft, nicht etwa thätig zu Hülfe kommen; oder ganz ohne des Patienten Hülfe, den Schaum fortschaffen? Sollte nicht etwa ein Mittel ausfündig zu machen seyn, das diesen Schaum zersetzte, und ihn wieder in dasjenige Wasser verwandelte was anfänglich den Grundstof zu demselben hergab? — oder wenn er dazu zu schleimig und zu zähe, als je Hoffnung wäre, ihn wie Wasser herausfliessend zu machen; ist denn nicht ein Mittel vorhanden, die Lunge in den Stand zu setzen, denselben zu absorbiren, das ist, in ihre einsaugende Poren hineinzuziehen, und die Luftröhrenäste davon zu befreyen? Könnten vielleicht Tobacksrauchclystire oder brennbare fixe Luft hiebey mit Nutzen angewendet werden? — Oder sollte nicht derselbe ohne alle thätige Hülfe des Körpers, noch auf andere Art,

aus derselben herauszubringen seyn? – Könnte die Luftpumpe, oder eine gemeine gute Sprütze etwa hiebey nützliche Dienste leisten, wenn entweder eine krumme Röhre durch den Mund in die Luftröhre so tief als möglich, jedoch mit aller Vorsicht hineingesteckt, und sodann ausgesogen würde? oder wenn daran zu zweifeln wäre, daß hiedurch der Endzweck erreicht würde, weil die gedachte Röhre nicht genau genug in die Luftröhre einpaßt, so dächte ich, man zöge ein geringeres Uebel einem größeren vor, entblößte die Luftröhre sorgfältig und schnitte sie sodann durch, um auf diese Art desto besser, das gedachte Rohr darin allenthalben anschließend zu befestigen und auf die bequemste Art dasselbe auszusaugen. Hier höre ich die Bronchotomisten jauchzen, die oft gar nicht einmal um der eben gedachten Ursache willen, sondern aus einer ganz anderen, die ihrer Unwissenheit wenig Ehre macht, jenen eben so gefährlich zu machenden, als mühsam, obwohl nicht unmöglich zu heilenden Schnitt unternahmen. Jedoch sie mögen sich nicht zu sehr freuen, weil es noch andere, vielleicht viel bessere Mittel giebt, den schleimigten Schaum aus der Luftröhre hervorzutreiben, die uns die Bronchotomie gewiß werden verabscheuen lassen.

Könnte man den Lungen, entweder mit den Händen, oder mit geschickten Werkzeugen, zum Beyspiel mit einer breiten flachen Zange gehörig beykommen und dieselben damit zusammendrucken; so glaube ich gewiß, daß auf solche Art, der gedachte Schaum, wo nicht ganz aus der Luftröhre und derselben Aesten herausgepreßt, doch ungemein darin vermindert werden könne. Unmöglich scheint mir diese Pressung eben nicht zu bewerkstelligen zu seyn. Allein die Hrn. Bronchotomisten, werden mir eine, die ihrige weit übertreffende Grausamkeit Schuld geben, wenn ich einen Ertrunkenen, um der Lunge bequem beyzukommen, eine Oeffnung in der Brust (Paracentesin) mache. Man wird vielleicht sagen, der Zugang der freyen Luft in der Brust, werde daselbst eine Entzündung verursachen, wovon der wieder belebte Ertrunkene, nach wenig Tagen unter großen Schmerzen seinen Geist aufgeben müsse. Jedoch erfahrne sowohl als auch nur belesene Aerzte, werden hoffentlich über den medicinischen Aberglauben, daß zum Beyspiel das sogenannte Kindbetterinnenfieber, das eine Entzündung des Bauchfells zum Grunde hat, vom Eindringen der freyen Luft in den bey der Entbindung mehr offenen Leib der Gebährerin herrühre, hinaus seyn. Wer aber diesen Irrthum, von den Entzündungen der großen Höhlen in den thierischen Körpern weil sie der freyen Luft, bey der Paracentese ausgesetzt gewesen a), noch etwa nicht fahren gelaß'n hätte,

a) Der Hauptvertheidiger dieser Meynung unter den Neuern, ist der Engländer Joh. Hunter. (der Anatomicus) Siehe die Edinburgischen medicin. Commentarien im 3ten Theil S. 347. Er vergleicht die Entzündung des Bauchfells bey Kindbetterinnen mit derjenigen, da sich eben dieses bey wassersüchtigen Personen eräugnet,

hätte, dem will ich nur auf die Beschreibung verweisen, die wir nächstens, von unserm sehr geschickten Herrn D. Vogel, meinem ganz besonders werthgeschätzten Freunde, von seiner Cur einer höchst gefährlichen Schußwunde fast mitten durch die Brust, erhalten werden. Um die durchschossene Lunge gründlich zu heilen, mußten beyde Stellen, nemlich die, wo die Kugel eingedrungen und wo sie wieder herausgekommen, eine geraume Zeit offen und nachher, noch sogar eine neue Oeffnung in der Brust des Patienten mit Fleiß gemacht werden. Wie viel frische Luft hat nicht hier, in einer Zeit von drey Monaten, die große Höhle der Brust und die darin befindlichen derselben vorher nicht gewohnten Theile nothwendig berühren müssen? und dennoch ist hievon keine Entzündung erfolgt. Ich darf also ohne mir ein Gewissen darüber zu machen eine Oeffnung in die hohle Brust machen. Allein darf ich diese Oeffnung auch so groß machen, daß ich mit meinen Händen die Lungen zusammendrucken und dadurch den schleimigten Schaum herauspressen könnte? Davon bin ich weit entfernt, dieses zu behaupten. Wer wird denn einen größern Schaden verursachen, wenn eine Sache mit einem geringern kann gut gemacht werden. Eine Zange drückt zwar mit einem male lange so viel Oberfläche nicht zusammen, als es die Hand thut, sie erfordrt auch einen geschickten Regierer, und hat noch andere Unbequemlichkeiten, welche eine nur mittelmäßig geschickte Hand nicht hat; allein sie hat doch den Vortheil, daß es bey ihrer Applicirung, keinesweges einer so großen Oeffnung in der Brust bedarf, als bey dem Gebrauche einer Hand selbst: allein es bedarf auch vielleicht, weder einer Hand noch einer Zange um die Lunge am allergeschicktesten zusammen zu drücken. Denen, welchen die Versuche mit der Luftpumpe und der Luftverdichtungsmaschine bekannt sind, wird hiebey ein gewisses mit kleinen Thier-Lungen gemachtes Experiment, leicht in die Gedanken kommen: Eine natürlich mit Luft angefüllte und darauf wohl zugeschnürte Lunge, dehnt sich nach ausgezogener Luft unter der Campane gewaltig aus; stürzet aber noch viel kleiner zusammen, wenn wieder Luft unter die Glocke zugelassen wird. Oder eine kleine ein wenig mit Wasser angefüllte Blase, in welcher bis fast auf den Boden eine gläserne Röhre steckt, die an dem Halse der Blase sowohl als in dem Halse eines Recipienten bey der Compressionsmaschine gehörig befestiget und verkittet ist, läßt bey vorgenommener Verdichtung der Luft um die Blase herum, und bey dadurch bewirkter Compression der Blase, das Wasser zur Oeffnung der gläsernen

eräugnet, nachdem ihnen das Wasser abgezapft; da die Fälle doch sehr verschieden, und hier eine Verletzung des Bauchfells durch eine Wunde zu der Berührung der Luft noch hinzukommt; bey Kindbetterinnen hingegen, jene nicht nur nicht statt hat, sondern das Bauchfell auch nicht einmal von der Luft berührt wird.

Röhre herausspringen. Man hat mehrere dergleichen Versuche, die zum Beweise dessen, was ich sagen will, dienen könnten; allein ich übergehe sie, weil sie zu bekannt sind und leite aus den beyden obgedachten nur die Möglichkeit her, daß die Lunge von dem in ihr befindlichen Schaum, durch den Druck, der in die Brust durch eine besonders dazu gemachte Oeffnung eingeblasenen Luft, herausgetrieben werden könne. In diesem Falle, dürfte die zu machende Oeffnung b), wie leicht einzusehen ist, nur unbedeutend klein seyn, und um desto geringere Schwierigkeiten würde es haben, dieselbe wieder zuzuheilen. Allein da eine nicht geringe Menge Luft erfordert werden möchte, um die Lungen obbeschriebenermaaßen gehörig zusammen zu pressen, so sehe ich leicht ein, daß durch diese zu heftig comprimirte Luft, wahrscheinlich das Zwerafell (Diaphragma) gesprengt und dadurch ein unheilbarer Schade verursacht werden würde. Diesem vorzubeugen, dürften die Gedärme des Unterleibes und der Magen, nur gleichfalls vermittelst eines Blasebalges, per anum mit Luft angefüllt werden, um dem Zwergfelle keine zu große Niederdrückung dadurch zuzulassen. Ein solches Einblasen der reinen Luft aber, wäre dem Körper eben so wenig schädlich, ja vielleicht noch viel nützlicher, als ein sogenanntes Tabacksrauchclystier.

Die in die Brusthöhle solchergestalt eingeblasene oder eingepreßte Luft wird ihren Druck am meisten, auf die ihr am schwächsten widerstehenden aufgedunsene Lungen äußern, sie wird dieselben in einen engeren Raum zwingen; und durch diese, von dem Umfange der Lunge allenthalben gleichförmig anfangende Zusammenpressung, den in den Lungenbläschen befindlichen Schaum zurück in die feineren und nachhero auch in die größern Luftröhrenäste, ja endlich sogar in den Stamm (Laryngem) selbst treiben, aus welchen man denselben gar füglich mit einer Saugröhre gänzlich wird herausziehen können. Wenn hiernächst der zu vielen in die Brusthöhle eingetriebenen Luft, wieder ein freyer Ausgang verstattet und sodann die Lunge künstlich in eine athmende Bewegung gesetzt und eine Zeitlang darin erhalten wird, so muß bey der Voraussetzung, daß der todtscheinende Körper überall gehörig erwärmet ist, meiner Meynung nach, das Leben desselben, von dem innerlichen Triebe seiner Seele bewirkt, nothwendig von selbst wiederum anfangen und fortdauren.

Bestätiget die Erfahrung diese Muth-

b) Ich verlange bey Ertrunkenen und wieder zu belebenden Körpern, nur einen Zugang zur Brusthöhle zu machen, ob es gleich, des Mediastini wegen, zweener Oeffnungen zu bedürfen scheinen möchte. Den Ort, wo diese einzige kleine Oeffnung am bequemsten und vortheilhaftesten zu machen ist behalte ich mir vor zu bestimmen, wenn ich zu einen, diesem ersten Versuch folgenden und zur Bekanntmachung der ausführlichen Verfahrungsart mit Ertrunkenen, nach meiner Theorie, sollte aufgemuntert werden.

Muthmaßung, daß auf eine solche leichte Art die Hauptschwierigkeit bey Ertrunkenen gehoben und der Schaum aus ihrer Lunge heraus gebracht werden kann, so ist es meiner Meynung nach eben nicht sehr schwer, todtscheinende Ertrunkene, zu ihrem verlornen selbstthätigen Leben wieder zu verhelfen. Jeder Menschenfreund und jeder Christ, werden mit mir wünschen, daß künftighin eben so wenig Ertrunkene, in diesem Zustande sterben mögen, als die den Blattern unterworfene Menschen nach Erfindung der Einimpfung, der Blattern wegen in ähnlicher Gefahr stehen dürfen.

Jeder Naturforscher wird mit mir, auf die Erfindung mehrerer solcher Mittel, das Leben vieler seiner unglücklichen Mitbürger zu retten, wie ich nicht zweifle, eifrigst bedacht seyn und jeder rechtschaffene Mann, wird es sich zur Pflicht machen, die erfundenen Mittel in Ausübung zu bringen.

Lübeck. Gottfried Albert Kohlreif.

Empfehlung der Laubfrösche zum Mittel wieder die Raupen.

Es ist leider mehr als zu bekannt, wie viel Schaden die Raupen in Gärten, sowohl Obst als Fruchtgärten, anrichten: Daher ist es schon lange eine wichtige Sorge der Gärtner und aller Gartenliebhaber gewesen, dieselben wo nicht ganz auszurotten und zu vertilgen, doch ihre Menge um ein ansehnliches zu verkleinern. Feuer und Schwerd, daß ich so sage, Schwefel und Dampf, das schrecklichste was die Natur hat, wendet man noch itzt gegen diese durch ihre Kleinheit zwar verächtlichen, durch ihre Menge aber sehr schädlichen und schrecklichen Geschöpfe an. Hie und da und dort muß man zu seinem nicht geringen Verdrusse Fruchtbäume sehen, die durch ihre aufbrechenden Knospen und noch mehr durch die Pracht ihrer Blüthen eine große Menge Obst versprachen und von Raupen und Käfern verödet, gleich winterlich dürren Bäumen da stehen. Hecken siehet man hie ganz, dort zum Theil Blätter loß wüste, ihrer Bestimmung zuwieder müssen sie unseren Augen ihr angenehmes Grün, und unserem Körper die gewohnte Beschirmung vor den heißen Strahlen der lichten Sonne versagen und mitten im Sommer als ein trauriges Bild des Winters da stehen. Diese schrecklichen Wirkungen der Insekten werden wie die Erfahrung lehret, lange nicht hinreichend und viel zu mühsam durch menschlichen Fleiß gehemmet. Steuret man gleich des Tages dem Verderben, so schleicht dasselbe doch gleich den Epidemien im Finstern wo Menschenhände ihm zu wehren nicht vermögen. Mit unserer Arbeit ist also wenig ausgerichtet: wir müssen daher uns nach solchen Mitteln umsehen, bey deren Anwendung

dem Verderben nachdrücklicher Einhalt geschicht, und dem Schaden kräftiger vorgebeuget wird. Bekanntermaßen hat die Weißheit des Schöpfers alles sehr wohl geordnet, und in der ganzen Schöpfung ist immer ein Geschöpf um des andern willen da, und selbst die, so den meisten Schaden anrichten, sind geschaffen, damit andere ihren ihnen bestimmten Endzweck erreichen, und wenn wir nicht zu kurzsichtig wären und noch zu wenig Kenntniß der Natur durch unser Forschen erlanget hätten, so würden wir gewiß einsehen, daß alle Endzwecke endlich in Einen zusammen laufen, und alle Geschöpfe der Erde wegen ihrer vernünftigen Bewohner erschaffen sind. Es giebt also viele Thiere, die sich wieder von andern Thieren nähren und um mich itzt nur auf ein Paar Beyspiele zu berufen, so würden uns die Mücken und anderes fliegende Ungezieser noch weit lästiger fallen, wenn uns nicht Spinnen, Fledermäuse rc. Nacht und Tag von einem sehr großen Schwarm derselben befreyeten. Die Spinnen machen da am liebsten ihr Gewebe, wo es recht viele Beute für sie giebt, und verschiedene Arten Vögel, die gleichfalls von Insekten und Gewürme leben, als z. E. Schwalben und Bachstelzen, Meisen, und die gedachten Fledermäuse, siehet man eben daselbst am meisten fliegen. Ich habe hin und wieder, besonders in Sachsen, in Schenken auf dem Lande, wo die Gäste vor der großen Menge Fliegen nicht hätten bleiben können, gesehen, daß die Wirthe etliche Meisen und ein wenig gelähmte Schwalben in solchen Zimmern herumflattern ließen. Diese fanden daselbst ihre reiche Nahrung an dem beschwerlichen Ungezieser und schaften eben dadurch den Gästen nicht geringe Erleichterung. Wäre es möglich, einen oder vielmehr etliche der gedachten Arten Vögel so zahm zu machen, daß sie die Wächter eins und des andern Obstbaums abgeben, und sich blos von denen darauf hervorkommenden Insekten, die desselben Beschädigung nach sich ziehen, nähreten, so ist nicht zu läugnen, daß wir hiedurch weit reichere Obsterndten mit Recht zu erwarten hätten. Allein da dies wohl auf immer eine nicht wohl zu bewerkstelligende Sache seyn wird, so müssen wir andere zahmere Thiere kennen zu lernen suchen, die wir weil sie gleiche Nahrung lieben, aber auch unseren Gärten nicht auf andre Art wieder Schaden zufügen, schicklicher zu unsern Endzweck gebrauchen können. Hierzu scheinen mir die Frösche vorzüglich tauglich zu seyn. Daß sich die Frösche von Gras und Kräutern nähreten, ist zwar eine alte, aber keinen Glauben mehr verdienende Sage. Selbst die jungen Frösche, wenn sie noch geschwänzt im Wasser schwimmen, nähren sich nicht, wie der berühmte Rösel in seinem prächtigen Froschwerke S. 46. behauptet, von Meerlinsen und Wassergewächsen, sondern eigentlich von denen unter denselben häufig befindlichen kleinen Wasserinsekten,

Wasserflöhen, Traubenträgern, und vielleicht auch Polypen ꝛc. eine Nahrung, die mit derjenigen, so sie in ihrer Vollkommenheit als vierbeinigte Frösche genießen, gleicherer Art ist als es Kräuter und Gewächse sind. Die Frösche sind also nicht so gänzlich aus den Gärten zu verbannen als viele dafür halten. Sie finden sich daselbst ein weil sie ihrer Nahrung nachgehen, und ein verständiger Gärtner wird sie eben so wenig auszurotten trachten als die Maulwürfe, deren gänzliche Vertilgung einem Lande gewiß mehr schädlich als nützlich seyn würde. Jedoch da die bekannten Arten der größeren Frösche sich nur an der Erde aufhalten und ihre Beute, Fliegen und Gewürme ruhig erwarten, so haben mir zur Beschützung der Obstbäume nicht sowohl diese als vielmehr die Laubfrösche der Aufmerksamkeit vorzüglich würdig geschienen. Außerdem daß diese Thierchen durch ihre angenehme grüne Farbe und zärteren Bau ihres Körpers, durch ihr nicht unangenehmes Geschrey bey Veränderung der Witterung, vielleicht auch durch ihre nicht gar große Anzahl sich weit beliebter gemacht haben als andere Frösche, so erhaschen sie auch ihre Beute in weit größerer Entfernung und durch ihre Klebrichkeit weit gewisser als andere. Und da sie ihre Beute begierig aufsuchen, so erklettern sie, wie bekannt, ziemlich hohe Bäume, nicht blos um der Fliegen sondern auch der Raupen willen. Ueberdies sind diejenigen weißgelblichten Schmetterlige (S. die Abbild. beym Rösel I. Tab. 3 und 4.) aus deren Eyern die für Obst- und Küchengärten schädlichsten Raupen kommen, ihre angenehmste Speise. Ich habe es oft mit Vergnügen gesehen, wie sie dieselben begierig erschnapt und die großen Flügel derselben mit den Vorderpfoten sich ins Maul gestopft, und hiedurch manche fürchterliche Raupenbrut vor der Geburt erstickt haben. Auch mit jungen Bärenraupen habe ich sie gefuttert, und weiß also, daß sie auch diese nicht verabscheuen. Mehreren Nutzen dieser kleinen Creaturen für den Naturforscher übergehe ich itzt. Man kann die Laubfrösche leichter in einem Districte beysammen halten als andere ihres gleichen. Hat man eine kleine Colonie von etwa 50 dieser Thiere in einen kleinen Garten gelegt, so werden einem immer einer oder etliche zu Gesichte kommen, die man auf einen vorzüglich mit Raupen oder kleinen Käfern beschwerten Baum hinversetzen kann, wenn sie sich nicht schon von selbst dahin verfügt hätten. Ich denke nicht, daß es Vorurtheil für meine Meynung ist, wenn ich glaube, von den kleinen Colonien dieser Thiere, die ich voriges Jahr und vor zwey Jahren nach meinen Garten, in welchem einige 80 Fruchtbäume stehen, hin verlegte, augenscheinlichen Nutzen zu sehen, indem Bäume, die sonst von Raupen gänzlich entlaubt wurden, itzt zwar nicht ganz verschont, aber doch weit weniger beschädigt werden. Weil diese Thiere sich mit sehr weni-

wenigem Futter begnügen und gedachtermaaßeu kein Schade von ihnen in Gärten zu befürchten stehet, so könnte man meiner Meynung nach, die Colonien, die man dahin verpflanzte, eher größer als kleiner zu machen trachten, wie denn ohnehin in einem großen Garten auch eine größere Menge zur Erreichung des vorgesetzten Endzwecks erforderlich ist. In solche Gärten, worin sich Grasplätze, ein kleiner Teich, oder sonst Wasser befindet, oder die ein fließendes oder stehendes Wasser in der Nähe haben, bedarf es nur einer einzigen Hinpflanzung, um den Wohnplatz dieser Thiere daselbst auf immer zu bestimmen; in andere muß man zu mehreren malen oder jährlich neue Laubfrösche hinbringen. Man bekömmt die Laubfrösche am leichtesten zu Ende des Aprils und im Anfange des May in sumpfigten Gegenden, so im Sommer austrocknen, und wo Busch und Bäume in der Nähe sind. Alsdenn sind sie erst aus ihren unterirdischen Winterwohnungen kaum hervorgekrochen, sitzen noch an der Erde neben den Sümpfen und versuchen zwar das nahe Gewässer zu erreichen wenn man nach ihnen greift, allein sie erreichen es selten, weil sie nach jedem Sprunge gleichsam erst überlegen, ob sie einen neuen versuchen wollen. Es hält daher nicht schwer, sie zu erhaschen. Weit schwerer aber sind sie bey späterer Jahrszeit, wenn sie sich auf Busch und Bäume begeben haben, zu bekommen, weil man sie nicht so leicht ansichtig werden kann, ungeachtet man sie oft laut genug schreyen hört.

Kohlreif.

Warum sind die Wasserröhren gemeiniglich mit Löwenköpfen gezieret?

An den meisten Wasserröhren in Europa pflegt man Löwenköpfe anzutreffen, aus deren Rachen das Wasser herausläuft. Auch an vielen Brunnen sind dergleichen künstliche Löwenköpfe angebracht.

Warum hat man nun von jeher diesen Zierrath gewählt? Ist es bloß zufällig, oder sollte wohl ein Grund dahinter verborgen liegen? Gemeiniglich haben auch die kleinsten Umstände anfänglich allemal einen zureichenden Grund, und dieser Grund war auch bey den Löwenköpfen. Man verwundere sich nicht, wenn ich behaupte, die Löwenköpfe an den Brunnen und Wasserröhren haben den Egyptiern ihren Ursprung zu verdanken. Wenn die Sonne im Zeichen des Löwen stand, war die Ueberschwemmung des Nilstroms am größten. Da nun das Wasser alsdenn überall einlief, versahen sie die Röhren an ihren Wasserleitungen fornen mit einem Löwenkopf, zum Sinnbilde, daß die Sonne um diese Zeit im Löwen sey. Diese Ursache ist zwar sehr weit, und so zu sagen vom Himmel hergeholt, aber wie oft geschieht solches nicht. Vermuthlich führt der große Mogul aus einem ähnlichen Grunde einen Löwen und die Sonne in seinem Wapen.

W.

Hannoverisches Magazin.

47tes Stück.

Freytag, den 11ten Junius 1779.

Etwas von den Vergrößerungsgläsern des Herrn della Torre in Neapel, wodurch er, wie Vigneul de Marville menschliche Ausdünstungen gesehen und andere merkwürdige Entdekkungen gemacht hat.

Das englische Mikroscop, womit Vigneul de Marville die bewundernswürdige Entdekkung machte, daß Sympathie und Antipathie gegen andere Menschen lediglich in der homogenen und heterogenen Form, und in der gegenseitigen Einigung (Freundschaft) und Abneigung (Feindseligkeit) der Theile, die man ausdünstet, ihren Grund habe, ist, so viel ich weiß, das vollkommenste Instrument seiner Art, und unverzeihliche Nachläßigkeit ist es von dem obgedachten Herrn Franzosen, daß er den Künstler nicht nennt, der ihm dasselbe verfertiget hat.

Ich vermuthe fast, daß der ein Lehrling desselben war, der dem sel. Schwedenborg die Brillen zum Geister sehen schliff. Auch besitzen höchst wahrscheinlich mehrere merkwürdige Männer, die in der materiellen Geisterlehre seit einiger Zeit wichtige Entdeckungen machen, welche uns mit unbewaffneten Augen, abgeschmackt und unglaublich vorkommen, Mikroscope von eben diesem Künstler. Der Verfasser des Aufsatzes über die Ausdünstungen äußert ähnliche Vermuthungen, und ich weiß von guter Hand, daß man uns bald unvermuthet mit Entdeckungen überraschen wird, welche die obgedachten zu wahren Kleinigkeiten herabwürdigen werden. Die Geheimnißvollen und verschwiegenen Besitzer dieser Instrumente werden vermittelst derselben in das Reich des Unsichtbaren und Unerforschlichen eindringen, Geister entdecken gleich Infusionsthierchen, und — ich verliere mich im Entzücken über diese Erweiterung unsrer Erkenntniß! — Dinge beobachten, die, wenn ich so reden darf, nicht sind.

Diese Betrachtung ließ mich eine Zeitlang zweifelhaft, ob es der Mühe werth sey, den Lesern dieser Blätter bey denen sich während dem Lesen der Beobachtungen über die Ausdünstungen gleiche Vermuthungen werden geregt haben, etwas von den minder wich-

tigen, aber doch höchst sonderbaren Entdeckungen des Paters della Torre zu sagen. Da ich ihnen aber Gewährsmänner nennen kann, und sie also, im Fall eines aufstoßenden Zweifels, wissen, an wen sie sich zu halten haben, welches bey dem obgedachten Herrn der Fall nicht ist, so denke ichs immer verantworten zu können.

Es ist dies eben der della Torre der den Vesuv beschrieben, und Elementa physica lateinisch in 9 Octavbänden, mit Zeichnungen von Thieren, (denn einen so weitläuftigen Umfang giebt er der Physik,) herausgegeben hat. Auch hat er schon 1763. Nuove osservazioni intorno la Storia Naturale 127 Seiten ohne Vorrede und Kupfer drucken lassen. Er ist Königl. Bibliothekar in Neapel, und hat die Vergrößerungsgläser und Fernröhre merklich verbessert, und die sonderbarsten Beobachtungen dadurch angestellt.

Herr Björnståhl ein Schwede, der jetzt auf einer Reise in den Morgenländern begriffen ist, und ihn während seines Aufenthalts in Neapel, im Jahre 1771 oft besucht hat, giebt uns von den Beobachtungen und Entdeckungen desselben in seinen Briefen folgende Nachricht.

Dieser gelehrte Mönch hat Versuche mit allerhand, so wohl flüßigen, als festen Körpern, Oel, Essig, aufgelösetem Salz, Metallen, Steinen, Kristallen, Gewächsen u. s. w. angestellt, und viele neue und vorher ganz unbekannte Wahrheiten gefunden. So gar ist er in Beobachtungen durch seine Vergrößerungsgläser so weit gegangen, daß er den Schweiß oder die Ausdünstung sich in die Luft aufschwingen, und deren Theile als kleine, feine und durchsichtige Scheibchen gesehen, (er nennt sie Laminette,) die in großer Menge ausdünsten und in der Luft sich zerstreuen. Dies, sagt er, ist keine Einbildung, wie wenn Leuwenhoek Epicurs Atomen oder Descartes materia subtilis gesehen haben will, oder wie Higmore sagte, er habe die magnetischen Ausflüsse in Gestalt eines Nebels gesehen, noch viel weniger möchte er es mit Herrn Schwedenborgs Gesichten wollen vergleichen lassen. Denn es sieht doch ein jeder die Ausdünstung auf einem Spiegel vor Augen, und er hat sie mit einem Glase besehen, das den Durchmesser nur 1280 mal, oder die ganze Oberfläche anderthalb Millionen mal vergrößert. Er denkt seine neuen Entdeckungen, die er schon gemacht hat, und die er noch zu machen hofft, in mehreren Bänden herauszugeben; auch will er die Art, wie man die kleinen Kristallkugeln zu Vergrößerungsgläsern macht und gebraucht, beschreiben.

Seine Beobachtungen über die Thiere und deren flüßige Theile sind von vielem Gewichte; ich übergehe die, die er mit dem Speise und Nahrungssafte, (Chymus, Chylus,) und der Galle angestellt, und erwähne nur einige Worte von der neuen Entdeckung, die er im Blute gemacht hat. Die Theile desselben sind nemlich nicht kleine Kugeln, wie man sonst behauptet hat, sondern

dern sehen aus wie Ringe oder Reifen, die in der Mitte leer und länglicht sind: diese Ringe sind in einer beständigen Bewegung, rollen ab und an, und es ist sonderbar zu sehen, wie sie sich zuweilen vereinigen, sich wieder absondern, aber allezeit ihre ringförmige Figur mit dem leeren Raume in der Mitte, behalten: Zu Zeiten, wenn die Bluttheilchen gedruckt werden, öffnet sich der Ring, geht gleichsam entzwey, und wird zu einer langen Kette, in der Bewegung aber schließt er sich sogleich wieder zu einem Ringe. Wenn das Blut mit Wasser vermischt wird, behält es auch seine Ringe, gießt man aber zu viel Wasser darauf, so lösen sich die Ringe in ihre zusammenhängenden Theile auf. Aus dieser Erscheinung erklärt sich der Gebrauch des Wassers in Krankheiten, die aus langsamen und verdicktem Blute entstehen, indem das Wasser die Ringe kleiner und geschickter macht, in alle größere und kleinere Gefäße einzulaufen, wodurch das Zusammenrinnen verhindert und der Entzündung vorgebeugt wird. Er hat über die Fleischfasern, sowohl die Tendinösen als Musculösen, über die Nerven, das Gehirn mit seinen Häuten u. s. w. Beobachtungen angestellt, und dadurch viele unbekannte Geheimnisse der Natur entdeckt. Die Nerven hat er aus vielen geraden Fäden zusammengesetzt gefunden, die nicht durchsichtig, aber von einer unglaublichen Feinheit sind, ohne irgend eine Röhre in der Mitte; zwischen diesen kleinen Fäden liegen viele kleine runde Kügelchen, die durchsichtig sind, neben einander. Druckt man aber diese feinen Fäden, so geht in großer Menge ein durchsichtiges Wasser heraus, welches vermuthlich das Vehikel der Kugeln ist. Das Gehirn besteht aus ganz kleinen Kugeln und nicht aus Malpighis Drüsen, eben so wenig aus Fasern, Adern, oder andern Gefäßen. Hieraus erklärt er die menschlichen Gedanken, Begriffe, Gedächtniß, dessen ungleiche Stuffen u. d. gl., nemlich wie diese Kügelchen sich mit mehr oder weniger Trägheit oder Leichtigkeit bewegen, und in welcher Richtung sie getrieben werden, entweder in geraden oder krummen Linien, so ist der z. B. wahnsinnig, in dem diese Kugeln rund oder im Wirbel herum gehen, und so mit vielen andern neuen Sachen aus der Geisterwelt.

Was für neue Entdeckungen in der Natur und der innersten Zusammensetzung der Körper, kann man nicht durch diese Vergrößerungsgläser erwarten? In eine ganz neue Welt wird man vielleicht einmal durch ihren Gebrauch hinein gehen, neue Systeme erfinden, der Physik, Physiologie und Naturgeschichte eine neue Vollkommenheit geben. Da er Vergrößerungsgläser erfunden hat, die den Durchmesser des Gegenstandes 1000, ja 2000 bis 2560 mal vergrößern, so können Sie urtheilen, wie viel man sieht, das sonst unsichtbar ist, so daß wenig daran fehlt, daß man nicht Schwedenborgs Geister sehen könnte:

te: wenigstens sah ich Floheyer die mit dem bloßen Auge nicht zu sehen waren, so groß als ein Daum oder eine Weinbeere, und das noch mit einem seiner schlechtsten Vergrößerungsgläser; denn wenn der Durchmesser nur 1000 mal vergrößert wird, so wird die ganze Oberfläche um eine Million mal größer, u. s. w. anstatt, daß die besten bisher bekannten Gläser, wie er behauptet den Durchmesser nicht mehr als 400 mal, das ist die Oberfläche oder den äußern Umfang nicht mehr als 160,000 mal vergrößern können. Er macht diese Gläser selbst, welche weiter nichts als eine ganz feine Kristallkugel sind; je kleiner diese Kugel ist, je mehr vergrößert sie den Gegenstand, in dem Verhältnisse, daß der wahre Durchmesser des Gegenstandes sich zu dem vergrößerten verhält, wie $\frac{3}{4}$ von dem Durchmesser der Kugel zu 8 Zoll, oder 96 Linien; folglich macht eine Kugel, deren Durchmesser 2 Linien ist, den Durchmesser 64 mal größer: durch eine Kugel von 1 Linie Durchmesser sieht man den Durchmesser 128 mal größer als seine wahre Größe: $\frac{1}{2}$ Linie macht ihn 640 mal größer: ist der Durchmesser der Kugel nur ein Punkt, das heißt, der 10te Theil einer Linie, so vergrößert sie 1280 mal: ein Durchmesser von $\frac{2}{3}$ Punkt macht 1920 mal, ein halber Punkt 2560 mal größer: es versteht sich, daß hier nur vom Durchmesser die Rede ist, denn die äußere Fläche wird 2560 mal 2560 das ist 6,553,600, oder über sechs und eine halbe Million mal größer als sie wirklich ist. Von so kleinen Kugeln, wie die lezt genannte, hat er, weil sie so schwer zu machen sind, noch nicht mehr als drey Stück verfertigt, denn sie sind so klein, daß man sie kaum mit bloßen Augen sehen kann. Bisher hat er es noch nicht dahin bringen können, eine so kleine Kristallkugel zu schmelzen, die nur $\frac{1}{3}$ Punkts Durchmesser hätte; eine solche würde den Durchmesser des Gegenstandes bis auf 3840 mal vergrößern.

Vermuthlich hatte die Kristallkugel, wodurch Herr Vigneul de Marville seine Entdeckung machte, diesen Durchmesser. Sie muß dabey auf eine mir unbegreifliche Art in Form eines Polemoscops a) gefaßt gewesen seyn, weil er sonst seinen Objecten zu nahe hätte rücken müssen. Hätten meine Gehirnkugeln eine so schnelle und schönlienigte Bewegung, als die Kugeln des Gehirns, aus welchem der schöne Aufsatz von den Ausdünstungen in diesen Blättern und im deutschen Museum geflossen ist, so würde ichs jetzt sonnenklar beweisen können, daß Vigneul de Marville nicht gespaßt habe.

Wer wird aber bey den jetzigen Aspecten so etwas wagen, da die Wetterfahnen des lesenden Publicums für Physiognomik und alles was damit Zusammenhang

a) Polemoscop ist ein Instrument, wodurch man vermittelst eines schräg darin befestigten Spiegels, jemanden, der zur Seite sitzt, ohne Unhöflichkeit gerade ins Gesicht sehen kann, indem man gerade vor sich hin zu sehen scheint. Es hat den Namen daher, weil es in veränderter Form sehr bequem ist die Bewegungen eines Feindes dadurch zu beobachten.

menhang hat, nichts als Hagel und Ungewitter prophezeihen, und unsere Lesewelt durch einige Volksredner so umgestimmt worden ist, daß man jedem von der Oppositionsparthey, habe er auch noch so wenig Esprit und Monde, ja auch Sitten und Sprachen eines Karrenschiebers, (wie z. B. der physiognomische Wanderer) ohne alle Umstände den Zutritt in die besten Gesellschaften und zu allen Toiletten verstattet.

Von Jersey und Garnesey, und einigen andern auf der Küste von Normandie in Frankreich belegenen Inseln.

Die Französischer Seits unternommene Landung, auf der erst genannten dieser Inseln, hat jezo den Zeitungsblättern, und den daraus angestellten politischen Unterredungen einigen Stoff zur Unterhaltung gegeben. Es dürfte also nicht unzeitig seyn, einige diese und andere benachbarte Inseln angehende Umstände aus der Erdbeschreibung und Geschichte zu sammeln, und in Erinnerung zu bringen.

Die Anzahl, Lage, und Namen derselben betreffend, so kann man solche aus den neuesten Geographien, als des M. Joh. Georg Hagers ausführlicher Geographie 1ten Theil, im 3ten Buche, auf der 442ten Seite, und den folgenden, bey der Beschreibung von der Normandie ꝛc. wie auch in des größten Erdbeschreibers unserer gegenwärtigen Zeit des Herrn Ober-Consistorial-Raths Büsching vortrefflichen Erdbeschreibung, in des 2ten Theils, 2tem Bande, unter dem Artikel von Groß-Britanien, auf der 1318ten Seite bis zur 1320ten nachlesen.

Insonderheit aber will ich mich auf drey noch nicht vor langer Zeit zum Vorschein gekommene französische Landkarten beziehen, die folgende Titel führen:

1) Carte de l'Isle de Jersey, dressée au depot des Cartes & Plans de la Marine, pour le service des Vaisaux du Roy par ordre de M. de Machault, Guarde des sceaux de France, Ministre & Secretaire d'Etat, ajant le departement de la marine. MDCCLVII. Tiree de la Carte Angloise du Capt. Clement Lempriere &c. à Londre 1755. Par M. Belin Ingr. de la Marine & du Depost des Cartes & Plans &c.

2) Carte de l'Isle de Grenesey &c.

Es folgt hier dieselbige weitere Benennung und Beschreibung, als bey der vorigen, ist auch von dem nemlichen Jahre. Und

3) Carte reduite de l'Isle d'Aurigni, & des Isles et Rochers voisines &c.

Eben wie bey den vorigen und von eben dem Jahre.

Da nun selbige überaus deutlich, und umständlich ausgearbeitet scheinen, auch in dem Lande selbst verfertigt sind, so dienen sie vorzüglich zum Grunde geographischer Bemerkungen.

Wenn man alle die kleinern und unbewohnten Inseln, oder aus dem Meere hervorragenden Klippen und Sandbänke, sammt deren Benennung, die gleichwohl am mehrsten bey der dritten obberührten Landkarte vorkommen, rechnen wollte, so würde deren Anzahl ungemein vergrößert werden können; ich halte aber dafür, daß man sich itzt damit begnügen lasse, daß man obige drey größten, wovon die Landkarten verfertigt sind, sich bekannt mache, wegen der größern Anzahl solcher geringern Inseln aber, den wißbegierigen Leser auf die bekannte allgemeine Homannische Karte von Frankreich verweise.

Von den größern liegt Jersey Frankreich am nächsten, wenn man die Karte in gewöhnlicher Lage nach Mitternachtwärts betrachtet.

Darüber aber, in fast gleicher Entfernung als jene, vom festen Lande, liegt noch mehr mitternächtlich Guernsey, welches nach Herrn Büschings Angabe 20 Englische Meilen von Jersey seyn soll. Endlich liegt Aurigny noch weiter nach England zu, und gleich gegen über, von Cherburg aus, westwärts.

Die Luft, Grund und Boden sollen nach Angabe obangeführter Erdbeschreibung fast durchgehends gut und fruchtbar seyn.

1) Jersey, so vor alters Cesaria genennet worden, wird vom Herrn Büsching für die größeste unter ihnen angegeben.

Ihre Länge soll 12, und die größeste Breite 6 bis 7 Englische Meilen betragen; die Anzahl der Einwohner rechnet er auf 20000 Personen. Es soll ein starker Handel daselbst getrieben, und vom Lande 5 Regimenter regelmäßiger Soldaten unterhalten werden. Das Civilregiment aber wird nach eben dem Berichte durch einen Gouverneur, und das Gericht durch einen Amtmann und 12 Geschworne versehen.

Die 12 Kirchspiele, worin diese Insel abgetheilt ist, sind in Büschings Geographie Seite 1319, eben so wie auf der Landkarte, namhaft gemacht. Wobey er berichtet, daß im Kirchspiel S. Brelade die Stadt S. Aubin den besten Hafen auf der Insel habe, welcher von einem Fort beschützt werde; gleichwie er auch bey dem Kirchspiel S. Helier anführt, daß die Hauptstadt gleiches Namens darin liege, so ohngefähr aus 400 Häusern bestehe, und einen Hafen habe, der von einem Schlosse beschützet werde.

Auf der Homannschen Generalkarte von Frankreich ist zwar der Name St. Hilaire dieser Insel anzutreffen, allein der Hauptname der Insel ausgelassen. Alle obige Bemerkungen können etwas zur Erläuterung der jüngsten Französischen Unternehmung gegen diese Insel dienen.

Sonst aber erwähnt er bey dem Kirchspiel Gronwille, daß darin das Castel Montorgueil liege, welches sich aber auf der angezogenen Karte nicht finden will, dahingegen verschiedene Batterien gegen die Ufer bezeichnet sind, deren ich 7 zähle. Schließlich glaube ich nicht vorbey lassen zu dürfen, daß die Nordseite dieser Insel sehr steil und unzu-

zugänglich, die Südseite aber, nemlich nach Frankreich zu, fast dem Meere gleich seyn soll, die auf der Karte aber bemerkten vielen Klippen, hervorragende Inseln, und unter dem Wasser verborgene Felsen und Sandbänke müssen nothwendig die Seefarth bey Jersey sowohl als den übrigen hier befindlichen Inseln unsicher und beschwerlich machen.

2) Guernsey, die mitternachtwärts gegen England zu gelegene größere Insel, lateln. Garnesesa S. Garnia. Bey selbiger soll nach Hr. Büschings Zeugniß die Nordseite niedrig, hingegen die Südseite hoch, rund umher aber von der Natur durch steinigte Felsen befestigt seyn. Sie liefert gleich allen allhier belegenen Inseln alles zur Lebensnothdurft gehörige reichlich; unter andern natürlichen Producten aber vielen, den Glasern und Juwelierern zur Zerschneidung des Glases, und Polirung ihrer Werke, dienlichen Smirgel, oder wie er es benennet, den scharfen Stein Smyris oder Emeryl. Die Handlung soll hieselbst größer als die Jerseyische seyn, weil sie an der Ostseite, bey der Stadt S. Peters rechter Hand das Cornet-Kastle habe, und linker Hand dieser Stadt durch ein altes Schloß, der Hafen allda beschützt werde.

3) Ist Albernay oder Aurigi, lateln. Arica. S. Ebodia, S. Evodia, wovon auch eine besondere Karte, wie oben angezeiget, herausgekommen ist. Diese Insel liegt zwar weiter hinauf nach dem Kanale zu, weil sie aber nur durch den so genannten Ras de Blanchart, oder the Race of Alderney nach Hr. Büschings Bericht, und Ausweisung der vorerwehnten Specialkarten, von Frankreich getrennet ist, so ist sie wohl von diesen drey großen Inseln diejenige, so Frankreich am nächsten gelegen ist. Ihre natürliche Beschaffenheit ist mit den vorbeschriebenen einerley. Nun kommt nach Büschings Bericht noch die kleine Insel Sarck oder Sercke, welche auf der Specialkarte von Aurigny mit vorgestellet worden, und 2 Englische Meilen groß ist. Sie soll nur eine Gemeinde von 300 Einwohnern ausmachen, und unter das General-Gouvernement von Guernsey mit gehören, wohin auch

5) Die kleine und unbewohnte Insel Jetho zu rechnen, welche dem Gouverneur von Guernsey zum Thiergarten dienen soll. Sie sind auf der obangezeigten Specialkarte von Guernsey mit vorgestellt, wobey letzlich l'Isle de Herm zu sehen, deren aber kein Geographus sonst erwähnt hat und dem Anschein nach unbewohnt ist.

Diese 4 oder 5 Inseln sind nun diejenigen, welche der Krone Großbrittannien in dieser Gegend zugehören; dahingegen die übrigen unbeträchtlichen und kleineren, die daherum liegen, zu Frankreich und der Normandie gehören, und ich finde nicht nöthig, und ist hie der Ort nicht, dieselben namentlich zu nennen; auch glaube ich überhoben seyn zu können, die eigentlichen Größen und Entfernungen derselben unter sich, und von dem festen Lande, welche von den mehrsten Erdbeschreibern nach Englischen Meilen gerechnet sind, mit unsern deutschen Landmeilen zu vergleichen.

Bekanntlich sind auch die Seemeilen von den Landmeilen unterschieden; nur will ich aus dem Hübnerischen Zeitungs-Lexicon wegen des Unterschiedes der Meilen anführen: daß eine kleine deutsche Meile 20000, eine mittelmäßige 20500, und eine von den größesten 25000 Rheinländische Fuß, und mithin ungefehr den vierten Theil gegen die deutschen Meilen überhaupt austragen werde. Im übrigen giebt Herr Hager in seiner ausführlichen Geographie 1ten Theil auf der 442ten und 443ten Seite an, daß Garnesey 9 deutsche Meilen weit von dem Normandischen festen Lande entlegen, und Jernsey 6 deutsche Meilen davon entfernt sey.

Daß

Daß die herrschende Religion auf diesen Englischen Inseln auch die Englische oder Reformirte sey, versichert Hr. Hager, und wird auch durch das Zeugniß des Hn. Büschings bestärket, indem er versichert, daß im Jahr 1748 beynahe 80 reformirte Familien, meistentheils aus Nieder-Normandie sich hieher begeben hätten und liebreich aufgenommen worden wären. Nunmehr sey es mir erlaubt, meinen Vorsatz gemäß ein und andere historische Nachrichten von diesen Inseln beyzubringen, indem es allerdings ein nachdenkens und anmerkungswürdiger Umstand zu seyn scheinet: Wie diese so gar nahe an der Französischen Küste liegende 4 oder 5 obgenannte Inseln unter einem Englischen Gouverneur zu Guernsey stehen können? da doch ihre Nachbarschaft wegen der Kapereyen zu Krieges zeiten, und wegen des wohl unvermeidlichen Schleichhandels in Friedenszeiten, den Franzosen nicht anders als äuserst schädlich seyn kann.

So viel ist gewiß, daß sie zu Zeiten der Normännischen Fürsten oder Herzoge, welche im eilften Jahrhundert den Englischen Thron in der Person Wilhelms des Eroberers bestiegen, zu besagtem mit dem Lehns-Neru von Frankreich behaftetem Lande, oder auch noch in ältere Zeiten hinauf zu gehen mit sammt der Normandie, welches Land ein alter Heerführer Rolle dem Könige Carl dem Einfältigen, ungefähr um das Jahr 912 abgewonnen hatte, obbenannter König Wilhelm der Eroberer, sammt dessen Nachkommen, nicht nur so lange Wilhelms Descendenz auf dem Englischen Throne gesessen, sondern auch, nachdem ungefehr im Jahr 1100 und etliche 50 die Englischen Könige aus dem Hause Anjou zur Krone gekommen, und also einen Theil des sogenannten Periodi Plantageneticæ hindurch bis auf König Johannem, zubenamt ohne Land, dabey geblieben sey, zu welcher Zeit König Philip von Frankreich unter dem Vorwande eines vom König Johann an seines Bruders Gottfrieds Sohne, Herzog von Britannien begangenen Mordes, und mithin auch ex capite feloniæ endlich ungefehr um das Jahr 1204 die ganze Normandie nahm. Denn obgleich nach König Wilhelms Tode anfänglich der älteste Sohn Robert die Normandie bekam, so erhielt doch Wilhelm II. der Thronfolger Königs Wilhelm, solches Land bald Pfandweise wieder, und so ist solches auch nachher, bis die übrige Normandie, wie gesagt, verlohren gegangen, dabey geblieben.

Zu verwundern aber ist es doch wohl allerdings, warum bey allen den vielfältigen, zwischen den Franzosen und Engländern geführten Kriegen dennoch diese 3 Inseln den letztern bis auf gegenwärtige Zeit verblieben, und so gar nicht einmal zur Zeit des so mächtigen und unternehmenden Königs Ludewigs des XIV. den Engländern entrissen worden.

Doch man muß hiebey, wie mich deucht, in Betracht ziehen, daß Frankreichs Seemacht gegen England niemalen so viel als jetzt vermocht habe, und es verdient daher die Meynung des Hrn. Hagers wohl darin Beyfall, daß die natürliche Befestigung, welche insonderheit aus den vorhin angeführten Specialkarten, und allda bemerkten vielen unfahrbaren, oder auch mit Felsen, Sandbänken und Klippen angefüllten Gewässern zu ersehen ist, daran hauptsächlich Schuld sey.

Wer noch mehres von der alten Geschichte des Normandischen Landes, und mithin auch dieser Insel zu lesen wünschet, ist auf den 2ten Theil 6te Buch der Rapin Thoiraßschen Historie von England, imgleichen auf einen besondern Bogen, so der berühmte und noch nicht vor gar langer Zeit verstorbene Göttingische Professor Köhler in seiner bekannten vortrefflichen Münzbelustigung im 11ten Theile sub Nr. 46 ausgearbeitet hat, nicht minder auf Hofmanns historisch-geographisches Lexicon zu verweisen, allwo die lateinischen Benennungen zu suchen. Die obangeführten geographischen Umstände insonderheit aber dürften aus dem so genannten Neptune françois und dem Martinierischen Lexico mehrere Erläuterung erhalten können.

Celle.

Hannoverisches Magazin.

48tes Stück.

Montag, den 14ten Junius 1779.

Versuch über den Umgang.

(Aus dem Englischen.)

Ich habe bemerkt, daß man wenig bekannte Materien so selten, oder wenigstens so flüchtig abgehandelt hat, als diese; und ich kenne in der That wenig Gegenstände, die so schwer, als dieser, gehörig zu bearbeiten sind, und von welchem sich doch so viel sagen liesse.

Die meisten Dinge, nach welchen man, um eines glücklichen öffentlichen oder Privatlebens willen, zu streben pflegt, hat unser Witz, oder unsre Thorheit, dergestalt verfeinert, daß sie selten anders, als bloß in der Idee, vorhanden sind. Ein wahrer Freund, eine gute Heyrath, eine vollkommene Regierungsform, und manche andre Dinge, fodern so vielerley Eigenschaften, die jede in ihrer Art so gut und vortrefflich sind, und so viel Feinheit und Genauigkeit in ihrer Mischung, daß man schon auf einige Jahrtausende fast alle Hoffnung aufgegeben hat, seine Entwürfe zur Vollkommenheit zu bringen. Mit dem Umgang hingegen verhält sichs anders, oder sollte sichs anders verhalten. Denn hier brauchen wir nur bloß eine Menge von Irthümern zu vermeiden; und wenn das gleich schwer ist, so steht es doch in eines jeden Gewalt; sonst bleibt er freylich eben so wohl, als die oben erwähnten Dinge, eine bloße Idee. Mich dünkt also, der beste Weg, zur Kunst des Umgangs zu gelangen, sey der, wenn man sich die darin befindlichen Fehler und Irthümer bekannt macht, und sich hernach selbst gewisse Grundsätze bildet, nach welchen man seinen Umgang einrichtet. Denn es gehören dazu wenig Talente, die nicht schon in den natürlichen Fähigkeiten des Menschen liegen, oder die man sich nicht ohne großes Genie und Studium erwerben könnte. Die Natur hat jedem Menschen die Fähigkeit ertheilt, sich in der Gesellschaft wenigstens angenehm zu machen, wenn er in derselben gleich nicht vorzüglich glänzen kann; und es giebt eine Menge Leute, die beydes gar leicht könnten, und doch itzt, wegen einiger weniger Fehler, die sie in einer halben Stunde verbessern könnten, nicht einmal erträglich zum Umgange sind.

Meine Gedanken über diese Materie niederzuschreiben, trieb mich bloß der Unwille, indem ich bedachte, daß ein so nützliches und unschuldiges Vergnügen, das für jede Periode und für jeden Stand des Lebens so geschickt, und so sehr in Jedermanns Gewalt ist, dennoch so sehr vernachläßigt und gemißbraucht wird.

Es wird daher nöthig seyn, sowohl diejenigen Irrthümer hier zu bemerken, welche dabey sogleich in die Augen fallen, als andere, die man seltner bemerkt; weil es im Umgange wenig so bekannte und ausgemachte Fehler giebt, die nicht von den meisten Menschen irgend einmal leicht begangen würden.

So ist, zum Beyspiel, nichts so allgemein anstößig, als die Thorheit, allzu viel zu schwatzen; und doch erinnere ich mich selten fünf Leute beysammen gesehn zu haben, unter welchen sich nicht wenigstens Einer, zum großen Zwang und Ekel aller der übrigen, in diesem Stücke hervorgethan hätte. Unter denen aber, die gern viel Worte machen, ist doch keiner mit dem trocknen, bedächtlichen Sprecher zu vergleichen, der mit vieler Ueberlegung und Vorsicht zu Werke geht, erst seinen Eingang macht, dann auf mancherley Nebendinge kommt, gar leicht etwas findet, das ihn an eine andere Geschichte erinnert, die er zu erzählen verspricht, wenn die gegenwärtige zu Ende ist, hernach wieder ganz förmlich auf die Hauptsache kommt, sich nicht gleich auf den Namen eines Menschen besinnen kann, sich die Stirne reibt, über sein schwaches Gedächtniß klagt, unterdeß die ganze Gesellschaft in Ungewißheit schweben läßt, und am Ende sagt: es kommt darauf nicht an! und dann weiter fort erzählt. Und zuletzt, um es recht arg zu machen, ist es doch wohl gar eine Geschichte, welche die Gesellschaft schon funfzig mal vorher gehört hat, oder höchstens irgend ein albernes Abentheuer des Erzählers.

Einen andern allgemeinern Fehler in den Gesprächen des Umgangs haben die an sich, die gern immer von sich selbst reden. Manche gehn, ohne alle Umstände, ihre ganze Lebensgeschichte durch, erzählen die Annalen ihrer Krankheiten, mit allen ihren einzelnen Umständen und Symptomen; rechnen uns die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten vor, die ihnen bey Hofe, im Parlament, in der Liebe, oder bey einem Rechtshandel, wiederfahren sind. Andere verfahren schlauer dabey, und lauren mit der größten Aufmerksamkeit auf eine Gelegenheit, ihr eignes Lob anzubringen. Sie rufen einen dritten zum Zeugen, sich nur zu besinnen, daß sie allemal vorher gesagt haben, was in diesem oder jenem Falle geschehen würde, aber Niemand habe ihnen glauben wollen. Sie gaben diesem oder jenem gleich Anfangs einen guten Rath, und sagten ihm die Folgen gerade so vorher, wie sie hernach eintrafen; er wollte aber nun einmal seinen Weg fortgehen. Noch andere suchen darin eine Ehre, von ih-

ihren eignen Fehlern zu sprechen; sie sind die seltsamsten Leute von der Welt; sie können sich nicht verstellen; sie gestehn, daß das eine Thorheit ist; sie haben eine Menge von Vortheilen dadurch verloren; aber, wenn man ihnen auch die ganze Welt dafür geben wollte, so können sie nicht dafür; sie haben von Natur schon einen Widerwillen und Abscheu vor Zwang und Verstellung; und was dergleichen Gemeinörter mehr sind.

So wichtig dünkt sich der Mensch allemal in seinen eignen Augen, und gar leicht auch in den Augen andrer; ohne nur einmal die leichte und auffallende Ueberlegung anzustellen, daß seine Angelegenheiten andren Menschen nur in eben dem Grade wichtig seyn können, wie fremde Angelegenheiten für ihn wichtig sind; und wie geringe dieser Grad ist, sieht er sehr wohl ein.

In einer Gesellschaft habe ich oft zwey Personen bemerkt, die zufälliger Weise die Entdeckung machten, daß sie mit einander auf einerley Schule oder Universität gewesen sind; die dann sogleich alle übrigen zum Stillschweigen verdammen, und sie zwingen, ihnen zuzuhören, indem sie beyde einander ihr Gedächtniß mit den närrischen Studentenstreichen auffrischen, die sie und ihre Kameraden ausgeführt haben.

Ich kenne einen großen Officier, der in Gesellschaft eine Zeitlang in einem übermüthigen und ungeduldigen Stillschweigen, voll Zorn und Verachtung gegen die Redenden da saß. Auf einmal fodert er Gehör, und entscheidet die Sache, wovon die Rede ist, auf eine kurze dogmatische Art. Dann zieht er sich wieder in sich selbst zurück, und geruht nicht eher wieder zu sprechen, als bis der Umlauf seiner Lebensgeister auf den nemlichen Punkt zurückgekehrt ist.

Es giebt manche Fehler des Umgangs, denen Niemand so sehr unterworfen ist, als witzige Köpfe, und auch diese niemals so sehr, als wenn sie unter einander sind. Wenn sie den Mund geöffnet haben, ohne etwas witziges sagen zu wollen, so halten sie alle ihre Reden für verloren. Es ist eben so sehr eine Marter für die Zuhörer, als für sie selbst, wenn man sie beständig auf der Folter der Erfindung sieht, und in einem unaufhörlichen Zwange, der sich doch nicht der Mühe verlohnt. Sie müssen etwas außerordentliches vorbringen, um ihrem einmal angenommenen Charakter ein Genüge zu thun; sonst werden die Umstehenden in ihrer Erwartung betrogen, und denken leicht, sie seyn nichts besser, als andere ehrliche Leute. Ich habe zwey Witzlinge gekannt, die man mit Fleiß zusammengebracht hatte, die Gesellschaft zu unterhalten, wo sie eine sehr lächerliche Figur, und alle Leute auf ihre eigene Kosten lustig machten.

Mir ist ein witziger Kopf bekannt, dem nicht eher wohl ist, als bis er das Wort führen, und den Vorsitz in der Gesellschaft behaupten kann. Er erwartet niemals, belehrt oder unterhalten zu werden, sondern nur, seine Ta-

leute zu zeigen. Er sieht mehr auf gute Gesellschaft, als auf gutes Gespräch, und geht daher am liebsten mit solchen Leuten um, die nur gerne zuhören mögen, und sich für seine Bewunderer ausgeben. Und vielleicht war die schlimmste Art von Unterredung, die man hören konnte, die auf Will's Kaffeehaus, in London, vor etwa siebenzig Jahren, wo sich die sogenannten witzigen Köpfe zu versammeln pflegten; das heißt, fünf oder sechs Leute, welche Schauspiele, oder wenigstens Prologen, geschrieben, oder an irgend einer Sammlung vermischter Schriften Antheil hatten, kamen dahin, und unterhielten einander von ihren unbedeutenden Aufsätzen mit einer so wichtigen Miene, als wären es die herrlichsten Produkte des menschlichen Geistes, oder, als wenn davon die Wohlfahrt des Reichs abhienge. Und gemeiniglich standen eine Menge demüthiger Zuhörer, meistens junge Studenten, nicht weit davon, die, in gehöriger Entfernung auf ihre Orakelsprüche horchten, und mit großer Verachtung gegen ihre Jurisprudenz und Philosophe nach Hause giengen, den Kopf voll von allerley Possen, unter dem Namen des feinen Geschmacks, der Kritik, und der schönen Wissenschaften.

Eben daher waren viele Dichter der damaligen Zeit mit Pedanterey behaftet. Denn mich dünkt, man braucht dies Wort nicht immer im gehörigen Verstande. Pedanterey ist der Hang, gar zu oft und zur Unzeit andern unsere Einsicht im gewöhnlichen Gespräch aufzudringen, und einen zu großen Werth darauf zu legen. Nach dieser Definition, können Hofmänner und Kriegsleute eben so wohl Pedanten seyn, als ein Philosoph oder ein Theolog; auch Frauenzimmer haben Pedanterey an sich, wenn sie gar zu redselig über ihr Band, ihre Fächer, oder ihr Porcellan, sind. Wenn es daher gleich sowohl zur Klugheit, als zur guten Lebensart gehört, Leute auf Gespräche von Sachen zu bringen, worin sie am meisten bewandert sind; so ist das doch eine Freyheit, die sich ein vernünftiger Mann nicht wohl nehmen kann; weil er theils sich leicht den Vorwurf der Pedanterey dadurch zuzieht, theils auch bey solch einem Gespräche sich nicht belehren kann.

Scherz und Spötteln ist eins der besten Stücke des Umgangs. Wie wir aber gemeiniglich dasjenige nachzuläßsen und zu verfälschen pflegen, was einen zu hohen Preis für uns hat; so haben wirs auch hier gemacht, und es ist daraus fast nichts weiter geworden, als sogenannte Repartie, oder bittere Anzüglichkeit. Gerade so, wie beym Aufkommen einer kostbaren Mode, diejenigen, welche nicht im Stande sind, sie mitzumachen, sich mit irgend einer armseligen Nachahmung begnügen. Unsere heutigen Witzlinge glauben ein herrliches Talent zum Scherz und Spott zu verrathen, wenn sie Einen aus der Gesellschaft zum Ziel ihrer unartigen Lustigkeit machen. Es läßt gar schön, wenn einer, der in dieser

Kunst

Kunst recht geübt ist, sich einen schwachen Gegner aussucht, die Lacher auf seine Seite zieht, und dann alles auffaßt, was ihm in den Weg kommt. Die Franzosen verbinden mit dem Worte Raillerie einen ganz andern Begriff. Sie brauchen es, wenn man etwas sagt, daß anfänglich ein Vorwurf oder eine allgemeine Erinnerung schien, das aber, durch irgend eine unerwartete oder überraschende witzige Wendung, am Ende allemal ein Compliment wird, und zum Vortheil desjenigen ausschlägt, an den es gerichtet ist. Und es ist unstreitig eine von den besten Regeln des Umgangs, daß man nie etwas sage, wovon irgend einer unter der Gesellschaft mit Recht wünschen kann, daß wir es lieber ungesagt gelassen hätten. Auch kann wohl nichts so sehr der Absicht zuwider seyn, in welcher man zu einander kommt, als wenn man unzufrieden mit einander, oder mit sich selbst, hinweggeht.

Es giebt zwey Fehler im Umgange, die sehr verschieden zu seyn scheinen, und doch aus Einer Quelle herfließen, und gleich tadelnswürdig sind; nemlich, der ungeduldige Trieb, andere zu unterbrechen, und der Unwille, wenn man uns selbst in die Rede fällt. Die beyden Hauptzwecke des Umgangs gehen dahin, diejenigen, mit denen wir umgehen, zu unterhalten und zu bessern, oder selbst diese beyden Wohlthaten zu genießen. Wer dies bedenkt, wird nicht leicht in einen von diesen beyden Fehlern fallen. Denn, wenn einer in Gesellschaft redet, so setzt man voraus, er thue es um seiner Hörer, und nicht um sein selbst, willen. Gemeine Klugheit wird uns also schon lehren, die Aufmerksamkeit andrer nicht zu erzwingen, wenn sie nicht bereitwillig sind, uns dieselbe zu schenken; noch, auf der andern Seite, dem in die Rede zu fallen, der einmal das Wort führt; weil wir dadurch unserm eignen Verstande auf die gröbste Art den Vorzug zu erkennen würden.

Manche Leute haben zu viel Lebensart, um uns in die Rede zu fallen; sie lassen aber — welches fast eben so schlimm ist — gar deutlich ihre Ungeduld merken, und lauren ängstlich darauf, bis wir fertig sind, weil ihnen etwas eingefallen ist, das sie gar zu gern an den Mann bringen möchten. Indeß achten sie so wenig auf das, wovon geredet wird, daß ihre Vorstellung gänzlich auf dasjenige gerichtet ist, was sie im Sinne haben, aus Furcht, es möchte sonst ihrem Gedächtniß entwischen; und auf diese Art schränken sie ihre Erfindungskraft ein, die sonst auf hunderterley eben so gute Gegenstände fallen könnte, die sich noch weit natürlicher einleiten und anbringen ließen.

Es giebt eine Art von dreister Vertraulichkeit, welche einige Leute, weil sie derselben bey ihren genauesten Bekannten gewohnt sind, mit in ihren öffentlichen Umgang bringen, und die sie gern für unschuldige Freyheit oder Lustigkeit ausgeben möchten. Ein mißlicher Versuch in unsern nördlichen Gegenden, wo all der wenigste Anstand,

all das bischen Höflichkeit und Lebensart, das wir besitzen, bloß durch Kunst, erzwungen ist, und so gar leicht in barbarisches Wesen ausartet! Bey den Römern war dies der Ton des Umgangs unter den leibeigenen Knechten, wovon wir beym **Plautus** viele Beyspiele antreffen. In England scheint dies Betragen durch **Cromwell** aufgekommen zu seyn, der den untersten Pöbel so sehr hervorzog, und dadurch diese Dreistigkeit zum Ton des Hofes machte. Und wenn man bedenkt, daß damals durchgehends das Unterste zu oberst gekehrt wurde, so war jenes vernünftig und klug gehandelt; ob es gleich ein ausgefundener politischer Kunstgriff war, eine Pünktlichkeit der Ehre, die man auf der andern Seite übertrieb, lächerlich zu machen, indem man unter dem Adel jedes unrecht angebrachte oder unrecht verstandene Wort mit einem Zweykampf auszumachen pflegte.

Einige Leute besitzen die Gabe, vortrefflich zu erzählen, und haben einen ganzen Vorrath von Geschichten, die sie bey Gelegenheit in allen Gesellschaften anbringen können. An sich ist diese Gabe gar nicht zu verachten; nur pflegen damit zwey unvermeidliche Fehler verknüpft zu seyn, daß man sich nemlich oft wiederholt, und gar bald erschöpft ist. Wer sich daher auf dies Talent was zu gute thun will, muß nothwendig ein gutes Gedächtniß haben, und öfters seine Gesellschaft verändern, wenn er nicht die Schwäche seines Fonds entdecken will. Denn Leute, die dies Vermögen besitzen, haben selten andre Einkünfte, sondern leben von diesem ihrem Capital.

Große öffentliche Sprecher sind selten im Privatumgange angenehm, ihre Geschicklichkeit mag nun natürliches Talent, oder durch Gewohnheit und Uebung erworben seyn. Natürliche Beredsamkeit, so paradox es auch zu seyn scheint, entspringt gemeiniglich aus einem Mangel an Erfindung und an Worten, wobey Leute, die bloß eine gewisse Summe von Begriffen über jede Materie, und nur Eine Reihe von Redensarten haben, sie auszudrücken, beständig auf der Oberfläche schwimmen, und sich bey jede Gelegenheit sehen lassen. Deswegen können Leute von vieler Gelehrsamkeit, und Leute, die den Umfang einer Sprache kennen, gemeiniglich sich aus dem Stegreife nicht gut ausdrücken, bis sie durch viele Uebung fertiger und dreister geworden sind. Denn sie verwirren sich bey dem Ueberflusse der Materie, bey der Mannigfaltigkeit an Begriffen und Worten, die sie nicht gleich zu wählen wissen; und eben diese zu sorgfältige Wahl setzt sie in Verlegenheit. Im Privatumgange ist dies kein Fehler, wo vielmehr, auf der andern Seite, das Talent zu haranguiren unter allen das unerträglichste ist.

Nichts verdirbt einen mehr zum gesellschaftlichen Umgange, als die Sucht, ein witziger Kopf zu scheinen. Man bewirbt sich in dieser Absicht um eine Menge von Nachfolgern und Bewunderern, die sich dann beständig zu ihren

nen halten; wobey sie dann auf beyden Seiten ihre Rechnung finden, indem sie ihre gegenseitige Eitelkeit befriedigen. Ich sage hier nichts von der Sucht zu zanken, zu widersprechen, oder aufzuschneiden, noch von denen, die mit der Krankheit der Zerstreuung behaftet, und mit ihrer Seele niemals bey dem zugegen sind, wovon die Rede ist. Der, wer mit einem von diesen Uebeln behaftet ist, der ist zum geselligen Umgange eben so wenig geschickt, als ein Wahnwitziger im Tollhause.

Ich glaube nun die meisten Fehler des Umgangs angeführt zu haben, die mir durch Erfahrung und Nachdenken bekannt sind; einige ausgenommen, die entweder bloß persönlich, oder gar zu offenbar und zu grob sind, um einer Bestrafung zu bedürfen; wie z. B. liederliches und gotteslästerliches Geschwätz. Denn hier rede ich bloß von den Fehlern des Umgangs im Allgemeinen, und nicht von den mancherley Gegenständen des Gesprächs, deren es eine unendliche Menge giebt. Wir sehen also, wie die menschliche Natur gar sehr durch den Mißbrauch derjenigen Fähigkeit herabgewürdigt ist, die doch den großen Unterschied zwischen Menschen und unvernünftigen Thieren macht; und wie wenig wir uns das gehörig zu Nutze machen, was das größte, das dauerhafteste, unschuldigste und nützlichste Vergnügen des Lebens seyn könnte; bey dessen Ermangelung wir genöthigt sind, mit den armseligen Zeitvertreiben des Putzes, oder den noch verderblichern Ergötzungen des Spiels, des Trunks, und der lasterhaften Liebe fürlieb zu nehmen, wodurch besonders die vornehmern Stände, von beyderley Geschlecht, an Leib und Geist sich sehr verwahrlosen, und alle Begriffe von Liebe, Ehre, Freundschaft, und Edelmuth, verlieren, die man als elende Grillen und Possen hinweg zu lachen pflegt.

In England hat diese Erwartung des Umgangs, sammt ihren verderblichen Einflüssen auf Character und Denkungsart, ihren Ursprung unter andern auch der Gewohnheit zu danken, daß man das Frauenzimmer von den meisten Gesellschaften ausschließt, und sie nur zu Spielparthien, oder zu Bällen u. d. gl. zieht. Der höchste Grad von feiner Lebensart fand sich in England — und zu gleicher Zeit auch in Frankreich — in dem friedfertigen Theile der Regierungszeit Königs Carls des Ersten. Damals aber verfuhr man auch in der Wahl und Einrichtung der Gesellschaften ganz anders, als itzt. Verschiedene Damen, die von den damaligen Dichtern besungen sind, hielten Assembleen in ihren Häusern, wo Personed von dem besten Verstande, und von beyderley Geschlecht, ihre Abende mit Unterredungen über mancherley vorkommende angenehme Dinge zubrachten; und, wenn wir gleich die erhabenen platonischen Begriffe, welche sie von Liebe und Freundschaft hatten, oder zu haben vorgaben; lächerlich

lich zu finden pflegen; so glaub' ich doch, daß ihre Verfeinerungen vernünftigen Grund hatten, und daß ein kleiner Gran romanhafter Denkungsart ein gar dienliches Mittel ist, die Würde der menschlichen Natur zu erhalten und zu erhöhen; weil sie sonst gar leicht in Schmutz, Laster, und Niederträchtigkeit, ausartet. Wenn auch der Umgang mit gesittetem Frauenzimmer sonst keinen Nutzen hätte; so ist schon das hinreichend, daß er jenen verhaßten Gesprächen voll Unbescheidenheit und Aergerniß Einhalt thut, zu welchen die Rauhigkeit unsers nördlichen Genies so viel Hang hat. Deswegen sieht man auch oft, daß die jungen Herren, die unter einander so vorlaut, und auf maskirten Bällen so flink bey der Hand sind, in Gesellschaft mit Frauenzimmern von Tugend und Ehre, ganz stumm, ganz aus der Fassung, und außer ihrem Elemente sind.

Manche Leute glauben schon das Ihrige zu thun, und ihre Gesellschaft zu unterhalten, wenn sie ganz unbedeutende Dinge, ganz alltägliche Vorfälle erzählen. Bey den Schottländern habe ich dies vorzüglich bemerkt, die sehr genau darauf sehen, nicht den kleinsten Umstand in Ansehung des Orts und der Zeit auszulassen. Würde solch ein Gespräch nicht durch die rauhen Wörter und Redensarten, und durch die diesem Lande eigene seltsamen Töne und Gebehrden belebt; so würde es kaum auszustehen seyn. Es ist kein Fehler, in Gesellschaft viel zu sprechen; aber lange in eins fort zu sprechen, ist gewis einer. Denn, wenn die meisten in der Gesellschaft von Natur still und zurückhaltend sind, so wird es leicht am Gespräch ganz fehlen, wenn einer von ihnen es nicht oft wieder erneuet, und neue Materien auf die Bahn bringt. Nur muß er sich dabey nicht gar zu lange verweilen, sondern auch den übrigen zu Antworten und Erwiederungen Raum geben.

Anfrage.

Die bekannten kleinen Ameisen fangen an die Gesellschaft der Städtbewohner in starker Anzahl zu suchen. Sie nisteln sich auch sogar in massive Gebäude ein; Zucker ist ihre Lieblingsspeise und kaum für sie zu bergen. Ist gegen diese Gäste kein Hülfsmittel bekannt? die gänzliche Ausrottung derselben ist wünschenswehrter, wie deren Abzug. Wann ein bekanntes Hülfsmittel zu erhalten ist, so bittet man, es durch diese Blätter dem bequartirten Nächsten baldigst bekannt zu machen.

Hannoverisches Magazin.

49tes Stück.

Freytag, den 18ten Junius 1779.

Morduth ein altes Heldengedicht, in drey Büchern.

Zweytes Buch.

(Siehe das 43te Stück.)

Dreymal hatte die dunkelhaarigte Nacht ihre Nebelschwingen im Osten geschüttelt. Dreymal hatten die zitternde Sterne versucht, hervorzublicken. Dreymal hatten die Ueberwundenen in den Wind hingeseufzt, als die Geister abgeschiedener Helden sich sehen ließen, und mit zürnenden Fußtritt über die Hügel hinschritten. Luftzeichen rollten sich auf der Heide zusammen. Schwache Stimmen lispelten in den Wolken. Das schüchterne Heer vernahm's, und fürchtete das Zürnen seiner Väter, die niemals geflohn waren.

Auf Ardcraigs 1) Gipfel stand der König. Hundert halb aufgerichtete Speere um ihn. An jeden lehnte sich ein Oberster in seinem Kummer. Hinter diesen stand das Heer dunkel, gleich einer Trauerwolke! Der König blickte umher, um auf den Gesichtern der ihm umfließenden Menge zu lesen, und seine Worte brachen endlich das allgemeine Stillschweigen.

1) *Ard-craig*, hoher Fels.

Das Schicksal zürnt, und die Schwachen entweichen der Gefahr. Die Stimme des Sturms ertönt, und die Söhne der Kleinen fliehen der Hütte zu, aber der Fels fängt den Nordwind auf, ohne zu wanken. Weit umher wüthet der Sturm, aber die kraftvolle Eiche erhebt ihr Haupt, und achtet des Zürnenden nicht.

Sagt denn ihr Obersten, sagt, sind wir die Söhne der Kleinen? Unser Speer, von Albins kraftvollen Eichen entsprossen, ist er ein schwaches Reis?

Mit gesammelter Stärke ströhmten die Feinde in den Tagen verflossener Jahre aus dem Norden her. Flohn unsere Väter vor ihnen? — Nein Krieger! sie flohn nicht, ob der Feinde gleich tausende waren. Ihre Speere erhoben sich hoch. Die Söhne des Meers sanken vor ihnen. Und sollen wir auf seinen Hügeln, wo unsere Väter siegten, sollen wir da fliehen, da,

wo die Geister der Feinde, fliehend von Grab zu Grab aus dem Wirbelwind hervorzuächzen gewohnt waren?– Jene grauen Steine, die Merkzeichen ihrer Schlachten, erheben ihr moosigtes Haupt vor dem Angesicht des Himmels, und scheinen zu sagen: Eure Väter fliehen nicht.

So der König. Die Obersten standen in Gram versunken. Zuweilen blickten sie auf ihren Speer, und schlugen an die hohle Schilde. Schwerdter wurden halb ausgezückt, und halbe Worte mischten sich in den Wind.

Endlich trat Morcan 2), der Anführer von Aulduths 3) Kriegern hervor. Dreymal schüttelte er seine alten Haarlocken. Dreymal schlug er mit seinem Speer wider eine Eiche. Die Thräne des Schmerzes fiel auf seine Wange, und Worte des Kummers kamen von seinen Lippen.

Mein Name o König! pflegte nicht genannt zu werden, wenn von Schwachen die Rede war. Ich ward nicht beschuldiget, daß ich vor meinem Feind flöhe. Meine Stärke ist zum Theil mit meinen Jahren dahin; aber noch hat die Furcht meine verwelkte Nerven nie beschlichen, die Hoffnung meiner grauen Haare war auf dem aufblühenden Ruhm meines Sohns. Seine Hand, dacht' ich, würde meinen Grabhügel errichten. Weder Speer, noch Grab wird sich je von seiner Hand erheben. Er stürzte sich in die Tiefe der Schlacht, wo kein Freund ihm helfen konnte. Um ihn her erhuben sich viele Speere. — Er sank mitten unter fallenden Feinden.

Friede sey mit dem Schatten des Helden! sagte der König. Er soll nicht allein zu den neblichten Wohnungen seiner Väter hinwandern. Ein Oberster von Albin werde sein Begleiter. Das Land der Wolken ist trübe. Der Krieger ist ein Fremdling und allein.

Ogvan 4), Corvis Sohn ergriff seinen Schild, und schüttelte seinen Speer in den Wind. — Sollen wir hier rasten, bis der Morgen sein blondes Gesicht in Osten zeigt, oder den Stahl unter den Wolken der Nacht entblößen, und den Feind bey seinem Gastmahl erlegen?

Oft sagte Canard, haben unsere Väter die Freudenschaale umher getheilt; aber nie sandten sie Tod unter die Fremdlinge beym Gastmahl. — Die Mächtigen sind unter dem Geschlecht Lochlins. Auch uns soll Freude zu Theil werden; oder wenn wir fallen, so laßt uns nicht hinscheiden wie die trübe Wolke, die über die Berge zieht, indeß der Mond schläft, und die blinkenden Sterne dem gegenwärtigen Sturm entweichen. Der Morgen wird bald seine grauen Locken in Osten schütteln, die Sonne von ihren stolzen blauen Gefilden herabblikken, und auf unsern gezückten Stahl lä-

2) *Mor-chean*, erhabenes Haupt.
3) *Auld-duth*, schwarzer Strom.
4) *Og-bhan*, junger, schöner Krieger.

lächeln, indeß der Tod von der Spitze jedes Speers grimmig zürnt.

Mögen die Helden, welche hoffen, daß weißarmige Töchter der Schönheit ihren Grabhügel errichten werden, mögen sie, sprach der Krieger der Dunairms 5) Schild führte, bis Morgen rasten; aber Moralt wird unter den Schatten der Nacht fallen. Niemand wird meinen Grabhügel errichten. Keine Liebenswürdige wird auf ihm weinen. Keine wird über mich jammern und klagen: o mein Held! – Keine wird über mich jammern und klagen: o mein Sohn! Mein Pfeil hat die Brust der liebenswürdigen durchbohrt, und an meinem Speer klebt das Blut meiner Verwandten.

Meine Väter waren die Feinde von Albin. Sie schwungen den Speer unter dem Könige von Lochlin. Mich verlangte auf den Wellen des Meers zu reisen. Sechs Krieger spannten meine weiße Segel auf. Eilends kam der Wind aus Norden. Die Wellen sammelten Stärke aus dem Sturm. Das Meer vermischte sich mit den Wellen, die über die Oberfläche der Tiefe hineilten. Die hohen Berge von Albin stiegen auf dem Gipfel der Wogen hervor. Die grünen Wälder von Sliavan schüttelten ihre Locken vor unsrer hüpfenden Barke.

Dunairms Halle war die Heimath der Fremdlinge, der greise Oberste streckte die Hand der Freundschaft aus, uns zu empfangen. Willkommen, sprach er, sind mir die Söhne des Meers, wenn sie in Frieden kommen. Unserer Rehe sind viel, unsere Schaalen sind voll. Die Gesänge unserer Barden sind lieblich, und warum sollte der Fremdling in unserer Halle trauren?

Fröhlichkeit herrschte beym bereiteten Gastmahl, und wir segneten die Feinde unserer Väter.

Minvas 6) glänzte in der Halle ihres Vaters, wie der erste Strahl der aufgehenden Sonne, wenn sie auf die thauigte Ebene lächelt. Mancher Oberster warb um die Liebe des Mädchens; aber sie wandte ihre Augen von den Mächtigen und heftete sie auf Moralt.

Weder Hügel, noch Krieger waren mein. Ich war allein in die Schlacht gegangen. Die Feinde von Lochlin waren von meiner Hand gefallen; aber der Ruhm hatte meinen Namen noch nicht genannt.

Geh, sprach das Mädchen, ficht die Schlachten fremder Könige. Erwirb dir Ruhm in fernen Landen. Sende ihn zu Minvas vor dir her, so wird sie deine Liebe öffentlich gut heißen.

Ich gieng zu Eris 7) Könige. Viele seiner Feinde fielen durch mein Schwerdt.

5) *Dunairm*, Waffenthurm.
6) *Min-bhas*, sanfte flache Hand.
7) Allen nach Westen gelegenen Gegenden wurde in den alten Zeiten der Name *Era* beygelegt, als *Erin*, Irland; *Er-gael*, *argyle*, welches die westlichen Zelten bezeichnet, im Gegensatz mit denjenigen, welche die östliche Küste von Schottlan bewohnten.

Schwerdt. Der Helden Gesang nannte meinen Namen, und mein Ruhm zog über manches Meer. Die Töchter von Innishail strecken mir umsonst ihre weißen Arme aus. Der Friede lachte wieder auf das Land, und ich kehrte zu dem weißarmigen Mädchen zurück.

Die Sonne schlief, und von Wolke zu Wolke wanderte der Mond, als Dunairms Halle mir erschien. Aus einem Birkenwald trug der Hauch der Nacht einen Laut in mein Ohr, sanft wie der Hauch des Sommers. Gehe, vernahm ich, und wenn du fällst wird Minvas dein süsses Andenken mit ihren Thränen benetzen.

Nie hatt' ich bisher gezittert, aber jetzt zittert' ich vor Abscheu und Entsetzen. Ich sahe Minvas, und ein stattlicher Krieger stand ihr zur Seite.

Ich spannte meinen Bogen – Geh' sprach ich zu einem Pfeil, durchbohre die falsche Brust. Kein anderer Krieger jage dem Ruhm nach, um deinem stolzen Herzen zu gefallen.

Der Stahl fuhr in ihren weißen Busen. Ihr buntfarbiges Gewand floß auf die Heide hin. Ihr langes Haar badete in ihrem Blute. Ihr Aechzen mischte sich in die Seufzer der Nacht.

Woher dieser Bothe des Todes, schrie der Krieger. — Von einem Arm der Stärke, versetzte ich, und schwang meinen Speer.

Sohn der trüben Nacht, sagte der erstaunte Jüngling, dein Arm war stark, weil der Feind schwach war, kein Mächtiger schwang jemals den Speer wider dich. Mann mit dem schwarzen Herzen. Aber es ist Zeit, daß dein trotziger Geist aus seiner Wohnung scheide, und sich mische unter die Söhne des Winds, wo dein knochenloser Arm niemals den Stahl wider die Liebenswürdigen zücken wird.

Lang fochten wir auf der Heide. Minvas Aechzen verlor sich im Geklirr unseres Stahls. Endlich wankte der Speer meines Feindes, und er fiel vor mir hin. Der Mond schaute vor dem Saum einer finstern Wolke herab, und ich sah, daß mein Freund, Minvas Bruder sich in seinem Blut wälzte.

Und bist du gefallen Bruder! stammelt das Mädchen, und soll dein Vater dich nie wieder von der Jagd zurückkehren sehen? — O Moralt in welchem fernen Lande schwingst du den Speer wider die Mächtigen? — Keinen Bruder hab' ich jetzt, der dich von deiner Siegesbahn abrufen kann. Aber du wirst einmal wiederkehren, mein Held, und Minvas Grab an dem Gehölz errichten, wo wir Liebende sonst wandelten.

Ich zog den Stahl aus der Brust der Liebenswürdigen. Meine Thränen vermischten sich mit dem rothen Strom, der aus ihrem Busen floß. Sie schlug ihr halb verloschenes Aug' auf, und sah, daß ihr Moralt seine Hände in ihrem Blut badete. — Ein heftiger Schrey machte sie zum Geist. Ich versuchte ihn in meine Arme aufzufangen, aber er riß sich mit Abscheu

von

von mir los, und fuhr auf einem Mondstrahl empor.

Vier Steine bezeichnen die Wohnung des Helden. Das Grab der Liebenswürdigen erhebt sich darneben. Die vorbeygehende Jungfrauen ehren es oft mit einer Thräne des Mitleids. — Die Bewohner der Gebüsche singen ihre Klagen darein. Alle Nächte sitz' ich, und horche dem Wind. Finstere Wolken rollen zürnend über mein Haupt hin. Die Kinder der Luft scheuen mich mit Entsetzen.

Einsam trauret der Oberste von Dunairm in seiner Halle. Manche Thräne weint er den Gefallenen. Oft sitzt er auf dem Grabe seiner Kinder. Der vorüberrauschende Sturm trägt seine Klagen in entfernte Länder. Er schwinget den Speer nicht mehr. — Aber ich schwinge seinen Speer, schwinge ihn wider das Haus meines Vaters. Dunairms Sohn fiel von meiner Hand; aber die Feinde, die seine Faust erlegt hätte, sollen ihm nach. Minvas fiel im Angesicht des Mondes. Im Angesicht des Mondes will ich kämpfen mit den Feinden ihres Vaters. Kämpfen will ich mit ihnen o König! aber nicht wiederkehren. Abscheiden will ich wie der zürnende Sturm, der lange schon sein freßiges Gift über die Ebene ausgoß. Die schönste Lilie des Feldes sank vor dem Verderber; die Pflanzen vergehen vor dem Zürnenden. Der gefallene Hirsch liegt am Fuß des Felsen. Die befiederten Sänger schweigen. Die getroffene Eiche hat ihr Laubgewand abgestreift. Der Wald schüttelt seine fliegende Locken vor dem Angesicht des zürnenden Himmels. Der Landmann birgt sich vor dem Verwüster bey der glimmenden Eiche. Aber die Mutter der Holdseligkeit blickt am Mittag voll Mitleid auf die traurende Ebene hervor. Sie entfaltet ihre majestätische Schönheit in milderm Glanze. Der Feind der Natur flieht vor der Starken. Die Hügel schütteln den Schnee von ihren heidigen Locken, und lächeln seinem Abzuge nach.

Harr du auf der Heide, bis der Morgen anbricht, Anführer der Obersten, und laß mich allein mitten unter deinen Feinden fallen, damit man nicht sage: der Feind der Liebenswürdigen ist unter uns, es wird uns nicht glücken.

Traurig o Moralt ist deine Geschichte, sagte der König, aber du sollst nicht allein fallen. — Albins Söhne werden nie auf der Heide schlafen, indeß Fremdlinge ihre Schlachten kämpfen. Du bist ein Feuerstrahl am Tage der Gefahr; aber zucke nicht Moralt den Stahl wider deine Freunde. Die Mächtigen müssen endlich fallen. Der zürnende Winter folgt dem lächelnden Sommer auf dem Fuß nach. — Minvas war ein Sonnenstrahl in den Tagen ihrer Liebenswürdigkeit. Wenige konnten es mit dem Sohn des Dunairm aufnehmen, wenn er ergrimmte. Nicht unbezeichnet sind ihre Behausungen unter den Bewohnern des Grabes, noch ungehört ihr Ruhm im thönenden Liede. Aber der Speer deiner Väter trauret in deiner

 Hand.

Hand. Der edelmüthige Stahl schämt sich zu rauchen vom Blute Lochlins.

Es ist der Speer des Obersten von Dunairm, versetzte Moralt. Das Blut seiner Feinde klebet daran. – Der Meinige wird nie mehr in Schlachten erhoben werden. Der liegt begraben – 8), im Grabe der Liebenswürdigen unter dem Baum mit dem rauschenden Blatt. Stark war der Arm, der diesen Speer zu schwingen pflegte; aber er schützt Minvas vor dem Zürnen trotziger Geister in dem Lande der Wolken 9). Und soll der Feind über den Vater in den Tagen seiner schwachen Jahre triumphiren? – Nein König! Niemand soll seinen grauen Haaren Hohn sprechen, so lange ich diesen Speer zu schwingen vermag.

Lange mögest du o Held ihn schwingen mit Ruhm, sagte Canard; aber leihe dem Jammer anderer dein Ohr. Auch ich könnte den Fall der Liebenswürdigen klagen; aber Seufzer rufen die Bewohner der Gräber nicht wieder.

Anmuthsvoll auf den Hügeln war Culalin 10), das Mädchen mit der schneeweißen Hand. Ihr dunkles Haar floß in den Wind, gleich den Fittigen des Rabens. Ihr weißer Busen wallte, wie wenn die frohen Wellen den sanft befiederten Schwan umfangen. Jede jungfräuliche Schöne ward übersehen, wenn Sonners Tochter erschien. Anmuthsvoll war die Mutter meiner Söhne, und Fröhlichkeit herrschte in meiner Halle, wenn ihre süße Stimme in die thönende Harfe sang.

Guigan, die Tochter Ainers hatte meine geheime Umarmung gekostet, ehe ich Culalin sahe, und sie blickte mit dem rothen Auge des Neides auf den Stolz des weiblichen Geschlechts. Sie kam zu Culalin in der Zeit ihrer einsamen Stunden, und sprach betrügliche Worte zu ihr.

Angenehm ist das Lächeln der Mittagssonne Culalin, kühl der Schatten unter Birkenzweigen. Die Jäger sind fern von hier. Das Meer hat seine Wellen nach fremden Gestaden hingewälzt, und unsern Felsen vergönnt, ihr dunkles

8) Die alten Zelten hatten die Gewohnheit, diejenigen Waffen entweder zu begraben, oder zu vernichten, womit ein Verbrechen verübt, oder ein Unglück angerichtet worden, weil man glaubte, daß die Geister der solchergestalt entleibten, die Macht besäßen, die Wirkung solcher Waffen bey jeder Gelegenheit zu vereiteln. Jedoch lehrte man nicht, daß die Geister der in einer ehrlichen Fehde erschlagenen sich eine dergleichen Rache erlaubten.

9) Aus dieser Stelle hat man schließen wollen, daß die Alten gelehrt haben, daß die Geister nach dem Tode in der diesseit des Grabes gehabten Feindseligkeit beharrten. Wahrscheinlicher ists anzunehmen, daß der Dichter den Moralt in seiner erhitzten Einbildungskraft selbst reden läßt, nach welcher derselbe sich vorstellt, daß Minvas Bruder die getödtete Schwester noch in der andern Welt werde zu rächen suchen.

10) *Cul-alin* von *Cul* schöne Haarlocken, und *alin* anmuthsvoll. Der in Schottland und Irland noch übliche Name *Alan* oder *Allen*, hat ursprünglich eine ähnliche Bedeutung.

les Haupt vor dem freundlichen Hauch zu erheben. Komm Tochter Sonners, und schmecke wie süß der Mittag ist.

Sie wandelten durch den Wald. Ein hoher Fels im Bette des Meers gewährt anmuthigen Schatten. Der Schlaf schloß Culalins Augen. Guignan durchflocht' ihre langen Haare mit Riemen, und befestigte sie an dem schroffen Felsen. Sie band ihre schneeweißen Arme, und knüpfte ihre Füße an einen Stein. Das Mädchen mit der schwarzen Seele sahe die kommende Fluth, frohlockte über ihre verruchte That und floh davon.

Das Meer kam mit allen seinen überschlagenden Wellen. Culalin fuhr bey dem Getös auf. – Wo bist du meine Freundinn? Rette mich Guignan von der feindlichen Fluth. —

Die Felsen hallten ihr Aechzen voll Mitleid wieder. Seufzer erthönten aus dem innern jeder Höhle. Aber bald werdet ihr aufhören über meine Geliebte zu trauren, ihr Söhne des Felsen! Noch eine Welle, und sie liegt im Frieden unter dem Strom. Die zurückweichende Fluth wird sie den raubgierigen Kindern des Meers preis geben.

Dein Bruder o Guignan war mein bester, mein theuerster Freund. Aber die Stärke seines Arms war kein Schild um dich her. Ach! der Held fiel durch mein Schwerdt. Er, der mir das Leben in der Schlacht gerettet hatte, starb von meiner Hand. Auch du schläfst neben ihm grausames Mädchen, und dein Geist zürnt oft auf mich zur Zeit der Träume.

Aber du Culalin mit den Rabenlocken! lieblich bist du in deiner Holdseligkeit, wenn du auf mein Schlaflager lächelst. Dein Blick ist nicht trozzig. Kein Wanderer scheut deine Wohnung 11) zur Zeit des Monds. Oft läßt du deine Stimme auf den Felsen erthönen, und warnst den Seemann vor dem kommenden Sturm 12). Er hört die untrügliche Verkündigerinn, und entweicht in den friedfertigen Meerbusen. Ohne Gefahr sieht er von dort dem Kampf der Wellen zu, und segnet das freundschaftliche Gethön deiner Felsen, du Wächterin der nächtlichen Stürme!

So habe ich o Moralt meinen Freund erschlagen, und doch schwing' ich den Speer mit günstigen Erfolg wider den Feind. – Die Liebenswürdigen blühen nur, um zu verwelken; die Mächtigen sammeln nur Stärke, um zu sinken.

So endigte Canard seine traurige Geschichte. — Schweigend und trüb saß das horchende Heer. Seufzer brachen hervor bey dem Schluß der Trauergeschichte. Der Wald ließ ab, sein schwar-

11) Die Geister der Verbrecher mußten, nach der alten Götterlehre, so lange um ihre Gräber wandern, bis sie jemanden fanden, der dem beleidigten Theil oder seinen Nachkommen Genugthuung schaffte.

12) Der noch ferne Sturm macht daß die Wellen, ob man gleich den Wind noch nicht merkt, mit einen Getöse wider die Felsen schlagen, das man einige Meilen weit hören kann. Die Alten glaubten, daß dieses Getöse als eine Warnung von den Geistern derjenigen, die ersoffen waren, verursacht wurde.

schwarzes Haupt zu wallen. Die kurzfüßige Heide stand still. Wolken hiengen am Himmel fest. Kein Fels kämpfte mit dem Sturm. Friede war mit dem Pflanzengeschlecht, denn der Wind hatte aufgehört zu wandern 13).

Was für ein schwacher Strahl lächelt dort zweydeutig auf der Wange des Osten? Der Mond schläft in seinem heidigen Bette, und die Sonne ist noch nicht fertig, in dem Glanz ihrer Schönheit hervorzutreten. — Es ist Minvas, das Mädchen mit dem blutigen Busen, kommend mit ihren hundert Lufterscheinungen, hinzuleuchten Moralt, den Helden aus fernen Landen, ihn, der den Schild ihres Vaters trägt, hinzuleuchten in die Gefilde des Todes.

Zürnend kommt die jungfräuliche Schöne nicht zu ihren Freunden. Sie verjagt die trübe Nacht von unsern Gebürgen. Der Morgenstern zittert in ihrer Hand. Sie kommt, gleich dem ersten Strahl, den die Sonne sendet, ehe sie ihr Ruhebette in Osten verläßt, die nahende zu verkündigen.

Warum fliehst du so eilig von uns Mädchen mit dem holden Gesichte? – Aber du hast den Morgen auf unsern Bergen zurückgelassen, und deine dunkle Gestalt ist verschwunden, wie die Nebelwolke auf dem See, vor dem Angesicht der Mutter der Klarheit vergeht.

13) Wenn eine rührende Geschichte erzählt wurde, pflegte immer ein ehrerbietiges Stillschweigen zu herrschen, so wie solches auch hier beschrieben wird. Callum Ruadh, ein unter den Bergschotten noch lebender Barde, hat eine Stelle in seinen Gedichten, worin er die Aufmerksamkeit der Zuhörer bey den Barden Gesängen ohngefähr folgendergestalt beschreibt: „Wenn nun die Schlacht aufgehört hatte, und das Schwerdt der Krieger in die Scheide zurück sank, dann kamen die Barden in den Zirkel um die brennende Eiche, nud sangen die Thaten der Helden. Aufmerksam horchte der Greis, und schweigend saß der Jüngling da. Die Söhne des Zwists ließen ab nach Blut zu dürsten, und die begeisternde Schaale blieb halb geleert stehen. Den Töchtern der Schönheit wurde kein halb verstohlner Blick; reich geputzte Mädchen und frohe Jünglinge vergaßen des Tanzes, und die zitternde Sehne ward nicht weiter am Bogen gekrümmet. Horchend stand das schuppige Volk in der Fluth, und Stillschweigen herrschte durch den Wald. Rehe waren sicher vor dem Boten des Todes, und nagten ungestört von der Heide. Willkommen war der Gesang, der jeden Obersten pries, wie ers verdiente; Thränen dem Aug' entlebte, und zu hoher Thaten Bewunderung reizte. Heldenmuth entflammte die Brust jedes Kriegers, und stolz auf die Thaten seines Anführers, sah er dreist auf. Der Greis schaute in die Tage seiner Jugend zurück, und der Jüngling glühte vor Verlangen, einst gepriesen zu werden. Freude glänzte auf jedem Gesicht, und verjagte die Blässe des Alters. Jeder segnete den Mann, der die willkommene Geschichte sang„.

Hannoverisches Magazin.

50tes Stück.

Montag, den 21ten Junius 1779.

Begebenheit eines jungen Engländers unter den wilden Abenakis in Nordamerika.

Während des letzten Krieges in Amerika überfiel ein Haufe von Wilden eine Parthey Engländer, und schlug sie. Die, welche nicht auf dem Platze geblieben, durften sich wenig Hoffnung machen, Feinden zu entfliehen, die viel leichter zu Fuß waren, als sie; die ihnen mit unaufhaltsamer Wuth nachsetzten, und diejenigen, welche sie erhaschten, mit einer Grausamkeit, die selbst in diesen Ländern fast ihres Gleichen nicht hat, behandelten.

Ein junger englischer Officier, verfolgt von zween Wilden, die mit aufgehobener Axt auf ihn zueilten, hatte gar keine Hoffnung mehr, dem Tode zu entrinnen; dachte also auch weiter auf nichts, als sein Leben so theuer, als möglich, zu verkaufen. In diesem Augenblicke nahete sich ihm ein alter mit einem Bogen bewaffneter Wilde, in der Absicht ihn mit einem Pfeil zu durchbohren. Er hatte schon angelegt, als er die Spitze auf einmal sinken ließ, und sich zwischen den jungen Engländer und die beyden Barbaren stürzte, die schon im Begriff waren, ihm den Rest zu geben. Aus Achtung für die Bewegungen, die der alte Mann machte, zogen sie sich zurück. Dieser ergriff den Officier mit Zeichen des Friedens bey der Hand, benahm ihm durch freundliche Gebehrden seine Furcht, und führte ihn mit sich in seine Hütte. Hier gieng er so leutselig und gelinde mit ihm um, daß man ihn eher für seinen Gesellschafter als für seinen Sklaven hätte halten sollen. Er lehrte ihn die Abenakische Sprache, und die rohen Künste, die unter diesem Volke im Gebrauch waren. Sie lebten sehr vergnügt mit einander. Nur in einem einzigen Stücke machte das Betragen des alten Mannes dem jungen Officier einige Unruhe; ja er erschrack zuweilen, wenn er den Wilden seine Augen auf ihn richten, und nach langem starren Anschauen ihm Thränen in die Augen kommen sah.

Als der Frühling heran nahete, zogen die Abenakis von neuem zu Felde, und fuhren fort, die Engländer aufzusuchen.

Der Alte, welcher noch frisch genug war, die Strapazen des Krieges zu ertragen, begleitete seine Landesleute, und vergaß nicht, seinen Gefangenen mitzunehmen. Sie legten über zwo hundert Meilen durch ungebahnte Wüsten und Wälder zurück, bis sie zuletzt eine Ebene, und in derselben ein englisches Lager entdeckten. Der alte Wilde zeigte dieses seinem jungen Gefährten; sah ihn zu gleicher Zeit mit unverwandten Blicken an, und gab auf seine Minen acht. Da sind deine Brüder, sagte er, und warten darauf sich mit uns zu schlagen. Was meynst du wohl? Ich errettete dich vom Tode. Ich lehrte dich Canons bauen; Bogen und Pfeile verfertigen; die Thiere des Waldes fangen; die Axt regieren; lehrte dich alle unsere Kriegskünste. Was warst du, als ich dich mit mir in meine Wohnung nahm? Deine Hände waren wie die Hände eines Kindes; du konntest sie nur wenig zu deiner Vertheidigung, und noch weniger zu deinem Unterhalt brauchen. Deine Seele tappte im Dunkeln. Du warst ein Fremdling in allem, was du doch nothwendig wissen mußtest. Leben, Lebensmittel, alles bist du mir schuldig. — Könntest du nun wohl undankbar genug seyn, zu deinen Landesleuten überzugehen, und die Axt gegen uns aufzuheben.

Der junge Engländer erwiederte; er könnte nicht anders als mit gerechtem Widerwillen daraus denken, die Waffen gegen Leute von seiner eigenen Nation zu führen; er würde sie aber nie gegen die Abenakis wenden, sondern sie, so lange er lebte, als seine Brüder betrachten.

Hier ließ der Wilde den Kopf hängen, hob seine Hände auf, bedeckte sein Gesicht mit ihnen, und schien in tiefen Gedanken zu seyn. Nachdem er einige Zeit in dieser Stellung geblieben war, sah er den englischen Officier ernsthaft an, und mit einem Tone von Schmerz vermischt mit Zärtlichkeit, legte er ihm die Frage vor: Hast du einen Vater? — Er war im Leben, antwortete der junge Mann, als ich mein Vaterland verließ. O wie unglücklich muß er seyn! sprach der Wilde. Er hielt einen Augenblick ein, und setzte darauf hinzu: weißt du nicht, daß ich auch einst Vater war? Ach ich bin es nicht mehr. Nein! ich bin nicht mehr Vater. Ich sah meinen Sohn im Treffen fallen. Er fochte mir zur Seiten. Ich sah ihn sterben, wie ein Mann sterben, bedeckt mit Wunden, als er fiel. Aber ich habe ihn gerächt.

Als er diese Worte mit dem größten Nachdruck gesprochen hatte, zitterte er. Er schien beklemmt von innerlichen Seufzern, welche er zu ersticken suchte, mühsam Athem zu holen. Seine Augen sahen wild; aber keine Thräne kam aus ihnen. Allmählig ließ die heftige Bewegung nach; er wurde ruhig, und, indem er sich gegen Morgen kehrte, wieß er dem jungen Engländer die aufgehende Sonne. Siehst du jenes schöne Licht, sagt er zu ihm,

die

die Sonne in ihrem vollen Glanze? Gewährt dir der Anblick davon nicht einiges Vergnügen? — Unbedenklich erwiederte der junge Officier: Wer kann eine so herrliche Erscheinung ohne Vergnügen betrachten? Und doch verschaffst du mir dieses nicht länger, sagte der Wilde. Nach Endigung dieser wenigen Worte, wandte er sich um, und als ihm ein Busch, der in voller Blüte stand, in die Augen fiel, sprach er: Sieh diese muntre Blumen hier, junger Mann, fühlst du nicht Freude, wenn du sie ansiehst? Freylich, versetzte der Officier. Und doch, sagte der Alte, erfreuen sie mich nicht. Geh, setzte er mit einiger Heftigkeit hinzu — Geschwinde! Fliehe in das Lager deiner Freunde! Geh nach Hause, damit dein Vater die aufgehende Sonne und die Blumen des Frühlings noch mit Vergnügen betrachten möge.

Etwas antiquarisches vom Speisewählen aus dem Thier-Reiche.

Kein Thier ist von Natur unrein und uneßbar, wenn es kein Gift hat und mans verdauen kann; keines hat auch natürliche Kennzeichen der Untauglichkeit zur Nahrung an sich, und dennoch enthalten wir uns gewisser Thiere, weil wir sie für untauglich zum Essen halten, da sie's doch in der That nicht sind. Die Ursachen dieses Speisewählens sind bekannt genug, so verschieden sie auch immer seyn mögen. Religion, Aberglaube, Aerzte, Mode und Vorurtheile haben bekanntlich alle mehr oder weniger Antheil daran, daß bey verschiedenen Völkern einige Thiere gar nicht, andere hingegen gern verspeiset werden. Es würde daher, wie mir deucht, eben von keinem großen Nutzen seyn, in dieser Absicht die Völkergeschichte durchzugehen, um eine Universal-Speisegeschichte zusammen zu schreiben, aber einige ohne Ordnung, vorzüglich aus den Alten gesammlete Anmerkungen, sind lustig genug, um eine Lücke in diesen Blättern auszufüllen.

Gott verbot zwar den Juden aus gewissen physischen Gründen das Essen einiger Thiere, aber dem ohngeachtet aßen sie auch viele Thiere nicht, die ihnen das Gesetz zuließ, z. B. Heuschrecken *), u. a. m.

Vorurtheile haben überhaupt den größten Antheil daran, daß man viele Thiere bey verschiedenen Nationen aus verschiedenen irrigen Ursachen für uneßbar

*) Johannes aß sie und wurde deswegen von den Juden für einen Sonderling gehalten. Wir lachen die Araber aus, daß sie noch itzt die Heuschrecken entweder in Butter gebraten verspeisen, oder sie rösten, zu Pulver stoßen, und Brod daraus backen, und pflegen sie, wie Niebuhr sagt, Spottweise Heuschreckenfresser zu nennen, allein sie machen sich dafür auch wieder über uns lustig, daß wir Krebse, Austern und Muscheln essen.

eßbar hielt, da sie doch im Grunde sehr schmackhafte und gesunde Speisen sind.

Verschiedene Fische ohne Floßfedern und Schuppen, Kaninichen und Hasen, ob sie schon von den alten Aerzten für gesunde köstliche Speisen gehalten wurden, aßen einige Völker gar nicht, weil sie glaubten, daß man sie gar nicht essen könnte. Martial sagt hingegen vom Hasenfleisch

Inter quadrupedes gloria prima lepus.

und Galen prieß es aus dem Grunde sehr an, weil man schön davon würde. Das kostbarste Gericht der Spartaner war ihr Schwarzfleisch, oder schwarze Fleischbrühe, (ius nigrum) welche aus Blut und den inwendigen Gliedern des Hasen bestand.

Cato setzte den Hasen und das Kappiskraut mit auf seinem Küchenzettel oben an.

Die Pythagaräer aßen aus der ungegründeten Meynung gar keine Fische, weil sie sie für eine zu weiche und köstliche Speise hielten, und Herodot sagt, daß die Aegnptier deswegen sich alles Schweinfleisches enthalten, ja sich gleich gewaschen oder gebadet, wenn sie nur ein Schwein angerührt hatten, weil das Schwein ein sehr unflätiges Thier sey.

Ein anderer Hauptgrund der Enthaltung vieler Speisen war bey einigen Völkern Religion und Aberglaube. Den Syrern verbot die Religion Fische und Tauben zu essen. Die alten Aegyptier hielten die Hunde, Aale, Crocodilen u. a. m. für heilig und aßen sie deswegen nicht. Leo Africanus bemerkt aber, daß sie in der Folge davon gegessen hätten; und Herodot erzählt, die Aegyptier die in der Stadt und Gegend von Elephantina gewohnt, hätten diese Thiere von je her essen dürfen, denn bey ihnen wären sie nie für heilig gehalten worden. In Indien und Amerika speiset man sie noch heutiges Tages.

Julius Cäsar schreibt in seinem fünften Buche de bello Gallico, daß den alten Britanniern, (den Grund meldet er nicht,) bey Leib- und Lebensstrafe wäre verboten gewesen, Gänsefleisch zu essen.

Die Cretenser aßen aus der Ursache kein Schweinefleisch, weil die Sage unter ihnen gieng, Jupiter wäre in ihrem Lande von einer Sau gesäuget, und einige Aegyptier thaten aus dem Grunde den Schweinen nichts, weil sie ihnen ihren Acker umwühlen mußten.

Aus ähnlichen Ursachen haben sich auch wohl die Phönicier, Syrer, und wie Solinus berichtet, die Araber und Indianer dieses Thiers enthalten.

Auch findet man häufig, daß man zu einer Zeit Speisen für gut und schmackhaft gehalten, und zu einer andern Zeit Ekel davor gehabt hat. Mithin sind selbst die Speisen dem Schicksal der Moden unterworfen. Zu Mäzens Zeiten, hielt man in Rom das Fleisch der jungen Esel für die zarteste und beste Speise, und Horaz hat gewiß manchen Eselsbraten mit ihm verspeiset. Bey den Syrern waren eingemachte Fledermäuse ein

Modegericht, und sie trieben ansehnlichen Handel damit. Wir essen Schnekken und Frösche, und ein Freund sagte mir, daß man zu Versailles Schlangen äße. Das habe ich selbst gesehen, daß Franzosen mit dem größten Appetit, gebratene Ygel, Raben, Krähen, Marder ꝛc. verzehrten.

Auf Heliogabals Tafel waren die Hanenkämme das vornehmste Gericht, die darauf ganz aus der Mode kamen, jetzt aber wie Leckerbissen in Hamburg und andern Orten wieder aufgetragen werden.

Die Wampe, Dutten und Bährmutter einer säugenden oder unfruchtbaren Sau, sind ein zähes, häutiges, ekelhaftes Wesen, uud doch waren sie bey den Römern, die sie zerknirschten und denn zubereiteten, ein köstliches Gericht.

Ihr Alec oder Suppe von Fischdarmen; oder ihre Muria, eine Suppe von Thynfischen; wie auch ihr Garum, eine Suppe von kleinen Steinbeissen, würden uns gewiß gar nicht schmecken, und noch viel weniger ihr Trank Kykeon, der aus Honig, Käse, geröstetem feinem Gerstenmehl, Oel und Wein verfertigt wurde.

Pythagoras verbot seinen Schülern, wie ich schon erwähnt habe, aus der Absicht, daß sie nicht weichlich werden sollten, alle Fische. Nach der Zeit aber aßen alle Rhodieser die Fische so gern und so häufig, daß sie diejenigen Bauren nannten, die das Fleisch den Fischen vorzogen.

Wenn Plato die Mäßigkeit der edlen Griechen vor Troja recht erheben will, so sagt er, man fände nicht, daß sie Fische gegessen, ob sie gleich lange Zeit so nahe am Hellespont gelegen hätten; nur allein von Menelai Gefährten wurde berichtet, daß sie erst dann in der Gegend um Pharos angefangen zu fischen, da sie beynahe vor Hunger gestorben wären.

Viele Speisen aß man ehedem, weil sie von Naturkündigern und Aerzten, wie gesund gepriesen wurden. Aristoteles und Albertus rühmen das Fleisch von jungen Habichten; Galen hält viel von dem Fleisch der Füchse, besonders im Herbst, wenn sie Weintrauben fressen; er verwirft aber die Wachteln, Gänse und Straussen gänzlich. Er sagt auch, junge Hunde, wenn sie fett, und geschnitten würden, wären eine gesunde Nahrung, und würden von vielen Völkern verspeiset. Hippocrates schäzt das Fleisch der jungen Hunde den Vögeln gleich, und räth es zum Mittel gegen die Milzsucht, und als ein Beförderungsmittel der Empfängniß an. Man hielt zu Galens Zeiten das Pferdefleisch für überaus schädlich, und glaubte so gar, wer Pferde Blut äße oder tränke, müßte nothwendig sterben; und gleichwohl ist es die liebste Speise der Tataren und anderer Völker, und sie bleiben frisch und gesund dabey. Herodot meldet, daß auch an den heißesten Orten in Persien bey Gastereyen und an Geburtstagen, allemal Pferdefleisch aufgetragen würde; ja es gienge so

 weit,

weit, daß die Perser ganze Pferde, Kameele und Esel bey großen Gastmählern auftragen ließen, und die Griechen auslachten, daß sie ihren Gästen so schlechte Speisen vorsetzten, an denen sie sich nicht satt essen könnten.

Denkt man bey den Speisen an verschiedene Orte herum, so wird man finden, daß beynahe alles was in der Welt ist, gegessen wird; denn was man in einem Lande nicht ißt, ißt man in einem andern. Lerius und andere mehr schreiben, daß etliche Amerikaner Tiegerthiere, Mäuse, Fledermäuse, Schlangen und Kröten essen. Die Menschenfresser nicht zu erwähnen.

Der Unterschied, den wir unter den Thieren machen, ist nicht weniger sonderbar. Verschiedene schmackhafte Thiere essen wir nicht, und minder schmackhafte, ja ungesunde und ekelhafte, sind uns Leckerbissen. Will man einwerfen, daß man doch zum wenigsten bey den Speisen darin einen Unterschied machen und kein Raubthier und Raubvögel essen müsse, so erwiedere ich; warum machen wir denn diesen Unterschied nicht bey Fischen, als Hechten, Bärßlingen, Aalen, Meeraalen, Kabbeljauen und Stockfischen, die auch Raubthiere sind?

Auch ist das kein Grund, wenn man sagt: einige Thiere sind deswegen uneßbar, weil sie garstige Speisen essen, denn wir essen ja Enten, Schweine, Wiedehopfen. Kurz, Vorurtheil, Aberglaube, Mode, Vernunft, Noth und Aerzte geben unserm Appetit die gehörige Richtung.

W.

Mittel die schädlichen Wickelraupen zu vertilgen.

Auf Befehl Sr. Königl. Majestät in Preussen ist unter vielen zu Verbesserung der Landwirthschaft ausgelobten Preisen auch eine Belohnung von 40 Rthlr. für denjenigen bestimmet, welcher ein zuverläßiges Mittel zu Vertilgung der Wickelraupen angeben würde. Der Prediger Theodor von Schäven zu Neuwarp in Pommern hat solche Belohnung erhalten, nachdem seine Angabe bey einigen, in Berlinschen Gärten damit angestellten Versuchen bewährt gefunden ist. In den Berlinschen Intelligenzblättern ist dieses Mittel kund gemacht, und man theilet solches hieselbst um desto lieber mit, je größer der Nachtheil ist, welchen dieses kleine Ungeziefer an den Obstbäumen veranlaßt, zumalen solche Blätter nur wenigen der hiesigen Landes-Einwohner vor Augen kommen möchten. Es lautet daselbst folgendermaaßen: Unter den Namen der Wickelraupen werden die kleinen grünen, mit weißen Streifen bezeichneten, schädlichen Raupen verstanden, die sich im Frühlinge besonders auf Obstbäumen in kleinen

Gespinnsten zwischen den Blättern derselben aufhalten. Es gehört diese Raupe zu der Classe der sogenannten Spannenmesser, das ist, derer Raupen, welche von dem gewöhnlichen Bau der Raupen darin abweichen, daß sie nur mit zehn Füßen, nemlich sechs spitzigen Vorderfüßen, zwey Bauchfüßen, und zwey Hinterfüßen oder Nachschiebern versehen sind. Sie findet sich eben zu der Zeit ein, da das Laub der Bäume noch klein und zart ist, nemlich im Maymonat, und liebt vorzüglich die fruchttragende Obstbäume, wo sie sich nicht wie andere Raupenarten in Nestern oder Gesellschaft aufhält, sondern einsam und zerstreuet lebt. Ueberdem hat sie auch diese besondere Eigenschaft daß sie nicht wie die übrigen schädlichen Raupen größtentheils zu thun pflegen, frey lebt, sondern sich jederzeit zwischen den Blättern eingesponnen hält, und dies macht sie eben vorzüglich schädlich, denn sie verdirbt dadurch weit mehr Blätter, als sie zu ihrer Nahrung gebraucht, befriedigt sich auch nicht allein mit den Blättern der Bäume, sondern frißt auch die jungen Triebe, Blüten, und sogar die Früchte derselben an. Sie kann daher in einem Jahre, wo sie häufig ist, die Obstgärten in kurzer Zeit so verderben, daß sie in vielen Jahren sich nicht wieder davon erhohlen können. So bald diese Raupen völlig ausgewachsen sind, verlassen sie die Bäume, die ihnen bisher zur Wohnung und zum Unterhalte gedienet, und begeben sich zu ihrer Verwandlung in die Erde, wo sie sich mit Hülfe einiger Fäden eine Höhle oder Cocon verfertigen, worin sie sich nach etlichen Tagen in Puppen verwandeln. Die Verwandlung dieser Puppen in Schmetterlinge geschiehet nicht, wie bey den mehresten am Ende des Sommers oder im künftigen Frühlinge, sondern im October und November, die Männlein der von der Wickelraupe entspringenden Phalänen, kommen früher zum Vorschein als die Weiblein. Die Weiblein dieser Phalänen unterscheiden sich äußerlich von den Männleins, nicht allein wie gewöhnlich durch die Dicke des Leibes, sondern auch durch die besondere Eigenschaft, daß sie keine Flügel haben. Wenigstens sind ihre Flügel so klein, daß sie dem bloßen Auge wenig sichtbar sind, und zum Fluge ganz und gar nicht gebraucht werden können. Die Weiblein halten sich größtentheils bey Tage geruhig, aber nach Untergang der Sonnen laufen sie an den Stämmen der Bäume herauf, und erwarten daselbst den Besuch der Männlein, welche zu eben dieser Zeit häufig um die Bäume herum fliegen, um die Weiblein zur Paarung aufzusuchen. Nachdem das Weiblein von dem Männlein befruchtet worden, legt dasselbe seine Eyer zerstreuet auf die Obstbäume, und wählet dazu gern die dünsten Aeste, oder junge Sprossen, woran es seine Eyer so feste anlegt, daß sie gleichsam angeleimt zu seyn scheinen. Um nun diesem Weiblein den Zugang zu

den

den Bäumen zu verwehren, muß man zu Anfange des Octobers die Bäume mit einem Ringe von schlechter fettiger Wolle umgeben, und unterhalb diesem Ringe, den Baum rings um einige Finger breit mit frischen Theer bestreichen. Hierdurch werden die Weiblein von den Obstbäumen abgehalten, und genöthiget, ihre Eyer an einen andern Baum zu legen. Damit aber die jungen Raupen, wenn sie an dem Orte wo sie aus den Eyern kommen, ihr dienliches Futter nicht finden, und dieserhalb ihrer Nahrung nachgehen, in ihrer Bemühung auf die Obstbäume zu kommen, verhindert werden, muß man das im Herbst gebrauchte Mittel auf eben die Art im Anfange des April-Monats des folgenden Jahrs wiederholen, auch wenn der Theer etwa trocken geworden, die Bäume aufs neue und wiederholentlich damit bestreichen.

Von Orgeln ohne Organisten.

Es hält oft schwer, für diejenigen Kirchen auf dem Lande, worin schon Orgeln sind, Leute zu finden, welche das Spiel und Tractement einer Orgel als Organisten hinlänglich verstehen; noch öfter aber ist der Mangel eines Fonds zu Salerirung des Organisten, die Ursache, daß manche Gemeinde, welche sehnlich wünschet, ihren Kirchengesang, durch Begleitung der Orgel noch erwecklicher gemacht, zu hören, und die Kosten einer Orgel selbst, mit Freuden aufbringen würde, diesem Wunsche, welcher bey den Landleuten oft weit lebhafter ist, als der vornehme Städter sich das so denkt, entsagen muß.

Es ist möglich, daß auch bey Kirchen Orgeln, von mehrerer Größe als sie auf dem platten Lande einmal erforderlich ist, Walzen angebracht werden können, durch deren Umdrehung die verlangte Choral-Melodey, nach dem verlangten Tempo, und simpler und besser als von manchem Dorf-Organisten, gespielet wird.

Die Einsetzung, Umdrehung, und Regierung dieser Walzen, nebst der Anziehung der Orgel-Register, kann jeder noch so unmusikalischer Schulmeister, in gar kurzer Zeit mechanisch erlernen, und dann fällt die Schwierigkeit, wegen Erhaltung und Salerirung des Organisten völlig weg.

Wie dieses gemacht wird, stehet in dem Buche: L'art du facteur d'orgues par D. Francois Bulos de Celles &c.

Albg.

Hannoverisches Magazin.

51tes Stück.

Freytag, den 25ten Junius 1779.

Etwas von den Brasilianischen Thieren, Bäumen, Früchten und andern Pflanzen.

Brasilien hat viele Thiere und Gewächse die bey uns ganz unbekannt sind. Es wird hoffentlich den Lesern dieser Blätter nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen hier aus verschiedenen Reisebeschreibungen, einen kleinen Beytrag zur Brasilianischen Naturgeschichte geben, der vielleicht Naturkundigen Anlaß zu weitern Untersuchungen geben kann, obgleich der Spanische Reisende, dem ich hier vorzüglich nach schreibe, keine Charaktere der beschriebenen Thiere und Gewächse hat angeben können.

Der Tapirossou mag den Anfang machen. Er ist dem Ochsen und Esel einigermaaßen ähnlich, hat ein langes röthliches, oder vielmehr braunes Haar und keine Hörner. Sein Hals ist kurz, seine Ohren sind lang und herabhangend, und seine Beine stark, dicke und krumm. Sein Huf ist ein Esels Huf, und sein Schwanz nur ganz kurz. Obgleich der Tapirossou mit sehr scharfen spitzigen Zähnen versehen ist, so pflegt er doch nie jemand damit zu beschädigen, oder zu beißen, denn er ist sehr scheu, und ergreift schon die Flucht wenn er in der Ferne einen Menschen erblickt.

Die Wilden erlegen ihn mit Pfeilen, oder suchen ihn in seinem Lager lebendig zu fangen, und schlachten ihn alsdenn. Nach seiner Haut sind sie sehr begierig. Sie trocknen sie an der Sonne und machen ihre Schilder daraus, die so hart werden, daß kein Pfeilschuß durchgehet. Das Fleisch dieses Thiers, das beynahe wie Ochsenfleisch schmeckt, essen sie mit großem Appetit.

Der Secouasan ist eine Art Hirsch, aber ein wenig kleiner wie unsere Hirsche. Er hat kleine Hörner oder Geweihe, und ein langes herabhangendes Haar wie unsere Ziegen.

Das dritte besondere Thier dieses Landes, ist der Tajossau, der wie ein Schwein gestaltet ist; den Kopf und die Füße hat er ganz vom Schweine, und mit seinen großen scharfen Zähnen richtet er viel Unglück an. Er ist übrigens dünn und mager, denn er dünstet außerordentlich stark aus. Die-

ses von Gestalt häßliche, unansehnliche Thier, das so groß wie ein Schwein ist, hat noch das besondere an sich, daß es am Rücken eine Oeffnung hat, wodurch es Luft schöpfet.

Es giebt zu Brasilien auch eine Gattung Hirsche, die von den unserigen ganz verschieden sind. Dahin gehört der *Agouty*, der gespaltene Klauen, einen kurzen Schwanz und steife Haasenohren hat. Das Fleisch des Agouty ist sehr schmackhaft.

Der *Tapiti* gleichet dem Haasen und hat braunes Haar. In den Wäldern findet man eine Art Ratzen, die so groß wie die Eichhörnchen sind und wie unsere Caninchen schmecken.

Ein Thier, das dort **Pag** oder **Pagua** heist, hat einen sehr häßlichen Kopf, dagegen aber einen überaus schönen Schwanz und weiß gesprenkelten Pelz.

Ein stinkendes Thier ist der **Sarigai**; sein Fleisch aber ist wohlschmeckend, wenn man nur die Geburtsgeilen gleich heraus nimmt, so bald das Thier getödtet, weil diese allein den widrigen Geruch verursachen.

Der *Jacara* ist eine Art Crocodill, oder eine große Eidexe. Er ist nicht schädlich noch giftig, und pflegt sich häufig in den Wohnungen der Wilden aufzuhalten. Die kleinen Brasilianer spielen ganz dreiste mit dem *Jacara*, welches er sich auch gerne gefallen läßt, ohne sie zu beißen. Es sind in Brasilien auch wahre Crocodillen, allein die übergehe ich hier mit Stillschweigen, weil sie schon genug von andern Schriftstellern beschrieben sind. Dagegen aber darf ich die buntgefleckte brasilianische Eidexe nicht unbemerkt lassen, die vier bis fünf Fuß lang ist. Dieses große häßliche Thier, lebt wie die Frösche in den Flüssen, Sümpfen und Morästen, schadet niemand, und wird von den Landeseinwohnern Tovous genannt. Man speiset sie dort häufig. Ihr Fleisch ist kurz und weiß, ohngefähr so wie unser Capaunenfleisch. Auch essen die Wilden Kröten, die sie auf dem Rost braten, und Schlangen die fünf Fuß lang und wie ein Menschenarm dicke sind. In den Flüssen vorzüglich hält sich eine lange, dünne, grasgrüne Schlange auf, deren Biß tödtlich ist.

Der *Janowara* lebt bloß vom Raube. An Größe, Geschwindigkeit im Laufen und Dünnheit der Beine, gleichet er völlig einem Windspiel. Sein Fell ist buntgescheckt, und an der untern Kinnlade trägt er einen langhaarigten Ziegenbart. Alles was ihm in den Wurf kommt, zerreisset und tödtet er: aber die Brasilianer rächen sich auch wegen seiner Grausamkeit wieder an ihm; denn, wenn sie ihn erhaschen können, binden sie ihn an eine lange Stange und braten ihn lebendig an einem langsamen Feuer.

Die **Cays** sind eine Art kleiner schwarzer Affen, die übrigens aber mit andern Affen in allen Stücken übereinkommen.

Der dortige Affe **Sagouin** hat die Farbe eines Eichhörnchens und ein Löwen-

wen-Maul. Er ist sehr dreist, sonst aber von Gestalt ein kleines niedliches und munteres Thier.

Der *Hay* ist so groß wie ein mittelmäßiger Hund. Der Bildung nach ist er ein Affe. Er hat einen langen Schwanz und lange Klauen. Sein Bauch siehet wie eine herabhangende Brust oder Zitze aus. Obgleich dieses Thier von Natur sehr wild ist, und sich beständig in den Hölzungen aufzuhalten pflegt, so kann man es doch mit leichter Mühe ganz zahm machen, aber die Wilden thun solches nicht leicht, denn, weil sie nackend gehen, befürchten sie, von den scharfen Klauen des *Hays* verletzt zu werden. Sie sagen, der *Hay* lebte blos von der Luft, und noch niemand von ihnen hätte gesehen, daß er etwas gefressen habe.

Der **Coaty**, der so groß wie ein Hase ist, hat kurzes fleckigtes Haar, kleine Ohren, einen kleinen Kopf, eine aufgeworfene erhabene Schnautze, die einen Fuß lang, rund und überall gleich groß und dicke ist. Sein Maul ist so klein und enge, daß man kaum den kleinen Finger hinein stecken kann. Wenn er merkt, daß er gefangen ist, so zieht er sich wie ein Igel zusammen, so daß man ihn hinrollen kann wohin man will; giebt man ihm aber Ameisen oder Insekten, womit er sich im Gehölze nährt, so windet er sich wieder aus einander.

An Vögeln verschiedner Art ist in Brasilien gar kein Mangel. Viele sind eßbar, und dahin gehören die Calecutischen Hüne, die dort in großer Menge sind, und von den Wilden *Arignou Aussou* genannt werden. Die Portugiesen brachten sie zuerst dahin. Die weißen Calecutischen Hüner sind bey den Wilden wegen ihrer Federn in der größten Achtung. Sie färben dieselben grün, und schmücken sich damit. Auch wundern sie sich sehr, daß wir Europäer sie essen, denn sie halten so wohl das Fleisch wie die Eyer für giftig und schädlich. Enten essen sie auch nicht, weil sie glauben, daß sie davon eben so träge und langsam würden wie diese Thiere. Calecuten- und Enteneyer kann man so viel man will, in den dortigen Gegenden umsonst bekommen.

Sonst giebt es da noch eine Art schwarzer Hühner mit weißen Flecken, die wie Fasanen schmecken, und zweyerley Sorten Rebhühner, die so groß wie Enten sind.

Zu den nicht eßbaren Vögeln gehören die Papageyen, unter denen diejenigen, die man dort *Arao* und *Canadas* nennt, die schönsten sind. Mit ihren rothen, gelben, blauen und wie Gold glänzenden Federn putzen sich die Brasilianer an ihren Festtagen.

Ueber das giebt es da noch vier andere Sorten Papageyen, zum Beyspiel, Cakotous, die am Kopfe roth, gelb und violet sind, rothe Flügel, lange gelbe Schwänze und einen grünen Leib haben. Diese Art lernt am besten und deutlichsten reden. Die *Maragnas*, (eine andere Art Papageyen) sind dort so häufig, wie in

Spanien die Tauben, und die Brasilianer machen sich auch gar nichts aus ihnen.

Ein ganz besonderer Vogel ist der Tochan. Er ist so groß wie eine Taube, am ganzen Körper über und über schwarz wie ein Rabe, außer an der Brust und Unterleibe ist er gelb, und in dem gelben sitzt ein kleiner Zirkel von sehr schönen rothen Federn, die die Wilden Tanzfedern heißen, weil sie selbige bey ihren Tänzen an den Kopf stecken. Der Schnabel des Tochan ist viel größer wie sein ganzer Körper.

Der Panou, mit dessen Federn man sich auch beym Tanz schmückt, gleichet an Größe und Farbe der Amsel. Seine Brust ist rothbraun, beynahe wie Ochsenblut.

Der Quanptan ist auch so groß wie eine Amsel und ganz Scharlach roth.

Unter vielen andern Vögeln verehren die Wilden vorzüglich einen, von dem sie glauben, daß er ihnen Glück bringe und zukünftige Dinge andeute. Er ist greiß, so groß wie eine Taube, hat eine traurige höchst unangenehme Stimme, und läßt sich mehr des Nachts wie bey Tage hören. Die Wilden sagen, ihre verstorbenen Anverwandten, Eltern und Freunde schickten ihnen diesen Vogel, daß er ihnen Neuigkeiten aus der andern Welt brächte, und sie zu Kriegen gegen ihre Feinde anfeuerte. Sie glauben, der Vogel käme hinter den Bergen her, (denn da ist das Paradies der Wilden) und man könnte, wenn man nur genau auf seinen Gesang merkte, ihn recht gut verstehen. Er sagte: blieben sie im Treffen, so kämen sie gleich hinter die Berge zu ihren Vorfahren, lebten da beständig vergnügt, und tanzten ewig.

Man sieht in Brasilien Fledermäuse, die so groß wie unsere Krähen sind. Des Nachts fliegen sie dreist in die Häuser, und saugen den nackend schlafenden Wilden das Blut aus.

Der Colibri ist hier etwas größer, als eine recht große Fliege, hat kleine glänzende Flügel, die in der Sonne die schönsten Farben spielen, und singt für seine Größe überaus stark und angenehm.

Die Bienen dieses Landes sind viel kleiner wie die unsrigen. Ihren Honig tragen sie in hohle Bäume, wo ihn die Wilden dann ausschneiden, und mit dem Wachs ihre Trinkgeschirre ausgießen und ihre Federbüsche zusammen kleben, sonst aber keinen Gebrauch davon zu machen wissen.

In Brasilien giebt es unter andern Arten von Fischen auch zwo Sorten Barben, die man im Wasser mit Pfeilen erschießt. Weil diese Fische immer in sehr großen Haufen zu schwimmen pflegen, so ist es den Wilden etwas leichtes, mit einem Pfeilschuß auf einmal zwey bis drey Stück zu erlegen. Von dem Barbenfleische, das kurz und zart ist, machen sie ihr Mehl, kochen Brey davon, und backen sich auch ihr Brod daraus.

Ueber

Ueber das haben sie noch viele andere Fische, auch eine Art Aale und Roggen, die viel größer sind wie die unsrigen, vorn am Kopfe zwey Hörner haben, und deren langer dünner Schwanz giftig ist.

Das so genannte Brasilienholz wächst in Brasilien in großer Menge. Die Einwohner daselbst nennen es *Araboutan*. Der Brasilien- oder *Araboutan*-Baum ist so hoch wie ein Eichbaum, und auch am Stamm und Zweigen beynahe eben so dick. Er trägt gar keine Früchte, und seine Blätter sehen wie Buchsbaumblätter aus. Das Holz ist sehr hart und deswegen überaus mühsam zu fällen. Man gebraucht die Neger zu dieser sauren Arbeit, die es auch auf die Schiffe der Portugiesen tragen müssen. Vieles von dem Holze wird dort zum Brennen verbraucht. Es ist von Natur trocken, giebt eine rothe Flamme, und raucht sehr wenig.

Sonst giebt es in Brasilien noch fünf verschiedene Sorten Palmbäume, und eine Art Ebenholzbaum, dessen Blätter wie Palmblätter aussehen, Sein Stamm ist überall mit Stacheln besetzt, und die Frucht, die ziemlich groß ist, hat in der Mitte einen Schnee weißen Kern, den die Wilden essen, der aber wiederlich schmeckt. Das Holz ist schwarz und sehr hart. Die Wilden machen sich ihre *Tacapes*, (Hellebarden) und ihre Pfeile daraus. Läßt man es lange im Wasser liegen, so wird es so hart wie Stein.

Auch findet man hier gelbes, violettes, grünes, ganz weißes, hell und dunkelrothes Ebenholz, woraus man gleichfalls *Tacapes* verfertiget.

Der Copåu-Baum sieht wie ein Nußbaum aus. Aus seinem Stamme und Aesten quillt ein vortrefflicher Balsam heraus, er trägt aber gar keine Früchte. Das verarbeitete Copåuholz hat die schönsten Adern, noch weit schöner wie unser Nußbaumholz. Eine Art Copåu-Baum hat ganz kleine schmale Blätter, eine andere Art aber breite Blätter, die einen halben Fuß lang sind.

Der *Aouai*-Baum stinkt entsetzlich. Wirft man das Holz ins Feuer, so verursacht es einen unerträglichen Gestank. Seine Blätter gleichen den Apfelblättern, und seine Frucht, die tödtlich ist, den Eicheln. Das Gegentheil von ihm, ist ein anderer brasilianischer Baum, der einen angenehmen Rosengeruch ausduftet, und wenn man sein Holz zerschneidet immer stärker und angenehmer riecht.

An den Ufern der Flüsse wachsen sehr schön aussehende Aepfel die *Macenillas* heißen, aber giftig sind.

Die Rinde des *Hyourvahe*, die anderthalb Finger dick ist, soll bey Venerischen Krankheiten ein sicheres Heilungsmittel seyn. Wenn sie frisch ist, schmeckt sie gut. Die Brasilianer pflegen sie gegen die Pians zu gebrauchen, eine eben so gefährliche Krankheit, wie die Venusseuche.

Noch wächst da ein anderer Baum von mittelmäßiger Höhe, dessen Blät-

ter völlig wie Lorbeerblätter aussehen, und der eine nicht eßbare Frucht trägt, die so groß wie ein Straußey ist. Aus der Schaale der Frucht verfertigen sich die Wilden ihre Trinkgeschirre und übrigen Gefäße.

Der Acajou ist so groß wie ein Sperberbaum. Seine Früchte, die wie Aepfel aussehen, und die Größe eines Hühnereys haben, nennt man Acajouäpfel. Sie sind schmackhaft, angenehm, säuerlich und erfrischend. Die Affen lieben sie sehr. Will man welche abbrechen, so hat man erst mit Affen zu kämpfen, die gewöhnlich auf dem Baume zu sitzen pflegen.

Der Paco hat eine Höhe von zehn bis eilf Fuß. Sein Stamm, der wie ein Menschenschenkel dick ist, ist so weich, daß man ihn mit einem Hiebe umhauen kann. Wenn die Pacofrucht reif ist, siehet sie just so aus wie Gurken. An einem einzigen Zweige hängen oft mehr wie fünf und zwanzig Stück Früchte.

Die Baumwollenbäume, die dort auch in Menge wachsen, und von den Wilden Amenijou genannt werden, übergehe ich, weil sie schon bekannt genug sind.

Citronenbäume haben die Portugiesen dort zuerst gepflanzt, und sie kommen sehr gut fort, ja man will behaupten, die brasilianischen Citronen hätten in Ansehung des Geschmacks vor allen übrigen den Vorzug.

Zuckerrohr haben die Brasilianer in Ueberfluß, und in ihren Waldungen trifft man eine Art Schilf an, das so dick ist wie ein Mannsbein, und wenn es getrocknet, Stein hart wird.

Auch Mastix hat man da, und viele wohl riechende Blumen und Kräuter verschiedener Art.

In der Gegend um Cabo und Frio herum wehen zwar heftige Winde, und es regnet auch oft da, aber weder Regen noch Schnee verhindern, daß die Bäume und alle übrigen Kräuter nicht dort beständig grünen und blühen, wie bey uns im May. Im December ist zu Brasilien die größte Hitze, und die Tage sind alsdenn am längsten; sonst aber ist die Luft rein und gesund, und eben so angenehm wie in Spanien.

G. F. Wehrs.

Fragment über das Theater.
So gut, wie übersetzt.

– – Die Kunst auf der Bühne zu sterben, ist heutiges Tages das erhabene der Declamation, der Probierstein des Schauspielers.

Er muß gleichsam einen Cursum machen von Verwundungen, und Agonie, um im Detail, alle Verzerrungen eines Menschen vorstellen zu können, der eines gewaltsamen Todes stirbt. Kaum ist der Dolchstoß geschehen; so fällt

fällt der Verwundete rücklings zur Erde, er springt wie ein Karpe, wirft sich auf den Bauch, schaudert, bebt an allen Gliedern, und der Donner des Beyfalls hallt desto lauter, je anhaltender, und wilder dieses stumme Spiel, je schroffer die Abstuffung desselben mit der Entkräftung ist. Der Schauspieler stellt dar alle Grade des Schmerzens, alle Nüancen des Entsetzens, der Verzweiflung, der Zernichtung.

Aber fort mit dieser scheuslichen Pantomime, die uns alle Greuel des Schaffots mahlt! — Das Auge des Zuschauers bleibt trocken, das Herz wird blutig gekränkt!

Convulsionen, Erstickungen, eisernes Temperament, das mit dem Tode ringt, sind der Charakter eines Mörders, der auf dem Rade den Lohn seiner Thaten empfängt, der unter der Marter ein Leben ungern verliert, das er mit Lastern befleckte.

Und warum sollen denn unschuldige Opfer der Liebe, Unglückliche, die ihr Leben heldenmüthig dahin geben, dem Zuschauer in solchen erniedrigenden Gestalten erscheinen? Auch wenn sie schuldig sind, auch wenn Reue ihre Tage verkürzt, müssen doch die Symptomen der Verzweiflung gemildert werden. Strafe sey ihr Lohn, aber kein Tod auf dem Richtplatz! Das sey *Natur*, sagt man, wohl; aber warum ahmt man diese Natur nach, wenn sie **widrige** Vorstellungen erweckt? Noch mehr. Es ist **nicht** Natur! Je sichtbarer diese Krämpfe des Schmerzens sind, desto unähnlicher ist das Gemählde.

Eine **tödtliche** Wunde äußert sich nur durch Verstümmelung der Organen, die zum Leben nothwendig sind; ihr Mechanismus muß daher aufhören. **Ermattung** muß die heftigen Bewegungen eines **tödtlich** verwundeten *mildern*. Eben diese Schwäche ist Wahrheit, und Ausdruck.

Die Natur hat die Organisation des Menschen so bewundernswürdig geschaffen, das eben **dieser Ausdruck** das Mitleid erregt. Er ist der Ruf um Hülfe. Er bewegt, reißt den Zuschauer desto unwiderstehlicher hin, je sichtbarer der Leidende unter seiner Last sinkt. Er mildert das Entsetzen des, der sonst fliehen würde, durch die Sympathie, die ihn allgewaltig nach sich zieht. Das ist nach aller **Strenge** wahr. Der rührendste, der schröcklichste Ausdruck der Verzweiflung ist gerade diese **Versteinerung**.

Man sehe den Schauspieler, der mit fliegendem Haar, mit weiß gefärbtem Gesicht, mit aller Kraft der Gesundheit unter Convulsionen bebt, der welk scheinen will, mit vollen Muskeln, der sich Gewalt anthut, leise zu reden, und dem man's anmerken kann, wie sauer es ihm wird, seine Stimme zu verhalten. Er mahlt dem Zuschauer keine schmerzenvolle Ohnmacht; es ist, so zu sagen, nur die Perspectiv davon, geklekst mit grallen Farben, und groben Zügen. Nicht Natur ist, was er darstellt. Er übertreibt sie, und seinem Spiel mangelt

jede sanfte Verflößung, die es erträglich machen würde. Das Original wäre rührend. Die Nachahmung ist scheuslich.

Aber, wenn's auch Natur wäre — so gehört doch diese Natur nicht hieher. Man muß nicht auf dem Theater sterben, wie im Hospital.

Die Natur ist hier gewissermaaßen nur ein leerer Schall. Ist das Natur, wenn Emilia Galotti, die Italiänerin, wenn Hamlet, der Däne, wenn Nathan, der weise Jude in Jerusalem, classisches Deutsch sprechen? wenn sie in Sentenzen, Gleichnissen reden, wie man nie zwischen seinen vier Pfählen sprach?

Ist das Natur, wenn Odoardo seine Tochter ersticht, ohne vorher andere Mittel zu versuchen, wie er ihre Tugend retten könne? Ist das Natur, wenn Hamlet den Minister des Königs so kaltblütig ermordet, wie man eine Raze todtschlägt? Ist das Natur, wenn Saladin in dem jungen Tempelherrn seines Bruders Sohn, und dieser in der Recha seine Schwester, auf Hörsagen, auf die Anzeichnung im Brevier des Assad, die so leicht verfälscht seyn konnte, wieder findet? Das ist schön, rührend, — wohl, — aber auch Natur? — — ist man so rasch? so kaltblütig? so leichtgläubig?

Wo ist mehr Convention in Sprache, Manier des Ausdrucks, Illusion, als auf der Bühne?

Oder soll man auch Blut nach dem Dolchstoß fließen sehen? — — Die Natur des Theaters ist nicht die Natur selbst, die uns umgiebt. Sie ist eine Kokette, die durch Verhüllung reizt! Nackt ist sie ein scheusliches Gespenst. — — —

Mittel wieder Zahnweh.

Unter den häufigen Mitteln wieder Zahnweh ist folgendes, so gar auch wenn der Schmerz von hohlen Zahnen herrührt, ausnehmend wirksam befunden worden. Man nimmt die Borke des Wallnußbaums, sie wird ründlich in der Form eines Kupfer Pfennings bis aufs harte Holz heraus geschnitten, die äußere Borke davon weggeworfen, und nur die weißliche innere Rinde nach der Baumseite eines Strohhalms dick beybehalten. Dieses ründliche Stück Borke bindet der Patient unter das Kinn, vermittelst eines oben am Kopfe zugeknüpften Tuches; In einer Nacht ziehet die Borke eine gelbliche Blase, und dann ist der Zahnschmerz gestillet, man muß sich jedoch vor Zugluft hüten.

Hannoverisches Magazin.

52tes Stück.

Montag, den 28ten Junius 1779.

Classification der Conversationstöne.

Ich habe einmal etwas von einem schätzbaren Gemählde gehört, worauf eine Versammlung der Mahler der Zeit da es gemahlt wurde, abgebildet ist, wie sie in einem Kreise sitzen und ein Concert aufführen. Ein jeder von ihnen spielt das Instrument, welches seinem Character angemessen ist, und welches seine besondere Manier zu mahlen am besten ausdrückt. Der berühmte Mahler **, dessen Figuren so kühn sind, bläset aus Leibeskräften das Waldhorn; hingegen aber spielt jener Meister vom ersten Range, welcher seine Stücke mit der größten Genauigkeit ausführt, und durch die feinsten Züge die Blicke der aufmerksamsten Zuschauer fesselt, die Theorbe (eine Art Baßlaute.) Das ganze Gemählde ist in dem nemlichen Geschmack verfertigt. Ich glaube, daß wenn man diese Idee beybehielte, man darunter eben so gut die verschiedenen Talente der Unterhaltung vorstellen, und dadurch eine Gesellschaft nach Maßgabe der Uebereinstimmung ihrer Talente, mit verschiedenen musikalischen Instrumenten, in ihre verschiedenen Classen theilen kann.

Um einen Versuch mit einiger Ordnung zu machen, will ich mit der Trommel anfangen. Die Trommelschläger sind die Lermer, die durch ihre ungemäßigte Freude, lautes lachen, und durch ihr großes Geschrey in den Assembleen den Vorrang haben, verhindern, daß sich vernünftige Leute einander verständlich machen, die Umstehenden betäuben, und die Oerter wo sie sind, von einem Geist- Reitz und Höflichkeitslosen Lerm wiederhallen lassen. Indessen ist auch die Trommel im Stande, mit ihrem heftigen Gelerme Dumköpfe zu betrügen, und in den Cirkeln der Damen, die eben keinen feinen Geschmack haben, hält man den Trommelschläger für einen Mann von Geist und aufgewecktem Wesen, der die Gesellschaften aufheitert. Ich glaube es ist nicht nöthig anzumerken, wie die Leerheit der Trommel nicht wenig dazu beyträgt, daß sie so lermet.

Die Laute ist ein Instrument, das der Trommel schnur gerade entgegen ist. Sie allein macht eine angenehme Musik, und sollte nur in ganz kleinen Concerten gespielt werden. Ihre sanf-

 ten

ten melodischen Töne würden sich unstreitig unter einer großen Anzahl von Instrumenten, ja auch unter einer kleinen, ganz verlieren. Wenn man ihr nicht eine ganz besondere Aufmerksamkeit gönnet, so hört man selten eine Laute in einer Gesellschaft von mehr als fünf Personen, da sich hingegen die Trommel in einer Gesellschaft von fünfhundert sehr vortheilhaft ausnimmt. Ich widme sie solchen, die mit Geist begabt sind, eine genaue Beurtheilungskraft und eine überaus angenehme Sanftheit haben. Sie wird auch vorzüglich von Leuten von gutem und unverdorbenem Geschmack geachtet, welche die einzigen competenten Richter einer so angenehmen Musik sind.

Die Trompete ist kein Instrument, womit man eine abwechselnde weitläuftige Musik machen kann. Sie kann nur vier oder fünf Töne angeben, die einer Menge Wendungen und angenehmer Modulationen fähig sind. So lange sie in ihren Gränzen bleibt, kann sie gefallen, aber sie muß diese auch nicht überschreiten.

Die Leute, die man mit diesem Instrumente abbilden könnte, sind unsere Herrn nach der galanten Welt, die sich durch ihren Umgang mit gesitteten Leuten einen ungezwungenen und lebhaften Unterhaltungston erworben haben, übrigens aber, was ihr Genie und Geist betrifft, sehr begränzt sind. Ein Schauspiel, eine Assemblee, ein Ball, eine neue Mode u. s. w. sind die kleinen Noten, die sie anzugeben wissen, und in allen Gesellschaften beständig wiederholen.

Die Trompete ist bey einem kleinen Hofe ein nothwendiges Instrument. Sie belebt das Concert, wenn sie gleich die Harmonie desselben nicht vermehrt.

Die Violinen sind die lebhaften muthwilligen Köpfe, die wegen der Geschwindigkeit in ihren Antworten und wegen beissender Stiche eines zu weit getriebenen Scherzes, im Concerte immer die Oberhand haben. Doch kann ich mich nicht enthalten anzumerken, daß die Violine, wenn man eben keine Laune hat Musik zu hören, einem das unerträglichste Instrument ist.

Es giebt noch ein anderes Instrument, welches in keinem andern Lande so gemein zu seyn scheint als in ***; ich meyne die Baßgeige. Durch ihr Brummen unter den verschiedenen Partheien eines Concerts, verstärkt sie die Harmonie; und durch den Ton eines männlichen Stolzes mäßiget sie das Süße der übrigen Instrumente. Die Baßgeige ist von einer der Trompete ganz entgegen gesetzten Art. Sie kann die fantastischen und murrischen Leute vorstellen, die zwar in Gesellschaften das Wort nicht allein führen mögen, aber doch von Zeit zu Zeit durch einen geschwinden Einfall, einen Originalzug, oder ein Bon Mot, nicht wenig zur Annehmlichkeit einer Gesellschaft beytragen. Mit einem Worte, ich sehe jeden Deutschen wie eine Baßgeige an.

Was unsere Genies auf dem Lande anbetrifft, die so gern, und mit so viel Beredsamkeit, von Hunden, Pferden, Füchsen, Graben, Zäunen, Halsbrechen u. s. w. reden, so stehe ich bey mir

mir an, ob ich sie wie eine brauchbare Parthie in meinem Concerte vom gesellschaftlichen Wesen gebrauchen kann. Wenn sie sich indessen damit begnügen, daß ich sie zur Würde des Hifthorns erhebe; so mögen sie meinentwegen unter dieser Benennung bekannt seyn.

Ich darf hier eine Art von Dudelsack nicht vergessen, der sehr gemein ist, ohne Aufhören vom Morgen bis an den Abend in einerley Ton dudelt, bey diesem dudeln beständig auf eine einförmige Art schnarrt und eine Art Schnarrpfeife begleitet. Träge Dummköpfe, unermüdete Erzähler, ermüdende Geschichtserzähler solcher Dinge, woran Niemand etwas gelegen ist; Leute die vermöge einer allgemeinen Uebereinkunft die Plage der Gesellschaften sind, und dem ohngeachtet verlangen ein Ansehen darin zu haben, weil sie von Grund aus von einem unbekannten Umstande unterrichtet sind, der, er mag wahr oder falsch seyn, nichts destoweniger zur Kenntniß oder zum Wohl irgend eines Menschen das geringste beyträgt, spielen selbigen.

Sehr wenig Menschen sind fähig in allen Gesellschaften zu glänzen, und über allerley Arten von Gegenständen auf eine angenehme Weise mitzureden, daß es sich nicht der Mühe belohnen würde, von diesen eine besondere Classe zu machen; um aber durch Uebergehung dieser seltenen Leute, meinen Plan nicht unvollkommen zu lassen, gebe ich ihnen das Clavier, welches wie jeder weiß, alle Musik in sich faßt.

Die Baßgeigen herrschen bey den runden Tischen, die mit Gläsern und Tobackspfeifen bedeckt sind.

Die Violinen finden sich gern bey den Cafferischen ein, man findet sie allemal zuverläßig da, wo französische Officiere sind.

Die Trompeten sind unabläßig beym Aufstehen eines Prinzen, oder in Damengesellschaften.

Damit man endlich einige Lehren aus dieser Schrift ziehen kann, so bitte ich jeden Leser, wohl in sich selbst zu gehen, über seine Reden genaue Musterung zu halten, sie zu prüfen, und sich dieses zum beständigen Gesetz zu machen, so oft er aus einer Gesellschaft kommt, damit er allemal sicher weiß, was für ein Instrument er darin gespielt habe, ob er die Tommel geschlagen, den Trompeter gemacht, oder die Baßgeige rc. gespielt, und sich folglich bemühen möge, in Zukunft seine Musik immer mehr zu verbessern.

Was mich betrifft, so bekenne ich ganz freymüthig, daß ich vor mehrern Jahren eine Trommel war, und zwar eine von den lermendsten, bis ich durch Hülfe einer Gesellschaft von feinen Leuten, in meiner Conversation so viel Trompete wurde, als ein Mensch von meinem hitzigen Temperamente durch Vermischung dieser beyden Arten von Melodie, es werden kann. Ich habe mich seit einigen Jahren als ein Instrument angesehen, das einer kleinen türkischen Trommel mit Schellen nicht ungleich ist. Seit langer Zeit habe ich mich darauf gelegt, die sanfte Harmonie der Laute zu erlangen, aber

Trotz aller meiner Bemühung, muß ich zu meiner Beschämung bekennen, daß ich mich täglich in einen Dudelsack ausartend ertappe. Obs nun eine Würkung meines Alters oder der Gesellschaften ist, die ich besuche, weiß ich nicht. So viel kann ich versichern, ich wache sorgfältig über meine Reden und lege mir Stillschweigen auf, so bald ich merke, daß die Sackpfeife sich darunter mischt, und da ich lieber andre spielen höre, als mich selbst, so fürchte ich immer die Harmonie des Concerts durch meine Musik zu stöhren, die so wenig Annehmlichkeit hat.

— s.

Geschichte des Capitains Franz von Civille.

Franz von Civille, ein Edelmann aus der Normandie, commandirte zu Rouen, als solches von Carl IX. belagert wurde, in einem Alter von 26 Jahren wie Capitain eine Compagnie von hundert Fußsoldaten.

Der Generalgouverneur der Stadt, Graf von Montgommery, ertheilte ihm Befehl, den ersten Sturm der Feinde abzuhalten. Dies glückte ihm auch, allein er wurde mit einer Musquetenkugel in den rechten Backen geschossen, so daß der Schuß beym Halse hinten am Kinn wieder herausgieng. Er stürzte vom Wall in den Stadtgraben, und einige Schanzgräber, die just da standen, warfen ihn nebst einem andern Todten, Nicolaus Forstier, der Specereyenhändler gewesen, in einen Graben, und schütteten ein wenig Erde darüber.

Morgens von eilf Uhr bis Abends halb sieben lag Civille lebendig begraben da.

Sein Bedienter Nicolas Barre, aus dem Dorfe Rivolet, nahe bey der Stadt Vernon gebürtig, hatte kaum seinen Tod erfahren, so war er auch gleich bemüht, ihn auf eine anständigere Art zur Erde zu bestatten; und erhielt also vom Grafen Montgommery die Erlaubniß, den Körper seines Herrn wieder aufzugraben. Der Graf gab ihm noch einen Lieutenant von seiner Leibwache, Herrn Clerc, zur Hülfe mit. Als der Bediente den ersten Leichnam aus dem Graben zog, und ihn gar nicht kannte, legte er ihn so lange auf die Seite, und zog auch den andern heraus, aber diesen kannte er eben so wenig, denn Koth, Blut, Geschwulst und Blässe hatten ihn ganz verstellt. Er warf sie beyde wieder in das Loch, und schüttete in der Eile ein wenig Erde darauf. Schon wollte er mit dem Officier weggehen, als der letztere bemerkte, daß der eine Leichnam, den der Diener auf den andern geworfen, gar nicht gut verscharret war, und daß dessen Hand ganz aus dem Grabe hervorragte. Er kehrte wieder um, und trat sie mit dem Fuße nieder, als sie aber wieder in die Höhe kam, sahe er beym Mondenschein einen Diamant daran, den er abzog und dem Bedienten zeigte. Der Diener kannte seines

seines Herrn Ring gleich, gieng zurück, und grub ihn von neuem auf.

Als er so gut wie möglich, den Leichnam abgewischt, erkannte er ihn endlich wieder, und freuete sich so sehr darüber, daß er ihn umarmte und küßte; er fühlte, daß er noch warm war, und ganz geringe Lebenszeichen von sich gab. Aufs geschwindeste trug er ihn zu den Wundärzten der Armee; allein diese achteten, weil sie ihn für todt hielten, gar nicht auf des Dieners Flehen, der sie recht inständig bat, doch zu versuchen, ob sein Herr nicht wieder könnte ins Leben zurück gerufen werden. Sie sagten: sie hätten nur noch sehr wenig Arzeneyen, und die könnten sie nicht ohne Noth vergeblich verbrauchen. Was war zu thun? er war mit ihnen nicht einerley Meynung, daß sein Herr todt sey, und trug ihn daher in seine alte Wohnung.

Civille lag fünf Tage und fünf Nächte ohne alle Bewegung und Empfindung im stärksten Wundfieber. In diesem elenden Zustande besuchten den Kranken einige Anverwandte, die zwey Aerzte, den Doctor Gueroate und Doctor Gras, nebst einem Wundarzt hohlen liessen, daß sie den Elenden besichtigten, und alle zu seiner Wiederherstellung nöthige Mittel anwendeten.

Ohnerachtet die Aerzte einmüthig behaupteten, daß er schwerlich davon kommen würde, verschrieben sie ihm doch einige Arzeneyen. Es wurde beschlossen, ihm ein Haarseil zu ziehen, welches auch gleich geschahe. Man brach ihm mit Gewalt den Mund auf, und goß nahrhafte Brühen hinein. Tages darauf, als man die Wunde öffnete, floß sehr viel Eiter heraus, und der Geschwulst am Kopfe und Halse hatten sich merklich vermindert. Der Kranke ließ Kennzeichen der Empfindung spüren, konnte schon wieder einige Worte hervorbringen, und klagte über grausame Schmerzen am Arm; aber er kannte noch niemand von der Gesellschaft die bey ihm war. Er war äußerst betäubt, gleich einem, der plötzlich aus tiefem Schlafe aufgeweckt wird. Nach und nach endlich kam er wieder zu sich selbst, hatte aber noch beständig Fieber.

Schon war zu seiner Wiedergenesung die schönste Hoffnung, als den 26sten October, eilf Tage nach seiner Verwundung, die Stadt vom Feinde mit Sturm erobert wurde. Vor Schrecken hierüber bekam Civille so heftige Fieberanfälle, als er noch nie gehabt hatte.

Vier Soldaten, die das Haus ausplünderten worin er lag, behandelten ihn liebreich und menschenfreundlich, allein wenige Tage darauf mußten sie, weil ein feindlicher Officier einziehen wollte, das Haus wieder räumen. Des Officiers Diener schleppten Civille aus seinem Bette, trugen ihn in eine abgelegene Hinterkammer, und warfen ihn daselbst auf einen elenden Strohsack. Zu seinem Unglück mußte nun der Himmel noch einige Feinde seines jüngsten Bruders herführen, die, weil man ihnen verrathen, daß er hier wohne,

ne, denselben in allen Winkeln des Hauses aufsuchten, um ihn zu ermorden. Wie sie ihn aber nicht finden konnten, übten sie ihre Rache an dem unschuldigen Capitain Civille, und warfen ihn zum Fenster hinaus.

Das Fenster war nicht sehr hoch, und da zum Glück ein großer Misthaufen darunter lag; fiel er noch so ziemlich weich. Dreymal vier und zwanzig Stunden mußte er Wind und Wetter preis gegeben, im bloßen Hemde und einer dünnen Nachtmütze hülflos da liegen. Endlich kam ein Anverwandter, der gehört hatte, daß Capitain Civille in diesem Hause logiere, aber nichts von seinem Schicksal wußte, und fragte, wo er wäre? Ein alte Frau im Hause sagte: er läge seit drey Tage todt auf einem Misthaufen im Hinterhofe. Der Fremde verlangte ihn zu sehen, und wurde äußerst bestürzt, als er ihn noch lebendig antraf.

Civille konnte vor Mattigkeit nicht reden, und gab blos durch Zeichen zu verstehen, daß er großen Durst litte. Man brachte ihm Bier, das er begierig austrank, allein die Stückchen Brodt, die sie ihm in den Mund steckten, konnte er nicht niederschlucken, und man mußte sie ihm mit vieler Mühe wieder aus dem Halse ziehen. Indessen war doch dieser traurige Vorfall für den Kranken von erwünschten Folgen. Der dreytägige Mangel an Essen und Trinken und die ausgestandene Kälte, hatten ihm das Fieber beynahe gänzlich vertrieben. Man hielt es für gut, ihn einige Stunden darauf auf das Landgut seines weitläuftigen Anverwandten, des Herrn von Croissets, das jenseits der Seine, ohngefähr eine kleine Meile unter Rouen liegt, zu bringen.

Die nemlichen Soldaten, die sich das erstemal so menschenfreundlich gegen ihn betragen hatten, trugen ihn bis vor das Thor des Landguts. Alles dieses geschahe ohne Vorwissen des Herrn von Croisset, welcher katholisch war, und um sich in diesen harten Verfolgungszeiten nicht verdächtig zu machen und der größten Gefahr auszusetzen, einen Protestanten nicht die geringste Gunst erweisen durfte. Der Gutsverwalter empfing ihn sehr übel. Er ließ ihn erst lange vor dem Thor warten, wo er von starkem Frost befallen wurde, und zuverläßig gestorben wäre, wenn nicht glücklicher Weise ein Diener des Herrn von Croisset gekommen, und die zu seiner Aufnahme nöthigen Befehle ertheilt hätte. Der Kranke mußte dem ohngeachtet im ersten Monate viel erdulden. Mit Eyerdotter vermischte Brodkrumen waren die einzige Salbe, die man auf seine Wunden legte, und an allen übrigen Nothwendigkeiten litte er Mangel. Endlich erfuhr Herr von Croisset seinen jämmerlichen Zustand, schickte ihm gleich den Doctor von Bettencourt und den Wundarzt Davaux, die einige Tage bey ihm blieben, ihm Pflaster, Salben und Arzeneyen da ließen, und ihn so lange besuchten, bis es sich völlig mit ihm besserte.

Sein

Sein alter treuer Diener stellte sich auch wieder ein, und verpflegte ihn aufs sorgfältigste.

Wie Civille wieder zu Kräften kam, reisete er nach Caur, einer kleinen Stadt in Unter-Languedoc, um sich von zwey dortigen weit und breit berühmten Aerzten von Adel völlig heilen zu lassen.

Diese Herrn waren von jeher durch die genaueste Bande der Freundschaft mit Civills Familie verbunden, deswegen wendeten sie auch itzt alle ersinnlichen Mittel an, ihren Freund wieder zu seiner vorigen Gesundheit zu verhelfen. In sechs Wochen war Civille in so weit auch völlig wieder hergestellt, außer, daß er nur ein wenig hart hörte, und ihm der kleine Finger seiner rechten Hand lahm blieb, der von der Musquetenkugel, die ihm die Hauptwunde gemacht, verlezt war.

Er konnte nun wieder Dienste nehmen und neue Strapatzen ausstehen; doch aber brach seine Halswunde zuweilen von selbst wieder auf, und er bekam alsdenn Geschwüre am Backen, die ihm die heftigsten Schmerzen verursachten und in die gefährlichsten Krankheiten stürzten.

Wie König Heinrich der Dritte im Jahr 1585 alle Protestanten aus dem Königreiche verbannte, reisete Capitain Civille nach England, und beschrieb wie siebenzigjähriger Greis 1606, 44 Jahr nach seiner Verwundung, seine traurige Geschichte. Herr von Sicqueville besaß eine Handschrift davon, worin folgender Umstand befindlich ist: Die Königinn Elisabeth hatte viel vom Civille gehört, und verlangte ihn zu sehen, um seine Schicksale von ihm selbst zu hören. Civille gieng zu ihr, und sie schenkte ihm einen kostbaren Diamant und ihr Bildniß.

Auch erzählte Herr von Aubigne, wie Augenzeuge, noch das von ihm: Civille pflegte in der Normandie die daselbst in den Nationalzusammenkünften gemachten Schlüsse immer so zu unterschreiben: „Franz von Civille, der dreymal gestorben, dreymal begraben, und durch göttliche Gnade dreymal wieder auferwecket ist.“

Nach seiner lezten Auferstehung verheyrathete er sich zweymal. Mit der ersten Gemahlinn hatte er keine Kinder, aber mit der andern zeugte er welche. Im Jahr 1698 waren in England zwey Urenkelinnen von ihm, wovon die eine die Gemahlinn des eben erwähnten Herrn von Sicqueville war, und die andere heyrathete Herr von Sandham, ein Engländer.

Anmerkung zu der im 18ten Stück dieses Magazins S. 283 befindlichen Nachricht, die Viehseuche betreffend.

Alle diesen Gegenstand angehende Beobachtungen und Erfahrungen verdienen Aufmerksamkeit, und es wäre daher zu wünschen, daß ein jeder diejenigen, welche er zu machen Gelegenheit gehabt, mittheilte. Auch mir

mir war es ehemals höchst wahrscheinlich, daß natürlich gesalzenes Wasser ein sehr wirksames Verwahrungsmittel gegen die landverderbliche Viehseuche seyn könne, und ich hielt die Sache für wichtig genug, davon einen Aufsatz in diesem Magazin bekannt zu machen. (S. das 21te St. von 1767) Ich zeigte dabey nicht an, wodurch selbiger eigentlich veranlaßt ward, und habe auch versäumt, eine nachherige Erfahrung mitzutheilen, die meine von der Salzquelle gehabte gute Meynung vernichtete. **Leerte**, ein im Amte **Ilten** belegenes großes Dorf, welches eine sehr ansehnliche Heerde hatte, war von der Hornviehseuche gänzliche verschont geblieben, obgleich alle herumliegende Dörfer ein Paar mal davon hart heimgesucht waren. Dieser Ort liegt in einer Ebene, so wie die ganze Gegend fast durchgängig eben ist. Da ich mich meiner Geschäffte wegen ehemals in bemeldetem Amte aufhielt, so erfuhr ich das Glück jener Dorfschaft, und glaubte mit andern die Ursache davon in den Salzquellen zu finden, welche sich in einen Bach ergießen, der durch das Dorf fließet, und den größten Theil des Jahrs dem Viehe zur Tränke dienet. Diese Bemerkung gab dem angeführten Aufsatze das Daseyn. Allein, kaum war der Sommer eingetreten, als im Amte **Ilten** die bösartigste Seuche zu wüthen anfieng. **Leerte** blieb noch immer verschont, als die umliegenden Dörfer beynahe schon ausgestorben waren, und nun zweifelte ich kaum mehr an der gewünschten Wirksamkeit der Salzquellen gegen die ärgste Geißel des Landmanns. Allein endlich zeigte sich das Uebel auch da, und griff in der Geschwindigkeit so heftig um sich, daß in Zeit von 14 Tagen von mehr als 600 Stück ohngefähr nur noch 50 am Leben waren. Ungerne, aber gezwungen, änderte ich nunmehro die vortheilhafte Meynung, welche ich bisher von den Salzquellen in Rücksicht auf die Hornviehseuche gehabt, und zählte sie von da an unter diejenigen Mittel, deren wir bereits so viele haben kennen lernen; die anfänglich zwar wirkliche Hülfe zu leisten scheinen, allein den erlangten Ruf bald wieder verlieren.

Hannover. G. C. M.

Metaphysiker.

Die Metaphysiker, sagt Voltaire, gleichen denen die ein Menuet tanzen, sie sind aufs vortheilhafteste gekleidet, machen Bücklinge, bewegen sich in der niedlichsten Stellung durchs Zimmer, legen alle ihre Reitze zur Schau, sind in beständiger Bewegung, ohne jedoch einen Schritt weiter zu kommen, und endigen an derselben Stelle, da sie ausgiengen.

Hannoverisches Magazin.

53tes Stück.

Freytag, den 2ten Julius 1779.

Den Gebrauch der Blutegel betreffend. *)

„Sollte es ungeachtet der Verneinung der Aerzte dennoch unter den Blutegeln giftige geben„, dachte ich mit nicht geringer Bestürzung, als ich die geschwollene Hand einer Dame sah auf welcher die angesetzten Blutegel große Beulen die in Eiterung zu gehen schienen, veranlasset hatten. Ich hatte derselben wider Kopfschmerzen und Zahnwehe so nicht von schadhaften Zähnen herrührte, angerathen, einige der gedachten Thiere im Nacken ansaugen zu lassen und ihr zugleich von der nemlichen Sorte Blutegel gegeben, die ich oft mir selbst ohne einige darauf erfolgte Unbequemlichkeit und mit großen Nutzen wider Schwindel und Engbrüstigkeit angesetzt hatte. Da ich mehrere Arten der gedachten Thiere zur Beobachtung aufbewahre, so konnte ich mich nicht gänzlich des Zweifels erwehren, ob ich auch von der rechten Sorte mitgetheilt hätte; ich ließ mir also zu mehrerer Gewißheit die gebrauchten Thiere zeigen, und es war nunmehro gar nicht mehr daran zu Zweifeln, daß dies nicht die rechten buntschäckigten gestreiften medicinischen Blutegel gewesen wären, die nie so viel ich weiß für giftig gehalten worden sind. Man versicherte mich, es sey unmöglich gewesen zu bewerkstelligen, daß die Thiere am Halse, oder im Nacken sich angesogen hätten. Man hätte sie also auf den Rücken der Hand gesetzt, wo sie nach verschiedenem von Unruhe zeugenden hin und her kriechen endlich angefaßt, und die gedachten entzündeten Beulen nach dem sie abgefallen verursacht hätten. Je mehr ich die Thiere in dem hellen klaren Wasser, worin sie sich damals befanden betrachtete, desto auffallender war es mir, daß sie sehr vielen schmutzig weißen Schleim von sich gaben, und darin gleichsam eingehüllet schienen, welches mir sonst nie also vorgekommen war. Eben dieser großen Menge Schleims wegen, den dieselben seit dem Gebrauche von sich gegeben, und der, wie ich wohl mit Grunde behaupten kann, keine schick-

*) Von dem großen Nutzen der Blutegel in sehr vielen Krankheiten, sehe man unter andern die Abh. der Schwed. Akad. B. 20, 94. 22, 136. 26, 61: 330.

liche Nahrung für sie gewesen, hatte man, wie man mir sagte, das Wasser in dem Glase, worin sie sich befanden täglich verneuen müssen. Da ich nun auf meine Blutegel keinen Verdacht werfen konnte, so blieb mir nichts weiter übrig als zu glauben: Die Ursache hievon, wie auch nicht weniger der vorher empfundenen Zahnschmerzen (vielleicht auch die Ursache des trägen Anbeißens der Thiere) liege in der körperlichen Beschaffenheit dieser Dame deren Säfte verschleimt wären. Da die gedachte Person nicht vollblütig war, so war es zu bedenklich einen Aderlaß zu verordnen, und durch das aus der Ader geflossene Blut sich von dessen Verschleimung zu überzeugen. Ich empfohl demnach, ungeachtet der scheinbaren Gefahr den Gebrauch der Blutegel fortzusetzen, weil ich mich erinnerte gelesen zu haben, daß wenig angesetzte Blutegel oft Schaden verursachen, welches bey vielen zugleich angesetzten sich nicht so befindet. Ueberdies war mir kürzlich auch ein Fall vorgekommen, da aus einer Aderlaß Wunde ein sehr bösartiges Eitergeschwür entstanden. Da die Aderer öffnung von einem sehr erfahrnen und vorsichtigen Wundarzte und zwar am Fuße vorgenommen worden, so war wahrscheinlich kein Fehler vorgegangen. Die Ursache des daraus entsprungenen Schadens mußte also ähnlichermaaßen in den verdorbenen Säften der Person liegen. Nun denke ich mir die Entstehungsart eines solchen Unfalls folgendergestalt. Die bösen Säfte (das nenne ich solche, die nicht ihre gehörige Consistenz haben, und die entweder zu wässerigt, oder zu dick schleimigt, oder zu Salzscorbutisch u. s. w. sind,) verursachen in einem unverletzten Körper mancherley Gebrechen, z. E. Gicht, reißenden Schmerz, Convulsionen, Lähmungen, Blindheit ꝛc. drängen sich aber bey Verlezzung oder Verwundung desselben allemal vorzüglich zu der Stelle einer solchen Wunde hin, um sich aus Trieb der Natur von dem Körper abzuscheiden; verhindern folglich wo nicht durch ihre Schärfe doch wenigstens durch ihr Zudrängen die Heilung einer solchen Stelle; und da bey Verschliessung der Wunde der Abfluß desselben plötzlich gehemmet wird, und der Zufluß der gedachten Säfte in dem Zellengewebe unter der Haut nach dem Orten hin wo ihm zuerst der Ausgang verstattet worden fortdauret, so muß daher eine Ausdehnung der Haut oder Geschwulst und überhaupt die sehr langsame Heilung oft an sich ganz geringer und anfänglich unbedeutender Wunden erfolgen. Hiemit will ich keinesweges ungeschickten Wundärzten das Wort geredet haben, aus deren Schuld, Nachläßigkeit und Unerfahrenheit gar oft Gefahr für Leben und Gesundheit entstehen; allein ich muß um der Sache Recht wiederfahren zu lassen doch auch gestehen, daß ohne anderweitige Reinigung des Körpers von seinen verdorbenen Säften, in manchen Fällen keine reelle Heilung der Wunden desselben zu bewirken ist.

Die

Die Blutegel können also noch weit weniger davor, als Schröpfeisen, Schnepper und Lanzette, wenn sie schädliche Folgen veranlassen.

Hieraus ist nun meiner Meynung nach, leicht einzusehen, warum mehrere Blutegel eine Krankheit heben, die durch wenige verschlimmert wird, eine Erfahrung die die Nordländer, in Schweden vor langen Zeiten gemacht haben, da bey ihnen der Gebrauch derselben sehr häufig war, weil sie sahen, daß durch diese geringen zum großen Nutzen des Menschen erschaffene Geschöpfe sehr viele Krankheiten ohne große Kunst gehoben wurden. Hier trifft also das oft falsch befundene und oft übel angewendete Sprüchwort ein, viel hilft viel. Durch eine zureichende einer kranken Person zugleich angesetzte Menge Blutegel werden die bösen Säfte, wo nicht ganz weggenommen, doch so sehr vermindert, daß sie nicht weiter schaden können.

Daß diese Thiere nicht sowohl gesundes Blut als vielmehr böse dem Körper nachtheilige Säfte, wenn sich dergleichen finden wegnehmen, daran ist gar kein Zweifel. Denn woher sollte es sonst kommen, was man oft siehet, daß die bey verzweifelt bösen salzigten und krebsartigen Schäden zuerst angesetzten todt abfallen, mehrere in der Folge angesetze kümmerlich beym Leben bleiben, das eingesogene aber nicht bey sich behalten mögen, sondern wieder von sich geben; noch mehrere endlich zuletzt angesetzte bey ganz merklich zugenommener Besserung des Patienten ganz gesund bleiben, wie hievon in den Edinburgischen medicinischen Commentarien merkwürdige Beyspiele vorkommen.

Haben nun die Blutegel die Eigenschaft die verdorbenen Säfte des menschlichen Körpers einzusaugen, als eine qualitatem occultam, vielleicht als Naturtrieb, oder aus besonderem Wohlgefallen an dergleichen schädlichen Feuchtigkeiten? Daß dies letztere nicht Statt findet, erhellet schon zur Gnüge aus dem vorhin angeführten, da sie kranken Körpern angesetzt, das zu sich genommene gar bald wieder von sich geben; bey vollblütigen, übrigens aber gesunden Personen sich nicht nur geschwinder ansaugen, sondern auch das eingesogene ohne Zwang nicht wieder von sich lassen, sondern als eine sich für sie schickende Nahrung zu ihrer Unterhaltung anwenden, und sich dabey recht wohl befinden. Aus einer unerklärlichen Eigenschaft rühret obiges aber eben so wenig her, sondern es ist wie mir deucht ganz leicht und mechanisch zu erklären. Da sich in dem Zellengewebe (membrana cellulosa,) unter der Haut bekanntermaaßen allerley schädliche Feuchtigkeiten leichte sammeln und bequem anzuhäufen pflegen, und der Biß dieser Thiere a), ich meyne der Blutegel gerade bis in

a) Den sonderbaren Zahn dieser Thiere, wie überhaupt den ganzen innerlichen Bau ihres Körpers hat unser vortrefflicher Arzt, mein sehr geschätzter Freund Herr Doctor

diese Membran reichet, so ist es nichts unbegreifliches, wie sie gerade diese Feuchtigkeiten einschlucken, und denen Kranken deren Leiden vorzüglich von dergleichen unreinen, bösartigen, verschleimten oder überflüßigen Feuchtigkeiten herrühren eine sehr geschwinde Linderung verschaffen. Des Zubringens der auf solche Art besonders nach einem Orte hingereichter Feuchtigkeiten wegen ist es nicht rathsam dergleichen Wunden sogleich nach Abfall der Blutegeln zu verbinden, sondern besser der ausfließenden Materie noch eine Zeitlang freyen Lauf zu lassen, oder bey sehr wenigen angesetzten Blutegeln den Abfluß durch Wärme und saugende Mittel noch zu befördern, weil das ausfließende nicht Blut (ich nehme aus bey vollblütigen gesunden Personen, und wo der Blutegel keine Ader getroffen hat,) sondern von der gedachten Art ist.

Nunmehr scheint mir das oft so träge Anbeißen der Blutegel, welches sich nicht bey allen Personen auf gleiche Weise eräugnet nicht mehr schwer zu erklären zu seyn. So wie nemlich der Körper und dessen Säfte, eben so sind auch seine Ausdünstungen beschaffen. Manche Körper und noch weit mehr, manche Schäden und Krankheiten der Körper, darunter ich nur einzig und allein der Blattern erwähnen will, haben eine solche Ausdünstung die auch für Leute von nicht sonderlich feinen Nasen höchst empfindlich und widerlich sind. Manche Menschen, und noch mehr manche Thiere empfinden die Atmosphäre anderer und die Ausdünstungen verschiedener Vegetabilien und Mineralien sehr leicht und werden dadurch auf sehr mannigfaltige Art gereizet und determiniret. Sollten nun wohl nicht die Blutegel kränklichen Personen angesetzt einer uns oft unmerklichen, ihnen aber sehr empfindlichen widerlichen Ausdünstung wegen unruhig werden, und eben deswegen oft gar nicht, manchmal aber anders nicht als getäuscht anbeißen wollen. Ich sage getäuscht, und hiedurch verstehe ich das Verfahren, da man sie durch etliche warme Tropfen (denn die Kälte ist ih-

Bening sehr ausführlich in seiner zu Harderwieck 1776 geschriebenen Inaugural Dissertation untersucht und beschrieben. „Labio oris (sc. hirudinis) heißt es daselbst Seite 9. u. f. digitis reclinato & expanso hæcce vagina conspicua fit elevata, paullulum & triquetra, ex qua leni pressione facta emergit caruncula dentiformis, alba, cartilaginea,' in tres partes distincta, quæ mediantibus cellulosa fabrica & fibrillis musculosis ad se invicem appressæ sunt. Denticulos quasi repræsentat quorum quisque dimidiam circuli partem fere æquat, rotundo-reniformes, ad utrumque latus convexos, margine subtilissima diaphana. Tricuspidata hæcce substantia sese erigit e vagina, labio oris diducto, cuti firmiter appresso, motuque musculari universo aucto, in cutem cum impetu adigitur, quo facto trisulcus dens sui simile infligit vulnusculum triquetrum, acutum subtilissimum. Mediæ cuilibet parti sese infigunt fibrillæ musculosæ, motum dirigentes ut denticuli in centrum commune concurrentes tres circuli forment æquales angulos„

ihnen sehr zuwider,) Blut, Milch oder Zuckerwasser, wie der gemeine Mann spricht, zum Anbeißen reizet. Durch solche Feuchtigkeit wird eigentlich die Ausdünstung des Körpers daselbst eine Zeitlang gehemmet, und also wenn sie widerlich ist, von den dahin gesetzten Blutegeln nicht empfunden. Daher auch die Erfahrung gegeben hat, daß einige Tropfen bloßes Wasser eben die Dienste als Blut ꝛc. gethan haben. Hiezu kömmt auch, daß die Feuchtigkeit das eigene Element dieser Thiere ist und sie folglich an einem Tropfen Wasser mehr Belieben haben als an der trockenen Haut. Der Mensch aber, noch weit mehr die Thiere, kennen durch den Geruch die für sie schickliche Nahrung, und unterscheiden die ihnen gesunde Speise von der schädlichen sehr leichte, werden aber auch oft durch den Witz der Menschen betrogen; davon geben die getäuschten Blutegel wie mir deucht ein Beyspiel ab.

Da auch die Blutegel theils freywillig theils gezwungen durch ein wenig Salz das eingesogene größtentheils wieder von sich geben, so deucht mir, der Arzt könne, wie der Naturforscher, den Blutegel zur Untersuchung der körperlichen Gesundheit einer Person von der die Frage ist, füglich anwenden und weit richtiger hieraus als aus dem Pulsschlagen die Beschaffenheit derselben beurtheilen. Das geschwinde oder träge Anbeissen desselben, das nachherige Befinden desselben, ob er stürbe, kränklich oder frisch lebte, das was er eingesogen und wieder von sich gespien, die nachherige Beschaffenheit der Wunde ꝛc. alles dieses kann dem denkenden Arzte zu vielen nützlichen Betrachtungen Anlaß geben. Und was wäre denn für ein Schade aus der Ansetzung eines oder weniger Blutegel zu befürchten der nicht sollte leicht gehoben werden können. Der obgedachte Geschwulst und Entzündung ließen sich durch öftere Auflegung frischer Wegbreitblätter, oder sonst durch das Mirakelpflaster (Saponatum) den Seifenspiritus ꝛc. leichte heben; noch gründlicher wird einem solchen Köper aber durch innerliche Mittel geholfen. Weit gefehlt also daß dies herrliche Geschöpf oder wenigstens einige unter denselben giftiger Art seyn sollte, dienen die, welche den menschlichen Körper anbeissen und Blut saugen, gar mannigfaltig, und auch dadurch daß sie uns die Beschaffenheit eines Körpers in Absicht seiner Gesundheit oder Krankheit näher kennen lehren. Sollten sie nicht auch bey todtscheinenden Personen einigen Nutzen haben und durch Ansaugen oder Nichtansaugen ein Kennzeichen der noch vorhandenen oder schon aufgehörten Verbindung mit der Seele abgeben? Sollten sie nicht durch den, obwohl gelinden Reiz, welchen sie verursachen, zur Wiederbelebung und Aufmunterung nur betäubter Personen etwas beytragen können? — — Sollten sie nicht bey dergleichen Personen, wo das Blut aus der gemachten Aderöffnung nicht fließen will, den Abzug desselben zu bewürken fähig seyn? — —

Von dem Verfasser der Abhandlung von der wahren Todesart der Ertrunkenen.

Der äußerliche Schein.

Betrügt uns der äußerliche Schein immer? Sind uns unsere Sinne bloß deswegen verliehen, um uns beständig zu äffen, und uns Blendwerke vorzumachen? Ist alles Irthum? Ist unser Leben ein uns lauter Schattenbilder vorstellender Traum? Man sieht die Sonne am Horizont untergehen, da sie doch wirklich schon unter dem Horizont ist. Sie ist noch nicht aufgegangen, und man erblickt sie schon. Noch mehr, diese Sonne, die jeder mit gesunden Augen täglich in zwölf Stunden den halben Himmel umlaufen sieht, steht doch beynahe im Mittelpunct der Welt still, und wendet sich daselbst nur um ihre Axe. Sie ist nicht des Morgens in Osten und des Abends in Westen, ob es gleich allen so scheint.

Einen viereckigten Thurm hält man oft für rund. In der Ferne scheint alles kleiner, als es wirklich ist. Wenn es neblicht ist, so läßt alles größer, als es ist. Man betrachte einen Stock in einem Glase mit Wasser! Ist er gerade, oder krumm? — Er ist nicht krumm, sondern gerade; aber im Wasser scheint er krumm. Du siehst dein Bild im Spiegel. Er zeigt es dir hinter seinem Glase, und doch ist ist es so wenig hinter, als vor dem Glase.

Ein Stück Glas, das uns, wenn wir es ansehen und befühlen, ganz glatt und eben vorkommt, ist eine rauhe unebene Masse, voller Kritzeln und Vertiefungen. Wie wird nicht eine weiße sanfte Haut bewundert? Aber die weißeste feinste Haut ist ein rauhes Netz voller Oeffnungen, durch die sie beständig ausdünstet, und diese Ausdünstungen bedecken die ganze Oberfläche derselben.

Was der Mensch groß nennt, ist für den Elephanten klein, und was er klein nennt, für die Insekten eine ganze Welt.

Die Bewegung, die für die Schildkröte viel zu geschwind seyn würde, ist in des Adlers Augen äußerst langsam.

Dieser harte undurchdringliche Fels hat mehr Löcher als Materie, mehr den tausend Zugänge laufen gegen seinen Mittelpunct zu, und darin wohnen eine Menge kleiner Thiere, die sich wie Herrn des Ganzen ansehen können.

Nichts ist so, wie es uns scheint, und nichts befindet sich an dem Orte, wo wir es zu seyn glauben.

Viele Philosophen, die endlich ganz verdrüßlich darüber wurden, da sie sich immer durch Körper betrogen sahen, lehrten daher, es existirten gar keine Körper, und nichts wäre reel, als unsere Seele. Sie hätten aber eben so gut behaupten können, daß, da aller Schein trüglich, und die Natur und Beschaffenheit der Seele noch eben so unbekannt wie die Materie ist, es im Grunde weder Geist noch Körper gebe.

Vielleicht haben auch gewisse chinesische Philosophen, bloß aus Mismuth, weil

weil sie beständig durch den Schein getäuscht wurden, gesagt: der Anfang und das Ende aller Dinge sey ein Nichts.

Zu Molieres Zeiten war diese Weltweißheit sehr bekannt. Der Doctor Marphurius, der zu Sganarelle eine Schule hielt, lehrte seine Schüler, man müsse nicht sagen: ich bin da; sondern es scheint mir so, als wäre ich da. Es kann ihnen wirklich auch so vorkommen, ohne daß es in der That wahr ist.

Der Zweifel ist uns bey Erforschung der Wahrheit natürlich, und Behutsamkeit im Urtheilen charakterisirt den wahren Philosophen. Aber Profession von Zweifeln machen, nirgends Zuverläßigkeit und Gewißheit in unserer Erkenntniß finden wollen, heißt sich die Augen verbinden, damit man über Finsterniß klagen kann, und das ist Unsinn.

Da alle unsere Begriffe ursprünglich aus Empfindungen herkommen, so kann die Zuverläßigkeit der sinnlichen Erkenntniß wohl nicht bezweifelt werden. Ob aber das was scheinet, wirklich ist, ob wirklich außer uns Dinge vorhanden, und wenn sie vorhanden, ob sie so beschaffen sind, wie es uns scheint, darüber kann gestritten werden.

Es entspricht zwar eigentlich der Absicht dieser Abhandlung nicht, hier den Idealismus zu widerlegen, allein einige wenige Gründe dagegen dürfen doch nicht unbemerkt bleiben. Ist es gewiß, daß es eine Unmöglichkeit ist, die Folge der Vorstellungen in der Seele auf einander zu begreifen, wenn man nicht wirklich außer uns vorhandene Gegenstände und deren Einwirkung annehmen will; wenn die Seele Gegenstände, die sie quälen, die sie verabscheuet und gerne von sich entfernen möchte, sich nicht selbst zur Empfindung machen wird; wenn ferner die, die als Zweifler auftreten, nur zweifeln, wenn sie speculiren und streiten wollen, bey ihren Handlungen aber ihre Zweifel selbst zu vergessen scheinen, und eingestehen müssen, daß sie eben auch Vorstellungen von Dingen haben, als wären sie außer ihnen, wie sie andere Menschen haben; wenn sie sich in ihrem Verhalten gegen dieselben eben so beweisen wie wir, auch den Unterschied wissen, daß manches dergestalt scheinet, daß es nur selten, nur unter gewissen Umständen so scheinet, durch den viel beständigern Schein aber, und durch unzählige andere Vorstellungen wiederlegt wird; vieles aber beständig auf einerley Weise scheinet, in unzähligen Fällen und bey unzähligen Menschen, wenn sie sich im ordentlichen Zustande befinden, nach welchem die Vollkommenheit der menschlichen Natur abzumessen, und bey welchem die Empfindung richtig heißt, weil sie der Natur und Bestimmung des Menschen angemessen ist, so werden diese Idealisten selbst ein Seyn, die Existenz der Dinge, die außer uns vorhanden sind, einräumen müssen. —

Polyder, sie sehen die groben Maschen, die Vertiefungen, Rauhigkeiten, Haare und Ausdünstungen der weißen feinen Haut nicht, die sie anbeten,

beten, die sie vergöttern. Thiere, tausend mal kleiner wie eine Reitlaus, können alles das aufs genaueste darauf unterscheiden, was sie gar nicht sehen können. Sie wohnen und nähren sich daselbst, und wandern wie auf einem weiten Felde darauf herum. Die Thierchen auf dem rechten Arme wissen nichts davon, daß Geschöpfe ihrer Art auf dem linken Arme leben. Wären sie so unglücklich, alles das zu sehen, was diese Thierchen sehen, die weiße blendende Haut würde ihnen Ekel und Abscheu verursachen.

Sie empfinden die Harmonie eines guten Concerts; sie werden ganz dadurch bezaubert und hingerissen. Vielleicht hat dieses schöne harmonische Concert bey gewissen kleinen Thierchen die Wirkung eines fürchterlichen Donnerwetters und tödtet sie. Kurz, sie sehen, fühlen, hören, begreifen und empfinden alle Dinge nur so, wie sie sie empfinden müssen. —

Wenn die Luft absteht, dünken uns die Glocken, welche geläutet werden, viel weiter als sie sind.

Und wenn man krank werden will, so schmecken die Speisen sauer und bitter.

Wenn wir uns beschädigt haben, so glauben wir, man fasse uns sehr hart an, und wenn das Glied gesund wäre, so würden wir kaum fühlen, daß man uns anrührt. —

Alles ist verhältnißmäßig. Die Gesetze der Sehkunst, die machen, daß man den Gegenstand im Wasser da siehet, wo er nicht ist, die den geraden Stock krümmen, stimmen mit den Gesetzen aufs genaueste überein, die uns die Sonne ohngefähr im Durchmesser zwey Fuß groß darstellen, ohnerachtet sie eine Million mal größer wie unsere Erde ist. Wollten wir sie aber in ihrer wahren Größe sehen, so müßten wir ganz andere Augen haben, und das wäre bey unserer itzigen Leibesbeschaffenheit eine Unmöglichkeit.

Die Sinnen sind also nicht immer richtige Richter über die Wahrheit einer Sache, sie betrügen uns oft, aber sie nützen uns doch weit mehr, wie sie uns täuschen. Unser Verstand muß unsern Sinnen zu Hülfe kommen.

Bewegung, Zeit, Härte, Weichheit, Größe, Entfernung, Nähe, Stärke, Schwäche, die Erscheinungen, Vorstellungen, von was Art sie auch immer seyn mögen, alles ist relatifisch. Und wer hat alles so eingerichtet? — s.

Hannoverisches Magazin.

54tes Stück.

Montag, den 5ten Julius 1779.

Von der Schwatzhaftigkeit.

Unter die Fehler im geselligen Umgange gehören nicht nur der Argwohn, die Ehrsucht, die Gewinnbegierde, die alle Vertraulichkeit und wahre Freundschaft ganz und gar aufheben, sondern auch sie, die die Geselligkeit so sehr zu unterstützen und gerade zu befördern scheint, — die Schwätzhaftigkeit. Alle diese Fehler die entweder alle mit einander bey vielen vereinigt, oder doch gewiß einzeln und lange verdeckt erscheinen machen unsern Umgang mit Menschen zum Zwange, züm Misvergnügen, zur Marter. — Was ist doch die Geselligkeit in unsern Tagen? Ein Name, bey dem man sich recht viel Angenehmes, Empfindsames, Gefühlvolles denkt, — der aber, wenn man ihn im Leben und in der Anwendung anzutreffen hofft, gewiß auch bey hellem lichten Tage mit der Leuchte gesucht werden dürfte. Wir kennen sie nur aus süßen Schilderungen einiger classischen Schriftsteller nicht aber aus Erfahrung. Die Geselligkeit, sie, der zweyte Zweck der Schöpfung, — eine der wichtigsten Ursachen unsers Daseyns, unserer irdischen Bestimmung, — wie sehr könnte sie unser Leben vergnügt, reizend entzückend machen! Doch, sie ist entflohn mit so vielen andern Tugenden, ihren Geschwistern, sie ist entflohn von der verderbten Erde; und es scheint, sie wird so lange nicht wieder zurückkehren, so lange wahre ungeheuchelte Redlichkeit, unschuldige Vertraulichkeit, süße Menschenliebe und uneigennützige Gefälligkeit unter die unbekannten, und bey vielen schon unter die verachteten Sitten gehören.

Selbst die, die Rechtschaffenheit in die Gesellschaften der Menschen und in alle ihre Zusammenkünfte, die den Namen der freundschaftlichen führen, hinein wünschen, wollen selbst nicht daran, es zuerst zu seyn, und sich darum zu bemühen.

„Wer wollte ganz redlich seyn, —
„ja das gienge bey Redlichen noch
„wohl an, — allein die sind nicht da.
„Nein! die Welt kann es nicht vertragen! Es wäre ein Beweiß einer
„schlechten Politik, weniger Menschenkenntniß! — Und vertraulich? Ach,
„ums Leben nicht! Himmel wie schadet man sich da! Besser ist's zurückhal-

„haltend, argwöhnisch, mistrauisch zu „seyn, da kömmt man weiter mit. „Menschenliebe! Gefälligkeit! Nun, „das find sich wohl; wo man es wie„der vergilt, oder wo es viele sehen, „wo Interesse und Ehre uns auffo„dern. – Hm – ja – da möchts an„gehen. – Aber sonst sparsam damit, „und wohl ausgerechnet.„ – Dürfen wir es noch hinzu setzen, daß dies der Gedanke und die Sprache für die Geselligkeit, in unsern jetzt so hoch erleuchten Zeiten sey?

Die niedrigen Grundsätze die sich Menschen, – wer weiß alle woher, – anschaffen, und so viele damit verbundene böse Vorurtheile, – auch oft ein schwarzes Herz, – alles hindert die Vereinigung der Gemüther unter einander. Der Argwöhnische a), ist durch diesen Zug seines Charakters ganz gegen den Umgang. Besucht er die Menschen noch, so sind es Privatabsichten, – oder eine gewisse Tags-Gewohnheit, oder der Befehl der Mode, oder die Befriedigung seines kleinen Ehrtriebes, um nicht für einen Sonderling, oder gar für einen Misantropen gehalten und angesehen zu werden. Und, man urtheile nun selbst: was gewinnt dann nun die Gesellschaft durch sein ekeles, finsteres, zurückhaltendes Wesen? Besteht die Freundschaft nur darin, daß man mechanisch bey einander steht, oder sitzt, oder geht, und bey dem andern etwas genießt? – Welchen Zwang thun sich doch die Menschen an, die sich so den geselligen Umgang, wegen der, wie sie sich ausdrücken, – jetzt so verderbten Zeiten, als nothwendig vorstellen. O ihr, die ihr euch die Welt nicht zur Wüste machen wollt, die ihr es zu empfinden sucht, welche große Reize der menschliche Umgang für einen jeden haben könne, – höret auf mit bösen Vorurtheilen gegen andere eingenommen zu seyn; denket immer das beste von andern, wenn sich auch anfänglich euer leichtsinniges Herz dagegen sträubt. – Seyd behutsam in allen euren Handlungen um Religion und Klugheit zu befolgen, aber nie bis zum Ekel zurückhaltend, argwöhnisch, heimtückisch. Fliehet das, was euch zur Menschenmelancholie so sehr führt, den Geiz und die Gewinnsucht, – lasset sie nie zur Hauptleidenschaft bey euch werden, wenn ihr nicht ein gehäßiges Bild der Menschheit, Zerstörer des freundschaftlichen Vergnügens, und aller süssen Ruhe im Umgange werden wollt; Sehet endlich die Pflichten der Menschenliebe nicht so klein an, als sie doch wirklich auch nicht sind; und Ehre werdet ihr für die Menschheit, Segen für die Welt seyn. Jeder rechtschaffene Gesellschafter, – jeder Verehrer erhabener Tugend, wird durch eure Bekanntschaft gewinnen, und euer Leben wird euch die herrlichsten Aussichten öffnen!

Doch, fromme Wünsche! —

Schaden aber die Argwöhnischen, dem edlen Plane der Schöpfung dem Umgange; verbittern sie alle freundschaft-

a) Man sehe unsern Aufsatz und Schilderung davon im 30ten Stücke der Mindenschen Beytrage zum Nutzen und Vergnügen 1778. S. 233. und folgende.

schaftliche Zusammenkünfte, in Gleichgültigkeit, Verstellung und heimlichen Haß, Neid, Groll und Feindschaft um, so giebt es auch noch andere Arten von Stöhrer derselben, die Grade das entgegen gesetzte Gepräge von jenen tragen. Reden die Argwöhnischen nicht viel, und oft gar nichts; Halten sie niemand ihres Vertrauens würdig; alle für sich desselben schädlich, so giebt es im Gegentheil auch Leute, die fast beständig sprechen, Schwätzer, die unser Ohr betäuben, Plauderer, die das Aufgehörte wieder wegsagen, Offenherzige, die ihres Herzensgrund frey heraus beichten, Ohrenbläser, die keine Heimlichkeit verschweigen, Großsprecher, die den Strohhalm ihrer Einsichten, Kenntnisse und Arbeiten bis zur Größe des Mastbaums erheben; Satirische, die alles außer sich lieblos beurtheilen.

Alle diese erscheinen im Umgange der Menschen, und man nennt sie gute Gesellschafter, weil sie viel sprechen! Es sind gute Leute, denn sie wissen doch aufzumuntern, zu unterhalten, Einfälle, – Urtheile, – – alles zum angenehmen Gehör der Stillen zu bringen.

Sie reden **viel**, denn das heißt bey ihnen: witzig seyn! Verstand haben! Genie besitzen! Viel sprechen können, – ah, das zeiget von einem offenen Kopfe – von vieler Lektüre – von weiten Kenntnissen, – von ausgebreiteter Erfahrung. Wer viel spreche, der wisse viel. Das müßten viele andere wohl lassen. Das unterscheide den Dummen von dem Klugen. Sey ein Talent, das den meisten versagt sey. Das heiße wahre Unterhaltung: Conversation! Darum sey man ja bey einander sich was vorzusprechen. Es gehöre zur feinen Welt so sein Wort machen zu können, und durch vieles Reden für andere Aufmunterung und Vergnügen zu seyn.

Diese ungebildeten und verdorreten Grundsätze bringen die Schwatzhaften mit sich in jede Gesellschaft hinein. Wo man sie sieht da reden sie, und sollt es auch von einem Holzhacker seyn; Immer in Bewegung, auch kaum so lange still, daß sie was davor genießen. – Die Menge von verworrenen Ideen die sie bey sich haben, und die Begierde nur recht viel zu sagen, um nicht für Kopfhänger oder Hypochonder. – Namen, die sie ärger als die Pest scheuen, – gehalten zu werden, macht, daß sie alles frey heraussagen was sie denken; auch dies oft noch eher, als sie es recht denken, und wenn sie es gesagt haben, denken sie erst nach, was es war. – So in Uebung, in Fertigkeit und Gewohnheit erzählen sie oft falsche oder unrecht aufgehörte Dinge, oder aus der Geschichte, Sachen die sie aus Mangel gehöriger Kenntniß, verkehrt und unwahr vortragen; alles aber in einem Tone der Wahrheit, mit einer Miene die um Ehre wirbt. Wie viel Leeres, Mattes, Läppisches, und oft mehr als Kindisches ist daher nicht oft der Gegenstand oder der Ausdruck ihrer Gespräche oder Erzählungen! Es ist im eigentlichsten Verstande Geschwätz, hirnloses Gepolter, Unsinn. – Auch

 die

die allerbekanntesten Dinge, – nochmal werden sie uns her erzählt, in der folgenden Viertelstunde noch mal, und noch abgeschmackter wiederholt. Sie erkundigen sich fleißig nach dem, was man in der gelehrten oder politischen Welt sagt, oder was in der Stadt gutes Neues gesprochen wird, um nur viel erzählen zu können. Ist das geendigt, haben sie sich von der Seite ausgesprochen, so bringen sie oft Streitfragen auf die Bahn, die so entschieden Widerlegung verdienen als fünfe nie eine gerade Zahl seyn kann. Um die Sache selbst aber, und ihre richtige Entscheidung ist es ihnen nicht zu thun, sondern damit doch was gesprochen wird. Würden sie aufs deutlichste widerlegt, so müssen sie doch das große Wort haben; Sie setzen daher mit einer dummdreisten oft auch gaukelnden Beredtsamkeit ihre ersten Behauptungen dergestalt durch, daß weiß schwarz seyn muß. Wer ihnen dann beytritt – oft, um den Streit zu enden, oft ihrer Person wegen, wer ihnen recht giebt, ist ihr Mann, ob sie ihn gleich in ihrer Seele oft verlachen, daß es solche dumme Leute geben könne. Sie müssen recht haben, wenn es auch nie wahr werden kann, denn es wäre ihnen schimpflich das letzte Wort nicht zu haben, dafür betäuben sie andere lieber, – und es ist ausgemacht, wer das letzte Wort behält ist immer der Einsichtsvolleste, der Gelehrteste! – Viele in der Gesellschaft halten sie dadurch für sinnreich, witzig, weise; lernen sie dann doch, – wie sie meynen, – in ihrem blendenden Lichte kennen, und dies ist schon genug, um entweder durch eine stärkere Stimme als ihre Gegner haben, oder durch einen Schwall von Worten andere zum Schweigen zu bringen. Giebt es einige wahrhaftig Gesellige, die dann nachgeben, wenn sie sehen, daß alles doch nichts hilft, und Declamation und Uebertäubung die Stelle des Wahren ersetzen muß; giebt es Bescheidene die aus vielen weisen Ursachen dann von der Sache abbrechen, um nicht Zeit und Gespräch weiter unnütz zu verwenden, so wiederholen sie ihnen doch, aus Ehrgeiz und Streitsucht und falschem Triumphe lange hinter her noch bey vielen gesuchten Gelegenheiten in wiederkäuenden Reden immer das Alte wieder, von dem sie so gerne nun nichts mehr hören wollten. – Wissen sie gar nichts mehr, so legen sie sich aufs fragen; sie fragen bis auf die Wurzel und nehmen daher Stoff zu weitern bis zum Ekel gedehnten Gesprächen. Mit diesem ihrem Leichtsinne verbinden sie nur gar zu oft ein niedriges, schwarzes Herz. Werden ihre Fragen nicht befriedigt; sind die Antworten ihnen nicht bestimmt genug, oder wurden sie gar nicht recht beantwortet, weil es für witzig und gefährlich zu seyn schien, – so werden sie nun dadurch schon ihre geheimen Feinde. – Sie zeigen ihnen, daß sie auch eine giftige Zunge haben, und daß man ja ihre Freundschaft zu suchen, und ihren Beyfall zu erhalten nöthig habe. Sie beurtheilen daher andere Menschen auf das strengste und ärgste. Sich selbst halten sie für vollkommen, gar keiner Ausbildung mehr fähig; da sie besser sind als andere, so können und dürfen sie mit dem größten

ten Rechte andere übersehen und beurtheilen. Sie verkleinern die oft gar zu entschiedenen Tugenden anderer; oder das sicherste Lob das viele lebende oder gestorbene Schriftsteller haben, in Verachtung und Spott. Können sie was auf sie finden, mit welchem Eifer bringen sie es hervor! Sie lächeln schon vor Freuden im voraus, ehe sie es mal gesagt haben, und der laute Beyfall, ihrer Umgänger reizt sie um so stärker dazu. Von vielen werden sie schon darum geachtet, weil sie alle Personen, so satyrisch vorstellen können, daß man sich gesund dabey lachen könnte. – Sie hören andere Leute aus, um nur böse Neuigkeiten von ihnen zu erfahren, oder schicken auch ihre besondern Abgesandten dazu aus, um die Verfassung dieses und jenen an dem Tage, auszukundschaften. – Werden sie erinnert: es sey Lieblosigkeit so von andern zu urtheilen, – so sträuben sich alle ihre Gesichtszüge dagegen. – Sie könnten ja doch das Böse nicht gut heißen! – Laster müsse Laster bleiben auf dem Throne und in der Hütte. Sie setzen sich oft besonders zu ihren Freunden her, und auf ihrer Zunge stirbt nun mancher guter Name hin, – was sie halb gesehen oder gehört haben, oder auf Menschen Haß nur vermuthen, alles kommt hervor. – Ob es wahr ist, ob es andere so gemeynt haben, kömmt gar dabey nicht in die Rechnung.

Ihre Unüberlegtheit führt sie oft so weit in der Hitze ihrer Schwatzhaftigkeit, auch ihre eigene Plane und Entwürfe offenherzig zu entdecken, damit ihre Freunde doch sehen, daß sie nicht argwöhnisch wären, – oder Rath zu holen, – oder ihren Erfindungsgeist zu zeigen, – auch oft aus Mangel an Gesprächen. Werden ihre Absichten vielleicht dann hintertrieben, ihre Vorsätze zurückgehalten, ihre Plane von andern zerstört, so ist nicht ihre Unbesonnenheit Schuld daran, sondern weil die ganze Welt falsch sey, – ihre Schwäche darin finden sie nie. Was sie hier oder dort eben heimliches gehört haben, – wenn es auch hieß: „Ich sage das sonst keinem. „Es soll unter uns seyn. – Im Ver„trauen also.„ Das plaudern sie in der nächsten Gesellschaft, aus Vertrauen wieder aus. Was ihnen der vornehme Mann oft in einer glücklichen Viertelstunde, da er sie nicht kannte, von seinen oder andern großen Angelegenheiten entdeckte, oder zu ihrem Vortheile sagte und versprach, da kommen sie, ohne es zu wollen, – von ohngefähr wieder bey andern mit heraus. Sie bereuen es dann oft auf kurze Zeit, – oder sie entschuldigen es auf sich zur Ehre; daß andere doch ihre Verbindungen mit dem Angesehenen, und dessen Achtung für sie daraus erkennten, – denn die Ehre sey ja der vortheilhafte Begriff anderer von unsern Vollkommenheiten und Vorzügen! – Das mache ihnen also Ansehn und große Begriffe bey andern! Ihr Herz erhält Luft wenn sie alles heraus gesagt haben, und viele die sie kennen, sahen es Ihnen voraus an, daß sie was sagen wollten, weil sie eher eine glühende Kohle noch, als Etwas unoffenbart bey sich lassen können.

Das sind die Schwatzhaften, in ihrem Leichtsinne, in ihrem oft so bösen Herzen, und in ihren Vorurtheilen!

Nie werden sie den, der wahre Freundschaft zu schätzen weiß und kennt, für sich einnehmen; schaden aber werden sie sich durch diese ihre Schwatzhaftigkeit, die ihnen zur andern Natur wurde auf allerley Art. Unwürdig sind sie des Umganges der Tugendhaften und ihres Vertrauens. Gefährlich sind sie dem Aufrichtigen, der sie als eine Klippe seines Unglücks sorgfältig vermeiden und mit Gedult und Nachsicht und Wachsamkeit auf sich, ertragen muß. Ihre freye Zunge wiegelt alle die sie niedrig beurtheilten zu ihren Feinden auf – – Ihr Character wird auch dem Gleichgültigen, der nie mit ihnen zu thun hatte, ein Bild des Abscheues werden. Der Menschenfreund wird sich segnen wo sie erscheinen, und Sympathie und Wärme des Herzens werden ihm für sie ganz unbekannte und unnatürliche Empfindungen. Sie sind sich im Grunde, wo sie sind, selbst zur Last, und werden endlich, durch ihre eigene Schuld, zur höchsten Stuffe des Unsinns und ihren Folgen gebracht. – Dürfen wir also noch fragen, ob so die Schwatzhaftigkeit dem Umgange und der Geselligkeit Nahrung oder Abnahme, Vortheil oder Hinderniß, Nutzen oder Schaden, Aufnahme oder den gänzlichen Ruin verspreche? —

Hannover, den 19ten Sept. 1778. L. J. C. Ch = r.

Etwas von der Nutzbarkeit der Birkenbäume, aus Hn. Hagens chemischen und physikalischen Abhandlungen.

Der Nutzen, den wir von den Birkenbäumen erhalten, ist unter den wilden Baumgewächsen von sehr großem Umfange. Es wird daher vielen nicht unangenehm seyn, hier eine kleine Abhandlung davon zu lesen.

Eigentlich giebt es zwey Gattungen von Birkenbäumen, als:

1) Betula (alba) foliis ovatis acuminatis serratis Linn. spec. plant. p. 1393.

Betula virgulis erectis *Gottsched* Fl. Pruſſic. p. 25.

Gemeine Birke oder mit überstehenden Aesten.

Var. Betula virgulis pendulis *Gottsched* p. 26. **Hangelbirke.**

2) Betula (nana) foliis orbiculatis crenatis. *Linn.* sp. pl. 1393. **Kleine niedrige Birke.**

Herr Lösel hat unter allen Botanisten dieser kleinen Birke zuerst erwähnt. Sie unterscheidet sich von der ersten vornemlich durch die Struktur der Blätter, als welche bey dieser zirkelrund und gekerbt, bey der gemeinen Birke aber eyrund, sägeförmig gezähnt und zugespitzt sind. Außerdem sind die Käzchen (amenta) bey der kleinen sitzend und ohne Stiel, bey jener aber gestielt. Diese erreicht selten die Höhe eines Menschen, jene wächst mit den höchsten Bäumen um die Wette.

In Preussen zwar zählt man drey Arten von Birken, allein die dritte Art ist die Eller (Betula Alnus) die zwar auch zum Birkengeschlechte gehört, in Absicht der Nutzbarkeit und des Gebrauchs aber sich von den beyden andern Birkenarten unterscheidet.

Die Birken wachsen gern in niedrigen und feuchten Gegenden, auch an unfruchtbaren Orten, jedoch im feuchten Boden, und kommen in denen gegen Mitternacht liegenden Wäl=

Wäldern, wo der Schnee lange liegen bleibt, sonderlich gut fort. Ihr Holz ist schön weiß, fest, leicht und läßt sich gerne biegen.

Nach dem Linnäischen System gehört die Birke in die Klasse derjenigen Pflanzen, welche ein wurst- oder walzenförmges Gewächs an ihren Zweigen hervorbringen, so mit seinem Stiele niederwärts hanget, und insgemein Kätzchen, Schäfchen, oder Lämmerchen genannt wird. Diese Kätzchen (Amenta) enthalten meistentheils die männliche Blume nebst dem zur Befruchtung höchst nothwendigen Saamenstaube. Wenn der Birkenbaum noch ganz jung ist, ist er mit einer braunen Rinde umkleidet. Mit der Zeit aber bekommt er ein weißes Gewand darüber, das sich mit zunehmenden Jahren mehr und mehr verstärket, und sehr dünne vielfach über einander liegende Folien darstellet, die vor der Erfindung des Papiers zum Schreiben gebraucht wurden.

Der Nutzen des Birkenbaums ist vielfach. Aus seinem ersten zarten Laube wird in der Mahlerey eine gelbe und grüne Wasserfarbe verfertiget, und die Leute auf dem platten Lande färben ihre Wolle und Garn damit gelb. Diese noch zarte und klebrichte Birkenblätter haben einen subtilen balsamischen Geruch. Einige fermentiren sie mit Bier, destilliren hernach den Spiritus davon ab, der zwar angenehm, jedoch nach Bier riecht; und brauchen ihn als ein Stärkungsmittel der Augen, wozu aber ein guter Fenchelspiritus mit Rosenwasser vermischt, vorzügliche Wirkung erweisen wird.

Das feste und leichte Holz dieses Baums, verarbeiten die Schirrmacher, Sattler und Rademacher, und man verfertiget auch die zum Ackerbau nöthigen Geräthschaften daraus. Aus den Wurzeln der alten Birken schneidet der Tischler dünne Bretter, womit er seine Arbeit von schlechtem Holze belegt, und sie dadurch ansehnlich verschönert. Der Drechsler macht Tobackspfeifenköpfe und andere Dinge daraus. Das Birkenholz brennet mit einer stillen, hellen und reinen Flamme, und die Kohlen sind die besten, denn sie geben starke Glut ohne schädlichen Dampf.

So wohl die Aerzte der ältern als neuern Zeiten eignen dem Birkenbaum arzeneyische Kräfte wider den Nieren- und Blasenstein zu; und sagen, daß die braune Rinde von einer jungen Birke zur Reinigung des Geblüts heilsam sey. Nach dem Urtheil des berühmten Hofmanns hat der Birkensaft eine Kraft zu laxiren, das Geblüt zu reinigen, und die Verstopfungen zu vertreiben.

Die Birke treibt unter allen Bäumen ihren Saft am zeitigsten in den Stamm, und zwar in solcher Fülle, daß man einen reichen Vorrath davon einsammeln kann, ohne daß sie selbst dadurch an ihrem Fortkommen einigen Schaden leidet. Denn man rechnet, daß man aus einer Birke mehr Saft bekommen kann, als sie selbst mit allen ihren Theilen schwer ist. Wenn die Blätter schon an der Birke hervorkommen, ist das Birkenwasser schon unkräftig und wenig mehr nütze; man muß es daher vorher, und zwar auf diese Weise einsammlen: Im Märzmonat bohret man mit einem kleinen Bohrer ein Loch in den Stamm, das jedoch nicht zu tief kommen und den Mark des Baums nicht berühren darf. Durch dieses Loch wird der herabträufelnde Saft in ein untergesetztes Gefäß gesammlet, und das Loch mit einem Pflock nachher wieder zugeschlagen, weil es sonst dem Baume überaus viel schaden würde.

Der Saft schmeckt süß, nur erhält er sich nicht lange in dem Zustande, sondern gehet in kurzer Zeit in eine Essigsäure, und von da in die Fäulung über. Durch Kunst aber kann man der Natur hiebey zu Hülfe kommen, und aus diesem Safte ein in den heißen Sommertagen sehr erquickendes Getränke, den sogenannten Birkenwein machen, der dem Champagner Wein wenig nachgeben dürfte.

Man bereitet den Birkenwein auf folgende Art: Zu anderthalb Anker frischem Birkensaft nimmt man 8 Pfund Huthzucker a), löset denselben in dem Birkenwasser über dem Feuer auf, kochet beydes zwo Stunden lang,

a) Neun und achzig Pfund Danziger Gewicht machen 80 Pfund Hamburger Gewicht, und $106\frac{2}{3}$ Pfund Hamburger sind 110 Berliner Pfunden gleich; folglich machen $140\frac{4}{5}$ Pfund Berlin. $145\frac{7}{120}$ Pfund Hamb. Hier ist von Berliner Pfunden die Rede.

lang, und schäumet es fleißig ab. Man läßt den Trank so weit erkalten, bis man einen Finger ohn ihn zu verbrennen darin leiden kann, nimmt zween Löffel voll weiße ausgewaschene Bierhefen, drey Quartier Rhein- oder alten Franzwein nebst der gelben abgeschälten Rinde von drey mittelmäßigen Citronen und deren zerschnittenem Fleische, (die Kerne aber wirft man weg) thut solches alles darzu, und wenn man will, auch etwas weniges gestossene Violenwurzel. Das Gefäß wird hierauf eine gute halbe Stunde wohl gerüttelt, denn 24 Stunden ruhig hingesetzt, und das Spundloch nur lose überhin zugedeckt. Nach Verlauf der 24 Stunden legt man es drey Wochen in den Keller, und zieht den Wein in Bouteillen ab.

Auch kann aus dem Birkensafte ein Essig gemacht werden, der dem Weinessig nichts nachgiebt. Zwölf Stof reines Birkenwasser, welches aber weder durch Wasser noch dazu geflossenen Regen verdünnet worden, gießet man in einen irdenen Topf, thut einen Stof b) guten Honig dazu, läßt es gelinde kochen, mittlerweile schämet man es sorgfältig ab, bis alles auf acht Stof eingekocht ist. Sogleich gießt man es in ein ander Gefäß, und wenn es darin laulicht geworden, schüttet man es in einen steinern Topf, der mit guten Hefen wohl ausgeschmiret worden, deckt einen irdenen Teller, der gut paßt darauf, und verklebt die Fugen darzwischen mit einer schmalen mit Kleister bestrichenen Streife Leinwand. Diesen Topf setzt man an einen warmen, nicht aber heißen Ort, (etwa vor ein Fenster, wo die Sonne stark darauf scheint) da man denn denselben bey kühlen dunklen Tagen und des Nachts mit einem Küssen bedeckt. Es fängt bald an zu gähren, so daß es zischet, und dieses dauret einige Wochen durch. Sollte aber das Wasser aller angewandten Mühe halber dennoch nicht gähren wollen oder in der Gährung unterbrochen worden seyn; so muß mann dieselbe durch eine untergesetzte Kohlpfanne zu erregen suchen. So bald der Essig seine gehörige Säure hat, wird er zuletzt aufgekocht, und wenn er kalt geworden, zum Gebrauch aufgehoben.

In Polen distillirt man aus der Birkenrinde ein Oel, das übel riecht, und Dagget, Litthauscher Balsam oder Stänker (Ol. Rusci. s. betulinum) heißt. Es wird in dem Herzogthum Litthauen in dem sogenannten grünen Walde häufig gebrannt, kommt am meisten aus dem Grodnoschen Powiat und aus der Podlachischen Woywodschaft nach Preußen herüber, von da es weit und breit in andere Länder verführt wird. Der gemeine Mann in Polen gebraucht den Dagget als eine allgemeine Arzeney, besonders wider die Colik und Leibschmerzen. Zu Abtreibung der Würmer wird bey Kindern mit gutem Erfolg ein Daggetpflaster über den Nabel gelegt. Bey ansteckenden Viehseuchen werden dem gesunden Vieh die Nasenlöcher damit gerieben, und bey allen Verwundungen und harten Geschwulsten ist der Dagget ein gutes heilendes und zertheilendes Mittel. Außer diesem aber wird er in den Lederfabriken zu den Juchten stark gebraucht.

Da also der Dagget zu verschiedenem Zwecke und besonders in der Landwirthschaft sehr nutzbar und fast unentbehrlich ist, und es uns in unsern meisten Gegenden nicht an Birken fehlt, das ganze Verfahren mit dem distilliren nur Mühe und wenig Kosten verursacht, so könnte man denselben hier eben so gut als in Polen verfertigen, und der Vortheil würde den geringen Aufwand und Mühe weit übersteigen.

Uebrigens, damit bey der Destillirung des Daggets nichts verlohren gehe, sondern alles genutzt werde, so könnte das vom Dagget abgeschiedene Wasser, wenn dasselbe mit reinem Wasser vorher stark verdünnet worden, mit eben derselben vermeynten zuverläßigen Wirkung von denenjenigen gebraucht werden, die den Glauben an das in vorigen Zeiten so sehr beschriebene nun aber fast aus der Mode gekommene Theerwasser haben, als wenn dasselbe ein sehr kräftiges blutreinigendes Mittel wäre.

b) Drey Berliner Quartier sind zwey Stof Danziger Weinmaaß. Ein Stof hält $87\frac{1}{2}$ französische Cubiczoll.

Hannoverisches Magazin.

55tes Stück.

Freytag, den 9ten Julius 1779.

Morduth ein altes Heldengedicht, in drey Büchern.

Drittes Buch.

(Siehe das 43te und 49te Stück.)

Schwache Strahlen lächelten in Osten. Die düstre Nacht floh auf ihren eiligen Schwingen. Blickende Sterne entwichen nach fernen Landen, und die Sonne machte sich fertig, ihr schönes Haupt zu erheben, als ein Barde sich auf der Heide mit seinem stolzen Gesang hören ließ.

Swanar, der Befehlshaber von hundert Obersten: Er, der stark ist, wie der Fels im Meer, wie der Berg auf dem Lande, er sendet den Söhnen der Gebürge seinen schrecklichen Gesang.

Seine Adler haben sich aufgemacht. Seine Geyer, folgend seinem Speer, umzingeln ihn. Seine Raben sind auf ihren Fittigen um seine Schiffe her über manches Meer mitgereiset. Das gefräßige Volk begehrt Speise. Will der Oberste dieses Landes sie mit seinen Kriegern mästen, oder beugt er sich vor den Mächtigen, und bringt seine Ruhe zur Gabe dar? Sprecht Ihr, die Ihr in der Schlacht fliehet, denn auf Lochlins Speeren lauert der Tod.

Swanar spricht groß durch dich, Barde mit den greisen Locken! Groß spricht er, weil seiner Feinde wenige sind. Aber setze dich her, Sohn der Gesänge, und koste die Schaale der Freundschaft, und kehrst du zu Lochlins Könige wieder, so sag' ihm, daß die gefräßigen Söhne des Flugs sich über manches Meer ihre Speise schon mitgebracht haben 1). Sag' ihm, daß er herziehe mit seinen Tausenden: sag' ihm, daß unser Arm stark und unsere Seele heiter ist.

Der Barde vernahm die Antwort des Königs, und zog übermüthig mit stol-

1) Ein auf dem Mastbaum sitzender Raubvogel ward als eine schlimme Vorbedeutung angesehen. Man glaubte, daß die Raubvögel die Gabe der Vorhersehung hätten, und daher dem Schiffe, das Schiffbruch leiden sollte, folgten. Noch heut zu Tage sehen die Bergschotten ein Schiff, worauf ein Raubvogel sitzt als verdammt zum Schiffbruch an.

stolzem Schritt' ab. Er sprach, als er gieng, von Geistern, denn er sahe den Fall vieler vorher.

So wie der zürnende Sturm aus Norden, Wind und Regen und Wolken, so viel er kann, zusammen nimmt, wenn er über die Ebnen sich hinstürzen, und seine Wuth über die Gebürge ausgießen will; so sammelte **Sivanar** die Krieger seines Landes. Ihre Schilde waren gleich dunkeln Nachtwolken; ihre Gesichter wie die Sterne, die zu Zeiten über ihren schwarzbraunen Saum hervorblicken.

Die Starken von Albin zogen heran, gleich einer Reihe mächtiger Wogen, deren Kraft durch viele feindliche Winde vermehrt wird. Ueber sie brauset der Sturm. Der Mond mit breitem Gesichte blickt zuweilen nieder. Der Seemann höret mit Entsetzen das gräßliche Getöse. Er traut der Stärke seines Fahrzeugs, und schickt sich an, der unvermeidlichen Gefahr entgegen zu gehen.

O Jäger von **Corri**, wie soll ich dir die Thaten unseres Arms beschreiben? – Du hast **Morcraig** gesehen. Er trägt sein Haupt hoch empor, und zieht die Wolken vom Himmel herab, seine rauhen Gipfel damit zu kleiden. Ein mächtiger Strom taumelt von ihm nieder. Die Länge seines Laufs mißt hundertmal mehr, als der stattlichste Krieger, der jemals den schweren Schild geführt hat, – Du hast gesehen, wie Fluth und Fels unten kämpft, – aber nie hast du, o Jäger von **Corri**, – nie hast du gesehen, noch wirst du je sehen einen Kampf, wie der unsrige war.

Wie das schwache Reis sich vor dem Sturm beugt, wenn zürnende Geister am Himmel streiten: so beugte sich **Lochlins** Geschlecht vor **Albins** Könige. **Sivanar** sahe ihn kommen, und dreymal schwung er den Speer.

Aber du schwingst ihn vergebens, Sohn des Meers. **Albins** Oberster steht gleich dem Fels, und spöttet des Sturms. Die stärksten Wellen brechen sich an ihm, und fahren erschrokken zurück.

Aber ich fuhr niemals erschrocken zurück, sagte der König aus Norden. Mein Arm ist stark, wie hundert Ströme. Felsen, Wälder und Gebürge können mich nicht aufhalten. Habe nicht ich die Stärke des Meers überwunden? Stürmige Meere breiten sich um meine Küste her, und das Getös ihrer Wellen brüllt mir zu: du sollst nicht weiter. Aber ihr brüllt die Warnung umsonst, ihr stolzen Meere! habe nicht ich eure Stärke überwunden, und soll der König dieses Landes vor mir bestehen?

So erscholl die Rede der beyden Befehlshaber. Sie schwangen den schrecklichen Speer, und der Boden zitterte umher. Bäume fielen von ihren Wurzeln gerissen. Felsstücke ächzten unter ihren Füßen, verließen ihr Ruhbette, und rollten weg mit Schrecken.

Manches Schwerdt blitzte umher. Mancher Pfeil zischte von der Sähne. Der Krieger viele standen in der Entfernung,

fernung, und sahen dem Kampf der beyden Könige zu. Aber Sivanars Schild sank, und sein Volk zitterte. Mordouth schwang den Speer, den Kampf zu enden; doch die Gedanken der Tapfern schossen wie ein Pfeil vor seine Seele, und er schonte der schildlosen Brust.

Moralt hatte sich in die Tiefe des blutigen Streits gestürzt. Mit jedem Streich des Helden stieg ein Geist auf. In der Entfernung stand ein Oberster von Lochlin, stattlich als ein Baum am Strom. Die Söhne Albins wichen von seinem Schilde zurück, wie vom Felsen die Meerswoge.

So steht die vieljährige Eiche. Umher wüthet der Sturm; aber du trägst dein Haupt hoch empor, Tochter der Stärke und Schönheit, und achtest des zürnenden nicht. Hinter dir ist Sicherheit und der Jäger entweicht dem Sturm hinter deinem stattlichen Stamm, du bist sein Schild, das ihn vor dem Wütrich beschirmt. So standen die Schwachen hinter dem Schilde des Obersten.

Moralt schwung seinen Speer wider den mächtigen Sohn des Meers. Schrecklich war der Kampf der beyden Helden. Felsen hallten vom Getös ihres Stahls wieder. Die zerrissene Heide floh unter ihrem stampfenden Fußtritt. Bäume fielen vor ihrem kämpfenden Speer. Die Söhne der Kleinen sahen es, und es ward ihnen bange.

Lange fochten die Helden, und lange sahen die bewundernden Heere ihren funkelnden Stahl. Beyde sanken zugleich auf die Heide hin, und Blut strömte aus beyden, als Moralt sprach:

Ich bin schwach Krieger! – werde den Speer nie wider den Schild der Mächtigen richten, das Schwerdt nicht mehr in dem Kampfe der Helden schimmern lassen. – Ich habe noch einen Bruder, Solva mit dem schweren Schilde. Er verfolgt die Rehe an den Ufern von Bawnar. – Wenn du wünschest durch die Hand der Mächtigen zu fallen, so geh zu ihm, und dein Ruhm wird im Gesang leben. –

Und hab' ich den Stahl wider dich gezuckt, o Moralt! – Hat meine Faust den Sohn meines Vaters erlegt? – Dich, der mich lehrte, den Speer zu schwingen! – Aber nie werd ich ihn wieder schweigen. – Reiche mir deine Hand in Freundschaft, daß ich sie an mein Herz drücke. Wir wollen beyde zu den Wohnungen unserer Väter wandern, – die nemliche Wolke soll unser Bette in dem Lande der Geister seyn.

Traurend vernahm das Heer die Rede Solvas. Lochlins Geschlecht floh auf seine dunkeln Schiffe. – Morduth ließ eine Thräne auf die Helden fallen, und gebot, daß die Schlacht aufhörte, – der ungeheure Stein stieg über die Mächtigen auf. Eine alte Eiche rauscht darneben. Der Wirbelwind hält zuweilen auf ihren Aesten inne. Die Luftzeichen der Nacht tanzen um sie herum, – der

Wanderer scheuet den Ort zur Zeit der Stürme. Mit Schrecken scheuet er den unbesuchten Pfad. - Zween Geister wachen daselbst, und nur der heulende Sturm darf das Grab der Helden besuchen 2).

2) Weiter hat der englische Uebersetzer nichts von diesem Heldengedicht sammeln können, wie wohl er alte Leute gesprochen, die sich erinnern mehr davon gehört zu haben. Zu Ende eines jeden Hauptabschnitts oder Buchs pflegen die Barden oder diejenigen, die ein Gedicht hersagen, eine Pause zu machen, während welcher man eine Priese Taback nimmt und Anmerkungen macht.

Anmerkungen über die Fortpflanzungsart der Bienen von Herrn Debraw, aus den Philosophical Transactions, Vol. LXVII. P. I. for 1777.

Die Republick der Bienen hat zu allen Zeiten vorzüglich viel Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich gezogen. Ihre Wartung, ein so wichtiger Gegenstand, hat allemal, und auch jetzt noch, zur Beschäfftigung mancher Gelehrten Anlaß gegeben, und die Untersuchungen darüber sind in den letztern Jahren zu einem beträchtlichen Grade der Vollkommenheit gebracht worden. Nur in Ansehung ihrer Fortpflanzung ist man bisher mit den darüber angestellten Beobachtungen und Versuchen noch nicht glücklich genug gewesen, um die eigentliche Natur und Beschaffenheit derselben mit Gewißheit zu bestimmen. Die geschicktesten Naturforscher haben sich von der Meynung irre führen lassen, daß sich die Bienen eben so, wie andere Thiere durch die Begattung fortpflanzten, wenn sie gleich gestehen, daß sie dieselben niemals in diesem Zustande entdeckt haben.

Plinius, der gleichfalls dieser Meynung war, daß sie in diesem Stücke sich von den übrigen Thieren nicht unterscheiden, macht die Bemerkung: Apium coitus visus est nunquam. Swammerdam, dieser scharfsichtige Beobachter, war nie im Stande gewesen, die Begattung der Bienen zu entdecken, und glaubte daher, das Weibchen, oder die Königinn, werde ohne Begattung befruchtet; es brauche nichts weiter, als daß sie den Männchen nahe komme, und ein lebensschwangrer Hauch, der aus dem Körper der Männchen ausgedunstet, und von dem Weibchen eingezogen werde, könne schon ihre Eyer befruchten. Endlich glaubte der vortreffliche Reaumur, er habe den Schleyer großentheils von dieser verhüllten Naturbegebenheit weggezogen, und die Zeugungsart der Bienen einem Beweise wenigstens nahe gebracht. Ich habe mich seit einigen Jahren mit diesem Theil der Naturgeschichte vorzüglich beschäfftigt, indem mich das Vergnügen an einer so merkwürdigen Untersuchung unvermerkt immer weiter darin führ-

führte; und wenn gleich diese Beschäfftigung mehr Schwierigkeiten und Hindernisse hat, als man denken sollte; so habe ich mich doch nicht dadurch abschrecken lassen, und mich sorgfältig gehütet, keinen bloßen Muthmassungen zu viel Gewicht und Glauben einzuräumen. Ein neues System in der Lehre von den Bienen einzuführen, welches größtentheils allen vorhin angenommenen Meynungen widerspricht, erfodert, ehe man es bekannt macht, alle vorgängige Bestätigung, welche es durch mannigfaltige und glücklich wiederholte Versuche nur immer erhalten kann. Die Resultate dieser Versuche, die alle in gläsernen Behältnissen angestellt, und daher völlig evident sind, geben mir hinreichenden Grund zu behaupten, daß die Bienen zu einer Classe von Thieren gehören, von welchen, ob sie gleich zweyerley Geschlecht haben, eine wahre Begattung sich nicht beweisen läßt; und daß ihre Eyer, gleich dem Rogen der Fische, höchst wahrscheinlich ihre Befruchtung durch eine Schwängerung der Männchen erhalten, wie sich aus der Folge dieses Aufsatzes ergeben wird.

Es ist mir angenehm, zu finden, daß der berühmte **Maraldi** sich die Sache auf diese Art vorstellte; und ich beklage nur, daß er davon keine Beweise beygebracht hat. Er sagt in seinen Beobachtungen über die Bienen, in der *Hist. de l'Acad. des Sciences*, vom J. 1712. S. 332. „Nous n'avons pû découvrir jusqu'à present, de quelle manière se fait cette fécondation; si c'est dans le corps de la femelle, ou bien si c'est à la manière des poissons, après que la femelle a posé ses œufs; la matiére blanchâtre dont l'oeuf est environné au fond de l'alvéole peu de tems après sa naissance, semble conforme à la derniere opinion, aussi bien que les remarques faites plusieurs fois d'un grand nombre d'oeufs qui sont restés inféconds au fond de l'alvéole, autour desquels nous n'avons point vû cette matiere."

Dieser geschickte Naturforscher hatte, durch eine genaue Untersuchung der innern Struktur der Hummeln, eben so, wie Swammerdam, einige Aehnlichkeiten mit männlichen Zeugungstheilen entdeckt, und muthmaßte daher, daß sie die Männchen unter dem Bienengeschlechte wären; er gesteht aber mit den übrigen, er habe sie niemals während der Begattung ertappen können.

Nachdem nun die Bienen von so manchem forschenden Augen eines jeden Zeitalters auf die Probe gestellt waren, so hatten sie sich schon den Ruhm einer unverletzlichen Keuschheit erworben, bis ihnen **Reaumur** diesen Ruhm streitig machte. Durch seine Wahrnehmungen wird die Königinn der Bienen nichts besser, als eine Messalina *); ob er gleich nichts weiter sehen konnte, als was blos Eifersucht oder Verdacht hätte erregen können.

*) S. *Juvenal.* Sat. VI, v. 128.

Damit man mich bey Erzählung meiner Versuche desto besser verstehen möge, schicke ich hier einen Abriß der Meynungen voraus, welche die gedachten Naturforscher über die Befruchtung der Bienen angenommen haben. Sie behaupten, die Königinn sey das einzige Weibchen im ganzen Bienenschwarm, und die Mutter der nächsten Generation; die Hummeln seyn die Männchen, durch welche sie befruchtet werde, und die arbeitenden Bienen, die das Wachs aus den Blumen sammeln, die es kneten, und daraus die Zellen machen, die sie nachher mit Honig anfüllen, gehören zu gar keinem Geschlecht.

Unlängst aber hat uns Herr **Schirach** eine ganz andere Vorstellung von denen Klassen geliefert, welche die Republik der Bienen ausmachen, in seiner Naturgeschichte der Bienenköniginn, die auch ins Französische übersetzt ist. Ich will hier daraus nur das anführen, was dieser Schriftsteller von den arbeitenden Bienen sagt; da die Beschaffenheit und die eigentliche Verrichtung der Hummeln bisher vom Herrn Schirach selbst nicht hinlänglich ausgemacht sind. Er behauptet, daß alle die gemeinen Bienen verkleidete Weibchen seyn, in welchen die Unterscheidungstheile des Geschlechts, und vornemlich die Eyerstöcke, versteckt, oder wenigstens, ihrer ausnehmenden Kleinheit wegen, bis jetzt noch nicht bemerkt sind; daß jede solche Biene in der ersten Zeit ihrer Existenz fähig sey, eine Bienenköniginn zu werden, wenn der ganze Schwarm es für gut findet, sie auf eine besondre Art zu verpflegen, und sie zu diesem Range zu erheben; kurz, daß die Bienenköniginn nur zweyerley Art Eyer lege, solche nemlich, woraus Hummel hervorkommen, und solche, die arbeitende Bienen ausbringen sollen.

Die Versuche, welche Herr Schirach angestellt hat, scheinen die Wahrheit seiner Folgerungen aufs zuverlässigste zu beweisen, so sonderbar sie auch auf den ersten Anblick zu seyn scheinen. Und auch ich muß, nach dem glücklichen Erfolge meiner häufigen Versuche, die ich beynahe schon zwey Jahr früher anzustellen anfieng, ehe mir Herrn Schirachs Schrift bekannt wurde, und die ich alle Sommer wiederholte, seiner Meynung völlig beystimmen.

Ich gestehe, daß mir der Zufall zu dieser Entdeckung mit behülflich war, indem ich mich aufs sorgfältigste bemühte, die eigentliche Bestimmung der Hummeln ausfündig zu machen. Im Frühlinge des Jahrs 1770 entdeckte ich das zuerst, was Maraldi nur blos gemuthmaßt hatte, nemlich die Befruchtung der Eyer durch die Männchen, und lernte den Unterschied der Gestalt der Hummeln oder Männchen kennen, den Maraldi in seinen Beobachtungen über die Bienen, am oben angeführten Orte, S. 333 mit folgenden Worten bemerkt hat: „Nous avons trouvé depuis peu une grande quantité de bourdons, beaucoup plus petits que ceux que nous avions remarqué

marqué auparavant, et qui ne surpassent point la grandeur des petites abeilles; de sorte qu'il n'auroit pas été aisé de les distinguer dans cette ruche des abeilles ordinaires, sans le grand nombre que nous y en avons trouvé. Il se pourroit bien faire, que dans les ruches où l'on n'a pas trouvé de gros bourdons, il y en eût de ces petits, et qu'ils y aient été confondus avec le reste des abeilles, lorsque nous ne savions pas encore qu'il y en eût de cette taille."

Reaumur selbst sagt S. 591 seiner Naturgeschichte der Insekten: „Wir haben auch Hummeln gefunden, die nicht größer waren, als die gemeinen Bienen."

Dem ungeachtet entgiengen sie der Beobachtung des Herrn Schirach, und seines Freundes, des Herrn Hattorf, Mitglieds der oberlausitzischen Bienengesellschaft, der in einer im Jahr 1769 abgefaßten Abhandlung den Nutzen der Hummeln in einem Bienenkorbe gänzlich läugnet, und die sonderbare Meynung behauptet, daß die Bienenköniginn eines Schwarms Eyer lege, die junge Bienen hervorbringen, ohne vorher mit den Hummeln irgend einige Gemeinschaft zu haben. In welcher Absicht sollte denn wohl die weise Natur die Hummeln mit der großen Menge von Saamenmaterie versehen haben? Und wozu solch eine Menge befruchtender Werkzeuge, die Reaumur und Maraldi so genau beschrieben haben?

Es scheint mir aber, daß diese Herren aus ihren Versuchen gar zu übereilte Folgerungen zogen, indem sie die Hummeln gänzlich verwarfen, und ihnen gar keinen Antheil an der Fortpflanzung dieser Insekten beylegten. Ihre Bemerkung, daß die Bienenkörbe zu einer Jahrszeit bevölkert werden, wenn gar keine Hummeln vorhanden sind, beweißt im geringsten nichts, da es offenbar ist, daß sie keine andre, als die großen Hummeln gesehen hatten, indem sie von ihrer verschiednen Größe kein Wort erwähnen. Doch, um wieder auf meine Versuche zu kommen: ich hatte auf meine gläsernen Bienenstöcke mit unermüdeter Aufmerksamkeit von dem Augenblick an Acht gegeben, da die Bienen, unter welchen ich mit Fleiß eine große Menge Hummeln gelassen, in dieselben hinein gesetzt wurden, bis zu der Zeit, da die Königinn ihre Eyer legte, welches gemeiniglich am vierten oder fünften Tage zu geschehen pflegt. Ich bemerkte am ersten oder zweyten, allemal aber vor dem dritten Tage, nach der Zeit, da die Eyer in die Zellen gelegt wurden, daß eine große Menge von Bienen, die sich an einander fest machten, in Gestalt eines Vorhanges von der Spitze bis zum Boden des Bienenstocks herunter hiengen, auf eine ähnliche Art, wie sie vorhin gethan hatten, zu der Zeit, da die Königinn ihre Eyer in die Zellen legte; ein Verfahren, welches (wenn wir über die Instinkte der Thiere Vermuthungen anstellen dürfen) die Absicht zu haben scheint,

scheint, das, was vorgeht, zu verbergen. Doch, dem sey wie ihm wolle, es diente wenigstens dazu, mich zu belehren, daß etwas vorgieng. Auch bemerkte ich wirklich kurz darauf verschiedene Bienen, deren Größe ich durch den dicken Schleyer, wenn ich so reden darf, nicht recht unterscheiden konnte, welche alle das Hintertheil ihres Leibes in eine Zelle steckten, und selbst in dieselbe hinein krochen, aber nur eine kurze Zeit darinnen blieben. Wie sie weg waren, sah ich deutlich mit bloßem Auge eine kleine Quantität von weißlicher Flüßigkeit, die in dem Winkel des Bodens jeder Zelle zurückgelassen war, welche ein Ey enthielt. Sie war nicht so flüßig als Honig, und hatte durchaus keinen süßen Geschmack. Einen Tag darauf fand ich diese Flüßigkeit von dem Embryo eingesogen, der sich am vierten Tage in einen kleinen Wurm verwandelt, dem die arbeitenden Bienen ein wenig Honig zur Nahrung, während der ersten acht oder zehn Tage nach seiner Geburt, zu bringen pflegen. Nachher hören sie auf, sie zu füttern; denn sie verschließen die Zellen, wo diese Embryonen noch zehn Tage eingeschlossen bleiben, während welcher sie noch verschiedene Veränderungen erfahren, deren Beschreibung hieher nicht gehört.

Woher ist die Redensart sub rosa gekommen?

Sagen wir jemand etwas im Vertrauen, und wollen nicht, daß ers einem andern wieder erzähle, so sezzen wir gemeiniglich hinzu: es sey ihnen *sub rosa* (unter der Rose) gesagt. Bey den Alten wurde die Rose für ein Zeichen der Verschwiegenheit gehalten, denn Nanzianzenus sagt:

> Utque latet rosa verna suo putamine clausa;
> Sic os vincla ferat, validisque arcetur habenis,
> Indicatque suis prolixa silentia labris.

und daher ist wohl unstreitig diese Redensart entstanden. Die Alten pflegten auch bey Gastereyen allemal Rosenkränze aufzusetzen, und die alten Teutschen ließen in ihrem Spelsezimmer eine Rose unter die Decke mahlen, zum Zeichen, daß man nichts aus der Gesellschaft nachplaudern müße. Unwahrscheinlicher leiten Lemnius und andere die Redensart daher: daß die Rose eine der Venus gewidmete Blume gewesen sey, die der Cupido dem Harpocrates, dem Gott des Stillschweigens, gewidmet, um damit anzuzeigen, daß alle Liebeshändel verschwiegen bleiben sollten.

W.

Hannoverisches Magazin.

56tes Stück.

Montag, den 12ten Julius 1779.

Etwas vom Bergwerke des einseitigen Harzes.

In dem 53sten Stücke dieses Magazins vom vorigen Jahre ist einige Nachricht von dem Bergwerke des einseitigen Harzes geliefert, und versprochen, weitere Veränderungen und Begebenheiten, welche bey diesem Bergwerke vorfallen, durch diese Blätter von Zeit zu Zeit bekannt zu machen. Da dieses Versprechen in Rücksicht auf das seit dem verflossenen Jahr zu erfüllen stehet: so werden nach der Ordnung des im angeführten Stücke gelieferten Auszuges aus dem Berg- und Preiszettel, folgende dahin zu rechnende Umstände einer Bemerkung vielleicht nicht unwerth seyn.

I. Bey den Gruben, welche Ausbeute geben, und zwar

a) zu Clausthal

ist zwar in der Ausbeute selbst keine Veränderung vorgegangen; jedoch ist der Preis eines Kuchses auf der Caroline bis auf 5100 Rthl., und auf der Dorothee bis auf 4200 Rthl. in Golde zu voll gestiegen. Der Grund dieser Steigerung wird, außer zufälligen Ursachen, welche der Kuchshandel hergiebt, und welche sich selten genau entdecken lassen, ohne Zweifel in den guten Vorräthen dieser Gruben, so wohl an Erzen, als baarem Gelde, wovon die Gewerken jederzeit Wissenschaft erhalten können, und der darauf beruhenden Sicherheit des angelegten Capitals zu suchen seyn. Insbesondere hat die, im Quartal Trinitatis des vorigen Jahrs erfolgte Vermehrung der Ausbeute von der Caroline den Werth derselben erhöhet.

Nota. Ohne Zweifel hat die jetzige bessere Benutzung der gewonnenen Erze, so wohl durch die bey Aufbereitung derselben auf der Halle, und den Puchwerken, als vornemlich auf der Hütte gemachte Verbesserungen einen Hauptantheil an der Ausnahme dieser Gruben, deren Erzforderung sich der Menge nach gegen vorige Zeiten nicht merklich vermehret hat.

b) zu St. Andreasberg

ist die Grube Catharine Neufang in der Ausbeute bis auf 4 Species Thaler gefallen, obgleich der Kuchspreis zu 350 Rthl. geblieben ist; und bey

 dem

dem Samson, welcher mit einer Ausbeute von 4 Species Thalern fortfährt, hat sich der Preis seitdem bis auf 350 Rthl. erhöhet. Die reichen Geschicke, welche die edlen schmalen Gänge zu St. Andreasberg mit sich führen, sind nach der Erfahrung nicht so beständig, als die mächtigeren wenn gleich nicht so silberreichen Gänge zu Clausthal. Der Catharine Neufang kann es, so viel bekannt worden ist, noch jetzt nicht an Gelegenheit fehlen, eben so viel Erz zu fördern, als sie bey der vorherigen höheren Ausbeute gethan hat. Da aber solche reichen Erze im Silber-Gehalt veränderlich sind; so hat dieses den Abbruch vornemlich verursachet. Am einseitigen Harze wird aber auch, wie Gewerken nicht unbekannt seyn kann, darauf mit Fleiß Bedacht genommen, daß sie, so weit es bey einer so ungewissen Sache, als dem Bergbau, zu erwarten ist, wegen ihres in dem Bergwerke angelegten Capitals, und der davon erwarteten Aufkünfte, nicht gefährdet werden mögen. Wenn also gleich diese Grube bey der Menge ihrer Erze, durch eine stärkere Foderung, die bisherige höhere Ausbeute würde haben geben können: so wird es doch einer solchen Vorsorge allem Ansehen nach mit zuzuschreiben seyn, daß an der Ausbeute abgebrochen ist, um den Gewerken diejenige Ausbeute, welche ohne Nachtheil der Grube hergegeben werden kann, wo möglich, desto länger zu versichern. Eben daher rühret es auch ohne Zweifel, daß, ungeachtet die Ausbeute von der Grube Samson nicht erhöhet worden, dennoch der Kuchspreis gestiegen ist.

II. Bey den im Freybau stehenden Gruben, und zwar zu Clausthal, hat die Grube Heinrich Gabriel sich bisher durch sich selbst, ohne Zuschuß der Gewerken, erhalten können, seit einiger Zeit aber, wegen Verbesserung der Anbrüche, angefangen, einen Ueberschuß zurück zu legen. Damit diese nicht ungegründete Hoffnung zum künftigen Genuß einer Ausbeute den Gewerken zu Theil werden möge, wird die Gewerkschaft vollständig zu machen gesucht, das heißt: man theilet die caducirten Kuchse, welche bis daher von Niemanden gebauet sind, an die gehorsamen Gewerken, welche noch Bergtheile besitzen, und an andre aus, welche Kuchse anzunehmen Lust haben, oder Zutheilung davon verlangen können.

III. Bey den Zubuße erfordernden Gruben ist nichts verändert, als nur, daß der Kuchspreis auf dem Georg Wilhelm zu St. Andreasberg sich bis auf 30 Rthl. erhöhet hat. Der Grund davon liegt in dem verbesserten inneren Zustande dieser annoch neuen Grube. Es hat nemlich der Gang, worauf sie bauet, sich mächtiger aufgethan, und die Erze sind glanzig, mit derben Flekken Rothgülden und etwas gediegenem Silber. Weil die davon ausgeschlagenen reichen Erze auf 8 Mark Silber im Centner halten, und die Anbrüche bis daher, wiewohl mit einiger Veränderung, fortgesetzt haben: so giebt

dieses

dieses eine Hofnung zur guten Aufnahme dieser Grube, und wird deswegen jetzt die Gewerkschaft wiederum vollständig zu machen gesucht.

Auch auf dem Silbernen Bär zu St. Andreasberg haben vor einiger Zeit die Anbrüche sich in der Mächtigkeit verbessert, und durch eingesprengtes Rothgülden mehr veredelt. Es ist also auch dieses eine Grube von Hoffnung, worauf die Gewerkschaft ebenfalls vollständig gemacht wird, um denen, welche Bergwerke zu bauen Lust haben, Gelegenheit zu geben, gegen die geringe vierteljährige Zubuße von 2 und 3 Mariengulden auf einen Kuchs an der Hoffnung Theil zu nehmen; und wenn solche durch Gottes Segen erfüllet wird, das durch die Zubuße verwendete geringe Capital dereinst mit reichlicher Ausbeute wieder ersetzt zu bekommen.

So viel mag diesesmal, von eigentlichen Bergwerks-Nachrichten für Gewerken, genug seyn. Andern Lesern dieser Blätter wird es jedoch nicht unangenehm seyn, daß hier eine Erzählung von einer Begebenheit angefüget wird, welche zwar bey Steinkohlenbergwerken nicht ungewöhnlich ist, in den Gruben am Harze aber sich in der Maaße, und unter so sonderbaren Umständen nur selten zugetragen hat. Sie ist diese:

Von einem Stollen zu St. Andreasberg ist ein Queerschlag 12 Lachter lang (ohngefähr 80 Fuß) getrieben, in der Absicht, alte vorliegende Grubengebäude, welche mit Wasser angefüllt sind, zu lösen. Nachdem der Queerschlagsort nahe genug herangebracht worden, war dafür zu sorgen, daß die Wasser nicht auf einmal durch eine weite Oeffnung mit zu großer Gewalt hervordringen, und die Arbeiter Zeit haben möchten, sich mit Sicherheit zu entfernen. Es ist daher, vierzehn Tage vor dem letzten Weihnachtsfeste, durch das den Queerschlag und die alten Gebäude scheidende Gestein, mit einem Bohrer ein nur einige Zoll großes Loch durchgeschlagen, welches die Wasser glücklich erreichet, und ihnen den allmähligen Abfluß auf dem Stollen verschaffet hat.

In alten ersoffenen Gebäuden, wo kein Zugang der äußeren Luft vorhanden ist, pflegen die Wasser mit der Luft faul und verdorben zu werden, und solche aufs äußerste verdorbene Luft, welche der Bergmann böse Wetter nennet, betäubt und tödtet so plötzlich, daß selten Jemand, der sich recht hinein begiebt, Zeit hat, den Entschluß zu fassen, sich zur Rettung seines Lebens zu entfernen. Solche böse Wetter haben sich auch hier, nachdem der Abfluß des Wassers schwächer geworden ist, in der Neujahrs Woche angefunden, und sind in dem Queerschlage, und von da noch beynahe 60 Lachter lang weiter auf dem Stollen, hervorgetreten. Hier befindet sich eine sogenannte Wetterthür, welche, nachdem sie auf- oder zugemacht ist, dazu dient, den Luftzug, oder den Wetterwechsel zu befördern, oder zu hemmen. Diese Wetterthür wird daher offen er-

halten, um die bösen Wetter durch den entstandenen Luftzug zu nöthigen, sich mit der vorbeyziehenden frischen Luft zu vermischen, und ihr nachzufolgen. Weil aber dadurch eine starke Kälte in den benachbarten Grubengebäuden verursacht wird: so gehen zween Steiger am 12ten Januar nach der Wetterthür, machen sie zu, und begeben sich weiter vorwärts, um gelegentlich die bösen Wetter zu beobachten.

Sie kommen nicht gar weit, als sie schon an ihren Grubenlichtern bemerken, daß die Flamme klein, falb und blaulich wird; welches ein gewisses Kennzeichen einer nicht recht frischen Luft ist. Sie kehren also um, sehen aber im Umwenden, daß die Flamme auf den Lichtern zu hüpfen anfängt. Die Flamme verschwindet auch kurz darauf ganz, und in dem Augenblick wird die ganze Gegend auf einmal, wie von einem Blitze ausnehmend hell. Sie fühlen, daß sie zu brennen anfangen, hören ein lautes Geheule von Bewegung der Luft, und zugleich einen heftigen Knall, wie von einem starken Schusse, wodurch sie mit solcher Gewalt zur Erde, auf die Stollen Sohle geworfen worden, daß sie beträchtliche Beschädigungen bekommen, und der eine, welcher der vörderste nach den bösen Wettern zu gewesen ist, alle Empfindungen verliert. Dieses Niederwerfen hat jedoch wahrscheinlich beyden Leuten das Leben gerettet, indem das kalte auf der Stollen Sohle fließende Wasser den einen wieder zu sich selbst gebracht, beyden aber die angebrannten Kleidungen gelöscht hat. Sonst ist durch diese heftige Explosion, durch welche die Entzündung geendiget worden, die angeführte aus Dielen verfertigte Wetterthür aufgesprenget, und mit solcher Gewalt zersplittert worden, daß vier Lachter davon Stücke gelegen haben. Nichtsweniger ist aller Dreck, Sand und kleines Gestein von der Sohle aufgehoben, in die Thür Pfosten, und weiter in die Stücke Holz, womit der Stollen im Gezimmer verwahrt ist, hinein geworfen. Den Knall nebst einem heftigen Windsturm haben einige Arbeiter noch 156 Lachter weiter auf dem Stollen gehört, und das Zischen und Pfeifen der Luft, mit einem dumpfen Getöne, ist von andern noch 150 Lachter weiter auf dem Stollen angemerkt. Hieraus ist zu schließen, daß der Luftzug den Stollen entlang zum Mundloch hinaus gegangen sey. Da sonst der Zug der Luft vom Mundloch herein, und denn auf dem Stollen fort ganz frisch gehet, und endlich in dem benachbarten Schacht auszieht; so ist doch die durch die Explosion entstandene Ausdehnung der Luft im Stande gewesen, den beträchtlichen Widerstand der einziehenden frischen Wetter zu überwinden, und dem Luftzug eine ganz verkehrte Richtung auf eine kurze Zeit zu geben. Außer den durch das Niederwerfen verursachten Beschädigungen, sind beyden Steigern die Hände und das Gesicht verbrannt, die Haare versengt, und in dem Kopfe und Gesichte kleine Steine in die Haut ein-

eingedrungen. Die linnenen Kittel sind mit vielen kleinen Löchern durchbohret, die Beine durch die Knopflöcher der Kamaschen, ohne Verletzung der wollenen Strümpfe, etwas verbrannt, an den wollenen Kleidungsstücken aber ist nur die Wolle abgesenget. Das Grubenleder des einen, welcher ohne Empfindung niedergefallen ist, hat zwey Risse bekommen, und überdies ist ihm das Halstuch und das Hemd unter dem Halsquäter verbrannt worden.

Im übrigen hat man nach einer so starken Entzündung und Explosion zwar vermuthen können, daß die bösen Wetter nicht mehr vorhanden seyn würden. Bey der gleich des andern Tages darauf vorgenommenen Untersuchung aber sind sie noch eben so, wie vorhin, gewesen, da sich wahrscheinlich aus den alten Gebäuden mehr davon nachgezogen hat; und wird also gesucht werden müssen, sie durch hier gewöhnliche Maschinen weg und frische Wetter dafür hinzubringen.

Ueber die Freundschaft.

Mitten unter allen Abwechselungen des Lebens, ist Freundschaft ein heilender Balsam, der Herold des Friedens, der Bote der Freude. Geselligkeit, ein Zweck unsers Daseyns, wird durch diesen mittheilenden Segen befördert. Hier hören Feindseligkeiten auf, und die Taube allein hat den Vorsitz. Haß verschwindet, — Eintracht herrschet. Wo diese englische Tugend fehlt, was sind alle unsere Freuden? Was macht unsere gesellschaftliche Glückseligkeit aus, unsern bürgerlichen Frieden? die Freundschaft. – Was für Verknüpfungen werden uns zu etwas verbinden, wo dieser Grundsatz nicht unser Wegweiser ist?

Was kann mächtiger uns zwingen und zurück halten, als die Bande der Freundschaft? Alle Kraft von Schlüssen oder Vernunft wird ohne diesen Grundsatz nichts helfen, weder abzuhalten vom Beleidigen, noch anzureizen zum Wohlthun.

Wo diese beseligende Tugend das Gemüth beherrscht, da mag sich das Lamm mit dem Löwen sicher lagern. Kein Streit wird länger gehört; Spaltungen sind geheilt, und Vereinigung festgesetzt. Ob schon die Wege verschieden sind, in welchen sich dieser Grundsatz offenbaret, so treffen sie doch alle zusammen in Absicht auf den Gegenstand, und einer genauen Einförmigkeit im Verfahren.

Was diesen Grundsatz weit über alle Beschreibung erhebt, ist, daß es ein geheimer Bewegungsgrund, hervorgebracht durch eine geheime Ursache, und getrieben von einer geheimen Hochachtung ist, die allein der Theilnehmende kennet.

Zahlreich sind die Gemüthsbewegungen des menschlichen Herzens u. werden

auf so mancherley Art geäußert, als sie verschieden in ihrer Natur sind. Diese ist eine innere Empfängniß des Herzens, bey welchen der Wille und die Zuneigung zu Rathe gezogen sind, und die mit unsern Jahren zunimmt. Freundschaft, (die wahre nemlich) ist ein eingegrabener Grundsatz, welcher im Herzen tiefe Wurzel schlägt, und sich in Handlungen in Aeste ausbreitet; und ob schon oft durch widrige Schicksale die Zweige davon abgestutzt werden, so bleibt doch die Wurzel, welche noch ein lebendiger Grundsatz ist, der täglich hervorsprosset in Handlung. Also, wenn gleich die versengende Hitze der Verfolgung ihre Kräfte zu erschöpfen scheint, setzet sie doch der sanfte Thau der Ueberlegung in den vorigen Stand, und giebt den Verbundenen neue Stärke.

Wo der Wille nicht zu einer vollständigen und gänzlichen Beypflichtung gebracht worden, da ist das Werk Sklaven-Arbeit, und nichts mehr, als eine sklavische Furcht; dieses führet mich auf die Bemerkung, daß die Verbindungen der Natur oder Blutsfreundschaft diesen Grundsatz nicht hervor bringen, alsdann würde er eine nothwendige Folge der Verwandtschaft seyn.

Im Gegentheil, da die Freundschaft durch eine Ursache hervorgebracht wird, welche sie zu verdienen scheint, so wird sie ohne diesen Anschein nie ertheilt, wenn auch immer der Ausgang dessen Ungrund beweiset. Im Verhältniß also wie die Güte der Ursache zu oder abnimmt, blühet die Freundschaft, oder wird niedergebogen.

Da ich die Quelle und das Entstehen der Handlung gezeigt habe, so fahre ich nun fort, deren Wirkungen zu betrachten. Der Grundsatz ist edel, deswegen ist es natürlich, zu vermuthen, daß die Wirkungen von eben der Beschaffenheit seyn werden.

Endlich müssen wir bemerken, daß uneigennützige Bewegungsgründe ein nothwendiges Zeugniß wahrer Freundschaft sind, welche den Theilnehmenden leiten, diesen Segen nicht nur bloß dem Glücklichen, sondern auch dem armen Elenden mitzutheilen. Wenn das Glück lächelt, wenn Reichthümer ihm zurollen, wann Ehrenstellen ihn immer mit Lorbeeren krönen, dann wird die Welt Freundschaft bekennen.

Aber wo ist der Mann, dieser seltene Vogel, der, wann das Elend saure Blicke wirft, Bekümmerniß droht, und Armuth überher hängt, helfen und beystehen, trösten und erleichtern will?

Dies ist der Probierstein. — Ein Freund in der Noth, ist in der That ein Freund; und ein solcher allein verdient diesen Namen.

Freundschaft enthält nicht blos einen Grundsatz, sondern That — nicht bloß Bekenntniß, sondern Vollziehung.

Die Freundschaft der Welt ist insgemein blos im Munde; sie bestehet in einer Anzahl Versprechungen oder

Versicherungen, bey welchen man wahrscheinlich nie die Absicht hatte, sie zu erfüllen, sondern nur äffen wollte. Wie sehr ist ein solches Betragen zu verabscheuen, und doch wie gemein! — Hier lassen Sie uns ein kurzes Augenmerk auf die verschiedenen Stände der Männer werfen, welche diesen Charakter annehmen.

Der schmeichelnde Hofmann, gelehrt in allen Künsten der betrüglichen Art zu schliessen, verspricht dem armen von ihm Abhängenden was er nie auszuüben denkt. Der gesellige Mann, dessen Kreis sich nicht über die Mittelmäßigkeit erstreckt, bezeugt seinem Freunde die strengste Freundschaft, dessen Rang unter dem Schimmer von Vermögen und Ehre erhabener ist. Der erhöhte Theil wird durch ein widriges Schicksal von der Spitze der Macht zur untersten Stuffe der Unterwürfigkeit herabgeworfen; versehen mit jeder Hoffnung, welche Versprechungen verschaffen können, nimmt er zu seinem vormaligen Freunde seine Zuflucht, welcher ihn empfängt — mit Verachtung.

Daß sind einige von den Wirkungen menschlicher Freundschaft, die beym Anblick schimmert, und auf der Probe schwindet. Wie vergänglich ist denn all unser Genuß! Wie eitel sind alle unsre Tröstungen! Eine wichtige Ursache, warum menschliche Freundschaft so unzuverläßig ist, besteht darin, daß der Mensch ein veränderliches Geschöpf ist, welches mancherley Gemüthsarten und Neigungen, Vorurtheilen und natürlichem Widerwillen unterworfen bleibt. Oft sieht man, daß wir bey denenjenigen, von welchen wir die meiste Freundschaft erwarten, die wenigste finden, welches aus dem ungegründeten Begriff entsteht, den wir von der Aufrichtigkeit ihrer Absichten haben.

Da Freundschaft eine Empfindung des Gemüths von der Achtung für einen besondern Gegenstand ist, so wird sie oft betrogen, so bald aber der Betrug entdeckt ist, nimmt die Freundschaft allmählig ab.

Es ist deswegen zur Dauer und Fortsetzung wechselseitiger Freundschaft nothwendig, daß zwischen den Theilnehmenden eine Gleichheit der Empfindungen sey. Dies ist so wesentlich zu ihrem Fortgange und Wachsthum, als es oft das Mittel ist, sie hervor zu bringen. Durch Beobachtungen finden wir, daß Leute nach einer kurzen Bekanntschaft, aus Gleichheit der Empfindungen und Neigungen, wechselseitige Theilnehmer dieses mittheilenden Segens werden.

Selten wird man sehen, daß der Einfältige mit dem Weisen, der Gottlose mit dem Frommen durch die geheiligten Bande der Freundschaft vereinigt ist.

Da die große Absicht dieses gesellschaftlichen Vorrechts ist, uns einer dem andern unsre Freuden und unsern Kummer mitzutheilen, so kann, wenn keine Einigkeit der Gemüther da ist, diese Freyheit nicht statt haben.

Kann

Kann sich also der modische laster-hafte mit dem Christen vereinigen? Oder kann der fromme Christ mit dem Erzlasterhaften Verbindungen suchen? Ihre Neigungen, ihre Freuden und ihre Vergnügungen sind so entgegen gesetzt als Licht und Finsterniß. Daher ist an sich klar, daß ohne Gleichheit der Empfindungen keine wahre Freundschaft seyn kann.

Begabt mit dieser edlen Tugend, im Besitz eines wahren Freundes, können wir uns als höchst begünstigt vor vielen unsrer Mit-Sterblichen betrachten; Aber ach! unsere Freuden müssen einen Zeitwechsel haben; Trennung muß Platz nehmen auf eine Zeitlang.

Laßt uns denn in der Hoffnung leben, uns wieder zu begegnen, dort, wo keine Sorgen eintreten und wo Vergnügungen sind auf ewig.

Obschon Freundschaft an sich selbst vergnügend ist, so müssen wir doch, da ihre Dauer kurz, und der Veränderung oder Trennung unterworfen ist, zum Schlusse, von ihr als von allen Gütern unterm Monde sagen: „Sie sind alle weniger als nichts, und „verschwinden allzusammen."

— Amicitia quam nomen est.

Antwort auf die im Magazin gegebene Anfrage wegen Vertreibung der Ameisen.

Man kocht ein Theil Weizenkörner mit hinlänglichem Wasser, darin einige Hände voll Kraut und Wurzeln von dem stinkenden Schierling (cicuta foetida) geworfen worden, ¼ Stunde lang. Man legt diese Körner zwischen Papier an den Ort hin, wo die Ameisen sind, so werden sie ihren Todt selbst suchen. Diese Körner bleiben über 8 Tage lang tödlich; daher dienen sie auch wider die Mäuse und Maulwürfe, wenn sie frisch in ihre Löcher gelegt werden. Die Ameisen pflegen auch den Obstbäumen Schaden zuzufügen, und man kann sich dieser durch folgendes zuverläßige einfache Mittel ganz entledigen. Man nimmt ein Stück altes Pelzwerk, worauf doch noch die Wolle ist, zerschneidet solches eines Daumes breit in lange Riemen, nähet sie zusammen, und umbindet den Baum. Nicht eine Ameise wagt sich über dieses Pelzwerk zu gehen, sie werden es probieren, kehren aber gleich wieder zurück. Ein Mittel, welches den ganzen Sommer dauert. Gestoßener Schwefel, auf Papier gestreuet, und in die Schränke gelegt, wird ebenfalls die Ameisen aus denselben vertreiben.

P. D. J.

Hannoverisches Magazin.

57tes Stück.

Freytag, den 16ten Julius 1779.

Aus einer Geschichte des Frauenzimmers. *)

Diese Geschichte wird unfehlbar wegen der Neuheit ihres Gegenstandes, die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich ziehen, und vorzüglich in England nicht wenig zum Vergnügen der Nation beytragen.

Die Damen besonders werden durch die Mannigfaltigkeit der unterhaltenden Anekdoten das schöne Geschlecht betreffend, welche aus den berühmtesten alten und neuern Schriftstellern gesammelt sind, für ihre Neugierde in Ansehung ihres Geschlechts mehr Befriedigung finden, als an irgend einem andern bis jetzt erschienenem Produkte.

Folgendes ist ein Auszug aus der Einleitung des Werks.

„Obgleich nichts in der Natur ist, daß unsere Aufmerksamkeit so sehr beschäftigt, unsere Neigungen so mächtig anzieht, oder in unserm eigenen Vortheil so innig verwebt ist, als das andere Geschlecht, so ist doch unsere Partheylichkeit gegen uns selbst so stark, daß wir weder zu irgend einer Zeit, oder in irgend einem Lande hinlänglich auf die Glückseligkeit und die Vortheile dieses Geschlechts Rücksicht genommen haben, welches wir doch zu jeder Zeit und in jedem Lande unserm Vorgeben nach geliebt und angebetet haben; und indem die Reize, die es besitzt, uns an allen Orten den Tribut der Liebe abgenöthiget, so haben sie doch nur an wenigen Oertern uns vermocht, guten Gebrauch davon zu machen.

Beynahe jede Mannsperson beklagt sich über das andere Geschlecht, aber schwerlich treffen wir jemand an, der sich ernstlich bemühte, die Uebel zu verbessern, worüber man sich so bitterlich beklagt.

Jener, der das Frauenzimmer bloß als Gegenstand seiner Liebe und seines

*) Der Titel des merkwürdigen Buchs, woraus hier ein Auszug vorgelegt wird, heißt: *The History of Women* from the earliest Antiquity to the present Time; giving some Account of almost every interesting Particular concerning that sex, among all Nations, Ancient and Modern. By William Alexander, M. D. 2. Vols. 4.
Lond. Chron. for 1779. May 18. 25. 27.

Vergnügens ansieht, beklagt sich, daß er's in Verbindung mit ihm unbeständig, treulos, immer offen für Schmeicheley und Verführung finde.

Der Philosoph, der die Freuden der Freundschaft und des Umganges gern mit den Freuden der Liebe verbinden möchte, beklagt sich, das Frauenzimmer habe gar keine andere Begriffe als solche, die Galanterie und Selbstbewunderung zur Quelle haben, und wäre folglich unfähig, geläuterteres und intellectuelleres Vergnügen zu erwecken und selbst zu empfinden.

Der Mann von Geschäfften sagt, das Frauenzimmer wäre leichtsinnig und gedankenlos, der arbeitende Kopf und die sparende Hand fehlte ihm, die doch so nothwendig sind, um durch die Welt zu kommen. Und beynahe jede Mannsperson beklagt sich über ihren Müssiggang, ihre Ausschweifungen, Unachtsamkeit gegen alle Ermahnungen, und Vernachläßigung aller Pflichten des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens.

Ohne zu untersuchen, in wie weit diese sämmtlichen Klagen gegründet oder nicht gegründet sind, bemerke ich nur, daß wir bey den gegründeten, wenn wir sie bis zu ihrer Quelle verfolgen, immer finden werden, wie die Schuld zuletzt allemal auf uns selbst zurück falle.

Giebt nicht der verliebte und galante Herr gemeiniglich dem Frauenzimmer, mit dem er in Verbindung steht, das Beyspiel zur Untreue und Unbeständigkeit? Und bahnen nicht die Männer überhaupt nur zu oft dem Frauenzimmer den Weg, der zu Leichtsinn und Thorheit führt?

Was macht den Philosophen der vernünftigen und intellectuellen Vergnügungen so fähig?

Ohne Zweifel die Erziehung, die er gehabt hat, und vielleicht hätte die nemliche Erziehung seiner Frau oder seiner Tochter einen ähnlichen oder auch wohl noch stärkern Geschmack daran beygebracht; es ist daher thöricht, die Frucht zu erwarten, ohne die gehörige Cultur, wodurch sie zur Vollkommenheit reift.

Die Arbeitsamkeit und Festigkeit hat der Geschäftsmann in seinen frühern Jahren erlangt, und sie sind dadurch, daß er allein Herr von dem ist, was er erwirbt, und die Macht hat es so zu verwenden und anzulegen, wie es ihm am besten dünkt, vermehrt worden. Seine Frau aber ist nicht in einer solchen Schule erzogen und hatte keine solche Bewegungsgründe zur Erwerbsamkeit; denn gesetzt auch, sie arbeitete mit dem außerordentlichsten Fleiße, so kann sie sich doch das nicht zueignen, was sie verdient; oder irgend das geringste davon ohne ihres Mannes Erlaubniß ausgeben.

Auch ist der Müßiggang, die Ausschweifung und die Vernachläßigung der häuslichen Pflichten, welche wir dem andern Geschlecht so oft Schuld geben, mehr ein Fehler der Erziehung, als der Natur.

Können wir erwarten, daß das Mädchen, welches wir in allem modi-

schen

schen Leichtsinn und in allen Thorheiten auferziehen, bey dem wir alle unsere Kräfte aufbieten, ihm Schmeicheleyen vorzusagen und es zu amüsiren, in dem Augenblick der Verheyrathung seinen Plan auf einmal ganz und gar ändern, und gleich eine sittsame und haushälterische Frau werden wird? Eben so gut mögen wir erwarten, da Korn zu ernten, wo wir Unkraut ausgesäet haben.

Aber wir vernachläßigen nicht bloß das andere Geschlecht, oder führen es im Anfange seiner Erziehung schlecht an, sondern so lange Jugend und Schönheit sein Antheil ist, ist die Scene, die wir ihm eröffnen, lauter Täuschung, Schmeicheley und Falschheit; denn wir ergreifen jede Gelegenheit, den Mädchen in ihrer Gegenwart weiß zu machen, sie wären nichts als Schönheit, ihre Meynungen und Handlungen wären nichts als Vollkommenheit, sind sie aber weg, so lachen wir über die Leichtgläubigkeit ihrer Seelchen, spötteln boshaft über jeden ihrer Fehler und Thorheiten, und legen sie zur Schau aus. Nur dann erst, wenn sie Weiber sind, oder Runzeln ihre Stirne gefurchet haben, hören sie von unserm Geschlecht die Stimme der Wahrheit.

Auch sind die Thorheiten und Schwachheiten des andern Geschlechts nicht bloß der Gegenstand des mündlichen Belachens und mündlichen Tadels, sondern auch solche von unserm Geschlecht, die durch Mißgeschick von irgend einer Art mürrisch geworden, und noch mehr solche, die in dem Gesuch einer gesetzmäßigen, häufiger aber im Gesuch einer gesetzwidrigen Liebe unglücklich gewesen sind, haben gleich den feigen Memmen, die einen jeden angreifen, von dem sie versichert sind, daß er sich nicht wehren werde, in allen Zeitaltern ihre Federn in Galle getunkt, und wegen der vermeintlichen Fehler einiger wenigen, ihren Groll und Bosheit sehr unmild gegen das ganze Geschlecht ausgespieen.

Nachdem unser Verfasser einige Schmähungen der Morgenländer gegen ihr Frauenzimmer in den frühern Zeiten angegeben, fährt er fort, und meldet die günstige Wendung, die der Zustand des schönen Geschlechts nachher bekam.

Nachdem das Frauenzimmer seit dreytausend Jahren beständig der Gegenstand des satyrischen Witzes und milzsüchtiger Laune gewesen war; entstand zuletzt in Europa eine Einrichtung, die unter dem Namen der Ritterschaft bekannt ist, welche eine Zeitlang die Gesinnungen und Schriften der Männer ganz und gar umänderte, das Frauenzimmer beynahe unter die himmlischen Wesen versetzte, es für mehr als Hochverrath hielt, ihm übel zu begegnen, und kaum für weniger als Gotteslästerung, Uebels von ihm zu reden. Indessen waren die Zeiten, da die Ritterschaft in ihrer größten Vollkommenheit blühte, nicht Zeiten in denen man schrieb.

Da sie aber in Verfall gerieth, und man anfieng die Wissenschaften mit Ga-

Galanterie zu verbinden, nahmen die Ergießungen des Witzes einen andern Lauf, und die Mannspersonen giengen nun, anstatt mit einander zu wetteifern, wer das weibliche Geschlecht am meisten verächtlich machen könne, den Wettstreit in ganz anderer Absicht ein, nemlich den erhabenen Werth des Frauenzimmers zu zeigen, und die Welt so gar zu überreden, daß von allen Freuden, die wir im gegenwärtigen Leben genießen, oder im zukünftigen hoffen könnten, die Liebe allein unserer Sorge und Bestrebung würdig sey. —

Da diese Art Galanterie, die alle Mannspersonen lehrte, ein Frauenzimmer wie eine Art von höherem Wesen anzusehen, sich durch die ausschweifendsten Wirkungen, selbst abgenutzt hatte, bekam die Denkungsart der Männer eine entgegengesetzte Richtung, und fieng an, das Frauenzimmer in einem geringern verächtlichen Lichte zu betrachten; sie hielten es für Spielzeug in Erhohlungsstunden oder für bloßes Werkzeug des thierischen Vergnügens; sprachen ihm beynahe alle Beurtheilungskraft ab, und vermieden fast allen ernsthaften Umgang mit ihm. In England zernichtete die freye Lebensart, die an Carls des Zweyten Hofe herrschte, zuerst die sittlichen Grundsätze des Frauenzimmers, und lehrte dann die Mannspersonen, es wegen des Mangels der Dinge zu verachten, die sie ihm selbst geraubt hatten.

Da die Sache diese Wendung nahm, wurde es bald gleichsam Mode, gegen das weibliche Geschlecht zu schreiben, so wie es vorher Mode war, zu Gunsten desselben die Feder zu gebrauchen.

Der Graf von Rochester gab das Beyspiel, welchem bald Pope, Swift, Young und eine Menge weniger bedeutende Scribler folgten. Alle diese versichern, daß sie dabey die Absicht gehabt, ein Geschlecht wieder auf den Weg der Tugend zu führen, das durch Uebung im Laster und in Thorheiten, jede andere Bemühung fruchtlos gemacht hätte.

Unser Auctor hält darauf eine kurze Uebersicht aller der Revolutionen, die sich vom Untergange des römischen Reichs bis auf unsere Zeiten in Ansehung des Charakters und der Sitten des Frauenzimmers eräugnet haben.

„Als die alten Deutschen aus ihren Wäldern und Höhlen hervorgiengen, um ganz Europa Gesetze und Sitten zu geben, so waren ihre Frauenzimmer in vielem Betracht mit den Männern von gleichem, ja zuweilen von noch größerm Ansehen und größerer Wichtigkeit.

Da sich diese Deutschen meist in allen Ländern niedergelassen, und da aus einer Mischung von Religion, Galanterie und Krieg, weswegen sie berühmt waren, eine Art von romantischen Heroismus entstanden war, den man Ritterschaft nennet, so haben wir die größte Ursache zu glauben, daß der Werth, der dadurch ihrem Frauenzimmer aufgeprägt wurde, ihm eine Würde und einen Stolz mittheilte, welche es so tugendhaft machten, als viel:

vielleicht das Frauenzimmer in keinem Lande oder zu keiner Zeit je gewesen ist.

Als aber das Ritterwesen anfieng auszuarten, und der Ritterstand, die höchste Würde desselben, darum man sich sonst aufs eifrigste bewerben mußte und sie allein durch eine lange Reihe tapferer verdienstvoller Thaten erhalten konnte, nun an den Besitz eines gewissen Stück Landes gebunden, von jedem wer wollte, verunehrt würde, auch selbst den Großen zur Erreichung ihrer Absichten diente; denen mit Gewalt aufgedrungen wurde, die sie sorgfältig vermieden; so fieng die öffentliche Ehre der Männer an zu sinken, ihre Affführung gegen das Frauenzimmer wurde unehrerbietiger, das Frauenzimmer verlohr viel von seiner Würde, und mit derselben auch keinen geringen Theil seiner Tugend.

Die Geschichte aller Europäischen Nationen lieferte nun ein Gemählde, das ganz das umgekehrte vom vorigen war; die Männer hatten alle Hochachtung gegen das andere Geschlecht verlohren, und das Frauenzimmer alle Keuschheit, die diese Achtung einflößen mußte; die gröbste Gemeinheit der Sitten, das allerschändlichste Verderbniß des Charakters beyderley Geschlechts waren eine Folge davon.

In Frankreich, anstatt sich dem Frauenzimmer mit der ehrerbietigen Achtung zu nähern, der es gewohnt war, und welche der schuldige Tribut der Ehrbarkeit ist, wurde es nun bey den Mannspersonen Mode, sich mit der unanständigsten Vertraulichkeit dem Frauenzimmer aufzudringen.

Das Frauenzimmer hätte diese Vertraulichkeit leicht zurückhalten können, aber es gab ihr vielmehr Vorschub, und die Folge war, daß beynahe alle weibliche Anständigkeit erlosch, daß die den Mannspersonen erlaubte Vertraulichkeit mit der Zeit Verachtung hervorbrachte, und die gröbste Ausschweifung an die Stelle der empfindsamsten Liebe trat. Selbst der Name Zärtlichkeit war beynahe verlohren. Frauenzimmer von jedem Rang und Stande nahmen mit eben der Gleichgültigkeit in ihrem Schlafzimmer im Bette, als am Caminfeuer im Besuchzimmer, Visiten von Mannspersonen an; Staatsunterredungen würden häufig im Schlafzimmer der Damen, wenn sie noch im Bette lagen gehalten; welche oft durch ihre Stimme, aber häufiger durch Versprechung heimlicher Gunstbezeigungen die Maaßregeln bestimmten, die man nahm.

Die Sitten des Englischen Frauenzimmers waren weder zurückhaltender noch ihr Charakter unbefleckter, wie die Sitten und der Charakter der Französischen Damen. Die nemliche unanständige Vertraulichkeit befleckte ihre öffentliche, und die nemliche Ausgelassenheit, ihre häusliche Aufführung.

Während der Weihnachtsfeyertage, bewirtheten die meisten von Adel ihre Lehnsunterthanen beyderley Geschlechts. Gemeiniglich wählte man einen benachbarten Geistlichen, der bey dieser ausgelassenen Lustbarkeit und un-

unanständigen Feyerlichkeit, den Vorsitz hatte, und der wegen seines dabey habenden Amtes, der Abt der Schwärmgesellschaft hieß.

In den Häusern der Großen, waren fast überall besondere Zimmer für das Frauenzimmer, worin es Stickerey arbeit, oder andere Arten Näherey verfertigte; und der Name, den diese Zimmer anfänglich von ihrem Gebrauche empfiengen, wurde mit der Zeit mit der Benennung Bordell gleich bedeutend. Ja so sehr hatten die Mannspersonen von jedem Stande, alle öffentliche Anständigkeit verloren, daß sich selbst die Geistlichen nicht schämten, Inschriften über die Thüren solcher Zimmer zu setzen, die ihren Gebrauch anzeigten.

Einige Zeit vor der Regierung der Königinn Elisabeth, fieng die Delicatesse und Anständigkeit des weiblichen Charakters wieder an aufzuleben. Von ihrer Regierung an bis auf die Zeiten des Protectors, waren die Sitten des Frauenzimmers doch reiner, aber während seiner scheinheiligen schwärmerischen Reichsverwaltung kämpfte die Andächteley hart, um die Natur auszutreiben und bey ihm Unreinigkeit und Aberglauben an die Stelle der Religion zu setzen.

Die veränderte Regierungsverfassung leitete den Canal seiner Sitten wieder zurück, und gab ihm eine Richtung, die bloß zu Vergnügungen und ausgelassener Liebe leitete.

Die Zerrüttungen während der Regierung Jacobs des II. verminderten die Sucht nach Vergnügungen ein wenig, und die befestigte Regierungsverfassung unter Wilhelm III. nebst der Misbilligung, welche der Hof wider die gesetzwidrige Galanterie äußerte, gaben dem weiblichen Charakter diejenige Wendung zu Anständigkeit und Feinheit der Sitten, worin er nun einen ansehnlichen Fortgang gehabt hat.

Wir zeichnen noch einige schöne Anmerkungen des Verfassers über die jetzige Mode unser Frauenzimmer zu erziehen, und einige allgemeine Beobachtungen über den Charakter und die Aufführung des europäischen Frauenzimmers aus.

In Frankreich wurde das Frauenzimmer zuerst bey Hofe eingeführt; seine Erziehung, die vor dieser Einführung im Lesen der Muttersprache, Nähen, und in der Erlernung der Geschäffte des häuslichen Lebens bestand, veränderte sich stuffenweise in Vocal- und Instrumentalmusik, Zeichnen, Tanzen und Anputz nach der neuesten Mode; hierzu kann man noch die Kunst rechnen, Männer zu fangen und sie zu beherrschen.

Dieses schlechte Modell wurde von allen andern Nationen copirt: die Franzosen fügten von Zeit zu Zeit noch einige verbessernde Züge hinzu; bis endlich zuletzt beynahe jede nützliche Sache aus dem Plane der weiblichen Erziehung kühnlich ausgestrichen, und das Frauenzimmer unserer Zeit, dadurch mehr denn halb seiner angebornen Würde beraubt und ein Gegenstand

stand wurde, den man mehr deswegen suchte, um eine melancholische Stunde aufzuheitern, oder eine gesetzwidrige Leidenschaft zu befriedigen, als daß sie gesellschaftliche Theilnehmerinnen eines durch Vernunft und Religion regierten Lebens werden möchten.

Wir müssen aber dem ohngeachtet gestehen, daß nicht alles französische Frauenzimmer sich so sehr der Mode und dem Vergnügen aufgeopfert, daß es alles andere vernachläßiget hätte. Frankreich hat viele Frauenzimmer hervorgebracht, die sich durch ihre Vernunft und Geschicklichkeit ausgezeichnet haben; und selbst in diesen Zeiten der Zerstreuung, da lustige Frauenzimmergesellschaften sich gewöhnlich nur zum Spiel und zum Zeitvertreib versammeln, giebt es zu Paris Damengesellschaften, die zu bestimmten Zeiten zusammen kommen, um über den Werth eines jeden neuen Werks zu entscheiden; und glücklich ist der Schriftsteller, der ihren Beyfall erhält; denn die Franzosen sind viel zu höflich, als daß sie sich dem Urtheil ihrer Damen, es mag nun wahr oder falsch seyn, offenbar widersetzen sollten.

Sollte dieser unvollkommene Versuch, eine Geschichte des schönen Geschlechts zu schreiben, die jetzige Zeit überleben, und noch von einer künftigen Generation gelesen werden, wenn diese schlechte weibliche Erziehung einer bessern wird Platz gemacht haben, so wollen wir, damit sich doch unsere Leser alsdann einen Begriff machen können, wie es gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts damit aussahe, nur einen bloßen Umriß entwerfen, wie es jetzt damit in den gesittesten Ländern von Europa gehalten wird.

In dem ersten Unterricht, den eine Mutter ihrer Tochter giebt, ist es ein sehr wichtiger Artikel, nach der neumodigen Redensart, ihren Kopf hoch zu tragen und sich gut halten zu lernen. Man fängt an, ihr dies einzuschärfen, wenn sie drey, oder zum höchsten vier Jahr alt ist; und bestehet noch viele Jahre nachher aufs strengste darauf.

Wenn die junge Dame gelernt hat, ihre eigene Sprache unvollkommen zu lesen, und zuweilen auch noch ehe sie solches kann; schickt man sie in eine Kostschule, oder übergiebt sie einer alten Gouvernante, denn die Zeit der Mutter ist durch Putz, Lesen der neuesten Producte, artige Correspondenzen, Gesellschaften, Spiele, Bälle u. s. w. so eingeschränkt, daß sie sich, außer dem Gebähren, nicht viel um ihre Tochter bekümmern kann.

Man giebt ihr in den feinsten und unnöthigsten Näharbeiten Unterricht, um etwa einen Arbeitsbeutel sticken zu können; da man sie indessen in den Dingen, die ihr so nöthig sind, wenn sie etwa in die Haushaltung kommen sollte, völlig unwissend läßt. So lange sie dieser Aufsicht anvertrauet ist, wird ein Theil ihrer Zeit dazu bestimmet, ihre Muttersprache, oder die Sprachen einiger benachbarter Reiche lesen zu lernen; alle diese werden sehr häufig gelehrt, ohne daß man

auf

auf Grammatik oder Rechtschreibung dabey sonderlich achtet. Zum Schreiben und Rechnen wird auch ein Theil ihrer Zeit angewendet, aber diese Dinge, besonders das letzte, werden höchstens als Nebengeschicklichkeiten angesehen, die man im gemeinen Leben nicht nothwendig braucht, und die folglich nur wenig Aufmerksamkeit verdienen.

Ueberhaupt ist das der große Zweck der Erziehung, das Mädchen Dinge zu lehren, die es als Frau wieder aufgeben muß; als Zeichnen, Musik, Tanzen; und weil diese Künste für junge muntere Gemüther so angenehm sind, so beschäfftigen sie junge Mädchen so sehr, daß sie alles andere darüber vergessen.

Hierzu kommt noch die modische Kleidung, das pünktliche superfeine Betragen in Gesellschaften, und Unterricht im Spiel; ja mit Betrübniß müssen wir es sagen, daß in einigen Schulen Lehrer eingeführt sind, die im modischen Kartenspiel Unterricht geben, eine Zerstreuung, wo nicht gar ein Laster, welches schon bey beyderley Geschlecht zu sehr eingerissen ist, und vielleicht durch diese frühe Anführung schon tiefe Wurzel faßt.

So stehet es überhaupt mit der Erziehung zu Hause und in den Frauenzimmer-Kostschulen aus; in einigen mögen freylich außer den angeführten, noch einige wenige Dinge gelehrt werden, aber was auch immer gelehrt wird, und wozu das junge Frauenzimmer auch immer mag angeführt werden; so ists doch auch wahr, daß das Mädchen, wenn es da einige Jahre gewesen ist, wie eine ganz modische Dame wieder zu seinen Eltern ins Haus kommt; den Kopf voll von französischen Brocken, Namen großer Leute, Stellen aus Romanen und Schauspielen, mit Ekel an den altmodischen Tugenden der vernünftigen Häuslichkeit, Ordnung oder Wirthschaft.

Wir können unsern Blick nicht auf das eben entworfene Gemählde werfen, ohne den geheimen Wunsch zu hegen, daß es weniger getroffen seyn möchte; auch wollen wir nicht eher den Vorhang davor ziehen, ohne es vorher mit Freuden angezeigt zu haben, daß einige Eltern einen bessern Plan befolgen, und daß einige junge Frauenzimmer, die auch eben so erzogen sind, Verstand genug gehabt haben, den größten Theil der oben benannten Thorheiten abzulegen, und solche Wissenschaften und Tugenden anzubauen, die die Zierde des Umganges sind, und zu ihrem eigenen Nutzen gereichen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

58tes Stück.

Montag, den 19ten Julius 1779.

Schluß der Geschichte des Frauenzimmers.

Dies ist mit wenig kleinen Veränderungen, die gewöhnliche Methode der europäischen Erziehung, eine Methode, die nur darauf abzuzielen scheinet, die persönlichen Reize auszubilden, da man unterdessen für Verstand und Herz wenig oder gar nicht sorgt; und die nützlichen, aber zu oft lächerlich gemachten Pflichten des häuslichen Lebens für veralterte Beschäfftigungen solcher einfältigen Frauenzimmer hält, als es vor ein- oder zweyhundert Jahren gab, die nichts von Mode und Vergnügungen wußten. Frauenzimmer die so erzogen sind, können etwa gesucht werden, um eine müßige Stunde vertändeln zu helfen. Aber was für Progressen auch immer ihre persönlichen Reize in Erregung der Leidenschaften machen mögen, so müssen sie doch, wenn die Stunden des Tändelns und der Leidenschaft vorüber sind, vernachläßiget, wo nicht gar verachtet werden.

Mit Gecken und Stutzern, noch unbedeutendere Creaturen als sie, mögen sie vielleicht besser fahren. Aber möchten sie doch bedenken, wie wenig Vergnügen sie gemeiniglich in der Gesellschaft und im Umgange mit ihrem eigenen Geschlecht empfinden; und daß Gecke und Stutzer doch nichts weiter, als Frauenzimmer in Hosen sind. Möchten doch auch diejenigen, die niemals eine andere Idee hegen, als von Eroberungen und Bewunderern, bedenken, daß einstens, wenn nun Jugend und Schönheit nicht mehr seyn werden, wenn der Haufe der Schmeichler und Bewunderer aufgehört haben wird seine Aufwartung zu machen, daß doch denn Etwas nöthig ist, die Leere auszufüllen, und Unmuth und Ekel, welchen sie so oft verursacht, zu verhüten; daß die natürliche Quelle dieses Etwas, Freundschaft ist, und daß Freundschaft nicht bestehen kann, wenn sie nicht auf Vernunft und Empfindung gebauet ist. —

Es würde die Gränzen, welche wir uns vorgeschrieben haben, zu weit überschreiten, wenn wir eine insbesondere gehende Beschreibung von dem Charakter und der Aufführung des Frauenzimmers in jedem Reiche von Europa entwerfen wollten; wir wollen

len daher unsern Gegenstand auf einige allgemeinere Beobachtungen als die bisherigen waren, einschränken.

Obgleich die Deutschen mehr ein träges pflegmatisches Volk, und nicht sehr zu den heißern Leidenschaften geneigt sind, so sind sie doch am *** Hofe der Buhlerey sehr ergeben, und ein Handel von dieser Art, ist so wenig unanständig, daß die Dame durch den Rang ihres Galans Ansehen gewinnt, und für albern und unmodisch gehalten wird, wenn sie gar zu gewissenhaft an der Tugend der Keuschheit hält.

Aber dieses ist hoffentlich mehr die Lebensart am Hofe, als solcher Oerter, die der Verführung weniger ausgesetzet und auch folglich weniger ausschweifend sind; und wir sind überzeugt, daß es unter allen europäischen Nationen viele Frauenzimmer giebt, die der Menschheit Ehre machen, nicht durch Keuschheit allein, sondern auch durch eine Menge anderer Tugenden.

Da der größte Theil der übrigen europäischen Nationen noch nicht zum höchsten Gipfel der Politur gelangt ist, wo man anfängt die Natur abzulegen, die Religion zu vergessen, so hat sich ihr Frauenzimmer weniger der Cyprianischen Göttin geweihet.

In Groß Britannien, in den mehrsten Theilen von Deutschland, Holland, der Schweiz, Preussen, Pohlen, Dännemark, Norwegen und Rußland ist die Keuschheit noch eine Modetugend und die andern weiblichen Tugenden gehen mit in ihrem Gefolge. Unanständigkeit vertritt nicht die Stelle des Witzes, noch werden Zweydeutigkeiten je aus dem Munde eines Frauenzimmers gehört, es müßte denn ein Fischweib oder eine Hure seyn.

Zwar haben einige Damen vom höhern Range in England seit kurzen der Schande Trotz geboten, und über Anständigkeit gelacht; aber sie haben gemeiniglich gefunden, daß sie sich in einen ungleichen Streit eingelassen hatten; der Hieb der Schande ha ihnen Trotz ihrer anscheinenden Gleichgültigkeit, heftigen Schmerz verursacht, und der Mangel eines guten Charakters hat sie beynahe von allen Gesellschaften, und natürlicher Weise auch von mehr als der Hälfte der Freuden dieses Lebens ausgeschlossen. Ihr verderbliches Beyspiel hat sich dem ohnerachtet unserer Meynung nach, nicht weit ausgebreitet.

Unsere Frauenzimmer sind im Ganzen, keusch, fein und züchtig, und so lange wir denen, die anders gehandelt haben, keine unschickliche Nachsicht beweisen, werden sie auch fortfahren so zu seyn.

Aber sollte der unglückliche Zeitpunkt jemals eintreten, daß unsere Mannspersonen unter der, die Tugendhaft ist, und der, die es nicht ist, keinen Unterschied mehr machen werden, so hört der Charakter, den wir unserm Frauenzimmer beygelegt haben, auf zu existiren, und wir haben uns selbst die Schuld beyzumessen, daß wir ihn zerstöhrt haben.

Aber außer den Tugenden der Wohlanstän-

anständigkeit und der Keuschheit, worin das europäische Frauenzimmer alles übrige weit übertrifft, ist es nicht minder wegen verschiedener anderer guter Eigenschaften, beydes des Verstandes und des Herzens sehr hervorstechend. Nur allein unter einigen polirten europäischen Nationen, treffen wir die unbeschreibliche Sanftheit und Feinheit der Sitten an, welche, angebauet durch Erziehung, eben so die unbearbeiteten übertrifft, als der geschliffene Diamant den überstrahlt, der roh aus der Grube kommt.

In allen übrigen Welttheilen haben die Frauenzimmer so wenige Kenntnisse und von so weniger Bedeutung erhalten, daß wir ihre Tugenden bloß als Tugenden von der negativen Art betrachten können.

In Europa aber sind diese Tugenden von ganz anderer Beschaffenheit; sie bestehen nicht nur darin, Böses zu unterlassen, sondern auch Gutes zu thun: Wir sehen Frauenzimmer sich täglich in wohlthätigen und milden Handlungen üben, körperliche Unfälle erleichtern, Seelenwunden verbinden; Mishelligkeiten unter Freunden schlichten, dem Streit mit Feinden zuvorkommen, und, mit einem Worte, Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf ihre Nachkommen wenden, welches ein so nothwendiger und wesentlicher Theil ihrer Pflicht ist.

Aber als unpartheyische Geschichtschreiber, müssen wir nicht bloß die schöne Seite des Gemähldes vorhalten, sondern es auch auf die andere Seite umkehren.

Wir wollen aber dennoch diese weniger liebenswürdige Seite unsern Leserinnen nicht mit der Sauertopfigkeit des Declamantens, oder mit dem höhnischen Gespött des Satyrikers zeigen, denn wir sind völlig überzeugt, besonders wenn wir uns an das sanftere Geschlecht wenden, daß ein Verweis halb verloren ist, wenn Bosheit sich einmischt; und wir haben bloß die Absicht ihren Verstand zu bessern und sie durch sanfte Mittel wieder auf die Pfade der Rechtschaffenheit und Anständigkeit zurück zu leiten, von welchen einige unter ihnen abgewichen sind.

Ob wir gleich erklärt haben, wir wären der Meynung, daß in den meisten Theilen von Europa mehr weibliche Tugend wäre, als in einem jeden andern Gebiete des Erdbodens, so treffen wir doch auch eben hier Frauenzimmer an, die einer Menge von Schwachheiten und Fehlern unterworfen sind.

So sehr die Keuschheit von beynahe allen Nationen unsers Welttheils geschätzt wird, so treffen wir doch oft Frauenzimmer an, die thöricht genug sind sich selbst zu überreden, und die Welt überzeugen zu suchen, daß der Besitz der Keuschheit den Mangel jeder andern Liebenswürdigkeit und Tugend ersetze, und wenn Jemand dreist genug ist, ihnen ihre Fehler vorzuhalten, so erwiedern sie mit nicht geringer Ernsthaftigkeit nach der abgeschmackten Redensart: „ich bin doch „zum wenigsten ein honettes ehrbares „Frauenzimmer.„

Es ist noch eine andere Art weiblicher Charakter nicht sehr ungewöhnlich unter uns, den wir den übertriebenen tugendhaften nennen.

Frauenzimmer von diesem Gepräge ergreifen jede günstige Gelegenheit, auf die bitterste Art über jede loszuziehen, auf die nur der geringste Verdacht von Unbedachtsamkeit und Unkeuschheit gefallen ist; sie suchen, wo sie hinkommen, jeden Maulwurfshaufen zu einem Berge zu vergrößern, und jede unbedachtsame Freyheit in das schwärzeste Laster zu verwandeln.

Aber die Unschicklichkeit dieses Verfahrens, gegen solche die oft unschuldig seyn mögen, bey Seite gesetzt, glaubt es mir liebe Landsmänninnen, wenn ich behaupte, daß ein solches Verhalten, statt zu machen, daß ihr tugendhafter scheint, euch bey denen, die die Welt kennen, nur Verdacht zuziehet, der nicht sehr zu eurem Vortheile gereicht.

Euer Geschlecht ist überhaupt bey dem unsrigen im Verdacht, daß es zu sehr dem Verläumden und Verlästern ergeben ist; und dieser Verdacht ist nicht etwa erst in spätern Jahren entstanden, denn wir finden in den alten englischen Gesetzen eine Strafe, die unter dem Namen des Tauchstuhls *) bekannt ist, womit das Zanken und Verläumden an Frauenzimmern bestraft wurde, da bey Männern weder einer solchen Strafe, noch eines solchen Verbrechens gedacht wird.

Ich suche mich jedoch zu überzeugen, daß ihr euch dieses Lasters weniger schuldig macht, als man gemeiniglich glaubt; aber es giebt noch ein anders, das seiner Natur nach eben so wenig zu entschuldigen ist, und von welchem ich euch nicht so ganz frey sprechen kann; es ist das rauhe unerlaubte abschreckende Ansehen, das ihr euch gebt, und die üble Begegnung, die ihr ohne Zweifel in der Meynung, eure eigene Tugend dadurch desto mehr ins Licht zu setzen, für nöthig haltet, und glaubt, ihr müßtet sie gegen jede von eurem Geschlecht, die vom richtigen Pfade abgewichen ist, annehmen.

Ein Betragen von dieser Art streitet, außerdem daß es jeder sanftmüthigen und milden Denkungsart, die die Natur des Weibes ausmachen sollte, schnurgerade entgegen ist, auch in aller Absicht mit dem Liebe vollen und vergebenden Geiste der christlichen Religion, und verschließet unfehlbar die Thür der Reue vor einer unglücklichen Schwester, die vielleicht bereit ist, die Laster zu verlassen, in die Unvorsichtigkeit und Unerfahrenheit sie gestürzt haben, und wovor keine von euch sich eine völlige Sicherheit versprechen kann.

Wir wünschen nicht, liebe Landsmänninnen, euch gleich den Deklamatoren und Satyrikern, mit allen Lastern und Unvollkommenheiten zu mahlen, oder euch gleich den feilen Lobrednern mit allen Tugenden zu schmücken.

Als unpartheyische Geschichtschreiber

*) Ducking-stool oder cucking-stool war ein Stuhl oder Käfiet, worin zank- und verläumdungssüchtige Frauenzimmer gesetzt, und unters Wasser getaucht wurden.

ber bekennen wir, daß ihr in diesem Zeitalter verschiedene Tugenden und gute Eigenschaften besitzt, welche euren Vorfahren nur wenig oder ganz und gar unbekannt waren; aber übertreffet ihr sie nicht auch zugleich in vielen Thorheiten und Lastern? Ist nicht der Leichtsinn, die Zerstreuung, Verschwendung und Ausschweifung der Damen dieses Jahrhunderts zu einer Größe gediehen, die in vorigen Zeiten unbekannt und unerhört war? Wird nicht der Lauf, (mit den Schiffern zu reden) den ihr in eurem Leben haltet, beynahe bloß durch Eitelkeit und Mode regiert? und giebt es nicht nur zu viele unter euch, die Vernunft und gute Aufführung an die Seite setzen, den Rath ihrer Freunde und Anverwandten verachten, und völlig entschlossen zu seyn scheinen, der Weltmode zu folgen, wenn sie auch nach Thorheit schmecken oder mit Lastern vermischt seyn sollte?

Kleiden und putzen sich nicht die meisten von euch über ihren Stand, und schämen sich nicht manche von euch, sich bey Erfüllung der Pflichten desselben antreffen zu lassen?

Mit einem Worte, handeln nicht auch gar viele von euch so, als wenn ihr die Sorge für eine Familie, und die andern häuslichen Tugenden eurer Aufmerksamkeit nicht werth hieltet, und als ob die einzige Absicht, weswegen ihr in diese Welt gesetzt seyd, die wäre, zu gefallen, und euch selbst zu vergnügen, und zwar auf Kosten der armen unglücklichen Leute, der Männer, die ihr als Geschöpfe ansehet, welche verpflichtet sind, euch in aller Art Müssiggang und Ausschweifung zu unterstützen?

So lange eure Aufführung so beschaffen ist, und so lange diese ansteckende Seuche mit jedem Tage weiter um sich greift, dürft ihr euch nicht wundern, wenn Mannspersonen, welche euch zwar in den Stunden der Freude und Lustbarkeit, noch als Spielsachen lieben, alle ernsthafte Verbindungen mit euch verabscheuen; und ob sie sich gleich den Besitz eurer Reize wünschen, durch eure Sitten und eure Aufführung so wider abgeschreckt werden, daß sie den freudenlosen Stand eines Unverheyratheten den zahllosen Uebeln vorziehen, welche eine Folge der Verbindung mit einer *Frau nach der Mode* sind.

H. L. u. G. F. W = s.

Von der Religion der wilden Brasilianer, ihren Heyrathen und übrigen Gebräuchen.

Die Wilden in Brasilien, haben weder Tempel noch öffentliche Denkmäler, oder Statüen, unter denen sonst andere wilde Völker ihre Gottheiten zu verehren pflegen, und sind also hierin von den Mexicanern und Peruanern gänzlich unterschieden. Sie wissen nichts von der Erschaffung

der Welt, und berechnen ihre Zeit bloß nach dem Laufe des Mondes: aber deswegen kann man nicht behaupten, als hätten sie gar keinen Begriff von der Gottheit: denn sie strecken oft ihre Hände gegen die Sonne und den Mond aus, bezeigen die größte Verwunderung, und schreyen zu wiederholten malen Teh, Teh! das heißt: seht doch wie bewundernswürdig, wie prächtig dieses ist. Ueber das erzählen sie: ein sehr weiser Mair, (Fremder,) der ihre Vorfahren entsetzlich gehaßt, hätte sie alle durch eine große Fluth umkommen lassen, ausgenommen zwey hätte er gerettet, und von denen stammten sie ab. Diese Erzählung ist in ihren Liedern enthalten, die sie ihren Kindern oft vorsingen. Vor dem Donner fürchten sie sich sehr. Sie sagen der Himmel seufze, wenn es donnert. Sagt man ihnen bey solcher Gelegenheit, sie müßten Gott anbeten, der der Urheber des Donners wäre; so antworten sie: das ist falsch, Gott, von dem ihr sagt, daß er so gut sey, hat nichts mit dem Donner zu thun, der kann unmöglich so grausam seyn, daß er uns arme Menschen dadurch erschrecken sollte.

Sollte man es wohl glauben, daß dieses in der gröbsten Unwissenheit lebende Volk, demohngeachtet von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt ist? Die Seelen derer sagen sie, die auf der Welt gut und fromm gelebt, giengen nach dem Tode hinter die hohen Berge, da fänden sie ihre Vorfahren und Anverwandten wieder, wohneten mit ihnen in den angenehmsten Gärten, spatzierten daselbst, und sängen und tanzten beständig. Gut und fromm leben, heißt bey ihnen eben so viel, wie seinen Feind tödten, und ihn alsdenn verzehren.

Gleich wie sie nun eine zukünftige Belohnung nach dem Tode glauben, so glauben sie auch zukünftige Strafen, die die leiden müssen, die böse gelebt, das ist, die nicht auf Ehre gehalten, sich nicht vertheidiget, und ihre Feinde nicht überwunden haben. Dieser ihre Seelen glauben sie hole der Agnian, (Teufel) der sie ewig quälte, und völlig in seiner Gewalt hätte. Man sagt auch, sie sollen sich oft beklagen, daß sie der Agnian geschlagen.

Ein anderer Beweis, daß sie einige wenige Begriffe von Religion haben, ist der: sie haben eine gewisse Art Priester, deren eigentlichen Namen ich aber vergessen habe. Diese Priester bilden ihnen ein, sie hätten ein heimliches Verständniß und besondere Unterredungen mit dem Agnian. Der gäbe ihnen die Macht, daß sie, wem sie wollten, so viel Stärke und Muth gegen seine Feinde verleihen könnten, wie ihnen beliebte. Auch rühmen sie sich, sie stammten von den alten Aldejats ab, in deren Vermögen es allein bestanden, das Wachsthum aller Pflanzen und Früchte zu bewirken. Uebrigens gehet ihr Betrug so weit, daß sie oft die Rolle des Agnians spielen, die Wilden des Nachts peitschen und quälen, und denn vorgeben, solches alles hätte der Agnian gethan.

Bey

Bey ihren Festen versammeln sie sich alle und ihre Priester haben darauf den Vorsitz. Sie stimmen gewisse Lieder an. Jeder Priester nimmt seine Maraque, welches eine ausgehölte Flasche von der Schale einer gewissen brasilianischen Frucht ist, die man an einen Stock hängt und so bey sich trägt, in die Hand, und fängt alsdenn an zu tanzen. Die ganze übrige Versammlung tanzt und singt auch, und macht die nemlichen Stellungen und Bewegungen nach, die ihr die Priester vormachen. Die Frauens stellen und geberden sich dabey, als würde ihnen das größte Uebel zugefügt. Männer und Kinder schlagen sich unaufhörlich auf die Brust und machen die abscheulichsten Stellungen und das fürchterlichste Geheul, gleichsam als wären sie unklug und vom Teufel besessen. Haben die Priester mit jedem aus der Gesellschaft getanzt, so setzt sich die ganze Versammlung nieder, wird wieder ruhig und stille, und singt in einem angenehmern und sanftern Tone. Ist das vorbey, so fassen sie sich alle bey der Hand, stämmen die Füsse dicht an einander, singen, und tanzen einen Rondetanz. Der große Kreis theilt sich dann in drey kleine Kreise, und bey jedem kleinen Kreise sind drey bis vier mit Federn geschmückte Priester, die jedem ihre Maraque reichen, und sagen, daß dadurch der Geist mit ihnen rede. Die ganze Ceremonie gehet so vor sich: Die Priester drehen sich im Tanze beständig von einer Seite zur andern, rauchen aus einem langen Rohre Toback, und blasen mit den Worten den Tobacksrauch über die Tanzenden aus: Empfanget hiermit alle die Stärke des Geistes, durch die ihr eure Feinde überwinden könnt. Diese Ceremonie dauret zum wenigsten sechs bis sieben Stunden.

Ihre Lieder handeln von ihren schönen Waffen, von den tapfern Thaten ihrer verstorbenen Vorfahren, von dem Muthe und der Tapferkeit derer unter ihnen, die die meisten Feinde verzehrt, und versprechen selbigen, daß sie einst wegen ihrer Heldenthaten hinter die Berge kommen würden. Auch fassen einige ihrer Lieder dunkle Spuren von der Sündfluth in sich.

Haben die Priester der Gesellschaft den Geist des Muths und der Tapferkeit eingeblasen, so speisen sie mit einander auf brasilianische Weise, und das Fest endiget sich mit Tanz und Gesang.

So viel von der Religion der Brasilianer.

Nun will ich noch etwas von ihren Heyrathen und übrigen Gebräuchen anmerken. Die Wilden in Brasilien heyrathen niemals ihre Mutter, ihre Schwester oder ihre Tochter. Auf die übrigen Grade der Verwandschaft aber sehen sie gar nicht. So bald ein Knabe in dem Alter ist, daß er heyrathen kann, ist es ihm erlaubt, sich eine Frau zu nehmen, ohne daß Rücksicht darauf genommen wird, ob er auch in dem Stande ist, eine eigene Haushaltung zu führen. Hat er seine

Blicke auf ein Mädchen geworfen, so hält er bey ihren Eltern um sie an; hat das Mädchen aber keine Eltern mehr, so wendet er sich an ihre Freunde oder Nachbaren, und frägt sie, ob sie ihm das Mädchen zur Frau geben wollen. Wird es ihm bewilliget, so nimmt er sie mit sich und sie ist von dem Augenblick an ohne alle weitere Umstände seine Frau. Bekommt er einen Korb, so sucht er sich eine andere Frau aus.

Die Vielweiberey ist bey diesem Volke in großer Achtung. Wer die meisten Weiber hat, wird auch am meisten geehrt. Es kostet ihnen übrigens nicht viel Mühe, ihre Frauen und Kinder zu ernähren. Sie schiessen ihnen ein Stück Wildpret, oder fangen ihnen Gemsen zum Unterhalt. Die Weiber leben sehr friedlich mit einander. Freundschaft, Feindschaft, Neid, Eifersucht und Ehrgeitz sind ihnen ganz unbekannte Dinge. Ihre täglichen Beschäftigungen bestehen darin, daß sie Hangematten, Netze u. d. g. machen und das Feld bauen. Die Hurerey und Ehebruch sind in Brasilien ein großes Laster. Wird die Frau dem Mann untreu, so hat der Mann die Macht, sie zu tödten. Die Frauens sind hier weit arbeitsamer wie die Männer, denn die Männer thun weiter nichts, als pflanzen, jagen, Tacapes (Hellebarden) Bogen und Pfeile machen.

Kommen die Frauens nieder, so nehmen die Männer die Kinder gleich zu sich, beissen die Nabelschnur ab, und drücken ihnen die Nase platt. Hierauf wäscht der Vater sein Kind, und färbt es roth und schwarz. Von dem einwickeln der Kinder wissen sie nichts, sondern sie legen das neugeborne Kind gleich in eine Hangmatte, und ists ein Knabe, so legt der Vater einen kleinen hölzernen Bogen, kleine Pfeile und ein kleines Messer dabey, und hält ihm nach seiner Art, gleichsam als könnte es schon alles verstehen, eine Rede, worin er es zur Tapferkeit und Rache gegen seine Feinde anmahnet.

Die Nahrung der Kinder bestehet außer der Muttermilch, aus Mehlbrey, oder gekautem Korn. Kaum ist die Kindbetterinn Mutter geworden, so gehet sie auch schon wieder an ihre Arbeiten, und sie befindet sich wohl dabey. Die meisten Kinder sind wohl gebildet, gerade und von gesunden Gliedmaßen. Wenn sie etwas erwachsen sind, lehret man sie gleich ihre Feinde tödten und von ihrem Fleische essen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

59tes Stück.

Freytag, den 23ten Julius 1779.

Schluß der Abhandlung von der Religion der wilden Brasilianer, ihren Heyrathen und übrigen Gebräuchen.

In ihre Streitigkeiten mischet sich kein dritter. Haben zwey einen Streit mit einander, so machen sie ihn unter sich durch Schläge oder andere gewaltsame Mittel aus, und der Stärkere hat den Proceß gewonnen.

Ihr Vermögen ist so beschaffen, wie es bey einem Volke, das allen seinen Reichthum bloß durch Kriege mit andern Völkern zu erhalten sucht, beschaffen seyn kann.

Sie ziehen von einem Orte zum andern, und nehmen ihre kleinen Hütten mit sich. Diese öftere Veränderung ihres Wohnsitzes sagen sie, wäre ihrer Gesundheit sehr zuträglich, und ihre Vorfahren hätten solches auch gethan.

Gehen sie auf die Jagd oder auf den Fischfang, so nehmen sie ihre Hangmatten, worin sie schlafen, mit sich, und die Frauen tragen ihnen das übrige nothwendige Hausgeräthe, als Koch- Eß- und Trinkgeschirre nach.

Ihr irdenes Geschirre, z. E. Schüsseln, Teller, Töpfe rc. verfertigen sie sich selbst. Auswendig siehet es nur schlecht und simpel aus, aber inwendig überziehen sie es so künstlich mit Firniß, daß es unsere Töpferarbeit an Schönheit weit übertrifft. Sie haben eine gewisse Composition von schwarz und weiß, das sie im Wasser auflösen, und womit sie ihre Geschirre bemahlen. Auch flechten sie aus einer Art Binsen kleine niedliche Körbchen.

Besucht sie ein Fremder, so sagen sie zu verschiedenen malen mair ma apadu, das heißt: Fremdling sey uns willkommen; machen ihm nach ihrer Art verschiedene Freundschaftszeichen, umarmen ihn, und drücken seinen Kopf an ihren Magen. Darauf nimmt ihm ein Wilder den Hut weg, und ein anderer ziehet ihm mit der größten Geschwindigkeit seine Kleider aus, die gleich ein dritter anziehet. Ist das geschehen, so führen sie ihn in ihre Hütten, und nöthigen ihn, sich in ihre Hangmatten zu legen. Nun beobachten sie alle eine Zeitlang, so lange ein tiefes Stillschweigen, bis die Weiber herein kommen, und dem Fremden ihre

ihre Aufwartung machen. Wenn diese in die Hütte treten, werfen sie sich gleich rücklings auf die Erde nieder, bedecken mit beyden Händen ihr Gesicht, und wünschen dem Fremden zu seiner glücklichen Ankunft Glück. Ist auch diese Ceremonie geendiget, so gehet der Hauswirth zum Fremden, und sagt zu ihm: Seyd willkommen! Was wollt ihr? Wie heißt ihr? Wollt ihr essen oder trinken? Er erwartet nicht erst des Fremden Antwort hierauf, sondern setzt gleich Essen und Trinken vor ihm auf die Erde, das er zum wenigsten kosten muß, wenn er ihn nicht beleidigen will. Nach der Mahlzeit bringt er ihm verschiedene Sorten von seinen Waaren, daß er sie ihm gegen kleine Spiegel, Messer, Gabeln u. d. gl. umtauschen soll.

Will der Fremde fort, so treten die, die ihn bey seiner Ankunft auszogen, wieder herein, und geben ihm mit eben der Ceremonie seine Kleider wieder, mit der sie ihn vorhin entkleideten, und die Frauen, die beständig bey dem Fremden geblieben, verhüllen mit ihren Händen ihr Angesicht, und weinen und seufzen, daß er schon so bald weg will.

Bleibt man des Nachts bey ihnen, so bekommt man vom Hauswirthe eine reine Hangmatte, und um selbige herum zündet er ein kleines Feuer an, das er mit dem Tapacou (ein Feuerweher, der wie ein Fächer aussieht,) beständig im brennen erhält. Dieses Feuer wird nicht bloß der Mode und Höflichkeit wegen angezündet; sondern es ist zugleich ein Religionsgebrauch bey ihnen, denn sie glauben den Agnian damit zu verjagen.

Wollen sie Feuer machen, so nehmen sie zwey trockene Stückchen Holz, wovon das eine weich, das andere aber hart ist. In dem weichen Stück ist ein Loch oder Einschnitt, da hinein stecken sie das harte, und bewegen es mit der größten Geschwindigkeit so lange hin und her, bis es sich entzündet.

Den Gebrauch der Lastthiere kennen die wilden Brasilianer gar nicht. Sind ihre Gäste von der Reise ermüdet, so tragen sie ihnen ihre Bündel, oder nehmen sie wohl selbst auf ihren Rücken. Sie lieben sich außerordentlich unter einander, und können gar nichts ertragen, daß jemand leidet. Auch sogar gegen Fremde erstreckt sich diese Liebe, aber beleidiget man sie auch, oder bezahlt sie mit Undank, so sind sie unversöhnlich.

Sie leben sehr lange, sind gesund und werden selten krank. Drey Arten Bicho oder Krankheiten, kennet man vorzüglich in Brasilien. Die erste Art ist die, wo man, wenn man viel gegangen, oder, da man dort beständig mit bloßen Füßen geht, seine Füße nicht rein und sauber hält, eine kleine länglichte Warze an die Beine bekommt. Diese Warze wird immer größer und zuletzt ein eiterndes Geschwür, woraus endlich der Krebs entstehet, wenn man sie nicht bey Zeiten ausschneidet, worauf sich aber die Wilden sehr gut verstehen. Eine andere Krankheit fängt mit einer innerlichen

lichen Hitze, heftigen Kopfschmerzen und anhaltendem Fieber an. Die Fremden, die dort erst ankommen, können diese Krankheit dadurch verhüten, daß sie sich immer gleich baden, oder waschen, so oft sie zu Stuhl gewesen. Ferner grassiren dort auch zuweilen die Franzosen.

Die Wilden lassen ihre Kranken auf eine recht grausame Art hungern. Sie sagen, durch Hunger tödte man die Krankheit. Kann es der Kranke nicht mehr aushalten, und ist er schon ganz matt und ausgehungert, so geben sie ihm zu essen.

Stirbt einer von ihnen, und es ist ein Hausvater, so weinet und klaget alles Tag und Nacht. Vorzüglich machen die Weiber ein fürchterliches Gebrülle. Jeder erzählt weinend die Verdienste und Tugenden des Verstorbenen, und beklagt, daß er schon so früh gestorben. Darauf machen sie ein rundes Loch, und setzen den Körper auf den Knien liegend, aufrecht hinein. Ist es der Körper eines Chefs oder eines Vornehmen, so wikkeln sie ihn in seine Hangmatte, und schmücken ihn mit allen seinen Federn und übrigen Kostbarkeiten aus.

Rund um das Loch herum setzen sie Fleisch, Töpfe mit Mehl, Brey, Fischen und Caouin, (eine Art Getränk) und das so lange, bis der Körper ganz verweset; denn sie glauben, der Agnian, oder Teufel, besuche täglich das Grab, und träfe er da nichts zu essen und zu trinken an, so stöhle er ihnen den Körper weg. Damit sie, weil sie oft von einem Orte zum andern ziehen, die Grabstelle nicht verlieren, bedecken sie das Loch mit Pindo, (eine brasilianische Pflanze,) und so oft sie vorbey gehen, stimmen sie dem Verstorbenen zu Ehren ein entsetzliches Klaggeschrey an.

G. F. W=s.

Etwas Antiquarisches von einigen sonst im Schwange gegangenen Irthümern.

Jedermann weiß, daß die Schwalben sehr beschwerliche, wenig Nutzen schaffende, und denen, die Bienen halten, höchst schädliche Vögel sind, weil sie die Bienen eben so gern fressen, wie Spinnen und andere Insekten; aber dem ohngeachtet bringen wir sie doch nicht gerne um, ja wir schießen viel lieber eine Nachtigall, wie eine Schwalbe. Der gemeine Mann pflegt es nicht zu leiden, daß man die Schwalbennester in seinem Hause zerstöhrt, denn er hält es für Sünde, und hat die abergläubische Meynung, daß der unglücklich würde, der den Schwalben Leid zufügte, oder eine junge Schwalbe in seiner Hand sterben ließe. Woher rührt wohl dieser fast überall gemeine Aberglaube?

Wir müssen den Grund davon aus den alten heidnischen Zeiten herhohlen. Aelian sagt, daß bey den Alten die

Schwalben den Hausgöttern (Penates) gewidmet gewesen, und man sie also mit für heilig gehalten, und ihnen nie Leid zugefügt habe. Ferner verehrte man sie auch wie Vorboten des Frühlings, und stimmte ihnen zu Ehren jährlich zu Rhodus einen öffentlichen Gesang an.

Man pflegt gewöhnlich kleinen Kindern Corallen an den Hals zu hängen, damit sie desto eher Zähne bekommen sollen. Gemeine Leute aber hängen ihren Kindern nicht bloß der Zähne wegen Corallen an den Hals, sondern sie haben noch einen andern Aberglauben dabey, der auch schon sehr alt ist, und zu Plinius Zeiten bereits bekannt war. Sie halten nemlich die Corallen für ein Schutzmittel wider die Hexen und Zauberey, und sagen, um mich ihrer Redensart zu bedienen, die Hexen und Zauberer könnten dem Kinde nichts anhaben, wenn es Corallen am Halse trüge. Plinius drückt sich im 32. Buche so hierüber aus: Aruspices religiosum Coralli gestamen amoliendis periculis arbitrantur, & surculi infantiæ alligati tutelam habere creduntur: „Die Wahrsager glauben, „daß, wenn man Corallen trägt, da„durch viele Gefahr abgewendet wer„de; und wenn man den Kindern sol„che Zweige anhinge, sie vor vielem „Unglück sicher wären.„

Die Wünschel- Wunsch- oder Bergruthe, die man beym Erzfinden gebraucht, hat vor Zeiten viel Aufsehen gemacht, und ist ebenfalls ein trügliches, abergläubisches Mittel. Was ihre Gestalt und Art des Gebrauchs anbetrifft, so ist sie eine dünne glatte häselne Ruthe, die man auch sonst zuweilen die Ruthe Mosis nannte. Man hielt sie frey und stille hin, und war nun Erz an dem Orte, so gab man vor, die Ruthe bewege sich und schlage um. Daß dieses aber falsch und ungegründet sey, hat die Erfahrung zum öftern gelehrt.

Der ganze Ursprung der Wünschelruthe muß im alten Heydenthum bey der Glücksruthe (Virgula divina) die unsere Alten so hoch schätzten, gesucht werden. Wahrscheinlich rührt auch wohl der Gebrauch der Wünschelruthen mit von den Zauberruthen her, welchen die Dichter so oft erwähnen. Homer z. B. redet von der Ruthe der Pallas. Ferner hatte Merkur eine Ruthe oder Stab, damit er den Argus einschläferte. Die Circe verwandelte Ulysses Gefährten durch die Kraft ihrer Zauberruthe. — Sollte auch wohl die ganze Fabel der Wünschelruthe, von Mosis Stabe, oder der Ruthe Aarons hergenommen seyn?

Wenn der gemeine Mann Eyer isset, so pflegt er gemeiniglich allemal sehr sorgfältig die Eyerschaalen zu zerbrechen, und seine Kinder von der zartesten Jugend an dazu anzuhalten, ein gleiches zu thun, wenn sie die Eyer verzehrt haben. Ein jeder Vernünftiger siehet hierbey weiter keinen Grund, als den, daß die leeren Eyerschaalen alsdenn nicht so leicht vom Teller fallen, und das Tischtuch beym wegnehmen der Teller besudeln, wenn man sie zerbricht

oder

oder zerquetschet; aber der neuere gemeine Aberglaube sagt, man bekäme das Fieber, wenn man die leeren Eyerschaalen ganz ließe.

Ich glaube, daß das Zerbrechen der Eyerschaalen, nicht aus diesem, sondern aus einem sehr alten Aberglauben hergeleitet werden muß. **Dalecampius** sagt, die Alten hätten deswegen, so oft sie Eyer gegessen, die leeren Eyerschaalen allemal zerbrochen, oder selbige mit den Löffeln durchbohrt, um dadurch der Zauberey zuvorzukommen, und zu verhindern, daß die Zauberinnen den Namen nicht in die Eyerschaalen schreiben, oder sonstige Zaubereyen damit hätten treiben können. Wir wissen übrigens vom **Plinius**, daß auch schon zu seiner Zeit die leeren Eyerschaalen sind zerbrochen worden. Er sagt, wenn er von abergläubischen Gebräuchen redet: Huc pertinent ovorum, ut exorbuerit quisque, calices protinus frangi, aut eosdem cochlearibus perforari.

Ein eben so lächerlicher Aberglaube ist der, es bedeute allemal Unglück, wenn man Salz fallen läßt. Die Alten folgerten eben kein Unglück daraus, aber sie hatten doch den Aberglauben dabey, es bedeute etwas wider die Freundschaft. Das Salz, als etwas unverweßliches, war bey ihnen ein Bild der Freundschaft. Bey ihren Gastmählern war es allezeit das erste, das sie ihren Gästen vor allen Gerichten zuerst vorsetzten, und verschüttete es Jemand zufälliger Weise, so hielt man es für ein böses Zeichen, und sagte, die Freundschaft mit der Person würde nicht lange dauren.

Auch gehört das mit unter die alten abergläubischen Stückchen, daß wir sagen, man rede in unserer Abwesenheit von uns, wenn uns der Backen brennet, oder die Ohren klingen. **Plinius** sagt: Absentes tinnitu aurium præsentire de se receptum est. „Man „glaubt, daß Abwesende durch das „Ohrklingen merken können, daß man „von ihnen rede,„ und **Dalecampius**:

> Garrula quid totis resonas mihi noctibus auris?
> Nescio quem dicis nunc meminisse mei.

Die alte Sage pflegt auch zu sagen, es wäre nicht gut, daß man die Schenkel kreuzweise hielte, oder die Finger in einander faltete, und es pflegten einen gute Freunde sonst immer gleich zu erinnern, wenn man solches aus Versehen that. Auch hier meldet uns Plinius, daß es die Alten schon für etwas böses gehalten, wenn er sagt:

> Poplites alternis genibus imponere nefas olim.

Der Grund ist der. Die alten Zauberer pflegten diese Stellung gemeiniglich anzunehmen, und Madam Juno saß so, wie uns Ovidius meldet, als sie verhindern wollte, daß Alcmene nicht niederkommen sollte. Auf einer Münze der Julia steht daher auch die Venus mit ausgestreckter rechten Hand, und darüber: Venus Genetrix. „Geburtbefördernde Venus.„ Denn die Zusammenhaltung der Finger war ein Sinnbild der Verhinderung.

Unter die in der Bibel 2 B. der Chr. 33, v. 6. 5 B. Mos. 18, v. 10. 11. 14. schon angeführten Arten des Aberglaubens, gehört vorzüglich das Tagewählen. Man war so abergläubisch, daß man nur gewisse Tage zum Nägel- und Haarabschneiden rc. für gut hielt, und man fand sogar in den alten Calendern diese Tage angemerkt. Die Römer schon hielten es für sehr unrecht, wenn man die Nägel an einem Marktage (Nundinæ) welches allezeit der neunte Tag war, abschnitte. Andere fürchteten sich so gar, dieses auch außer den Marktagen, an gewissen Tagen der Woche zu thun, Ausonius sagt:

Ungues Mercurio, Barbam Jove, Cypride crines.

Hieraus siehet man, daß das Nägelabschneiden auf die Mittewochen, das Rasiren auf den Donnerstag, und das Haarabschneiden auf den Freytag nicht für gut gehalten wurde.

Die Alten erschracken allemal, wenn ihnen ein Hase über den Fuhrweg lief; und noch itzt halten es einige hin und wieder für eine üble Vorbedeutung, die sich aber bloß auf die alten Wahrsagerpossen gründet, denn die alten Wahrsager sagten: wenn einem ein Hase begegnete, so hätte man unterweges kein Glück. Da man den Hasen zum Sinnbilde der Furchtsamkeit gebrauchte, so ist vermuthlich der Grund dieser Meynung wohl anfänglich der gewesen, daß man glaubte, wenn einem ein furchtsames Thier begegnete, so würde auch etwas Furcht erregendes vorfallen, eben so, wie man glaubte, daß man bald würde betrogen werden, wenn einem ein Fuchs begegnete.

Daß man aus den Flecken der Nägel beurtheilen könne, was dem Menschen begegnet, und noch begegnen werde, ist auch ein alter grundloser Aberglaube, der mit der Wahrsagerey aus der Hand in eine Klasse zu setzen ist, Man sagte, die Flecken an den Spitzen der Nägel zeigten vergangene, die in der Mitte, gegenwärtige, und die unten am Grunde zukünftige Dinge an. Auch unterschied man die weißen Flecken sehr sorgfältig von den blauen, denn von jenen hielt man, daß sie Glück, von diesen aber, daß sie Unglück brächten. Ferner sahe man darauf, an welchem Finger die Flecken sich befanden; die auf dem Daumen bedeuteten Ehre, die am Vorderfinger Reichthum u. s. w.

Warum wärmt man uns aber solche längst vergessene Fratzen wieder auf?

Nicht zu hitzig lieber Leser! Um zu zeigen, was man sonst nicht alles glaubte; Vielleicht auch zum Zeugniß über unsere aufgeklärten Zeiten, in denen viele, die es sehr übel nehmen würden, wenn man sie unaufgeklärte nennen wollte, sich nicht mit dreyzehen zu Tische setzen, weil sie glauben, der dreyzehnte müsse das Jahr sterben, und das Loos könne sie treffen; denn alle diese Irrthümer werden auch noch bis auf den heutigen Tag, einer hier, der andere da geglaubt, so unglaublich es dir scheinen mag. Mit dem Aberglauben ists eine eigene Sache; die Philosophie muß sich oft dabey hinter den Ohren kratzen.

G. F. W. s.

Buch-

Buchdruckerey in Constantinopel.

Jetzt wird, nach einer Nachricht von Marseille, in Constantinopel wirklich eine Druckerey angelegt, nachdem ein Cadi, der in Europa viele Reisen gethan, dem Großsultan den Nutzen derselben vor Augen gelegt hat. Schon vor einigen Jahren war in dieser Türkischen Hauptstadt eine Buchdruckerey eingerichtet, welche guten Fortgang hatte, indem man in selbiger eine Türkische Grammatik und ein Werk in Folio über die Geographie mit ziemlich genauen Charten des Ottomannischen Reichs heraus gab. Diese beyden Werke sind jetzt sehr rar. Damals aber erhielten die Chiatib oder die Copisten von der Regierung, daß die Buchdruckerey wieder eingieng, weil dadurch ihre Profession entbehrlich wurde.

Sie stellten dabey noch vor, daß diejenige Einrichtung, wodurch das Volk auf eine leichte Weise Unterricht und Einsicht erhalten könnte, mit der Zeit sehr gefährlich werden möchte. Jetzt haben sie zwar ihre Klagen erneuert; allein, der gedachte Cadi hat schriftlich bewiesen, daß sie ungegründet und lächerlich wären. Dieser gute Muselmann hat klärlich gezeigt, daß alle Gedanken der menschlichen Köpfe am besten durch die Druckerey öffentlich bekannt würden, daß also die Pforte diejenigen desto eher unterdrücken könne, die ihr nicht gefielen, indem die Regierung sich leichter einer Druckerey als eines Fonds von Gedanken, bemächtigen könne. Zu bemerken ist noch, daß der Cadi die gedruckten Bücher als einen neuen Handlungszweig vorgeschlagen; aber davon hat er nichts gesagt, daß sie ein Finanzgegenstand werden könnten. Dieser Türke hat also doch nicht alles gesehen.

Vermuthlich gab dieser ehemalige Versuch eine Druckerey anzulegen, dem Herrn von **Voltaire** Anlaß zu folgendem Einfalle: **Ueber den erschrecklichen Schaden der Lectüre,** in einem despotischen Staate.

Wir Joussouf Cherebi, von Gottes Gnaden, Mufti des heiligen Ottomannischen Reichs, Licht der Lichter, Auserwählter unter den Auserwählten, entbieten allen Gläubigen, denen dieses zu Gesichte kömmt, Dummheit und Heil.

Sintemal und alldieweilen es sich zugetragen, daß Said Effendi, vormaliger Ambassadeur der erhabenen Pforte an einem kleinen Hofe, welcher zwischen Italien und Spanien belegen, und Frankrom genannt wird, unter uns den schädlichen Gebrauch der Buchdruckerey eingeführt hat, so hat es, nachdem wir dieser Neuerung halber mit unsern ehrwürdigen Brüdern, den Cadis und Imans der kaiserlichen Residenz Stambul, und vorzüglich mit den durch ihren Eifer gegen alles Genie bekannten Fakirs, Rath gepflogen, dem Muhamed und uns gut gedäucht, obbemeldete höllische Erfindung der Buchdruckerkunst, aus folgenden beygefügten Gründen zu verdammen, zu verbannen und zu verfluchen.

1) Diese Leichtigkeit, seine Gedanken überall bekannt zu machen, zweckt an=

augenscheinlich darauf ab, die Unwissenheit zu verscheuchen, die doch der Schutz und Schirm wohl eingerichteter Staaten ist.

2) Muß man befürchten, daß sich unter den Büchern, die aus dem Occident gebracht werden, einige befinden, die vom Ackerbau, und den Mitteln handeln, die mechanischen Künste zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen, welche Werke mit der Zeit (wofür uns der Himmel gnädiglich bewahren wolle,) das Genie unserer Landleute und unserer Manufacturisten aufwecken, ihre Indüstrie reizen, ihre Reichthümer vermehren, und ihnen eines Tages einige Erhebung der Seele, einige Liebe fürs gemeine Beste, lauter Gesinnungen, die der reinen Lehre durchaus zuwider sind, beybringen möchten.

3) Könnte es sich fügen, daß wir endlich Geschichtbücher erhielten, die von allem Wunderbaren, welches doch die Nation in ihrer glücklichen Dummheit erhält, entkleidet wären, und man könnte in solchen Büchern die Unverschämtheit haben, guten und schlechten Handlungen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, Billigkeit und Vaterlandsliebe zu empfehlen, welches doch unsern Reichsgrundgesetzen schnurgerade entgegen ist.

4) Könnten in der Folge der Zeit elende Philosophen kommen, die unter dem scheinbaren oder strafbaren Vorwande, die Menschen aufzuklären, und sie zu bessern, uns gefährliche Tugenden lehren würden, von denen das Volk sonst nie Kenntniß gehabt hat.

5) Könnten sie dadurch, daß sie die Ehrfurcht gegen Gott vermehren, und schändlicher Weise einzuprägen suchten, daß Er überall gegenwärtig sey, die Zahl der Pilgrimme nach Mecca zum größten Schaden des Seelenheils vermindern.

6) Würde es sich ganz gewiß eräugnen, daß wir durchs Lesen der occidentalischen Schriftsteller, die von ansteckenden Krankheiten und von den Mitteln sich dagegen zu verwahren, geschrieben, so unglücklich seyn würden, uns gegen die Pest zu schützen zu suchen, welches doch, wie das Blatterninoculiren, ein schrecklicher Eingriff in die Gesetze der Vorsehung seyn würde.

Aus diesen und mehreren Gründen, verbieten wir den Gläubigen, ihrer Erbauung und ihres Seelenheils halber, bey Strafe der ewigen Verdammniß, jemals ein Buch zu lesen.

Und weil wir befürchten, daß diese teuflische Versuchung, sie reizen möge, sich zu unterrichten, so verbieten wir allen Vätern und Müttern, ihre Kinder das Lesen zu lehren.

Um aber aller Uebertretung unserer Verordnung zuvor zu kommen, **verbieten wir ihnen das Denken bey den nemlichen Strafen,** und schärfen unsern wahren Gläubigen ein, einen jeden bey unserm geistlichen Gericht gleich anzugeben, der vier mit einander verbundene Redensarten ausgesprochen hat, aus denen man einen deutlichen guten Sinn herausbringen kann.

Auch verordnen wir, daß man sich in allen Gesprächen in Gesellschaften immer nur solcher Ausdrücke bediene, die nichts bedeuten, nach dem alten Brauche der erhabenen Pforte.

Und um zu verhüten, daß kein Gedanke, der Contrebande ist, in die geheiligte Residenzstadt komme, so übertragen wir es besonders Ihrer Hoheit erstem Arzt, der in einem Moraste des mitternächtlichen Occidents gebohren ist, und schon vier erlauchte Personen von der Ottomannischen Familie getödtet hat, und weit mehr wie irgend Jemand dabey interessirt ist, daß keine Kenntnisse im Lande eingeführt werden, und geben ihm hierdurch Macht, jeden Gedanken, der sich entweder schriftlich oder mündlich vor den Thoren der Stadt blicken läßt, mit Arest zu belegen, und uns den obgedachten Gedanken, an Händen und Füßen gebunden, gleich zu überliefern, damit er von uns so bestraft werde, wie wir es für gut halten.

Gegeben in unserm Pallaste der Dummheit, am 7ten des Monden Muharem, im 1143ten Jahr nach der Flucht Muhameds.

H. G. F. W-s.





Abbildung des Schweizerischen Alpen Ziegenbocks, welcher auf dem Gletscherberg im Grindelwald im Canton Bern in der Schweitz im Jahr 1774 gefangen worden.

Hannoverisches Magazin.

60tes Stück.

Montag, den 26ten Julius 1779.

Der Alpen-Ziegenbock.

(Mit einem Kupferstich.)

Im Augustmonat des vergangenen Jahrs wurde hier ein sehr großer wilder Ziegenbock zur Schau gebracht, welcher nach der Aussage seines Führers, eines gebohrnen Schweizers, auf dem Gletscherberge im Gründelwalde des Cantons Bern ganz jung gefangen, nunmehr aber drey und ein Viertel Jahr alt war. Der Eigenthümer gab denselben für einen Steinbock aus, welches mich bewog ihn zu besehen und genau zu untersuchen. Er war aber von dem rechten Steinbock, welchen Johann Elias Ridinger abgebildet hat a), sehr unterschieden. Derselbe hat kurze und schlichte Haare, wie ein Reh, große, dicke, schwere und bogichte Hörner, die an der Oberfläche rundliche, fast gleiche Höcker haben, an der Unterfläche aber platt sind: sie stehen nach hinten zu etwas von einander gesperret und reichen mit ihrer stumpfen Spitze fast bis an die Lenden. Die übrigen Theile seines Leibes sind den Ziegenböcken ähnlich.

Den wilden Ziegenbock, welchen ich hier beschreibe, will ich in Rücksicht seines Aufenthalts den Schweizerschen Alpen-Ziegenbock b) nennen, um ihn von andern Gattungen zu unterscheiden. Er war dem Ansehen nach nicht sehr von dem gemeinen Ziegenbock verschieden, nur wich er in dem Verhältniß der Größe einiger Theile und in der Farbe seiner lockichten Haare von ihm ab. Ich halte ihn daher nur für eine Abart des gemeinen Ziegenbocks. Bey dem Gesner und Jonston befindet sich eine Abbildung unter dem Namen Flirus, welche mit diesem Alpen Ziegenbock ziemlich übereinkömmt, wenn nur der Bart auch an den Winkeln des Mundes ausgedrückt wäre. Es ist aber dieser Flirus daselbst nicht beschrieben: auch habe ich dieses Wort noch in keinem andern Buche erklärt gefunden.

Ooo Der

a) Siehe dessen Entwurf einiger Thiere. 5 Th. Nro. 71.

b) Capra (*Hircus alpinus*) cornibus longis, cultratis, gibberis, arcuatis, extrorsum transverse tortuosis; malis gulaque barbatis.

Der **Körper** des Alpen-Ziegenbocks ist langgestreckt, fast walzenförmig, mit einem aufsteigenden Halse und Wiedderrisse, einem etwas gesenkten, kielförmigen Rücken, einem kurzen Schwanze, dünnen zweyhufichten Beinen, einem kleinen bärtigen, halb zahnlosen Kopfe, und auswärts hin und hergebogenen, zusammengedrückten Hörnern.

Die **Bekleidung** besteht aus langen, weichen, hin und her gebogenen Haaren, welche absonderlich an beyden Seiten des Halses und dessen Untertheile, wie auch an den Schultern als eine zottichte Mähne herabhängen: dergleichen hin und her gebogene Zotten finden sich auch an der Brust und unter dem Bauche, welche aber kürzer und krauser sind. An dem Rücken, den Füßen und dem Vordertheile des Kopfes liegen kurze Haare dicht auf einander, welche an der Scheitel in einem Wirbel stehen.

Die **Farbe**, überhaupt betrachtet, war an den mehrsten Stellen dieses Thiers rußschwarz, an den übrigen entweder weiß oder kastanienbraun. Insbesondere fand man dieselbe längst der Nase bis an die Stirn, vorn auf den Lippen und an dem Kinne weiß; an den Backen, über den Augen, am Rande der Ohren und an dem Hinterhaupte schwarz; in den Schläfen, auswendig an den Ohren nußbraun mit weißen Haaren untermengt, wie an einem Rehe; ferner am Halse oben und unten schwarz; auf beyden Seiten greis mit einzelnen hellbraunen Haaren untermischt; vorn an der Brust glänzend kastanienbraun, gleich wie auch an der Unterfläche des Bauches; auf dem Wiederrisse (sonst die Schust genannt,), auf den Schulterblättern und Rücken schwarz; auf den Rippen und Flanken greis, mit einzelnen braunen Haaren vermengt; auf den Lenden schwarz mit braun untermischt; am Schwanze schwarz mit einem weissen Zipfel, an den Füßen schwarzbraun, unten weiß; an den Klauen schwarz und an den Hörnern schwarzgrau.

Damit man auch von der Größe des Thiers sich einen Begriff machen könne, so will ich die Ausmessung hinzufügen. Die Länge des ganzen Körpers war nach dem Pariser Maaße 4 Fuß 6 Zoll, (oder 5 Fuß 1 Zoll, nach hiesigem Maaße,) die Höhe von der Erde bis an den Wiederriß 2 Fuß 6 Zoll, bis an die Mitte des Rückens 2 Fuß $3\frac{1}{2}$ Zoll, bis an das Kreuz 2 Fuß 4 Zoll, bis an den Bauch 1 Fuß. Die Länge des Kopfs von der Spitze des Mundes bis an die Hörner betrug $8\frac{1}{2}$ Zoll; die Breite desselben vor den Hörnern 4 Zoll, bey den Augen $5\frac{1}{2}$ Zoll, und bey den Naselöchern 2 Zoll 2 Linien.

Wir wollen nun die Theile des Körpers etwas genauer betrachten. Der **Kopf** ist nach dem Verhältniß des Körpers nur klein, und nicht größer als an einem starken Widder, welchem er auch in der Form gleicht. Die Stirn desselben ist flach, die Nase in der Mitte etwas erhaben gebogen. Die Nasenlöcher sind enge, lang, schief und

und unterwärts gegen einander gerichtet. Die Oberlippe steht über einen Daumen breit vor den Nasenlöchern heraus und hat in der Mitte eine tiefe Furche.

Die **Hörner** sind lang, aufsteigend, von einander gesperrt, nach den Rükken und auswärts gebogen, gedrehet, geringelt, etwas höckericht, messerförmig, zusammen gedrückt, durch drey Absätze abgetheilt, sitzen am Ende der Scheitel nahe bey einander, daß nur ein Raum von 8 Linien darzwischen übrig bleibt. Die Oberfläche ist wie ein Karnies in eine Hohlkehle und einen Stab ausgebogen, wovon der Stab an dem äußern runden Rande und die Hohlkehle neben der innern scharfen Kante sich befindet; überdem wird sie von wellenförmigen, entfernten Furchen höckericht gemacht, als welche nach der Unterfläche überzwerg herumlaufen. Die Unterfläche ist fast platt, ein wenig ausgehöhlt, und in der Queer gereift. Die Oberfläche am Grunde der Hörner stehet nicht vorwärts, sondern etwas schief auf die Hälfte nach der auswendigen Seite gekehret; sie nimmt aber im Aufsteigen eine andere Wendung, so, daß sie wie ein Schneckengang von vornen nach innen und unten zu um das Horn bis an die Spitze sich herumzieht. Die scharfe Kante der Hörner, welche der Wendung der Oberfläche nachfolget, ist um die Mitte gezähnt, und stehet daselbst unterwärts, steigt aber von da gegen die Spitze nach der auswendigen Seite empor. Die Richtung der Hörner ist im Anfange bis auf ein Drittel ihrer Länge aufsteigend und im gerader Linie mit der Fläche des Angesichts. Sie weichen daselbst nur wenig von einander ab. Von da an krümmen sie sich auswärts horizontal bis fast an die Spitzen, welche stumpf, zusammengedrückt, etwas schief in die Höhe steigen, daß also die ganze Biegung ein flaches lateinisches S. vorstellt c). Bey der Ausmessung fand ich die Länge der Hörner, zu der Zeit, 2 Fuß 8 Zoll, die Breite von dem Grundtheile an bis über die Mitte hinweg 3½ Zoll, die Dicke an dem äußern runden Rande 1 Zoll, den Abstand der Spitzen von einander 3 Fuß 1 Zoll. Der Führer versicherte, daß die Hörner mit zunehmenden Alter länger wüchsen und mit ihren Grundtheilen dichter an einander träten, so wie ihr Umfang größer würde.

Die **Augen** sind kugelrund, etwas hervorstehend, lebhaft, feurig, haben einen goldgelben Regenbogen, und einen blaulicht schwarzen, länglicht viereckigten Stern; sitzen an den Seiten des Kopfs 6 Zoll und 9 Linien von der Spitze des Mundes entfernt.

 Die

c) Die Abbildung von diesem Alpen Ziegenbock, welche der Eigenthümer an die Zuschauer ausgetheilt hat, stellet die Drehung der Hörner und den erhaben runden Rand derselben nicht richtig vor. Es hiengen auch die Haare unter der Brust und dem Bauche des Thieres, damals als ich es sah, etwas tiefer herab, daß die Knie größten Theils bedeckt waren. Ich habe deswegen in der hiebey gefügten Figur die Hörner verändert so wie sie damals gestaltet waren.

Die Ohren sind nur klein, schmal, hohl und zugespizt, liegen die meiste Zeit horizontal. Doch richtet er sie vorwärts, wenn er aufmerksam wird, auch hinterwärts in die Höhe, indem er auf jemand losgehen und stossen will. Ihre Länge beträgt 5 Zoll 2 Linien.

Der Bart, welcher hinter dem Kinne 4 Zoll herabhängt, ist zugespizt, vorn weiß, hinten schwarz, und aus schlichten harten Haaren zusammengesezt. Er nimmt seinen Anfang unter den Augen, hinten auf den Wangen, gehet von da über die Winkel des Mundes herunter und endigt sich hinter dem Kinne.

Die Zähne habe ich nicht alle gesehen; weil der Bock nicht leiden wollte, daß man ihm das Maul ganz aufsperrete. Die Vorderzähne des Unterkiefers, 8 an der Zahl, sind schneidend, keilförmig, schief nach vorn heraus nnd etwas in die Höhe gerichtet, ungleich, so, daß die beyden mittelsten die größten sind, und die übrigen nach hinten zu in dem Maaße abnehmen. In dem Oberkiefer befindet sich statt der Zähne ein harter, schwielichter Hügel.

Der Hals ist stark, und nach dem Verhältniß des Rumpfs nur kurz: denn ich fand seine Länge damals von dem Grundtheile der Hörner bis zum Wiederrisse von 1 Fuß 3 Zoll, und den Umfang in der Mitte von 1 Fuß 5 Zoll, ohne die Dicke der Haare mitgerechnet. An dem Hintertheile desselben sitzen nicht viel Haare, welche daselbst gescheitelt liegen und nach beyden Seiten herabhängen. Hingegen findet man desto mehr an den Seiten und an dem Vordertheile, welche länger sind, in hin und her gekrümmte Zotten zusammen laufen, auch wie eine Mähne vorn und unten am Halse herabhängen.

Der Rumpf ist fast walzenförmig, doch aber etwas zusammen gedrückt, um die Mitte gesenkt und am Rücken kielförmig. Seine Länge betrug zu der Zeit 2 Fuß 11 Zoll, die Tiefe 1 Fuß 4 Zoll, ohne die herabhängenden Haare, die Dicke hinter den Schulterblättern 8 Zoll und an der Mitte des Bauches beynahe 1 Fuß.

Die Hüften sind nur schmal und mager, und ragen in die Höhe etwas über den Rücken hervor.

Der Schwanz ist kurz, fast walzenförmig, liegt zwischen den Lenden verborgen, doch hält er ihn die mehreste Zeit nach hinten zu ausgestreckt. Er ist mit schlichten kurzen, schwarzen Haaren bekleidet: an der Spitze des Schwanzes aber sind sie länger, weiß, stehen in Form eines Pinsels hervor, und machen daselbst einen Zipfel aus. Seine Länge ist 8 Zoll, wovon die Rübe 6 Zoll 3 Linien einnimmt.

Die Füße sind zweyhuficht, dünne, wie an einem gemeinen Ziegenbock, doch sind die Hintern etwas stärker als die Vorderfüße. Sie haben bis an die Knie kurze, dicht anliegende Haare, welche auf den mehresten Stellen schwarzbraun und glänzend, an den übrigen aber weiß waren. Die

Län-

Länge der Vorderfüße bis an das Knie hielt 1 Fuß 3 Zoll, und die Hinterfüße bis eben dahin 1 Fuß 4 Zoll.

Von seiner natürlichen Eigenschaft kann man nicht viel sagen, weil er gezähmt ist, und das mehrste von seiner Wildheit verlohren hat. Seine Stimme ist rauher als der gemeinen Ziegenböcke ihre. Wenn er erschrickt, oder Gefahr befürchtet; so macht er durch ein kurzes, heftiges Schnauben ein plötzliches Getöse, und bewegt die Ohren bald vorwärts und bald hinterwärts. Der Geruch, welchen er an sich hat, ist nicht so stinkend und wiederlich, wie an dem gemeinen Ziegenbocke, doch mag er zur Brunstzeit wohl stärker und unangenehmer werden, welches ich aber mit Gewißheit nicht behaupten kann. Seine Nahrung sucht er von den Erdgewächsen, doch soll er nach der Versicherung des Eigenthümers auch gekochtes Fleisch und andere Leckerbissen von der Tafel vornehmer Leute gern essen mögen, welches an wiederkäuenden Thieren etwas seltsames zu seyn scheint.

Lübeck. Walbaum, D.

Die Kunst, Vögel zahm zu machen und sie mancherley körperliche Uebungen und Geschicklichkeiten in sehr kurzer Zeit zu lehren.

Es ist nicht bloß ein angenehmes Schauspiel, abgerichtete Vögel zu sehen, die nach Art einiger Hunde und Affen allerley Kunststücke machen können, sondern es hat auch wirklichen Nutzen, die Art zu kennen, den Vögeln ihre Schwäche und Unvermögen und die Herrschaft des Menschen über sie empfinden zu machen. Kennten wir solchergestalt die Schwäche mehrerer Thiere, wir würden gewiß weit mehrern Dienst von ihnen haben. Jedermann weiß wie viel Mühe und Fleiß man sich giebt die Singevögel zu einem künstlichen Gesange zu gewöhnen, und wie viel Zeit gewöhnlicher Weise damit hingeht, wie man sie sorgfältig in dunklen Käfigten und ganz einsam aufbewahret, und wie lange ihre Flüchtigkeit sie hindert, aufmerksam auf das ihnen vorgepfiffene zu seyn: ein jeder wird mir daher leicht einräumen, daß man seinen Endzweck weit leichter erreiche, wenn man den Vogel vorher so zahm gemacht, daß er auf unsern Finger oder auf einem Stock, dichte vor uns, ruhig, jedoch auch munter sitze, ohne sich durch etwas scheuchen zu lassen. Hiedurch wird er unstreitig auf das vorgepfiffene aufmerksamer seyn, und es in geschwinderer Zeit nachsingen lernen, als wenn er sich selbst gelassen in seinem Käfigt herumflattert. Nicht zum Abrichten bestimmte Vögel, die uns durch ihren natürlichen Gesang vergnügen sollen, lassen denselben weit häufiger von sich hören wenn sie zahm gemacht sind, als wenn sie im Käfigt ihre gewöhnliche Wildheit behaupten. Es gehören einige Tage ja wohl

wohl Wochen dazu, ehe sie sich dergestalt an die neben ihrem Behältnisse befindlichen Objecte gewöhnen, daß sie sich weder davor fürchten noch dadurch irre machen lassen, und selten werden sie sich die Veränderung des Orts, des Käfigts oder der Personen die mit ihnen umgehen, so gleichgültig seyn lassen, daß sie sich nicht anfänglich auf vorgedachte scheue Art bezeigten. Wohl eben nicht diesem abzuhelfen, als vielmehr um durch etwas sonderbares das Auge müssiger Zuschauer zu vergnügen, dachte man auf Mittel, einen Vogel so zahm zu machen, daß er alles mit sich machen liesse was sich nur für ihm schickte, und was nur immer ein erfinderischer Künstler für possirliche Situationen für ihm ersönne. So viel ich aus mündlichen Nachrichten weiß, so hat ein Deutscher vor etwa 7 Jahren die Ehre gehabt dem Könige von Frankreich einen solchen Vogel vorzuzeigen, ungeachtet man nicht sagen kann, daß er der eigentliche Erfinder sey, weil schon einige Jahre vorher ein Franzose dergleichen gehabt hat. Ob diese Vögel durch Anwendung vieler Zeit und Mühe, oder binnen weniger als ein Paar Stunden sich haben abrichten lassen, kann ich eben so wenig mit Gewißheit sagen, jedoch wollte ich fast das erstere behaupten. Weil es ganz artig anzusehen war, wenn man zum Beyspiel einen Vogel auf dem Rücken auf den Tisch mit gestrecktem Kopf und Füßen vor sich hinlegte, so daß ein leichtgläubiger Zuschauer denken konnte, der Vogel sey wirklich todt, wenn man ihn sogar mit einem Fuße aufheben und schlaf hängend herumzeigen oder liegend im Kreise herum drehen, oder auf einem kleinen Karren, oder auf einer kleinen Canone wie einen blessirten Soldaten herum fahren konnte, ohne daß er sonderlich etwas vom Leben verriethe; wenn man ihn ferner in einem kleinen Becher sitzen lassen und als einen Soldaten mit Ober- und Untergewehr, wie auf dem Posten, anputzen, und sogar eine Canone abschiessen, oder Pulver dichte vor sich abbrennen lassen konnte, ohne ihn dadurch wild zu machen; wenn man ihn sich in einer Schaukel auf mancherley Art wiegen, oder an einem Stock mit einer oder beyden Klauen hängend, oder sogar den Stock oder das Seil der Schaukel mit beyden Füßen hinter dem Kopf haltend, oder eine Leiter Stuffe bey Stuffe steigend dem Zuschauer zeigen konnte, so fand dies und noch mehr als funfzig andere in Absicht eines Vogels ganz sonderbare Situationen und Posituren so viel Bewunderung, daß es in Frankreich eine Sache des Gewinnstes ward, und viele sich darauf legten, Vögel zu dergleichen Künsten abzurichten und für Geld sehen zu lassen. Nachdem nun aber, wie es zu gehen pflegt, alle dergleichen Sächelchen leicht alt werden, und wegen der Menge, die sich darauf legte, ihren Reitz und Werth daselbst verlohren, so sind auch dergleichen Leute mit ihren theils gekauften theils selbst abgerichteten kunstreichen Vögeln in andere Länder gezogen und zu uns gekommen, wo sie

sie dieselben gleichfalls fürs Geld zeigen. Wenn man nun diejenigen, die ihre Vögel selbst abgerichtet, dahin bringen kann, daß sie es aufrichtig gestehen, wodurch sie die Vögel so zahm gemacht haben, (denn die ausnehmende Zahmheit ist das bewundernswürdigste, indem dergleichen Vögel vor dem Feuer, dem Pulver, wenn es auch ihre Federn versengen sollte, so wenig als vor einem heftigen Knall im geringsten scheu sind oder von der Stelle weichen) so läuft es entweder darauf hinaus, daß sie viele Zeit und Mühe darauf verwendet, oder aber sie mit betäubenden Mitteln (z. E. Opium, Mennig und Alaun) dumm und träge gemacht haben. Die Anwendung der letzteren Methode ist, wie leicht zu erachten, den Vögeln allemal schädlich, es verkürzet nicht nur ihr Leben, sondern benimmt ihnen auch die Munterkeit und macht, daß sie wie Puppen oder Klötze sind, mit denen man machen kann was man will, ohne einem Wiederstand zu thun. Allein hiedurch verliert dies Spiel seine größte Schönheit, zu geschweigen, daß ein solcher Vogel nie einen künstlichen Gesang erlernen wird, ob er gleich, so bald er nur ein wenig von den obgedachten Sachen zu sich genommen und verschluckt hat, so zahm, oder eigentlich vor Krankheit so dumm ist, daß er uns nicht mehr davon fliegt, wenn wir ihn auch ganz frey tragen. Ungeachtet die Sache nicht von Erheblichkeit ist als in so ferne man die Schwäche eines Vogels dadurch kennen lernet, und ihn allenfalls auch leichter zum künstlichen Gesange abrichten kann, so will ich doch eine Methode entdecken, einen Vogel zu allen möglichen und sich für ihn schickenden Kunststückchen, davon oben einige erwähnt sind, abzurichten, und ihn so zahm zu machen, daß er vor nichts scheu ist, ohne ihn jedoch von seiner Munterkeit das geringste zu benehmen und ohne ihn zur Ausübung seines natürlichen Gesanges im geringsten unlustig zu machen.

Dieses zu bewerkstelligen, kömmt es wie die Erfahrung lehret, darauf an, daß man demselben an beyden Flügeln die zwey äußersten Federn ausraufet, und darauf an einem Flügel von jeder langen Flügelfeder die breite Seite des Gefieders der Länge nach neben dem Kiel jedoch ohne denselben im geringsten zu verletzen wegschneidet, wie auch die drey oder vier letzten und nächsten Flügelfedern am Leibe queer durch abschneidet, kurz, daß man ihm das Vermögen zu fliegen schwächet, ohne ihm Schmerzen zu verursachen oder ihn sonderlich zu verunstalten; indem man wenn das Wegschneiden der breiten Seite des Gefieders der Länge nach und ohne von der Spitze der Flügelfedern anzufangen geschickt gemacht ist nicht leicht des vorgenommene gewahr wird. Wenn nun gleich der Vogel davon zu fliegen versucht, so kann er zwar noch fliegen, allein er fühlt, daß es ihm sehr sauer wird, und man darf nur mit einer Hand über ihn kommen so bückt er sich und läßt sich haschen. Zu den

den Kunststücken die man ihn fliegend, sitzend, hängend oder stehend machen läßt, ist alsdenn nichts weiter nöthig, als daß man denen auf dem Rücken liegenden Flügeln durch einen gelinden Druck nach oben, eine solche Lage giebt, daß ihre Spitzen kreuzweis über einander liegen. Dies giebt vermuthlich dem Vogel eine sonderbare unangenehme Empfindung, und macht ihn auch unfähig dieselben sogleich zum Fliegen zu gebrauchen, weil der wildeste Vogel auf solche Art, ohne vorgedachtes Ausraufen und Beschneiden mit ihm vorgenommen zu haben, einige Minuten ruhig auf dem Rücken lieget. Mit einer Schwalbe, die mir ins Zimmer flog, nahm ich nur das letzte vor, und sie blieb auf dem Rücken hingelegt eine geraume Zeit ruhig liegen. Das Sizzen in einem kleinen Becher fiel ihr wegen der langen Flügel beschwerlich, und das Halten eines Stocks mit den Füßen gieng, wie man leicht erachten kann, nicht von statten, weil sie gewöhnlicher Weise nicht auf Zweigen der Bäume ruhet. Mit einem Goldammer, der so eben gefangen, und nie im Käfig gewesen war, mit einem Stieglitz und Canarienvogel sind mir die obgenannten Versuche allemal sogleich und vollkommen von statten gegangen, und ich zweifle nicht im geringsten, daß es nicht auch bey mehreren und größern Vögeln zutreffen sollte. Jedoch werden diejenigen Vögel jederzeit die besten und angenehmsten, die neben ihrer Flüchtigkeit zugleich eine gewisse Widerspenstigkeit durch ihr Beißen verrathen; diese bleiben beständig munter bey ihren Arbeiten, da man hingegen mit andern bisweilen nichts ausrichten kann, weil sie mit Krampf oder Ohnmacht befallen werden, so bald man sie auf das Gestelle setzt. Ein mehreres von den Künsteleyen, die man mit einem solchen Vogel dem man seine Schwäche auf die gedachte Art hat empfinden gemacht, zu sagen halte ich für überflüßig, weil man es doch ohne Abbildungen der dazu bequem erfundenen Instrumente nicht leicht verstehen würde. Unterdessen kann ich versichern, daß man sich diese Art der Bezähmung eines Vogels so weit zu Nutze gemacht, daß man ihn Buchstaben und Farben zu unterscheiden gelehrt, und bey verschiedenen Stellungen unserer Hände auch verschiedenes uns zu bringen glücklich angewöhnet hat: Mithin solches nicht im geringsten für Blendwerk oder Zauberey, wie einige sich eingebildet haben, zu halten ist. = = f.

Hannoverisches Magazin.

61tes Stück.

Freytag, den 30ten Julius 1779.

Bemerkungen über Selbstliebe, Theilnehmung (Sympathie) und Trieb zur Thätigkeit, als Quellen menschlicher Handlungen.

„Sollte es keine Tugendhafte geben, in welchen eine so glückliche Harmonie zwischen Vernunft, Neigungen und Leidenschaften herrschet, daß sie „überlegte Handlungen nie anders, als um ihrer Güte willen unternehmen, „und ihre unüberlegten durch die Gewohnheit im Guten, wie durch einen „mechanischen Trieb, regiert werden? — Sagen Sie zur Ehre der Menschheit, daß es ihrer nur zwey, drey giebt!“

Und sagen Sie mir, in welcher Zone ein solcher ätherischer Sterblicher wohnt, und müßte ich zu Fuß, halbhungernd, in dem schrecklichsten Sturme die Hälfte meines Lebens verreisen — ich eile zu ihm; und sein Anblick soll mich glücklich machen.

„So giebt es doch Tugendhafte, die dies, wie wohl in einem geringern „Grade sind?“

So wahr es einen Phönix, so wahr es cristallene Feenschlösser giebt! Tobias Knauth 1ter Th. S. 223. 224. verglichen mit S. 217 - 222.

* * *

Nicht jede gute Handlung eines Menschen, nicht jedes gute Werk ist eine Tugend, eben so wenig, wie jede schlechte Handlung mit Recht immer Laster kann genannt werden — nur die Folgen der Handlungen machen nach Maaßgebung ihrer Güte, oder ihrer Schädlichkeit, eine Sache gut, oder böse, und selbst nach bürgerlichen Beurtheilungen, kann mit Recht keine Folge einer Handlung, jemanden zugerechnet werden, sondern das Lob oder der Tadel, die Belohnungswürdigkeit, oder Strafwürdigkeit, hängen von der guten oder schlechten Absicht des Menschen bey der Handlung, von der Unbesonnenheit, oder Vorsichtigkeit, von der vermeyndlichen Schwachheit in Beurtheilung einer auszuübenden Handlung, von der wenigen Klugheit, oder von der Um und Durchsichtigkeit, und von verschuldeter oder unverschuldeter Unwissenheit ab — und mithin können Folgen einer Handlung, die aber doch dieselbe an sich gut oder böse machen, in Rück-

sicht auf Tugend und Laster, so wenig in Anschlag gebracht werden, als Reichthum, Ehre, und Rang — Tugend — und Armuth und Niedrigkeit mit Recht — Laster vermuthen lassen — Das Innere des Menschen also die Quellen der Handlungen, die gute oder schlechte Beschaffenheit des Herzens, die herrschende Neigung zum Guten oder Bösen, mit Gründen und nach Gründen, oder unabsichtlich und ohne Bewußtseyn bewegender Ursachen handeln, machen Laster und Tugenden, und gleichgültige Handlungen aus —

Von der letztern Art dürften wohl die mehrsten menschlichen Handlungen seyn; und wenn sie alle nach einem richtigen philosophischen und christlichen Begriff von der Tugend, untersucht würden, dürfte die oben angeführte Stelle nicht manchem so paradox klingen, wie sie es dem ersten Gehör nach thut.

Freylich ziemlich hämisch, und nach Beschaffenheit des Tons, democritisch oder heraclitisch klingt eine solche Beschuldigung, die dem menschlichen Geschlecht alle ächte wahre Tugend absprechen will, aber wie oft ist es nicht das Schicksal der Wahrheit, daß sie in den Augen der Menschen eine närrische Gestalt hat, und wie oft müssen sich nicht ihre Prediger für milzsüchtige Leute, denen der Wurm geschnitten, und das Spleen curirt werden muß, ausrufen lassen? — Indessen verlange ich nicht jener angeführten Stelle das Wort zu reden, nicht sie zu vertheidigen, denn ich fühle selbst zu viel dawider, und glaube, daß die Behauptung gelinde beurtheilt, wohl allzu allgemein ist, als daß sie die reine Wahrheit in sich enthalten sollte. —

Aber desto gewisser ist es doch auch, daß die Menschen in tausend Fällen, wo sie sich mit vieler Selbstzufriedenheit innerliche Complimente über ihre Tugenden machen, nicht ein einziges mal ächte wahre Tugend geübt haben, und in solchem Fall dürfte es nicht undienlich seyn, oder ein milzsüchtiges Ansehen haben, manche Quellen schöner Handlungen, und unächter Tugenden, aufzusuchen und bekannt zu machen, zumal da diese so unmerklich ausfließen, und so schleichend wirken, daß selbst der handelnde Mensch oft und wohl in den mehrsten Fällen selbst nicht weiß, was ihn zu dieser oder jener Handlung bestimmte — Der nächste Nutzen, der dann einem in die Augen scheint, soll die wirkende Ursache gewesen seyn, die edelmüthigsten, erhabensten, und schönsten Beweggründe, die man kennt, macht man denn zu Beweggründen der ausgeübten Handlungen, und die wahre wirkende Kraft liegt so unter den Maschinen der Einbildungen verborgen, daß man bona fide glaubt, man habe Anfälle von Hypochondrie und Schwermuth, wenn's einem einmal begegnet, daß sich die wahre wirkende Ursache so hervordringt, und durch alle Hindernisse hindurcharbeitet, sich kenntlich zu machen, und man ungeachtet aller vorkehrenden Anstalten der Eigenliebe und

des

des Eigendünkels nicht umhin kann, sie für die wahren Ursachen unserer Handlungen anzusehen.

Doch dieser Fall ist nur sehr selten, und bey äußerst wenigen Menschen möglich, weil schon ein ziemlich starker Grad von innerm Gefühl dazu gehört, überall einmal auf so einen hypocondrischen Gedanken zu kommen — Das starke innere Gefühl aber ist verhältnißmäßig eine eben so seltsame Sache, und ein eben so seltenes Geschenk der Natur, als eine starke Gedächtnißkraft, und es ist mehr bey Denkern, deren obere Seelenkräfte in beständiger Beschäfftigung sind, zu finden, und auch das nicht einmal bey allen, sondern bey einem speculativisch-practischen Kopfe — Aber Vorzeichnungen nachzudenken, und nachzuempfinden, dürfte wohl keinem Menschen, der nicht ganz vernachläßiget worden, schwer fallen, und so könnten gar milzsüchtige Erfindungen sich ein großes Verdienst um den tugendhaften Stolz erwerben, wenn sie durch ihre Bekanntwerdung ähnliche Empfindungen, nach dem jezt sehr cultivirten, und zur Mode gewordenen sympathetischen Gefühl, auch bey andern hervorbrächten — —

Bekanntermaßen beruhen Handlungen der Menschen auf ihren Willen (das Wort im allerweitesten Verstande genommen) und der Wille auf den Vorstellungen, die wir von einer Sache, und dem Gefühl, und den Empfindungen, die wir bey derselben haben — Selbstliebe, Sympathie und Trieb zur Thätigkeit, sind ganz in die Natur der menschlichen Seele gewebt, und arbeiten alle zum Vergnügen dessen, den sie beleben — Sie sind also die Grundtriebe der menschlichen Seele, (wiewohl ich gegen die Sympathie in dieser Hinsicht noch allerhand einzuwenden hätte, welches aber hier nicht ausgemacht werden darf, weils nicht zur Sache gehört) — In ihnen besteht unser Wille, und ohne sie kann kein Wille seyn, mithin auch keine Handlungen — in jeder Handlung müssen wir also nothwendig etwas von diesen dreyen Trieben finden, deren Grenzen aber so nahe in einander liegen, und sich selbst so oft durchkreuzen, daß man schwerlich, wenigstens nicht allemal im Stande seyn wird, sie zu unterscheiden.

Diese Quellen der Handlungtn nun sind alle gut, weil sie so in unsere Natur gelegt sind, daß ohne sie unsere Geistigkeit aufhören würde, und also kann bey ihnen auch immer wahre Tugend angetroffen werden — aber von so unendlicher Modification, als eben diese Grundtriebe, ist auch wohl nichts anders in der Welt, und diese Modificationen sind es eben, worauf es ankömmt, ob etwas Tugend sey, oder nicht.

Eine weitläuftige Definition von der ächten Tugend hier zu geben, würde mich nothwendig zu polemisiren heissen, welches ohne Nutzen ist, und mit Schaden seyn könnte, ich lasse sie also lieber weg, und alle die Misgeburten dieser Grundtriebe hier anzugeben

 ist

ist eben so wenig meine Sache, da ich nicht dieselben mit allen ihren Veränderungen, und in allen ihren Verunstaltungen, allen ihren Caricaturen, die sie durch die niedrigen Begriffe der Menschen, von Vergnügen und Wohl leidet, beschreiben, sondern nur einige Bemerkungen von ihnen als Quellen menschlicher Handlungen mittheilen will.

Wenn also die Selbstliebe mit dem Triebe zur Thätigkeit vergesellschaftet, in Eigenliebe ausartet, und denn die Handlungen, lauter Handlungen des Eigennutzes, Ehrgeitzes, und so weiter, werden, oder wenn ein Mensch, in dem sich so eine veränderte Selbstliebe befindet, nur darum handelt, um sein tägliches Brodt zu erwerben, um reicher, angesehener und berühmter zu werden, und diese Absichten die einzigen sind, die seine Kräfte in Bewegung setzen, so kann dieses nicht ein Vorwurf meiner Beurtheilung, ob solche Handlungen Tugenden zu nennen wären, oder nicht, werden, da solche Menschen nicht einmal im eigentlichen Verstande, Verdienst um die Welt haben, der zu dienen sie aufhören würden, wenn sie sie nicht mehr belebte — und dieser noch einen ganzen Grad unter der ächten Tugend sich befindet, sondern den Stof zu solchen Beurtheilungen müssen solche Bemerkungen von Beschaffenheiten geben, die der ächten Tugend völlig gleich scheinen.

Dergleichen wären nun folgende — [illegible] — doch giebts auch wenig Tugend, und äußerst wenige Befleißigung ächter Tugend, wovon hier doch nur allein die Rede ist. — Jene in der oben angeführten Lebensbeschreibung gemachten Bemerkungen, sind alltägliche Vorkommenheiten, die dem eifrigen Bestreber nach ächten Tugenden nicht, sondern nur dem gewöhnlichen Menschen angehen, diese hier aber sollen allein nur für die erste Gattung Menschen seyn.

Wenn wir demnach die oben angeführte Meynung von der ächten Tugend einmal annehmen wollen, so ist nichts anders Tugend, als was nach Gründen aus der Neigung des Guten in allem Betracht kömmt, oder aus Gewohnheit aus Fertigkeit in dieser Art zu handeln, entsteht. Wenn wir nun bey unsern Handlungen, die wir, indem wir sie wollen und ausüben, nach unsern alsdenn herrschenden Empfindungen, bloß aus Neigung zum Guten wollen, und auch ausüben, ohne Rücksicht auf sinnliche Vortheile dabey zu haben, wenn wir bey diesen nun doch in der Folge gern von uns selbst sprechen, suchen uns denen, die uns noch nicht kennen, von der Seite bekannt zu machen, die wir am ruhmwürdigsten halten, und ihnen einen desto größern Begriff von uns beyzubringen, je weniger wir in irdische Größen etwas setzen, sondern von der seltenen Art, die nur nach geistischen Gründen handeln, sind — wenn wir eine gewisse Gattung von Neid bey uns wahrnehmen, wenn andere, wegen Handlungen, wovon wir wis=

sen, daß sie nicht aus so reinen Quellen kamen, u. s. w. gelobt werden, — **wenn wir** bey unsern Arbeiten, oder nach denselben uns noch so sehr um **das Urtheil anderer Leute bekümmern**, uns noch so viel daran gelegen ist, was jeder Mensch von uns hält, da wir doch wissen können, und es gleich einsehen, daß andere Menschen eben deswegen uns nicht so beurtheilen können, wie wir wünschen, weil sie den Werth solcher Handlungen, aus solchen Quellen entsprungen, gar nicht einmal fassen können, da es nach unsern eigenen Grundsätzen nicht Tugend ist, zu arbeiten, um den Beyfall der Menschen zu erwerben, und uns dieser nur in so fern interessirt, in so weit durch ihren Beyfall unsere Arbeiten von ausgebreiteterm Nutzen werden, — — wenn wir alle diese Aeußerungen bey allen den Neigungen zum wahren geistischen Guten doch bey uns wahrnehmen, sollte dadurch unsere Tugend nicht einen heftigen Stoß bekommen, — sollten unsere Handlungen nicht mehr Handlungen einer feineren Eitelkeit, einer also falsch modificirten Selbstliebe und Triebs zur Thätigkeit, als ächte, ganz reine Tugend seyn?

Seinem Beleidiger auf der Stelle vergeben, ihn aus seinem Irrthum, der die Beleidigung verursachte, mit Sanftmuth, und nicht auf eine schmerzhafte fühlbare Art herausreissen, und in Freundschaft mit ihm leben, ist eine glänzende lobenswürdige Tugend, und jedermanns, den unsrigen, entgegengesetzte Meynungen ertragen, sie nicht geradezu für falsch erklären, zeugt von einem sanften Charakter, von so vieler Menschenliebe, und von so starker Neigung zum allgemeinen Guten, daß man durch eine niedrige empfindliche Verwerfung der Meynung und Erklärung für Irrthum, jenen nicht wehe thun will, sondern auf eine feinere schonende Art, seine Begriffe zur Wahrheit zu lenken sucht — aber wenn unsere Gedult, wenn die Schonung unsers Beleidigers — ich will nicht sagen von Furchtsamkeit, noch ärgeren Beleidigungen ausgesetzt zu werden, oder von grobern Nerven, die keine Beleidigung fühlen, wo sie nicht recht bäurisch grob ist, herrühret, denn dies gehört schon in die untere Gattung des Tugendscheins, der leichter bemerkt wird, und also nicht in den Kreis dieser Bemerkungen gehört, sondern so entstanden ist, daß wir uns vorgeraisonniret haben, wie sehr tief der Beleidiger unter uns wäre, und wie hoch wir über ihn erhoben würden, wenn wir unserm kochenden Blute Einhalt thäten, und unsere Leidenschaft so in unserer Gewalt hatten, daß wir sogar ganz im Gegentheil uns noch bemüheten, den, der uns beleidiget zu besänftigen — bleibt sie da noch die so erhabene Tugend — oder ist das Eitelkeit? — Und eben so, wenn wir die Meynung anderer ertragen, weil wir sie für dümmer halten, und uns für klug, und in jenes Irrthum einen Kitzel für unsern Verstand finden, und ihn eben dieserwegen, weniger hart behandeln,

ist

ist dies dennoch aus der Neigung zum Guten, wie kurz vorher gesagt, die in diesen Umständen, durch die Sympathie erregt worden ist, enstanden, oder nicht vielmehr aus Eigenliebe, Eigendünkel, und recht benamt, aus geistischem Stolz? —

Wenn unser Trieb zur Thätigkeit uns anreizt, Handlungen zu unternehmen, die noch für die Nachwelt von dem größten Nutzen seyn werden, so fühlen wir bey uns, daß die Vorstellung des Glücks der Menschen, das aus solchen Arbeiten entstehen würde, unsern Willen bestimmte, daß also unsere Werke durch die Neigung zum Guten gewirkt worden sind. — Das bischen Ruhm und Ehre, was wir davon haben könnten, käme freylich nicht in Betrachtung, aber die Vorstellung von einer besonderen Größe, die wir darin finden, von einem besondern Verdienst um die Welt, das alles, was sonst Verdienst um die Welt heißt, weit hinter sich zurück läßt, und die Ueberzeugung aus unsern Werken, daß wir die Urheber eines solchen großen Glückes sind, möchte doch wohl, freylich nicht ganz klar, aber doch unentwickelt, dunkel, sich dabey finden lassen, denn wo käme sonst der Unwille her, den wir fühlen, wenn ein anderer eher noch als wir, auf die Gedanken gerathen ist, an eben diesem Glücke zu arbeiten, und eher noch als wir, seine Arbeiten öffentlicher bekannt werden läßt, — wäre nichts, als die Neigung zu dem Guten, das Triebrad unserer Arbeiten, wäre keine andere Vorstellung noch in uns, die unseren Willen bestimmte, als die Vorstellung des entstehenden Glücks, so müßten wir Freude fühlen, daß auch andere daran arbeiteten, und daß mit vereinten Kräften das Glück desto eher gemacht würde, — jetzt aber bey Gewahrnehmung des Unwillens, ist eine ganz andere Vorstellung bey uns, nemlich unsere Größe schwindet um einen guten Theil dadurch, daß ein anderer gleiche Größe mit uns hat, wir fühlen uns also selbst nicht mehr so groß, geschweige des Verlustes der Vorstellung von einer außerordentlichen und besondern Größe und hohem Verdienste, die im gegenseitigen Fall, die Welt von uns haben würde. —

Freylich kein gemeiner aber doch besonderer Ehrgeiz, macht hier doch also wieder unsere Tugend ungleich kleiner, wie wir sie uns vorstellen, denn unsere Handlungen kommen nicht aus der Neigung zum Guten, sondern aus einem besondern Ehrgeitz, der nicht die Verehrung der Welt so sehr, als unsere eigene Verehrung unserer selbst zum Zweck hat, — eine sonderbare Erscheinung! —

Aber eine eben so sonderbare Erscheinung ist auch noch die, wenn wir den Glanz, die Pracht, das Ansehen bey unsern Mitbürgern, und daß unser Name mit Ehrfurcht und Hochachtung von einem jeden ausgesprochen wird, entweder aus vernünftigen Nachdenken über die Eitelkeit aller irrdischen Größen, oder durch Unglücksfälle dazu gebracht, — oder weil wir

nicht

nicht eben das haben können, — für nichts achten, und unsern Ruhm, und Zufriedenheit, und Glück, in dem Bewußtseyn unserer guten, Gott ähnlichen Neigungen setzen, und unsere Ehre in der Erfüllung der göttlichen Absichten, und in einem der Religion gemäßen leben, — so glauben wir zuverläßig, daß alles das, was wir thun, aus keiner andern, als der erhabenen reinen geistischen Quelle, aus der Neigung zum Guten, ohne Rücksicht auf irgend einen sinnlichen Vortheil komme. — Dies kann auch seine gute Richtigkeit haben, aber die Geringschätzung mit der wir selbst die Personen belegen, die so einen äußerlichen Glanz an sich haben, das Licht in dem wir uns selbst erscheinen, mit unsern Grundsätzen, mit unsern geistischen Motiven, die jenen nur eitle Dinge bestimmten, und die Vergleichung die wir mit uns und jenen zu unserm Vortheil machen, läßt eher vermuthen, daß wir jene erhabene Grundsätze nur darum annehmen, weil wir auf so eine sinnliche Art, wie andere nicht glänzen konnten, uns aber doch von andern unterscheiden, und mehr wie alle Menschen seyn wollen, als daß wir sie aus wirklicher Neigung zu ihnen wählten, — und weil dies auf die Art nicht zu machen war, daß alle übrigen Menschen außer uns, uns einen so vorzüglichen Werth beylegten, und wir nicht in aller Menschen Augen glänzen konnten, so wollten wir doch wenigstens in unsern Augen, die größten Menschen seyn, und nahmen daher solche Grundsätze und Bewegungsgründe zu unsern Handlungen an, und bildeten uns alle Menschen, die mehr sind, wie wir, so niedrig, weil sie sinnliche Beweggründe zu ihren Handlungen hätten, und die übrigen so dumm, daß sie solche Größe nicht einmal fassen, vielweniger noch schätzen könnten, — unsere Eigenlieb betrog uns also auch hier wieder auf eine sehr feine Art. —

Unsere Neigung zum Guten bestimmt uns, aufgeweckt durch die Sympathie, unsern elenden Mitbruder in bessere Umstände zu setzen, — wir stellen uns das Glück ziemlich lebhaft vor, was wir ihm verschaffen können, wir thun's, — und fühlen einen angenehmen Kitzel in uns dabey, — und wenn wir uns als Urheber davon ansehen können, — muß sie uns natürlicher Weise noch lebhafter werden, — hierin ist also nichts gegen ächte Tugend, — aber nun frägt es sich, — thaten wir dem Menschen wohl, um ihn glücklich zu machen, oder thaten wir nur das Gute, um wieder die angenehmen Empfindungen zu haben, die wir aus der Erfahrung bey gleichen Fällen kannten? Im ersten Falle wäre unsere Wohlthat reine Tugend, im letztern ein ganzer Theil Eigenliebe dabey. —

Und was ist endlich das, wenn wir bey Gelegenheiten, die uns verhindern, unsere Berufsgeschäffte abzuwarten, mit allen Kräften dahin streben, daß unsere Mitbürger die wahre Ursache davon erfahren, damit sie uns nicht für

für Taugnichts oder Faule halten, — da doch diese Meynungen, und wenn sie auch noch schlechter wären, unser äußeres Glück nicht stöhren würden, und unser inneres gar nicht können, weil uns unser Bewußtseyn mit Recht so weit über solche Meynungen hersetzen muß, daß wir es entweder ruhig hersagen lassen können, oder es belachen. — —

Aber ist denn nun auch eine solche Tugend, die von allen jenen nichts an sich hat überhaupt möglich, oder ist sie nur chimärische Tugend, nur Tugend für die Geister in einer höhern Sphäre, für Menschen mit schwachen sinnlichen Körpern unmöglich, unerfüllbar? — kann seyn! — ich will niemanden vorgreifen, — ja halte die Menschen sogar für glücklich, die mit gutem Gewissen, — nicht aus Trägheit, — nicht aus Unlust, — sondern weil sie von einer solchen Tugend sich keinen ordentlichen Begriff machen, noch sich gedenken können, daß dergleichen angeführte Stücke der ächten Tugend irgend Eintracht thäten, glauben, daß eine solche Tugend für unsere irdische Welt unmöglich sey, mithin auch Menschen nicht vorgeschrieben werden dürfte, denn sie genießen ungleich mehrere Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths, als wie der, der sich ein so hohes Ziel gesteckt hat, zu erreichen, und immer noch so viele Schwächen in seiner Tugend gewahr wird, — sie können zufriedener mit dem irrdischen Leben seyn, weil sie die vielen Hindernisse von der Seite her nicht, gar nicht kennen, oder eigentlich gar nicht fühlen, — und können sich ihrer Tugend freuen, da andere mit Unwillen und Misvergnügen, noch die großen Schwächen derselben wahrnehmen. — Ein glücklicheres irrdisches Leben könnten also die wohl führen, die so eine Tugend, mit gutem Gewissen für Tugend ideal halten, als wie andere, die es nicht thun, welche aber gewiß auch eine zukünftige Ewigkeit doppelt entschädiget halten wird. — Doch dies ist hier eigentlich nicht die Frage, sondern ob das Ziel solcher Tugend für Menschen zu hoch gesteckt ist? — ich antworte geradezu nein! — und zwar aus folgenden Gründen. —

Der Schluß folgt künftig.

Auctor-Galle.

Voltaire spazierte einst mit einem Genfer in seinem Garten herum. Eine Kröte kroch vor ihnen quer über den Weg. Der Genfer, um Voltairen Vergnügen zu machen, zeigte auf die Kröte und sagte: — Sehen sie ein Freron. — Was hat ihnen das arme Thier gethan, um einen solchen Namen zu verdienen, erwiederte der witzige Voltaire.

Hannoverisches Magazin.

62tes Stück.

Montag, den 2ten August 1779.

Schluß der Bemerkungen über Selbstliebe, Theilnehmung (Sympathie) und Trieb zur Thätigkeit, als Quellen menschlicher Handlungen.

Der Mensch hat mit allen Geistern gleiche Bestimmung, nemlich ihre Vervollkommnung an den ihnen zugesellten Objecten zu wirken a). Diese Vervollkommnung aber hat keine Grenzen, sie dauret fort, weil wir nie vollkommen genug werden können, — haben wir also einen Grad davon erlangt, den wir uns einmal als den höchsten vorstellen, und wollen hier ruhen, uns nicht weiter umsehen, ob's nicht noch höhere gebe, das doch wohl nicht anzulassen ist, — so erfüllen wir nicht die Bestimmung der Geister, dünken uns vollkommen genug, und fangen eben durch den Stillstand unserer Arbeiten zur Vollkommenheit an, wieder den Krebsgang zu gehen. — Es kann mithin kein Ziel der Tugend für den Menschen zu hoch gesteckt seyn, und mithin auch nicht eine solche Tugend, die alle vorher angeführten Schwächen nicht bey sich hat.

Aber sollte nicht so eine Tugend, bey ihrem ersten Anblick den Menschen verzweifeln lassen, daß er je so weit kommen würde, und also verursachen, daß er gar den Weg dazu nicht eingienge? ich denke nein, — zur Demüthigung kann sie uns wohl dienen, dazu wohl seyn, daß wir nie anfangen, uns aufzublähen, auf unsere Tugend groß zu thun, uns verhindern kann sie, daß wir uns nie in einem so großen Lichte erscheinen, und jeden unserer Nebenmenschen gegen uns verachten, — und was ist unerträglicher als der Stolz auf seine Tugend, was erniedriget den Menschen mehr, als gerade dieser geistische Stolz, — aber verzweifeln kann sie uns nie lassen, und zumal keinen Christen lassen, der die Mittel weiß, wodurch er zu sol-

 cher

a) Man sehe darüber weiter nach philosophische Betrachtungen über die Natur der Religion St. 21-23. und 33-36. der gelehrten Beyträge zu den Mecklenburg-Schwerinschen Anzeigen v. J. 1777.

cher Stärke gelangen kann, dem eine übernatürliche göttliche Kraft im Tugendwandel beysteht, und dem seine Religion noch Hülfsmittel genug an die Hand giebt.

Aber nun noch die letzte Frage, die am schwersten zu beantworten seyn möchte, — ist es der schwachen, sinnlichen, menschlichen Natur, die dem Geiste so viele Hindernisse in den Weg leget, theils sich in den Schwung zu bringen, theils darin zu bleiben, möglich, zu einer solchen geistischen Größe zu gelangen, die eine solche reine Tugend gebiert?

Es muß einem jedem Denker, wenigstens der sich selbst nur ein bischen beobachtet, bekannt seyn, wie sehr seine ganze Denkkraft von dem Körper abhängig ist, und wie sehr dieser es jener erschwert, — die mehrsten Lebensgeister die größte Nervenstärke zieht sich nach den Theilen des Körpers, die am mehrsten gebraucht werden, und also ziehen sich alle Lebensgeister beym Denker, und seine Nervenkräfte zum Gehirne, da ist also die stärkste Kraft befindlich, die übrigen Theile des Körpers sind schwach, — also auch der Magen schwach, — dieser aber ist in der größten Verbindung mit dem Kopfe, — eine einzige Speise also, die mehr als die gewöhnliche Verdauungskraft erfordert, zernichtet die ganze Operation des Geistes, — der Geist kann sich nicht mehr heben, nicht mehr an geistischen Gegenständen hängen bleiben, er wird herunter gezogen, klebt an irrdischen Objecten, — der Wille ist beschäfftiget die Geisteskräfte wieder in Bewegung zu setzen, — die Nerven schwach, die häufigen Versuche matten den Körper noch mehr ab, und eine totale Unthätigkeit, totale Nervenschwäche auf einige Tage, ist oft die Folge einer einzigen, wenig härtern Speise, wie andere. — Man fühlt dann mit dem höchsten Unwillen seine Thätigkeit, die Selbstliebe ist beschäfftiget, sich zu entschuldigen, die großen geistischen Gegenstände, die wir sonst bey unsern Arbeiten hatten, sind verschwunden, die herrlichen Motiven können wir jetzt nicht erreichen, wir fühlen unsere Schwäche, — sie ist uns immer gegenwärtig, — jeden Menschen, den wir sehen, halten wir für unsern Beobachter, glauben, daß er unsere Schwäche so sieht, wie wir sie fühlen, dünken uns verächtlich, nehmen alles zur Hand, jenem und uns diese Begriffe wegzuschaffen. Da kömmt denn die Ehrbegierde, die Eitelkeit, die Erhebung seiner selbst mit ins Spiel. — Und daß unsere Bemühungen dahin nicht abzielten, sondern den erhabenen Endzweck Gottes zu erfüllen, daß Ehrbegierde nicht das Triebrad unserer Handlungen war, fällt uns allen nicht ein, und wenn wir uns denn endlich in dem Zustande des höhern Denkens befinden, so klebt uns so viel von jenem Zustande an, daß unsere Handlungen in langer Zeit, nicht mehr so lauter, so rein sind, wie vorhin.

Und eben so ist es schon an sich unmöglich, sich immer an geistischen Ge-

Gegenständen zu halten, wenn nicht sinnliche Abbildungen dem Geiste zu Hülfe kommen, — in dieser Art von Tugend aber ist keine sinnliche Abbildung möglich, — nichts sinnliches kann hier zu Hülfe kommen, sondern im Gegentheil, ist ihr zuwider, und die einzigen sinnlichen Mittel, nemlich die Erfüllung seiner guten Entzwecke, — oder deutlicher, — daß man selbst den Nutzen sieht, um deswillen man so lange gearbeitet, — und die Bereitwilligkeit womit unsere Nebenmenschen unsere Bemühungen, und Vorschläge aufnehmen sind so selten, daß sie unmöglich zur Stütze dienen können. — — Wenn irgend eine Gesellschaft von Männern die Kunst ausfündig machen könnte, oder besäße, wie man durch symbolische Zeichen reine geistische Gegenstände, sich immer in ihrer ganzen Stärke gegenwärtig erhalten könnte, die würde durch ihre Bekanntmachung, dem ganzen menschlichen Geschlecht einen großen Dienst leisten! — — — Doch jetzt haben wir dergleichen noch nicht, und so will ich einmal einen Versuch wagen, die Art eine so reine Tugend, die alle die oben angeführten Schwächen nicht hat, auszuüben, anzuzeigen. —

Freylich wird daran viel auszusezzen, viel noch zu bessern seyn, aber ich breche auch hier das Eis, — genug zur Entschuldigung! —

Nothwendig muß man sich bey jedem Unternehmen, bey jeder Arbeit, bey jeder Handlung den Nutzen vorstellen, den sie entweder auf viele Menschen, oder auf einen nur haben soll. — Das Gute also, was dadurch entstehen soll, und was wir in unserer Vorstellung haben, sezt zuerst unsere Thätigkeit in Bewegung, — wir thun also denn alles, was wir thun, aus Liebe aus Neigung zum Guten, um Vollkommenheiten in der Welt zu machen. — Daß wir uns selbst hiebey gut fühlen, ist natürlich, weil wir uns nicht verhelen können, daß wir Urheber dieser oder jener Vollkommenheit sind — doch betrachten wir dies nur als eine mit solchen Handlungen nothwendig verknüpfte Beschaffenheit, sie war aber und ist nichts weniger als die bewegende Ursache unserer Handlugen, und muß es auch in Zukunft nie werden, wenn unsere Tugend ächt seyn soll, sondern die Vorstellung der daraus entstehenden Glückseligkeit für die Menschen muß immer Bewegungsgrund allein bleiben — und niedrig würde es gar seyn, solche Werke zu unternehmen, um der größte Mensch in seinen und anderer Menschen Augen seyn zu wollen. Eben so natürlich ist es bey Handlungen, die Werke des Verstandes sind, daß es uns einfällt, was dieser oder jener, den wir für einen gültigen Richter halten, davon urtheilen werde — daß wir uns im voraus freuen, über die gute Meynung, die man von unsern Fähigkeiten, und von unserm Herzen — nach dieser Handlung — hegen wird — Aber diese Meynung zu erhalten, muß nicht Beweggrund werden, denn dann ist Ehrgeiz und Ruhm die wirkende Ursache

sache unserer Handlungen, und nicht Liebe zum Guten — sondern wir müssen diese Vortheile so ansehen, daß sie uns das Zutrauen unserer Nebenmenschen verschaffen, und wir durch dieses, in der Folge im Stande seyn werden, alles bey ihnen auszurichten, was wir noch zu ihrem Wohl thun wollen — so wird dies eine edle Freude, reine tugendhafte Freude, und kann uns zum starken Sporn in unsern Arbeiten dienen, — wenn wir aber die gute Meynung anderer nur wünschen, um uns selber größer zu fühlen, um sich mit Recht über andere erheben zu können — so ist Eitelkeit, das Triebrad unserer Arbeiten — vermischte Tugend — und das Bestreben alle ungleiche Urtheile unserer Nebenmenschen von uns abzuwenden, ist nur alsdenn edel, wenn's geschicht, um ihr Zutrauen nicht zu verlieren, niedriger aber, wenn wir nur im äußern Ansehen bey ihnen bleiben wollen, ihre Ehrerbietung, ihre Hochachtung nicht verlieren wollen, und es uns doch gar nicht um diese, sondern nur um ihre Freundschaft zu thun seyn soll — Ueberhaupt muß also die Vorstellung des zu wirkenden Glücks immer, und in jedem Falle, einziger Beweggrund seyn zu unsern Handlungen, und alles übrige angeführte — von der guten Seite betrachtet — nur zum Sporn, nur zum fernern Reitz — zum Hülfsmittel — die geistischen Beweggründe zu unterstützen, seyn.

Bey unsern gutthätigen Handlungen, schönen, großmüthigen Handlungen, bey den gesellschaftlichen Tugenden überhaupt aber dürfen wir keine andere Vorstellung haben, als das Glück unserer Nebenmenschen, oder im letzten Fall die angenehmen Empfindungen unsers Mitgesellschafters — alle übrigen Vorstellungen taugen in diesem Falle nichts — z. E. die Vorstellung des Verdienstes — Vorstellung unserer Großmuth — Vorstellung des Lobes, und um selbst den Kitzel des Danks, oder der Freude, die wir verursacht haben, zu fühlen — alle als Beweggründe, niedrig — unreine Tugend, als Sporn aber — Beweiß von großer Schwachheit des Geistes. —

Nun sind aber noch viele Beschaffenheiten übrig, die unsere Tugend höchst klein und sehr verdächtig machen, nemlich, wenn wir gerne **von uns und unsern** Arbeiten reden, und suchen bey andern **bemerkt** zu werden, so daß sie Hochachtung und Freundschaft gegen uns fühlen sollen — wenn wir **neidisch** auf das Lob anderer sind, und nicht mit einstimmen — gerne **erniedrigend von andern** sprechen hören — uns noch zu sehr um das **gute Urtheil unserer Nebenmenschen** bekümmern, uns noch gerne **mit andern vergleichen** mögen, und unwillig werden, wenn **andere auch** arbeiten, eben das Glück hervorzubringen, was wir im Sinne haben — und um diese zu unterdrücken, muß man sich bestreben, daß sein ganzes Leben eine Fortsetzung von einem Tugendwerke zu dem andern sey, das ist;

ist: wenn man von einer guten Handlung aufs neue wieder zur andern zu gehen sucht, und es sich gar nicht einmal einfallen läßt, zu bedenken, was andere Leute von ihm halten —

Auch noch andere Ueberlegungen sind im Stande hiervon abzuhalten, nemlich:

Wenn wir uns nur vorstellen, daß wir nicht darum arbeiten, um den Beyfall oder Verdienst um den Menschen zu haben, und daß ihr Beyfall uns weder wahrhaftig glücklich noch tugendhaft machen kann, sondern beydes von den Quellen unserer Handlungen abhänge —

Wenn wir beym Lobe anderer nur bedenken, daß unsere Tugend eben dadurch noch größer wird, weil sie keine sinnliche Anreize hat, sondern alles geistisch — sowohl Beweggrund, als Sporn ist —

Wenn wir jeden Menschen, der uns begegnet, oder mit uns in Gesellschaft ist, als einen Gegenstand ansehen, an dem wir auf irgend eine Art unsere Neigung zum Guten üben können, und es auch gerne sehen, wenn er uns mit gleichen Augen ansähe, so wird uns weder, uns mit ihm zu vergleichen, noch was er für eine Meynung von uns häge, einfallen, wir würden nicht suchen ihm Hochachtung für uns einzuflößen, sondern Freundschaft und Vertrauen —

Und wenn wir endlich uns gewöhnen, alles Gute zu wollen, so wird's uns lieb seyn müssen, das andere ihre Kräfte mit den unsrigen zu einer Vollkommenheit vereinigen, und der Beyfall, denn sie von der Welt genießen, muß uns herzlich freuen, weil dadurch das Gute ausgebreitet wird und schneller zu Stande kömmt —

Um aber sich immer in diesem Tugendlaufe zu erhalten, nicht matt zu werden, so muß man mit denjenigen tugendhaften Handlungen den Anfang machen, die den Verstand, den Geist am mehrsten beschäftigen, und wenn dieser matt ist — oder vielmehr der Körper zu matt, die Operationen des Geistes länger zu ertragen — zu den gesellschaftlichen Tugenden fortschreiten —

Daß dieses nicht das Werk jedes Menschen werden könne, versteht sich nun wohl von selbst, da der zehntausendste Theil der Menschen nicht einmal Gelegenheit hat, die Cultur des Verstandes, die dazu gehört, zu bekommen, und der Tausende nicht die Fähigkeit dazu hat — aber davon müßte ein Abriß von dem Grade ihrer Tugend, den ihre Fähigkeit zuließe, gemacht werden — — doch so weit sind wir noch lange nicht, und ehe wir dahin kommen können, muß noch sehr viel gebessert werden. Eben so wenig glaube ich auch es je einem, der nicht ein Christ ist, den wahren Glauben nicht hat, die Stärke der Religion nicht kennt, daß es ihm je gelingen wird, solche Tugend hervorzubringen. —

Dies Glück, diese Vollkommenheit der Welt hervorzubringen — müßte der Theolog und Philosoph mit gleichen Kräften arbeiten — — — —

Nunquam male nunquam bene!

Von einigen Personen, welche keine Farben unterscheiden konnten. Ein Brief des Herrn Joseph Huddart an Joseph Priestley. *)

(Philosophical Transactions. Vol. 67. P. I. p. 260.)

London, den 15ten Januar 1777.

Als ich im letzten Winter die Ehre hatte, Ihnen aufzuwarten, hoffte ich Ihnen nähere Nachricht von einem besondern Umstande bey einer Person, von der ich Ihnen erzählte, geben zu können. Ich glaubte im Stande zu seyn, Ihnen eine Beschreibung davon von der Person selbst zu verschaffen; allein hierin bin ich betrogen, weil sie kurze Zeit nach meiner Rückkunft starb. Sie werden daher das wenige, was ich Ihnen davon sagen kann, gütig aufnehmen.

Sie werden sich erinnern, daß der gedachte Mann zu Mary-port in Cumberland lebte. Nicht weit davon, nemlich zu Allonby, wohne ich, und während meiner zehnjährigen Bekanntschaft mit ihm habe ich oft Gelegenheit gehabt, mich darüber mit ihm zu unterreden. Sein Name war Harris. Ich hörte oft von andern, daß er die Gestalt und Größe der Dinge sehr genau bemerken, die Farben derselben aber nicht unterscheiden könne. Dies erweckte natürlich meine Neugierde, und ich sprach deswegen oft mit ihm darüber. Er erzählte mir: es sey ihm vorgekommen, als wenn andere Leute etwas an Gegenständen gesehen hätten, das er nicht hätte bemerken können. Sie hätten von Eigenschaften mit Gewißheit gesprochen, welche er kaum errathen, ja worin er sich oft geirret hätte. Er sey auf diese Gedanken gekommen, als er ohngefähr vier Jahre alt gewesen sey. Er habe nemlich auf der Gasse einen Kinderstrumpf gefunden, und ihn in ein benachbartes Haus getragen, um den Eigenthümer ausfindig zu machen. Die Leute hätte ihn einen **rothen Strumpf** genannt, und er habe nicht begreifen können, warum sie ihn so nennten, denn er habe geglaubt, daß es deutlich genug sey, wenn man ihn einen **Strumpf** hieße. Dieser Vorfall habe sich tief in sein Gedächtniß geprägt, und ihn, nachdem er noch verschiedene Bemerkungen gemacht, gelehrt, was ihm mangele.

Der Begriff von Farben ist einer der ersten, den die Seele faßt, und es könnte daher außerordentlich scheinen, daß er diesen Mangel nicht früher bemerkte. Doch dies muß man hauptsächlich dem Umstande zuschreiben, daß seine Aeltern Quaker waren, bey denen

*) Die hierin gegebene Nachricht ist so merkwürdig, daß sie allgemein bekannt zu werden verdient. Die Namen der Männer, welcher diesen Brief geschrieben hat, und an den er geschrieben ist, sind Bürgen, daß man ihr völligen Glauben beylegen kann. G.

denen man überall nur einerley Farben antrifft.

Er bemerkte auch, daß andere Kinder durch eine vorgegebene Verschiedenheit der Farben, Kirschen von den Blättern auf den Bäumen unterschieden; da er doch dies nicht anders, als durch die Verschiedenheit der Größe und der Gestalt, konnte. So beobachtete er auch, daß jene, durch diese Verschiedenheit der Farben, die Kirschen in einer größern Entfernung entdeckten, als er, und sonst konnte er andere Gegenstände, wo dem Gesichte nicht durch Farben geholfen wurde, eben so weit sehen, als sie. Große Gegenstände sah er so gut, als andere Leute, ja selbst kleine, wenn sie nicht mit andern Dingen umgeben waren, wie in diesem Falle die Kirschen mit Blättern.

Er konnte, wie ich glaube, die Namen der Farben nur errathen, und dennoch unterschied er weiß von schwarz, oder schwarz von einer hellen oder glänzenden Farbe. Grau oder blaßgelb nannte er weiß, und ganz verschiedenen Farben gab er oft einerley Namen; er konnte aber den Unterschied bemerken, wenn man sie neben einander legte. Ueberhaupt verwechselte er Farben, die ohngefähr einerley Glanz hatten; sie mochten übrigens verschieden seyn, wie sie wollten. Er konnte ein gestreiftes Band von einem nicht gestreiften unterscheiden, allein er wußte nicht einmal mit einiger Genauigkeit die Farben zu nennen. Dunkele sah er oft für schwarze an, aber niemals glaubte er, daß weiß schwarz, oder das schwarz weiß sey.

Er war übrigens ein sehr vernünftiger Mann, und wünschte sehr, die Natur des Lichts und der Farben zu kennen, zu welchem Ende er auch einmal den Vorlesungen über die Physik beywohnte.

Zween seiner Brüder waren in den nemlichen Umständen in Absicht des Gesichts, als er; zwey andere Brüder und Schwestern hatten aber so wenig, als ihre Aeltern, diesen Mangel.

Einen der zuerst gedachten Brüder, der noch lebt, sprach ich im December 1776 zu Dublin. Ich wünschte mit einem Prisma zu versuchen, wie er die Farben darin unterscheiden könne; da ich aber keines bey mir hatte: so fragte ich ihn, ob er je einen Regenbogen gesehen habe? Er habe sehr oft einen gesehen, antwortete er, und könne die verschiedenen Farben unterscheiden. Hierdurch wollte er bloß sagen, daß er aus verschiedenen Farben bestünde, aber er wußte nicht zu sagen, was es für welche wären.

Ich zeigte ihm hierauf ein Stück Band, und er sagte sogleich ohne einige Schwierigkeit: es sey ein gestreiftes. Er versuchte, die verschiedenen Streifen zu benennen, und die weißen nannte er jedesmal, ohne anzustoßen, weiß; in den vier schwarzen irrte er sich aber, denn drey davon nannte er braun, ob sie gleich eben so waren, als die, welche er schwarz nannte. Den letzten Streifen gab er mit Mistrauen den Namen, und ich muß auch sa-

sagen, daß das Schwarze nicht sehr gut war. Das hellgrüne nannte er gelb: aber er war doch nicht ganz gewiß, sondern sagte: „ich glaube, „dies nennen Sie gelb.„ Den mittleren Streif, der hellroth war, hielt er für eine Art von blau. Am meisten täuschte ihn die Orangenfarbe, denn er sagte von ihr sehr zuversichtlich: „es ist grün; es ist die Grasfar„be.„ Darauf zeigte ich ihm sehr viel verschiedene Bänder, deren Farben er zuweilen ganz recht, zuweilen aber auch so falsch, als es möglich war, nannte.

Ich fragte ihn, ob er es wohl für möglich hielte, daß alle diese verschiedene Farben bloß durch die Verschiedenheit des Lichts und Schattens entstünden? Ob er wohl glaubte, daß es sehr viele Stuffen zwischen weiß und schwarz gebe; und daß bloß aus diesen alle andere Farben könnten zusammengesetzt werden? Er antwortete etwas unschlüßig: nein, es käme ihm vor, als wenn noch ein anderer Unterschied da seyn muß.

Ich konnte diesen Mann nicht füglich bitten, daß er mir eine schriftliche Nachricht von seinem Zustande geben möchte; allein ich habe seine eigenen Worte niedergesetzt, weil ich sie sogleich aufschrieb. Ueberdem hatte ich diese Unterredung erst den 10ten des vorigen Monats mit ihm, mithin erinnere ich mich noch an alles ganz deutlich.

Wenn ich nur noch hinzugesetzt habe, daß der Versuch mit dem gestreiften Bande an hellem Tage und an einem hellen Orte vorgenommen ist: so kann ich Sie versichern, daß ich alles ganz genau beschrieben, und nichts wunderbarer gemacht habe, als es wirklich ist.

Ich bin rc.

Göttingen. J. A. S. G.

Ein Mittel gegen die Besuche der kleinen Ameisen in den Häusern.

Man nehme groben trockenen Flußsand, streue denselben am Fuße der Mauer, wo sie durch kommen, oder ihre Wohnung haben, in und auswendig ein Paar Finger hoch herum. Derselbe kollert in ihre Löcher, und man wird mit Vergnügen wahrnehmen, daß sie nicht herein können, und die so draußen sind, am Sande herum kriechen und mit demselben immer überpurzeln. In 14 Tagen verlieren sie sich gänzlich.

Ich war davon sehr incommodirt, durch diesen Einfall aber bin ich ihrer gänzlich loß geworden, und habe in 2 bis 3 Jahren keine wieder gespührt, da doch der vorige Eigenthümer des Hauses jährlich davon sehr geplaget worden.

Hannoverisches Magazin.

63tes Stück.

Freytag, den 6ten August 1779.

Auszüge nützlicher Briefe.

(Siehe das 98te St. v. J. und das 26te St. d. J.)

Vierter Brief.

Sie schreiben, werthester Freund, daß meine Versuche mit dem Arsenik, welche in den Abhandlungen der Schwedischen Akademie der Wissenschaften von 1775 zu finden, bey Ihnen nur dem Namen nach bekannt seyn. Sehen Sie also hier einen Auszug, welcher das hauptsächlichste von meiner Abhandlung enthält.

Die weitläuftigen Versuche, welche ich mit dem Braunstein angestellet, zeigten mir unter andern das Daseyn des Phlogistons in dem Arsenik und daß man dieses Principium wirklich davon scheiden könne. Ich goß in eine tubulirte Retorte drey Theile ordinaire Kochsalzsäure auf einen Theil fein geriebenen Braunstein. Vor diese Retorte lutirte ich einen Recipienten, welcher etwas geriebenen und mit Wasser angefeuchteten weißen Arsenik enthielt, und legte die Retorte auf heißen Sand. Die in diesem Gefäße enthaltene Mischung kam sogleich in eine Art von Gährung, und nach zwey Stunden wurde ich in dem Recipienten zweyerley Arten von Flüßigkeiten gewahr, welche sich durch Schütteln nicht mit einander vermischen ließen. Diese beyden Flüßigkeiten goß ich in eine kleine gläserne Retorte und destillirte solche. Es giengen wieder zwey Arten von Flüßigkeiten über und in der Retorte restirte eine weiße Masse, welche ich zum glühen kommen ließ. Nach dem Erkalten zerschlug ich die Retorte und nahm die weiße Materie heraus. Dieses ist die Arseniksäure.

In den Abhandlungen unserer Wissenschaftsakademie aufs Jahr 1774, habe in meinen Versuchen mit dem Braunstein deutlich gezeigt, daß dieses Mineral, ohne sich zuvor mit Phlogiston verbunden zu haben, in keiner Säure aufzulösen sey, und daß bloß alsdenn eine ungefärbte klare Solution daraus entstehe. In der Kochsalzsäure aber löst sich der Braunstein auf, ohne Zusetzung eines Brennbaren, daher schloß ich, daß diese Säure ein scheidbares Phlogiston in ihrer Mi-

schung führen müsse. Ich fand, daß diese Säure, wenn solcher ihr brennbares Principium geraubt worden, in eine Art corrosivische Luft verwandelt wird. Die oben angeführte Gährung beweiset dieses, denn ein reiner Braunstein enthält gar keine fixe Luft. Trifft diese corrosivische Luft etwas Brennbares, so wird solche wieder in rechte Salzsäure verkehret. Nun trifft diese Luft hier in dem Recipienten den Arsenik an, von ihm attrahiret sie das durch den Braunstein verlohrne Phlogiston wieder und wird demnach in eine ordinaire Salzsäure verwandelt. Diese Säure solvirt alsdenn einen Theil undecomponirten Arsenik, hieraus entstehet die Arsenikbutter, welche die eine Art von der im Recipienten befindlichen Flüßigkeit ist. Der von seinem Phlogiston befreyte Arsenik, welcher eben die Arseniksäure ist, löset sich in etwas schwacher Salzsäure auf, hieraus entsteht die andere Flüßigkeit, welche, wegen der damit gemischten Salzsäure, die besondere Eigenschaft hat, sich mit der Arsenikbutter nicht zu vereinigen. Die Arsenikbutter scheidet sich bey der Rectification von der fixen Arseniksäure, und gehet in Gesellschaft von etwas überflüßiger Salzsäure wieder über, welche alsdenn von neuem wieder zwey Arten von Flüßigkeiten ausmachen.

Ich habe noch eine andere, sowohl kürzere als leichtere Methode, die Arseniksäure zu bereiten. Ich solvire zwey Unzen fein geriebenen weißen Arsenik durchs Kochen, in so viel reinem Spiritus Salis, als zu dessen Auflösung nöthig ist. Zu dieser noch heißen Solution, (denn der Arsenik crystallisirt sich so bald die Auflösung nur ein wenig kalt wird,) gieße ich drey und eine halbe Unze ordinaire Salpetersäure, thue das Gemisch in eine gläserne Retorte, lege einen Recipienten vor und destillire gelinde. Es kommt stark zum Schäumen, und die Salpetersäure gehet blutroth über. Wenn diese Röthe abgegangen, kann man, wenn man will, noch mehr geriebenen Arsenik in die Retorte thun, solchen mit kochen auflösen, alsdenn etwas mehr Scheidewasser zugießen und endlich alles bis zur trockne abstrahiren. Auf die letzt lasse ich die weiße Masse in der Retorte helle glühen, sie gehet alsdenn gemeiniglich in Fluß. Dieses ist ebenfalls die Arseniksäure. Die Theorie von ihrer Entstehungsart, kommt mit der vorigen gänzlich überein. Der Arsenik, welcher eine starke Verwandtschaft mit der Salzsäure hat, wird in ihr leicht aufgelöst, das zugegossene Salpetersauer kann den Arsenik alsdenn in allen möglichen Punkten angreifen und raubet also sein Phlogiston, welches die entstehende Gährung und Röthe beweisen, die Arseniksäure aber bleibt in der Salzsäure aufgelöst zurück, von welcher sie durch die Destillation und Glühung geschieden wird. Diese geschmolzene Säure hat kaum einen Geschmack, wenn man sie aber gerieben an freyer Luft liegen läßt, so wird solche nach einigen Tagen feucht und

ist sehr sauer. Ich löse solche in zwey Theilen Wasser auf und nenne diese Auflösung die flüßige Arseniksäure. Nach beyden Processen erhält man Säuren, welche in allen Eigenschaften, einander vollkommen ähnlich sind.

Nun will ich Ihnen einige Haupteigenschaften, welche dieser Säure zukommen, kürzlich berichten. Diese Säure gehet bey hellem Glühen in Fluß. Mit Kohlstaub versetzt, wird sie im offenen Feuer wieder in Arsenik verwandelt. Im verschlossenen aber, oder in einer Retorte, entstehet und sublimirt sich, sowohl Regulus als Arsenik. Ein Theil Schwefel mit zwey Theilen geriebener trockener Arseniksäure gemischt und sublimirt, giebt einen rothen Arsenik und in dem Recipienten erhält man einen flüchtigen Schwefelgeist. Diese Säure mit vegetabilischem Laugensalz saturirt, so entstehet ein Neutralsalz, welches in der Luft deliquescirt, die Farbe des Lackmus nicht verändert, den Violsyrup aber grün macht. Setzt man ein wenig mehr Säure zu, so crystallisirt sich dieses Salz, färbet alsdenn den Lakmus roth, der Violsyrup aber wird davon nicht verändert. Dieses crystallisirte Salz ist des Macquers Sal neutrum arsenicale. Herr Macquer sagt, sein Salz bestehe aus Alcali und Arsenik, welche auf eine unzuerklärende Art mit einander verbunden seyn. Man siehet aber hier, daß dieses Salz nur den einen Bestandtheil des Arseniks in sich enthält, was ist es also für ein Wunder, daß man mit mineralischen Säuren keinen Arsenik aus diesem Salze präcipitiren kann? Mit dem mineralischen Laugensalze macht diese Säure gleichfalls ein sich crystallisirendes Neutralsalz aus. Mit dem flüchtigen Laugensalz erhält man eine Art Salmiak, welcher in der Hitze sein flüchtiges Laugensalz, nach Art des microcosmischen Salzes, fahren läßt. Von einem Theil vitriolisirten vegetabilischen Laugensalzes und drey Theilen trockener Arseniksäure, in einer solchen Hitze destillirt, daß die gläserne Retorte am Boden zu schmelzen anfängt, erhält man einige Tropfen concentrirtes Vitriolöl, welches nach flüchtigem Schwefelgeist riecht. Mit dem vitriolisirten mineralischen Laugensalze auf eben die Art behandelt, hat es die nemliche Beschaffenheit. Aus zwey Theilen Salpeter, welche mit drey Theilen unserer Säure destillirt werden, wird die Salpetersäure ausgetrieben, welche aber nicht sehr flüchtig ist. Das Residuum giebt ein Neutralsalz, welches Macquers seinem ganz ähnlich ist. Da das Salpetersauer, welches man nach Macquers Methode, aus dem Salpeter mit Arsenik destillirt, erhält, sehr flüchtig ist, so siehet man leicht die Ursache ein, woher der Arsenik den Salpeter decomponirt, nemlich dieses geschiehet nach den Gesetzen einer doppelten Verwandschaft. Das Phlogiston des Arseniks verbindet sich mit der Salpetersäure und die Säure des Arseniks mit dem vegetabilischen Laugensalze. Ein Theil Küchensalz mit eben so viel

trockener Arsenikſäure deſtillirt, ſo treibt dieſe ebenfalls die Salzſäure aus, doch geſchiehet dieſes nicht eher bis alles in der Retorte in einen vollkommenen Fluß gegangen. Werden gleiche Theile Salmiak und Arſenikſäure deſtillirt, ſo geht erſtlich eine rauchende Salzſäure herüber, darauf folget ein cauſtiſches flüchtiges Laugenſalz und endlich kommt auch ein Theil Arſenik, welcher ſich im Halſe anſetzt. Hieraus erhellet, daß ein Theil der Arſenikſäure ſich mit etwas Phlogiſton aus dem flüchtigen Laugenſalze verbunden und wieder zu Arſenik geworden. Aus einem Theil Gips, welcher mit zwey Theilen trockener Arſenikſäure gemiſcht worden, wird bey ſtarker und hell glühender Hitze, die Vitriolſäure ausgetrieben. So verhält ſich auch der Schwerſpat mit unſerer Säure. Von beyden riecht das übergegangene nach flüchtigem Schwefelgeiſt. Aus einem Theil Flußſpat mit drey Theilen dieſer trockenen Arſenikſäure deſtillirt, wird die Flußſpatſäure ausgetrieben, welche nach Gewohnheit, auf der Fläche des im Recipienten vorgeſchlagenen Waſſers, eine Kieſelhaut formirt. Das Kalkwaſſer wird von der Arſenikſäure und allen arſenikaliſchen Salzen präcipitirt, die mit den Säuren bereiteten Kalkauflöſungen werden aber bloß von den recht ſaturirten arſenikaliſchen Neutralſalzen decomponirt. Eben ſo iſt es beſchaffen mit der Auflöſung der Magneſia, der Alaunerde und der Schwerſpatserde, wie auch mit den metalliſchen Salzen. Die aus dem Liquor Silicum präcipitirte Erde, wird von dieſer Säure nicht angegriffen.

Da dieſe Säure in offenem Feuer im Tiegel mit der Zeit gänzlich wegraucht und wieder in Arſenik verwandelt wird, welches in einer Retorte nicht ſo geſchwinde geſchiehet, ſo habe folgende Verſuche in gläſernen Retorten über offenem Feuer angeſtellt. Gold und Platina werden weder von der flüßigen noch von der trockenen, in Fluß gebrachten Arſenikſäure, angegriffen. Das Silber aber wird während dem Fließen in ſtarker Hitze aufgelöſet. Es entſtehet hier eine beynahe durchſichtige ungefärbte Maſſe. Wird auf dieſe Maſſe Waſſer gegoſſen, ſo extrahiret ſolches die überflüßige Arſenikſäure und das Silber wird in ein braunrothes Pulver verwandelt, welches aus Silberkalk und Arſenikſäure beſteht und im Waſſer unauflöslich iſt. Es iſt dieſes eben die Materie, welche man erhält, wenn die mit Scheidewaſſer bereitete Silberauflöſung mit dem arſenikaliſchen Mittelſalz präcipitirt wird. Wird ein Theil Queckſilber mit zwey Theilen flüßiger Arſenikſäure digerirt, ſo wird das Queckſilber nicht angegriffen, wird aber die Miſchung bis zur trockene abdeſtillirt nnd denn ſtärker Feuer gegeben, ſo erhält man die Hälfte Mercurius in dem Recipienten wieder. Das Reſiduum kann man, auch mit einer ſolchen Hitze, daß die Retorte ſchmelzt, nicht zum Fluß brin-

bringen. Es hat eine gelbliche Farbe, ist in der Vitriol- und Salpetersäure unauflöslich, die Salzsäure aber löset es willig auf. Wird diese Solution bis zur trockene evaporirt und darauf sublimirt, so erhält man einen Mercurius sublimatus corrosivus und das Residuum ist eine reine Arseniksäure. Kupferfeil wird während dem fließen von unserer Säure in ein weiß-blaulicht Pulver verwandelt oder zerfressen. Mit Eisenfeil entstehet während dem fließen in der Retorte eine Art von Explosion, welche mit einer kleinen Flamme begleitet ist, und in eben dem Augenblicke sublimirt sich sowohl Regulus als auch Arsenik. Das Bley wird im Fluß gänzlich aufgelöst und es entstehet ein milchfärbiges Glas. Eben so verhält diese Säure sich mit dem Zinn, es entstehet aber während der Destillation eine helle Entzündung. Mit dem Zink macht diese Säure zwey besondere Erscheinungen. In der Digestion mit der flüßigen Arseniksäure ist es das einzige Metall welches mit dieser Säure effervescirt. Es entstehet hier eine brennende Luft, welche Arsenikregulus in sich hält, und welcher bey ihrer Entzündung sich davon scheidet. Wird Zinkfeil mit der trockenen Säure destillirt, so entzündet sich alles während dem glühen in eine sehr blendende Flamme, die Retorte wird zerschmettert und in dem Recipienten erhält man so wohl Regulus als Arsenik, und Zinkblumen. Wißmuth wird während dem fließen calcinirt. Mit Spiesglaskönig geräth die Säure gleichfalls in eine Entzündung, da denn der Arsenikkönig sich sublimirt, der Spiesglaskönig aber in einen weißen Kalk verwandelt wird. Nikkel wird von unserer Säure in ein gelbes Pulver zerfressen, und der Kobold giebt mit dieser Säure geschmolzen eine violette Masse, welche mit Wasser eine rosenrothe Solution macht.

Ich habe neulich die Erfahrungen des Abts Fontana zu sehen bekommen. Die Versuche, welche dieser Mann, Herr Pristley und Herr Lavoisier, über die Reduction der metallischen Kalke und die Salpetersäure angestellet, sind schön und reizend. Ich kann mich aber niemalen genug wundern, daß diese vortrefflichen Männer nicht auf den Gedanken gefallen sind, daß die Hitze, bey ihren Versuchen und Reduction der edlen metallischen Kalke, wirklich zersetzet und in ihre zwey Bestandtheile zerleget werde. Es haben diese Herren sogar die überzeugendsten Erfahrungen in ihren Händen und können doch mit gesunden Augen nicht sehen, daß das Principium inflammabile sich mit einer recht concentrirten Salpetersäure oder den Kalken der edlen Metalle, während der Destillation, verbindet. Dieses Principium ist ja der eine Bestandtheil der Hitze. Dieses macht das Acidum

nitrosum blutroth und flüchtig, und reducirt die Kalke der edlen Metalle. So bald dieses Phlogiston von der Hitze geschieden, so muß ja nothwendig derselben zweyter Bestandtheil zum Vorschein kommen und dieses ist die Feuerluft, welche Fontana die vom Brennbaren beraubte Luft nennet. Diese Luft muß nothwendig allemal sich zeigen wenn ein Körper mit Hitze umgeben wird, welcher das Phlogiston heftiger attrahiret als diese Luft solches anziehet.

Köping, den 12ten März 1779.

C. W. Scheele.

Weißia, eine Pflanzengattung.

Non fingendum aut excogitandum, sed inveniendum quid Natura faciat aut ferat.

Baco.

* * *

Die Verdienste des Herrn Doctor Weiß in Göttingen um die Cryptogamie, besonders der dortigen Gegend, sind einem jeden aus dessen davon geschriebenen Buche schon so bekannt, daß es unnüz seyn würde solche hier anzuführen. Ich werde also auch nicht nöthig haben, meinen Lesern zu sagen, warum ich zum Andenken dieses fleißigen Gelehrten jezt eine Pflanze mit dessen Namen belege, und noch weniger werde ich deswegen erst um Vergebung bitten, es müßte denn bey dem Herrn Weiß selbst seyn, weil diese ihm schon so lange schuldige Ehrenbezeigung nicht eher geschehen ist.

Weißia.

Perichätium polyphyllum, laxiusculum.

Peripodium paraphysiphorum, prosphysiphorum.

Paraphyses paucä, setiformes, articulatä.

Prosphyses aliquot, erectä, obtusä.

Calyptra striata, paraphysiphora.

Striä decem ad sedecim.

Paraphyses multä, setiformes, articulatä, erectä, deciduä.

Thecaphorum incrassatum.

Pyxidium subovatum.

Sutura horizontalis.

Operculum conicum.

Dependulum nullum.

Apophysis nulla.

Sporangium regulare.

Sporangidium superne aduatum.

Ora tenuis.

Peristomium duplex:

exterius dentatum, expansum.

interius subciliatum, erectum.

Epiphragma nullum.

Styliscus brevis.

Spora globosa.

Diese Gattung ist nach dem Begriff fast aller Botanisten ein Muscus, und gehört

gehört also nebst ihren Anverwandten in die Classe der Linneeischen Cryptogamisten.

Von Arten und Spielarten werde ich zu einer andern Zeit ausführlich handeln, indessen ich mir bey meinen Lesern Geduld ausbitte.

F. Ehrhart.

Nachricht von einem merkwürdigen Verfahren, dessen man sich in Westbothnien bedient, in Flüßen und Mündungen der Flüße den Boden zu vertiefen.

Als Herr **Mallet**, Königl. Observator zu Upsala, sich 1769 in Westbothnien aufhielt, ward ihm eine merkwürdige Art gemeldet, wie man den Boden in Flüßen und Mündungen vertiefen, oder es so einrichten kann, daß der Fluß selbst an den Stellen wo es nöthig ist, sich größere Tiefe ausarbeitet, wovon er nach seiner Rückkehr der Königl. Schwedischen Academie der Wissenschaften Nachricht ertheilte *). Das Verfahren selbst bestehet in folgendem; Beym ersten Anfange des Frühjahrs bestreuet man das Eis mit Asche oder Sand, nach der Richtung, nach welcher man den Boden des Flußes will gereinigt haben. Dadurch verzehrt sich, oder schmelzt Schnee und Eis eher als an andern Orten, so, daß da bey einfallendem Thauwetter die erste Oeffnung wird, in welche das Schneewasser zu rinnen anhebt, einen Strom verursacht, und in den Boden des Flußes gräbt. Wenn der Eisgang angefangen hat, fließt das Eis sodann gemeiniglich in dieser Furche, arbeitet in den Flußboden mehr und mehr, und vertieft ihn, dem Wege nach, nach welchem das Eis mit Asche ist bestreuet gewesen. Wenn die Asche von neu fallendem Schnee bedeckt, oder bey Thauwetter abgespült wird, so versteht sich, daß man über die Stelle neue Asche streuen muß. Man soll dergleichen Verfahren mit Vortheile am Auslauf der Kemielbe gebraucht haben, auch bey Kråklund, welches dem Comminister im untern Kirchspiele von Tornea gehört.

Man bedient sich gleichfalls dieser Methode, Wasserbäche abzuleiten, oder zu machen, daß sie einen neuen Weg nehmen, wenn es sonst die Lage zuläßt, und Höhen es nicht hindern. Wenn der Mittag zu wirken anfängt, streut man Asche, oder in deren Ermangelung Sand, nach dem Wege wie man das Wasser leiten will. Daselbst schmelzt sodann der Schnee zuerst, und macht dem ablaufenden Wasser Platz, das nun tiefer in die Erde arbeitet,

*) Man sehe deren Abhandlungen 33 B.

arbeitet, und eine Rinne gräbt, dahin sich das Wasser aus seinem vorigen Wege zieht, zumal, wenn man ihm nach Erfordern ein wenig zu Hülfe kömmt. So läßt man die Natur sich helfen, zu graben, und Aecker und Wiesen von Wassersnoth zu befreyen.

Daß übrigens dieses Verfahren nur bey stark mit Eis belegten Flüßen und tief gefrornem Erdreich statt finden könne, ist wenigstens sehr wahrscheinlich.

*** *** ***

In dem Arbeitshause vor Hannover habe ich eine Beschäfftigung gesehen, welche vornemlich alten Männern und Knaben angemessen, zugleich dem Institut selbst sehr nützlich ist, auch in der Folge einen Artikel zum guten Debit abgeben kann.

Es werden nemlich daselbst von Eggen, Decken und Schuhe geflochten, vorerst zum Gebrauche der Leute im Hause selbst. Wenn erstere mit groben Linnen unternähet werden; so geben sie auf den Winter eine hinlängliche warme und reinliche Bedeckung, der von Moos gestopften weichen Madratzen, worauf die Armen schlafen. Die Eggen-Schuhe werden mit Pferdeleder untersohlet; und dann ist für die Bekleidung der Füße gleichfalls gesorget. Das Flechten dieser Decken und Schuhe kann ein alter Mann oder ein junger Knabe in ein Paar Tagen lernen; und wenn man durch die Uebung erst zu mehrerer Perfection gekommen ist; so können in der Folge allerhand Arten von Fußdecken für die Böden in Zimmern, so wie in Leipzig, zum Debit gemacht werden. Nur schien es mir an einem hinlänglichen Vorrath von Eggen, welche doch zum Theil theurer bezahlt werden müssen, als man es wohl denken sollte, zu fehlen. Sollte es nicht ein gutes Werk seyn, wenn Sie, meine Herren, durch ihr Magazin, ihre Mitbürger aufmunterten, von jedem neuen Tuch-Kleide die Eggen an das Arbeitshaus zu schenken. Solche Eggen kommen dem Eigenthümer des Kleides ja doch wenig oder gar nicht zu Nutze, und die Anstalt hätte einen guten Vortheil davon. Ich überlasse Ihnen, ob Sie meine Idee durch ihr beliebtes Wochenblatt bekannt machen wollen; und sollte nicht glauben, daß es der Direction unangenehm seyn werde, wenn ich, als ein Fremder, statt der Allmosen, welche man im Arbeitshause nicht verlangt, eine aus wahrer Menschenliebe erwachsne Idee hinwerfe.

Celle. H. V. v. D.

Hannoverisches Magazin.

64tes Stück.

Montag, den 9ten August 1779.

Sammlung authentischer Briefe, welche während und kurz nach dem Erdbeben zu Lissabon in dieser unglücklichen Stadt und in der Nähe derselben geschrieben worden.

Vorbericht.

Als 1755 die Nachricht von dem traurigen Schicksale der Stadt Lissabon zu H. einlief, fanden sich die dortigen Häuser, die mit Häusern in Lissabon in Verbindung und Verwandschaft standen, wie natürlich äußerst bekümmert; ihre Freude mußte daher desto lebhafter seyn, da sie bald von dort her Briefe erhielten, die ihnen die glückliche Rettung aller ihrer dasigen Freunde und Verwandten meldeten. Sie baten in der Folge selbige um eine umständliche Nachricht, wie es besonders ihren Personen bey diesem Unfall ergangen sey.

Ein vornehmes deutsches Handelshaus daselbst ließ daher alle die Briefe, die während und kurz nach diesem Unglück unter ihnen geschrieben waren, sammlen, brachte sie in Ordnung und schickte sie einem der nächsten Verwandten desselben unverändert zu. Ich habe das Glück gehabt, diese Briefe im Original von dem Besitzer derselben zu erhalten, und fand sie für unsere Wißbegierde, für die Geschichte, Natur und Menschenkunde, selbst für die Religion so wichtig, daß ich es wagte, meinen Freund um die Erlaubniß zu bitten, diese Briefe dem Publikum mittheilen zu dürfen. Ich erhielt sie, und statte hier öffentlich meinem gütigen Gönner Dank dafür ab; auch bin ich überzeugt, daß jeder denkende Leser demselben mit mir danken wird.

Erster Brief.

An Herrn Q. in Campo.

Sie werden nach Herrn Busch und mir diesen Mittag ausgesehen haben, weil gestern die Abrede war, bey Ihnen auf dem Garten zu essen. Unsere Pferde stunden auch bereits gesattelt, und ich freuete mich recht über das schöne Wetter; Herr Busch war im Begriff sich anzukleiden, und ich hatte noch mit dem Schiffer Cock eine Rechnung auf dem Comtoir abzumachen. Es war, nach meiner Uhr, etwa $9\frac{1}{2}$, als ich plötzlich ein solches Geräusch und Geprassel auf der Gasse hörte, als wenn viele Kutschen um unser Haus herum fuhren; ich stutzte und spitzte die Ohren; allein welch ein Schrecken und Entsetzen überfiel mich! als ich auf einmal die Schildereyen und Bücher herabfallen sahe, und bemerkte, daß die Stühle und Tische von ihren Stellen gerückt wurden. Ich wollte ans Fenster treten und sehen was auf der Gasse passirte; allein ich fühlte, daß meine Beine bebten oder vielmehr, daß der Grund unter mir bebte. Des Nachbars Haus, welches höher als das unsrige war, fiel auf unser Haus zu, so daß Fenster und Thüren eingeschlagen, und sogar mitten in unser Comtoir Steine und Kalk von den einstürzenden Mauren hereingeworfen wurden.

Diese starke Bewegung und dies Geräusch daurte etwa eine Minute, oder wie es mir schien, drey Minuten. Darauf lief ich mit dem Schiffer Cock die Treppe hinunter, hörte, daß unsere Pferde sich losgerissen hatten, imgleichen der große Hund, welcher erschrecklich heulte. Unten im Hause war es ganz dunkel, weil die Fenster und Hausthür von dem Schutt des eingefallnen benachbarten Hauses gegen unsüber fast bedeckt waren, daß das Tageslicht nicht hineinfallen konnte. Ich hörte zwar Leute, die ich aber weder sehen, noch an ihrer schwachen und gedämpften Stimme erkennen konnte. Endlich wurde ich einer Oeffnung oben an der Hausthür gewahr, durch welche ich und der Schiffer Cock mühsam durchkrochen und so auf die Gasse kamen.

Hier sahe ich Herrn Busch ausgestreckt und wie verschmachtet liegen. Der Staub hatte ihm den Othem benommen, er seufzte nach Wasser; allein wo sollte ich solches gefunden haben? Inzwischen richtete ich ihn auf, und nahm ihn mit mir.

Indem ich weggehen wollte, sahe ich noch einmal nach unserm Hause, welches noch nicht eingefallen war, und erblickte Mr. Reck auf dem Dache sitzend. Auf allen Seiten umher vernahm ich ein Geschrey und Winseln von Leuten, welche in Noth und Angst waren. Ich gieng und wollte mich nicht aufhalten. Kaum war ich zwey Häuser von dem unsrigen entfernt, so erkannte ich die Stimme meines guten Freundes Brein, welcher mir zurief: ich möchte ihm doch helfen. Er stand

stand auf einer Mauer in der dritten Etage, und zwar in solcher Enge, daß er seinen Fuß weder vor noch hinter sich, noch auch seitwärts setzen konnte, ohne in Gefahr zu stehn den Hals zu brechen. Da ich ihn einmal gesehn hatte, so konnte ich ihn unmöglich verlassen, ohne ihm Rettung zu verschaffen. Ich sagte also zu dem Schiffer Cock, er möchte Herrn Busch unter die Arme greifen und nur grades Weges fortführen bis auf die Rocie *), wo er für Herrn Busch auch Wasser finden würde; sie möchten beyde so lange da bleiben, bis ich zu ihnen käme. Indes lief ich auch nach der Rocie zu, fand eine Leiter an der Kirchenmauer stehn, und traf auch fünf Bekannte an, denen ich die große Gefahr des Herrn Brein erzählte. Sie halfen mir die Leiter fortbringen, und es kostete viel Mühe, solche über Hügel und Steine fortzuschleppen, wobey wir oft auf todte Körper traten. Ach! wie viele verwundete und gequetschte Menschen sahen wir unterwegens jämmerlich liegen. Ich war viel zu schwach, denen, so unter Schutt und Steinen halb begraben lagen, zu helfen; ich war froh, daß ich nur Herrn Brein von der Mauer herunterbrachte, und meynte dadurch ein großes gethan zu haben.

Darauf eilten wir wieder nach der Rocie, welche von Menschen wimmelte; einige giengen ganz nackend, andere in Nachtkleidern, worunter wohl viele Bekannte mögen gewesen seyn, die ich aber jetzt nicht kannte. Wo man sich nur hinwandte, erblickte man Menschen, denen bald die Arme, bald die Beine zerbrochen, bald der Kopf eingedruckt, bald die Brust gequetscht war, ja einige Weiber wurden unter solchem Getümmel vor Angst von Geburtsschmerzen überfallen, und lagen da bloß und gebähren vor Jedermanns Augen. Der Mann rief ängstlich und suchte seine Frau; diese ihren Mann, und beyde jammerten über ihre Kinder! die Priester hörten bey gefährlich verwundeten Beichte, und ertheilten die Absolution; und überall hörte man aus aller Munde erschallen: *Misericordia! Misericordia!*

Das Feuer hatte drey Ecken der Stadt bereits ergriffen. Nachdem ich nun lange umher gesucht, und auch hie und da mich durchgedrängt hatte, fand ich endlich mitten auf der Rocie Herr Busch, den Schiffer Cock, wie auch Mr. Keek. Ich fragte ihn, warum er sich aufs Dach retirirt habe? Er antwortete: daß er es für den sichersten Ort gehalten habe, weil er beym Einsturz des Hauses oben geblieben, und es ihm also nicht auf den Kopf gefallen seyn würde. Aus unserm Hause habe ich noch Niemanden angetroffen, auch keine Nachricht von Jemand erhalten können, wer von ihnen lebendig oder tod sey, oder wo sie sich aufhalten mögen.

*) Rocie ist ein Marktplatz in Lissabon, 1800 Fuß lang und 1400 breit.

Indessen berathschlagten wir, Herr Busch und ich, was wir ferner hiebey zu thun hätten, als plötzlich ein starker Stoß der Erde uns stöhrte. Es war zwar hiedurch kein größerer Schade geschehn, als daß einige Mauern, die von dem ersten Erdbeben aus einander gewichen, und schon fallen wollten, völlig niedergerissen wurden; aber man hörte alle Leute auf den Knien ihr klägliches Geschrey *Misericordia*! verdoppeln, weil ein Gerücht gekommen war, daß die See ausgetreten und eine Ueberschwemmung zu befürchten sey, welches aber bald darauf falsch befunden ward.

Inzwischen haben Herr Busch, der Schiffer Cock und Mr. Reek beschlossen, sich zu Fuß nach Ihrem Garten zu begeben, und zu vernehmen, wie Sie sich allda befinden. Ich wünsche, daß Sie dergleichen Schrecken bey ihnen nicht mögen erfahren haben. Ich bleibe in der Stadt, um zu sehen, ob nicht etwa bey ihrem Hause anzukommen, und eins und das andere zu veranstalten seyn möchte, worüber ich Dero Befehle erwarte, und zu dem Ende immer auf der Rocie mich aufhalten werde.

Noch ist das Feuer weit von ihrem Hause, und keine Gefahr davon zu besorgen, es müßte denn durch einen starken Wind hinüber getrieben werden. Ich bin

Dero

Lissabon, den 1ten Nov. 1755.

D. W. D.
Nath.

* * * * * * * * *

Zweyter Brief.

An Herrn Busch in Lissabon.

Diesen Morgen um 9 Uhr gehe ich in der Kammer, wo wir Thee zu trinken pflegen, auf und nieder, meine Frau sitzt am Fenster; auf einmal höre ich ein Getöse, und weil ich Sie nebst andern guten Freunden zur Mittagsmahlzeit erwartete, so dachte ich bey mir: es würde der Tisch auf dem großen Saale in der andern Etage hin und her geschoben, und in Ordnung gesetzt.

Ich sagte auch noch zu meiner Frau, warum wir auf dem großen Saale essen wollten, da die Gesellschaft nicht so groß wäre. Kaum hatte ich dieses gesagt, so ward das Gepolter weit stärker, und mir kam es so vor, als wenn ein Thier, oder toller Hund durch den Garten vielleicht ins Haus gekommen, und in der zweyten Etage herumsprünge. Meine Frau lief aus der Stube, und ich war so blind, daß ich ihr nicht folgte, sondern nach der Hausthür lief, um meine Bedienten zu rufen, davon einige sich gemeiniglich im Vorhofe aufzuhalten pflegen, wo ihre Kammern, die Küche und der Stall sind. So bald ich die Thür geöffnet hatte, fiel mir sogleich die Küche in die Augen, und ich bemerkte, daß sie bebte; jedoch dachte ich an kein Erd-

Erdbeben, sondern bildete mir ein, daß die Domestiken etwa mit Pulver gespielt, welches Feuer gefaßt, und diese Erschütterung verursacht hätte. Darauf hörte ich die Stimme meiner Nachbaren, die in ihren Gärten stunden, und mir zuriefen, ich möchte zu ihnen kommen, mein Haus würde fallen. Was für hohe Schritte machte ich, indem ich zu ihnen lief, denn ich spürte, daß die Erde sich unter mir hin und her bewegte wie Wellen in der See.

Ich war kaum in das Portal, welches in dem Garten meines Nachbars steht, hineingetreten, so fiel dasselbe ein, wobey ich am linken Beine ein wenig beschädigt ward. Ich wandte die Augen nach meinem Hause, und sahe, daß solches sich stark bewegte, doch fiel von der Seite nichts, als ein wenig Kalk und einige Pfannen vom Dache. Um mich herum hörte ich vieles fallen; ich horchte und kehrte mich immer nach dem Schalle; der Staub aber war hiebey so groß, daß ich kein einziges von den Häusern meiner Nachbarn erblicken konnte, ob es gleich ein recht heller Tag war, welches ich diesen Morgen um 6 und 7 Uhr nicht vermuthete; denn um solche Zeit war ein recht dicker stinkender Nebel, und ich besorgte schon, da ich aufstand, daß wir zu unsern abgeredeten Ausritt kaltes und feuchtes Wetter haben würden; doch gegen 8 Uhr klärte es auf, und ward recht angenehmes Wetter; ja die Sonne schien so heiß, als sie nur immer im Sommer scheinen kann.

Nachdem diese große Erschütterung vorbey war, und ich sah, daß mein Haus sich nicht mehr bewegte, (welche Bebung, wo mir recht war, wohl drey Minuten dauerte, denn an zählen dachte ich dazumal nicht, sondern schrie nur immer meine Frau möchte zu mir kommen,) so nahm ich eine Tour in solcher Entfernung von meinem Hause, daß, wenn es ja fallen sollte, es mich doch nicht treffen konnte, gieng herum und näherte mich dem Fenster in meinem Blumengarten, wodurch ich hinein stieg, und meine Frau, mein Kind und die Dienstmädchen alle in Todesangst auf den Knien liegend fand. Meine arme Frau war die Treppe herunter gefallen; sie ist, wie sie wissen, grobschwanger, und ich weiß nicht ob der Schrecken oder der Fall ihr solche Schmerzen im Rücken verursacht hatte, daß sie kaum gehen konnte. Ich sprach ihr indeß so viel an mir war Muth und Trost ein, und brachte sie nebst den übrigen nach dem Küchengarten, wo wir sicher waren, daß die von den Mauern herunterfallenden Steine uns nicht treffen konnten. Hier saßen auch die Lakayen mit niedergeschlagenen betrübten Gesichtern, ich sprach ihnen Muth ein, und sie folgten mir auf dem Wege der nach der breiten Heerstraße zugeht.

Ehe ich aus dem Küchengarten gieng, kam die Köchinn zu meiner Frau und klagte ihr, daß alles Gesinde aus der Küche gelaufen wäre und spatzieren gienge. Sie könnte ganz allein das Essen zu Mittage nicht bereiten; auch

müßte sie noch mehr Wein haben, denn die Bouteille die ihr zu den Speisen gegeben worden, hätte sie ausgetrunken, weil eine so große Schwachheit sie überfallen hätte, indem sie den Wein zur Gelee gießen wollen, daß ihr ganzer Leib gebebt, daher sie die Bouteille an den Mund gesetzt, und völlig ausgeleert hätte; ja sie glaubte gewiß, wenn sie nicht geschwind von dem Weine getrunken, und sich ein wenig dadurch gestärkt hätte, daß sie vor Ohnmacht niedergesunken wäre; hiernächst hätte sie schon vor einigen Tagen dem Küchenjungen befohlen, den Schornstein zu reinigen, und da solches nicht geschehen, wären große Klumpen herunter gefallen, sie besorge, daß alles Essen so auf dem Heerde gestanden, wohl verdorben seyn würde. Ich hatte keine Lust dergleichen Reden länger anzuhören. Sie blieb also im Küchengarten allein stehn; ich aber und meine Frau, wie auch die übrigen giengen zusammen nach der Heerstraße, und blieben da stehen, nur so weit von unserm Hause, daß es uns, wann es fiele, nicht treffen konnte.

Indem ich allenthalben umher sah, bemerkte ich an meinem Hause, daß eine Wand in meiner Schlafkammer herausgefallen war, und das Haus umher viele Ritzen hatte. Verschiedene Häuser meiner Nachbaren waren ganz umgekehrt und zu Grunde gerichtet, bey andern waren die Wände ausgefallen. Alle Leute stunden im Garten und auf der großen Heerstraße, und Niemand blieb im Hause. Darauf erfolgte wiederum ein ziemlich harter Stoß und eine Erschütterung der Erde, welche zwar nicht lange anhielt, wodurch aber doch einige Mauern, die von dem ersten Erdbeben bereits aus einander gegangen waren und den Einsturz droheten, gänzlich umgeworfen wurden, welches dann einen neuen wiewohl geringern Staub erregte.

Aller Gesichter waren erstarrt und betrübt, und einer sah den andern an. Meine Frau besonders ward noch viel betrübter, als ich befahl mein Reitpferd zu satteln, um nach der Stadt zu reiten, weil ich eher keine Ruhe haben konnte, bis ich wissen würde, wie es um unser Haus stünde; das Seufzen und Flehen meiner Frau aber machte meinen Vorsatz wankend. Auf einer Seite wollte ich ihr gern gefällig seyn und bey ihr bleiben; auf der andern aber auch gerne mein Haab und Gut retten. Ich war lange unschlüßig, was ich thun wollte, bis ein Courier vom Grafen D. bey meinem Garten vorbey jagte, welchen ich anhielt: Dieser erzählte mir, daß das Elend in der Stadt noch größer wäre, und daß es mir nicht möglich seyn würde, nach der Gasse, in welcher unser Haus steht, weder zu Pferde noch zu Fuß hinzukommen; die Gassen wären unwegsam und voller Hügel von dem Schutt und den Steinen der umgefallenen Häuser, und die Häuser welche noch stünden, wären so durch das Erdbeben erschüttert, daß sie überhiengen, und daher es sehr gefährlich sey die Straßen zu passiren, indem der Wind von

den

den überhängenden Mauern der Gebäude oft ganze Stücke herunterrisse. Wer war nun getrösteter als meine Frau, da sie sah, daß mir das Verlangen nach der Stadt durch diese Nachricht ganz vergangen war.

Ob ich nun zwar versichert seyn kann, da Sie, Hr. Lett, Hr. Niehn und die Comtoirbediente zugegen sind, daß Sie mein Interesse so gut, wie ihr eigenes wahrnehmen und besorgen werden; so bin ich dennoch voller Unruhe, zu wissen, wie es um unser Haus und Familie steht. Ich sende meinen Lakayen Peter mit diesem Briefe fort. Ich bitte ihn nicht lange aufzuhalten, und mir vorläufig nur mit wenigen Worten zu melden, wie es um alles steht; wenn meine Gegenwart allda nöthig seyn sollte; so werde ich mich sogleich nach der Stadt begeben. Ich bin übrigens u. s. w.

In Campo, den 1ten Nov. 1755.

D. W. D. C.

* * *

Dritter Brief.

An Herrn Nath in Lissabon.

Hätten Sie solche Scenen gesehen, als ich sahe, solche Rührungen, solche schmerzlichen Empfindungen an sich erfahren, als mich, seitdem ich Sie verließ, betroffen habe, so würden Sie sich wundern, daß ich noch lebendig hieher gekommen bin. Ich war kaum zwanzig Schritte von Ihnen gegangen, so sahe ich unsere gewesene Haushälterinn, die etwa vor zehn Monaten an Treves verheyrathet ist, mitten auf der Gasse ausgestreckt liegen. Sie hatte nichts als ein Hemd an, welches mehr roth von Blute, als weiß war; der Kopf war verwundet, die Brüste gequetscht. Weil sie sich nicht rührte, hielt ich sie für tod. Indessen sahe ich das Kind, womit sie bisher schwanger gegangen, halb zur Welt kommen, Kopf und Arme rührten sich an demselben. Wer konnte solches ohne Jammer ansehn? Da ich in solchen Fällen keine Hülfe leisten konnte, und meine Umstände auch nicht litten anderer Hülfe hierbey zu erbitten, so eilte ich fort und gerieth auf Straßen, die mir wegen der umgefallenen Häuser ganz unbekannt waren; allein mir deuchte, daß ich vor, oder eben, auf dem Hause des Herrn Eloc stand, wo ich viele winselnde Stimmen von Menschen hörte, die unter den Mauern und Steinen begraben lagen, und wo mir recht war, erkannte ich darunter die Stimme des alten Greises Eloc, und seiner zween Töchter Sophia und Terera. Ich mußte mir recht Gewalt anthun, diesen Ort zu verlassen. Es waren zwar mehr Leute in derselben Gasse die diesen Unglücklichen hätten Hülfe leisten können, sie suchten aber alle in der größten Eile, wie ich, aus der Stadt zu kommen, und wollten sich nicht aufhalten, um andere, die unter den Häusern begraben waren, zu retten. Da

es nun für mich allein eine unmögliche und vergebliche Arbeit würde gewesen seyn, so gieng ich gerades Weges weiter. Jedoch ward ich bald wieder aufgehalten, weil die Straße Antam in vollem Brande stand. Ich kehrte daher um und nahm einen viel weitern Umweg um hieher zu kommen. Unterwegens begegnete mir unser Portugiesische Comtoirbediente Pinto, der ganz nackend war und nur den Unterleib mit einer Frauenzimmerschürze bedeckt hatte, die ihm Jemand mag zugeworfen haben. Beynahe hätte ich ihn in solcher Positur nicht gekannt. Ich redete ihn an, aber er antwortete mir nichts, und schien ganz wild und außer sich zu seyn; darauf zog ich ihn beym Arme mit mir fort, allein ehe ich mich dessen versahe, nahm er plötzlich einen Stein auf und schlug sich damit auf die Brust. Ich ließ ihn stehn und eilte von ihm, weil ich befürchten mußte, er möchte mir auch eins mit dem Steine versetzen.

Das Kloster St. Anna, wo ich vorbey gieng, war gänzlich eingefallen. Ich hörte hier die Stimme einer Portugiesischen Dame, und als ich mich nach ihr umsah, war nur allein noch der Kopf zu sehen, der übrige Theil des Leibes war unter den Steinen begraben. Weil drey starke Portugiesen nach ihr hin eilten, so dachte ich bey mir, diese Leute würden schon im Stande seyn ihr zu helfen, allein ich hörte auf einmal ein viel heftiger und erbärmlicher Geschrey, und da ich mich wieder umsahe, liefen die drey Kerls von ihr weg; ich kehrte zurück und sahe, als ich näher zu ihr kam, daß ihr die Ohren durchgerissen waren, und die Kerls ihr die Ohrgehänge mit Gewalt abgezogen hätten. Wer sollte sich wohl einbilden, daß es bey einem so allgemeinen Unglück noch solche grausame Diebe geben könne. Es kamen hierauf noch mehr Leute herzu, welche die Steine, worunter die Dame lag, abwälzen. Ich hoffe also, daß sie noch ist gerettet worden.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Anfrage.

Es ist bekannt wie vielen Schaden die Sperlinge an den Feld- und Gartenfrüchten thun, und wie sehr daher deren Verringerung zu wünschen ist. Durch ein noch so fleißiges Schießen werden ihrer nur wenige erlegt. Sollte also Jemand ein wirksameres Mittel wissen sie in einer Gegend zu vertilgen, oder doch sehr zu vermindern, der wird ersucht, es in diesen gemeinnützigen Blättern bekannt zu machen.

Hannoverisches Magazin.

65tes Stück.

Freytag, den 13ten August 1779.

Fortsetzung der Sammlung authentischer Briefe, welche während und kurz nach dem Erdbeben zu Lissabon in dieser unglücklichen Stadt und in der Nähe derselben geschrieben worden.

(Schluß des dritten Briefs an Herrn Rath in Lissabon.)

Als ich beynahe aus der Stadt war, und mich schon freuete, daß ich nicht mehr die den Einsturz drohenden Mauern zu befürchten hatte, bemerkte ich von ferne, daß viele Leute in einem Kreise beysammen stunden, worunter ein halb Dutzend Priester oder Mönche waren. Ob ich gleich wegen meiner großen Eilfertigkeit kaum mehr Othem holen konnte, so war ich doch neugierig, zu sehen, was in diesem Kreise zu thun sey. Als ich näher kam, fand ich den jungen Herrn *** a) auf der Erde sitzen; er war zwar nicht verwundet, aber die Füße waren ihm von den herabfallenden Steinen verrenkt worden, daß er nicht gehen konnte. Seine Sinne waren so verwirrt, daß er mich nicht einmal kannte. Inzwischen waren die Priester und Mönche sehr geschäfftig ihn zu taufen und das heilige Oel zu geben, und es kostete ihnen dann freylich in der That wenig Mühe ihn zu überreden, daß er die Religion veränderte, weil er seinen Verstand nicht mehr hatte, und alle Augenblick in Ohnmacht sinken wollte. Ich gieng weg und hatte nicht Lust etwas dazu zu sagen, noch den jungen Menschen mit mir fortzuschleppen, denn hätte ich mir es einkommen lassen, den Eifer der Geistlichen in diesem Stück zu tadeln, so glaube ich, daß sie mich gesteinigt hätten.

Als ich endlich aufs freye Feld kam, sahe ich viele tausend als Wilde herum laufen: viele von ihnen kannten und umarmten mich, die meisten aber kannte ich nicht, und die ich etwa vorher mochte gekannt haben, waren mir doch jetzt wegen ihrer mir ungewöhnlichen

a) Da die hier genannte Person von bekanntem Namen und Familie ist, und Misdeutungen entstehen könnten, wenn man sie genannt hätte, so habe ich den Namen weggelassen. Der Herausgeber.

Kleidung ganz fremd, weil sie in ihren Nacht- oder Hauskleidern sich hieher geflüchtet hatten. Die meisten von den Portugiesen die mich kannten fielen vor mir auf die Knie küßten mir die Hände, und baten um Vergebung, wenn sie mich irgend einmal beleidigt hätten; sie glaubten gewiß, daß dies der jüngste Tag wäre. Es bekümmerte sich Niemand mehr um Haab und Gut; die Weiber heulten und fragten immer, ob Niemand ihre Männer oder Kinder gesehen, und die Kinder fragten wie es um ihre Aeltern stünde? Ich gab allen kurze Antwort, denn ich war so matt, daß ich kaum sprechen konnte. Der Schrekken über die große Lebensgefahr, worin ich gewesen war, der Verlust aller meiner Güter und meiner Freunde, von welchem ich noch nicht einmal habe erfahren können, wie weit er sich erstreckt, ferner das Elend welches ich allenthalben vor mir sahe, die gar zu große Eilfertigkeit, Hrn. O. zu sprechen, die erschrecklichsten Scenen die ich hin und wieder erblickte, und der dicke Staub, der mir da in den Hals zog, alles dieses hatte mich so entkräftet und erhitzt, daß ich überaus durstig war, und beynahe verschmachtete. Sie werden sich wundern, daß ich Durst litte, da Sie wissen, wie viele Quellen an dem Wege von der Stadt bis hieher zu finden sind. Ich bin bey keiner vorbey gegangen, wovon ich nicht geschöpft hätte, aber **das Wasser war in allen so trübe, dicke und voller Leim**, daß es aussahe, als wenn man einen Teich umgerührt hat. Endlich bin ich um 11½ Uhr Vormittags ganz abgemattet hier angelangt. Wie freuete sich meine Seele, da ich Herrn O. mit seiner Familie, Gottlob gesund, nahe bey seinem Hause mitten auf dem Landwege antraf und umarmte! Mir ward aus des Herrn O. Garten gleich Wasser gebracht, um mich zu erquicken. Zwar war solches auch trübe, aber doch noch eher zu trinken, als das am Wege.

Ich denke jetzt immer an unser Haus, zwar kann ich mich nicht sogleich entschließen, wieder nach der Stadt zu gehen, allein so bald nur mein Gemüth ein wenig beruhigter seyn wird, werde ich mit Herrn O. überlegen, was bey diesen Umständen etwa zu thun seyn möchte. Heute, glaube ich, ist alles noch in Verwirrung, und bey unserm Hause wird in dem Zustande, worin ich dasselbe verlassen habe, nichts auszurichten seyn, da nemlich die ganze Gasse mit Schutt und Steinen bedeckt, und Thür und Fenster zugeworfen sind. Sollten Sie noch Leute aus unserm Hause antreffen, so senden Sie sie alle hieher, denn hier wollen wir uns versammeln und überlegen, was bey diesem Unglücksfalle wird vorzunehmen seyn.

Auch ersuche ich Sie, wo es irgend möglich ist, ohne Zeitverlust zwanzig Arbeitsleute nach des Herrn **Eloe** Hause zu senden, es mag auch kosten, was es will, um der armen Familie, welche allda unter dem Schutt begraben ist, heraus zu helfen, sonst befürchte ich,

ich, daß alle lebendig verbrennen werden.

Wenn Sie nach unserm Hause gehen sollten, und ohne Gefahr in meine Kammer kommen können, so bitte ich Sie, meinen Ring, den ich auf dem Tische habe liegen lassen, in mein Schreibcomtoir zu schließen, und mir den Schlüssel, welcher daran steckt zuzusenden. Vergessen Sie dies ja nicht, denn ich habe in dem Schreibcomtoir etwas Geld und einige Schriften von Wichtigkeit liegen. Auch möchte mein Lakay, welcher noch nicht zum Vorschein gekommen ist, wenn er noch lebt, auf meine Kammer kommen, das Schreibcomtoir offen finden, was darin ist wegnehmen, und sich damit heimlich fortmachen, und wer wird ihn bey solcher Verwirrung aufgreifen? Ich verharre u. s. w.

Campo, den 1ten Nov.
1755.

Busch.

* * * * * * * *

Vierter Brief.

An Herrn Nath in Lissabon.

Die Herrn Busch, Lett und Nihn sind hier heute Morgen um 11½ Uhr angelangt. Der erstere hat mir Ihren Brief eingehändigt, woraus ich sowohl, als auch aus der Erzählung aller drey vernommen habe, daß es Ihnen in der Stadt noch viel elender und erbärmlicher ergangen sey, als mir hier draussen.

Gottlob! daß meine Familie sich hier außer der Stadt ganz wohl befindet. Wir sind hier alle beysammen, außer Herrn Pott, welcher auf die Jagd gegangen, und zu meiner Verwunderung, da es schon Mittag ist, noch nicht wieder zurückkommt. Es verlangt mich schmerzlich, zu vernehmen, wie es mit allen Leuten aus meinem Hause in der Stadt stehet, denn es ist noch Niemand, außer den obbenannten dreyen zum Vorschein gekommen, da doch wohl über zehn tausend Menschen aus der Stadt hier auf dem Felde in einem elenden und erbärmlichen Zustande herumirren. Ich bin ganz misvergnügt, daß nicht einer von den dreyen Herrn in der Stadt geblieben ist. Unverantwortlich ist es, unser Haus offen stehen zu lassen, ohne daß eine lebendige Seele darin ist. Sie bezeugen mir aber alle drey, es wäre so lange die Verwirrung dauerte und der Schutt nicht ein wenig aus dem Wege geräumt würde, ganz unmöglich, etwas zu retten. Auch könnten unmöglich Diebe in die Gasse kommen und die Häuser bestehlen, weil es gar zu schwer und gefährlich sey, ein und aus zu kommen. Ich denke daneben auch, daß es keine so grausame Menschen geben wird, die bey so verwirrten und erbärmlichen Umständen aufs Stehlen ausgehen werden. Unterdessen bitte ich Sie dennoch, sich alle Mühe zu geben, an unser Haus zu kommen, und, so viel möglich, die Thüren und Fenster zu sperren, damit Niemand so leicht hin-

einkommen könne, und wo Sie sich nicht getrauen, im Hause zu bleiben, zweyen von unsern Arbeitsleuten nur ein gut Stück Geld zu bieten, welche dann ohne Bedenken im Hause bleiben, und darauf Achtung geben werden. Mein Buchhalter Swyn wird gewiß noch im Hause seyn, weil er gestern so stark vom Podagra angegriffen wurde, daß er sich kaum rühren konnte. Wie muß dem guten Menschen zu Muthe seyn, da er ganz allein im Hause ist, und Niemanden abrufen, noch sich aus dem Bette helfen kann! So eben treten Mr. Bock, Reel und Reeck nebst Schiffer Cock in meine Stube und sagen, daß sie von Mr. Swyn nichts wissen. Mr. Brey wäre mit ihnen aus dem Hause gelaufen, wohin, wüßten sie nicht. Mr. Ninot wäre diesen Morgen schon um 8 Uhr ausgegangen, sie wüßten aber nicht wohin. Mein Mohr Antonio ist auch endlich angekommen, allein weder von meinem Mohr Franz, noch von den andern Domestiken habe ich die geringste Nachricht. Ich wünschte nur fürs erste, alle meine Leute beysammen zu haben. Diesen Nachmittag werde ich Herrn Lett oder Herrn Nihn zu bereden suchen, daß sie nach der Stadt gehen. Halten Sie nur zu dem Ende einige Arbeitsleute bereit, die bey unserm Hause arbeiten können und retten mögen, was zu retten ist. Denn obwohl der Herr Lett mir versichert, daß unser Haus keiner Gefahr anders ausgesezt sey, als gänzlich einzufallen, so ist es doch gut und nöthig, dabey in der Nähe zu seyn, und alle Anstalten zu machen, daß der Eingang frey werde. Diesen Brief sende ich durch meinen Kutscher, welchen ich beredet habe, die Pferde und Maulthiere, welche noch im Hause seyn mögen, herauszuziehen, und hieher zu bringen, weil sie doch in der Stadt zu nichts nöthig sind, mir aber hier dienen können, ein Gewerbe zu bestellen und dies oder jenes aus der Stadt kommen zu lassen. Lassen Sie mir doch durch den Ueberbringer dieses wissen, wie es um alles stehet, damit mein Gemüth ein wenig ruhiger werde. Ich bin u. s. w.

In dem Campo,
den 1ten Nov, 1755.

Q.

* * * * * * * * *

Fünfter Brief.

An Herrn Q. in dem Campo.

Um 11 heute Vormittags begegnete ich Ihrem Lackay Peter. Wie groß war meine Freude, da ich von ihm vernahm, daß Sie nebst Ihrer werthesten Familie sich noch gesund und wohl befinden.

Den Brief, den er Herrn Busch überbringen sollte, habe ich erbrochen, weil Herr Busch bereits nach dem Campo hingegangen war. Ich hoffe, daß er glücklich bey Ihnen wird angekommen seyn. Dieser kann Ihnen von allen, was hier vorgefallen ist, Bericht geben. Seitdem ist hier nichts besonders

ders vorgegangen, zum wenigsten nicht in der hiesigen Gegend der Rocie, wo ich mich jetzt aufhalte, und wo ich immer bleiben werde, ich müßte denn von hier weggetrieben werden. Hier bin ich nahe bey Ihrem Hause, auch habe ich Ihrem Lackayen Peter den Platz bezeichnet, wo ich immer zu finden bin, damit er mir daselbst Ihre etwanigen Befehle einhändigen könne.

Wir fühlen hier fast alle Minuten kleine Erdstöße, und die Rocie ist voller Leute, die sich einander ganz verstöhret und erstarret angaffen. Sie wissen nicht was sie anzugreifen haben, oder wie sie sich dabey verhalten sollen. Das erbärmliche Geschrey und Winseln vieler armen verwundeten Menschen, wird immer größer.

Von der Familie aus unserm Hause, habe ich außer denen, derer Sie schon in dem Briefe mit dem Herrn Busch erwähnen, Niemand weiter gesehn. Ich vermuthe, sie werden vielleicht alle mit einander zu Ihnen hinaus gegangen seyn. Sollten sie schon alle bey Ihnen angelangt seyn, so senden Sie Mr. Brey und Mr. Keel zu mir, nebst einem oder zween von ihren Domestiken, damit ich hier nicht allein sey, und im Nothfall, wenn mir etwas unerwartetes begegnen sollte, von Ihnen Hülfe haben, wenigstens Jemanden zu Ihnen senden könne. Heute wird Ihre Gegenwart hier nicht nöthig seyn; denn bey Ihrem Hause kann nichts vorgenommen werden, und in der Gasse sieht es so übel aus, daß sich keiner ohne Lebensgefahr hinein wagen kann. So lange auch die Bebungen oder Erschütterungen der Erde noch fortdauren, wird hier alles in Verwirrung bleiben. Der gemeine Mann, auch zum Theil andere von Extraction, vermuthen nichts anders, als daß der jüngste Tag kommen werde, oder schon da sey. Die Mönche laufen mit dem Kreuze herum und das Volk folgt immer nach. Anstatt, daß sie dem Volke Muth einsprechen sollten, führen sie es aus der Stadt, und schreyen immer: das Ende der Welt ist da! Es ist also vergeblich, an die Rettung irgend einer Sache aus Ihrem Hause zu denken. Auch sehe ich nicht, warum damit sehr zu eilen sey, denn Diebe werden gewiß nicht hineingehen, und das Feuer ist noch sehr weit davon entfernet. Da überdas Ihr Haus alleine steht; so kann das Feuer, wenn es auch näher wäre, dasselbe nicht leicht ergreifen. Ich bin gar nicht dafür besorgt, es müßte denn ein solches Erdbeben erfolgen, wodurch Ihr Haus sammt der ganzen Straße in den Abgrund verschlungen würde. Gott verhüte aber, daß es so heftig nicht kommen möge! Alsdenn würde auch alle Rettung vergeblich seyn, weil in solchem Fall wohl nicht allein ihr Haus und die Straße, sondern die ganze Stadt mit untersinken müßte. Inzwischen können Sie einigermaßen ruhig seyn, und sich darauf verlassen, daß ich auf alles wohl Acht geben werde. So bald es nur immer möglich seyn wird, zum Besten Ihres Hau-

ses das Geringste vorzunehmen, oder zu veranstalten, werde ichs an mir nicht fehlen lassen. Mir mangelt es in diesem Stück nicht an Muth. Senden Sie mir nur einige Leute zum Beystande. Ich erwarte solche unfehlbar; denn hier auf diesem elenden Platze zu bleiben, ist verdrießlich und schrecklich. Die zween Domestiken, darum ich gebeten habe, sind mir höchst nothwendig, denn wenn ich allenfalls Ihnen etwas zu berichten hätte, so würde hier jetzo kein Bote zu finden seyn.

Ich sehe hier auf diesem Platze auch verschiedene Fremdlinge von Ihren Bekannten und guten Freunden, welche ebenfalls mit vieler Gefahr Ihr Haus verlassen haben. Von Ihren guten Freunden sollen O. H. B. und S. todt seyn; doch läßt sich mit Sicherheit noch nichts davon sagen.

Lissabon, den 1ten Nov.
1755. Nath.

* * * * * * * * *

Sechster Brief.

An Herrn Busch in dem Campo.

Ich beklage Sie recht sehr, daß Sie auf dem Wege aus der Stadt so viel haben ausstehen müssen. Ob ich gleich hier auf dem Platz der Rocie ganz still stehe, so habe ich doch auch fast alle Augenblicke neue erschreckliche Schauspiele anzusehen. Ich glaube, daß hier auf diesem Platze sich mehr als 4000 Menschen befinden, wovon die Hälfte so gequetscht und an ihren Gliedern verwundet ist, daß sich diese Unglücklichen kaum rühren, geschweige einen Fuß aus der Stelle setzen können; und in der Eile tritt man oft über einen solchen erbärmlichen Körper hin, ohne daß man ihn recht gewahr wird. Es ist hier überhaupt ein Elend, welches nicht zu beschreiben ist, und bis jetzt sehe ich noch keine Aenderung.

Das Wasser ist hier ungemein rar. Der grosse Brunnen auf der Rocie giebt nicht allein wenig, sondern auch trübes Wasser. Ich weiß nicht, ob die Röhren verstopft sind, oder ob die große Menge der Trinkenden es so verringert hat.

Der Sohn des Herrn Eloc ist diesen Nachmittag um halb 1 Uhr bey mir gewesen, und hat mir mit vieler Wehmuth seine traurige Geschichte erzählt: da er heute Morgen um 9 Uhr zu Pferde gestiegen wäre, um nach Chelles zu reiten, wären sein Vater, seine Mutter, vier Schwestern und sein jüngster Bruder noch alle zurück geblieben, weil sie sich auch angeputzt hätten, um nach Chelles zu fahren, wohin sie nemlich alle zu Gaste wären geladen gewesen. Nun aber, da er auf dem Wege das Erdbeben verspürt hätte, wäre er nach der Stadt umgekehrt, hätte zu Fuß, durch die Gasse nach seines Vaters Hause, hin und wieder über die Hügel von den heruntergefallenen Steinen klettern müssen; er wäre zwar endlich um 11½ Uhr nicht weit davon gewe-

gewesen, hätte aber doch nicht ganz hinankommen können, weil das Feuer schon überall um sich gegriffen, und rund um seines Vaters Hause zu sehen gewesen wäre. Er glaubte nicht, daß ein einziger davon gekommen wäre. Ich tröstete ihm, so viel ich konnte, und gab ihm guten Rath; worauf er mich verlassen hat, und vielleicht zu Ihnen hinaus gegangen ist.

Diese Familie wird es wohl seyn, deren winselnde Stimmen Sie unter Steinen und Mauern, wie Sie mir schreiben, gehört haben. Es thut mir recht in der Seele weh, daß ich Ihrem Befehl, dieser Familie einige Hülfe zuzusenden, nicht habe nachleben können. Es würde solches leider zu spät seyn, weil diese Unglücklichen vielleicht schon lebendig verbrannt sind; und wenn das auch nicht wäre, so wüßte ich doch keinen einzigen Arbeitsmann für Geld zu bekommen, viel weniger zwanzig, wie Sie mir hinzuschicken befehlen.

Wenn ich nach unserm Hause hinkommen kann, so werde ich Ihren Auftrag wegen Ihrer Kammer ausrichten. Heute aber wird es schwerlich geschehen können, weil es noch sehr gefährlich ist, die Gassen zu passiren. Mich schreckt das traurigste Beyspiel davon ab. Unser Freund Leeque war bey mir auf der Rocie, erinnerte sich aber, daß er seinen Beutel mit Gelde in der Eile auf dem Comtoir in seinem Hause hätte liegen lassen, und gieng hin solchen zu holen; nahm auch einen seiner Domestiken mit. Sie kamen hinein, und er hat den Beutel schon in der Hand; der Bediente geht vor ihm aus dem Hause, indem Leeque ihm nachfolgen will, fällt die Mauer auf ihn, und er liegt nun da mit seinem Geldbeutel begraben.

Ich habe weder einen von Ihren Domestiken noch sonst Jemanden von unserm Hause gesehen; hoffe aber, daß sie alle bey Ihnen seyn werden. Mr. Beß weiß nicht, zu wem er sich wenden soll, da seine Patronen todt sind; ich habe ihm gerathen, daß er zu Ihnen hinaus gehen möchte. Vielleicht kann er Ihnen allda behülflich seyn; und wenn Herr Q. ihn dort nicht behalten will, so kann er ihn weiter senden. Ich habe ihn gebeten, diesen Brief zu überbringen. Sonst weiß jetzt nichts zu berichten, als daß ich nebst dem Kutscher Jan suchen werde, dasjenige auszurichten, was Herr Q. mir aufgetragen und anbefohlen hat. Durch denselben werde ich auch melden, was sich etwa weiter zutragen möchte.

Lissabon, den 1ten Nov.
1755.

Nath.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Dr.

Dr. Sparmanns Geschichte des Honigweisers.
(Cuculus indicator.)

Diese besondere Gattung von Kukuk findet man in den innern Theilen von Afrika, in einer ziemlichen Weite vom Vorgebürge der guten Hoffnung. Der erste Ort, wo ich von ihm hörte, war ein Wald, der Großvaters Busch heißt, und der in einer Wüste nahe beym Flusse T'kaut'kai liegt. Die holländischen Colonisten haben ihm deswegen den Namen eines Honigweisers gegeben, weil er den Reisenden zeigt, wo wilder Honig versteckt liegt. Er ist nicht schön und auch nicht so groß, als ein Kukuk in Europa; dagegen aber verdient sein Instinkt, sich auf eine so besondere Art sein Futter zu verschaffen, Bewunderung. Er führt nicht allein die Holländer und Hottentotten, sondern auch eine Art vierfüßiger Thiere, die die Holländer Ratel nennen, zu den wilden Bienenstöcken. Der Honig ist sein liebstes Futter, mithin ist es sein Interesse, zur Beraubung der Bienenstöcke behülflich zu seyn, da man gewöhnlich etwas für ihn darin läßt. Man hört ihn des Morgens und Abends Cherr, Cherr, rufen; hierauf antworten die Honigjäger mit einer Pfeife, und alsdenn setzt der Vogel seinen Gesang fort. So bald er sie sieht, fliegt er langsam dem Platze zu, wo der Honig liegt; ja sollte er eine große Strecke voraus seyn: so kehrt er um, als wenn er ihnen ihre Trägheit verweisen wollte. Er fliegt endlich einige Augenblicke über einen gewissen Platz; setzt sich in einen benachbarten Busch, und nun können die Jäger sicher darauf rechnen, daß sie an diesem Orte, entweder in einem Baume, oder in der Ritze eines Felsen, oder, wie es gewöhnlich geschiehet, in der Erde einen Bienenstock finden. Wenn der Honig ausgenommen wird, so giebt er genau Acht, und erwartet seinen Theil von der Beute. Die Honigjäger unterlassen auch niemals, ein weniges für ihren Führer zurückzulassen, aber gemeiniglich ist dies nicht so viel, daß er seinen Hunger damit stillen könnte. Der Vogel sieht sich also hiedurch genöthigt, eine neue Verrätherey zu begehen, und einen andern Bienenstock anzuweisen. Je näher er dem verborgenen Bienenstocke kömmt, desto ungeduldiger scheint er, und desto öfterer ruft er.

Ich habe diesen Vogel oft gesehen, und bin oft dabey gewesen, wie durch seine Verrätherey verschiedene Republiken von Bienen zerstöhrt sind. Dem ohnerachtet hatte ich nur zweymal Gelegenheit, einen zu schießen, und die Hottentotten wurden hierüber sehr böse.

Die Hottentotten beschuldigen ihn, daß er die Menschen oft an Oerter führe, wo sich wilde Thiere oder giftige Schlangen aufhalten. Ich habe keine Gelegenheit gehabt, mich hievon zu überzeugen; ich glaube daher, daß es ganz zufällig ist, wenn sich in der Nachbarschaft eines Bienenstocks schädliche Thiere aufhalten.

G. G.

Hannoverisches Magazin.

66tes Stück.

Montag, den 16ten August 1779.

Umständliche erfahrungsmäßige Beschreibung der Cultur der Heiden und Hochmoore im Fürstenthum Ostfrießland durch den Buchweizenbau.

Im 18ten St. des sehr beliebten und gemeinnützigen Hannoverischen Magazins vom 3ten März 1777 ist eine erfahrungsmäßige Benutzung der hohen Heiden und Torfmoore durch den Buchweizenbau in der Grafschaft Oldenburg bekannt gemacht; und es wäre zu wünschen, daß dieselbe an den Orten, wo dergleichen hohe Heiden und Torfmoore sich befinden, einen jeden ermuntern möge, welchem es ein Ernst ist, sich mit seiner Hände Arbeit zu ernähren, und dem Vaterlande nützlich zu seyn.

Der geschickte und patriotische Herr Verfasser obgedachter erfahrungsmäßigen Benutzung der hohen Heiden und Torfmoore in der Grafschaft Oldenburg hat nicht verschwiegen, daß die Einwohner dieser Grafschaft die Wissenschaft auf den Mooren Buchweizen zu bauen, in Ostfrießland erlernt, und in ihrem Vaterlande mit glücklichem Erfolg nachgeahmt haben. Er schreibet vollkommen gegründet, wenn er sagt, diese Cultur sey mit solchen geprüften und richtig befundenen in mehr als einer Hinsicht wichtigen Vortheilen verbunden, daß solche, bekannter gemacht zu werden, wohl verdiene.

Wie nun der Buchweizenbau auf den Hochmooren im Fürstenthum Ostfrießland seit ohngefähr 30 Jahren erst begonnen, und besonders in dem Amte Stickhausen den Anfang genommen hat, so sind durch den einleuchtenden Nutzen desselben in den Aemtern Aurich, Berum, Friedeburg ꝛc. so viele Nachfolger dazu ermuntert worden, daß in dieser kurzen Zeit ganze Colonien und Dorfschaften daher entstanden, die sich zwar vorher kümmerlich ernährten, nunmehr aber Vieh zulegten, und einen großen Theil der vorhin wüste gelegenen Mooräcker dergestalt cultivirt haben, daß sie nicht allein den Buchweizenbau mit großem Nutzen fortsetzen, sondern auch Rokken und Haber, an einigen Orten auch wohl Gerste aussäen, mithin, da sie ehemals als Häuslinge und geringe Tagelöhner kaum so viel verdienen

konnten, als zu ihrem nothdürftigen Unterhalt täglich erfodert wurde, nunmehro auf ihrem Eigenthum wohnen, Vieh halten, und mit den Ihrigen größtentheils gar wohl bestehen können.

Der Oldenburgische Herr Verfasser der oberwähnten diesem Magazin einverleibten Bekanntmachung, wird mir es gütigst erlauben, das Andenken derselben zu erinnern, und die Methode des Buchweizenbaues auf den Hochmooren in Ostfrießland, nachdem ich diese Cultur nicht allein selbst sorgfältig betrachtet und untersuchet, sondern auch diejenigen, welche dieselbe viele Jahre betrieben, und ihren Nutzen dabey gefunden haben, befraget, umständlich hier zu beschreiben.

Wenn die Districte auf den Hochmooren zum Buchweizenbau ausersehen sind; so müssen die Grüppen oder Graben zwey Fuß breit, und eben so tief, ein ganzes Jahr vorher ausgemacht werden. Jedes Stück kann 21 Fuß oder 7 Schritt breit seyn, ist aber der Moor sehr wäßerig, so müssen die Aecker nicht breiter als auf 18 Fuß eingetheilet werden; 15 Fuß aber ist zu schmal. Denn die Grüppen würden alsdenn zu viel Land wegnehmen, und es würden zu viel Körner bey der Aussaat in selbige fallen, die keinen Nutzen bringen. Gemeiniglich pflegt auch die Saat an dem Mittelrücken am besten zu gerathen.

Hierauf werden die abgetheilten Aekker mit der in diesem Magazin beschriebenen Hacke umgehacket. Sechs bis 7 Zoll ist nicht tief genug; je tiefer die Erdschollen aufgelockert, und je luftiger dieselben zum Austrockenen gestellet werden, desto besser ist es. Finden sich Höhen, die den Acker ungleich machen, so müssen dieselben geebnet, und der Grund so viel möglich gleich gemacht werden.

Je besser der Acker aufgelockert wird, desto besser ist es für die künftige Saat, und dem Unkraut wird gewehret, daß es nicht so stark wachsen kann. Weißer und Sandgrund ist nicht so gut, als der braune und schwarze Moor; je schwärzer er ist, desto besser ist es. Nach dieser Vorbereitung bleibet der Acker den Winter über liegen, daß er austrockenen und ausfrieren könne. Im Anfange des Frühjahrs sind die Grüppen nachzusehen, und die Stellen die etwa zugefallen, und dadurch verstopfet sind, aufzumachen; damit das Wasser so viel möglich ablaufen könne: sodann müssen die Erdschollen, ehe sie zum Brennen gelangen können, mit der Hacke zuvorderst wieder aufgelockert werden, weil dieselben sonst kein Feuer fangen, und es schwer hält sie zum brennen tüchtig zu kriegen.

Bey dem Brennen selbst, kommt es viel auf die Witterung an: Acht bis zehn Tage nach dem May ist die beste Zeit dazu. Wie wohl es auch, wenn das Wetter im May gar zu schlecht wäre, in dem Monat Junius bis Johannis Tag noch geschehen kann. Wobey zu beobachten, daß man kleine Haufen von trockenen Plaggen oder Erdschollen auf dem Grunde, wo derselbe sandigt

sandigt ist, zwey bis drey Schritte längst dem zu brennenden Acker aus einander setze; diese werden wenn der Wind wehet angestecket, und sodann auf dem Acker brennend aus einander geworfen, wodurch derselbe in kurzer Zeit brennend gemacht und in Feuer gesetzt wird. Es wächst vortrefflicher Rocken darnach, oftmals besser, als wenn der Acker mit Mist befahren worden.

Allzustark brennen ist nicht gut, weil zu viel Unkraut darnach ausschläget: es kommt aber nicht darauf an, daß die umgehackte Erde durchgehends ausgebrannt werde, und es schadet auch keinesweges, wenn gleich der Acker einige Tage nach dem brennen liegen bleibt; denn die Wärme muß sich erst ganz abgekühlet und verlohren haben, ehe man die Buchweizensaat hinein streuen kann.

Sind einige Stücke bereits besaamet und aufgegangen, so hat man sich nach dem Winde zu richten, und sich vorzusehen, daß der Dampf über dieselben nicht hinziehe, welches der annoch zarte Buchweizen nicht vertragen kann.

In ein Stück Land von neun Tagewerken, das ist, 124 Schritte lang, und 18 bis 21 Fuß breit, gehören zur Einsaat wenigstens 15 hiesige Kruß, oder Kannen Buchweizen, ein Kruß wird nach Hannoverischem Maas drey Quartier ausmachen. Der Saame wird mit drey Wurf ausgestreuet: säet man weniger ein, so gehet der Buchweizen zu dünne auf, und das Unkraut erhält die Oberhand.

Es ist zwar besser, diejenige Art zur Einsaat zu gebrauchen, welche schon in Mooräckern gewachsen ist, im Fall solche jedoch mangelt, kann der Sand-Buchweizen wohl dazu genommen werden: den Moorsaamen kann man in Sandland aber nicht aussäen, er wächset zu hoch, verblühet sich, und setzet wenig Körner.

Von einem Acker, der vorbeschriebenermaaßen 124 Schritte lang, und 18 bis 21 Fuß breit ist, können, wenn die Saat einigermaaßen gut zuschläget, gar wohl anderthalb bis zwey Tonnen, oder 6 bis 8 Scheffel Berliner Maas reines Korn geerndtet werden. Der Preis kommt auf die Güte an, welche durch das Gewicht bestimmet wird. Ist der Buchweizen, nach dem Holländischen Probegewichte 110 Pfund schwer, so gilt die Tonne 8 bis 9, ja wohl 12 Gulden, der Berliner Scheffel, deren viere sechs Braunschweigische Himten machen, 1 Rthlr. 8 mgr. in Golde. Unter 100 Pfund gilt die Tonne gemeiniglich sieben hiesige Gulden, das ist ohngefähr der Himte 24 mgr.

Die nach obbeschriebener Art zum Buchweizenbau aptirten Aecker können zu dieser Cultur, wohl 7 bis 8 Jahr hinter einander gebraucht werden. Es müssen jedoch die Gruppen, wenigstens alle drey Jahre, von neuen ausgebracht werden, weil dieselben sich sonst verstopfen und keinen Abzug behalten, zugeschweigen, daß auch der Acker durch die aus den Gruppen darauf gebrachte

neue Erde erfrischet, und einigermaaßen gedünget wird.

Es versteht sich dabey von selbst, daß das Hacken und Brennen alle Jahr zu rechter Zeit geschehen, und die gute Witterung bey dieser Verrichtung genutzt werden müsse.

Auf die Ursachen, weswegen die in dem Oldenburgischen zum Moor-Buchweizenbau gesuchten Districte nur in der weitesten Entfernung von den Dorfschaften verwilliget und angewiesen werden, wird in Ostfrießland nicht gesehen: die Häuser der neu angesetzten Colonisten werden vielmehr auf dem Moorgrunde aufgerichtet, um welche die Aecker zu diesem Buchweizenbau herum liegen, und ohne Furcht einiger Feuersgefahr gehacket und gebrannt werden. Der Grund setzet sich auch bald, und nach ohngefähr drey Jahren wird derselbe, wenn auf den Ablauf des Wasser nur mit gebührendem Fleiß gesehen wird, so dicht, daß er nicht allein gepflüget, sondern auch befahren werden kann.

Ist das Vermögen der Colonisten alsdenn hinreichend, denselben zu bemisten, oder haben sie Gelegenheit, den moorigten Grund mit guter, obgleich ziemlich sandigter Erde zu vermischen, so erhalten sie dadurch einen vortrefflichen Boden; der nicht nur zu Rocken- und Habersaat sehr einträglich, sondern auch hiernächst zu Grün- und Weidelanden ungemein vortheilhaft ist. Die Ostfriesischen Veenen zeugen davon; dieselben haben in kurzen Jahren sich dergestalt verbessert, daß einige den ansehnlichsten Dörfern und Flecken nichts nachgeben. Im Münsterschen beweiset es die hart an der Ostfriesischen Gränze belegene Herrlichkeit Papenborg: und in der Provinz Gröningen, der sogenannte Wilderfang, die Peekel und mehr dergleichen.

Dieselben sind, bey Menschen Gedenken, in Moorgründen angelegt, und haben von Zeit zu Zeit dergestalt zugenommen, nehmen auch von Jahr zu Jahr so sichtbar zu, daß man sich darüber billig verwundern und freuen muß: die Schiffarth und Handlung, die fruchtbaren Aecker, Viehzucht, wohl gebauete Häuser, und der Fleiß dieser emsigen, nachahmenswürdigen Colonisten, empfehlen sie allen auf das Beste.

Den in Ostfrießland sich neu ansezzenden Colonisten werden, wenn sie Einheimische sind, 25 Rthl., und den Ausländern 40 Rthl. zum Anbau der Häuser vorerst, sodann einige Freyjahre von allen Oneribus accordiret, und die Grundhäuren so mäßig bestimmt, daß dieselben von einem Tagwerk, welches, wie oben schon gemeldet worden, 36 Schritt, oder 121 Fuß lang, und 27 Fuß breit ist, nicht mehr wie einen leichten Stüber, oder $5\frac{1}{3}$ pf. ausmachen.

Den Grund behalten die Colonisten, wenn sie darum anhalten, und zu fernerer Cultivirung desselben tüchtig gefunden werden, gegen Erlegung eines sehr leidlichen Canons zum beständigem Eigenthum: und nutzen den-

denselben nicht nur zum Torfgraben, Plaggenbauen, sondern auch Rocken und Haber, auch wohl Gerste darauf zu bauen, oder zu Grünlanden, und Viehweiden.

Den Schafen ist derselbe nicht dienlich, er müßte denn mit der Zeit ganz ausgetrocknet und hart geworden seyn, in welchem Falle es jedoch vortheilhafter ist, eher Kühe als Schafe darauf zu weiden. Daß durch diese Colonien dem Wildstande einiger Nachtheil zuwachse, und durch selbige besonders die Moor- oder Birkhüner verscheucht werden, hat seine Richtigkeit: die Bienen gewinnen aber dabey, und bezeigen sich sehr fleißig, ihre Körbe, wenn der Buchweizen blühet, mit Honig anzufüllen.

Bey der Erndte kommt es viel auf eine gute Herbstwitterung an: dieselbe verziehet sich gemeiniglich zwey bis drey auch wohl vier Wochen nach Michaelis. Verstattet es die Witterung, so wird der Buchweizen an dem Orte und Stelle, wo er gewachsen ist, abgedroschen, und in großen von gewissen Spähnen und Bast geflochtenen Wannen rein gemacht, sonst aber, wie anderes Getreide, eingescheuret, und nach Gelegenheit, auch wohl erst im Frühjahr abgedroschen: das Stroh wird dem Vieh gegeben, und, wenn solches die Futterkräuter herausgesucht hat, in den Mist geworfen. Bleibt die Witterung zu schlecht, und der Buchweizen über die Zeit liegen, daß er Gefahr läuft abzufallen und auszuwachsen, so bringt man denselben in große Haufen, legt auf die Kappe einen ausgebreiteten Strohwisch, daß das Regenwasser nur nicht darauf falle, und in den Haufen dringe, und läßt ihn so lange auf dem Acker stehen, bis die Zeit und Umstände es verstatten, daß er zu Hause geholt werden kann.

Die Vortheile, welche aus diesen Culturen erfolgen, sind sehr beträchtlich. Die Grütze und der Greiß, welche aus dem Moor-Buchweizen eben so gut, als von demjenigen der auf Sandfeldern gewachsen ist, verfertiget werden, sind einem jeden bekannt, und brauchen keiner Empfehlung. Es wird hier zu Lande auf den Graupen- und auf eigentlich dazu angelegten Roßmühlen ein sehr weißes feines Mehl davon gemahlen, welches im Gebrauch dem besten Weizenmehl gar nichts nachgiebt, und in allen Haushaltungen sehr vortheilhaft gebraucht wird. Der Landmann rührt dieses Mehl mit süßer, oder nur mit Buttermilch an, ohne Eyer drein zu schlagen, und backt mit Fett oder Butter düne Pfannkuchen daraus, die ganz gut schmecken, und nicht nur bey dem Torfgraben, und übriger Feldarbeit, sondern auch in der Erndte zur Speise dienen. So kann man auch, wenn Häfen und Eyer dazu gethan werden, aus diesem Mehl sehr gute Puffer, Puddings, und anderes Backwerk verfertigen.

Die Branteweinbrenner haben, als der Rocken in vorigen Jahren zu hohen Preisen stieg, diesen Buchweizen zum Distilliren versucht, und befunden, daß er auch in dieser Absicht sehr gut anzuwenden sey, und wenn er,

 nach

nach dem Holländischen Probegewicht 112 bis 116 Pfund wieget, eben so viel Spiritus ausliefere, als aus Rokken distilliret wird. Der Saz brennet auch so leicht nicht an, und es wird dazu nur die Hälfte Gäst oder Häsen erfodert.

Zum Mästen des Federviehes ist das Schrot davon besonders zu empfehlen: auch die Schweine fressen dieses viel lieber als Gersten- oder ander Schrot, nehmen dabey merklich zu, und der Speck, welchen sie davon ansetzen, ist sehr wohlschmeckend.

So ist auch der Buchweizen in der Medicin nicht ganz ohne Nutzen: das Mehl mit Essig vermischt, und warm übergelegt, heilet giftiger Thiere Biß und stillet die Schmerzen. Man thut es auch unter die Umschläge zu den Entzündungen der Brüste: der aus den frischen Blättern gepreßte Saft ist sehr dienlich für rothe und thränende Augen, er kühlet und löschet die entzündeten Glieder, und ist auch im Rothlauf gut.

Da sich nun in den Grafschaften Hoya und Diepholz, ohne Zweifel auch an vielen Orten im Cellischen und Lüneburgischen viele Moor-Districte befinden, welche bisher wüste gelegen, so wünschet der Verfasser, daß durch diese patriotisch wohl gemeynte Vorschläge arbeitsame Hände zu Cultivirung derselben ermuntert, und von hoher Obrigkeit dazu unterstützt werden mögen, welcher denn auch den zur Einsaat erforderlichen Moor-Buchweizen, so viel man davon verlangt, gern besorgen wird.

Aurich. C. H. Prätorius.

Geschichte der Wirkung eines Wetterstrahls mit Anmerkungen begleitet.

Wie geringe oft die Ursache seyn kann, die einen Wetterstrahl auf ein Haus herableitet, und daß es lange nicht hinreichend sey, ein Gebäude derowegen, weil gar kein Metall an dem Dache und Mauern desselben angebracht ist, für gesichert vor dem Bliz zu halten, kann folgende Geschichte lehren. Den 29ten Junii d. J. hatten wir hier in den Mittagsstunden ein sehr fürchterliches aus Süden gekommenes Gewitter. Es ward dasselbe unterbrochen, gleich vom Anfange mit Regen begleitet, u. schien bereits über unsere Stadt weit hinweg nach Norden gezogen zu seyn, als gegen 1 Uhr abermal ein sehr starker näherer Schlag erfolgte. Man glaubte, der N O Wind, so schwach er auch war, würde das Gewitter wieder zurück bringen, allein es erfolgte weiter nichts darauf, als heftiger Regen. Dieser letzte Wetterstrahl hatte das äußerste Haus in der Vorstadt gegen N N O getroffen. Es ist dasselbe etwas höher als die davor und neben bey liegenden kleinen Gebäude. Die daran gränzende Gegend gegen N N O zeigt in beträchtlicher Entfernung weder hohe Bäume noch Häuser, und liegt auch viel tiefer; so daß dies Haus in der That in Absicht der Blizableitung sehr gefährlich liegt; inzwischen da uns sehr selten Gewitter aus der gedachten Gegend überkommen, und jenes Haus weder Windflügel noch sonst etwas leitendes an seinem steinernen Dache und Mauern zeiget, so ist es, so viel ich weiß, noch nie sonst getroffen worden. Dies letzte Gewitter, welches gerade aus der entgegen

gen gesetzten Weltgegend kam, und über das Haus nach N N O hinweggezogen war, hätte dasselbe auch nicht berührt, wenn nicht ein Paar, nicht so gleich in die Augen fallende Umstände, es dahin geleitet hätten; diese waren meiner Meynung nach die durch die zwo Oefnung im Dache gegen N und W durchstreichende Zugluft, und sodann nasses unter den Dachpfaanen gegen Süden befindliches Stroh. Man hatte nemlich das schadhafte Dach daselbst vor nicht langer Zeit nicht wieder mit Kalk unterstreichen lassen, sondern unter die Zusammenfügung der Dachziegel Strohbüschel untergesteckt. Der vorhergegangene Regen hatte also wegen Schadhaftigkeit des Daches gedachtes Stroh beträchtlich naß werden lassen, und hiedurch einen guten Elektricitätsleiter daraus gemacht. Der mit dem Zuge der Luft durch die Dachöffnung gegen N N O hingeleitete Wetterstrahl der über das Haus bereits hinweg gezogenen Wolke, hatte also gedachtes Stroh ergriffen und ungeachtet dessen Nässe, entzündet *).

Mit dem aus dem nassen Stroh längst der Mauer herabtriefendem Wasser war auch der Bliz wahrscheinlich bis in das Wasser der Rinne dieses und des dichte daran stehenden niedrigeren Gebäudes gekommen. Von hier war er sichtbar in die Gipsdecke des an der Erde liegenden Zimmers des letzteren gedrungen, hatte hin und wieder, jedoch weit weniger als man es sonst wohl gehabt hat, den Drath geschmolzen und zerstreuet, das Schilf der Tünchung angebrannt und die Tünchung selbst hin und wieder herabgeworfen, ohne an einem solchē herabgeworfenē Stücke die Partikeln des mit dem Kalke vermischten Sandes geschmolzen u. verglaset zu haben. Nachdem er nun solchergestalt quer durch das Zimmer gefahren, so hatte er am Ende einen sehr großen Sprung auf ein kleines mit dem Rükken gegen dem Fenster auf einer niedrigen Bank sitzendes ungefähr 8jähriges Mädchen genommen, ohne das nahe befindliche Fensterbley im geringsten zu berühren. Diesem kleinen artigen von ihren Aeltern und Lehrer sehr geliebten Mädchen traf dieser schädliche Strahl die rechte Schulter; lief unter die Kleider schlupfend den Rücken ein wenig hinab, streift die Haut unter dem Arme, mitten über den Bauch, den untern Theil des linken dicken Beins bis auf die Hälfte, sodann ergrif er die Wade, weil das Kind diesen Fuß unter den Leib zurückgezogen haben mochte, verbrannte die Haut der linken Seite dieses linken Fußes über dem Knöchel bis an den Platfuß hinab, und fuhr endlich durch die Seite des Schuhes in den Fußboden. Die Stelle, wo der Strahl dieses unschuldige Mädchen von der Schulter bis zum Fuße gestreift, war anzusehen, als wenn ein glühendes 3 Finger breites Eisen zwischen Kleider und Fleisch durchgezogen worden Jedoch waren an einigen Stellen die Blasen außerordentlich groß, und die meisten davon waren bey Abziehung der Kleider zerdruckt oder zerplatzt. Dies mit ungemein vieler Standhaftigkeit begabte Kind hat außerdem wahrscheinlich keinen innerlichen Schaden bekommen, und ist bloß vom Bliz gestreift worden, indem es sich

*) Daß der Bliz nasse Körper entzündet, kann Niemanden sonderbar vorkommen, der nur einigermaßen mit den Wirkungen der Elektricität bekañt ist. Und wer sollte wohl heut zu Tage nicht damit bekannt seyn? — Mit dem künstlichen Bliz schmelzen wir solchergestalt einen feinen im Wasser befindlichen metallischen Drath. — Haben wir denselben durch ein Arzeneyglas gezogen, so zerbricht dasselbe. — Auf den Boden einer steinernen Schaale oder Schüssel gelegt, wird dieselbe in zwey oder mehrere Stücke zerdrückt. — Dieser, und ein anderer, selbst Kindern bekannter Versuch, da man eine Bouteille mit Wasser ganz voll füllet, einen Stöpsel darauf setzet, einen gelinden Schlag darauf thut, und dieselbe dadurch zersprenget, giebt wie mir deucht, mehr Beweiß für die Incompressibilität und vollkommene Härte der elementarischen Wassertheilchen, als alle weniger oder mehr künstliche, jedoch insgesammt fehlerhafte Versuche, wodurch man uns das Gegentheil zu glauben überreden will.

sich nicht bewußt ist, die geringste (elektrische) Erschütterung verspührt zu haben, so genau es übrigens auch alle Umstände vor und nach diesem traurigen Vorfalle zu erzählen weiß. Gott, der den sein Angesicht allezeit sehenden Engel dieses Kindes, zum Schutz desselben sandte, daß der Strahl, der vermöge des Temperaments, und der vielleicht besondern Ausdünstung dieses Kindes auf dasselbe vorzüglich und mechanisch herabgeleitet wurde und zwo andere höher sitzende größere Personen nebst den vor diesem Kinde stehenden kleinen Bruder desselben ganz unbeschädigt ließ, hat zu den Bemühungen eins unserer vornehmsten Aerzte seinen Segen dergestalt gegeben, daß das Kind sich außer aller Gefahr befindet, und jetzt, da bereits 8 Tage seitdem verflossen, nur noch wenige kleine eiternde Stellen und Streifen hin und wieder hat, wie auch von dem anfänglichen Wundfieber schon völlig befreyet ist. Durch den geschwinden Entschluß der dabey befindlichen Personen ist auch das unter den Dachziegeln brennende Stroh mit Wasser ausgelöscht, und dem Hause weiter kein Schaden entstanden. Einige Dachziegel waren vermuthlich mehr von der starken Erschütterung des Donners, als weil sie vom Wetterstrahl getroffen worden, herabgefallen. Der Strahl hatte ganz gewiß bloß das gedachte nasse Stroh getroffen, weil an dem Holzwerk unter dem Dache nirgends eine Spur zu finden war, daß der Bliz dasselbe getroffen, gestreift oder berührt. — Das Hemd dieses Kindes war, so weit der Bliz die Haut gestreift, völlig verbrannt, wo derselbe den wollenen Rock berührt, da befand sich letzterer versenget, und in dem Strumpf des linken Fußes waren ausserdem mehr als 16 große und kleine Löcher gerissen. Wo der Strahl endlich ohne Verletzung der Schnallen an der linken Seite des Schuhes herausgefahren, da war ein kleines rundes Loch nicht rauh und wie gestochen, sondern als hineingebrannt.

Dies sind ungefähr die Wirkungen dieses Wetterstrahls, woraus wir lernen, wie sehr wir uns und unsere Häuser vor Zugluft zu sichern, und unsere Häuser und Dächer vor eindringendem Regen zu verwahren Ursache haben. Wir lernen ferner daraus, daß es falsch sey, was mancher Lehrer der Academie gelehrt hat: daß ein nahe vorbey fahrender Wetterstrahl durch Verdünnung der Luft Jemanden des Lebens berauben, und daß das Anschauen eines nahen Wetterstrahls Jemanden blind machen könne, und was dergleichen ungegründetes Zeug mehr ist. Alles dieses widerleget gegenwärtige Erfahrung mehr als zur Gnüge, indem von denen vier in diesem Zimmer befindlichen Personen, Niemand weder gestorbē noch am Gesichte oder Gehör beschädigt worden, auch das vom Bliz entzündete Stroh nicht schwerer wie anderes zu löschen gewesen ist. Es müßte ganz unbegreifflich seyn, wie von den obgedachten vier Personen, die noch dazu auf einer Stelle, die kaum vier Quadratfuß groß, neben einander gesessen, nicht die größeren, mithin der Gipsdecke näheren, sondern fast die niedrigste getroffen; wenn man nicht bereits wüste, wie sehr verschieden die Ausdünstungen von Leuten von verschiedenen Temperamenten, und wie eine aufsteigende Säule von Dünsten mehr leitend als eine andere sey; wenn wir nicht wüßten, daß gewisse elektrische Erscheinungen hervorzubringen, dem einen besser gelinget als dem andern, woran wohl das bey Leuten verschiene Temperament, auch verschiedene Ausdünstung und Atmosphäre Schuld sind. Das aus Gegeneinanderhaltung vieler Umstände erforschte Temperament dieses Kindes finde ich unnöthig anzuzeigen, um Niemanden anstößig zu werden oder Furcht zu erregen; dies kann ich aber nicht verschweigen, daß weder dies Kind noch Jemand von den übrigen Personen sich außerordentlich vor das Gewitter gefürchtet, und daher mit großer Gegenwart des Geistes, so bald sie sich einander für Staub und Dampf wieder erkannt, auf die nöthige Hülfleistung bedacht gewesen sind. Und so verdanken wir es also der allwaltenden Vorsehung des Höchsten, daß er diese schreckliche Wirkung der Natur so gemildert, daß es demselben nicht zum Verlust des Lebens gereichet.

Lübeck, den 7ten Julii 1779.

Hannoverisches Magazin.

67tes Stück.

Freytag, den 20ten August 1779.

Wiedergefundene Blüte der dicken Wasserlinsen, (Lemna gibba L.)

Verlaß dich nicht auf fremde Müh,
Such selbst, such aufmerksam, such oft, du findest sie,
Die Wahrheit, lieber Freund, die wir so nöthig haben.
Gellert.

* * *

Nichts ist wohl in der Kräuterkunde bekannter als daß P. A. Michelius, ein ehemaliger Botaniste des Großherzogs von Toscana, vor funfzig Jahren das Glück hatte, die vor ihm noch nicht beobachtete Blüte der dicken Wasserlinse zu finden, und daß er uns in seinem 1729 zu Florenz in Folio gedruckten Buche: Nova Plantarum Genera, auf der 15ten Seite eine Beschreibung und auf der 11ten Kupfertafel eine vortreffliche Abbildung derselben hinterlassen hat. So bekannt aber dieses ist, eben so bekannt und noch bekannter ist es auch, daß seit der Zeit, ungeachtet alles Suchens und Nachforschens, dennoch niemand wieder so glücklich gewesen, die von Michelius entdeckten Zeugungstheile dieser so allgemeinen Pflanze auch zu sehen. Die meisten unserer Botanisten, welchen der Fleiß und die Genauigkeit im beobachten, eines, leider! nur einmal existirten, Michelius, genugsam bekannt war, haben sich indessen auf die Redlichkeit und das Ansehen dieses Mannes verlassen, demselben geglaubt und seine Beobachtungen mit schuldigem Danke auf- und angenommen. Andere hingegen, die vielleicht aus eigener Erfahrung besser als jene wissen, daß man zuweilen botanische Gespenster sehen kann, haben an dem Aechtseyn der Michelischen Observationen in der Stille gezweifelt, jedoch aus Achtung für einen der größten Kräuterkenner, wie billig, ihre Urtheile gemäßigt. Ein Paar wenige endlich, die glaubten, daß ihren scharfsichtigen Augen in der Welt nichts könne verborgen bleiben, haben, nachdem sie vielleicht einige wenige Minuten, vielleicht auch wohl gar niemal, vergeblich gesucht, sich über diesen

Botanisten lustig gemacht, seine Wasserlinsenblüten öffentlich unter die Zahl der botanischen Mährchen und microskopischen Grillen gesetzt und mit einem Worte, verlacht.

> Klug, wenn die Wahrheit sich an sichern Zeichen kennte,
> Und nicht das Vorurtheil die schärfsten Augen blendte,
> Und im verwirrten Streit von Noth und Ungefähr,
> Vernunft die Richterinn von Wahl und Zweifel wär.
> O blinde Richterinn! wen soll dein Spruch vergnügen?
> Die oft sich selbst betrügt, und öfters läßt betrügen.
> Wie sehr verfehlst du doch, wenn Neigung dich besticht?
> Man glaubet was man wünscht, das Herz legt ein Gewicht
> Den leichtern Gründen bey; es fälscht der Sinne Klarheit,
> Die Lüge, die gefällt, ist schöner als die Wahrheit.
>
> Haller.

Niemand unter uns hat sich wohl weniger Hoffnung gemacht, der dicken Wasserlinsen ihre Blüte zu sehen, als wie ich, zumal da schon so viele mit Luchsaugen versehene Botanisten, solche so lange vergeblich gesucht haben. Indessen es kommt nicht allezeit auf die Luchsaugen an, denn zuweilen (sagt unser Schweizer Bauer,) findet auch ein blindes Huhn ein Haberkorn. Man muß nur am gehörigen Orte, zu rechter Zeit, und mit einem nicht mit Vorurtheilen angefülltem Kopfe suchen, so wird es schon gehen. Hätten es unsere botanischen Spötter recht angefangen, und anstatt, daß sie sich über den guten Michelius lustig gemacht, sich nicht verdrießen lassen, einige stinkende Gräben zu visitiren, so hätten solche vielleicht nicht nur unseres Florentiners Wasserlinsenblüte, sondern viele andere, an diesen Stellen von mir gefundene schöne Sachen, ebenfalls zu sehen bekommen. Aber die meisten dieser Botanisten sind Stubenbotanisten, sehen des Vormittags ins Dintefaß und Nachmittags in das Weinglas, und wenn es hoch kommt, so nehmen sie ein von andern verfertigtes Herbarium vor sich, oder gehen auch wohl zuweilen Spazierenswegen in einen botanischen Garten, und da ist es freylich nicht zu verwundern, daß unsere allgemeinsten Pflanzen diesen guten Leuten, öfters nicht mehr als bloß dem Namen nach, bekannt sind. Wann mehrere derselben dem Rath eines Hagedorns

> — — Kraft eines Unterrichts
> Den jener Weidmann gab; Jagt! sonsten fangt ihr nichts.

oder unseres seligen von Haller

> Durchsucht das holde Reich der buntgeschmückten Kräuter,
> Die ein verliebter West mit frühen Perlen tränkt.

folgten, und anstatt ihre Zeit mit Compiliren zu verderben, solche zur Untersuchung der vaterländischen Pflanzen anwenden würden, so würden wir auch bald mehrere Hallers, Linnees, Scopoli, Dillene, Micheli, und dergleichen Männer haben, da wir nun in deren Stelle selten etwas anders als — aner und Synonymenschreiber zu

zu sehen bekommen. Jedoch ich kehre wieder zu meinen Wasserlinsenblüten zurück, deren Verlachung unserer Witzlinge mich ein wenig von ihrer Betrachtung abgerufen hat.

Ich spatziere gewöhnlich des Abends noch ein wenig um unsere Stadt herum, in der Absicht einige von den hier wildwachsenden Pflanzen zu sammeln und zu betrachten, zugleich auch etwas unverfälschte Luft einzuathmen, zuweilen auch wohl ein Wort mit unserm noch nicht so sehr mit Empfindeley und Schöngeistigkeit angefüllten Landmann zu sprechen und mich an der Frucht seines Fleißes zu erfreuen. Heute vor acht Tagen führte mich mein Weg auf eine sumpfichte Wiese, welche nicht weit von einem in hiesiger Gegend befindlichen Dorfe Kirchrode liegt, und, wenn mich meine Landleute recht berichtet, das Königsgehäge heißt. Da diese Wiese bereits schon abgemähet und das Heu eingebracht worden, so war dermalen für mich daselbst wenig zu thun. Ich verfügte mich also zu dem diese Wiese umgebenden breiten Wassergraben, in der Absicht allda etwas zu finden, welches vielleicht der Sense des Landmanns verborgen geblieben. Beym Herannahen sahe ich, daß das Wasser dieses Grabens über und über mit Wasserlinsen bedeckt war. Mir fiel hierbey ein, daß mir noch eine, von den vier hier wachsenden Arten dieser Gattung, in meinem Herbarium fehlete. Ich griff also mit meinem botanischen Wanderstabe zu und nahm eine Parthey von diesen schwimmenden Pflanzen heraus. Ich sahe sogleich, daß es die mir mangelnde lemna gibba war, setzte mich deswegen nieder, nahm mein Buch aus der Tasche und wollte einige der schönsten Exemplare davon einlegen. Zum Unglück aber, oder wie ich nun sehe, zum Glücke, fieng es eben an zu regnen, ich wurde also genöthigt mein Buch wieder zuzumachen, und das Einlegen und Betrachten der Wasserlinsen bis zu meiner Heimkunft zu versparen. Ich legte also ein Paar Hände voll in mein Schnupftuch, wickelte solches zusammen, und nahm es mit mir nach Hause. Als ich mein Quartier erreichte, war es eben Nacht geworden, ich mußte deswegen meine Betrachtung und Untersuchung einer etwas kleinen Pflanze, bis auf den folgenden Morgen aussetzen, legte also den ganzen Vorrath, welcher noch in dem nassen Schnupftuche eingewickelt war, auf den Tisch und gieng, vergnügt über meine gemachte Beute, zu Bette. Ich schlief, aber gewiß nicht bis mir die Sonne in die Augen schien, denn als diese über unsern Horizont hervorguckte, hatte ich bereits alle meine Morgenarbeit verrichtet und saß schon an meinem Tische, um meinen gestrigen Fang auszupacken. Nachdem ich mein Schnupftuch mit den darinnen befindlichen dicken Wasserlinsen vor mir ausgebreitet, unterwarf ich solche der Betrachtung meiner Augen. Kaum hatte ich einige wenige Augenblicke auf solche gesehen, so wurde ich hin und wie-

der einige gelbe Punkte, Kügelchen und Spitzen, welche an dem Rande dieser Pflänzchen saßen, gewahr. Um die Beschaffenheit dieser Dinge etwas deutlicher und genauer sehen zu können, nahm ich mein einfaches Handmikroskop zu Hülfe und betrachtete solche dadurch. Jeder kann leicht gedenken, wie sehr ich erstaunte, als ich sahe, daß die gelben Kügelchen die Staubkölbchen oder Staubbeutel der Wasserlinsen waren. Indessen, ich mochte mich verwundern und erstaunen wie ich wollte, so war die Sache einmal gewiß. Fast jede zehnte Pflanze hatte an einem ihrer sogenannten Blätter, an der Seite, nicht weit davon wo diese zusammengewachsen waren, oft selbst in dem allda formirten Winkel, eine Blüte. Jede dieser Blüten besteht aus einem einblätterigen Kelche, zwey Staubfäden, auf deren jedem zwey Staubbeutel oder wenn man will, eine Anthera didyma sitzt, einem Staubweg, welcher aus dem eyförmigen Fruchtknoten, einem kurzen Griffel und der einfachen Narbe zusammengesetzt ist. Kurz alles verhüllt sich so, wie solches Michelius auf der eilften Tafel, unter der Aufschrift: Lenticula, Fig. I. und Lit. A. B. C. abgezeichnet hat, so wie ebenfalls seine Beschreibung der Fruktificationstheile dieser Pflanze, welche er Lenticula palustris, major, inferne magis convexa, fructu polyspermo, nennt, mit der Wahrheit völlig übereins kommt, so daß ich bis dahin an der Michelischen Figur und Beschreibung, so wie ebenfalls an den allhier gelehnten Kennzeichen der Linneeischen Gattung Lemna, wenig oder nichts zu verbessern und zu tadeln finde, es müßte denn die Beschaffenheit der Frucht angehen, welche ich bis dahin noch nicht so deutlich, wie die übrigen Theile, habe bemerken können. So viel habe ich indessen doch gesehen, daß, so wie in mehrern Pflanzen, also auch hier, die Pistillen der Zwitterblüten (Sarå) nicht allemal unfruchtbar sind, sondern so gut wie die in den weiblichen Blüten, (Hagares) können schwanger werden. Diese Pflanze könnte also recht gut in die Polygamie des Linneeischen Sexualsystems kommen, oder vielleicht würde sie wohl gar am besten in der Diandria stehen, so wie ich überhaupt wünschte, daß der selige von Linnee alle Einwohner seiner 21ten, 22ten und 23ten Classe, in die zwanzig vorhergehenden rangirt und einquartirt hätte, ich bin gewiß, daß ihm solches mancher, insbesondere Anfänger, verdanken würden. Indessen da hier der Ort nicht ist, über Systeme zu raisonniren, so verspare ich solches auf ein ander mal und sagte dieses nur im vorbeygehen. Meine Absicht war hier eigentlich bloß, den Liebhabern der Botanik von meinen wiedergefundenen Blüten der Lemna gibba, eine kurze Nachricht zu ertheilen und zugleich bey dieser Gelegenheit, die von einigen angegriffene Ehre, des brafen und verehrungswürdigen Michelius, zu retten. Hoffentlich werde ich hiermit

Niemand

Niemand beleidigt haben, sollte es aber wider meinen Willen doch geschehen seyn, so bitte ich deswegen gehorsamst um Vergebung. Ich wünsche, daß einige junge Botanisten durch diese Zeilen mögten aufgemuntert werden, ihre Hände ebenfalls an den Pflug zu legen, und die noch niemals recht gesehenen Blüten der Lemna trisulca, polyrhiza und arrhiza, aufzusuchen, nicht zweifelnd, daß diese, eben so gut als jene, sich werden finden und sehen lassen.

Hat jemand Lust (so wie ich denn solches ebenfalls wünschen will,) auch die von mir allhier bemerkten Blüten der Lemna gibba zu sehen, so können an dem oben genannten Orte, von dieser blühenden Pflanze, ganze Schiebkarren voll gesammelt werden, und ich bin versichert, daß mit unserm Vorrath der Appetit aller europäischer, auch noch so sehensbegieriger Botanisten, kann gesättigt werden. Vermuthlich wird die Blützeit dieser Pflanze noch einige Wochen dauren. Schon bald acht Tage habe ich eine Parthey solcher Wasserlinsen in einer Schale mit Wässer auf meiner Stube, davon noch täglich einige Dutzend aufblühen, und ihre Stamina und Pistillen einem jeden zur Untersuchung anbieten: so wie solche denn auch von jeden, obschon unbewaffneten, nur gesunden Augen, ohne Mühe, sogleich beym ersten Anblick, können bemerkt und gesehen werden.

Hannover, den 30ten Julius 1779. F. Ehrhart.



Nachschrift.

Eben hatte ich das Vergnügen in meiner Linsenschale, auch die von Linnee und Oeder gesehene Blüten der Lemna minor zu finden: Sie sehen denen von der Lemna gibba so wie die Pflanze selbst, fast gänzlich gleich, ich will deswegen auch nichts weiter davon berühren. Vielleicht sind wir bald so glücklich, von den übrigen Arten dieser Gattung, ebenfalls ihre wahren Fructificationen zu sehen. Ich fordere hier nochmals zu dieser Aufsuchung und Bemerkung, alle meine botanischen Freunde auf das förmlichste auf. Vermuthlich sind diese Entdekkungen ein Weg, die Blüten, einiger, den Lemnen so ähnlichen, Cryptogamisten, bald besser kennen zu lernen. Glück auf! also, meine Freunde, seyd fleißig und folgt Hallern:

> Haßt alles Vorurtheil und sucht aus wahren Gründen,
> Beym Lichte der Vernunft, die Wahrheit selbst zu finden.

Ich versichere Euch, beste Freunde, Ihr werdet auf diesem Wege jederzeit sicher und wohl fortgehen, Ihr werdet, so wie ich, täglich neue Wunder entdecken, täglich neue Schönheiten sehen, und jeden Augenblick in der Betrachtung der Natur, Allmacht, Weisheit und Güte eines unsichtbaren

ren Wesens erblicken, Ihr werdet niemals ohne Erstaunen, niemals ohne Verwunderung und niemals ohne Vergnügen zurück kommen.

Ihr werdet alles schön, und doch verschieden finden,
Und den zu reichen Schatz, stets graben, nie ergründen.

Beantwortung der Anfrage im 12ten St. des Magazins von diesem Jahre von der angeblichen anziehenden Kraft der Schafe.

Glaubhaft ist freylich die Erfahrung eben nicht, die in dieser Anfrage aus dem Forst-Handbuche des Herrn Guyot von der anziehenden Kraft der Schafe angeführt wird. Das Vorurtheil der Auctorität würde zu weit getrieben seyn, wenn man ohne weitere Prüfung auf diese vermeynte Erfahrung sogleich eine Hypothese bauen wollte. Große Leute können auch irren. Indessen ist Herr Guyot nicht der einzige, der uns mit einer so außerordentlichen Kraft der Schafe unterhält. In dem 43ten Stück des l'Indicateur (einer Brüsselschen Wochenschrift,) vom Jahr 1778 las ich von jener Anfrage im Magazin folgendes:

„Man hat bisher geglaubt, der Schade, den die Schafe den jungen Bäumen zufügen, rühre daher, daß sie sich daran reiben, oder sie abschälen. Aber folgende Bemerkungen geben eine andere, eine sehr außerordentliche Ursache hiervon an, die, so viel man weiß, von dem Naturkundiger noch nicht beobachtet ist. Wir schreiben sie so ab, wie sie dem Verfasser der Abhandlung von künstlichen Wiesen, dem Herrn von Mante durch Herrn le Moyex aus Dieppe, einem sehr erfahrnen Landwirth, mitgetheilt worden.„

„Nicht das Abschälen, nicht das Reiben der Schafe an den Stämmen verursachet, daß selbige trocken werden. Diese sonst allgemeine Meynung beruhet auf einem Vorurtheil. Bloß die Ausdünstung der Schafe ist Schuld daran, daß der Saft zurück tritt. Folgende Thatsachen beweisen solches: —

„Ich war vor etwa 25 Jahren einst vorne in einem Walde in Grand Caux auf der Jagd. Hier fand ich Arbeiter, die die Borke von den Bäumen zur Gärberlohe abschälen sollten, um 11 Uhr Vormittags sitzen und in Karten spielen. Ich konnte nicht umhin, sie zu fragen, wie sie dazu kämen, daß sie anstatt zu arbeiten, spielten. Der Herr hat, antworteten sie, vermuthlich nicht gesehen, daß da eben ein Schäfer die Schafe vorbeygetrieben hat? Und würklich war kurz vor mir eine Heerde Schafe hier durch den Wald getrieben. Ich fragte, was dieses für einen Einfluß auf ihre Arbeit habe, und sie belehrten mich, daß alsdenn, wenn eine Heerde Schafe vorbey passirte, kein Saft in den Bäumen sey, und daß sie nicht im Stande

de wären, das Mindeste der Borke abzuschälen. Ich bezeugte ihnen, daß ich das für ein Vorurtheil hielte; sie aber gaben, statt weiterer Antwort, mir ihr Instrument in die Hand, und sagten: ich möchte es nun einmal selbst versuchen, ob ich im Stande wäre, die Borke abzuziehen. Ich machte den Versuch, aber zu meiner größten Verwunderung fand ich die Borke so fest anschließend, daß ich mit aller Gewalt nichts davon losmachen konnte. Die Leute versicherten mich, dieses rühre bloß von den Ausdünstungen der Schafe her, und wäre solches allen im Holze Arbeitenden bekannt. Gewöhnlich daure diese Wirkung zwey Stunden, nach deren Verlauf der Saft wieder eindringe und ihnen die Arbeit fortzusetzen erlaube.„

„Merkwürdig ist, daß die Schafe nur bloß vorbey getrieben wurden, ohne sich zu verweilen. Es mochten ihrer ohngefähr 200 Stück seyn, und es erstreckte sich ihre Wirkung auf 50 Toisen (etwa 150 Schritt) als in welcher Entfernung sie von jetzt bemeldetem Orte vorbey zogen. Vermuthlich trieb aber der Wind ihre Ausdünstungen dahin, ohne welche wahrscheinlicher Weise die Wirkung nicht auf solche Distanz merklich gewesen seyn würde ꝛc. ꝛc.„

Der Verfasser füget hinzu, er habe nach der Zeit bey verschiedenen Personen, die in Wäldern ihre Geschäfte haben, sich erkundiget, ob ihnen dieses Phänomen bekannt sey. Alle hätten ihn versichert, dieses sey eine bekannte und unläugbare Sache. Er schreibt dieser Wirkung auch das Trockenwerden der Obstbäume zu, wenn Schafe in Baumgärten gelassen werden. Er erzählt die Geschichte eines Gärtners in der Normandie, der sich mit seiner Geschicklichkeit im Pfropfen und Ocuiliren sehr groß gewußt, und versichert, daß es ihm niemals mislinge. Man hätte ihm aber einst den Spaß gemacht, in der Zeit, da er zum Frühstück ins Haus gegangen, heimlich ein Paar Schafe an die zu pfropfenden Stämme zu binden, und vor seiner Zurückkunft wieder weg zu bringen. Der Mann wäre nicht im Stande gewesen, von einem einzigen Stamme die Rinde los zu machen, und dadurch ganz beschämt geworden, bis man ihm die Ursache entdeckt habe.

Ohngeachtet aller dieser vermeynten Erfahrungen, die einer dem andern treuherzig nach erzählt haben mag, bezweifle ich die Existenz dieser Kraft, welche man den Ausdünstungen der Schafe beylegen will. Man würde längst Gelegenheit gehabt haben, dieses sich so leicht darbietende Phänomen zu entdecken, da wohl, so lange die Welt gestanden, Schafe in der Nachbarschaft von Stämmen geweidet. Sollte nicht schon in den Zeiten Theokrits, ein arkadischer Schäfer, wenn ihm, in Gegenwart seiner Schafe, der Versuch mislungen, den Namen seiner Ge-

Geliebten in der Rinde einer jungen Büche oder Linde zu verewigen, der Ursache nachgesucht haben? Jene Arbeiter in Grand-Caux haben vielleicht ihrer Faulheit oder Spielsucht eine Schutzrede halten wollen, — vorausgesetzt, daß es da nicht gebräuchlich gewesen, um 11 Uhr Mittag zu machen, — und daß der Herr, dem sie ihr Instrument gegeben, mit ungeübter Hand fruchtlose Versuche gemacht, beweiset auch noch nichts. Dem Gärtner kann, wer weiß durch welchen accidentellen Umstand sein Pfropfen diesmal mislungen seyn, wie denn der Erzähler dieses Vorfalls selbst bemerkt, daß es in der Normandie öffters mislinge.

Ich habe mich, seitdem ich den Aufsatz in der angeführten französischen Wochenschrift gelesen, sowohl bey Forstverständigen und Holzhauern, als bey Schäfern erkundiget. Keiner von ihnen weiß von dieser angeblichen Kraft der Ausdünstungen der Schafe und ihrer Wirkung auf den Saft der Bäume etwas. Und doch giebt es hier Gegenden, wo die Hammel des Sommers täglich durch Waldungen getrieben werden, und nahe an der Trift sind aus Furcht vor dem Holzwurme Tannen abgeschälet, die den Sommer daselbst liegen geblieben. Niemals hat man das zurücktreten der Säfte bey Ankunft der Schafe bemerkt. Endlich habe ich auch bey einem glaubwürdigen Lohgärber mich erkundiget. Dieser erzählte mir, wie ihm vor wenig Wochen Eichen zur Lohe in einem Stadtholze angewiesen wären. Wie die Arbeiter mit Abziehung der Lohe beschäfftigt sind, kommt ein Haufen Schafe, der sich durch einen Zufall von der Heerde verschlagen, mitten zwischen die Stämme, und die Arbeiter spühren nicht die mindeste Veränderung.

Diese Erfahrungen kann man jener französischen sicher entgegen sezzen, und es ist nicht zu vermuthen, daß die Schafe diese Kraft nicht auch auf deutschem Boden haben sollten. Man kann ihr also sicher widersprechen.

Weppen.

Anfragen.

1.

Sollte wohl ein Mittel vorhanden seyn, die Fliegen aus den Häusern und Zimmern abzuhalten, und worin besteht solches?

2.

Ist es gegründet, daß unter den Muscheln sich giftige oder schädliche befinden, und woran sind solche zu erkennen?

Hannoverisches Magazin.

68tes Stück.

Montag, den 23ten August 1779.

Fortsetzung der Sammlung authentischer Briefe, welche während und kurz nach dem Erdbeben zu Lissabon in dieser unglücklichen Stadt und in der Nähe derselben geschrieben worden.

(Siehe das 64te und 65te Stück.)

Siebenter Brief.

An Herrn Q. auf dem Campo.

Ich habe mich recht gut auf der Jagd belustigt, und sonst nichts wiedriges bemerkt, als daß mein Pferd einmal plötzlich stutzte, und still stand, und da ich ihm die Sporn gab, einen großen Sprung that. Diane heulte und bellte sehr, und die andern drey Hunde legten sich platt auf die Erde nieder. Ich rief ihnen zu, und alle viere kamen zu mir und liefen bey mir herum, wie vorher.

Ich hatte nichts arges daraus, wiewohl es mir wunderlich vorkam, daß ich auf dem Wege nach Ihrem Garten keine Häuser antraf, auch Niemand als ein Jäger mir begegnete. Doch war mir bisher noch alles ein Räthsel, als ich aber an die Brücke von Olivellas kam, sahe ich, daß sie eingefallen war. Ich wollte durchs Wasser setzen, welches insgemein zwey Fuß hoch ist, nun aber wohl acht Fuß hoch war. Mein Pferd fiel also hinein; es that einen Sprung in welchem es sich umdrehete, und ich stieß meinen rechten Fuß an die Ecke der Brücke, welches mir viel Schmerzen verursachte. Ich konnte es nicht mehr aushalten, ritt also auf das nächste Haus zu, womit ich wohl acht Minuten zubrachte. Als ich die Häuser in Povoa erblickte, ward ich bestürzt, und wunderte mich sehr, daß sie daniederlagen. Ich stieg bey dem ersten Hause ab, worin der Schulze vom Dorfe Manuel Luis wohnte. Dieser hatte sich mit seiner Familie in den Garten geflüchtet, wohin er mich auch tragen ließ, weil ich auf dem einen Fuße nicht gehen konnte.

Hier liege ich nun und habe meinen Fuß mit Brantewein gewaschen. Man sagt mir, daß ein Erdbeben gewesen sey, man weiß aber nicht in welcher Gegend, noch ob es in der Stadt gewesen ist. Ein jeder glaubt indessen,

daß es da sehr elend aussehen werde. Weil ich nun deswegen sehr unruhig bin, so sende ich Ihnen diesen Bauer, welcher zwey Haasen und sieben Rebhühner abzugeben hat. Mehr ist mir diesmal auf der Jagd nicht aufgestossen. Das Wetter war diesen Morgen zu heiß, daß das Wild sich immer versteckt hielt. Mit diesem Bauer bitte ich mir nun so bald als möglich Nachricht aus, wie Sie sich nebst Ihrer geehrtesten Familie befinden; imgleichen, ob Sie in ihrer Gegend auch das Erdbeben gespürt haben. Ich kann mir nicht einbilden, daß es überhaupt an allen Orten gewesen sey, sonst würde ich auch auf der Jagd etwas davon erfahren haben, doch glaube ich gewiß, daß die Hunde und mein Pferd etwas davon müssen empfunden haben, und vermuthlich war es zu eben der Zeit, als die Hunde und das Pferd die erwähnten ungewöhnlichen Bewegungen machten, und Zeichen des Schreckens von sich gaben. Seitdem ich hier liege, habe ich noch zwey kleine Stöße von der Erde gefühlt.

Ich werde morgen früh suchen bey Ihnen zu seyn, und wenn ich mich auch auf den Armen sollte dahin tragen lassen. Jede Minute scheint mir ein Jahr lang zu seyn, bis ich etwas von Ihrem Zustande höre. Erzeigen Sie mir also die Liebe, und erfreuen Sie mich mit einer schleunigen Nachricht.

Povoa, den 1ten Nov. 1755.

Pott.

* * * * * * * * *

Achter Brief.

An den Herrn O. auf dem Campo.

Nachdem ich Dero Befehle empfangen habe, bin ich sogleich mit dem Kutscher Jan nach Ihren Hause gegangen, doch nicht ohne große Furcht und Schrecken, weil es in der Gasse recht gefährlich aussiehet. Mit vieler Mühe sind wir auch endlich durch das Loch hinein gekrochen, welches oben an der Hausthür ist. Bis da hinauf war alles mit Steinen und Kalk angefüllet.

Da sahen wir nun die Pferde und Maulthiere unangebunden stehen. Sie hatten sich unter einander sehr gebissen und geschlagen. Solche heraus auf die Gasse zu ziehen, ist eher nicht möglich, bis der Schutt, der die Hausthür zusperret, weggeräumet worden ist, woran zwölf starke Kerls den ganzen Tag genug werden zu thun haben. Wir müssen es daher bis morgen anstehen lassen; denn hier ist Niemand zu finden, der heute für Geld arbeiten will, und wenn Hr. Lett oder Hr. Nihn diesen Nachmittag ohne Arbeitsleute zur Stadt kommen, so werden sie unverrichteter Sache wieder zurückkehren müssen. Ich zweifle sehr, wann sie auch einige Bauern mit bringen, daß solche es wagen werden, an Ihr Haus zu kommen, wenn sie die gefährlich hängenden Mauern und Häuser in derselben Straße erblicken werden.

Ich hatte mirs gewiß eingebildet, daß Herr Swyn noch im Hause liegen müßte, wie auch Sie in Ihrem Brie-

Briefe vermutheten; dies war mit eine von den nächsten Ursachen, welche mich bewegten, daß ichs mit dem Kutscher wagte, nach Ihrem Hause zu gehen. Allein wie bestürzt ward ich, als ich ihn nicht finden konnte, und gleichwohl nahe bey seinem Bette die Beinkleider, Strümpfe und Pantoffeln gewahr ward. Ich glaube gewiß, es muß sich Jemand seiner erbarmt, und ihn heraus getragen haben; denn er war gewiß heute Morgen, da ich ihn gesprochen habe, nicht im Stande, aus dem Bette zu kriechen, vielweniger die Treppe herunter zu kommen. Daneben erzählte er mir heute früh, daß er die ganze Nacht in den gräulichsten Schmerzen zugebracht habe. Ob mir dieses alles gleich sehr seltsam vorkömmt, so giebt es mir doch so viel Hoffnung, daß er irgendwo in Sicherheit seyn müsse.

Die Wände Ihres Hauses sind an allen Seiten geborsten, das Haus aber selbst ist nicht eingefallen, nur daß einige Ecken aus einander gewichen, und zum Theil so große Ritzen haben, daß man eine Hand hindurch stecken kann, daher sie auf dem ersten Stoß den gänzlichen Einfall drohen. Den beykommenden Schlüssel bitte ich Herrn Busch einzuhändigen, und ihm dabey zu melden, daß in seiner Kammer alles geschehen sey, was er mir aufgetragen habe. Alle Schildereyen liegen zerbrochen auf der Erde, und die Wand seiner Kammer nach der Straße hin hängt überaus gefährlich. Wie es aber in Ihrer Kammer aussieht, weiß ich nicht, weil sie verschlossen ist. Das Feuer, welches auf dem Heerde in der Küche gewesen ist, ist von dem eingefallenen Schorsteine zugeworfen.

Die Speisen, welche zur Mittagsmahlzeit dienen sollten, waren verschüttet, da die Gefäße umgefallen waren. Ich fand aber doch noch Brodt und rohen Schinken, wovon ich eine gute Mahlzeit gehalten, und noch etwas davon in die Tasche gesteckt habe. Ich war außerordentlich hungrig und sehr abgemattet, hieran aber habe ich mich wieder ein wenig erquickt, und habe nun auch diese Nacht, die ich noch auf der Rocie werde zubringen müssen, etwas zu Essen, denn sonst wird hier wohl nichts zu finden seyn. Wegen Ihres Hauses können Sie vorerst ganz ruhig seyn, weil das Feuer noch ziemlich weit davon entfernt ist, und die Diebe nicht ohne große Gefahr an dasselbe kommen können. Wenn aber endlich das Feuer weiter um sich greifen und bis dahin kommen sollte, so würde man wenig Hülfe leisten können. Die kleinen Stöße der Erde werden ja endlich einmal aufhören, und alsdann werden die Gemüther sich erholen, und an die Arbeit gehen. Sobald ich nur Gelegenheit dazu sehe, soll gewiß Ihr Haus eins der ersten seyn, wobey alle Anstalt zur Rettung gemacht werden soll. Aus Ihrem Schreiben ersehe ich bis jetzt noch nicht, wer von unserer Familie bey Ihnen angekommen sey. Ich wünsche und hoffe aber, daß sie alle gesund u. beym Leben erhalten seyn mögen.

Lissabon, d. 1. Nov. 1755.

Nath.

Neunter Brief.

An Herrn Nath in Lissabon.

Die Herren Lett und Nihn haben sich entschlossen, nach der Stadt zu gehen, um Anstalt zu machen, diejenigen Sachen, welche nicht zu schwer sind, aus unserm Hause zu retten, zum wenigsten die Bücher, das Silbergeschirr, die Papiere und das Geld. Inzwischen werde ich mich diesen Nachmittag bemühn zwanzig oder noch mehrere Bauern aufzusuchen, mit denen ich morgen früh, nach der Stadt kommen werde, um alles aus unserm Hause heraustragen zu lassen, oder auch, wo möglich, einige Zimmer darin auszubessern, daß man sich eine Zeitlang darin aufhalten kann. Die Herrn Bock, Keel und Reek habe ich ausgesandt, um uns einen Vorrath von Brodt zusammen zu bringen. Ich besorge, daß eine Hungersnoth entsteht, denn die Backöfen werden wohl meistens eingefallen seyn, und der Bauer wird nichts zur Stadt bringen, so lange alles so verwüstet aussieht, und kein Markt gehalten wird. Um meinen Garten herum laufen über zehn tausend Menschen, welche aus der Stadt geflüchtet sind. Wo solche diese Nacht alle unterkommen, oder sich lagern werden, sehe ich nicht ab. Ja ich besorge, daß sie noch in meinen Garten eindringen, und, wo die Hungersnoth dazu kömmt, mit Gewalt aus meinem Hause nehmen werden, was sie finden, um ihren Hunger zu stillen. Gott stehe uns bey, und wende alle betrübten Folgen ab die hiebey zu befürchten sind! Von unserm Hause ist hie weiter keiner angelangt, wohl aber andere Bekannte. Ich habe über funfzig fremde Leute im Hause, die alle von mir Essen, Trinken und Betten verlangen. Wo soll das alles herkommen? Ich habe nur 120 †† a) in der Tasche, Hr. Busch nur 40, und Hr. Lett und Nihn eine Kleinigkeit. Sie sehen also, daß ich Geld haben muß, daher sende ich Ihnen den Schlüssel zu meiner Kammer. Die eiserne Kiste ist wohl zu schwer hieher zu bringen, wäre aber Gelegenheit dazu, so möchte ich solche wohl hier haben. In meinem Schreibcomtoir wozu ich Ihnen ebenfalls den Schlüssel sende, werden Sie zwey Säcke finden, worin an kleinem Gelde 1800 †† sind; Nehmen Sie solche heraus und stellen sie dem Herrn Lett und Nihn zu, damit sie sie mir heraus bringen; alsdann habe ich fürs erste Geld genug. Die eiserne Kiste mag dann nur stehen bleiben. — Von meinen Domestiken ist kein einziger zu Hause. Sie laufen alle auf dem Felde herum, und folgen den heiligen Bildern, welche die Mönche herum tragen. Das Feld liegt voll von verwundeten Leuten. Man findet viele schwangere Frauen da, welche ohne anderer Beyhülfe glücklich gebähren. Wie herzlich jammern mich diese armen Leute, die sich die Nacht über

a) Im Manuscript steht ein doppeltes Creuz ††. Ich weiß nicht gewiß, welche Münze es bezeichnet, vermuthlich Cruzado's. Der Herausgeber.

über in der Kälte ohne Decke, ja einige ohne Kleider, werden behelfen müssen! Einige kleine Stöße vom Erdbeben fühlen wir hier noch immer, und das erwecket neue Furcht und Zittern.

Campo, den 1ten Nov. 1755. Q.

* * * * * * * *

Zehnter Brief.

An Herrn Q. auf dem Campo.

Herr Lett hat mir den Schlüssel zu Ihrer Kammer nicht gegeben, daher habe ich Ihnen das Geld, welches Sie verlangen nicht senden können. Die großen Bücher sammt den Obligationen aber sind vom Comtoir genommen und nach der Rocie gebracht, wo ich selbige dem Herrn Pepo in Verwahrung gegeben habe. Den Arbeitsleuten die alles dahin getragen, habe ich 32 †† geben müssen. Die Bücher nach Ihren Garten zu tragen wollten sie 80 †† haben, welches gar unerhört und unverschämt gefodert ist. Wo sie jetzo liegen, sind sie in Sicherheit, und da ich diese Nacht doch auf der Rocie bleiben werde, so will ich, wenn etwa Noth vorhanden seyn sollte, nicht von den Büchern gehen. Die Thür von dem Zimmer, worin das Silbergeschirr stehet, war zwar nicht verschlossen, aber doch gesunken und kann nicht geöffnet werden, ohne einen Tischler dabey zu haben, desfalls habe ich das Silbergeschirr so müssen stehen lassen. Haben Sie aber gar keine Sorge dafür, Ihr Haus ist außer aller Gefahr. Das Feuer nimmt einen ganz andern Weg, und kann nach unserm Hause nicht hinkommen. Herr Lett wird Ihnen dies alles besser erzählen; er war so ruhig dabey, daß er eine Pfeife Taback in seiner Kammer rauchte, auch das gute Kleid das er an hatte in den Schrank hinein hängen ließ, und ein altes dagegen anzog, weil er, wie er sagte, wohl im Garten liegen müßte, wenn er schlafen wollte. Die kleinen Erdstöße werden, wie ich hoffe gegen Morgen früh wohl aufhören, und wenn Sie sodann mit zwanzig Bauern, die Sie aufzusuchen Willens sind, nach der Stadt kommen, so werden wir an Ihrem Hause etwas ausrichten, oder doch ein wenig Platz machen können, bis jetzt aber sehe ich dazu keine Möglichkeit. Der König hat hier heute einen Befehl publiciren lassen, worin allen Chirurgus anbefohlen wird herumzugehen und den Verwundeten zu helfen, den Geistlichen aber von der Patriarchalkirche, die Todten sogleich begraben zu lassen. Ein sehr vernünftiger Befehl, denn wenn die Todten so sollten liegen bleiben, so würde ein greulicher Gestank entstehen, ja gar die Pest zu befürchten seyn.

Hier sind keine Lebensmittel zu sehen, noch Brodt zu bekommen. Es ist wie in einer Wüsteney; und ich weiß nicht, wie es noch endlich werden wird; denn es befindet sich alles in der größten Verwirrung, und der erbärmliche

liche Zustand dauert unverändert fort. Die Rocie ist und bleibt immer noch so voller Menschen, daß sie kaum alle Platz haben. Was werde ich nicht in der folgenden Nacht für gräuliche und betrübte Vorfälle zu befürchten haben? Ich wünschte, daß Sie Jemanden hieher gesandt hätten, mir Gesellschaft zu leisten; denn ob wohl viele Bekannte auf der Rocie sind, so wäre es mir doch weit angenehmer gewesen, wenn ich einen bey mir gehabt hätte, der auch für Ihr Haus interessirt ist, für welches ich mit Hintansetzung alles dessen, was mir lieb und werth ist, mein Leben sogar, aufzuopfern kein Bedenken tragen werde.

Lissabon, den 1ten Nov. 1755.

Nath.

* * * * * * * * *

Eilfter Brief.

An Herrn Nath in Lissabon.

Anstatt, daß Herr Nihn hätte suchen sollen, auf irgend eine Weise an unser Haus zu kommen, und dasjenige darin auszurichten, was ich mit ihm abgeredet hatte, kommt er unverrichteter Sache, diesen Nachmittag um fünf Uhr zurück, und da ich ihn frage, warum er so bald zurückgekommen sey, antwortet er mir: es wäre in einer Straße durch die er hätte gehen müssen, ein brennender Balke von einem Hause, bey dem er vorbeygegangen, so dicht vor ihm herunter gefallen, daß er ihn beynahe getroffen hätte. Darauf hätte er sich entschlossen, zurück zu gehen, weil sein Leben ihm lieber wäre, als alles Geld und Gut in der Welt. Nun will ich zwar wohl glauben, daß es sehr schrecklich in der Stadt aussieht, allein er hätte sich doch, da er schon so nahe war, ein wenig weiter wagen, und von dem gefallnen Balken nicht gleich sollen abhalten lassen, nach unserm Hause zu kommen: Und was hatte er dabey zu verlieren? Die Schlüssel zu meiner Kammer hatte er bey sich, und ich glaube gewiß, daß ers vergessen hat, sie an Herr Lett zu geben. Er entschuldigt sich auch damit, daß Herr Lett vor ihm schon vorausgegangen, und zu der Zeit, da er sich entschlossen habe, zurück zu kehren, nicht mehr abzurufen gewesen sey. Da sitzt er nun verstört und müde, und bekümmert sich um nichts; ja seine letzte Antwort auf meine Vorwürfe war: daß er mir nun völlig gleich und gar kein Unterscheid mehr unter uns sey; und wenn ich mein Leben wagen und aufopfern wollte, so könnte ichs immerhin thun, er wollte seines noch zu erhalten suchen. Der gute Mensch bedenkt nicht, daß doch noch ein ziemlicher Unterscheid unter uns ist. Denn wenn wir alles in unserm Hause verlieren sollten, so würde mir zwar von dem Meinigen nichts übrig seyn, Herr Nihn aber mir doch eine ansehnliche Summe schuldig bleiben. Doch muß ich leider bey gegenwärtigen Umständen wohl zu allem still schweigen.

Noch

Noch mehr Anlaß zum Verdruß gab es mir, da ich auch Herrn **Lett** hier um sechs Uhr gegen Abend unverrichteter Sache ankommen sahe, und den Brief, den Sie ihm mitgegeben haben, las. Hatten Sie gleich die Schlüssel zu meiner Kammer nicht, so wußten Sie doch, daß ich höchst nöthig Geld gebrauchte, und daß noch etwas Geld in dem Schreibcomtoir des Herrn **Busch** vorhanden sey, welches sie hätten aufbrechen, das Geld herausnehmen, und obs gleich nur 1100 ff waren, mir zusenden können. Was hilft es, daß die Bücher und Schriften gerettet sind und auf der **Rocie** liegen? so sicher sie da sind, waren sie auch in meinem Hause. Ich sende hiermit den Kutscher **Jan** zu Ihnen, daß Sie ihm alle meine Bücher und Schriften, die auf der **Rocie** liegen, einhändigen, und er solche ungesäumt hieher bringe. Lassen Sie die dunkle Nacht ihn nicht davon abhalten. Ich will durchaus, daß der Kutscher solche gleich hieher bringe, es mag daraus auch entstehen was da will! Herr **Lett** hätte wohl gethan, wenn er, anstatt sich bey der Pfeife Toback zu amüsiren, auch die Obligationen, welche für mich in dem Comtoir liegen, mit aufgefaßt hätte; Sie wußten ja beyde wohl, daß einige darunter von Wichtigkeit sind. Nun aber haben Sie, wie ich von Herrn **Lett** höre, nur diejenigen, die in dem kleinen Schranke sich befanden, mitgenommen.

Ich sehe wohl, daß ich selbst gehen muß, wo ich etwas will ausgerichtet haben. Morgen, geliebt es Gott, mit anbrechendem Tage werde ich bey Ihnen seyn, nebst 24 starken Kerls, die ich hierumher gedungen habe.

Die Herren **Bock**, **Reel** und **Reeck** sind wieder bey mir, nachdem sie über vier Meilen weit herum gelaufen sind, um Brod zu suchen, wovon sie auch eine ziemliche Portion mitgebracht haben, sie sind aber so müde, daß sie keinen Fuß von der Stelle setzen können, dazu ist es schon dunkel; ich mag es ihnen also nicht zumuthen nach der Stadt zu wandern. Von meinen Domestiken aus der Stadt ist noch keiner hier, und die bey mir gewesen sind, laufen alle herum. Sie sehen also, daß ich Niemanden schicken kann, Ihnen Gesellschaft zu leisten. Haben Sie nur noch diese Nacht Gedult! Morgen werde ich schon andere Anstalten vorkehren.

Diesen Nachmittag um $5\frac{1}{2}$ Uhr ritten hier vier Soldaten herum, und publicirten einen Befehl des Königs: daß das Volk, welches hier umher auf der Straße läge, sich weiter von der Stadt entfernen sollte, die Antwort des Volks war: sie hätten jetzo keinen König. Das Volk blieb auch stehen, und die Soldaten marschirten ab. Diese Ordre vom Könige befremdet mich nicht allein, sondern ich befürchte auch sehr üble Folgen, wenn das Volk keinen König mehr achten noch ihm gehorchen will. Ich wünschte; daß diese Nacht vorüber wäre, denn wo der Hunger und die Kälte

den armen Leuten, die auf dem Felde umher liegen, stark zusetzt, so dürften sie vielleicht unhöfliche Gäste bey mir werden. Ich bin nicht eher ruhig und zufrieden, bis alle Bücher und Schriften hier bey mir sind, und ersuche Sie daher, solche in aller Eile hieher zu senden.

Campo, den 1ten Nov.
1755.

Q.

* * * * * * * *

Zwölfter Brief.

An Herrn Q. in dem Campo.

Nachdem Ihr Kutscher Jan die Rocie lange auf und nieder gelaufen war, hat er mich endlich Abends um 9 Uhr nach vielfältigem Fragen ausgeforscht und gefunden. Hätte Herr Lett ihm nur die Stelle bezeichnet, wo die Bücher hingebracht worden, so würde er mich eher und leichter gefunden haben. Ich sende Ihnen also Bücher und Schriften, weil Sie es durchaus verlangen, zweifle aber sehr, daß der Kutscher lebendig hin kömmt, und die Bücher jemals nach Ihrem Garten gebracht werden. Denn wie soll der Mensch über die zusammengefallnen Hügel und Steine in der Nacht den Weg finden? Indessen bin ich froh, daß ich von der Sorge, sie zu bewahren, bin befreyet worden, da ich ohnedies Angst und Schrecken genug auszustehen habe. Da es dunkel geworden ist, sieht es hier recht grausam und fürchterlich aus; es läßt, als wenn wir mitten im Feuer stehen; man hört überall das erbärmlichste und kläglichste Geschrey verwundeter Menschen, die um uns her liegen. Will man ausgehen, um zu sehen, was passirt, so kann man seinen Fuß fast nicht vorwärts setzen, ohne alle Augenblick auf einen lebendigen oder todten Körper zu treten.

Die kleinen Stöße von der Erde dauren noch fort. Ich habe schon allen Muth dabey verloren, und seufze recht herzlich nach dem anbrechenden Morgen, um zu Ihnen zu kommen, und Sie zu umarmen.

Gott weiß aber, ob ich so lange leben werde, weil ich fast nichts als den Tod vor Augen sehe, und wenn das Feuer an der Seite, wo ich mich aufhalte, überhand nimmt, so muß ich lebendig verbrennen; denn ich wüßte nicht wohin ich mich flüchten sollte, und Niemand bekümmert sich ums Feuer, auch wird nicht die allergeringste Anstalt zum Löschen gemacht. Daneben höre ich, giebt es auch Gaudiebe, die noch an einigen Orten Feuer anlegen, um desto eher stehlen zu können. Ich wünsche, daß Sie diese Nacht wohl schlafen mögen, ich weiß noch keinen Platz wo ich meinen Kopf hinlegen werde. Die Füße zittern mir unterm Leibe. Ich bin recht schwach, matt und müde.

Lissabon, den 1ten Nov.
1755.

Nath.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

69tes Stück.

Freytag, den 27ten August 1779.

Fortsetzung der Sammlung authentischer Briefe, welche während und kurz nach dem Erdbeben zu Lissabon in dieser unglücklichen Stadt und in der Nähe derselben geschrieben worden.

Dreyzehnter Brief.

An Herrn Rath in Lissabon.

Gestern Abend um 11 Uhr war ich höchst erfreut, da mir der Kutscher Jan die Bücher und Schriften brachte. Ich setzte mich darauf gleich nieder zum Essen, und ließ für meine Gäste eine ansehnliche Portion Reis, Grütze, und was sonst vorhanden war, auftragen. Sie können leicht denken, wie viel dazu gehörte, einige sechzig Mägen zu füllen, die 24 Stunden gehungert hatten. Sie fielen wie die Wölfe darüber her, brauchten keine Löffel, Messer noch Gabel. Ihr Tisch war die Erde, und sie waren froh, daß sie sich mit ein wenig warmer Speise erquicken konnten.

Die Betten, die hier draussen sind, wurden in dem Küchengarten, eines neben dem andern ausgebreitet, daß sie gleichsam ein einziges Bette ausmachten, worauf ich, meine Familie und die nächsten Freunde uns lagerten. Die andern Bekannten, die sich auf meinen Garten geflüchtet hatten, legten sich um uns herum auf die Erde, weil Mangel am Bettzeuge war. Es lag alles unter einander. — Man lag zwar gekleidet aber doch ohne Decke. Die Erde bewegte sich fast alle halbe Stunden; es waren aber nur kleine Stöße. Das Feuer in der Stadt war schrecklich anzusehen, und der Himmel rings umher schien roth, wie Feuer. Meine Frau empfand um 1 Uhr nach Mitternacht einige Schmerzen, wozu dies und jenes mußte geholet werden, und sie war deshalb noch mehr besorgt, weil es in Gegenwart so vieler Mannspersonen geschehen mußte. Sie ward aber sehr froh, da zum Glück um 2 Uhr die Schmerzen sich legten, und alles in statu quo blieb; worauf denn ein jeder sich wieder niederlegte.

Allein ich habe die ganze Nacht hindurch kein Auge geschlossen. Um 3 Uhr stiegen einige Kerls über meine

Gartenmauer und schrien: die See wäre ausgetreten, hätte das Land überschwemmt, und das Wasser wäre nur noch etwa eine Viertelstunde weit von meinem Garten. Diese unvermuthete und betrübte Nachricht brachte uns alle mit einander auf die Beine; wir liesen nach der Heerstraße, wo ich viele Leute noch liegen sahe, und daraus muthmaßte, daß es nicht so gefährlich seyn könnte. Denn wäre die Nachricht, daß das Wasser so nahe sey, gewiß gewesen, so würden diese Leute sich weiter retiriret haben. Ehe ich aber weiter gieng, schickte ich Herrn Reel zu Pferde nach dem Orte hin, wo das Wasser schon seyn sollte, und wartete auf dessen Zurückkunft. Er kam wieder und hatte da gar kein Wasser gespüret. Ich glaube also, daß es Diebe gewesen sind, die solches in der Absicht ausgerufen haben, daß wir alle vor Angst weglaufen, und sie sodann eine gute Gelegenheit zu stehlen haben möchten.

Die Herren Reel und Reck kommen mit zehn Bauern nunmehro nach der Stadt; die übrigen, welche ich in dieser Gegend herum gedungen habe, sind noch nicht bey mir; allein ich habe nach ihnen ausgesandt, und so bald sie ankommen, werde ich mit ihnen unfehlbar zur Stadt folgen. Unterdessen fangen Sie nur an, den Schutt und die Steine vor unserer Hausthüre wegzuräumen; während der Zeit, daß solches geschieht, werde ich schon mit mehr Arbeitsleuten bey Ihnen seyn, und anordnen, was weiter anzufangen seyn wird.

Campo, den 2ten Nov.
1755.

Q.

* * *   * * *   * * *

Vierzehnter Brief.

An Herrn Q. auf dem Campo.

Ich war selbst Willens zu Ihnen hinauszugehen, da aber unser gewesener Nachbar **Peters**, der mir in verwichener Nacht Gesellschaft auf der **Rocie** geleistet hat, im Begriff ist, nach Ihrem Garten zu gehen, um in der Gegend seine Frau und Kinder aufzusuchen, von welchen er nicht weiß, ob sie lebendig oder tod sind; so berichte ich Ihnen mit demselben zugleich die höchst betrübten Umstände dieser Stadt, welche er Ihnen mündlich noch besser wird beschreiben können.

Die vergangene Nacht habe ich in solcher Noth und Angst zugebracht, als man sich schwerlich vorstellen kann. Mein Herz blutet vor Wehmuth, wenn die Wundärzte, unter beständigem erbärmlichen Geheul und Wehklagen, so vielen Menschen Arme, Beine und Brüste, bald absägen, bald abhauen oder abschneiden. Was jetzt stirbt und vorher schon gestorben ist, wird alles nach dem **Rato** *) gebracht, und unter freyem Himmel hingeworfen. Ich habe

*) Ein Platz, der den Namen von dem daran stoßenden Hospital hat.

habe es mit angesehen, wie man die vielen Todten begräbt. Ein halbes Dutzend und mehrere wirft man in eine Grube. Alle diese erbärmlichen und kläglichen Umstände haben bis jetzt noch kein Ende.

Wie bestürzt ich aber ward, da ich um Mitternacht gewahr wurde, daß plötzlich das Feuer in unserer Straße ausbrach, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Es hat nun schon so weit um sich gegriffen, daß die Rocie auf beyden Seiten umher in vollen Flammen stehet; und noch ist gar keine Anstalt zum löschen gemacht worden. Mir ist sehr bange, daß in unserer Straße alles von der Flamme verzehrt, und folglich Ihr Haus auch leider in die Asche gelegt worden ist.

Es ist jetzo 4 Uhr. Noch kann ich nicht dahin und zu sehen, wie es in unserer Straße aussiehet. So bald aber der Tag anbricht, soll es geschehen, und wenn meine Befürchtung wahr seyn sollte, so werde ich mich zu Ihnen hinaus begeben, von allem Nachricht bringen und Dero weitere Befehle vernehmen. Wenn Ihr Haus, wie ich besorge, abgebrannt ist, so wird hier die ersten Tage hindurch für mich nichts zu thun seyn. Und sollte das Feuer endlich rund um der Rocie her alles anzünden, so würde ich doch auch wegen der großen Hitze, und des Dampfs nicht hier mehr bleiben können. Von denen, welche auf diesem Platze gestanden haben, und dies befürchten, verliert sich der größte Theil nach und nach; denn das gar heftige Feuer kömmt mit jedem Augenblick näher, und wenn keine Anstalt vorgekehrt wird, der um sich fressenden Flamme Einhalt zu thun, so wird noch die ganze Stadt im Feuer aufgehen müssen.

Lissabon, den 2ten Nov.
1755.

Nath.

* * * * * * * * *

Funfzehnter Brief.

An Herrn Nath in Lissabon.

Kaum bin ich zwo Minuten weit mit vier Bauern von meinem Garten, um Ihnen in der Stadt Hülfe zu schaffen, so begegnet mir schon der Nachbar Peters, und giebt mir Ihren Brief, worin Sie mir ein höchst betrübtes Frühstück schicken, die Nachricht nemlich, daß mein Haus leider nun in der Asche liegt. Ich muß mich hierin geduldig fassen, ob es gleich sehr schmerzet, wenn ich bedenke, daß ich nunmehr alles Meinige verlohren habe, und daß auch meine Freunde und Schuldner, die sich in eben dergleichen Umständen befinden, nichts im Vermögen haben, mir beyzustehn, wenn ich sie auch inständigst darum ersuchen wollte. Doch der allmächtige und getreue Gott, wird uns nicht mehr auflegen, als wir ertragen können.

Daß Sie zu mir heraus kommen

 wollen,

wollen, billige ich keinesweges; denn wenn gleich mein Haus abgebrannt ist, so scheinet es mir doch unmöglich, daß die großen Ballen Güter, die im Packhause und so dicht und fest zusammengepreßt sind, durch und durch verbrannt seyn sollten. Imgleichen kan das Feuer die Güter, die in dem Packraum bey unserm Nachbar liegen, nicht beschädigt haben, da die Häuser vorher, ehe das Feuer ausgebrochen ist, durch das Erdbeben verwüstet und eingestürzt sind, und folglich auf solche Art alles mit Schutt und Steinen muß bedeckt worden seyn, daß das Feuer nicht daran kommen kann. Die eiserne Kiste kann auch nicht vom Feuer verzehrt worden seyn, sondern muß, wenn sie nicht gestohlen ist, wieder gefunden werden.

Ich sehe zwar wohl ein, daß in den ersten Tagen nichts dabey wird anzufangen seyn; aber ich halte es doch für unumgänglich nöthig, daß ich Jemanden in der Stadt habe, der auf mein Haus Achtung giebt, ob es schon gänzlich abgebrannt ist, und dem ich einen und den andern nöthigen Befehl ertheilen könne, um solchen gleich auszurichten. Würden Sie nun hieher kommen, um meine Aufträge zu empfangen, und sodann nach der Stadt gehen, so würde Sie der weite Weg zu sehr ermüden, als daß Sie solche gleich ins Werk richten könnten. Deswegen bitte ich, daß Sie irgendwo auf dem Felde, so nahe bey der Stadt als möglich, sich ein kleines niedriges Häusgen, das von dem Erdbeben nicht stark beschädigt ist, zu miethen suchen, oder auf dem Felde sich ein Gezelt oder eine Hütte von Brettern und Leim aufschlagen lassen, worin Sie wenigstens vor der Abendluft einigen Schutz haben, und die ersten acht Tage hindurch sich aufhalten können; wie wohl Sie sich ein wenig kümmerlich werden behelfen müssen.

Wenn Sie Gelegenheit haben, Bettzeug zu kaufen, so wird es mir lieb seyn; wo aber nicht, so will ichs Ihnen zusenden so gut ichs hier habe. Wenn keine Lebensmittel allda sollten zu haben seyn, so werde ich solche von hier aus besorgen. Ich sende Ihnen jetzt mit diesen 4 Bauern 6 weiße Brodte und einen gekochten Schinken.

Die Herren Keel und Reeck sollen bey Ihnen bleiben; auch behalten Sie die 14 Bauern so lange bey sich, bis Sie einige von unsern gewöhnlichen Arbeitsleuten antreffen. Und wenn auch künftig diese Bauern bey meinem abgebrannten Hause nichts ausrichten können, so will ich dennoch, daß sie da bleiben, um solche zur Wache um mein Haus herum zu gebrauchen. Es wachen nemlich allezeit 4, und alle 4 Stunden werden sie abgelöset, um dahin zu sehen, daß Niemand nach dem Hause oder Packraum gehe, und etwas herausnehmen könne, denn an Dieben wird es bey solcher Gelegenheit nicht fehlen. Geben Sie sich alle Mühe, die Geldkiste zu finden, der Schlüssel dazu erfolgt hierbey. Oeffnen Sie nur die Kiste, nehmen Sie das Geld heraus, und lassen es von 6 Bauern tragen,

gen, doch müssen die Herrn Keel und Reeck sie begleiten, damit Niemand sie als Diebe angreifen noch die Bauern selbst den Einfall bekommen, mit dem Gelde davon zu laufen. Sie haben nun zum Beystande Leute genug um sich. Wofern das geringste vorgehen sollte, so lassen Sie michs sofort wissen.

Campo, den 2ten Nov.
1755.

O.

* * * * * * * * *

Sechzehnter Brief.

An Herrn O. im Campo.

Die Herrn Keel und Reeck sind diesen Morgen mit den zehn Bauern noch vor Aufgang der Sonne hier angelangt. Sie melden in Ihrem Briefe, daß Sie im Begriff wären, mit noch mehr Bauern nachzukommen. Allein, wenn Sie den Brief von mir, wie ich hoffe, durch den Herrn Peters in Zeiten erhalten, ehe Sie heute von dort abgehen, so werden Sie hoffentlich sich die Mühe sparen, den Weg hieher zu thun. Sie würden doch nur unverrichteter Sache wieder zurückkehren müssen; denn heute kann gewiß nichts angefangen werden, und allem Ansehen nach wohl in den ersten 3 Tagen nicht. Ich habe auf allen Seiten schon versucht, nach Ihrem Hause zu kommen, es ist aber rund umher so mit Feuer umgeben, daß man unmöglich durchdringen kann.

Die Herren Keel und Reeck nebst neun Bauern bleiben hier; den zehnten sende ich mit diesem Briefe zurück. Wir wollen heute Nachmittag noch einmal versuchen, ob wir ein wenig näher kommen können; wenn es auch nur so weit wäre, daß wir sehen könnten, ob noch irgend etwas von der Flamme verschont worden ist, woran ich doch sehr zweifele.

Hiernächst ersuche ich Sie, mir ein wenig Brodt und Käse, nebst einer Flasche Wein herein zu senden, denn hier ist weder für Geld noch gute Worte was zu erhalten, und ich besorge, daß die Bauern, wenn wir ihnen nichts zu Essen schaffen, alle davon laufen.

Werde ich aber finden, daß in den ersten 3 oder 4 Tagen nichts bey Ihrem Hause anzufangen ist, so soll Herr Keel oder Herr Reeck sich gegen Abend mit den Bauern wieder auf den Rückweg begeben, und zu Ihnen hinaus gehen. Einen oder zween Bauern werde ich noch fürs erste hier behalten, weil ich nicht weiß, was etwa vorfallen könnte, und wobey sie mir nöthig seyn mögten.

Lissabon, den 2ten Nov.
1755.

Nath.

Siebenzehnter Brief.

An Herrn Q. auf dem Campo.

Wir haben uns alle mögliche Mühe gegeben, und sind den ganzen Tag hin und her gegangen, um einen Weg zu Ihrem Hause auszufinden; allein es war unmöglich, weil alle Gassen rund umher in fürchterlichen Flammen stehen. Wir müssen es also bis morgen lassen. Für Diebe braucht man nicht besorgt zu seyn, denn wie könnten sie hinankommen? Wenn ich auch eine Oeffnung irgendwo spüren sollte, so werde ich sogleich die Bauern dahin zur Wache stellen, daß sie Niemanden durchlassen; und einer von uns soll immer bey den Bauern bleiben und die Oberaufsicht haben.

Herr Nath kann nicht selbst schreiben, weil er gefallen ist, und die Hand an einem brennenden Balken verbrannt hat. Es hat aber nicht viel zu bedeuten, und wird bald wieder geheilt seyn. Wir sehen nunmehr sehr wenig Leute auf den Gassen, sie laufen fast alle aufs Feld, wegen der Feuersgefahr und wegen des Mangels an Lebensmitteln.

Bey diesen erbärmlichen Umständen thut der Brand in der Stadt wohl gewiß den größten Schaden. Doch bin ich der Meynung, daß nichts so böse ist, welches nicht noch zu etwas gut seyn könne, und so halte ichs eines Theils für gut, daß der Brand entstanden ist, denn dadurch sind die todten Körper, die unter Schut und Steinen halb begraben lagen, verzehrt und in Asche verwandelt worden, da sonst das Heranziehen und Begraben derselben viel Mühe und Zeit würde erfordert haben, so daß die Luft dadurch inficirt worden und vielleicht die Pest hätte entstehen können.

Sie befehlen, daß wir nahe bey der Stadt bleiben sollen. Wir haben also bey dem Salitre, welches 15 Minuten von Ihrem Hause und ungefähr $\frac{3}{4}$ Stunden von Ihrem Garten liegt, von dem Gärtner, der hinter dem Hause des Herrn Gomes einen Garten hat, den Kuhstall und eine Kammer, darüber kein Stockwerk ist, gemiethet. Er hat uns dieses aus Bekanntschaft eingeräumt, und einige Strohsäcke versprochen, welche uns statt der Betten dienen werden. Die Bauern können im Garten auf der Erde schlafen, weil sie solches eher gewohnt sind. Lebensmittel verspricht Herr Gomes uns auch anzuschaffen, weil er vor kurzer Zeit eine gute Quantität Reis, Bohnen, Erbsen und trockne Fische gekauft hat, die er uns überlassen will. Das Wasser ist hier noch sehr trübe, doch fällt es jetzt und wird nach gerade immer klärer.

Sonst befinden wir uns an diesem Orte bey diesen betrübten Umständen ganz wohl, wenn nur das Feuer nicht näher kömmt, und uns wegtreibt. Ich besorge solches zwar noch nicht, doch muß man sich auf alle Fälle gefaßt machen. Wir werden hier also künftig Dero Befehle erwarten. Wir bitten uns etwas Papier, Feder und Dinte aus, denn dies ist hier schwer

zu

zu bekommen. Herr Reeck ersucht Sie, ihm einen alten Mantel, oder eine wollene Decke, oder einen alten Rock zu senden. Er ist nur mit einem Camisol bekleidet, und friert sehr darin. Wenn sie dergleichen nicht übrig haben sollten, so wird wohl ein Bauer anzutreffen seyn, der ihm einen alten dicken Rock, sollte er auch grob und geflickt seyn, für Geld überläßt.

Lissabon, den 2ten Nov.
1755.

Reel.

* * * * * * * *

Achtzehnter Brief.

An Herrn Q. auf dem Campo.

Gestern Morgen war ich in einen tiefen Schlummer gerathen, weil ich die Nacht vorher vor großer Pein vom Podagra kein Auge zugeschlossen hatte, als ich plötzlich durch die Erschütterung meines Bettes, durch die abfallenden Schildereyen, und ich weiß nicht mehr wodurch sonst, so erschüttert und erschreckt ward, daß ich schnell aus dem Bette sprang. Zwar empfand ich dabey eine recht höllische Pein an meinen Füßen; allein es gieng bald vorüber, so daß ich darauf wenig oder gar keinen Schmerz, wegen des gar zu heftigen Schreckens, mehr fühlte. Ich warf meinen Schlafrock um, und lief die Treppe hinunter, zwar hörte ich Jemand sprechen, wußte mich aber nicht zu besinnen, wer es war; auch kann ich mich wegen meiner Eilfertigkeit nicht erinnern, ob ich durch die Hausthür oder durchs Fenster auf die Gasse kam, das aber weiß ich, daß die Gasse mir ganz unbekannt schien.

Ich lief über Hügel, Stock und Steine, und ich war auf nichts weiter, als auf meine Flucht bedacht; wohin ich mich aber flüchten sollte, wußte ich selbst nicht. Endlich, da ich das Ufer erblickte, und da eine Menge Menschen sahe, so eilte ich auch dahin. Ich sahe, daß die Leute sich recht drängten in die allda liegenden Fahrzeuge zu springen, und drängte mich auch so weit hinan, daß ich in eins derselben hineinspringen konnte. Es ward so voll als möglich. Der Meister des Fahrzeuges setzte endlich ab, und brachte uns an Bord des Schiffs Neptuns. Der Schiffer wollte uns Anfangs nicht hineinsteigen lassen, weil sein Schiff, wie er sagte, bereits ganz voll von Menschen wäre, die vor uns schon an Bord gekommen wären. Da ich ihm aber Vorstellung that, und sagte, bey wem ich engagirt sey, und er Sie kannte, so nahm er uns alle ein. Kaum war ich zwo Minuten am Bord, und stand noch auf dem Verdeck, um mich zu besinnen, ob ich wachte, oder alles ein Traum sey, so kam ein so entsetzlicher Stoß, daß es schien, als wenn das Schiff in den Abgrund sollte gestürzt werden. Ich bin gewiß der Meynung, wie auch viele

viele am Bord unsers Schiffs wollen bemerkt haben, daß das Wasser sich mitten von einander getheilt, so daß der Grund zu sehen gewesen ist. Dem sey nun wie ihm wolle, genug unser Schiff, und alle andere wurden bey dieser Zertheilung so hoch als ein Thurm in die Luft geworfen, und da das Wasser wieder fiel, waren alle kleine Fahrzeuge, die hier und da herumgeschwärmt hatten, auseinander gestreut und nicht mehr zu sehen. Nach einer kleinen Weile kamen sie zwar aufgetrieben, allein theils zerscheitert, theils umgeschlagen, woraus ich muthmaße, daß durch den schleunigen Fall der Wellen diese Fahrzeuge unter den Schiffen durchgeschlagen sind, und alles, was darinnen gewesen, ertrunken ist. Die Matrosen fragten hierauf den Schiffer, ob sie einige kleine Segel, die los hiengen, wieder aufbinden und bevestigen sollten? Er antwortete, sie mögten sie nur hängen lassen, weil doch der jüngste Tag schon da wäre.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Von der Unschädlichkeit der Viehspinnen.

Zuweilen pflegen dem Landmanne seine Pferde, Kühe rc. aufzuschwellen und plötzlich zu sterben, ohne daß er die Ursache dieses schnellen Todes anzugeben weiß. Viele Landleute geben gewissen kleinen rothen Spinnen, die sie Viehspinnen, und die Engländer Tainct nennen, und die man im Sommer hin und wieder auf den Wiesen anzutreffen pflegt, die Schuld. Es kann leicht seyn, daß anderes Ungeziefer, wie viele behaupten, dem Viehe tödlich seyn kann, wie z. B. der Küh-Käfer, (Buprestes) die Fichten-Raupen, wie auch einige von den neun Arten der Krebs- oder Zimmerspinnen wie z. E. die Scorpionspinne, (Phalangium concroides) die von Holz- und Pflanzenläusen lebt und sich in Gärten, Gewächshäusern, Häusern und Schwalbennestern aufhält, die Milbenspinne, (Phalangium acroides) die in America wohnt, und andere mehr *) aber diese kleinen rothen Viehspinnen, von denen hier die Rede ist, und deren zehn der größten kaum ein Gerstenkorn schwer wiegen, sind es ganz gewiß nicht. Die Engländer haben solches durch viele angestellte Versuche bewiesen. Sie gaben Hünern, Hunden, Pferden, Kühen, Kälbern rc. eine große Menge dieser Spinnen zu fressen, und alles Vieh, so davon gefressen, blieb vor wie nach frisch und gesund. Eben so unschädlich ist dem Viehe auch die kleine rothe Wassermilbe, (Acarus aquaticus) die sich in feuchter Erde und auch im Wasser aufhält, und deswegen von vielen die Wasserspinne genannt wird.

*) Der Ritter von Linne bemerkt überhaupt, daß es nur von sehr wenig Arten der Spinnen zu vermuthen wäre, daß sie giftig wären, und zwar nur von solchen, die nach Art der Schlangen einen hohlen oder durchbohrten Giftzahn haben. Die übrigen, sagt er, wären meistens unschädlich, wie sie denn vielen Vögeln, Hühnern, Tauben, Schwalben und dergleichen, zum Futter gereichten, ja man hätte Beyspiele, daß schwangere Weiber eine verkehrte Eßlust bekommen, und die Spinnen von der Wand mit großer Begierde und ohne Schaden gegessen hätten.

Hannoverisches Magazin.

70tes Stück.

Montag, den 30ten August 1779.

Fortsetzung der Sammlung authentischer Briefe, welche während und kurz nach dem Erdbeben zu Lissabon in dieser unglücklichen Stadt und in der Nähe derselben geschrieben worden.

(Schluß des achtzehnten Briefes an Herrn Q. auf dem Campo.)

Wir sahen nicht allein keinen Menschen mehr am Ufer stehen, sondern bemerkten auch, daß auf 100 Schritt lang und etwa 50 breit die ganze Vorsetzen a) eingesunken war, wobey wohl viele Menschen das Leben mögen eingebüßt haben. Das Wasser ist noch bis auf diese Stunde in Bewegung; auch haben wir keine Ebbe und Fluth. Die Schiffe drehen sich in einer Stunde drey bis viermal herum. Es ist ein Glück daß kein Wind dabey ist. Wir haben die vorige Nacht viel ausgestanden; als es gegen Abend dunkel ward, war das Feuer in der Stadt recht schrecklich anzusehen, um 9 Uhr aber, als der Zoll und der Pallast in vollem Brande stunden, ließ es, als wenn es Feuer regnete, oder lauter brennende Funken aufs Wasser schneiete. Unser Schiffer entschloß sich also, da sein Schiff viel Pulver am Bord hatte, die Anker zu kappen, und sich so weit davon in Sicherheit zu legen, als er nur kommen konnte. Hier waren wir vor Feuersgefahr so weit sicher, außer wenn ein anderes Schiff, das etwa schon in Brand gerathen, auf uns zugetrieben wäre. Gewiß, es war beynahe ein Wunder, und wir hatten Gott zu danken, daß von den hie und da auf dem Wasser herumfliegenden Funken kein einziges Schiff ist in Brand gesteckt worden.

Nun liegen wir hier und müssen das Elend der Stadt ansehen, die in vollem Feuer steht. Der Schiffer ist so brutal, daß er uns nicht länger am Bord haben will, weil er einen Mangel am Proviant besorgt, oder vielmehr dasjenige, das ihm noch davon übrig ist, für sich und seine Leute behalten will, indem er bey seiner herankommenden Abreise nicht wissen kann, ob alsdann Proviant für Geld wieder

a) So steht im Manuscript, es soll wohl so viel als Ufer seyn.

zu bekommen ist. Wir thaten ihm alle Gegenvorstellung, da er aber von seinem einmal gefaßten Entschluß nicht abzubringen war, so ward beschlossen, den Steuermann ans Land zu schicken, theils um zu sehen, wie es in der Stadt steht, theils auch um Proviant einzukaufen. Alle die am Bord waren, über 100 Menschen, legten zusammen, und konnten nicht mehr aufbringen als 50 Ducaten, welche dem Steuermann mitgegeben wurden. Ich, der ich keinen Heller bey mir hatte, konnte zwar nichts zuschießen, hoffe aber dennoch, daß man mir etwas davon mittheilen werde.

Bey dieser Gelegenheit habe ich gegenwärtigen Brief mitgesandt, und den Steuermann gebeten, daß er, wenn ihm ein Fremder oder Ausländer in der Stadt begegnete, solchen ersuchen möchte, ihn auf Ihre Kosten an Sie zu befördern. Sie werden sich wundern, auf welche Art ich hieher gekommen bin. Alle Pein und Schmerzen vom Podagra sind verschwunden, und die Füße sind mir auch nicht mehr so dick geschwollen. Das einzige macht mir nur Sorge, wie Sie sich mit Ihrer werthen Familie befinden.

Haben Sie doch die Güte und befehlen Sie, daß meine Beinkleider, Strümpfe, Schuhe, Kleid, Perüque und Hut, welches alles auf meiner Kammer liegt, mir bald hergesandt werden. Sollte aber Ihr Haus völlig in der Asche liegen, welches Gott gnädig verhüten wolle, so ersuche ich Sie, Befehl zu geben, daß die verlangten Sachen alt für mich angekauft werden. Ich kann sonst nicht ans Land kommen, und schäme mich auch, hier so nackt und bloß zu sitzen. Ein hiesiger Matrose hat mir so lange ein Paar lange Leinwandshosen, grobe wollene Strümpfe und ein Paar Pantoffeln geliehen. Ich bitte, mir zugleich etwas Geld mitzusenden, damit ich hier etwas Brod kaufen kann, bis ich zu Ihnen komme.

Am Bord eines holländischen Schiffs, Neptunus, vor Lissabon, den 2ten Nov. 1755.

Swyn.

* * *   * * *   * * *

Neunzehnter Brief.

An Herrn Q. auf dem Campo.

Als ich mich gestern morgen ankleidete, hörte ich ein heftiges Krachen, worüber ich erschrack und mir einbildete, daß unser Packhaus, welches mit vielen Gütern belästiget ist, eingefallen sey, als aber hierauf sich Stühle, Tische und Spiegel hin und her bewegten, so kam mir dies sehr fremd vor, doch meynte ich noch, daß es mir vielleicht wegen meiner schwachen Augen und meines Hauptes nur so vorkäme. Nach der Gasse konnte ich nicht heraussehen, weil in meiner Kammer kein Fenster dahin war, und des Tages Licht nur durch ein Dachfenster herein fiel. Ich wollte nicht sogleich laufen, bevor ich meinen Rock ange-

angezogen, welches in aller Eile geschahe.

Ich kam an die Treppe. Ob sie nun in der That bebte, oder ob es der große Schrecken verursachte, daß ich im Herabsteigen oft in die Knie sank, kann ich nicht sagen. Endlich kam ich doch hinunter, und kann mich nicht erinnern, daß ich Jemanden aus Ihrem Hause auf der Treppe oder auch im Hause selbst begegnet bin. Denn meine Bestürzung war viel zu groß, als daß ich darauf hätte Achtung geben können. Das weiß ich aber, daß ich durch ein Loch gekrochen bin, um auf die Gasse zu kommen, welche mir aber ganz unbekannt schien, so daß ich nicht wußte, wo ich war. Ich lief immer fort, wußte aber selbst nicht, wohin, und hatte viele Mühe, über Steine und Mauern wegzuklettern. Endlich kam ich auf die Porinha b), verließ aber dieselbe bald, da ich sahe, daß die Erde daselbst 4 bis 6 Fuß breit gespalten war.

Darauf erblickte ich das Ufer, wohin viele Menschen eilten. Auf dem Wege habe ich viele Todte und Elende gesehen. Ich gieng geschwind vorbey und lief nach dem Ufer. Allein wie bestürzt ward ich, als ich, ehe ich noch ganz hinkam, die Schiffe und das Wasser auf einmal hoch in die Luft getrieben, plötzlich aber wieder herunterfallen sahe. Die Leute, die am Ufer stunden, eilten wieder auf mich zurück, und einige Jagden und andere Fahrzeuge waren über 100 Schritt weit vom Wasser aufs Land gesetzt worden.

Da stunden wir nun, ohne zu wissen, wohin wir uns wenden sollten. Inzwischen versammelte sich viel Volk auf dem Terreiro c), wo der eine sein Schicksal erzählte, der andere wehklagte, winselte und heulte. Die kleinen Stöße von der Erden empfunden wir noch immer, und Niemand wußte einen Ort zu finden, wo man sich mit einiger Sicherheit hinstellen konnte.

Mir begegnete hierauf die Familie von Gens, die Aeltern, zwo Töchter und ihre Domestiken; die älteste Tochter Dorothea war aber nicht dabey, und der Vater wußte nicht, wo sie geblieben war. Nach Verlauf von zwey Stunden war das Feuer schon an vier Orten der Stadt ausgebrochen. Da man nun sahe, daß die Straßen um der Com... noch so ziemlich gangbar waren, weil die Häuser daselbst nicht völlig darniederlagen; so giengen viele, die in derselben Gasse wohnten, nach ihren Häusern, um zu retten, was sie konnten. Alles gerettete Gut ward nach der Terreiro hingeschleppt, und man meynte, daß man auf diesem breiten Platze vor dem Feuer sicher sey. Die Familie Gens gieng auch nach ihrem Hause, wohin ich sie begleitete. Der alte Vater gieng langsam und war etwas zurück geblieben; er hatte also mehr um sich gesehen, als ich und seine Familie, weil wir zu geschwind

b) Porinha ist ein ziemlich breiter Platz in Lissabon.
c) Ein anderer Platz in Lissabon.

schwind liefen. Als er seinem Hause ziemlich nahe gekommen war, erblickte er, zu seiner größten Bestürzung, seine älteste Tochter **Dorothea** bis an den Hals unter Schutt und Steinen begraben. Der alte Mann war hingegangen, und hatte die äußerste Mühe und alle seine Kräfte angewandt, die Steine von seiner Tochter abzuwälzen. Ich und die übrigen von seiner Familie aber waren unterdessen beschäfftigt, dies und jenes aus dem Hause zu tragen, schickten auch ziemlich viel Leinwand, Kleider ꝛc. nach dem **Terreiro**. Unvermuthet aber schrien viele Stimmen uns von der Gasse zu: retirirt euch, oder die Flammen werden euch umzingeln. Darauf liefen wir alle zum Hause hinaus, um uns wieder nach dem Platze zu verfügen. Ich war der letzte der aus dem Hause gieng, und da ich mich umsahe, erblickte ich den alten **Gens**, wie er arbeitete, die Steine von seiner Tochter abzuwälzen. Da aber die Leute noch viel heftiger schrien, daß das Feuer schon rund herum in der Gasse wäre, kam der alte Mann auf mich zu; **Dorothea** rief erbärmlich nach ihrem Vater, daß er sie doch nicht verlassen mögte. Der Alte stund vor mir ein wenig stille, sahe seiner Tochter kläglich zu, und da er ihr nicht helfen konnte, liefen ihm die Thränen über die Wangen. Ich konnte kein Wort sprechen. Endlich, da das Feuer immer näher kam, gieng er mit mir nach dem **Terreiro**, wo wir seine übrige Familie nebst den geretteten Gütern vorfanden. Die Mutter und die Töchter waren im Anfange ziemlich froh, daß etwas von ihren Schätzen aus dem Hause gerettet war, aber welch Entsetzen überfiel sie, da ich ihnen erzählte, was dem alten Vater mit seiner Tochter begegnet wäre, der dabey aus großer Betrübniß kein Wort sprechen konnte. Nachdem wir wohl eine Stunde lang ihr schmerzliches Schicksal herzlich bedauert und von ihren kläglichen Umständen gesprochen hatten, wollte der Alte es noch einmal versuchen ihr zu helfen, und beredete mich, mit nach seinem Hause zu gehen. Ich war auch dazu willig, denn mein Herz blutete mir wegen des Elendes seiner Tochter. Wir waren aber noch weit von der Straße, worin er gewohnt, so sahen wir schon, daß das Feuer sich so weit ausgebreitet hatte, daß man unmöglich mehr an sein Haus kommen konnte. Der alte Mann mußte also seine Tochter, nebst vielen andern Menschen, die in den Häusern, um einiges zu retten, gar zu lange sich verweilt hatten, ohne alle Hülfe lebendig verbrennen lassen. Ein gleiches Schicksal hat auch wohl die Familie von **Mattos** und **Pico** gehabt, denn beyde hatten einen guten Theil von ihren Gütern nach dem **Terreiro** bringen lassen. Allein, nachher ist von beyden Familien Niemand zum Vorschein gekommen. Ich glaube, daß sie zu begierig gewesen und gar zu viel haben retten wollen, da denn das Feuer sie plötzlich wird übereilt, und umzingelt haben.

Als

Als die Nacht heran kam, und alles dunkel ward, war es rund um uns herum allenthalben ein recht schrecklicher Anblick, denn es schien, als wenn wir mitten im Feuer stünden. Ja, als um 9 Uhr der Zoll und der Pallast des Königs in Brand geriethen, flogen die Funken auf dem Terreiro herum, als wenn es Feuer schneiete, so daß endlich auch die dahin gebrachten Güter dadurch angezündet wurden und gänzlich verbrannten. Die Rettung der Güter und die desfalls angewandte Mühe war also vergebens gewesen.

Wir mußten selbst von einer Ecke zur andern laufen, um der Glut und den Flammen zu entgehen. Nach der Stadt konnten wir nicht kommen, weil das Feuer darin so heftig wüthete, und dem Ufer durften wir auch nicht zu nahe kommen, aus Beysorge, daß es weiter einstürzen möchte, wie denn schon ein großes Stück der Vorsetzen eingeschossen war; und auf dem Strome war kein einziges Fahrzeug zu sehen. Auf solche Weise habe ich seit gestern Morgen meine Zeit in lauter Angst und Schrecken zugebracht, ohne zu essen und zu schlafen, nur daß ich bisweilen ein wenig trübes Wasser trank. Was uns noch weiter begegen wird, weiß der Himmel.

Diesen Morgen um 8 Uhr kam ein Boot vom Schiffe Neptunus ans Land, dessen Matrosen mir aus Mitleiden ein wenig von ihrem in der Tasche bey sich gehabten Rockenzwieback mittheilten. Ach wie herrlich schmeckte mir der! Der Steuermann desselben ließ sich mit mir in Unterredung ein, und ich erfuhr von ihm, daß Herr Swyn auf seinem Schiffe wäre, worüber ich recht bestürzt wurde. Darauf gab er mir den einliegenden Brief, mit Bitte, solchen an Sie zu bestellen. Ich erkannte gleich an der Aufschrift, daß ihn Herr Swyn selbst geschrieben habe.

Ich erwarte nun mit jedem Augenblick ein Fahrzeug, welches mir für Geld und gute Worte ist versprochen worden, Es sind sehr wenige Fahrzeuge hier auf dem Wasser zu sehen, und man sagt, daß viele zu Grunde gegangen wären, die übrigen sich aber auf die andere Seite des Ufers gerettet häteen. Mit diesem Fahrzeuge werde ich nebst der Familie des Herrn Gens nach Manavilla fahren, und von da kann ich sodann übers Feld zu Ihnen kommen. Durch die Stadt weiß ich keinen Weg. Inzwischen habe ich diesen Brief voraus gesandt, damit Sie erfahren mögen, wo ich geblieben bin; woraus Sie zugleich schließen können, daß es nicht meine Schuld sey, daß ich so spät und nicht eher zu Ihnen gekommen bin. Ich wünsche nur, daß ich Sie allerseits gesund und wohl antreffen möge; das einzige wernach mich jetzt von Herzen verlanget.

Lissabon, den 2ten Nov.
1755.

Brey.

Zwanzigster Brief.

An Herrn Nath in Lissabon.

Wir werden hier auf dem Lande eben sowohl wie Sie in der Stadt von einem Orte zum andern getrieben; dabey wird uns oft ein Schrecken eingejagt, womit es aber in der Folge bisweilen noch so ziemlich gut abläuft. Gestern Vormittag um 9 Uhr kam unser gewesene Nachbar, der Priester Castro in seinem Pontificalhabit in meinen Garten auf dem Campo mit einem Gefolge von mehr als 300 Personen. Als man mir meldete, daß er schon hereingekommen sey, gieng ich ihm entgegen. Ich schwitzte aber vor Angst, weil ich mir einbildete, daß das abergläubische Volk sich in den Kopf gesetzet hätte, dies traurige Schicksal sey um der Ketzer willen über sie verhängt worden, und daß die gemeinen Leute sich hin und wieder versammelt, und den Geistlichen, des bessern Scheins halber, zum Führer genommen hätten, um uns Ketzer, derer eine gute Anzahl bey mir versammelt war, entweder zu bekehren, oder einen Aufruhr wieder uns zu erregen, uns entweder zu steinigen, oder aus dem Lande zu jagen. Als ich zu ihm kam, legte er mit tiefer Verbeugung und traurigem Gesichte sein Condolenzcompliment wegen meines erlittenen Schadens und Verlustes bey mir ab, welches wohl eine Viertelstunde dauerte. Weil ich aber kein Wort davon verstand, so wünschte ich nur die Ursach seiner Ankunft und das Ende seines Begehrens zu erfahren. Endlich kam er damit heraus, daß er seine Familie, Mutter und Schwester, die sich an dem großen Wege gelagert hätten, nach Centra d) bringen wollte, und sich dazu meine Pferde und meinen Wagen ausbäte.

Ich entschuldigte mich, daß ich, wie auch wahr war, keinen einzigen Domestiken im Hause hätte, wenn er sich aber auf dem Nachmittag einstellen wollte, so sollte er Pferde und Wagen haben. Er gieng auf diese Antwort mit seinem Gefolge wieder weg. Beym Abschiede stellte er mir das Elend der Armen vor, die sich um meinem Garten herum gelagert hätten, und sagte, daß in der vorigen Nacht über 400 Weiber, ohne allen Beystand gebohren hätten, welche mit ihren Kindern nackt und bloß an der großen Straße lägen. Bald darauf kamen andere Unbekannte in meinen Garten und baten um ein wenig Speise für die kranken Sechswöchnerinnen. Ich theilte von dem, was ich hatte mit, dies bestand nur aus trocknen Fischen, Schinken, Grütze, Reiß und dergleichen harter Kost, welche sich eigentlich nicht für schwache kranke Mägen schickte; allein es ward mit allem Danke angenommen. Gewiß, es ist ein Wunder, daß die Frauen, ohne alle Hülfe, und dazu aller Bedürfnisse beraubt, dennoch so glücklich die Kinder zur Welt gebracht haben, und daß wenigstens um unsern Garten herum keine einzige davon sich schlecht be-

d) Vier Meilen von Lissabon.

befindet, wie ich solches auch von andern erzählen höre.

Gestern Nachmittag um 4 Uhr hatten wir wieder einen Schrecken. Es kamen nemlich zwey Archiers e), klopften heftig an die Thür meines Gartens, und riefen mir aus vollem Halse zu: Der Prinz, des Königs Bruder, ließe mir wissen, daß der König in der folgenden Nacht die Stadt würde bombardiren und rasiren lassen, um dem Feuer Einhalt zu thun, damit es nicht an die Pulverthürme kommen möchte, ich würde also wohl thun, wenn ich mich mit meiner Familie etwa 1½ Meile weiter von der Stadt entfernte. Diese Nachricht kam unter dem gemeinen Volke so gleich herum, und kaum war sie bekannt geworden, als schon alle, die an der Straße lagen, und die nur einigermaaßen gehen konnten abzogen. Ich rief auch meinen Bedienten, den Wagen zurecht zu machen und meine zwey Reitpferde, die im Stalle stunden zu satteln. Weil aber keiner von meinen Leuten zu Hause war, so mußte ich es selbst verrichten. Sobald die Chaise angespannt war, und ich die andern Pferde satteln wollte, stieg Madam S. mit ihrer Kammerjungfer schon hinein. Als ichs aber erfuhr, führte ich sie bey dem Arme wieder heraus und setzte meine Frau, die Amme und mein Kind hinein, welche außer Streit diesmal den Vorzug vor denen haben mußten, die sich von ohngefähr auf meinem Garten eingefunden hatten. Das Fuhrwerk war fertig, allein nun war kein Kutscher da, doch Herr Nihn, welcher das Fahren wohl eher versucht hat, erbot sich dazu.

Ich stieg zu Pferde, und Hr. Busch ritt das andere Pferd. Die ganze Gesellschaft, die auf meinem Garten versammelt war, folgte mir, und von meinen Leuten blieb Niemand auf dem Garten, als der Mohr Antonio nebst der Köchinn, welche seit dem Anfange des Erdbebens noch nicht wieder nüchtern geworden war. Ich verschloß nichts auf meinem Garten, ließ auch Fenster und Thüren offen stehen. Nur die Juwelen meiner Frau nahm ich mit, und ich weiß nicht, ob ich noch mehr in der Welt besitze. Vielleicht dienen sie mir, künftig Brodt dafür zu kaufen, oder ein neues Etablissement anzufangen; denn obgleich einige von meinen guten Freunden, die umher standen, lachten und behaupteten, es werde mir Niemand etwas dafür geben, so bin ich doch der Meynung, daß Perlen und Diamanten, wenn die Welt stehen bleibt, ihren Werth wieder erhalten werden.

Nachdem wir eine halbe Meile zurückgelegt hatten, kamen wir auf einen Weg, der wegen der umgefallenen Häuser nicht zu paßiren war. Meine Frau und die Amme mit dem Kinde mußten aus der Chaise steigen, Herr Busch und ich nahmen unsere Pferde bey der Hand und halfen uns so durch. Anfangs gieng meine Frau ein wenig, weil es mir aber zu mühsam für sie schien,

e) Soldaten von der Garde des Königs.

schien, so setzte ich sie auf mein Pferd, die Amme aber mit dem Kinde auf das Pferd des Hrn. Busch. Herr Nihn hatte indeß die Chaise mit vieler Mühe über den Schutt gebracht, und da der Weg wieder besser ward, holte er uns in vollem Galopp bald ein. Es waren zwar unterdessen einige Fremde hinein gestiegen, allein sie waren so höflich und stiegen wieder heraus, da dann meine Frau mit dem Kinde und der Amme sich wieder hineinsetzten, ich aber und Herr Busch zu Pferde stiegen, und meine Leute zu Fuß nachfolgten. Die übrigen von der Gesellschaft, die auf meinem Garten waren, blieben an dem Wege hin und wieder sitzen, oder liegen, weil alle den Marsch nicht aushalten konnten.

Als es nach 6 Uhr dunkel geworden war, fiengen meine Leute auch an, sich zu beklagen, daß sie nicht weiter gehen könnten, und nun fiel mir erst ein, daß wir irgendwo einkehren müßten. Vorher hatten wir nicht daran gedacht, sondern waren aufs Gerathewohl gereiset. Herr Back erinnerte sich, daß Joan Soares einen Garten in Loiros hätte, er wußte aber nicht in welcher Gegend. Ich wollte solchen Vorschlag nicht annehmen, weil es erstlich Mühe kosten würde, diesen Garten in der Nacht aufzusuchen, fürs andere, weil ich mit diesem Manne vor etwa zwey Monaten einen ziemlich harten Wortwechsel gehabt hatte, und also befürchten mußte, daß er uns keinen Aufenthalt in seinem Garten vergönnen möchte. Ich tröstete meine Familie, so viel als ich konnte, und entschloß mich mit ihr auf dem ersten Platze, wo einige Bäume stünden, zu halten, und daselbst die Nacht unter freyem Himmel zuzubringen.

Nachdem wir etwa drey Minuten weiter kamen, so trafen wir eine solche Gegend an, spannten die Maulthiere aus, und banden sie nebst den Pferden an die Bäume. Meine Frau, die Amme und das Kind blieben in der Chaise sitzen; ich nebst meinen Leuten lagerten uns auf der Erde um die Chaise herum. Kaum hatten wir uns niedergesetzt, so fuhr ein Karrn mit zwey Ochsen bespannt bey uns vorbey. Ich fragte den Kärner: ob er uns nicht nach Loiros bringen wollte? Er sagte ja, wenn wir ihm gut bezahlen würden. Ich fragte ferner: ob er wüßte, wo Joan Soares Garten wäre? Er versetzte: es wäre der erste in Loiros, und betrüge der Weg bis dahin etwa noch eine kleine halbe Stunde. Endlich fragte ich ihn: wie viel er haben wollte uns dahin zu führen? und er forderte einen halben Ducaten. Ich spannete hierauf gleich meine Maulthiere vor die Chaise, setzte mich zu Pferde, die übrigen stiegen auf den Karrn, und so kamen wir vor Joan Soares Garten an.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

71tes Stück.

Freytag, den 3ten September 1779.

Anmerkung, zur Erläuterung der bey den deutschen Criminalgerichten vorhin üblich gewesenen Ablösung der Hände von dem entleibten Körper.

Bey dem alten deutschen peinlichen Anklagungsproceß war es die erste Obliegenheit des Anklägers, zu Begründung seiner Anklage, den Richter von der zuverläßigen Gewißheit des gänzlich vollbrachten Verbrechens (corporis delicti) durch den Augenschein, oder, nach der damaligen Rechtssprache, mit der Undat, mit der **Misdaet**, mit der Scheinthat, mit dem Schein, mit blinkendem Schein, oder mit dem wahren Schub, zu überzeugen. Der Bestohlne brachte seinen in handhafter That ergriffenen Dieb mit der Dieve, das ist, mit den gestohlnen Sachen, die er ihm auf den Rücken gebunden hatte, vor das Gericht 1).

 Den

1) Man bringe ehne mit de Have up Rügken gebunden vor dat Richte, deporteтur cum re furata, collo ejus imposita: So drucken sich die alten Lübeckischen, Hamburgschen, Bremischen, Verder, Stader, Braunschweiger, Lüneburger, Mühlhauser, Söster, Augspurger und Herforder Rechte aus, in von Cronhelm corpore statutor. Holsat. p. 84. von Westphalen T. IV. Monument. ined. p. 3017. von Pufendorf T. I. Observ. jur. univ. App. p. 183. 226 von Leibnitz script. rer. Brunsv. Tom. III. p. 435. Dreyers Nebenstunden. S. 385. von Senkenberg select. jur. & histor. T. VI. Grashofs Antiquit. Mulhausin. p. 236. Schilter T. III. Antiquit. Teut. p. 726. Meinders de judiciis centenar. p. 293. wie auch die Rechte von Biberach d. 1302 in Lünigs Reichs-Archiv P. Spec. Cort. IV. p. 182. Nur eine flüchtige Einsicht des Nordischen Rechts, (ich will nur die Schonischen Gesetze Königs Waldemars I. L. III. c. I. Waldemars II. Jütisches Lowbuch II art. 87. K. Birge Jrael Uplandisches Gesetzbuch, d. 1295. Tit. 4. c. 37. p. 63. Die Westgothischen Gesetze, Tit. de furto c. 3. p. 64. Königs Christophers I. von dem Messenius herausgegeben. Medellage LXV. c. 6. p. 322. Die Dahla Laghen Tit. Tiufbalck p. 60 edit. Hagdorph. und das in des Herrn Hans Paws Sammlung of gamle Nordiske Lov. T. I. und II. vorkommende Gule Tings Low Königs Hagen Adelsteen c. I. p. 199. und dessen Forste Tings Low P. XV. c. 37. p. 212. bemerken,) wird die Aufmerksamkeit leicht rege machen, wie genau diese Ge-

Den **Münz- und Gewichtsverfälscher** führte der Ankläger mit der verfälschten Münze in der Hand, und mit dem auf die Schultern gelegten verfälschtem Gewichte dahin 2). Der **Leichnam des Entleibten**, ward dem Gerichte mit gewissen nur gar zu bekannten Feyerlichkeiten vorgelegt 3), und weil dieses, wenn der Ankläger etwa wegen des nicht gegenwärtigen oder flüchtig gewordenen Thäters, die Anklage nicht sogleich anstellen konnte, insonderheit aber doch bey warmer Witterung, viele Unbequemlichkeiten mit sich führte: So ward dem Ankläger, ehe es ihm vergönnet war, den Körper zu beerdigen, von dem Richter verstattet, solchem die rechte Hand abzulösen 4). Diese behielt er zum Behuf seiner künftigen Anklage bey sich, und er mußte bey deren Anstellung, dies Leibzeichen, (Liflikes Warteken,) wieder produciren. Dieses hieß accusare manu mortua præsente, bey der **todten Hand, bey der gegenwärtigen todten Hand klagen** 5). An einigen Orten werden dergleichen von dem Körper getrennte und verdorrete Hände eben so sorgfältig aufgehoben 6), als zu Cortona die Reliquien von dem Eselskinnbacken, womit Simson die Philister geschlagen,

Gesetze hierin mit den deutschen Gesetzen überein stimmen, und wie deutlich beyde ihren gemeinsamen Ursprung verrathen.

2) Man sehe das alte Freyburger Stadtrecht in des Herrn D. Schott Sammlung deutscher Stadt- und Landrechte, 3ter Band S. 182.

3) Siehe Jus saxon. provinc. L. III. art. 10. chart. Caroli IV. Imp. in Miræus operibus diplom. T. I. nach Foppens Ausgabe S. 781. und bey Heda in Episcopis Ultrajectin p. 249.

4) Halthaus Glossar. fori. Germ. p. 1248. von Falckenstein historia diplomat. Erfurt p. 401. Georg Kaiser spricht davon, Praxi Criminali P. II. p. 63. 264. als von einer Gewohnheit, die noch zu seinen Zeiten in verschiedenen Gerichten beobachtet worden. Die Handlung ward auch sonst genannt: **Den Doden de Hand afsteden, de Hand aflaten, de Hand africhten, de Fust afnehmen.** Siehe die Gerichts-Protocolle in Treuers Geschlechtshistorie des Herrn von Münchhausen cod. diplomat. p. 53.

5) Z. E. in dem Stadtrechte von Eisenach de a. 1283. in Paulini annal. Isenac. p. 59. von Mulhausen beym Grashof l. c. p. 232. und des Fürsten Burewins Diplom in des Herrn geheimten Raths-Präsidenten von Westphalen, T. III. Monument. ined. p. 1481.

6) Wie z. E. in den Kirchen zu Rostock und Wismar. Manzel. jur Crim. Mecklenb. p. 12. & in select. jurid. Rostock Fasc. 2. p. 239. Asmus Bremer in chron. Kilon Msp. ad a. 1535. Dreyer de pœna defossionis vivi & pali. Der selige Consistorialrath Grupe versicherte dem Verfasser dieses Aufsatzes, daß ihm der Stadtschreiber zu Hoxar in einem Behältnisse gerichtlicher Acten acht dergleichen aufgedörrete Hände gezeigt, die er in frommer Einfalt für die Hände frecher Kinder erkläret, die sich an den Aeltern vergriffen, und durch göttliche Rache nicht vermodern können, sondern aus dem Grabe hervor gewachsen. Eine Hochweise Obrigkeit habe sie darauf abnehmen, zum scheußlichen Andenken und Warnung verwahren, und vorhin jährlich ausstellen lassen.

gen, und wie das Ohr, das Petrus dem Malchus abhieb. Nur der gelehrte Prälat **Marquard Heergott**, dem solche Hände auf seiner Reise in Ober-Deutschland hie und da gezeiget worden, wollte selbige vor Hände der Leibeigenen halten, die man diesen elenden Leuten nach dem Tode abgenommen, wenn sie nicht so viel nachgelassen, davon der Gutsherr das Mortuarium erheben können. Eben daher habe K. **Heinrich** V. in einer gewissen Urkunde 7) das Butheil, oder das Mortuarium, legem nequissimam & nefandam genannt, und vermuthlich habe sich der Gutsherr durch die Abnahme der **Hand** wieder die Ansprache der Kinder gleichsam verwahrt, wenn es etwa denselben eingekommen, die Freyheit unter dem Vorwande geltend zu machen, daß der Vater als ein Freygebohrner gestorben seyn mußte, weil das Mortuarium oder dieses wirkliche Kennzeichen der Leibeigenschaft aus dessen Nachlasse nicht entrichtet worden. Ich dächte, daß dieses Mährchen, welches ein alter Chronikaster ausgehecket 8) und lange genug nachgebetet worden, mit dem guten Sternbergischen Präpositus Frank doch endlich einmal 9) würde ausgestorben seyn! Man fieng in neuern Zeiten an, von jener Rauhigkeit die Hände der Erschlagenen abzulösen, abzugehen, und schon zu des Rugischen Landvogts Matthäus von Normann Zeiten ward dem Ankläger, wenn er entweder den Leichnam seiner Anverwandten nicht wollte beschädigen lassen, oder wenn der Entleibte eine Person von Geburt

7) Er zielt Zweifels ohne auf den Brief, den K. Heinrich V. der Stadt Speyer A. 1111 gegeben, welchen man in Lehmanns Speyerscher Chronik L. IV. c. 22. beym du Mont corps diplomatique T. I. P. I. p. 64. und in des Tritthemius Chron. Hirsaug. T. I. p. 351. gedruckt findet.

8) Magnum Chron. Belgic. ad a. 1123 beym Pistorius script. rer. germ. Tom. III. In eo vero consistebat jus, ut quandoque aliquis pater familias, qui hanc debuit servitutem, moreretur, in signum servitutis prætensæ optimum pignus vel jocale, quod in ipsius domo reperiri contigerit a dominis exigeretur, sin autem nil esset, *ut tum defuncti dextra manus offerretur.* Die Legende, welche so gar dem vortrefflichen Germanisten Joh. Wilh. Hoffmann in jurispr. Symbol. § 3. nicht misfallen, indessen da schon dem Dortmundischen Herrn Bürgermeister Potgiesser de statu servor. Germ. l. c. 5. anstößig war, hatten Molong de canonicis L. III c 35. Lucrius Chr. Belg. ad a. 1142. Schottel de singul. quibusdam in Germ. juribus p. 41. und der Himmel weiß, wie viele andere nach geschrieben. Ich denke die Unwissenheit des Erfinders ist wohl die Mutter dieser Grille gewesen. Denn er wußte nicht, daß manus mortua, manus defuncti, die **todte Hand**, wenn von den Leibeigenen die Rede ist, allemal im metonymischen Verstande genommen werde, und das mortuarium bedeute, worinnen denn die Gutsherrn die Schranken der Billigkeit nur gar zu oft übertreten haben mögen. Man sehe hievon die Urkunden A. 1208. 1247 beym Schannat hist. episc. Wormat. T. I. p. 72. Miræus diplom. Belg p. 147. Martee T. II. collect. ampl. monument. p. 112. Haræum in Castellanis insulæ p. 178.

9) Dav. Frank im alten und neuen Mecklenburg. Cap. 5. S. 77.

und Stande gewesen, von dem Gerichte verstattet, eine Hand von Wachs in die Stelle der fleischernen treten zu lassen. Das letzte wird in einem Wismarischen Gerichts-Protocoll vom J. 1512 10) zur Ursache angegeben, warum man dem Entleibten von Stralendorf weil er ein **Cavalier** gewesen, die Hand nicht abgelöset, sondern eine **wachsene** in deren Stelle geleget, und das erste bezeugt **Normann** bey Beschreibung der Feyerlichkeiten des Processes also 11): „Des Doden „Fründe lathen eschen uth dem Ge„richte den Deder, undt bringen dem „doden Lychnam vor dat Gerichte, stel„len IV. VI. edder wohl VIII. Bor„gen, by ehren folgenden Klage tho „bliven, — den biddet de Kläger, de „Richter möge em verloven, dat he „vam doden Lychnam ehn Lyflik War„teken hebe, da he sine Klage up möge „riesen. So vergünt em de Richter, „he schole de rechte Handt hohlen. Will „he ock den doden Lychnam nicht be„schedigen edder schampseren laten, so „verlöwet em de Richter, ene wassene „Handt mit Erkentniß: Se schole ge„noch dohne, glick eft idt de fleischern „Handt were, tho halende, undt sine „Klage darup tho stellen. — Darna „börget de Kleger de Handt uth dem „Gerichte, beth thom andern Dage, „mit vorbeholde, wo em de Handt ent„queme, Füres, Waters, edder ander „Noth halven edder gestalen würde, „dat he ene andere wassene Handt in „solcken Stede möge vorbringen und „gebrucken. Dat günt em de Richter „und de Börgen laven.„

Die Art und Weise, und unter welchen Formalitäten die Hand abgelöset, und wie die Hand von Wachs unter gerichtlicher Aufsicht verfertiget worden, ist den gelehrten Männern, die sich mit Aufklärung der deutschen Rechtsalterthümer beschäfftiget haben, noch zur Zeit gänzlich unbekannt geblieben. Man erlaube mir also diese Lücke aus einem mir zur Hand gekommenen höchst seltenen und ungedruckten Denkmal unseres Vaterlandes zu ergänzen, oder das im Jahr 1368 aus lauter Sächsischen Rechtsgewohnheiten verfaßte Gesetzbuch der Clevischen Stadt **Kalkaer** mit eigenen Worten reden zu lassen: „Als die Eßschinge gedaen, „So gesynnet die Kleger eyns Ordels, „want dat doede Lychnam hier tegen„werdich verderflicken lyght, wor dat „men daer mede vortfaren sal, als „recht is. Undt dat sal die Richter „den Scepen fragen. De Scepen sul„len wysen: wenn dat Lychnam vor„drefflicken is, unde mans niet hol„den en mach, des Rechtes to ver„wachten,

10) In Schröders papistischen Mecklenburg, Th. I. S. 969. „und is dem Doden „de Hand nicht afgeleden, sondern eene wassern Hand in de Stede geleget, na„dem he ein Edelmann was.„

11) Matth. von Normann im Wendisch-Rugianischen Landgebrauch. Tit. 19. S. 27. nach der Ausgabe des Herrn Prof. Gadebusch und in Dreyers Monumentis anecdotis viror. post fata illustrium. p. 249.

„wachten, so sal die Kleger die Rech„ter Hand nemen van den doden Lych„nam, undt leggen die op enen Block, „dan sal die Bade eyn Biel opsetten, „unde die Richter sal mit enen Wed„derhamer up die Biel slaen, unde „die Hand afdoen, dan sal men den „Richter Orlof bidden, den doden Lych„nam to begraven, unde overtuigen. „Und die Kleger myt Orlef des Rich„ters und Scepen sal die doede Hant „nemen, un doen die yn enen nyen er„denen Pott mit Water und mit Solt, „unde sieden die Haut wenigsten III „ofte IIII Uren lank, unde wollen die „Hant dan all umb ende myt Was, al„so dat men de Hant nyet en sunt. In „Orkonde de Scepenen, ende die Sce„pen setten ören Segel in dat Was „gedrucket, alson dat die Scepen by „oeren Segel. Wanner een nun vor„den Gerichts gesonnen ward, unde „dan geve die Richter die Hant den „Kleger, unde die Kleger moet den „Richter Wisheit doen der Klagen to „volgen as recht is, des andern Da„ges, unde des dridden Dages, unde „de Haut to holden, yn Behuef der „Herren unde des Klegers. Unde des „andern Dages, sal die Kleger komen „unde gesinnen dat Gerichte, den sal „den die Richter richten, unde die Kle„ger myt eynem getaegen Swert dri„werfft Wapen roepen, unde dingen „sick aen synen Woerde, mit des doden „Mans-Haut de vermoerdet ys. Den „beseen die Scepen of den Segel yn „dat Was gedruickt is. Seen sy dat, „den seggen sy ja. Dan claget die „Cleger vort.„

Merkwürdige ökonomische Anzeige.

Der Anbau der Kartoffeln ist besonders seit der letzten Theurung so sehr vermehrt, daß er schon die Frage veranlaßt hat, ob es **nicht rathsam sey ihn durch Gesetze einzuschränken?** Ohnstreitig ist der übertriebene Anbau eines sonst so nützlichen Gewächses nicht ohne alle nachtheilige Folgen; indessen ist es doch noch nicht völlig ausgemacht, daß er sogleich durch Zwangsmittel vermindert werden müßte.

Es scheinet aber, daß er, wenigstens in einigen Gegenden, bald von selbst zu Grunde gehen werde, wenn nicht die Ursache dieser Besorgniß bald gehoben werden kann.

Seit drey Jahren hat sich in einem Districte des Fürstenthums Göttingen, bey diesem Gewächse ein Miswachs geäußert, der von Jahr zu Jahren sich weiter erstrecket und schon bey vielen den Entschluß gewirket hat, sich mit dem Anbau desselben nicht mehr abzugeben. Wenn das Kraut der gepflanzten Kartoffeln zum Vorschein kommt, wird es bald kraus und wächst nachhero wenig. Zum Theil verschwinden die Kartoffeln gänzlich, andere die zwar noch bleiben,

blühen entweder gar nicht oder bringen doch nur eine ganz schwache bald abfallende Blüte und niemals Saamen.

Diese kranken Pflanzen setzen entweder gar keine oder doch nur wenige Kartoffeln an, und diese sind klein, steinhart und zum Essen ganz untauglich, schlagen jedoch, wenn sie gepflanzt werden an, und die davon aufkommende Kartoffeln sind nicht allemal mit der Krankheit der Mutter behaftet. Anfänglich betraf das Uebel nur die weißen Kartoffeln, die rothen und die bekannten englischen waren frey davon. Dieses Jahr sind die weißen fast gänzlich verdorben und sehr viele von den rothen und englischen auch angesteckt. Blos die sogenannten Suppen- oder Zucker-Kartoffeln sind noch frey davon.

Das Uebel hat auch schon so weit um sich gegriffen, daß es wohl mit der Zeit allgemein werden dürfte.

Wenn man eine damit befallene Kartoffel bald, nachdem das Kraut zum Vorschein gekommen ist, ausnimmt, so entdeckt man an dem Schuß nahe an der Stelle, wo er aus der Kartoffel getreten ist, deutliche Merkmale einer Wunde, die wohl keine andre Ursache als den Biß oder das Nagen irgend eines Wurms oder Insekts haben kann.

Was für ein Ungeziefer aber Schuld daran ist, das hat man noch nicht entdeckt.

Daß es keines der gewöhnlichen, z. B. der Regenwurm, die Schnecke, oder die sogenannte Egel sey, ist desfalls glaublich, weil diese Würmer jetzo nicht häufiger als sonst vorhanden sind, gleichwohl dieses Uebel vorhin noch niemals bemerkt worden. Vermuthlich muß also ein Gewürme, dem unbekannte Umstände zu einer außerordentlichen Vermehrung behülflich gewesen sind, Schuld daran seyn.

Man würde glauben, daß sich solches im Lande befinde, wenn nicht Saamen-Kartoffeln, die man von entfernten Oertern zur Probe hat kommen lassen, meistentheils frey davon geblieben wären.

Am sichersten würde ein Mittel dagegen zu entdecken seyn, wenn man wüßte, von was für einem Wurm es herrühre und dessen Geschlecht kennen lernte.

Wer dazu Gelegenheit gäbe, würde sich um das Publicum, und besonders um den größesten und wichtigsten Theil desselben, die armen Leute, sehr verdient machen.

Was die Untersuchungen des Landwirths nicht haben entdecken können, das würde vielleicht den scharfsichtigeren Blicken des Naturforschers nicht verborgen bleiben, und der jetzt eben angeführte Umstand würde machen, daß die desfalsigen Bemühungen unter die edelsten zu rechnen wären.

Wie vielen segensvollen Dank würde sich derjenige erwerben, der ein Mittel

Mittel gegen dieses Uebel, oder wenigstens die Ursache desselben entdeckte und seine Entdeckungen in diesen Blättern, wodurch schon so viele nützliche Kenntnisse verbreitet sind, bekannt machte.

Beantwortung der im 30ten Stück des Magazins befindlichen Anfrage, wegen Heilung der Wassersucht.

Der Hollunderbaum giebt allerdings ein vortreffliches Heilungsmittel wider die Wassersucht, so viel ich aber aus Erfahrung weiß, wird dazu nicht die Wurzel, sondern die Frucht selbst gebraucht. Man nimmt ein Quartier guten alten Rheinwein und läßt darin vier Loth getrocknete und zerstossene Hollunderbeeren auf einem warmen Ofen oder in der Sonne etwa zwey bis drey Tage digeriren. Von diesem Rheinwein trinkt der Kranke jeden Morgen und Abend ein Weinglas voll, und dieser Abgang in der Bouteille wird jedesmal von einem zweyten Quartier Rheinwein ergänzet. Auf diese Art trinkt der Kranke beyde Quartier Rheinwein aus, und das Uebel ist gewöhnlich gehoben. Des Morgens bleibt der Kranke, nachdem er sein Glas geleeret, eine Stunde im Bette, und beobachtet während der Cur die Diät der Brunnengäste.

Ohne Zweifel würde eine schleunigere und stärkere Wirkung durch vermehrte Menge der Hollunderbeeren zu erhalten seyn, ob aber der Brantewein hierzu etwas beytrage, und dieser Statt des Rheinweins genommen werden könne, ist mir nicht bekannt. Ich kann inzwischen versichern, daß meine leibliche Mutter auf obige Art curirt ist.

Man macht auch von frischen Hollunderbeeren einen Wein, der nicht nur angenehm schmeckt, sondern auch dem Körper starker Personen sehr nützlich ist. Ich theile daher folgende Vorschrift zur Verfertigung dieses Hollunderweins mit.

Man nimmt vier und dreyßig Pfund zur völligen Reife gekommene und vom Stiel sorgfältig abgeflückte Hollunderbeeren und kochet sie in vier Quartier Flußwasser zwey Stunden. Hierauf seiget man den Saft durch einen groben leinen Beutel, um den Kern und die Haut der Beeren abzusondern, und quetscht den Beutel, damit der Saft rein herauskomme. Alsdenn bringt man den Saft wieder aufs Feuer und schüttet zwanzig Pfund Zucker hinein. Mit diesem Zucker muß der Saft eine ganze Stunde kochen, und diese Stunde rechnet man von der Zeit an, da der Saft zu kochen angefangen. Nach Ablauf dieser Stunde läßt man den Saft in einem Zuber abkühlen, bis er nur noch milch-warm ist, gießt alsdann vier Löffel gute frische Gaare hin-

hinzu und bringt ihn in Gährung. Wenn er 12 bis 13 Stunden gegohren; so wird der Wein auf ein Faß gefüllet und nach einigen Tagen fest zugespundet. Erst nach Verlauf von acht Wochen ziehet man den Wein auf Bouteillen, die aber blos mit dickem Papier zugebunden werden dürfen.

Je älter dieser Wein wird, desto stärker wird er, und mir ist versichert worden, daß die Podagristen mit diesem Hollunderwein ihr Uebel sehr mindern können, wenn sie Abends davon trinken, und ihre Füße in Flanell wickeln. Noch muß ich bemerken, daß es zweyerley Arten vom Hollunder giebt, die an den Stengeln der Beeren leicht zu unterscheiden sind. Hollunderbäume, die ihre Beeren auf rothen Stengeln tragen, sind die besten, und ihre Beeren die schmackhaftesten und kräftigsten. Die Beeren auf grünen Stengeln hingegen sind sehr wässericht, und werden auch Wasser-Hollunder genannt.

W. J. C. A. O.

Kirchenhistorische Anekdote.

Vor einigen Jahren rettete ich disjecta membra eines alten Stammbuchs eines gewissen Gerhard Beckers von Hoya, aus einer Krambude. Unter mehrern merkwürdigen Männern fand ich dieser Gelehrten: Henr. Bünting, (der auch, wie es weil. der S. T. Herrn Pastoren und Superintendenten Amtsberuf war, eine Chronik geschrieben hat) Theodor. Beza, Joh. Caselius, Dionys. Gothofredus, Aegid. Hunnius, Polykarp. Lyserus, Joh. Major, G. Obrecht und Joh. Zangers Hand und Namen darin. Henr. Bünting schrieb hinein:

Diepholz.

Christus personaliter est vbique, sed non vbique quaerendus alligatus vel inclusus.

Ingreditur coelum dux vitae Christus Jesus,

Et tamen in terris corpore Christus *adest*.

Das adest unterstrich der 85jährige Beza und schrieb mit bebender Hand dabey:

Beza.

spiritus videlicet et fides credentium.

Der rechthaberische Alte behauptet sich doch allenthalben, wärs auch in einem Stammbuche.

Moller.

Hannoverisches Magazin.

72tes Stück.

Montag, den 6ten September 1779.

Von den Zigeunern.

Obgleich die Zigeuner eine fast jedem bekannte Art Leute sind, so hat man doch bis jetzt noch nicht hinter ihren wahren Ursprung, Herkunft und übrige Beschaffenheit kommen können. Die Meynungen hierüber sind getheilt. Ich will den Lesern einige von den vornehmsten derselben hier kurz vorlegen, und denn meine Gedanken über die Entstehung und wahre Abkunft der Zigeuner beyfügen, ohne jedoch selbige jemanden aufzudringen.

Wir nennen die Art Leute Zigeuner, die die Länder durchstreichen, sich keinen beständigen Wohnsitz wählen, keine Obrigkeit über sich anerkennen, sich auch Niemand unterwerfen, sondern ein in völliger natürlicher Freyheit lebendes Volk seyn wollen, die aller Orten, wo sie nicht bemerkt werden und keinen zu großen Widerstand finden, plündern, rauben und stehlen, das Wild in den Wäldern schießen, da wo sie ohne Gefahr nicht stehlen können, sich durch das Wahrsagen aus der Hand, Kaffe rc. von leichtgläubigen Geld erwerben, Thörichten weiß machen, sie könnten zaubern, aus unordentlicher Vermischung Kinder zeugen, und selbige zuweilen, um auch dadurch was zu gewinnen, mehr wie einmal taufen lassen, und kurz, alle nur möglichen Schandthaten und Bosheiten verüben.

Jetzt höret man beynahe wenig oder gar nichts mehr von den Zigeunern, weil man sowohl in Reichs- als verschiedenen Landesgesetzen die Duldung dieser Leute aufs strengste verboten, und jedes Land alle nur möglichen Mittel zu ihrer gänzlichen Vertilgung angewandt hat. Allein, ob sie sich gleich in unsern Gegenden nicht mehr in so großen ansehnlichen Truppen, wie vor Zeiten, blicken lassen, so sind sie doch nicht ganz ausgerottet, sondern man trifft noch oft hin und wieder, vorzüglich in Thüringen, wie auch in Spanien, Frankreich, Dännemark rc. einzelne Zigeuner an, die sich vom Betteln, und wo sie Gelegenheit finden, vom Stehlen nähren.

Nach Aventini Bericht, sind die Zigeuner im funfzehnten Jahrhundert, ohngefähr ums Jahr 1417 nach Chri-

sti Geburt, unter der Regierung des Kaisers Sigismund, in Deutschland zuerst zum Vorschein gekommen. Aventinus sagt, sie hätten einen Heerführer gehabt, der Zundel geheißen, und wenn man sich bey ihnen nach ihrer Herkunft erkundigt, hätten sie vorgegeben, sie wären aus Aegypten gebürtig *), und weil ihre Voraltern zur Zeit da Maria mit ihrem Kinde Christus nach Aegypten geflüchtet wäre, um der Wuth und Mordsucht Herodes des Ascaloniten zu entgehen, die Maria nicht hätten aufnehmen und beherbergen wollen, wären sie von Gott dahin verdammet worden, daß eine ziemliche Menge ihrer Nachkommen zu gewissen Zeiten ihr Vaterland verlassen, und unstet und flüchtig in der Welt herumwandern müßte. Zu mehrerer Deutlichkeit will ich hier des Aventinus eigene Worte aus dem achten Buche seiner Bairischen Chronik hersetzen, sie lauten so: „Dieser Zeit (nemlich unter „der Regierung Kaisers Sigismund) „seyn am ersten die Zigeuner in diese „land kommen, hätten einen König, der „hieß Zundel, seyn die ganze Christen„heit ausgezogen, haben ausgeben, sie „seyen aus Aegypten, müssen ausziehen „alle sieben Jahr ein Rott, darumb, „daß sie unsere Fraw nicht beherber„gen haben wollen.„

Frägt man noch jetzt einen Zigeuner nach seiner Herkunft, so hat er gleich dieses Mährchen in Bereitschaft, und erzählt es mit vielen Umständen und Zusätzen, um leichtgläubige dadurch zum Mitleiden und zur Mildthätigkeit zu bewegen.

Ohne hier den Ungrund dieser Fabel weitläuftig darzuthun, bemerke ich nur, daß wenn man einen Zigeuner nach der Art und Beschaffenheit seines vorgeblichen Vaterlandes frägt, er nicht nur nicht das mindeste davon zu sagen weiß, sondern auch nicht einmal angeben kann, wo Aegypten liegt. Bey Scharfsichtigen expedirt er auch seine Erzählung so kurz wie möglich, und fügt noch den Zusatz hinzu, er wäre zwar nicht selbst aus Aegypten, aber doch von denen erzeugt, welche durch einen höhern Trieb gezwungen, Aegypten hätten verlassen müssen.

Da man nun diese eigene Aussage der Zigeuner, wegen ihrer Heymath für offenbar falsch und erdichtet hielt, so suchte man ihren Ursprung aus verschiedenen andern Quellen herzuleiten:

Besold in seinem Thesauro Practico, hält die Zigeuner für Nachkommen Cains, und Baronius sagt in seinen Annalen, die Zigeuner hätten ehemals in Singara, einer Stadt Mesopotamiens, gewohnet, da sie aber vom Kaiser Julian dem Abtrünnigen daraus vertrieben worden, wäre es ihnen unmöglich gewesen, wieder zum Besitze ihres Vaterlandes zu gelangen, und sie irrten von dieser Zeit an nun beständig so in der Welt herum. Andere behaupten, der Zigeuner ihre Vorfahren wären Christen gewesen, die

aber

*) Vermuthlich heißt auch dieserwegen ein Zigeuner im Französischen Egyptien und im Englischen Gipsy.

aber die christliche Religion verlassen, und der Lehre Muhammeds beygepflichtet hätten. Nachher hätten sie sich solches wieder gereuen lassen, wären wieder Christen geworden, und der Pabst hätte ihnen die Buße auferlegt, daß sie und alle ihre Nachkommen stets in der Welt herumirren sollten. Wieder andere haben den Ursprung der Zigeuner in Assyrien, andere in Sicilien, einige in der großen Tartarey, und viele auf dem Berge Caucasus zu suchen sich bemühet. Einige zweifelten, daß Asien ihr wahres Vaterland sey, und leiteten daher der Zigeuner Herkunft aus Africa, besonders aus der Landschaft Nubien und Abyssinien ab.

Alle diese Vermuthungen aber bedürfen eines Beweises, dem sich jedoch selbst die nicht unterziehen, die sie geheget haben, sondern selbige gründen ihre Meynungen einmüthiglich auf die fabelhaften Aussagen der Zigeuner selbst.

Ich glaube, die allerersten Zigeuner, sind aus Deutschland gebürtige Juden gewesen, und ich suche diese Meynung durch folgendes wahrscheinlich zu machen. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts nach Christi Geburt grassirte in ganz Europa, und besonders in Deutschland eine schreckliche Pest, die in wenig Tagen viele tausend Menschen hinwegraffte, und durch ihre Wuth verschiedene Oerter öde machte und ganz verwüstete.

Weil nun natürlicher Weise, da die Anzahl der Juden nicht so groß war, wie die Anzahl der Christen, verhältnißmäßig auch nicht so viel Juden wie Christen an der Pest starben, so glaubte der gemeine Mann, der so den Juden immer gehäßig war, die Juden wären unter sich eins geworden, die Christen zu vertilgen, und hätten zu diesem Ende die Quellen und Brunnen vergiftet. Kaum hatte sich diese ungegründete Muthmaßung unter dem gemeinen Mann verbreitet, so erwachte auch der Verfolgungsgeist, man fiel überall über die armen Juden her, und peinigte marterte und tödtete sie auf die grausamste Art. Die meisten verbrannte man lebendig, und nichts war fähig, der blinden Wuth des Pöbels Einhalt zu thun. Alle alte Geschichtschreiber melden uns diesen allgemeinen Aufstand der Christenheit wider die Juden. Ich will hier nur einige der vornehmsten derselben, um nicht zu weitläuftig zu werden, mit ihren eigenen Worten reden lassen. So sagt z. B. *Sebastian Frank* in seinen Kaiser- und Welthistorien: „Anno Christi „1348 sind schier alle Juden in Deutsch-„land mit Feuer ausgetilgt worden, „darumben, daß sie alle Brunnen im „Land zu vergiften im Sinn, und zum „Theil schon verbracht hätten, als ih-„rer viel sollen bekennt haben.„

In *Lehmanns* Speyrischer Chronik heißt es im 7ten Buch im 42ten Cap. „Anno 1348 und im folgenden Jahr, „ist in Italia, Frankreich und Deutsch-„land, ein sehr groß Volk, von böser „Infection gestorben, und auf die Ju-„den Verdacht gewachsen, daß sie durch „Vergifftung der Brunnen und Was-„ser

„ser, solche Läuff verursacht, deshal„ben man sie an etlichen Orten zur Tor„tur gezogen; und als Theils aus „Schmerzen der Marter des Bezichts „gestanden, hat man ohn Unterschied „zu ihnen griffen, Mann, Weib und „Kinder, in den Reichsstädten am „Rhein getödt, verbrennt und gerade„brecht, und hat des gemeinen Pöbels „grimmiges Wüten nicht gestillet wer„den können.„

Und in einer alten geschriebenen Nürnbergischen Chronik stehet: „An„no 1348 ist eine grausame Pestilenz „durch ganz Europa gewesen, derglei„chen in keiner Chronica gelesen noch „gefunden wird. Es war ein Welt„sterben, dann viele Städte und Schlös„ser, Flecken und Dörfer, auch Klö„ster, sturben gar aus. Man hielt „an vielen Orten kein Recht, und es „wurden die Juden darunter verzickt. „Man sagt sie sollten die Brunnen ver„gifft haben. Derhalben schlug man „sie an vielen Orten zu todt.„

Eben dieses berichtet Jakob Wimpheling in seinem Catalogo Episcoporum Argentinensium, das Chronicon M. Alberti Argentinensis und Felix Faber wenn er im 2ten Buche Rer. suev. sagt: „Anno Domini 1348 facta est „magna Judaeorum persecutio quasi „ubique adeo, ut gens Hebraeorum „crederet finem venisse, et undique „comburebantur sine differentia, se„nes et iuvenes. Dicebatur enim de „iis, quod venena in aquas sparsissent, „quod et fatebantur in tormentis.„

Endlich führe ich hierüber noch folgendes aus des Juden R. David Gans Zemach David an: „Pestis calamito„sissima, ab ortu solis, usque ad oc„casum eius grassata est anno centesi„mo et octavo (supra millenarium „quintum, nostrae computationis) „Christianae vero 1348. pestis inquam, „cui similis nulla, post creatos a Deo „super terra homines, fuisse depre„henditur, neque enim ab uno extre„mo orbis ad alterum decima pars ha„bitatorum superstes permansit, etiam „loca multa, incolis destituta, plane „ad vastitatem redigebantur, clade im„manissima. Cum vero ex Judaeis „pauci rarique morerentur, suspicio „in Hispania, Gallia et Germania, „adversus Judaeos exorta est in Chri„stianorum animis, eosque, proiecti „in puteos et amnes veneni, graviter „incusarunt. Ergo, quod peccata „nostra, proh dolor! meruere, a tu„multuante plebe, Judaeorum millia „multa, multaeque myriades passim „trucidatae fuerunt, neque in pote„state imperantium erat, id impedire, „fuit enim hoc malum plane θεήλατον.

Daß nun zu dieser harten Verfolgungszeit viele Juden, der Wuth und dem Grimme der Christen zu entgehen, alles Ihrige im Stiche gelassen, und mit ihren Weibern und Kindern, um ihr Leben zu retten, in dunkle Wälder und Einöden geflohen sind, ist höchst wahrscheinlich, und bedarf wohl keines Beweises. An diesen einsamen Oertern theilten sie sich in mehrere kleine Gesellschaften, und machten sich große unterirdische Höhlen, worin sie wohn-

wohnten, theils um vor der Grausamkeit der Christen, theils aber auch vor den wilden Thieren sicher zu seyn. Die armen Leute nährten sich in den Grüften, dergleichen man hin und wieder noch einige in den Wäldern antrift, ohne daß man den Grund anzugeben weiß, wozu sie ehemals eigentlich gedienet, so gut sie konnten, von Baumfrüchten, Kräutern und Wurzeln. Sie vermehrten sich, und hielten fest über ihren Glauben.

Nach Verfließung eines halben Jahrhunderts, da die Pest schon längst aufgehört hatte, und ihre Todfeinde gestorben waren, wagten sie es, nach und nach ihre Häupter aus den Hölen wieder empor zu heben. Sie kamen hin und wieder in kleinen Haufen zum Vorschein, und da beynahe ganz Deutschland zu der Zeit durch die hussitischen Unruhen in allgemeiner Verwirrung war, bekümmerte man sich eben nicht so sehr um sie, und ihre plötzliche Erscheinung wurde nicht so bemerkt, wie zu einer jeden andern Zeit geschehen seyn würde.

Sie mußten jedoch aber vorsichtig seyn, und es wäre gar nicht rathsam gewesen, wenn sie sich für Juden ausgegeben hätten, gegen die noch ein allgemeiner heimlicher Haß herrschte.

Sich, wie die heutigen Juden in Portugall thun, für Christen auszugeben, schien ihrem Gesetz und Gewissen vielleicht anstößig und zuwider zu seyn deswegen erwählten sie, um sich keiner Gefahr auszusetzen, und auch ihrer Glaubenslehre nicht zuwider zu handeln, folgenden Weg.

Damit man sie, weil sie sich um diese Zeit in Deutschland in großen Haufen blicken ließen, für keine Straßenräuber, Diebesbanden oder Kundschafter, sondern für ehrliche und redliche Leute hielt, war es vor allen Dingen nöthig, sich einen Heerführer zu wählen. Dies thaten sie auch und nannten ihn Zundel.

Der Name Zundel ist ein purer jüdischer Name, der anstatt *Menachem*, welches so viel wie Tröster heißt, gebraucht wird, und meines wissens, bey sonst keiner andern Völkerschaft üblich gewesen ist. Es ist auch bekannt genug, daß die Juden im gemeinen Leben, die wahren hebräischen Namen, oft mit andern Namen verwechseln. Um nur ein Paar Beyspiele hiervon anzuführen, so sagen sie z. E. für *Judas*, Löwe; für *Benjamin*, Wolf; für *Jsaschar*, Esel; für *Naphtali*, Hirsch; und auf gleiche Weise haben sie statt *Menachem*, das Wort Zundel eingeführt. Es war aber nun noch nicht genug, daß sie einen Anführer hatten; sie mußten auch eine Ursache anzugeben wissen, weswegen sie sich in Deutschland blicken ließen; und da erdichteten sie das Mährchen, ihre Voraltern hätten in Aegypten gewohnt, und weil selbige der Maria mit ihrem Kinde die Beherbergung versagt, müßten sie zur Strafe zu gewissen Zeiten aus ihrem Vaterlande fliehen, in der Welt herum irren, und das bitterste Elend dulden. Sie konnten auch dieses Mährchen mit gutem Grunde erzählen, denn es lag etwas wahres darunter verborgen. Ihre uralten Vorfahren waren, wie aus der Bibel bekannt,

in Aegypten gewesen, und ihre Väter, die die Mutter Gottes und Christum, das ist, die christliche Religion zur Zeit der eben erwähnten Judenverfolgung, nicht annehmen wollten, mußten fliehen, oder sie wurden getödtet. Daß man aber im Jahr 1348 die Juden, die Christen wurden nicht hinrichtete, bezeugen die Anales Rebdorfenses in diesen Worten: Pauci Iudæi defensi sunt in civitatibus, Babtismum eligentes, ut combustionem evaderent. Plures Iudææ pulchræ, quasi invitæ, multique pueri erepti, ab invitis (es soll vielleicht in viti heißen.) sunt baptizati.

Den Juden half dieses Vorgeben dazu, daß man Mitleiden mit ihnen hatte, und sie überall gut aufnahm, ja der gemeine abergläubische Mann hielt sie sogar für heilige Leute.

Weil sich ferner diese verstellten Juden für ein ganz fremdes ausländisches Volk ausgaben, so mußten sie auch nothwendig auf eine ganz fremde Sprache denken. Denn pur hebräisch durften sie nicht reden, wenn man sie für ein wirklich aus Aegypten herstammendes Volk halten und den Betrug nicht merken sollte. Sie machten sich daher eine solche Sprache, wie dergleichen Leute zu verfertigen fähig waren, das ist, ihre Sprache war ein aus der hebräischen und deutschen Sprache durch einander geworfener Mischmasch, doch so, daß die deutschen Wörter ganz verändert, und nach Art der hebräischen Wörter, die Natur, Eigenschaft und Beschaffenheit eines Dinges, so sie benennen sollten, fürzustellen eingerichtet wurden. In dieser Sprache geschriebene Bücher sind äußerst rar und selten. Mir ist davon ein kleines Wörterbuch zu Gesichte gekommen, welches in Philanders von Sittewald Satyrischen Gesichten vom Soldaten-Leben mit eingeschaltet ist. Aus diesem Wörterbuche will ich hier einige Wörter vorlegen, und daraus meine behauptete Vermuthung zu begründen suchen. Ein Kind heißt in der Zigeuner ihrer Sprache, ein **Schreyling**; ein Knabe, **Gatzmann**; das Haupt eines Menschen, **Lausemark**; der Finger, **Griffling**; das Hemd, **Hanfstaude**; der Mantel, **Windfang**; die Schuhe, **Trittlinge**; das Wasser, **Flossart**; der Vogel, **Flughart**; die Gans, **Breitfuß**; die Nuß, **Krachling**; eine Wurst, **Regenwurm**; ein Pfennig, **Blechling** u. s. w. An Sachen, womit Handwerker umzugehen pflegen, wie auch an die Namen der Handwerker hängt man gemeiniglich das Wort fetzer an, um solche dadurch kenntlich zu machen. So heißt z. B. ein Fleischer bey den Zigeunern **Boßhartfetzer**; ein Schreiber, **Brieffelfetzer**; ein Schneider, **Klaffotfetzer**; ein Bader, **Fladerfetzer**; einer der die Leyer spielt, **Klingenfezzer**; ein Müller, **Rollfetzer** u. s. f.

Folgende aus oberwähntem Wörterbuche ausgezeichnete Wörter, sind meiner Meynung nach wahre hebräische Wörter:

Acheln, Essen.
Adone, Gott.
Alchen, Gehen.
Alch dich, packe dich fort.
Beschöchert, Trunken.

Be-

Beschöchern, Trinken.
Beseffler, Betrieger.
Beth, Haus.
Betzam, ein Ey.
Boßdich, Schweige.
Boßhart, Fleisch.
Boßhartsetzer, Fleischer.
Bsaffot, Brief.
Claffot, Kleid.
Dalinger, Henker.
Dolman, Galgen.
Galch, Pfaffe.
Galchenbeth, Pfaffenhaus.
Genpffen, Stehlen.
Gfar, Dorf.
Gitzlin, Stück Brodt.
Glid, Hure.
Gaffen, Schlagen.
Johan, Wein.
Lechem, Brodt.
Loe, Falsch Böse.
Mackum, der Ort.
Megen, Ertrinken.
Meß, Geld.
Oetlin, der Feind.
Schocherbeth, Wirthshaus.
Seffel, Dreck.
Seffelgräber, Schatzgräber.
Verschochern, Versaufen.

Ich glaube, daß dieses hinlänglich ist zu beweisen, daß die ersten Zigeuner, welche sich in Deutschland blicken lassen, nichts weiter wie Juden gewesen sind. Hierzu kommt noch, daß zu den damaligen Zeiten, außer den Juden fast Niemand der hebräischen Sprache kundig war, und wie sollten nun wohl so viel hebräische Wörter unter die wenigen deutschen Wörter in der Zigeuner ihre Sprache gekommen seyn, wenn sie keine Juden gewesen wären? Das Zigeunerische Rothwelsch, wie man es insgemein zu nennen pflegt, hat auch mit den bey den Juden in Deutschland üblichen Redensarten, die größte Verwandschaft.

Als nun diese Juden zuerst aus ihren Klüften und Höhlen wieder hervor kamen, mußten sie den Leuten doch auch was mit bringen, um sich bey ihnen beliebt zu machen, und sich nicht bloß vom Betteln nähren zu dürfen.

Gold, Silber und andere schätzbare Dinge hatten sie nicht, deswegen wurden sie unter sich eins, sie wollten sich ihrer alten, von Moses und David auf sie gebrachten Kunst berühmen, daß sie gefährliche Feuersbrünste besprechen, und löschen könnten, und daß ein solches Haus oder Gebäude, worin man sie beherbergte, niemals abbrenne. Ferner beschlossen sie, den Leuten weiß zu machen, sie könnten weissagen, anzeigen, wo gestohlne Sachen hingebracht wären, wer sie gestohlen, und aus den Linien der Hand, könnten sie so wohl das vergangene als das zukünftige Schicksal des Menschen ersehen; sie könnten daraus beurtheilen, ob dem Menschen Glück oder Unglück bevorstehe, ob er lange leben, oder bald sterben werde u. s. w.

Mit dieser vorgeblichen Kunst erschienen die Zigeuner zuerst in Deutschland, und erwarben sich dadurch bey Leichtgläubigen, vorzüglich aber bey vorwitzigen Weibern und jungen Mädchen, denen sehr daran gelegen war, zu wissen, ob sie bald heyrathen, und was für Männer sie bekommen würden, reichlichen Unterhalt.

Anfänglich hielten sie sich bloß auf den Dörfern auf, nach und nach aber suchten sie sich auch in die Städten einzuschleichen, wo zu ihnen die getauften Juden, die es heimlich noch immer mit den Juden hielten, sehr behülflich waren.

Zu diesen Juden, die man, weil man nicht wußte, woher sie kamen, von dem Umherziehen, Zigeuner nannte, gesellte sich in der Folge allerhand Lumpengesindel, von den Christen, z. B. Knechte, Mägde und Kinder, die ihren

ihren Herren oder Aeltern wegen verübter Verbrechen entlaufen waren, und mehr Lust an Stehlen und herumstreifenden Leben wie am arbeiten hatten. Dieses Gesindel lernte den Zigeunern ihre Sprache, Sitten und Gebräuche ab, streifte im Lande herum, bekam von Zeit zu Zeit mehr Zuwachs, und machte eine besondere Rotte aus, die noch bis jetzt unter dem Namen der Zigeuner fort dauret, und so gar in Thüringen noch geduldet wird.

Die spätern Zigeuner, die auf die ersten Zigeuner, welche bloß verstellte Juden waren, folgten, sind also von diesen ganz verschiedene Leute, und **Philip Knipschild** hat vollkommen Recht, wenn er in seinem Werke de juribus & privilegiis Civitatum Imperialium. Lib. 5. cap. 25. von erstern sagt, sie wären, manipulus furum, & sentina pessimorum hominum, ex variis nationibus, non ita remotis, sed vicinis, collecta, qui extra civitates, in agris, triviis, tentoria erigentes, proditionibus, latrociniis, deceptionibus & furtis (indulgent) atque ex chiromantia, divinatione oblectantes homines, iis fraudibus victum quærunt, & mendicant.

Der oben angeführte **Aventinus**, hat daher dadurch, daß er unter den Zigeunern diesen nothwendigen Unterschied nicht gemacht hat, einen Fehler begangen. Er hält nemlich die ersten Zigeuner mit denen die zu seiner Zeit ohngefähr 1532 bis 33 im Lande herumstreiften, für einerley; und sagt: „Dieser Zeit seyn am ersten die Zigeuner in diese „Land kommen, hatten einen König, der hieß „**Zundel**, seyn die ganze Christenheit ausgezogen, haben ausgeben, sie seyen aus Egypten müssen ausziehen, alle sieben Jar ein „Rott, darumb, daß sie etwan unser Fraw „nicht beherbergen haben wollen, haben sich „mit Stelen, Zauberey, Warsagen genehret, „seyn lauter Buben, ein zusammen geklaubte „Rott, aus der Gränz Ungarn und Türkey, „wissentlich ist es, daß es Verräther des Türken seyn, wie auch auf etlichen Reichstägen „Kaiserliche Gebot wider sie ausgangen seyn. „Noch ist die Welt so blind, will betrogen „seyn, meinet, sie sind heilig, wer ihnen leyds „thue, der hab kein Glück, läßt sie rauben, stelen, liegen, triegen, in mancherley Weiß, „alle Leut beschmeissen, und durch die Land „hin und her ziehen. Bey uns ist das stelen, „rauben, bey henken, köpfen, verboten, ihnen „ist es erlaubt. Man hats aufgemerkt, daß „alleweg, bald hernach, wann sie gezogen „seyn, der Türk die Christenheit überfallen, „hat großen Schaden gethan, Land und Leut „eingenommen; noch wil die Welt nicht witzig werden.„

Schließlich bemerke ich noch, daß die in den Böhmischen Städten wohnenden Juden, die zur Zeit der bemeldeten Verfolgung sich in die großen Wälder des Königreichs Böhmen begaben, wahrscheinlich, wie sie wieder zum Vorscheine kamen, sich der Böhmischen Sprache bedient haben, und daß aus diesem Grunde die Zigeuner in Frankreich nicht nur Egyptiens, sondern auch Boëmiens genannt werden. In **Parivals** Französisch-Lateinischem Nomenclator stehet daher: Les Boëmiens, Aegyptiens, sont un tas de coquins qui errent par le monde. Und in **Richelets** Lexicon: Boëmien. Coureur qui se mêle de dire l'horoscope. Von dem deutschen Worte **Zigeuner** kommt vermuthlich das Italiänische Wort Cingari her, welches der bekannte Octavius Ferrarius in seinen Originibus Linguæ Italicæ nicht würde in Zweifel gezogen haben, wenn er der Deutschen Sprache recht wäre kundig gewesen. Mit seinen Observationen, schließe ich die Betrachtung von den Zigeunern. Cingari. Alciatus Parerg. L. V. 3 putat a Cinclo, ave maritima, quæ caudam subinde movet, dictos. Addit Nolaterranum existimare *Cingalos* esse origine Maurusios, qui a saracenis pulsi, per omnem Europam vagentur: vel vocem Slavicam esse. Alciatum sequitur Coaruvias, aitque, Gitanos appellant, quod vulgus credat, ab Aegypto fluxisse. Cum igitur etiam Galli *Egitiens* vocent, Hispani *Gitanos*, Cingari appellati inde videntur. Alii a Germanico *Zigeunen*, quod a *Zichen*, iter facere. Sed origo incerta, & amplius quærenda.

Hannoverisches Magazin.

73tes Stück.

Freytag, den 10ten September 1779.

Anmerkung von einer unbemerkt gebliebenen, in Deutschland üblich gewesenen Strafe der Abbrechung und Verbrennung der Häuser.

Die Strafen, welche unsere Vorfahren auf diese oder jene Uebelthaten gesetzt, zeichnen sich vorzüglich wegen ihres Sonderbaren aus. Nur gar zu oft ist ihre Strenge dem Verbrechen nicht angemessen; zuweilen kennen sie keine Grenzen zwischen Verbrechen, Lastern und Fehlern; hier stehen sie mit der Menschenliebe im Contrast; da fallen sie ins Grausame; und dort stoßen sie wider alle gesunde Policeybegriffe, wider den großen Endzweck des Staats an; hier verrathen sie Unwissenheit in der Moral, und dorten Enthusiasterey, das Ungesittete, die Wildheit der Gesetzgeber, die wohl ehe dem Richter die Regel eingebläuet haben, die Gestalt eines greisgrimmenden Löwen auf dem Richterstuhle anzunehmen.

Die Strafe, welche ich jetzt betrachte, die, ob sie gleich schon in den ältesten Zeiten sehr gewöhnlich gewesen 1), dennoch in dem schreckensvollen Straf-Verzeichniß der Criminalisten nicht bemerkt worden, außer wenn sie

1) Dies Verbrennen der Casæ gedenket schon das Capitulare saxonum Caroli M. a. 797. art. 8. als eine Strafe, deren sich die Landbezwinger schuldig gemacht. Von dem Hausbrechen treffe ich eine alte Spur in der beträchtlichen Cölnischen Urkunde vom Jahr 1169 an, die in der 1659 gedruckten Apologie des Erzstifts Cöln wieder die Stadt Cöln in der 126ten Beylage S. 328 zum Vorschein kam, und in *Lünigs* Reichs-Archiv Tom. XVI. S. 323. und Grupen Origg & Antiquit. Hannoveran. S. 227 wieder aufgeführet ist. Der Burggraf stritte mit dem Vogt wegen des Vorsitzes in dem Criminal-Gericht; (Witzig Gedinge) sie controvertirten auch über die Competenz des Hausbrechens (frangere ædificia, quæ Burge Zimbre dicuntur) welche der Burggraf, wenn darauf mit Urthel und Recht erkannt worden, ohne Zuziehung des Vogts allein verrichten wollte. Der Streit ward durch ein in dem Raths-Archiv aufgefundenes Diplom, welches schon im Jahr 1169 das Schicksal des Alters empfunden hatte, (ex scripto quod ex nimia vetustate vix intueri poterat) entschieden, und die Execution des Hausbrechens dem Burggrafen zugesprochen.

selbige unter den Schärfungen der Todesstrafe aufgeführt haben 2), gehört gewis in dieses Fach.

Die **Abbrechung und Verbrennung der Häuser** der Missethäter ist eine Strafe, welche, da sie eine Stadt mit Ruinen und wüsten Plätzen anfüllen und deform machen müssen, selbst von einigen erlauchten Regenten dieser Zeiten mit dem Stempel des Unsinns bezeichnet worden 3).

Man nannte sie auch **das Zimmer Brechen** 4), oder weil an einigen Orten das abgetragene Haus oder die Materialien vor das Thor geführt, und wegen des der Nachbarschaft zu befürchtenden Schadens daselbst verbrannt worden, das **Barnen** 5).

Die Vollziehung war kurz; der Richter eröffnete die Tragödie, und that die ersten drey Schläge auf das einzureissende Haus, und das weitere ward von den **Dingpflichtigen** vollführt 6). Die ganze Handlung konnte mit weniger Mühe ausgerichtet werden. Abstrahirt man gleich von der Be=

2) Quistorp Grundsätze des deutschen peinlichen Rechts, III. Abschn. S. 93. neueste Ausgabe.

3) *Charta Conradi Archiepisc. Colon.* 1260. beym *Lunig spicil. eccl. P. I. p.* 354. domus civium propter facinora proscriptorum in potestate nostra sunt, ita quod nobis eas vastare ut diruere funditus liberum censeatur — — Nos tamen tales vastationes magnæ deformitatis & desolationis materiam nostræ pensantes inducere civitati, ea supersedere statuimus. Beseelt von gleicher Denkungsart, schaffte Herzog Albrecht I. in Oesterreich a. 1287 das Hausbrechen zu Steyer in casu homicidii ab: si aliquem civium casu sinistro contingat homicidium perpetrare, non frangatur hospitium eius per iudicem. S. Valentus PREUENHEUBER Annal. styrenses. (Noriberg 1740 fol.) L. III. S. 35.

4) Heutiges Tages gebraucht man das Wort Zimmer für ein Gemach oder für einen Theil des Hauses. Vorhin verstand man das ganze Gebäude darunter. Die alte Bedeutung hat sich in den Compositis: Zimmermann, Zimmerholz, auch in dem Worte Zimmern, *ædificare*, erhalten. So sind z. E. die hohe **Gezimpre** in der Glosse beym Petz. alta ædificia; die **Burggezimbre**, in der eben gedachten Cölnischen Urkunde, die **Bürger=Häuser**, und der 362te Artikel des Allemannischen Rechts: **Swer uf ain Formbedez Ertrich Zimmer sezet**, ist von dem auf einen fremden Grund gesetzten Gebäude zu verstehen. Es ist also das Zimmer-Brechen hiedurch verständlich. Der Herr von Wicht hat in den gelehrten Anmerkungen über das Ostfriesische Landrecht S. 196 das in den Gesetzen mittler Zeit vorkommende **Burgbrech** für ein Sinonym gehalten, und sich auf den du Fresne bezogen. Allein das hat du Fresne nicht gesagt. Alle die von ihm Glossar. med. ex inf. latinit. T. I. S. 1361 angeführte Stellen beweisen nicht, daß die Rechtssprache das **Burgbrechen** für die Strafe des Hauszerbrechens genommen. Man hat mit dem **Burgbrechen** nur den Begrif des Verbrechens, des gebrochenen Haus= und Burgfriedens (forisfracturæ, infracturæ domus) verbunden.

5) Specul. saxonic. III. art. 68.

6) Nach alter deutscher Sitte, da die Dingpflichtige die Execution der peinlichen Strafen hin und wieder verrichteten. Der Richter legte dem Diebe oft selbst den

Beschaffenheit der Wohnungen der Vorfahren, wie selbige zu **Strabo** und **Tacitus** Zeiten gewesen 7), so hatte man doch in dem mittlern Zeitalter so wohl in den Nordischen Gegenden, als in Deutschland wenige Häuser von Steinen 8). Die meisten waren von Holz und Leim, selten mehr als ein Stockwerk hoch, elende Hütten, so simpel und leicht gebauet, daß man sie an einigen Orten 9) so gar unter die **beweglichen Sachen**, und unter die **fahrende Haabe** zählte 10).

Da ich dieses vorangeschickt, so sollen uns die Gesetze die Fälle, bey welchen man mit der **Einreissung** und mit dem **Barnen der Häuser** verfahren, mit ihren eignen Worten angeben.

Man gebrauchte diese Strafe:

I. **Wider die Land- und Haus-Friedens-Brecher.**

Darüber äußert sich die alte Dithmarsische Rechts-Urkunde vom Jahr 1447 also 11):

Effte jemand by nachttyden breke in eines Hus und schlöge enen Mann dodt, den Mann schal men betalen vor CC Mark und schal den Werde betalen LX Mark, und sin Hus schal me barnen.

und das Recht von **Stavern** vom Jahr 1292 in nachgesetzten Worten 12):

Wer een Mann doet schlaet, binnen besetteten Soene, ofte over gerechten Handvrede, ofte

den Strick um den Hals; der älteste Schöffe schlug das Seil über den Galgen, und die zu nächst stehenden aus der Gemeinde zogen den Dieb in die Höhe, und der Schöff schürzte den Knoten. Eine solche Execution hat D. Kaysersperg, ein ehemaliger Prediger zu Strasburg, als ein Augenzeuge, in der Beschlußpredigt seiner a. 1522 gedruckten Postille P. ultim. fol. 30 beschrieben.

7) Tacitus de moribus Germ. c. 16. strabo rer. Geograph. L. VII. p 201. edit. Casauboni: in casis habitabant, structura in unum diem constantibus.

8) Cluver German. antiq. I. 13. Heineccius. Elem. jur. Germ. L. II. Tit. 66. §. 418. Cleffel Antiquit. septentr. S. 148. Anton Botin Geschichte der Schwedischen Nation. S. 451.

9) So gar die öffentlichen Gebäude waren so schlecht und elend gebauet, daß sie oft den Hütten ähnlich waren. Selbst die Schöffen zu Wisbaden bezeichneten in einem vor 300 Jahren geschriebenen Document, das **Rathhaus** durch die **Hütte.** Schencken Memorab. urb. Wisbadens. Part. II. in supplem. ad præf. P. I.

10) Von Antwerpen bezeuget es Christinæus Vol. I. dec. 166 n. 17. und vor einigen Jahren belehrte uns der Herr Prof. Mogen, daß der Breitenbach-Hessische Landes-Gebrauch die Häuser unter die Mobiliar-Stücke rechne, und bestätigte solches mit einem unter dem 23ten Jul. 1759 abgegebenen gerichtlichen Attestat. S. Dissert. de rerum mobilium & immobilium natura secundum principia juris germanici §. 16.

11) In von Westphalen Monument ined rer. Germ. T III.

12) In Bernh. Schotanus seltener Beserywinge der herrlichenden van Friesland. S. 103. Die noch eingedruckten Statuten von **Erlach** a. 1339. art. 31. von Thünen

te Wyf verkracht, ofte Mann ofte Wyf binnen Huse doet schlaet, ofte den gemeenen Vrede breckt van der Porte mit Doetschlage, man sal breken syn Huys und dregend buyten Porte ende barnen.

II. Wider einen flüchtig gewordenen Todtschläger.

Dieses lehret uns das von Schöpflin 13) ans Licht gestellte Recht der Stadt Freyburg vom Jahr 1120.

Si homicida aufugerit, domus ejus funditus destruatur & per annum & diem inædificata manebit.

Das im Jahr 1276 aus alten Satzungen verfaßte Recht der Stadt Ausgburg 14).

Welch Mann hie zu Augspurg einen Todtschlag tut, wer den Burgfried inne hat, der soll dem Vogt klagen und ist sin Recht, daß man in Bezzeun soll bey 10 Pfunden Rothweiler — es sey dan als veer ob er Hus hat — da soll der Vogt hinrichten, alzo daz er daz Hus soll heissen schlahen mit der Sturm Glokken.

Ferner die unter dem Namen der Handfeste bekannten Statuten von Bern a. 1218. 15).

Quod si reus evaserit & captus non fuerit, si tertio vocatus ad judicium non comparuerit, se ipsum convicit per hoc & condemnavit — & tunc scultetus & Consules cum universis burgensibus domum ejus de-

nen a. 1316. art. 23. von Büren a. 1288. art. 46. und Burgsdorf a. 1316. art. 88 lassen es nur bey Abbrechung des Giebels bewenden: si quis infra urbem pacem urbis infregit, i. e. si aliquem sanguinolentem irato animo & serio fecerit, si constitutus fuerit, manu truncabitur. Si vero occiderit, decollabitur, si autem evaserit, & captus non fuerit, fastigium seu summitas domus suæ rumpatur & scindatur.

13) S. Instrumentum conditæ civitatis Friburgi a. 1120. aus der lateinischen Urschrift in Schœpflin historia Zaringo-Badensi Tom. V. S. 56. und in der alten Uebersetzung in Schilters Anmerkungen zu Königshofen Elsasser Chronik S. 13. Die Sätze des Breysacher Rechts a. 1275. welche in eben diesem Bande des vortreflichen Schöflinischen Werks S. 258. vorkommen, stimmen hierin mit dem Freiburgischen überein. Die Ursache ist begreiflich. Beyde Rechte sind nach dem Rechte der Reichsstadt Cöln gebildet, welches eine fruchtbare Mutter vieler Statuten in Oberdeutschland und in Helvetien war. Daß aber nach Cölnischem Rechte das Einreissen der Häuser eine Strafe gewesen, und daß dieselbe insonderheit in diesem Fall exeqnirt worden, ist sowohl aus dem angeführten, als auch aus dem Chronico Colon in Meiboms script. rer. Germ. T. II. p 9 zu ersehen.

14) In des verdienstvollen Jenaischen Rechtsgelehrten Herrn Carl. Frid. Walch vermischten Beyträgen zum deutschen Recht IV Theil S. 30.

15) 28. In Gottl. Walthers Versuch zur Erläuterung des vaterländischen Rechts (Bern 1766) S. 126.

destruent funditus 16) sed ædificia intacta diem & annum super area relinquent & post revolutionem anni heredes ipsius domum readificent, si voluerint & liber possideant.

Der Richte-Brief von Zürich 17):

Swa eines Bürgers Sun ald Bürger ein andern Bürger slehe zu Tode, der git der Stadt zehen Mark und sol man in sin beste Hus gar zerbrechen.

Und wer ein Beyspiel verlangt, wie das Hausbrechen in diesem Falle wirklich vollzogen worden, dem kann das in Menkens und Hoffmanns Sammlungen deutscher Geschichtsschreiber befindliche Chron. Mon. sereni 18), mit einer im Jahr 1202 vorgekommenen Geschichte an die Hand gehen: Discordia diu tracta hunc finem habuit, ut Eckkehardus (nobilis civis Herpibolensis) ab eisdem Henrico & Bodone de Ravensberg interficeretur. — — In cujus facti ultionem Episcopus cum quidem illi personaliter evasissent, ædificium ipsorum, quod in civitate habebant, funditus everti jussit.

III. **Wider diejenigen, welche einen friedlosen Mann beherberget, und demselben mittel- oder unmittelbar Vorschub und Beystand geleistet hatten** 19).

Davon lautet es in einem unter K. Friederich ergangenen Reichsgesetz also 20):

Receptatores etiam malefactorum, qui prædictam pacem violaverint — eisdem pœnis feriantur, præterea bona publicentur & domus destruatur.

In einer andern Verordnung K. Friederichs II. vom Jahr 1230 21).

Quicunque civis impetitur, quod de domo sua, vel in domo sua aliquis sit interfectus, vel quod in ea servaverit proscriptum, propter quod

16) Von solchem Contumaz-Fall, wenn sich der Todtschläger binnen 40 Tagen mit den Freunden nicht abgefunden, müssen auch die jura Ariæ a. 1188 & Tornaci a. 1187 beym Martene collection. ampliss. monument. T. III. und beym d'Achery spicilegio monum. veter. T. III p. 551. verstanden werden: Et si judicaverint XII. per comitem & castellanum domus illius diruetur. Denn kurz vorher war die Strafe des Todtschlägers, der sich binnen 40 Tagen eingefunden, bestimmt.

17) In der Helvetischen Bibliothek, II. Theil, S. 15.

18) Chronic. montis sereni ad 1202. beym Mencken scriptor. rer. Germ. T. II. S. 218. und in Hoffmann script. rer. Lusatic.

19) Ant. Matthæi analect. veter. ævi Tom. III p. 785.

20) K. Friederichs I. Landfriede in von Senckenbergs Sammlung der Reichs-Abschiede I Theil, S. 11. und Drumels corpor. LL & consuetud. I. P. imper. Rom. German. n. 12. 13.

21) Friderici II. Imp. diplom. Ratisbon. 1230. in Lünigs Reichs-Archiv spec. Cont. IV. P. II. S. 262.

quod domus sua dirui deberet: si esset verum, sola manu se expurgabit.

und in einer merkwürdigen Stelle der jurium commun. Ambianensis Anno 1190 22).

Qui *hostem communiæ* in domo sua scienter receperit, eique vendendo, vel emendo, vel bibendo, vel aliquod solatium impendendo communicaverit, aut consilium & auxilium adversus communiam dederit, reus communiæ efficietur, & nisi judicio communi villæ satisfecerit, domum illius communia, si poterit, prosternet, & catalla civitatis erunt.

IV. **Wider denjenigen, der durch Geschenke, oder aus unzeitigem Mitleiden bewogen, den ertappten Dieb laufen lassen, auch wider denjenigen, der den gefangenen Dieb, mit gewaltsamer Thathandlung in die Freyheit gesetzt und ihn dadurch der verdienten Strafe entzogen hatte.** Hierüber erklärt sich die Willkore von Leuwardden also 23):

So we een Dief vaet toe hoelen en tho horne ende bloedige Diefte by een nemet, en den Dief enthuet, en lat een daerna lopen, umme Gave, en umme Gunst, so is he den Lande hundert Mark und den Redger hundert Mark, des Hus sal man Barnen. — So we den andern eenen Dief benemet, mit Gewelde, ende mit Onrechte, is dem Lande hundert Mark, en dat Hus sal man barnen.

V. **Die Nothzucht gehöret zu den Landfriedensbrüchigen Verbrechen.**

Es ist aber das Schicksal, welches dem Hause des entflüchteten Nothzüchters, der sich der Schandthat nicht entreden konnte, bevorstand, aus den Sächsischen und Schwäbischen Rechten 24) bekannter, als daß ich desfalls weitläuftig seyn mag. Wann aber übrigens

VI. **Das Haus des Richters, der ein ungerechtes Urtheil (Undoen) gesprochen hatte, als eines Friedensbrechers Haus niedergerissen oder verbraunt werden soll,**

so

22) In Stephan Baluzen Miscell. L. VII. p. 319.

23) In Verhandelingen ter Nasporinge van de Wetten in Gesteldheid des Vater-Landes door dt. Genœtscap te Groningen pro excolendo jure patrio. (Groningen 1763. 8.) 1 Deel, im Anhange S. 12. verglichen mit dem alten Recht von Leuwarden in Gisbert Japex Frisischen Rymelreyen P. II. S. 30.

24) Jus prov. saxonic L. III art. 1. Allemannic. art. 235. nach Schannats Ausgabe in der Sammlung alter historischer Schriften S. 290. Jus Silesiac. vet. c. IX. dist. V. in Hrn. Bohne diplomatischen Beyträgen zu den Schlesischen Geschichten IV Theil, S. 93. Jus Mulhusin. antiq. in Grashofs Orig. & Antiq. Mulhus. S. 236. und daselbst: die Hovistad, da zi uffs gescheit, die sal men niederhown.

so mag ich wohl gestehen, daß mir davon sonst nichts als eine Verordnung eines alten Friesischen Rechts der Brockmannen vorgekommen, die ich wegen ihres besondern Inhalts nach der Version des Hrn. von Wicht 25) hieher setze:

> Der Richter muß seinen Ausspruch nicht ändern, bey acht Mark Strafe 26) und seinem Hause. Und wenn er einen ungerechten Spruch ertheilet, so zahle er dem Volke acht Mark und sein Haus verbrenne man, und er sey also fort seines Amts entsetzet. Bespricht man den Talemann (Ober-Richter) wegen eines ungerechten Ausspruchs, und die zween Amtsgenossen ihn in der gemeinen Versammlung nicht entschuldigen, jeder mit sechs Eiden, so zahle er acht Mark dem Volk, und sein Haus werde niedergerissen.

Wenn ich alles dieses zusammen nehme, so möchte ich wohl hieraus so viel abziehen, daß

a) Das Niederreissen und das Verbrennen der Häuser, wenn man darauf zu Werke gegangen, eine ordentliche Strafe gewesen, die aber gemeiniglich einen ausgetretenen und geächteten Friedensbrecher 27), der sich durch die Flucht der ordentlichen Strafe entzogen, zum voraus gesetzet, und das alte Soeste Recht 28) schon die Regel vorgeleget habe: Quodsi ille, qui maleficium perpetravit, aufugerit, domus ejus & quicquid habet, secundum nostram jurisdictionem destruetur, & ipse proscribatur, quod vulgo *Fredelos* dicitur, und daß

b) die Zerstöhrung der Häuser, die Ausrottung des Besitzers aus der bürgerlichen Welt vorgestellt. Es läßt sich wohl erweisen, daß das Bürgerrecht ehedem kein den Personen anklebendes Recht, sondern daß die Häuser, welche die Bürger in den Städten besessen, Burg-Lehen gewesen, oder, daß das Bürgerrecht an den Gebäuden, Hofstädten und Gütern in der Stadt geklebt habe, durch deren Besitzung jedermann das Bürgerrecht gewinnen können. Denn es fehlet wirklich nicht an ganz ächten Denkmälern, welche den Werth einer Besitzung in der Stadt, durch welche jemand das Bürgerrecht erhalten konnte, bestimmen 29), und die ausdrücklich

25) von Wicht Vorrede zum Ostfriesischen Landrecht S. 162.

26) Es müssen diese 8 Mark in diesen Zeiten ein großes Geld gewesen seyn, weil aus der gleich folgenden Stelle erhellet, daß ein ganzes Haus nur aufs höchste auf vier Mark geschätzet werde, welche der Richter und Talmann, wenn er kein Haus gehabt, erlegen müssen.

27) Jura Obsalbomica a. 1323. art. 17. beym Schotanus Antiquit. Frisicar. S. 91.

28) Jus sosatense sec XII art. 21. in des Herrn Häberlin Analect. medii ævi und in Emmighaus memorabilib. sosat. P. III. pag. 122.

29) Jus Freiburgense beym Schœpflin l. c. si domus alicujus in civitate arserit, quam

lich fest setzen, daß ein Ausserer, welcher den Grund, worauf ein abgebranntes Haus gestanden, von einem Bürger erkauft, dadurch das Bürgerrecht allein gewonnen, wenn er ein neues Haus aufgeführt.

quam diu censum & collectam & alia jura non supersederit, jus Burgensium non amittit, si autem alter curtem emerit, Burgensis inde non erit, nisi edificet.

Mittel, die Ameisen aus den Schränken oder Zimmern zu vertreiben.

Die Ameisen können keine stark wohlriechende, schweflichte und ölichte Dinge vertragen. Daher kann man sie am leichtesten aus den Schränken und Zimmern mit dem Lavendelöle, auch mit dem sogenannten Spicköle verjagen, man muß aber die Rizzen verstopfen, worin sie ihre Zuflucht nehmen. Man gießt etwas von dem Oele auf graues Papier, und legt solches an den Ort, wo sie sich aufhalten. Wem dieses Mittel zu theuer ist, der kann statt dessen den Thran gebrauchen, falls er den übeln Geruch nur ausstehen kann. Wie dieselben zu vertilgen sind, hat der Herr Baron von Hüpsch in einem kleinen besondern Tractat gelehrt, welchen man desfalls nachlesen kann.

Aufgabe.

Sind bey den Vögeln äußerliche Kennzeichen außer den Farben vorhanden, woran man das Männchen von dem Weibchen mit Gewißheit unterscheiden und kennen kann? Es ist bekannt, daß man die Kunne (das ist das männliche und weibliche Geschlecht) an der Verschiedenheit der Farben, der Stimme, der Größe und Lebensart erkennet, wenn man beyderley Geschlecht lebendig bey einander hat; oder bey der Zeugung zusammen antrifft. Dahingegen es sehr schwer ist, getödtete Vögel, welche man vorhero lebendig noch nicht gesehen hat, auch diejenigen, welche in beyderley Geschlechte einander an Farbe und Gestalt gleichen, von einander dem Geschlechte nach zu unterscheiden; weil die Geburtsglieder in dem Mastdarme verschlossen liegen. Vermuthlich sind die Unterscheidungszeichen an dem Kopfe oder am Schwanze und dessen benachbarten Theilen vorhanden, welche die Jäger und Vogelsteller am besten werden anzugeben wissen.

Hannoverisches Magazin.

74tes Stück.

Montag, den 13ten September 1779.

Ueber die Hindernisse die sich der Rettung verunglückter und leblos gewordener Personen entgegen setzen; Beyspiele davon, und Mittel dawider. Von Hrn. Hofmedicus Marcard zu Hannover.

Man stellt sichs nicht vor, wenn man es nicht gesehn hat, wie in Wahrheit zuweilen das Leben eines Menschen so sehr an einem Haare hänge, daß man es retten könne und nicht retten, wie man eine Hand umwendet; daß man über die ungeheure Kluft hin, die zwischen Leben und Tod ist, nur fast durch einen Hauch nach jeder Seite gelangen könne. Dergleichen Fälle kommen vor; und eben ein solcher Fall veranlaßt mich zu diesen Betrachtungen. Dieser Fall beweißt, deucht mir, so wahrscheinlich als es nur möglich ist, daß unläugbar zuweilen auf diesem Wege das Leben eines Menschen ein Opfer grundloser Vorurtheile werde. Es sind zwar schon acht Jahre verflossen, seitdem ich diese Beobachtung machte, und ich habe sie schon vor einigen Jahren anderswo einmal drucken lassen *): jedoch Thatsachen gewinnen an ihrer Beweiskraft durch die Neuheit nichts, und ferner, so wird es auch wohl seinen Nutzen haben, daß ein solcher Fall zur Wissenschaft mehrerer Personen komme, da er bisher an dem Orte wo er steht, nur allein Aerzten bekannt geworden seyn mag, die ohnehin fast unter der Menge von Beobachtungen aus ihrem Fache erliegen.

Ich will also hier diesen Fall, mit Hinweglassung alles desjenigen, was nicht zu meinem gegenwärtigen Zwecke gehört, einrücken.

Geschichte der Leichenöffnung eines Selbstmörders.

Ein unverheyratheter gegen funfzig Jahr alter Landmann war seit geraumer Zeit sehr schwermüthig gewesen. Man gab unterschiedliche moralische Ursachen dieses Zustandes an, die ich nicht habe untersuchen können. Im Anfange des Jahrs 1771 hatte das Uebel merklich zugenommen, er war unruhig und ängstlich umhergegangen, und endlich an einem Tage im März

 fand

*) S. H. M. Marcard's medicinische Versuche im II. Theile S. 220.

fand man ihn in einem Viehstall hängend, nachdem er nur eine Viertelstunde vorher noch umher gegangen war.

Es waren in dem Lande keine Verordnungen vorhanden, wie jetzt in den Preußischen Staaten, und kürzlich in der Pfalz, ergangen sind, die mit wirksamen Nachdruck nicht etwa bloß die Schande von der Hülfe nehmen, die dergleichen unglücklichen Menschen geleistet wird, sondern wodurch auch dergleichen Hülfe bey nachdrücklicher Ahndung geboten, Anleitung dazu gegeben, und Belohnung darauf gesetzt ist.

Man ließ also diesen Menschen hängen, der ohne allen Zweifel wieder zu beleben gewesen wäre, wenn nur etwas weniges zu dieser Absicht geschehen wäre: denn er wurde sehr bald, innerhalb einer Viertelstunde, nach der That gefunden, er stand überdas mit den Füßen fast ganz auf der Erde, und daher war der Hals nur sehr wenig zugeschnürt; endlich war auch dem Blute, wie aus dem folgenden zu ersehen seyn wird, noch ein ziemlich freyer Abfluß vom Kopfe offen gelassen. Er mußte aber nothwendig sterben, weil man ihn bis den folgenden Tag hängen ließ, damit zuerst der Amtmann vom Lande komme und durch Berührung des Leichnams die Handlung ehrlich mache; und hierauf mußte gewartet werden, obwohl die Sache vor den Thoren einer Stadt sich zugetragen hatte, in welcher die Obergerichte sich befanden.

Die Leiche war damals, als sie besichtigt wurde, nemlich achtzehn Stunden nach der That, inwendig im Unterleibe noch warm, ohngeachtet sie frey in einem Stalle hieng, leicht bedeckt war, und es die Nacht vorher stark gefroren hatte; man darf hieraus mit ziemlicher Gewißheit den Schluß machen, daß das Leben noch eine beträchtliche Zeit nach der That fortgedauert habe.

Die Füße standen in den Pantoffeln so nahe an der Erde, daß der Strick seine Dienste nicht hätte thun können, wenn der Verstorbene nur ein wenig auf die Zeen getreten wäre, oder die Knie völlig ausgestreckt hätte. Das Gesicht hatte seine natürliche Farbe behalten, welches dem Umstande zuzuschreiben ist, daß der Strick an der linken Seite, wo die Schleife war, nicht dicht anschloß, sondern solchergestalt hinter dem Ohr in die Höhe gieng, daß die Droßelblutader frey war, und also für das Blut aus dem Kopfe ein beträchtlicher Abfluß blieb. Die Lippen waren etwas angeschwollen, und die Zunge fand sich sehr dick zwischen den Zähnen. Aus dem linken Nasenloche tropfte etwas blutiges Wasser, Arme und Beine waren nach unten zu mit Blut ziemlich unterlaufen, und die Finger nach inwendig krum zusammen gezogen.

Im Kopfe fanden sich die Adern der weichen Hirnhaut, und alle Blutadern des Kopfes, auch die Droßelblutader ziemlich voll Blut. In beyden Hirnhölen war nicht wenig Lymphe, und die in der rechten war etwas

weniges röthlich gefärbt. Das kleine Gehirn hatte außer einer merklichern Röthe nichts wiedernatürliches.

Die vordere Herzkammer war voll Blut, und die Lunge überall unterlaufen.

Die dünnen Gedärme waren an einigen Stellen sehr roth, und wie ausgesprizt; ein Umstand, der bey erdroßelten Personen sehr gewöhnlich ist. Die Leber war merklich groß, und hatte verschiedene schwarze Flecken. Die Gallenblase war äußerlich von natürlichem Ansehn, als sie aber geöffnet wurde, floß eine Feuchtigkeit heraus, die von allen vorkommenden Farben der Galle verschieden war, sie fiel ins röthliche, und hatte fast das Ansehen wie eine Brühe von zerstossenen Krebsen. Auf dem Grunde lagen eine ganze Menge kleiner Körner und rauher eckiger Stückchen, die äußerlich schwarz aussahen, und wovon das eine, nachdem es trocken geworden war, ohngefähr zwey Gran wog; diese konnten sehr möglich die Ursach der Schwermuth gewesen seyn. — Ich übergehe hier andere Bemerkungen, die zu meinem gegenwärtigen Zwecke nicht gehören. —

Dieser Fall, deucht mich, zeigt so auffallend als möglich, wie offenbar zuweilen das Leben eines Menschen erhalten werden könnte, und nicht erhalten wird, aus keiner andern Ursache, als wegen eines erbärmlichen unter dem großen Haufen verehrten Vorurtheils, nach welchen es eine Schande ist, fast einen jeden Verunglückten, und vollends einen, der sich selbst entleibt, anzurühren. In verschiedenen mir bekannten Gegenden entschließt sich der gemeine Mann nicht leicht, einen Körper aus dem Wasser zu ziehen, er mag hinein gerathen seyn, auf welche Weise er wolle, aber wenn er es ja noch thut, so muß doch der Körper so liegen, daß die Füße im Wasser bleiben. Bey einem Gehenkten aber bringen es die Formalitäten so mit sich, daß derjenige der seine Ehre wagen will ihn loszuschneiden, sich rücklings dem Hängenden nähern, ihn rücklings verlassen, und, wo möglich, rücklings zum Hause hinaus laufe; und was dergleichen Alfanzereyen mehr seyn mögen. Dieses sind die Mittel, dergleichen Handlungen einigermaßen wieder ehrlich zu machen. Man kann aber leicht denken, was unter solchen Umständen für Rettungsmittel angewandt werden.

Zumal aber sind die Jurisdictionspedantereyen oft der Rettung sehr hinderlich; die deshalb auch in dem bemeldeten im folgenden abgedruckten Preußischen Edicte, in dieser Hinsicht, völlig unterdrückt werden.

* * *

Es mögen solche Fälle, wie der ist den ich eben erzählt habe, sich häufig genug zutragen, aber sie werden nicht immer bemerkt, weil sie selten unter solche Hände fallen, die davon einen Gebrauch machen, der die nöthige Wirkung thun könnte. Indessen müssen doch im Preußischen und Pfälzischen genugsame Fälle dieser Art vorgegan-

gen seyn, um die Policey aufmerksam zu machen und die deshalb ergangene Edicte zu veranlassen; und in Wahrheit, die einzige gründliche Hülfe hierbey ist ein Edict, worauf strenge gehalten wird.

Da bey uns hierüber keine Verordnungen vorhanden sind, so wird es allerdings seinen Nutzen haben, wenn viele Personen doch wenigstens die historische Wissenschaft von dergleichen Einrichtungen bekommen, wenn sie gleich die öffentliche Autorität nicht haben. Aus diesem Grunde will ich hier, statt die Vorschläge anders einzukleiden, das bemeldete Preußische Edict, bloß mit Hinweglassung der Curialien, ganz einrücken.

* * * * * *

Edict wegen schleuniger Rettung der durch plötzliche Zufälle leblos gewordenen, im Wasser oder sonst verunglückten Personen. Berlin, den 15ten Novembr. 1775.

Wir Friedrich ꝛc. Thun kund und fügen hiermit zu wissen, wie Wir aus landesväterlicher Fürsorge für Unsere Unterthanen, um die öfters mögliche Rettung der durch plötzliche Zufälle leblos gewordenen, und durch einen sich selbst zugefügten oder sonst gelittenen gewaltsamen Todt umgekommen, oder der auf eine oder die andere Art im Wasser verunglückten, wie auch der erfrorenen, durch schädliche Dünste erstickten, erdroßelten oder erhenkten Personen, in alle Weise zu befördern, allergnädigst resolvirt haben, alle nur mögliche Vorkehrung deshalb zu treffen und zu veranstalten.

Wie Wir nun des Endes zuvörderst die aus alten Zeiten und Gebräuchen herrührende, einer gesunden Vernunft und Religion entgegen laufende lieblose Vorurtheile des gemeinen Mannes, daß nemlich die von einem oder andern dergleichen verunglückten Personen zu leistende Beyhülfe, derselben Ehre einen Nachtheil verursache und zuziehe, hiermit gänzlich abzustellen nöthig finden: Als verordnen und befehlen Wir dahingegen hiermit in Gnaden, daß

1) von nun an ein jeder, ohne Ausnahme des Standes, der solche todt scheinende Körper antrifft, ohne den mindesten Vorzug, und ohne daß es in diesen Fällen einer gerichtlichen Aufhebung und Feyerlichkeit bedarf, selbst gleich hülfliche Hand leisten, oder wenn solches von ihm nicht allein geschehen kann, sich der Hülfe anderer auf das schleunigste herbey zu rufen den Menschen bedienen, und solchergestalt einen Erhenkten sogleich loszuschneiden, und den Strick oder das Band vom Halse abzulösen, einen im Wasser Ertrunkenen sogleich herauszuziehen, einen auf öffentlichen Landstraßen, anderen Wegen, oder in den Waldungen angetroffenen Erfrornen ohnverweilt aufzuheben, sodann in den nächsten Ort oder das nächste Haus zu schaffen, schuldig und gehalten seyn solle.

2) Ist so bald diese erste Hülfe geleistet,

leistet worden, der Vorfall der Obrigkeit des Orts, von einem der gegenwärtigen Personen anzuzeigen, mit Anwendung der in der Beylage vorgeschriebenen Rettungsmittel, ohne die Ankunft der Gerichtspersonen, oder der des Orts befindlichen Aerzte und Wundärzte zu erwarten, sofort der Anfang zu machen, damit nach den Vorschriften zu verfahren, und zu versuchen, ob der Verunglückte dadurch wieder zum Leben zu bringen seyn möchte.

3) Muß eine jede Obrigkeit, welcher zuerst die Nachricht von solchergestalt verunglückten Personen hinterbracht wird, es mögen selbige unter deren oder einer andern Obrigkeit Jurisdiction gefunden werden, dafern es nicht inzwischen bereits geschehen, bey Vermeidung ernster Ahndung, die zur Aufhebung oder Abnehmung derselben, nicht minder zu Anwendung der erforderlichen Mittel, um dergleichen Verunglückte wieder zum Leben zu bringen, nöthige Veranstaltungen, alsobald, ohne irgend einigen Aufschub vorkehren, und daß hierunter nichts verabsäumet wird, genaue Acht haben und behörige Obsicht führen, und soll solches die Jurisdiction derjenigen Obrigkeit, wo der Körper gefunden und aufgehoben worden, zu keinem Nachtheil gereichen, vielweniger aber als ein Eingriff in die, einer andern Obrigkeit zustehende Gerichtsbarkeit angesehen, noch als ein Actus possessorius gegen selbige angeführt werden.

4) Soll demjenigen, welcher eine für ertrunken, erfroren, erstickt oder erdroßelt gehaltene Person zuerst antrifft, und solche in dem zunächst gelegenen Ort zu weiterer Besorgung untergebracht hat, im Fall der Verunglückte dadurch und durch die mit ihm angestellten Versuche wieder zum Leben gebracht wird, ein Douceur von zehen Thaler, wenn aber die angewandte Bemühung diesen Erfolg nicht gehabt hat, dennoch ein Douceur von fünf Thaler aus unsern respective Creys- oder Kriegescassen jeder Provinz, gegen die jedesmal darüber beyzubringende obrigkeitliche Bescheinigung ausgezahlet werden; wie dann auch

5) die bey der Aufhebung eines solchen verunglückten Menschen verwandte, oder durch den Gebrauch der vorgeschriebenen Mittel verursachte Unkosten, nach deren jedesmaligen Bescheinigung und Vergewisserung, daß die verordnete Mittel auch wirklich zur Rettung des Verunglückten angewandt worden, im Fall solche aus dessen Vermögen nicht erfolgen können, ebenfalls aus obbemeldeten unsern Creys- oder Kriegescassen erstattet und bezahlet werden sollen. In den Fällen aber, wo gleich Anfangs bemerket wird, daß bey einem dergleichen verunglückten Menschen keine Mittel mehr helfen können, als wenn unter andern die Person schon seit einigen Tagen verunglückt ist, und wohl gar bereits in die Verwesung gehet, bleibet es in Ansehung der Aufhebungskosten bey der bisherigen Verfassung.

6) Behalten wir uns vor, diejenigen,

gen, welche diesem Edicte zuwider handeln, sich in der darinnen anbefohlnen Hülfsleistung säumig finden lassen sollten, oder etwas vernachläßigen, mit nachdrücklicher, und befundenen Umständen nach mit Leibesstrafe zu belegen, wie dann ausdrücklich hiermit festgesetzet wird, daß von nun an die Rettung der oberwähntermaaßen Verunglückten sowohl, als das Abschneiden der Erhenkten, niemanden an seiner Ehre und guten Namen irgends zum Schaden oder Nachtheil gereichen soll, auch diejenige, welche denen Personen, die Ertrunkene aus dem Wasser gezogen, Erfrorne oder Erstickte aufgehoben, oder einen Erhenkten abgeschnitten, dieserhalb Vorwürfe zu machen sich unterfangen sollten, mit empfindlicher Leibes- auch nach Befinden mit Zuchthaus- und Festungsbaustrafe beleget, imgleichen, daferne ganze Innungen, Gilden, Zünfte, oder Gemeinden sich dergleichen Ungebührnisse zu Schulden kommen lassen, diese aller ihrer Privilegien, Rechte und Freyheiten verlustig, auch hierüber annoch die einzelne Mitglieder derselben, so die andern dazu angereizet oder verleitet, gleich anderen mit vorbestimmten Strafen angesehen werden sollen; nicht minder die Hauswirthe und Einwohner, welche die Pflichten der Menschlichkeit sogar dergestalt vernachläßigen dürften, daß sie in dergleichen unglücklichen Fällen denen Hülfeleistenden, in Ansehung der Aufnahme der Verunglückten, unerhebliche Schwierigkeiten zu machen sich erdreisten sollten, und ihnen wohl gar die vorräthige Hülfsmittel, Leinenzeug, Feuerung und Lagerstätte versagen, mit nachdrücklicher Leibesstrafe beleget, dahingegen aber denenjenigen, so sich hierunter willig finden lassen, eine billigmäßige Vergütung deshalb angedeihen soll.

Wir befehlen demnach so gnädig als ernstlich, allen und jeden Unserer Unterthanen, sich hiernach auf das genaueste zu achten, insonderheit aber Unseren hohen und niedrigen Krieges- und Civil-Bedienten, Krieges- und Domainen-Cämmerern, Magisträten in den Städten, Beamten, und allen andern Gerichts Obrigkeiten auf dem Lande, den Richtern, Schulzen und Schöppen in den Dörfern, und dem officio fisci, mit allem gehörigen Ernst und Nachdruck über dieses Edict, dessen Befolgung ohnedem, die ersten Pflichten der Menschlichkeit erheischen, zu halten, die, so dawider handeln, respective anzuzeigen und zur verdienten Bestrafung zu ziehen.

Damit sich auch Niemand mit der Unwissenheit entschuldigen möge; so soll dieses Edict nicht allein für jetzo von den Kanzeln einmal nach der Predigt öffentlich verlesen, sondern auch überdem sowohl in den Städten als auf den Dörfen, an öffentlichen Orten angeschlagen und angehangen werden.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhän-

genhändigen Unterschrift und beygedrucktem Königl. Insiegel. So geschehen und gegeben zu Berlin, den 15ten Nov. 1775.

Friederich.

v. Blumenthal. v. Derschau. v. Zedlitz. B. v. d. Schulenburg.
v. Görne. v. Gaudi.

Der Schluß folgt künftig.

Geschichte des ersten englischen Kriegsschiffes, das von den Spaniern erobert wurde *).

Die Königinn Elisabeth sandte im Jahr 1592, in einem Kriege mit Spanien, ein Geschwader von sieben Schiffen unter des Lord Thomas Howards Anführung aus, um die Westindischen Schätze ihrer Feinde, die Quelle jener Größe, die Philipp allen Nachbarn so furchtbar machte, aufzuheben. Der König von Spanien, der von ihrem Vorhaben Nachricht hatte, rüstete eine Flotte von fünf und funfzig Segeln aus, und sandte sie der indianischen Flotte zur Bedeckung. Diese stießen auf das englische Geschwader; und eroberten, wegen der herzhaften Gegenwehr des Viceadmirals, Sir Richard Greenville, der sich nicht durch die Flucht retten wollte, das erste englische Kriegsschiff, das je in spanische Hände gefallen war.

Sir Richard Greenville ließ sich allein mit der ganzen spanischen Flotte von drey und funfzig Segeln ein, die zehn tausend Mann am Bord hatte; und während dem Gefecht, welches um drey Uhr nach Mittag anfieng und bis zum Anbruche des andern Tages dauerte, trieb er funfzehnmal den Feind zurück, obgleich die Schiffe beständig abwechselten, und frische Mannschaft am Bord hatten.

Im Anfange des Treffens bekam er selbst eine Wunde, doch fuhr er fort seine Pflicht auf dem Verdecke zu thun, bis eilf Uhr in der Nacht, da er eine neue Wunde bekam, und man ihn hinunter brachte, um verbunden zu werden. Unter dem Verbinden bekam er einen Schuß in den Kopf, und der Wundarzt fiel ihm zur Seite hin.

Es fieng an den Engländern an Pulver zu fehlen; ihr kleines Gewehr war alles zerschossen, oder unbrauchbar geworden; und von ihrer ganzen Anzahl, die zuerst nur 103 betrug, blieben 40, und fast alle übrige waren verwundet: ihre Masten waren über Bord geschossen, ihr Takelwerk entzwey, und nur noch das Corpus übrig, das sich weder auf die eine noch auf die andere Seite bewegen ließ. In diesen Umständen rieth Sir Richard seinen Leuten, auf Gottes Gnade zu trauen, nicht auf der Spanier ihre; und lieber das Schiff mit sich selbst zu Grunde zu richten, als

*) S. David Hume's History of England.

als sich dem Feinde zu übergeben. Der Stückenmeister und viele Seeleute genehmigten diesen verzweifelten Entschluß; andere aber widersprachen und zwangen Greenville, sich als gefangen zu übergeben.

Er starb wenige Tage nachher, und seine letzten Worte waren: **hier sterbe ich, Richard Greenville, mit freudigem und ruhigem Herzen; weil ich mein Leben geendet habe, wie es ein rechter Soldat thun muß, im Gefecht für mein Vaterland, meine Königinn, meinen Glauben und meine Ehre. Meine Seele verläßt willig diesen Leib, da sie den ewigen Ruhm hinterläßt, sich so betragen zu haben, wie jeder tapfere Soldat zu thun verbunden ist.**

Die Spanier verloren in diesem scharfen, obwohl ungleichen Treffen, vier Schiffe und über tausend Mann; und Greenvilles Schiff selbst versank bald nachher mit zweyhundert Spaniern.

Die übrigen englischen Schiffe kehrten wohlbehalten nach England zurück; zwar war ihnen ihre Hoffnung vereitelt, doch schmeichelten sie sich mit dem Gedanken, daß ihr Versuch, dem Feinde eins zu versetzen, nicht ganz fruchtlos gewesen war. Die indianische Flotte hatte sich so lange aus Furcht vor den Engländern, in der *Havana* aufgehalten, daß sie endlich genöthigt war, zu unrechter Jahrszeit unter Segel zu gehen, wovon die Folge war, daß die meisten Schiffe Schiffbruch litten, ehe sie die spanischen Häven erreichten.

Anfrage.

Unter allen Arten des Futters, womit sich ein Kramtsvogel ernähret, sind ihm die Spinnen das liebste, welches aus einem gewissen freudigen Ton abzunehmen welchen er hören läßt, wenn er unvermuthet eine Spinne erblickt. Diese Nahrung findet er am häufigsten im September an denjenigen schwarzen Spinnen, welche mit ihrem Gewebe allenthalben das Erdreich überziehen, welches durch den gelindesten Wind losgerissen wird, in der Luft fortsegelt und seine Colonie den Schwalben zur Nahrung zubringt. Der gemeine Mann nennet diese Spinnenfaden Mätchen, wegen des in diesem Monate einfallenden Matthäustages. Der Kramtsvogel, welcher nicht wie die Schwalbe seine Beute in der Luft, sondern an der Erde sucht, hält sich lieber in den Gebüschen auf, und lauret auf selbige von einer kleinen Höhe. Um diese Zeit ist der Kramtsvogel am fettesten, und nicht fetter, als wenn die Spinnen durch herbe Witterung nicht vertilget werden. Zugleich aber ist er auch alsdann am schmackhaftesten, jedoch nur, wenn er unausgenommen gebraten und gegessen wird. Sollte man wohl dieses Wohlschmeckende den Spinnen zu danken haben?

Hannoverisches Magazin.

75tes Stück.

Freytag, den 17ten September 1779.

Schluß der Abhandlung über die Rettung der leblos gewordenen Personen, vom Herrn Hofmedicus Marcard in Hannover.

Dem vorhergehenden Edicte ist ein Unterricht beygefügt, der auf eine faßliche Weise eine Menge Lehren giebt, die man bey verschiedenen Arten leblos gewordener Personen verfahren müsse. Dergleichen Anleitungen können nicht bekannt genug werden, und es wäre sehr zu wünschen, daß sich die Kenntniß davon noch weiter ausbreiten liesse, als es selbst durch dieses so sehr populare Blat geschehen kann. Ich will zwar nicht behaupten, daß der Unterricht so vollständig sey, daß sich gar nichts nützliches weiter hinzufügen liesse. Indessen möchte man sich freuen, wenn nur dieses alles bey jedem vorkommenden Falle geschähe; und daher meyne ich etwas nützliches zu thun, wenn ich hier die ganze Vorschrift einrücke, so wie sie in den Preußischen Staaten bekannt gemacht worden ist.

Unterricht, durch welche Mittel plötzlich verunglückte, todt scheinende Personen in den meisten Fällen gerettet werden können.

Die Aerzte sind aus oft wiederholten sichren Erfahrungen überzeugt, daß die meisten im Wasser verunglückte, erhenkte, durch schädliche Dämpfe betäubte, oder vor Kälte erstarrte Personen ins Leben zurück gebracht werden können, wenn ihnen schleunige, vernünftige und anhaltende Hülfe geleistet wird.

Unwissende halten dergleichen Personen für todt, weil sie nicht mehr Athem holen, unempfindlich sind, wenn sie auch gerüttelt, mit Wasser oder stark riechenden Feuchtigkeiten angesprenget, gebrannt u. s. w. werden, und weil nicht der geringste Pulsschlag weder in einer äußern Ader, noch am Herzen bey ihnen gespührt wird, auch wohl bey der ersten Aderlasse kein Blut kommt. Aber diese vermeynte Todeszeichen sind alle trüglich, und man hat bewährte Hülfsmittel, wodurch der scheinbar Todte, wenn auch die gedachten Anzeigen alle vorhanden wären, dennoch oft gerettet worden.

Einige dieser Hülfsmittel kann nur ein Arzt verordnen, oder ein Wundarzt

arzt appliciren, weil Vorsicht oder besondre Kunstgriffe erforderlich sind, wenn sie nicht schaden sollen. Andere sind von der Beschaffenheit, daß jeder Ungelehrter sie ganz leicht und ohne Bedenken anwenden kann. Von diesen letztern soll gegenwärtiger Unterricht handeln.

Drey allgemeine Anmerkungen sind hier vorauszusetzen.

Erstlich. So bald ein scheinbar Todter gefunden wird, muß sogleich, der Sicherheit wegen, ein Arzt oder Wundarzt herbeygerufen werden, weil man nicht weiß, ob nicht kunstmäßige Hülfe nöthig seyn möchte. Indessen verfahren die Umstehenden, ohne auf jener Ankunft zu warten, unabläßig mit den bey jedem Falle unten zu lehrenden Mitteln.

Zweytens. Man muß nicht ablassen, wenn die angewandten Mittel keine schleunige Wirkung äußern, sondern dem ohngeachtet einige damit fortfahren. Denn es ist oft bemerkt worden, daß alle Bemühungen eine geraume Zeit vergebens geschienen und am Ende doch geholfen haben; oder daß ein Mittel angeschlagen, wenn alle übrigen schon umsonst versucht waren.

Drittens. Selbst dem Arzte oder Wundarzte muß nicht geglaubt werden, wenn er auf dem bloßen Augenschein, oder nach ein Paar flüchtigen Proben einen solchen unglücklichen Menschen vor tod erkläret. Denn in diesen Fällen kann auch der erfahrenste Arzt, ohne wiederholte Versuche, nicht mit Gewißheit wissen, ob der Tod wirklich da, oder ob die Rettung noch möglich sey.

Sollten alle unten vorkommende Hülfsmittel in einem oder etlichen Fällen fruchtlos gewesen seyn; so lasse sich ja Niemand abschrecken. Alle diese Mittel sind von vielen gelehrten und sorgfältigen Aerzten so genau geprüft, und in den meisten Fällen so hülfreich gefunden worden, daß man sie sicher als die besten unter den bisher entdeckten empfehlen kann, ob sie gleich, wie jede Arzeney, nicht Wunder thun, oder in allen Fällen ohne Ausnahme helfen können. Der mitleidende Freund der Unglücklichen, wende sie mit Zutrauen immer an, wenn er einen solchen traurigen Zufall findet. Denn er kann niemals beurtheilen, ob nicht die Rettung noch möglich sey; und ist sie es nicht; so hat er die Beruhigung, das Leben eines Menschen nicht verwahrloset zu haben.

Erster Abschnitt.

Von Hülfsmitteln für Ertrunkene.

1) Wenn ein lebloser Körper im Wasser oder am Ufer gesehen wird, muß schleunigst Anstalt gemacht werden, ihn behutsam aufs Trockene zu bringen. Die alte Gewohnheit, im Wasser verunglückte Personen auf den Kopf zu stellen, oder über Fäßer zu rollen, womit gemeiniglich die Hülfsleistung anfängt, ist von den besten Aerzten gefährlich, wenigstens nicht nothwendig gefunden worden: Man muß sie also durchaus vermeiden. Vielmehr wird der scheinbar Todte ohne Verzug in das nächste Haus gebracht. Ist ein Fuhrwerk zu erlangen;

gen; so muß man Strohmatten, oder sonst etwas weiches unterbreiten. Man trage auch bey der Fortbringung, sie geschehe nun auf welche Art sie wolle, Sorge, daß der Kopfe nicht niederhange, sondern etwas erhöhet und seitwärts gelegt werde. Daß das Fuhrwerk langsam fahren müsse, versteht sich von selbst.

2) Wenn man an einen bequemen Ort angelangt ist; so wird der Verunglückte in ein nicht warmes Gemach gebracht, ganz entkleidet, überall mit trocknen, wenn es seyn kann, gewärmten Tüchern gerieben, und in ein Bette, oder sonst auf ein weiches Lager, wie man es haben kann, gelegt, und mit leichten gewärmten Betten, oder oft gewärmten andern Decken bis an das Gesicht bedecket, oder auch mit warmer Asche, warmen Salze, oder gewärmten Sande bis an den Hals so dick als immer möglich bestreuet. Man reibe ihm die Hände, die Füße und den Rücken mit warmen Tüchern, (am besten mit rauhen wollenen) allenfalls auch mit einer weichen Bürste, drücke und bewege auf eine gelinde Art mit gewärmten Händen den Unterleib, besonders gegen die Herzgrube; und fahre mit diesem Reiben eine lange Zeit fort.

3) Wenn ein Wundarzt zugegen ist; so wird er nicht ermangeln, sogleich eine Ader zu schlagen, und zwar die Droßelader am Halse, weil diese Ader in solchen Fällen noch am leichtesten Blut giebt. Ist kein Wundarzt zu erlangen, oder ist kein Blut gekommen; so fährt man doch mit den andern Hülfsmitteln fort. Im letzten Fall aber (wenn kein Blut gekommen) muß beständig Jemand nach der Oeffnung der Ader sehen. Denn die Erfahrung hat gelehret, daß während der fortgesetzten Cur das Blut zu fließen anfängt; und dessen Verlust könnte dem Kranken gefährlich werden, wenn Niemand Acht darauf hätte.

4) Ferner muß man, ohne jedoch mit dem Reiben nachzulassen, bemüht seyn, warme Luft in die Lunge zu bringe: Dieses geschiehet am kürzesten, wenn ein gesunder starker Mensch seinen Mund auf den Mund des scheinbar Todten leget, und ihm zu wiederholten malen mit Nachdruck viel Luft einbläset; wobey aber dem Kranken die Nase zugehalten werden muß, damit die Luft desto gewisser in die Lunge dringe. Will dieses Niemand thun; so kann man einen Blasebalg oder sonst eine vorhandene Röhre brauchen. Die Oeffnung der Röhre wird mit nasser Leinwand umwunden. Wenn sie in den Mund des Kranken ist, drückt ein Mensch die Lippen desselben ringsum fest daran, und ein anderer bewegt den Blasebalg ein Paar mal langsam auf und nieder, oder bläset langsam, doch mit Nachdruck in die Röhre. Man kann auch Tobacksrauch in den Mund einblasen, um die Lunge zu reitzen. Bey allen diesen Versuchen muß die Nase des Kranken fest zugehalten werden.

5) Zu gleicher Zeit muß man dem Kranken, so viel Tobacksrauch als möglich durch den Mastdarm in den Unterleib treiben. Es sind zu diesen sogenannten Tobacksclystiren eigne bequeme

queme Instrumente erfunden worden. Doch kann die Sache auch kürzer bewerkstelliget werden, auf zweyerley Art: Man bestreicht das Ende eines Pfeifenrohrs mit Oel, und bringt es in den Mastdarm des Kranken; das andere Ende nimmt ein Mensch in den Mund, welcher zugleich aus einer andern Pfeife stark Toback raucht. Den aus dieser gezogenen Rauch nun bläset er in jenes Rohr, und treibet solchergestalt so viel Rauch als er nur kann, in den Unterleib des Kranken. Oder man zündet zwey Pfeifen an, hält die Köpfe zusammen, bringt das mit Oel bestrichene Ende des einen Stiels in den Mastdarm des Kranken, und durch das andere bläset ihm ein Mensch den aus beyden Pfeifen geflossenen Rauch ein. Knaster und Brasilien-Toback sind hierbey am würksamsten. Doch thut auch schlechterer im Nothfall gute Dienste.

6) Während diesen Verrichtungen reibe man das Gesicht und besonders die Schläfe des Kranken mit warmen Essig oder wohlriechendem Spiritus, halte ihm auch die stärksten flüchtigen Wässer unter die Nase, z. E. den flüchtigen Hirschhorngeist, den flüchtigen Salmiacgeist, u. s. w. auch wohl, wenn nichts anders bey der Hand ist, scharfen Essig, oder starken Brantewein. Man blase ihm ferner von Zeit zu Zeit Schnupftoback, oder ein Niesepulver aus Violenwurzel, Majoran, Raute, Pfeffer, oder Niesewurz, jedoch in kleinen Priesen und nicht allzuheftig, in die Naselöcher. Dadurch werden die Nerven zur Bewegung gereizt.

7) Mit diesen Bemühungen muß man einige Stunden nicht ermüden. Mittlerweile kann das Gemach, wo der Kranke liegt, nach und nach, doch mäßig warm gemacht werden.

8) So lange kein Lebenszeichen wahrzunehmen ist, wäre es nicht nur unnütz, sondern auch gefährlich, dem Kranken Feuchtigkeiten einzuflößen. Man muß sich sogar hüten, ihm, wenn er auch wieder zu sich selbst kommt, sogleich einiges Getränke oder flüchtige Arzeney zu reichen. In diesen ersten Augenblicken sind alle Werkzeuge noch so schwach, daß er leicht unglücklich schlucken könnte.

9) Dagegen wird der Wiederauflebende in ein warmes Bette gebracht. War er bisher mit Asche oder Salz bestreuet gewesen; so reibet man ihn mit warmen Tüchern sanft ab. Wenn er denn vermögend ist zu schlucken, so gebe man ihm nach und nach jedesmal einen Theelöffelvoll warmen Thee, oder warmes Bier mit Meerzwiebelhonig vermischt, oder in dessen Ermangelung ein wenig warmes Wasser mit Essig oder Wein gemischt; und reibe ihm immerfort die Füße, Hände und den Rücken mit warmen Tüchern.

10) Wenn alle diese Hülfe geleistet ist; so überlasse man den Kranken der Vorsorge des Arztes, welcher das übrige zu seiner Wiederherstellung und zur Cur des Fiebers, das gemeiniglich auf solche Zufälle folget, besorgen wird.

Zweyter Abschnitt.

Von Hülfsmitteln für Erhängte oder Erwürgte.

Wenn ein Mensch am Halse, hängend,

gend, oder durch irgend eine äußere Gewalt, mittelst eines um den Hals geschnürten Bandes, erwürgt, ohne alle Lebenszeichen gefunden wird: so ist die schleunigste Hülfe nöthig. Sonst ist der Tod unvermeidlich. Hoffentlich wird Niemand, wer er auch sey, aus falscher Schaam, albernem, durch das jetzige Edict bürgerlicher Strafe unterworfenem Vorurtheil, oder aus kindischem Ekel, Anstand nehmen, dem Unglücklichen unverzüglich zu helfen, wenn er bedenket, daß der gegenwärtige Augenblick der einzige ist, da ein Mitgeschöpf gerettet werden kann.

Diese Rettung nun wird durch folgende Mittel versuchet:

1) Das allererste allernöthigste ist, daß derjenige, der zu einem so kläglichen Anblicke kommt, ohne sich zu bedenken, ohne erst um Hülfe zu rufen, das Band, oder was es seyn mag, abschneide, womit der Verunglückte aufgehängt, oder gewürgt ist. Wenn der Fall einen Gehängten betrifft; so wird jeden die Menschlichkeit erinnern, so viel möglich Sorge zu tragen, daß der Körper im Herabfalle nicht Schaden leide.

2) Der Todscheinende wird bald mit Behutsamkeit, in das nächste Haus gebracht, und in einem Gemach, worinnen weder Dunst noch viel Wärme ist, auf ein bequemes Lager ausgestreckt, und so geleget, daß der Kopf und die Brust aufrecht liegen und nicht gepreßt werden. Hierauf, oder wenn die Fortbringung sich verzögert, noch eher, löset man zuerst die Kleidungsstücke, wodurch die Bewegung der innern Theile gehindert werden kann, als, das Halsband, die engen Kleidungsstücke auf der Brust und dem Unterleibe, Strumfbänder, Handknöpfe u. s. w., und entkleidet ihn dann völlig.

3) Ist ein Wundarzt bey der Hand; so wird er bedacht seyn, eiligst die große Ader am Halse (Droßelader) zu öffnen, jedoch, wenn Blut erfolget, sich hüten, daß dessen nicht zu viel verlohren gehe. In diesem Falle ist Anfangs eine zu reichliche Aderlasse schädlich; besser ist es, sie im Verfolg der Cur noch einmal zu wiederholen.

4) Fließet das Blut nicht, so wird der ganze Körper, vornemlich aber der Hals, und das Gesicht mit warmen Tüchern, welche auch wohl mit warmen Essig angefeuchtet werden können, gerieben. Auch können Servietten in warmes mit Essig gemischtes Wasser eingetaucht, wohl ausgewunden, und um den Kopf und Hals geschlagen werden. Die Hände, Füße und den Rückgrad reibe man mit Tüchern oder Bürsten, so wie oben bey dem ersten Abschnitt Nr. 2. vorgeschrieben worden.

5) Das Einblasen in die Lunge, imgleichen Tabacksclystire sind hier höchst nöthig. Wie mit beyden verfahren werde, ist in dem ersten Abschnitt Nr. 4. und 5. gelehret.

6) Man kann dem Kranken wohlriechende starke Spiritus unter die Nase halten. Hingegen wäre es in diesem Falle schädlich, ihm diejenigen reizenden Mittel, welche in dem ersten Abschnitte Nr. 6. beschrieben worden, in die Nase zu blasen. Das muß gänzlich unterlassen werden.

7) Wenn der Kranke Merkmale

des Lebens von sich giebt; so muß man ihm etwas warmen Thee mit Zitronensaft, oder Essig, oder wenigem Wein vermischt, jedoch nur nach und nach, und in geringer Menge, einzuflößen bemühet seyn.

8) Ohne alles Bedenken kann ihm auch ein Clystier von Milch oder Habergrützschleim, mit wenigem Salze gegeben werden.

9) Die weitern Genesungsmittel zu verordnen, überlasse man dem Arzte, welcher beurtheilen wird, ob eine wiederholte Aderlasse nöthig oder nützlich sey, auch Anweisung geben wird, was dem Kranken zur Erquickung gereicht werden darf.

Dritter Abschnitt.

Von Hülfsmitteln für Personen, welche von schädlichen Dämpfen betäubt oder erstickt sind.

Man hat viele Beyspiele, daß gewisse schädliche Dünste dem Menschen alles Bewußtseyn rauben, auch wohl gänzlich ersticken können. Dergleichen Dünste sind unter andern, in seit langer Zeit nicht eröffneten Gewölben, in tiefen Kellern, in Kellern, worin eine Menge gährendes Bier, oder junger Wein, auch wohl Brantewein lieget. Dahin gehöret auch der Kohlendampf, Dampf von Oel- oder Thranlampen, der Dampf von Ofen, besonders, wenn er mit Rinde oder Gerbelohe geheitzt wird.

Einige von diesen Dünsten betäuben nur. Man erkennet es daran, daß der Mensch zwar ohne Lebenszeichen lieget, jedoch noch einiger Athem zu merken ist. Die Betäubung ist der erste Grad des Erstickens.

Andere ersticken gänzlich. Da ist der Mensch völlig einem Todten gleich, schöpft nicht mehr Athem, bleibet ohne Gefühl, wenn man ihn gleich rüttelt, brennet, u. s. w. und hat mehrentheils den Mund gesperret. Doch pfleget ein schleimigter zäher Schaum davor zu liegen.

In beyden Fällen bestehet die erste Hülfe darinnen, daß man einen solchen Unglücklichen schleunigst an die frische Luft bringe, und ihn von allen engen oder drückenden Kleidungsstücken, so wie in zweyten Abschnitt Nr. 2. gelehret worden, befreye.

Die bloß betäubten erholen sich oft bald, wenn sie mit Wasser angesprützt, wenn ihnen scharfriechende Sachen unter die Nase gehalten, oder ein Paar Priesen Taback nach und nach behutsam in die Nase geblasen werden.

Ist aber im höherem oder geringerem Grade, eine wirkliche Erstickung vorhanden, alsdann wird mehr Bemühung und Zeit erfordert. Die bewährtesten Hülfsmittel in solchen Fällen sind folgende:

1) Man bringet den Verunglückten, welcher bereits der beschwerlichsten Kleidungsstücke entlediget ist, in ein kühles Gemach, worinnen die Fenster offen seyn müssen, die Witterung sey wie sie wolle. Man sezt ihn in eine Stellung, daß der Oberleib aufgerichtet ist, die Schenkel aber niederhangen, und sezt die Schenkel bis an die Knie in ein lauwarmes Fußbad, welches nach und nach mehr erwärmet werden kann.

2) Wenn ein Wundarzt zu erlangen ist;

ist; so wird er unverzüglich eine Ader, und zwar wo möglich, am Halse öffnen.

3) Die Umstehenden halten indessen dem Kranken scharfriechende Sachen an die Nase a), blasen ihm auch reizende Mittel in die Nase, nach der Anweisung im ersten Abschnitte Nr. 6.

4) Man muß ferner sich äußerste Mühe geben, den gewöhnlicher Weise gesperreten Mund des Kranken zu öffnen, und ihm nach dem Unterricht im ersten Abschnitt Nr. 4. Luft einzublasen.

5) Tabacksclystire sind hier eben so heilsam, als in den vorher erwähnten Fällen. Die Art sie zu appliciren ist im ersten Abschnitte Nr. 5. gelehret.

6) Oder man kann auch dem Kranken ein Clystier geben, aus einer Handvoll Rauchtaback, mit einem starken Löffel Salz, in einem Nösel Wasser gekocht.

7) Endlich hat man in vielen Fällen schleunige Hülfe verschaffet, wenn der ganz nackende Körper des Erstickten öfters mit vielen Eimern kalten Wasser begossen wird.

Anmerkung.

Personen, welche vom Schwefeldampfe des Blitzes erstickt sind, können in der Eile, nach obiger Vorschrift, eben so, wie andere Erstickte behandelt werden. Nur kann man in diesem Falle, oder auch, wenn Jemand vom Kohlendampfe erstickt ist, nicht genug eilen, einen Arzt, oder Wundarzt herbeyzuschaffen.

Vierter Abschnitt.

Von Hülfsmitteln für Erfrornen.

Jedermann weiß, daß Leuten, welche sich einige Zeit in strenger Kälte befinden, oft ein Glied erfriert, ja daß sie oft auch gänzlich erstarren. Im ersteren Falle ist die Cur unfehlbar und leicht, wenn der Leidende nicht damit säumet. Im anderen Falle ist die Wiederherstellung meistentheils möglich, wenn die gehörigen Mittel angewendet werden. Hier ist der Ort zum Unterricht vor beyde Fälle.

Daß ein Glied erfroren sey, bemerket man daran, wenn es weiß, unempfindlich und unbeweglich ist. Wer dieses wahrnimmt, bedecke und reibe den leidenden Theil mit Schnee oder kaltem Wasser, worinnen zerstoßenes oder zerschabtes Eis lieget, so lange, bis er darinnen eine Hitze und ein brennendes Jücken empfindet. Alsdann sind die innerlichen Lebensbewegungen wieder hergestellet. Jedoch muß er sich nicht an einen warmen Ofen, oder an ein Feuer wagen.

Völlig erstarrete, leblosscheinende Personen, werden auf folgende Art in den meisten Fällen gerettet:

1) Man hüte sich, den erfrornen Körper in ein warmes Gemach oder Bette zu bringen. Dieses würde ihn ohne Hülfe tödten. Vielmehr legt man ihn an einem kaltem Orte in den Schnee, und bedecket ihn damit ganz dicke, dergestalt,

a) Zu diesem Zwecke erwählt man aus den reizenden Mitteln am besten die flüchtigen alcalischen Salze, weil doch wirklich viele von den erstickenden Dünsten säuerlicher Natur sind. Man wird daher das englische Riechsalz und den Salmiacgeist hier allen andern Mitteln vorziehn; was auch dem Herrn Sage, der uns zuerst vor nicht gar langer Zeit, auf diese Idee aufmerksam gemacht hat, dawider eingeworfen ist. M.

gestalt, daß nur der Mund und die Nasenlöcher offen bleiben. Der Schnee wird überall fest angedrücket, und wenn an diesem oder jenem Theile der Schnee zu schmelzen anfängt; so leget man frischen Schnee auf.

2) Träget sich der Zufall in einer trocknen Kälte zu, da kein Schnee lieget; so mache man leinene, zwey bis dreyfach zusammengelegte Tücher, in eiskaltem Wasser, worin zerstossenes oder geschabtes Eis geworfen worden, sehr naß, und hülle damit den ganzen Körper so ein, wie es in der vorhergehenden Nummer beschrieben worden, trage auch Sorge, daß wenn ein Fleck trockner, als die übrigen zu werden scheinet, die Stelle sogleich mit frischen Tüchern umhüllet werde. Daß man die Tücher, wenn auch keine Wirkung gemerket wird, öfters von neuen eintauchen müsse, verstehet sich von selbst.

3) Mit beyderley in den vorstehenden Nummern angerathenen Mitteln fähret man, nach Beschaffenheit der Umstände fort, bis der erstarrete völlige Merkmale des Lebens von sich giebt.

4) Hat man es so weit gebracht; so trockne man ihn mit gewärmten Tüchern, und bringe ihn in ein gewärmtes Bette. Doch muß dieses in einem kalten Gemache stehen. Man gebe ihm auch, so bald er vermögend ist zu schlucken, allmählich eine Schaale Thee, welcher mit wenigen Weine, oder etwas Essig vermischt ist.

5) Erfrorne Personen, wenn sie sich schon erholt haben, sind noch im̃er einem Schlagflusse, oder andern übeln Zufällen ausgesetzet, um dieses zu verhüten, muß man, während der ersten Hülfsleistung, einen Wundarzt herbeyschaffen, damit nach der Erholung bald eine Ader geöffnet werden könne. Auch ist alsdann ein Pulver sehr wirksam, welches bestehet aus gereinigtem Salpeter, vitriolisirten Weinstein, oder an dessen Stelle, Diaphoretischem Antimonio, von jedem 8 Gran, Campfer 1 Gran. Hiervon kann man dem Kranken, wenn er anfängt sich zu erholen, alle drey Stunden etwa eine Messerspitze voll geben.

6) Im Fortgange der Besserung wird der Kranke mit Suppen und leichten Speisen gepfleget, auch kann das Gemach, wo er lieget, nach und nach gewärmet werden.

7) Sollte nach der Erholung noch ein einzelnes Glied fühllos bleiben: so wird es so lange mit Schnee oder genetzten Tüchern, nach der Vorschrift Nr. 1. und 2. bedeckt.

8) Allen weiteren Rath suche man bey dem Arzte, welcher auch die eigentliche Nachcur besorgen wird.

Anmerkung.

Wer sich der Kälte aussetzen muß, wird aufs dringendste gewarnet, sich hitziger Getränke, besonders des Branteweins zu enthalten. Sonst setzt er sich der Gefahr aus, von einer unüberwindlichen Neigung zum Schlafe überfallen zu werden, und alsdann im Schlafe umzukommen. Sicherer ist es, wenn dergleichen Personen warmes überall zu habendes Bier mit etwas Ingwer zur Erwärmung zu sich nehmen.

Diese Vorschriften nun haben auch nicht gefehlt ihren Nutzen zu bringen, und man hat verschiedentlich in den Zeitungen, zumal in den Berlinischen, gelesen, daß man mit Fleiß bemüht gewesen ist, Verunglückten, nach dem Begehren der Verordnung und nach deren Anleitung, wieder zu recht zu helfen, und daß man wirklich geholfen hat; da denn auch jedesmal die versprochenen Belohnnngen ertheilt sind.

Hannoverisches Magazin.

76tes Stück.

Montag, den 20ten September 1779.

Fortsetzung der Sammlung authentischer Briefe, welche während und kurz nach dem Erdbeben zu Lissabon in dieser unglücklichen Stadt und in der Nähe derselben geschrieben worden.

(Siehe das 64te, 65te, 68te, 69te und 70te Stück.)

(Schluß des zwanzigsten Briefes an Herrn Rath in Lissabon.)

Madam Soares, die nebst ihrer Tochter und der übrigen Familie vor der Hausthür im Vorhofe, unter einem von Segeltuch gemachtem Gezelt saß, kam sogleich, da der Karrn still hielt, wie eine Furie herausgesprungen, und rief uns zu: hier kann Niemand mehr einkehren, denn im Garten befindet sich die Gräfinn S. und die Gräfinn L. mit ihrer Familie, und die wollen da weiter Niemand wissen, in unserm Gezelte ist auch kein Raum, und das Haus ist eingefallen. Ich antwortete ihr ganz bescheiden, daß ich kein Logis verlangte, sondern nur ihren Mann sprechen wollte. Sie kehrte sich mit der kurzen Antwort um: Mein Mann ist im Weinkeller. Ich ließ die Frau stehn, und gieng mit meiner Frau und der übrigen Familie hin, den Mann aufzusuchen. Wir trafen ihn auch in seinem Keller an, wo er Agoa pée *) zapfte. Als der gute Mann mich erblickte, umarmte er uns alle und gab uns von seinem Agoa pée zu trinken, welcher uns auch, weil wir alle sehr durstig waren, herrlich schmeckte. Darauf führte er uns in seinen Garten, ließ uns eine gute starke Hünersuppe auftragen, und unter Orangenbäumen ein Lager von Stroh und Heu für uns machen. Ich gab dem Kärner statt seines halben Ducaten drey ganze.

Wir haben zwar diese Nacht sehr gut geschlafen, allein da wir aufwachten, fühlten wir Kopfschmerzen, die entweder von der freyen Luft oder von dem starken Geruch der Orangenbäume herrühren müssen.

Nachher haben wir nicht gehört, daß die Stadt ist bombardirt worden, auch haben andere nichts davon vernommen. Ich vermuthe also, daß es ein Kunstgriff des Hofes gewesen sey,

*) Spühlwein, ein Getränk, welches wie Wein mit Wasser vermischt schmeckt.

sey, um nur die Leute, welche nahe bey der Stadt sich gelagert hatten, aus einander zu bringen, und im Lande zu zerstreuen; denn wenn sie alle bey der Stadt geblieben wären, so würde es bald an Lebensmitteln gemangelt haben, woraus leicht Mord und Todtschlag hätte entstehen können.

Hier, wo wir uns jetzo aufhalten, ist Gottlob noch kein Mangel an Brodt und gutem Ochsenfleische, wovon wir uns auch heute einen Vorrath einkaufen lassen. Auch arbeitet man hier Tag und Nacht, um die zerstöhrten Windmühlen und Backöfen wieder auszubessern.

Diesen Morgen um 7 Uhr kamen alle meine Domestiken bey mir an, und entschuldigten sich aufs beste, daß sie gestern, als ich meinen Garten verlassen hätte, nicht zu Hause gewesen wären. Ich muß nur jetzo mit ihnen durch die Finger sehen.

Auch stellten sich um 9 Uhr diesen Morgen alle meine Leute aus dem Hause in der Stadt bey mir ein. Sie sagten, daß sie mich aufgesucht und nach des Hrn. Busch Garten in Olivais gegangen wären, in der Meynung mich da mit meiner Familie anzutreffen. Sie wären jetzo im Begriff nach Gallicien zu reisen, woher sie gebürtig sind, ich hätte nun, fügten sie hinzu, doch wohl genug zu thun, mich selbst zu ernähren, und würde vor der Hand wohl keine Domestiken in Diensten behalten können. Diese Reden schmerzten mich sehr, besonders verdroß es mich, daß ich von dem Koche, der 22 Jahr in unserm Hause gedient hat, und von dem Lakayen Joaquin, den ich 9 Jahr in Diensten habe, solches hören mußte. Ich sagte bey dieser unartigen Begegnung mit Unwillen: sie möchten sich entfernen, welches sie auch thaten, und sogar vergaßen mich zu erinnern, daß ich denn ihnen schuldigen Lohn in Porto möchte auszahlen lassen. Ich hatte ihnen vorher versprochen, daß ich sehen wollte, ob ichs in 14 Tagen thun könnte; sie mögen ihn nun selbst abholen.

Ich habe indeß von diesen Leuten vernommen, daß das Gartenhaus des Herrn Busch in Olivais, noch ganz fest stehe, welches ich mir kaum einbilden kann, weil das Ufer an der Seite sehr hoch ist. Ich bin Willens heute Nachmittag dahin zu reiten. Finde ich es bequem, so werde ich meine Familie Morgen dahin bringen, und allda fürs erste unsere Hütte aufschlagen, denn ob es gleich weiter von der Stadt ist, als mein Garten auf dem Campo, so ist es doch nahe am Ufer, und man kann zu Wasser hin und her kommen, welches mir sehr zu statten kommen wird. Wenn Sie mir inzwischen künftig schreiben wollen, oder mir etwas zuzusenden und zu berichten haben, so schicken Sie nur alles nach meinen Garten auf dem Campo grande; daselbst weiß man, wo ich zu finden bin. So bald ich nur einen gewissen Auffenthalt habe, werde ich Ihnen davon Nachricht geben.

Loiros, den 3ten Nov.
1755.

Q.

Ein

Ein und zwanzigster Brief.

An Herrn Q. auf dem Campo.

Ich bin ehegestern Morgens (den 1ten Nov.) um 9½ Uhr auf der Barre angelangt. Wir fühlten um diese Zeit einen Stoß, und meynten, daß das Schiff auf den Grund zu sitzen gekommen wäre, und da wir unsere Augen aufschlugen, sahen wir das Städtchen Cascais vor uns ganz vom Staube bedeckt. Der Staub verschwand wieder, und wir sahen, daß die Häuser darin eingefallen waren, woraus ich schloß, daß ein Erdbeben müsse gewesen seyn.

Eine halbe Stunde darauf fühlten wir wieder einen starken Stoß, wobey zugleich das Schiff durch die hohen Wellen fast bis in die Wolken geworfen ward. Ich bin auch nicht hinein gesegelt, sondern durch die See mit aller Gewalt hinein geworfen worden. Es sind nunmehr 34 Jahr, daß ich auf der See gefahren bin, ich habe auch viel ungestümes Wetter und Gefahr ausgestanden, wie ich denn in der Zeit fünf Schiffe verlohren habe; aber dergleichen hohe Wellen und Aufthürmung der See, wie ich hier auf der Barre erfahren müssen, habe ich noch niemals erlebt. Ich glaubte auch nicht, daß Schiff und Volk würden gerettet werden; aber Gott sey Dank, um 11 Uhr konnten wir die Anker unter dem Thurm von Belem werfen.

An eben demselbigen Tage, wie auch gestern sandte ich meine Schaluppe nach dem Thurm (Castel), um die Erlaubniß zu erhalten, daß mein Schiff einlaufen könne. Es ist aber keine Seele da gewesen. Endlich erschienen heute Morgen einige Leute bey mir, die das Schiff visitirten, worauf ich die Freyheit bekommen habe nach der Stadt zu segeln. Allein nach reifer Ueberlegung der Umstände, finde ich solches noch nicht rathsam, denn es ist noch keine rechte Fluth, und das Schiff drehet sich in einer halben Stunde wohl dreymal um. Ich darf es also nicht wagen, mit einem so schweren Schiffe dicht vor die Stadt, wo viele Schiffe an einander liegen, bey solchen gefährlichen Umständen einzulaufen. Ich sehe überdem alle Sachen gegenwärtig in solcher Confusion, daß man mich hier schwerlich behalten, sondern vielleicht nach Cadix senden wird.

Ich bin in des englischen Viceconsuls Hause gewesen, welcher mir sagte: er hätte von Jemanden gehört, daß Sie noch lebten; allein wo Sie sich aufhielten wußte er nicht; jedoch vermuthete er, daß Sie auf Ihrem Garten im Campo grande seyn würden. Ich habe daher diesen Kerl gedungen, und ihm zwanzig †† dafür versprechen müssen, daß er Sie aufsucht. Sollte er Sie nun antreffen, und diesen Brief überliefern, so bitte ich: ihm die 20 †† zu bezahlen, die ich ihm accordirt habe. Ich muß zwar gestehen, daß es über die Maaßen theuer ist; doch bin ich froh, daß ich nur einen gefunden habe, der es übernommen, Ihnen den Brief zu bringen.

Wegen meines Schiffs und dessen La-

ladung werden Sie von meinem Hrn. Rheder Nachricht haben, und da derselbe mir befohlen hat, Dero Ordre in allem zu folgen, so erwarte ich solche noch immer. Wenn Sie verlangen, daß ich von hier wieder wegfahren soll, so ersuche ich Sie die Güte zu haben, und mir einiges Geld zu schicken, um die Revierunkosten zu bezahlen; denn der Vice-Consul sagte mir: er würde jetzo solche Gelder nicht mehr vorschießen, wie er sonst wohl gethan hätte. Sie sehen also leicht ein, daß, wenn ich kein Geld erhalte, ich auch nicht wegkommen kann.

Belem, den 3ten Nov.
1755.

Mecarty.

* * *

Zwey und zwanzigster Brief.

An Herrn Q. auf dem Campo.

Alle bisher angewandte Mühe an Ihr Haus zu kommen, ist vergeblich gewesen, weil das Feuer in derselben Gasse, und der dicke Dampf und Rauch uns immer zurückgetrieben haben. Endlich aber haben wir es diesen Nachmittag gewagt, und uns äußerst bemüht hinanzukommen. Jedoch war es uns wegen der Hitze der Erde nicht möglich, ganz nahe hinanzudringen, denn die Steine worauf wir traten, waren noch so heiß, daß uns die Sohlen unter unsern Schuhen verbrannten. Man durfte keinen Augenblick auf einer Stelle stehen bleiben, wenn man nicht auch die Füße verbrennen wollte. Wir haben also nur von Ferne gesehen: daß leider Ihr Haus, wie alle übrige Häuser in der Gasse, bis auf den Grund abgebrannt ist.

Inzwischen habe ich in der Gasse, wo Ihr Haus liegt, auf allen Ecken desselben zwey Bauern hingestellt, um Wache zu halten. Ich werde mit Hrn. Reek und Nath wechselsweise patrouilliren. Herr Nath befindet sich sonst ganz wohl, nur daß er die Hand noch nicht zum Schreiben brauchen kann.

In der Stadt hat das Feuer beynahe aufgehört, nur nach der Alfaine zu brennt es noch. Sie können sich es kaum vorstellen, wie verwüstet und erbärmlich es hier allerwärts aussiehet. Morgen wollen wir versuchen ein wenig näher an Ihr Haus zu kommen. Die Geldkiste müssen wir aufsuchen und heraus bringen. Ob aber sonst noch etwas von Gütern unbeschädigt geblieben ist, das noch zu gebrauchen wäre, daran zweifele ich sehr. In der Stadt begegnet man wenig Leuten, hin und wieder trifft man Jemand an, der sich, wie wir, nach seinem abgebrannten Hause umsiehet.

Lissabon, den 3ten Nov.
1755.

Reel.

Drey

Drey und zwanzigster Brief.

An den Herrn Capit. *Mecarty*, am Bord des Schiffs Merkurius.

Ich habe Seine glückliche Ankunft mit vielem Vergnügen ersehen. Er muß mit Seinem Schiffe nicht an die Stadt kommen, sondern noch vorerst beym Thurm liegen bleiben. Unsere Verwirrung ist zwar groß, allein es wird sich alles schon wieder zurecht ziehen. Ich bin der Meynung, daß Er seine Ladung hier löschen soll. Indessen wird Herr Busch morgen nach Belem gehen, mit Ihm sodann sprechen, und Ihm Nachricht geben: wie Er sich ferner zu verhalten habe.

Loiros, den 3ten Nov.
1755.

C.

* * * * * * * * *

Vier und zwanzigster Brief.

An Hrn. *Nath* in Lissabon.

Gestern Nachmittag ritt ich von hier nach *Olivais*, und war höchst bestürzt, als ich unterwegens an unterschiedenen Orten recht tiefe Ritzen in der Erde bemerkte, davon einige wohl eine Elle breit waren, so daß ich um der gar zu breiten Oeffnung willen, bisweilen einem Umweg zu nehmen gezwungen ward, weil ich besorgte, mein Pferd möchte nicht völlig darübersetzen können. Der *Gregorio* in *Olivais* erzählte mir, daß bey ihm herum noch mehrere Oeffnungen oder Spalten in der Erde gewesen wären, die sich aber nunmehr nach und nach wieder zusammengefügt hätten. Bey meiner Ankunft fand ich des Herrn Busch Gartenhaus schon offen und die Thüren eingeschlagen, Herr *Anastasio* hatte sich mit seiner Familie dahin begeben. Diese haben aus ihrem Hause in der Stadt alles gerettet und dahin gebracht, wozu sie auch Zeit gehabt haben, weil ihr Haus erst gestern Nachmittag abgebrannt ist. Herr *Anastasio* war sehr froh mich zu sehen, und da er erfuhr, daß ich fast alles das Meinige verlohren hatte, lieh er mir 600 ††, mit dem sehr großmüthigen Anerbieten, daß er, wenn ich nicht wieder in den Stand kommen sollte, solches Geld zu bezahlen, mir selbiges schenken wolle.

Er bot mir noch mehr an, weil er glaubte, daß die Welt doch so bald vergehen würde. Er hat allerhand Eßwaaren aufgekauft, als Hüner, welsche Hähne u. d. gl. was er davon nur für Geld hat bekommen können, und hat alles theuer bezahlt. Hiezu lud er mich ein und sagte: daß ich, so oft ich wolle, bey ihm essen könnte.

Sonst steht das Haus hier noch gut, worüber ich mich sehr wundere. Nur sind hin und wieder an selbigem einige Ritzen. Allein die benachbarten Häuser liegen alle darnieder.

Diesen Morgen um 9 Uhr werde ich mit meiner Familie von hier dahin aufbrechen, und Herr *Nihn* ist schon nach meinen Garten auf dem *Campo* gegangen, um alles, was sich noch fin-

den möchte, nach Olivais bringen zu lassen. Wenn Sie mir daher etwas zuzusenden haben, so muß es nach Olivais geschehen. Q.

Nachschrift.

Gelegentlich bitte ich dem Steuermann auf dem Schiffe, der Prinz Friederich sagen zu lassen, daß er eine Schaluppe nach Olivais senden möge, um seinen Schiffer Cock allda abzuholen. Dieser gute Mann macht mir den Kopf warm, und ist voller Unruhe, daß er nicht auf seinem Schiffe seyn kann. Er hat zwar Recht auf sein Schiff zu denken; allein es ist mir unmöglich ihn eher dahin zu schaffen, als bis wir zu Olivais angelangt sind. Herr Joan Soares sieht es gar nicht gerne, daß ich nach Olivais ziehe. Vielleicht hat er gedacht, daß ich mit meinem Gelde ihn und seine Familie unterhalten soll. Er scheint sehr arm zu seyn.

Loiros, den 4ten Nov. 1755.

* * * * * * * * *

Fünf und zwanzigster Brief.

An Herrn Q. auf dem Campo.

Diesen Nachmittag sind wir endlich bis an Ihr abgebranntes Haus gelangt; allein man spürt noch Rauch und Dampf auf derselben Stelle. Die Mittelmauer des Hauses steht noch, ist aber ganz ausgebrannt, und hängt so herüber, daß keiner von den Bauern, noch sonst Jemand sich hinein wagen wird, etwas allda auszugraben, ehe nicht diese so gefährlich stehende Mauer, völlig wird herunter gerissen seyn. Ich ersuche Sie deswegen, mir einige Taue und Stricke zu senden, weil ohne selbige nichts dabey auszurichten ist.

Ich finde hier keine zu kaufe, und ich zweifle noch, wenn wir solche Taue auch haben, ob man wegen der großen Hitze, die noch auf dem Boden zu fühlen ist, an Ihrem Hause wird arbeiten können. Ich werde jedoch allen Fleiß und Sorgfalt anwenden, so viel möglich ist zu thun, zum wenigsten Ihre Geldkiste heraus zu holen.

Herr Haate erzählte mir, daß er seine Geldkiste offen und leer gefunden hätte, aber ich bin deswegen um die Ihrige im geringsten nicht besorget; denn vor dem Brande konnte Niemand daran kommen, und nachher wird sich keiner ohne die größte Gefahr so weit gewagt haben.

Unser Portugiesische Comtoirbediente Pinto ist diesen Morgen bey uns angelangt. Er ist sehr elend und ausgehungert, und scheint noch ein wenig verwirrt im Kopfe zu seyn. Jedoch wenn er sich nur erst ein wenig wieder gepflegt hat, so wird er vielleicht besser werden. Er geht noch in einer Frauensschürze, und einem kleinen Frauensmantel auf den Achseln, und hat dabey ein altes Hemd an, das ihm

ihm Jemand gegeben hat. Wer es ihm gegeben, weiß er sich aber nicht zu besinnen. Sehen Sie doch zu, ob Sie ihm nicht etwas von alten Kleidern, und ein Paar Schuhe senden können. Denn er schämet sich so nakkend und bloß zu Ihnen hinaus zu kommen. Ich bin

Lissabon, den 4ten Nov.
1755.

Nath.

* * * * * * * *

Sechs und zwanzigster Brief.

An Hrn. C. auf dem Campo.

Sie werden mich schon längst für todt gehalten haben, und es ist wahr, ich bin dem Tode sehr nahe gewesen. Verwichenen Sonnabend als den 1ten dieses, war es so schönes Wetter, daß ich Lust bekam des Morgens um 8 Uhr ein wenig auszugehn. Ich hatte schon einen guten Spatziergang gemacht, und kehrte darauf ein wenig bey dem Herrn Lueders ein. Er seine Frau und ich sassen in der dritten Etage seines Hauses, und sprachen mit einander; seine Leute aber waren in die Messe gegangen. Auf einmal hörten wir um 9½ Uhr ein starkes Gepolter. Wir stunden alle drey auf, um herunter zu laufen, und kaum hatten wir zwey Schritte gethan, so fieng der Boden des Zimmers, worin wir sassen, schon an zu sinken, und wir fielen mit selbigen bis in die erste Etage des Hauses, in eine Kammer herunter, die sonst dunkel war, und kein Fenster hatte. Die Thür daran war verschlossen, und so stark wir auch daran schlugen und arbeiteten, konnten wir solche doch nicht aufbrechen. Die Mauern konnten wir auch nicht hinan klettern um auf diese Weise herauszukommen. Wir schrieen, aber in der Bestürzung hörte uns Niemand.

Ich hatte etwa ein halb Dutzend kleine Kuchen in der Tasche, die waren schon den ersten Tag verzehret. Wir wurden sehr von Hunger, doch noch mehr von Durst geplagt. Es kam mir oft in den Sinn Herrn Lueders todt zu schlagen, mit seinem Blute meinen Durst zu löschen, und mit seinem Fleische meinen Hunger zu stillen. Weil mir aber ein dazu erforderliches Werkzeug fehlte, konnte ich es nicht vollführen. Inmittelst waren wir von dem vielen und heftigen Schreyen immer matter und schwächer geworden; hatten uns auch bereits in unsern Tod ergeben.

Was muß das für ein erschrecklicher Tod seyn, wenn man vor Hunger und Durst sterben muß. Ich habe es einigermaaßen erfahren, und weiß wie leicht man dadurch zur äußersten Verzweiflung gebracht werden kann. Ich habe zuweilen Kalk und Sand gegessen, der von den Mauern gefallen war.

In der Hoffnung die wir uns machten, daß vielleicht Jemand einmal uns hören möchte, fuhren wir im

im Schreyen fort, wiewohl unsere Stimmen zuletzt sehr schwach wurden.

Diesen Morgen endlich, hat es Gott zu unserm Glück gefügt, daß einige Soldaten, die die Runde machten, und unser Haus vorbey gehen mußten, unsere Stimmen hörten. Sie traten näher, und suchten wo wir waren. Sie entdeckten uns bald, schlugen die Thüren ein, und brachten uns hierauf auf die Straße.

Mein Gott, wie sah es da aus? Ich wußte nicht ob ich träumte, oder wirklich alles so sahe. Herr Lueders Frau konnte nicht aus der Stelle kommen; Er selbst, und ich, waren auch matt und schwach, und konnten nicht über die umgefallenen Mauern steigen; die Soldaten mußten uns unter die Arme fassen, und so brachten sie uns in das nächste Haus, das noch stehen geblieben war, und wo ein Herr Parodi wohnte.

Dieser ließ gleich Thee für uns machen. Unsere Mägen waren so schwach, daß wir kein Brodt und keine Butter essen konnten, deswegen ließ Hr. Parodi sein einziges Huhn, das er noch hatte, schlachten, und uns eine Suppe davon kochen, die uns recht erquickte. Wir können aber in diesem Hause nicht bleiben, weil nicht viel Raum darin übrig ist. So bald wir unser Mittagsessen genossen haben, wollen wir auf eine oder andere Art suchen nach Hiate zu kommen *), wo ein guter Freund vom Herrn Lueders uns schon beherbergen wird. Dort werden wir mehr Lebensmittel finden, woran der Mangel auf dem platten Lande nicht so groß seyn soll, als nahe bey der Stadt.

Ich habe mit vieler Betrübniß vernommen, daß leider auch ihr Haus abgebrannt seyn soll, ich kann aber nicht erfahren, wo Sie sich mit Ihrer Familie aufhalten. Weil ich nun sehr unruhig deswegen bin, so habe ich einen Soldaten mit diesem Briefe nach dem Campo an Sie abgefertiget, wo Sie vielleicht seyn.

Haben Sie die Güte, und erfreuen mich mit einer kleinen Nachricht von Ihren Umständen. Ich bin noch gar zu schwach, selbst zu Ihnen zu kommen, Sie sind auch zu gütig um solches zu verlangen. So bald ich nur ein wenig zu Kräften gekommen bin, daß ich wieder allein gehen kann, will ich gleich zu ihnen eilen.

Lissabon, den 5ten Nov.
1755.

Minote.

*) Hiate liegt eine halbe Meile von Lissabon.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

77tes Stück.

Freytag, den 24ten September 1779.

Fortsetzung der Sammlung authentischer Briefe, welche während und kurz nach dem Erdbeben zu Lissabon in dieser unglücklichen Stadt und in der Nähe derselben geschrieben worden.

Sieben und zwanzigster Brief.

An Herrn Q. in Olivais.

Nachdem die Bauern und andere Arbeitsleute, die ich hier gedungen habe, gebeichtet und communicirt hatten, ehe sie an eine so gefährliche Arbeit gehen wollten, als die Umreissung der Mauern Ihres Hauses war; so warfen sie mit vieler Mühe die Taue an, und als solche erst recht gefaßt hatten, war es ganz leicht die Mauer niederzuwerfen, die ganz mürbe gebrannt war.

Die Stelle aber wo ich die Geldkiste zu seyn glaubte, war ganz von Schutt und von Steinen bedeckt, so daß wir vom Morgen an, bis diesen Nachmittag um 3 Uhr mit vierzig starken Leuten an der Wegräumung der Steine gearbeitet haben. Wir konnten solches aber nicht länger aushalten. Denn wenn wir eine Handbreit gegraben, und die Steine weggewälzet hatten, so war es unten so heiß, daß wir nicht lange darauf stehen konnten. Ich habe daher wohl über 200 Eimer Wasser auf den Platz gießen lassen, wo nach meiner Meynung, die eiserne Kiste stehen muß, und ich hoffe, daß solches die Hitze in der Erde dämpfen wird, daß wir Morgen früh unsern Schatz herausziehen können. Die Bauern bleiben inzwischen so lange zur Wache dabey. Für Diebe dürfen wir nicht besorgt seyn, weil der König einen Befehl hat ergehen lassen: alle Diebe, die ertappt werden, sogleich aufzuhängen. Die Richter befolgen den Befehl auch aufs genaueste, so, daß wenn man Jemand findet, der verbranntes Geld bey sich hat, oder der hie und da gräbt, und auf Befragen nicht zu sagen weiß, woher er ist, und was für ein Recht er dazu hat, man ihn gleich, ohne weitere Untersuchung aufknüpft, wobey aber doch auch oft Unschuldige leiden können. Ich finde es daher unumgänglich nöthig, daß Sie mir noch diese Nacht eine Vollmacht schicken, darin Sie erklären, daß ich bey Ihrem Hause arbeiten, graben, herausnehmen

und wegbringen kann, was ich nur immer finden werde. Ohne diese Vollmacht von Ihnen, getraue ich mich nicht bey Ihrem Hause das geringste anzufangen.

Lissabon, den 5ten Nov. 1755.

Nath.

* * * * * * * * *

Acht und zwanzigster Brief.

An Herrn Q. in Olivais.

Ich habe hier in Belem viele Freunde und Kaufleute von allerley Nationen angetroffen, die sich leider mit uns in einerley Umständen befinden. Ja die mehrsten unter ihnen sind nicht einmal so glücklich gewesen, daß sie ihre Bücher und Papiere gerettet haben. Der Zoll auf dem Thurme Pedroises ist diesen Morgen geöffnet worden. Ein jeder kann da seine Güter unversiegelt zu sich nehmen und verkaufen, denn der König will nur, daß die Schiffe bald möglichst gelöschet werden, weil im Lande an allem Mangel ist. Und da jetzt die Leute wenig Geld haben, will der König auch die Zollabgaben auf sechs Monat borgen, nur daß ein jeder für den Belauf derselben, seinen Namen unterzeichnen muß.

Die hiesigen Kaufleute wollen beym König darauf anhalten, daß hier herum einer jeden Nation ein Stück Feld eingeräumet werde, wo sich jeder eine Hütte oder Gezelt kann errichten lassen. Ich denke aber, daß wenn der König auch solches bewilligte, es dennoch unmöglich seyn wird, so viel Holz, Bauleute, und Tischler zu bekommen, die für alle fremde Nationen dergleichen Wohnungen, noch diesen Herbst und Winter über verfertigen können.

Es ist noch ein anderer Vorschlag im Werke, worin die Consuls auch willigen. Nemlich: es soll ein jeder an Eides statt seine Schuldner angeben, und von jeder Nation sollen zwey Kaufleute als Curators ernannt werden, die Schuldner zur Zahlung anzuhalten, und was von Geldern sodann eingehen wird, soll unter die Gläubiger pro rata vertheilt werden. Diese Bittschrift, die von verschiedenen bereits unterzeichnet ist, ward auch mir zur Unterschrift gebracht; allein ich gab unserm Herrn Consul zur Antwort: daß ich nicht unterschreiben würde, ohne erst vorher Ihre Einwilligung hierüber eingeholt zu haben.

In der hiesigen Gegend sind meist alle Häuser stehen geblieben, sie sind aber auch alle, wie Sie leicht denken können, mit Menschen angefüllt. In dem Hause des englischen Viceconsuls wird man gut gespeiset, jeder Fremde kann da für Geld ein Frühstück und eine Mittagsmahlzeit haben. Für mich habe ich einen schönen großen Stall gemiethet, wobey eine Kammer ist, worin sonst der Kutscher geschlafen hat, und noch eine kleine Kammer, darin sonst das Geschirr und das Sattelzeug verwahret wurde. Ich habe hier meine Wohnung bereits aufgeschlagen, verwichene Nacht schlief ich auf der Erde,

und künftige Nacht wird es auch noch wohl geschehen. Morgen früh aber werde ich unsere Laken, die wir am Bord haben, ans Land zu bringen suchen, und künftig so lange darauf schlafen, bis ich ein Bette habe, welches Sie mir doch jetzt nicht schicken können. Da mich Herr Nath recht inständig gebeten hat, ihm baldigst einige Kleidungsstücke zu verschaffen, womit Pinto und andere sich bedecken können, so habe ich nicht so lange warten wollen, bis unsere Tücher und andere Güter am Lande sind, sondern ich habe zu diesem Ende diesen Morgen etwas grobe Boy gekauft, nebst einem Stücke grober Westphälischer Leinewand. Ich fand auch einen Schneider, der mir versprochen hat, noch diesen Abend einiges fertig zu liefern, welches ich nebst einem Paar Stiefeln diese Nacht an Herrn Nath schicken werde, um es unter unsere Leute, und zwar unter die, die dessen am meisten benöthigt sind auszutheilen, damit sie nur vorerst etwas haben ihre Blöße zu decken, und sich vor der Kälte zu bewahren. Schuhe habe ich noch nicht finden können. Ich werde zugleich Herrn Nath sagen lassen: mir Herrn Keel und Keek nebst zwey Bauern, wenn es ihm möglich ist, und er solche nicht selber höchst nöthig braucht, hieher zu senden. Denn allein kann ich hier nichts ausrichten.

Der gemiethete Stall scheinet mir recht bequem zu einem Packraum, ich werde den größten Theil unserer am Bord habenden Güter hieher bringen lassen, auch etwas davon gleich verkaufen, um für die übrigen Waaren desto mehr Raum zu bekommen.

Einige unserer Schuldner sind mir schon begegnet; die Herrn singen alle aus einem Tone. Einige sagen, daß sie bezahlen wollen, wenn sie in Brasilien einen Ueberschuß haben würden; andere daß sie mit ihren Beichtvätern und Sachwaltern gesprochen hätten, die der Meynung wären: daß sie bey dem gegenwärtigen höchst unglücklichen und betrübten Schicksal, das ein ganz unerwarteter und außerordentlicher Fall sey, besonders da die von uns gekauften Güter verbrannt wären, welches auch geschehen seyn würde, wenn wir sie ihnen nicht verkauft hätten, gar nicht verbunden wären, uns zu bezahlen. Es ist bey jetziger Zeit gar kein Wechselcours. Niemand offerirt Briefe oder Geld, und die Kaufleute machen sich nichts daraus, zu sagen: daß sie bankrott sind, welches auch wohl von vielen wahr seyn mag. Die Kornhäuser haben nichts vom Feuer gelitten. Alle Mauerleute werden gezwungen zu arbeiten, und sind beschäfftigt die Windmühlen und Backöfen wieder herzustellen. Wir hoffen daher, daß an Lebensmitteln so leicht kein Mangel entstehen wird.

Belem, den 5ten Nov. 1755.

Busch.

Neun und zwanzigster Brief.

An Herrn Q. in Olivais.

Endlich kann ich Sie mit dem Gelde aus der Kiste erfreuen, welche wir diesen Morgen ausgegraben haben. Wir hatten dazu keine Schlüssel nöthig, weil das Eisen so mürbe gebrannt war, daß man es mit den Händen zerbrechen konnte. Ich habe alles rein aus der Kiste heraus genommen, und sende es Ihnen so zu, wie ich es gefunden habe.

So lange noch die Hitze in der Erde dauret, ist es unmöglich an den Gütern im Packhause etwas vorzunehmen. Ich zweifle sehr, daß da etwas heraus zu bringen seyn wird, das nicht versengt, wo nicht gar ganz verbrannt ist. Aber daß nicht noch etwas von Ihrem Silbergeschirr, Kupfer und Diamanten, auf der Brandstelle zu finden sey, daran zweifle ich nicht. Wenn die Erde sich erst abgekühlet hat, das aber in den ersten acht Tagen wohl nicht zu hoffen ist, muß man sie durch Arbeitsleute aufgraben, den Kalk, Leim, und den Sand durchsuchen, und ihn waschen und durchsieben lassen. Die Bauern schicke ich Ihnen nun wieder zurück, ausgenommen drey, wovon einer bey mir bleibt. Herr Reel und Reeck haben die übrigen zwey mit nach Belem genommen.

Ich erwarte nun Ihre weitern Befehle; hier finde ich zwar für mich vorserste nichts zu thun, indeß werde ich diesen Ort nicht eher verlassen, bis Sie es mir befehlen.

Lissabon, den 6ten Nov.
1755.

Nath.

Nachschrift.

Herr Nihn kömmt von dem Campo mich zu besuchen, und wird heute sich zum Herrn Busch nach Belem begeben. Er hat mir erzählt, daß alle Meublen bereits zu Ihnen nach Olivais gesandt worden sind, und daß nichts zurück geblieben sey. Die armen Leute auf dem Campo sollen recht vergnügt seyn, daß der Graf N. täglich 50 Schaafe unter sie austheilen läßt.

* * * * * * * * *

Dreyßigster Brief.

An Herrn Busch in Belem.

Nunmehr kann ich Ihnen die gute Nachricht geben, daß ich das Geld aus unserer eisernen Kiste empfangen habe. Es ist aber kohlschwarz, und vieles davon in Klumpen geschmolzen, und die kleine Münze ist zu Staub verbrannt. Von den sechs goldenen Uhren, die in der Kiste gelegen, ist nichts weiter zu finden und zu sehen, als einige stählerne und messingene Räder. Der Verlust ist auch hiebey beträchtlich; doch bin ich noch froh, daß ich noch so viel davon gerettet habe. Auf Ihren gestrigen Brief, der erst heute morgen abgegeben ist, dienet zur Antwort:

wort: daß diejenigen die die Bittschrift an den König unterschrieben, leute seyn müssen, die ihre Bücher und Papiere verlohren, und vielleicht durch solche Vorstellung eben so leicht an ihre Bezahlung zu kommen denken, als wir und andere, die ihre Obligationes und Briefschaften gerettet haben. Ist es wohl zu glauben, daß der König, ein Gericht in seinem Lande zugeben wird, das aus fremden Nationen zusammen gesetzt ist? Was würden die Portugiesischen Unterthanen dazu sagen, wenn sie vor einem Gerichte, das aus Ausländern besteht, erscheinen müßten? Sie würden gewiß denken, daß unter der Portugiesischen Nation, nunmehr keine ehrliche und verständige Leute mehr anzutreffen wären, welche die dazu gehörige Geschicklichkeit hätten. Ich bin willens in Portugall zu bleiben, und ich will meine Schulden selber eincassiren, deswegen habe ich auch dergleichen Curators nicht nöthig, die nach ihrem Belieben pro rata, das eincassirte austheilen.

Gewiß, der König wird über solchen Vorschlag lachen, und Sie haben wohl gethan, daß Sie unsere Namen nicht mit unterzeichnet haben. Was die Schuldner betrifft, die Ihnen begegnet sind, so wird sich alles mit der Zeit schon geben. Solche Dinge lassen sich sogleich nicht zwingen, noch zum voraus überdenken, wie es damit gehen wird.

Ich lasse jetzt aus unsern Büchern ein Verzeichniß aller unserer Schuldner ausziehen: wer, und wie viel jeder uns schuldig ist, und ich werde Ihnen dieses Verzeichniß zuschicken, damit Sie es unserm Sachwalter geben, und ihm auftragen, künftige Woche alle unsere Schuldner citiren zu lassen. Zwar weiß ich wohl, daß anjetzo von ihnen wenig oder nichts zu erhalten seyn wird; allein wenn sie citirt werden, müssen sie uns aufsuchen, und mit uns der Schulden wegen sich unterreden und handeln. Dem einen läßt man dann etwas nach, der andere muß völlig bezahlen, den dritten muß man gehen lassen, und sehen ob er wieder Credit bekömmt, und etwas gewinnt, wovon er bezahlen kann. Andern hingegen giebt man einige Zeit, alles nach eines jeden Umständen.

So wie wir es hier mit unsern Schuldenern machen, und mit ihnen verfahren, eben so werden unsere Freunde in England und Holland es sich müssen gefallen lassen, was wir Ihnen für einen Accord vorschlagen. Wir sind deswegen noch nicht gleich bankrott. Nur Muth! Verlieren wir aber diesen Muth, so wird freylich alles zu Grunde gehen müssen. Frisch darauf los gearbeitet, Gott kann uns wieder segnen! Sollten Ihnen Wechselbriefe auf uns präsentirt werden, so sagen Sie nur frey, daß das Geld bey mir sogleich könnte abgeholt werden, wann sie es schwarz und verbrannt annehmen wollten; wo aber nicht, so müßten sie warten bis es rein gemacht wäre. Sie müssen von unsern Gütern die wir neulich erhalten, nicht anders als gegen baare Bezahlung verkaufen, weil ich jetzo nichts borgen kann. Wenn dort

bey Ihnen keine Lebensmittel zu bekommen seyn sollten, so bitten Sie den Capitain **Mecarty**, daß er mir von seinem Schiffe etwas Erbsen, Bohnen, trockene Fische, gesalzen Schwein- oder Rindfleisch zusende. Denn ich finde, daß alle, so um und bey mir sind, doppelt so viel als sonst essen, ich selbst habe niemals so großen Appetit gehabt als jetzt. Hühner und andere feine und frische Kost verschlägt hier bey uns nichts. Ich habe nunmehr keine Fremde mehr am Tische. Alle die auf dem **Campo** zu mir gekommen waren, oder sich da hingerettet hatten, haben sich anders wohin begeben. Nur die arme Madame **Wittero** ist noch bey mir, und weil sie gar keine Nachricht von ihrem Manne, ihrer Tochter und Bedienten hat, ihr Haus in der Stadt auch mit abgebrannt ist, so dauert sie mich, und ich will ihr gerne zu Essen geben, so lange ich selbst etwas habe.

Ich habe nun von allen meinen Leuten Nachricht wo sie sich aufhalten, ausgenommen von meinem Mohren **Franz** nicht, von dem ich vermuthe, daß er bey dem Erdbeben nach einer Kirche gelaufen ist, welches die meisten Leute in der Zuversicht gethan haben, weil sie glaubten, daß wenn sie nur die Kirchthür ergriffen hätten, sie sicher genug wären. Allein die armen Leute haben sich in ihrer Hoffnung gewaltig betrogen, denn die Kirchen sind die ersten Gebäude gewesen die eingestürzt sind, und die meisten Menschen sind darin umgekommen. Es kann leicht seyn, daß der arme **Franz** ein gleiches Schicksal gehabt hat.

Herrn **Nath** habe ich befohlen zu Ihnen zu gehen, und Ihnen beyzustehen. Ich bleibe hier, um hier unser Comtoir anzulegen, bis Sie nahe bey der Stadt ein bessers Haus finden. Sie zeigen mir indeß täglich an was vorgehet, damit ich von hier aus weiter anordnen kann, was zu thun oder zu lassen sey.

Olivais, den 6ten Nov.
1755.

O.

Nachschrift.

Eben kommen die Bedienten, die nach **Gallicien** gehen wollten, zu mir, und verlangen einen Schein von mir, daß sie in meinem Dienst stehen, damit der König sie nicht zwingen lassen könne, die Gassen zu reinigen und zu arbeiten. Durch **Porto** haben sie nicht kommen können, weil des Königs Befehl schon da gewesen ist, daß alle Domestiken, die daselbst ankommen würden, angehalten, und wieder hieher gewiesen werden sollten. Ich kann ihnen aber wider die Wahrheit, und wider des Königs Befehl keinen Schein geben, sie mögen immerhin arbeiten. Ich bitte Sie, Ihnen auch dergleichen Schein nicht geben.

Ein

Ein und dreyßigster Brief.

An Herrn Q. in Olivais.

Ich habe in diesen Tagen verschiedene Waaren verkauft, wovon das Verzeichniß hierbey erfolgt. Der König will, daß in 14 Tagen eine Flotte nach Peru a) segeln soll, wenn sie auch gleich nur aus drey Schiffen bestände, die nicht einmal ihre völlige Ladung hätten. Er will durchaus, daß sie alsdann abgehe, damit man anderswo sehe, daß hier noch nicht alles verlohren ist, und wir noch im Stande sind Flotten auszusenden.

Nach der Ladung, die auf Ihren Befehl an alle diejenigen die uns schuldig sind, ergangen ist, haben sich viele bey mir eingestellt, und sich auch ganz billig erklärt; wobey ich denn zugleich erfahren habe, daß von den Schuldnern, die in Lissabon Boutiken gehabt haben, kaum 10 pro Cent, ja von einigen kein Heller zu erwarten seyn wird. Einige von ihnen verlangen: daß man ihnen 70, 80, 90 pro Cent nachlasse. Die übrigen daß man 30, 20, 10 pro Cent fahren lassen soll, und wollen den Rest nach 10 oder 20 Jahren abtragen.

Von den Schuldnern die auf Brasilien handeln, möchte überhaupt durch einander gerechnet, noch wohl die Hälfte von dem, was sie uns schuldig sind, einlaufen und bezahlet werden, jedoch nicht auf die Rückkunft der ersten Flotte. Ich habe mich daher nach Beschaffenheit der Umstände mit einigen bereits gesetzt, und laut beygehendem Verzeichniß einen Vergleich getroffen. Mit den andern werde ich, so gut ich kann, accordiren. Denn wollte man sie mit Gewalt zur Bezahlung zwingen, so würden sie brechen und bonis cediren; wiewohl auch viele Betrieger mit unterlaufen, die völlig bezahlen könnten, und sich doch arm stellen. Mit Joseph Guerra habe ich mich dahin verglichen, daß, wenn er die Stelle unsers abgrannten Hauses umgraben, die Erde und den Kalk waschen und durchsieden würde, ich ihm für diese Arbeit, von allem was er finden und herausbringen wird 10 pro Cent zugestehen wollte.

Er hat mir auch gestern etwas von Ihrem Silbergeschirre gebracht, das in der Erde zusammen geschmolzen war; aber von allen Diamanten, die ich in meiner Kammer gehabt, sind nur vier kleine Steine gefunden worden, wie auch verbranntes Kupfer und Zinn, das überhaupt gerechnet 3000 †† ausmacht, und wovon ich ihm sogleich seine 300 †† entrichtet habe.

Er versichert mich auch, daß er alles genau durchgesucht habe, und daß nichts weiter daselbst zu finden gewesen sey. Ich kann nicht begreifen wie alles so rein verschmolzen oder verbrannt seyn kann. Von allen Gütern in den Ballen ist nicht ein Faden zu sehen und zu finden gewesen. Wir ha-

a) Man nennt im gemeinen Leben in Portugall auch anderswo Süd-Amerika, oft Peru. Siehe Schatzens Geographie, 3ten Th. S. 956.

haben also von unserm abgebrannten Hause nichts weiter zu hoffen.

Man hat nun wieder einen Wechselcours; allein er ist so schlecht und disproportionirt, daß Niemand die Wechsel nehmen will. Ich denke wir thun besser, wenn wir unser Geld so wir zu remittiren haben, noch einige 14 Tage bey uns behalten, vielleicht dürfte es sich gegen die Zeit fügen, daß wir einen bessern und höhern Cours bedingen können, und wir können auch unterdessen Antwort aus England auf unser dahin berichtetes Unglück haben, und sodann sehen, wie die Leute daselbst solches aufgenommen haben, wie sie gesinnet sind, und wie sie es mit uns halten wollen.

Da Sie gerne ein Haus für Ihre Familie nahe bey der Stadt haben möchten, so habe ich Ihnen eins in *Alcantra* b) gemiethet. Es ist wenig Ausbesserung dabey nöthig, und die Mauern müssen nur an der Seite nach der Straße gestützt werden. Ich bin auch schon im Begriff solches thun zu lassen, so daß es in 14 Tagen kann befahren c) werden. Es ist klein, jedoch wir müssen uns bey unsern gegenwärtigen Umständen so behelfen. Ihre Freunde verwundern sich sehr, daß Sie schon wieder in einem Hause von drey Etagen wohnen wollen, da doch die Erschütterungen der Erde noch immer fortdauern.

Belem, den 28ten Nov.
1755.

Busch.

b) *Alcantra* liegt zwischen Lissabon und Belem.
c) So steht in Manuscript.

Der Schluß folgt künftig.

Anfrage.

Woher entstehet die schändliche Gewohnheit, am sogenannten Polterabend die Braut mit einer Kanonade von alten Töpfen und sonst allerley irdenen Gefäßen zu begrüßen?

Druckfehler. Im 71ten Stück dieses Magazins Seite 1134. in der 14ten Zeile, lies statt vier Quartier Wasser vierzig Quartier Wasser.

Hannoverisches Magazin.

78tes Stück.

Montag, den 27ten September 1779.

Schluß der Sammlung authentischer Briefe, welche während und kurz nach dem Erdbeben zu Lissabon in dieser unglücklichen Stadt und in der Nähe derselben geschrieben worden.

Zwey und dreyßigster Brief.

An Herrn Busch in Belem.

Es scheint mir zu weitläuftig, und ist mir auch sehr beschwerlich, länger hier zu bleiben. Ich bin des Laufens von hier nach Belem herzlich müde. Durch die Stadt über die Steinhaufen zu reiten, und hin und wieder noch vor überhangende Mauern vorbey zu gehen, ist theils mühsam, theils gefährlich. Ich habe mich daher entschlossen übermorgen mit meiner Familie das neue Haus bey *Alcantara* zu beziehen. Senden Sie mir also zwo gute Fahrzeuge, und einen Ewer oder großes Fahrzeug. Sie müssen Morgen gegen Abend hier seyn, und mich sodann mit Sack und Pack nach *Alcantara* bringen.

Vorgestern Abend hatten wir ein besonders Abentheuer, wir kamen auf unserm Spaziergange etwa 1 Viertelstunde von Olivais und lagerten uns an der Heerstraße, wo wir zusammen in aller Stille saßen. Madame Wittero war bey uns, auf einmal sprang sie auf, und lief einem Manne, den sie in der Ferne erblickte, entgegen, und umarmte ihn zärtlich. Meine Frau und ich giengen ihr nach, um zu sehen, was das wäre, und siehe da, es war ihr Mann, den sie und wir schon für tod gehalten hatten. Die Freude war, wie leicht zu vermuthen, von beyden Seiten unbeschreiblich groß. Er erzählte uns hierauf, wie es ihm bis jetzt ergangen sey, und wie er sich am 1ten Nov. gerettet hätte. Er wäre nemlich, so bald er das Erdbeben verspüret, nebst seiner Tochter, gleich aus dem Hause gelaufen und nach dem Ufer gegangen. Sie wären daselbst in ein Fahrzeug gesprungen, und auf der andern Seite des Ufers wieder ausgestiegen. Von dem großen und heftigen Schrecken wäre er in ein hitzig Fieber gefallen, wobey er immer das Bette hüten müssen, und sich nach nichts hätte erkundigen können. Der Arzt hätte ihm erst vor drey Tagen erlaubt auszugehen. Hierauf hätte er jeden, der ihm begegnet, gefragt: ob er

nicht wüßte, wo sich seine Frau aufhielte, hätte aber nicht das geringste, weder von ihr, noch von sonst Jemand aus dem Hause, erfahren können. Seine Tochter, sagte er, wäre in Sicherheit, und befände sich ganz wohl. Er hätte sich gestern von der andern Seite des Ufers wieder nach Lissabon übersetzen lassen; und weil er in seiner Krankheit ein Gelübde gethan hätte, wenn es sich mit ihm bessern würde, nach Saccavem zu gehen, allda die heilige Mutter anzubeten, so hätte ihn der Weg von ohngefähr da vorbey geführt, wo er wieder alles Vermuthen nun die große Freude hätte, seine Frau anzutreffen, die er schon längst für tod gehalten hätte. Sie sind beyde heute Morgen von hier abgereißt.

Olivais, den 14ten Dec.
1755. C.

* * * * * * * * *

Drey und dreyßigster Brief.

An Herrn Nazarca in Peru.

Seit meinem letztern Schreiben an Sie von 15ten Dec. v. J. habe ich keine Gelegenheit gefunden, Ihnen wieder zu schreiben. Nun aber, da ein Schiff nach Ihrer Gegend fertig liegt, berichte ich Ihnen, was hier unterdessen vorgefallen ist.

Unsere Herrn Correspondenten in andern Ländern sind ganz erstaunt, und verwundern sich, daß bey dem großen Unglück und elenden Umständen in Lissabon, man doch von keinen Bankerotten hört, da es doch nicht anders seyn kann, als daß viele Kaufleute stark geschwächt, und viele große und reiche Häuser dadurch zurück gesetzt worden sind, ob man zwar noch nicht wissen kann, wie groß eigentlich der Verlust ist. Von England und andern Oertern werden uns alle Sorten von Gütern in Menge zugeschickt, um sie hier zu verkaufen; die Leute sind recht hitzig und begierig, ihren gehabten Schaden wieder einzuholen. Sie senden alles, was sie nur bey hiesigen Umständen nöthig zu seyn glauben, da denn viele Waaren ankommen, die hier nicht einmal im Gebrauch, folglich nicht zu verkaufen sind; als z. B. eine Menge Sägen, Feilen, Beile, Schlösser, und andere eiserne Handwerksgeräthschaften, die unsere Handwerksleute nicht zu gebrauchen wissen, weil sie anders gemacht sind als die hiesigen. Die Güter worauf der beste Vortheil zu machen, und wornach bis jetzt am meisten gefragt wird, bestehen in Kalbfellen für die Schuster, groben englischen Laken, Boyen; allerhand Strümpfen von Zwirn und Wolle, allerley wollener Manufacturarbeit zu Futter, Bettbühren, Leinewand, grober Sack und Heedenleinewand, Segeltüchern zu Gezelten, grober Leinewand zu Bett- und Tischlaken, wenig von feiner Leinewand; wiewohl die französischen Esymoins zu Hemden ziemlich verlangt werden, Brettern, Nägeln und Balken. Von allerhand Holzwaaren soll eine solche Menge auf dem Wege hieher seyn, daß großer Schade dabey zu befürchten stehet.

het. Mit Lebensmitteln sind wir hier noch reichlich versehen. Man hat uns nicht allein vieles zum Verkauf hergeschickt, sondern es haben auch die Engländer dem König ein Geschenk von Korn, Holz, Salz, Fleisch, Mehl und Reis gemacht, das sich am Werth wohl auf 10000 Pfund Sterling belaufen mag; um solches alles unter die armen nothleidenden Leute austheilen zu lassen. Als dieses alles ankam, war man in der Austheilung so sorgfältig, daß anfangs Niemanden davon gegeben wurde, als nur dem, der dessen höchst bedürftig war. Es ist daher in den Packhäusern ein großer Vorrath von Lebensmitteln übrig geblieben, welcher den Dürftigen hätte gereicht werden können, und nun verdirbt, so daß man ihn wird ins Wasser werfen müssen, wie solches auch mit einigen Sachen schon geschehen ist.

Sonst ist aber das Korn so wohlfeil, als man jemals hier erlebt hat. Die Stadt Hamburg hat gleichfalls dem König ein Paar Ladungen an Holzwaaren, Balken und Brettern geschenkt, welches alles auserlesen schön gewesen ist. Der König hat den größten Theil davon zu seinen Wohnungen anwenden lassen, und das übrige ist den Klöstern geschenkt, ihre eingefallenen Gebäude davon wieder zu erbauen. Auch kam für die hier wohnenden Hamburger ein mit allerhand Sachen beladenes Schiff an; als mit geräuchertem Fleisch, Segeltüchern, Bettlaken, grober Leinewand, groben wollenen Strümpfen, Stricken oder dünnen Tauen, wollenen Mützen rc. Der Hamburgische Consulent besorgte die Austheilung, und jeder Hamburger bekam seinen Theil, wiewohl es einige unter ihnen nicht nöthig hatten. Weil es aber kein Geld kostete, nahm es ein jeder an, um sein Recht daran nicht zu vergeben.

Der Zucker ist bisher sehr theuer gewesen. Aber seit dem einige Schiffe aus Brasilien angekommen sind, ist der Preis desselben merklich gefallen.

Man denkt nunmehr auch wieder an die Wiedererbauung der Stadt Lissabon; allein wegen des Orts wo sie angelegt werden soll, ist man verschiedener Meynung, und man weiß noch nicht, ob man sie wieder auf ihrer vorigen Stelle, oder zu Belem aufbauen soll. Weil aber bey Belem das Wasser nicht tief genug ist, und die Häuser, die auf der andern Seite von Lissabon noch stehen geblieben sind, gar zu weit von der neuen Stadt bey Belem abliegen würden, in dem der große abgebrannte Platz, der in der Mitte der Stadt ist, als ein leerer Platz darzwischen liegen bliebe; so hat der Hof den Entschluß gefaßt, die abgebrannte Stelle wieder eben machen zu lassen, wozu die Soldaten, und die Galeerensklaven gebraucht werden. Es soll auf diesem Platze einem jeden, der vorher ein Haus in der abgebrannten Gasse gehabt hat, wieder ein eben so großer Platz als der vorige gewesen ist, angewiesen und abgemessen werden; welchen Platz er dann nach seinem Gefallen verkaufen, oder selber bebauen kann. Die ordentlichen großen Gassen

sollen sechzig Fuß breit gemacht und keine Zwischengassen oder Twieten unter vierzig Fuß breit angeleget werden. Hierüber werden wohl viele Jahre hingehen, ehe das alles in gehörigen Stand gesetzet und angebauet wird. Denn woher soll das Geld dazu genommen werden?

Sie kennen doch wohl Hrn. Salther, der sonst jährlich 27000 Ducaten Einkünfte von Häusern hatte. Nun gehet er herum und bittet um Allmosen, weil alle seine Häuser eingeäschert sind; dergleichen Leute giebt es viele.

Indeß fängt man an auf dem Felde zu bauen, wiewohl die meisten sich entweder nahe bey der Stadt, oder bey Belem versammeln. Sie lassen sich einige Hütten von Brettern zusammen schlagen, wo Wind und Regen hineindringen kann. Gewiß ich verwundere mich oft, wenn ich bedenke, daß, da diesen Winter durch Reiche und Arme, Große und Kleine, Schwächliche, Starke und Gesunde, in der freyen Luft Regen und Kälte ausgestanden, und kaum ihren Leib bedecket haben, man doch von keinen großen Krankheiten gehöret. Die Leute sind vielmehr frischer und gesunder als vorher. Ja Frauen, davon einige lange verheyrathet, und viele Jahre unfruchtbar gewesen, sind nun schwanger. Man hat aus jedem Kirchspiel Nachricht eingezogen, und nach geschehener Berechnung gefunden, daß seit fünf Monaten mehrere getrauet sind, als vorher in drey Jahren nicht geschehen ist. Es ist auch sehr nöthig, weil im Erdbeben über 30000 Menschen umgekommen sind, worunter man 19 bis 20000 weiblichen Geschlechts rechnet.

Die Ursache, warum die Anzahl der im Erdbeben verunglückten Frauenzimmer größer ist, wie die Anzahl der Männer, soll darin bestehen, weil der Tag des Erdbebens eben ein großer heiliger Tag war, da die Frauen in der Messe auf den Knieen gelegen, und nicht so geschwinde heraus laufen, oder sich auch nicht in ihrer Andacht so geschwinde entschließen können, von ihrem Platze aufzustehen.

Es lassen auch einige Privatpersonen auf dem Felde zwischen Belem und der Stadt Baracken von Holz oder Fachwerk bauen, und sie mit Leim ausfüttern, worunter einige wohl auf 50000 †† kosten werden, welches ich eine Thorheit nenne, weil sie kaum 10 Jahre stehen können, und dennoch werden wohl mehr als vier Millionen †† an solche kleine elende Häuser oder Baracken, die nur äußerlich ein wenig prahlen, auf eine unnütze Art verschwendet.

Einige Häuser werden von Kalk und Steinen vier Etagen hoch, auf dem Wege von der Stadt nach Belem aufgeführt, andere Häuser die noch stehen geblieben, aber voller Rizzen sind, werden ausgeschmiert, und rund umher mit großen Balken gestützt. Einer will noch lieber darin wohnen als der andere, gleichsam, als dächte man gar nicht mehr an den erschrecklichen Tag des Erdbebens, und an die Menge derer, die von umgestürzten

stürzten Häusern dabey erschlagen sind. Verschiedene Familien aber sind noch bis jetzt auf ihren Gärten, und werden sich nicht so bald wieder in die Stadt wagen.

Die Leute wohnen jetzt weit von einander entfernt, so, daß kaum vier Burschen alles das belaufen können, was man vor diesem durch einen einzigen bestellen ließ. Meine Handlungsgeschäffte sind nicht größer und weitläuftiger als vor dem Erdbeben, aber die Entlegenheit der Wohnungen von einander, und die Umwege, die man nehmen muß, von einem zum andern zu kommen, erfordern viel Zeit, und machen viel Beschwerlichkeiten. In der Stadt kann man nicht mit der Chaise fahren, und wo abgebrannte Stellen sind, da kann man kaum zu Fuße durchkommen. Man ist sehr geschäftig die Häuser, die noch stehen geblieben, mit großen Balken zu stützen, und läßt Leim, Kalk und Steine anfahren, so, daß auch dadurch die Gassen fast gesperret sind.

Das Zollhaus ist in Belem von Brettern zusammengeschlagen. Die Güter werden schon wieder besiegelt. Der König hat aber von allen einkommenden und ausgehenden Waaren 4 pro Cent geschenket, und sie dazu destinirt, daß davon künftig ein Zollhaus von Kalk und Steinen in der Stadt, eine Börse, ein Arsenal, und allerhand Packhäuser für die Kaufmannschaft sollen erbauet werden. Es werden auch solche geschenkte 4 pro Cent bereits von des Königs Schatzmeister eingenommen. Wenn aber der Bau angehen wird, daß weiß der Himmel. Die königliche Familie ist noch in dem Lustgarten zu Belem, und wohnet unter Gezelten von Seegeltuch. Man arbeitet aber an einer großen Baracke, von Holz, mit Steinen und Kalk ausgefüllt, welches nunmehr der königliche Pallast seyn soll. Und es scheinet, daß der König wohl nicht willens ist, einen von Steinen aufgebaueten Pallast wieder zu beziehen.

Man bemerkt auch, daß die königliche Familie mehrentheils reitet, jedoch niemals den Weg nach der Stadt nimmt, oder nach einer Gegend, wo hohe Häuser stehen. Sie kommt auch in keine Kirche, die von Steinen und Kalk gebauet ist. Wenn sie die Stadt sehen, oder sich nach der andern Seite der Stadt begeben will, geschieht solches zu Wasser. Bisher ist die hohe königliche Familie, Edelleute und der Magistrat in ganz schlechten und ordinairen Kleidern erschienen. Der König ist mir öfters zu Pferde begegnet, und ich habe nicht einmal meinen Hut abgenommen, weil ich ihn in der schlechten Kleidung unter einem Gefolge von 1 oder 2 Bedienten nicht kannte.

Vor etwa 14 Tagen aber ist ein königlicher Befehl ergangen, daß alle Standespersonen am Hofe, und im Tribunal wieder in solcher Kleidung, als vor dem Erdbeben gebräuchlich gewesen, erscheinen sollen; welches dann auch geschieht, und es sieht recht comisch

misch aus, wenn man die großen Herrn in prächtigen Staatskleidern bisweilen zu Pferde erblickt. Dieser Umstand aber wird Gelegenheit und Anlaß geben, die Wege und Gassen aufzuräumen, und zu reinigen, daß man wieder mit Chaisen und Kutschen fahren kann.

Die neu erbauten Baracken sind rund umher voller Fenster. Denn weil sie ganz niedrig gebauet, und also dunkel seyn würden, müssen sie dadurch erhellet werden. Sie können daher leicht beurtheilen, daß das Fensterglas hier sehr begehret wird.

Für die Hausmiethe fieng man schon an zehnmal mehr als vorher zu verlangen. Allein der König hat befohlen, daß Niemand ein Haus vermiethen oder miethen soll, ehe und bevor der Magistrat solches taxirt und bestimmt hat, wie viel es werth ist, und was es an jährlicher Miethe geben könne. Man bezahlt daher jetzt wohl die Hälfte mehr an Miethe als vor dem Erdbeben.

Es ist aber nicht ein einziges Haus stehen geblieben, daß so könnte ausgebessert werden, daß es zur Kaufmannschaft bequem wäre. Jeder behilft sich inzwischen so gut er kann.

Einige kleine Erschütterungen der Erde empfindet man noch. Das große Erdbeben hat man nicht allein durch ganz Portugall, sondern auch in Spanien verspüret, und in den Seestädten ist es am stärksten gewesen.

Man siehet hier viele Krüppel und gebrechliche Leute. Was ich aber als besonders bewundere, ist, daß die blinden und lahmen Bettler, die vor dem Erdbeben hier und da bekannt gewesen, alle noch herum laufen, und keiner von ihnen umgekommen ist.

Seit der Zeit des Erdbebens bis jetzt, hatte Herr Fisch keine vergnügte Stunde gehabt, und seinen einzigen Sohn von 6 Jahren beweinet, weil er keine Nachricht von selbigen einziehen konnte, wo er hingerathen, oder wer ihn zu sich genommen. Vor acht Tagen aber ist er höchst erfreuet worden, da ihm sein verlohrner Sohn wieder gebracht wurde. Das Kind ist am Tage des Erdbebens aus der zweyten Etage auf die Straße gefallen, und hat keinen Schaden bekommen; darauf nimmt ein Nachbar, der eben vorbey gehet, solches auf die Arme, trägt es ans Ufer, und läßt sich mit demselben in einem kleinen Schiffe übersetzen, das bereits beladen war, und denselben Tag auslaufen wollte. Allein der Zufall des Erdbebens hielt es auf, daß es erst den folgenden Tag, als den zweyten darauf, seine Reise nach Madeira antrat. Unterwegens wird das Schiff von einem Algierischen Raubschiffe weggenommen, das es mit Volk und Ladung nach Algier aufbringen wollte, doch ein darauf zugestoßenes Portugiesisches Kriegsschiff rettet es aus dessen Klauen, und bringt es zu Ferrol in Sicherheit. Das Kind hat unter der Zeit die Pocken gehabt, ist etwas verstellt, und vor acht Tagen mit dem Nachbar, der es mit sich genommen, zu Lande hier

angekommen. Herr Fisch zweifelte, ob es wirklich sein Sohn sey, weil sein Gesicht von den Pocken ganz verändert aussiehet. Es nannte ihn aber gleich Papa, und giebt nebst dem Nachbar alle glaubwürdigen Zeichen, daß es sein Kind sey.

Hier roulliret jetzt viel Geld, doch an alte Schuld zu bezahlen, die vor dem Erdbeben gemacht worden ist, daran denket Niemand; und will man Jemand zur Bezahlung zwingen, so weiß er einen Befehl auszuwirken: daß man gegenwärtig Niemanden zwingen müsse, ehe die Flotte nicht wieder angekommen ist.

Unsere Schuldner vor dem Erdbeben, haben sich nunmehr dahin erklärt, und heilig versprochen, innerhalb 4, 5 bis 10 Jahren, einige die Hälfte, einige den vierten Theil, andere den zehnten Theil von ihrer Schuld abzutragen. Will man sie gerichtlich anhalten, so läuft man Gefahr, nichts zu erhalten; deswegen muß man mit ihnen, nach ihren Umständen, so gut man kann, accordiren, damit sie wieder etwas anfangen und arbeiten können. Und gewiß sie finden schon wieder neuen Credit. Denn es kommen bereits so viele Waaren hierher, daß man selbige, eben wie vor dem Erdbeben, schon auf Credit ausbietet. Ob nun die versprochene Bezahlung der alten Schulden erfolgen möchte, wird die Zeit lehren. Immittelst fängt man schon an, Assembleen zu halten, und Gesellschaften zu besuchen. Oft aber kömmt mitten in der größten Lustbarkeit eine kleine Erschütterung, und die ganze Gesellschaft wird blaß, und verzagt vor Schrecken. Bey hohen Spielen ist man weit hitziger als ehedem, und in Gesellschaften weit besser als vordem, Stolz und Uebermuth regieret nicht mehr so, wie vordem Erdbeben, deñ jeder hält sich für arm, oder weiß doch zum wenigsten noch nicht, wie viel von seinen ausstehenden Schulden einläuft, und ist daher ungewiß, wie viel er in der Welt Eigenes besitzet und übrig hat.

Lissabon, den 10ten May
1756.

C.

Von dem nahrhaften Mehle aus Kartoffeln, oder von der Kartoffelnstärke.

(Amidon de Santé in der Gazette de Santé.)

Wenn auch alle neuere hoch gepriesene Erfindungen Frankreichs für uns Deutsche nicht gleich starken Werth haben, so verdienet doch hin und wieder eine derselben bey uns ausgeübet und im Gebrauche eingeführt zu werden. Hierunter rechne ich billig das Mehl der Kartoffeln, das nach Herrn Parmentier aus denselben auf eine natürliche leichte Weise erhalten wird. Diese Methode bestehet darin, daß man über ein Gefäß mit kaltem Wasser eine

Reibe

Reibe legt, und darauf die Kartoffeln reiben läßt. Indem das geriebene in das Wasser fällt, setzt es sich auf den Boden, und so gießt man, wenn alles etwas gestanden hat, das darauf stehende Wasser behutsam ab, gießt oft mit eben solcher Behandlung frisches Wasser wieder auf, und am Ende gewinnet man ein weißes Stärkmehl, das man auf Papier legt, und in der Sonne oder durch die Ofenwärme trocknet. Will man dieses Mehl gebrauchen, so kann man es mit Fleischbrühe, Wasser, Wein, Bier, u. s. w. und mit etwas Zucker angefrischt aufkochen, und alsdenn giebt es eine sehr gute und gesunde Speise für schwächliche und aus Krankheiten zurückkehrende Personen. Eben so leicht kann man es für Kinder mit Milch aufkochen, und man muß glauben, daß sie bey dessen Gebrauche wohl gesunder und weniger Würmern und Bauchgrimmen ausgesetzt seyn werden. Der Franzose sagt, vielleicht ist das Kartoffelmehl noch dem Sago und dem Salep vorzuziehen. Wir wollen mit unserm einheimischen Produkte zufrieden seyn, wenn es nur denselben gleich kommt, und dieses ist wohl nicht zu leugnen. ***

Oekonomische Anfrage.

Es wird an sehr vielen Orten, wo die Pferdezucht betrieben wird, dieses Jahr bemerkt, daß die tragenden Stuten, in ungewöhnlicher Menge verwerfen. Wahrscheinlich ist solches eine Folge der bisherigen außerordentlichen starken Hitze, die noch dazu gerade in einen Zeitpunkt gefallen ist, da die Pferde, wegen der schnell auf einander gefolgten Ernten, an vielen Orten, wahrscheinlich übertrieben, auch vielleicht durch unzeitiges Saufen und ungesundes, durch die Hitze verdorbenes Wasser, verwahrloset, und in eine Disposition zu mehrern Krankheiten gesetzet seyn mögen, die sich vielleicht, in der Folge erst noch entwickeln könnten. Es interessirt also bey diesen Umständen den Landmann auf eine sehr wichtige Art, zu wissen, was er für eine Vorsicht, in Ansehung der trächtigen Stuten, und überhaupt, in Ansehung seiner Arbeitspferde, als Vorbauungsmittel, zu versuchen, und wie er überhaupt die Wartung derselben, nach der obigen Außerordentlichkeit der diesjährigen Witterung einzurichten habe? Derjenige würde demnach das Publicum sehr verbinden, der zu dieser Zeit hierüber in diesen Blättern richtige Beobachtungen, nützliche Erfahrungen, und zutreffende Vorschläge, mittheilte.

L.

Hannoverisches Magazin.

79tes Stück.

Freytag, den 1ten October 1779.

Nachricht von den Versammlungen der Königl. und Churfürstl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle, im Winter und Frühjahr 1779.

Zu Mitgliedern des engern Ausschusses wurden am 19ten Februar der Herr Hof- nnd Canzleyrath von Leyser, wie auch

der Herr Landsyndicus Jacobi:

Zu neuen Societäts-Ehren-Mitgliedern aber der Herr Graf von Büffon.

Der Hr. Marquis von Marigny.

Der Herr Abt Nollin.

Der Herr Domherr von Beroldingen zu Hildesheim, und

Der Chur-Sächsische Herr Cammerherr, auch Geheimter Cammerrath Graf von der Schulenburg aufgenommen.

An Prämien wegen bebaueter wüster Höfe, wurden

a) auf des Herrn Amtsvogts von Schrader zu Essel Bericht, dem Johann Wilhelm Braband zu Schwarmstedt, wegen Bebauung des herrschaftlichen wüsten, und von allen Gebäuden entblößten, vormals Rustenschen Hofes daselbst, die ausgesetzte Prämie von ein hundert und funfzig Thaler Cassenmünze.

b) Auf Empfehlung des Königl. Churfürstl. Amtes Hitzacker, dem Andreas Peter Meyer zu Bahrendorf, wegen Cultivirung einer seit undenklichen Jahren wüsten, und gleichfalls von Gebäuden entblößten herrschaftlichen Hufe Landes, die nemliche Prämie von ein hundert und funfzig Thalern.

c) Dem Herrn Landrath von Bülow, für einen Anbauer eines herrschaftlichen wüsten Hofes zu Essenrode, ein hundert zwanzig Thaler; und

d) auf den Bericht des Hrn. Amtmanns Albrecht zu Knesebeck an Johann Christian Wiechmann, und Jochen Hinrich Garche, wie auch Hinrich Jacob Pape, und Hans Jürgen Prange, welche den Harmschen Hof zu Zahsenbeck, und Bockschen Hof zu Radenbeck an die Reihe wieder zu bringen übernommen, eine Prämie von fünf und siebenzig Thalern, zur proportionirlichen Vertheilung, gemeinschaftlich, auch

e) dem Johann Hinrich Schriever wegen übernommener Bebauung

des

des seit verschiedenen Jahren administrirten gutsherrlichen Siedentoppschen Hofes zu Ribbesbüttel, funfzig Thaler, und

f) auf Vorschreiben des Königl. und Churfürstl. Amts Stolzenau, dem neuen Anbauer Schmid zum Steinkruge, eine Prämie von dreyßig Thalern Cassenmünze zugebilliget und ausgezahlet, verschiedene eingekommene Gesuche um ähnliche Prämien aber für unstatthaft geachtet.

Der Herr Regierungs-Secretär Stockström zu Aurich, theilte ein in Druck gegebenes Mittel mit, vermöge einer hanfenen dünnen Linie, welche am Gebiß der Pferde zu befestigen, und bis in den Wagen reichen müsse, und durch deren Anziehung der Kopf des Pferdes zur Seite gezogen werde, flüchtige Pferde mit leichter Mühe aufzuhalten, welches erwogen, und der Herr Secretär zum Beweiß der Erkänntlichkeit zum ordentlichen Mitgliede der Societät aufgenommen wurde; Gleichwie auch

dem Herrn Amtmann Sohlmann zu Wustrow, wegen seines, der Gesellschaft bezeichneten rühmlichen Eifers behuf Beförderung der Aufnahme wüster Höfe in dem ihm anvertraueten Amte ein gleiches wiederfuhr.

Der Herr Pastor Barckhausen zu Soltau, erhielt auf seine fortgesetzte Nachricht vom gutem Fortgange der dortigen Wollenzeugs-Manufacturen, Vier und zwanzig Thaler zur Ermunterung und proportionirlichen Unterstützung der Hülfsbedürftigen, und dem Herrn Pastor Hönert zu St. Jürgen im Bremischen suchte die Societät ihre Zufriedenheit über seine mitgetheilten Briefe zur Landwirthschaft, durch thätige Beweise der Dankbarkeit, und des Wunsches fernerer Fortsetzung seiner ökonomischen Versuche zu bezeichnen.

Des Herrn Försters Meyer zu Parzetschendamm, im Amte Dannenberg mitgetheilte dreyßigjährigen Versuche, die schädlichen Sandwehen zu beruhigen, wurden für nutzbar geachtet, und es empfiehlet der Herr Förster dazu theils den Sandhaber und das Einpflügen seiner Aehren, theils die jungen Fuhren, oder auch den Fuhrensaamen, welcher jedoch bey der Einsaat mit kleinen Zweigen, Spriesel, oder Busch bedecket werden müssen, letztlich aber auch, wo es thunlich, das Einscharren der Garten- oder Ackerquecken, welche Mittel allesammt darauf hinaus zielen, den Sand stehend zu machen.

Ferner wurden verlesen, des Herrn Hütten-Präceptors Johann Friedrich Jordan zu Königshof bey Elbingerode Bemerkungen oder Mittel wider die blaue Milch der Kühe; wie auch des Herrn Cornet und Bürgers, auch Brauers Johann Friederich Jacob Pralle zu Lüneburg Nachricht, von seiner seit sechs Jahren in der Stadt Lüneburg versuchten, und mit großem Nutzen fortgesetzten Bienenzucht, worin der Verfasser zu zeigen sich bemühet, daß auch Stadt-Einwohnern dieses vorzüglich zu empfehlende

pfehlende Landesprodukt ihre Mühe reichlichst belohne.

Zu gleicher Zeit wurde auch dienſam befunden, und beschlossen, auf Rechnung der Societät bey Königl. Churfürstl. Cammer, auf die Erpachtung des mit Ostern dieses Jahrs aus der Pacht fallenden italiänischen Gartens anzutragen, um darin überhaupt allerley ökonomische Versuche zu machen, vorzüglich aber zum Besten des Landmanns gute junge Obstbäume zu ziehen, vor der Hand auch Versuche mit dem Tabacksbau darin anzustellen.

In der Frühlings-Versammlung des engern Ausschusses am 14ten May, ward zuerst die landwirthschaftliche Societäts-Rechnung von Michaelis 1777 bis dahin 1778 mit ihren Belegen nachgesehen und quitirt.

Hiernächst nahm man darauf Bedacht, die Bemühungen fortzusetzen, welche zeithero angewandt worden, um nach den Kräften der Gesellschaft zur vollkommneren Hervorbringung und Vermehrung der einländischen Producte, etwas beyzutragen, und wurde vor dasmal ihre Aufmerksamkeit solchen Producten gewidmet, welche nicht alle Staaten mit den hiesigen Landesprovinzen gemein haben. Da sich nun unter selbigen nächst andern das einheimische Salz befindet; so entstand insonderheit der Wunsch, belehrt zu werden, ob und in wie fern es möglich sey, daß bey denen zum Vortheil der Salzsiederey in Lüneburg eintretenden vielen günstigen Umständen, welchen eine wohl eingerichtete Administration hinzukömmt, das dasige Salz mit geringeren Kosten zubereitet werde, als bisher erforderlich gewesen.

Um demnach den Versuch zu machen, ob nicht ein oder mehrere, auf die Lüneburgischen Local-Umstände passende Mittel angegeben werden können, wodurch gedachte Kosten merklich zu vermindern, und die Nutzbarkeit des erwähnten Salzwerks über die jetzigen Gränzen auszudehnen wäre, beschloß die Landwirthschaftsgesellschaft, eine Prämie von **Fünf hundert** Thaler in Pistolen zu 5 Rthl. für den- oder diejenigen auszusetzen, welche ihre auf Erfahrung gegründete, und durch Versuche im Großen, bewährt gefundene Anschläge geben wolle: wie wenigstens ein **Viertel** der gegenwärtigen Kosten bey dem Sieden des Lüneburger Salzes zu erspahren sey?

Bis zu Ostern 1780 werden Beantwortungen dieser Frage angenommen. Den darauf stehenden Preis erhält derjenige, der die brauchbarsten und zweckmäßigsten Mittel vorschlägt. Sollten aber mehrere einerley Rath über obige Angelegenheit ertheilen; so wird man demjenigen den Preis zuerkennen, der den seinigen zuerst eingeschickt hat. Träfe es sich hingegen, daß verschiedene differente Mittel angäben, davon ein jedes brauchbar, aber keins zur Erreichung der vorgeschriebenen Absicht völlig zulänglich wäre, jedoch solche in Verbindung zum Zwecke führten; so behält sich die Landwirthschaftsgesellschaft vor, obige Prämie nach Verhältniß des Nutzens, der ver-

schiedenen Vorschläge, unter ihre Urheber zu vertheilen.

Auch ist sie geneigt, wenn etwa Jemand obige Frage so befriedigend auflösete, daß man ihm den Preis zubilligte, ein anderer aber Vorschläge thäte, die als verbessernde Zusätze zu erstern gebraucht werden könnten, diesem nach Befinden der Umstände eine besondere Belohnung zufließen zu lassen.

Es wird aber keinem die Mitbewerbung um die ausgelobten Vortheile zugestanden werden, der sich bey seinen Vorschlägen namhaft oder kenntlich macht, und haben daher diejenigen, welche gedachte Vortheile zu erhalten suchen, ihren Namen versiegelt einzuschicken, und auf gewöhnliche Weise, mittelst einer Devise zu bezeichnen, zu was vor einer Abhandlung derselbe gehöre.

Uebrigens wird solchen zu ihrer Benachrichtigung noch hiedurch eröffnet, daß man in Lüneburg bereits versuchet, durch Anlegung eiserner Pfannen den Aufwand zu vermindern, den die große Anzahl der jetzt allda vorhandenen kleinen bleyernen Pfannen desfalls verursachet, weil diese theils so oft umgeschmolzen werden müssen, theils aber viele Feurung wegnehmen. Allein in den gebrauchten eisernen Pfannen haben sich bey den gemachten Proben die fremden Materien, und vorzüglich die Kalcherde, welche mit der Lüneburger Söle vermischet ist, nicht solchergestalt separiren wollen, daß die gereinigten Salzkrystalle besonders angeschossen wären; weshalb es denn bey Beantwortung der obigen Preisfrage ein wichtiges Object mit abgeben würde, wie dem angeführten Hindernisse des Gebrauchs der eisernen Pfannen vorzubeugen sey?

Hiernächst ist auch von einem Mitgliede der Gesellschaft zur weitern Erprüfung schon empfohlen worden, daß man jedesmal zwey Pfannen in verschiedener Höhe neben einander anlegen, das Feuer von der einen zur andern leiten, und wenn in der niedrigsten das Salz seine Vollkommenheit erreicht, aus der obern, das bereits von einerley Feuer erwärmte Salzwasser zu seiner weitern Präparirung in jene laufen lassen möchte, um auf solche Weise beym Sieden mit weniger Feurung, folglich auch mit geringern Kosten, eine größere Quantität Salz als bisher, herauszubringen. Imgleichen hat selbiges den Vorschlag gethan, wenn zur Absonderung der fremden Materien, und Chrystallisation des Salzes, die Gegenwart des Bleyes unentbehrlich seyn sollte, die gebräuchlichen eisernen Pfannen mit bleyernen beweglichen Platten auszusetzen, welche man ohne Mühe und Kosten herausnehmen, von der angeschossenen fremden Materie säubern, und alsdenn aufs neue gebrauchen könnte. Auf diese Vorschläge wird sich daher obige Prämie nicht mit erstrecken.

Endlich aber bevorwortet man noch, daß Niemand selbige in Anspruch nehmen dürfe, dessen Vorschläge nur mit so großen Kosten auszuführen stehen,

daß

daß deren jährliche Zinsen den zu bewirkenden Profit zum Theil oder ganz wieder vereitlen würden.

Zuletzt wurde noch beschlossen, daß die vorrigjährigen Prämien wegen Bebauung wüster Höfe noch aufs Jahr von Ostern 1779 bis Ostern 1780 in folgender Maaße fortdauren sollten, nemlich:

Die ersten zwey, welche von Ostern 1779 bis dahin 1780 ganz verwüstete, und auch von Gebäuden ganz entblößte Höfe annehmen, bebauen und an die Reihe bringen würden, sollen jeder ein hundert und funfzig Thaler Cassengeld zur Belohnung haben.

Es muß aber, gleichwie auch vormals schon bedungen ist, ein Jeder von solchen neuen Anbauern von der Obrigkeit des Orts, unter welcher der wüste Hof lieget, ein Zeugniß beybringen, daß er den Ackerbau und Landhaushalt verstehe, arbeitsam sey, und auch so viel eigenes Vermögen habe, daß er mit Hülfe obiger Prämie im Stande sey, einen solchen wüsten Hof wieder herzustellen.

Wegen eingetretener Hinderungen ward die größere Versammlung der Gesellschaft für dasmal ausgesetzt.

Von den Assassinen.

Eine kurze Beschreibung der morgenländischen Assassinen, oder Meuchelmörder, die im peinlichen Rechte einer besondern Art des Todtschlages, dem gedungenen Morde, oder Meuchelmorde, (Assassinio) die Benennung gegeben, wird den Lesern um desto angenehmer seyn, da man dieses Volk in den mehrsten Geschichtschreibern zwar dem Namen nach angeführt findet, aber auch nichts von ihrem Ursprunge, Religion, Sitten und übrigen Gebräuchen darin antrifft.

Man hat sich an Muthmaßungen erschöpft, wenn man den Ursprung dieser Nation, und insonderheit den Ursprung des Worts *Assassinen* hat untersuchen wollen. Einige haben es aus dem Hebräischen, andere aus dem Syrischen, wieder andere aus dem Arabischen, und viele aus dem Griechischen und Lateinischen herzuleiten gesucht. Ja es giebt Schriftsteller, die nach vielen mühsamen Nachforschungen die Wurzel dieses Namens in der alten deutschen Sprache gefunden zu haben glaubten. Ohne hier diese verschiedenen Meynungen weitläuftig zu untersuchen, und den Ungrund derselben darzuthun, ist es wohl am allerwahrscheinlichsten, wenn man behauptet, das Wort *Assassinen*, komme von *Sickin*, *Assikkin*, einem morgenländischen Ausdrucke her, welcher einen **Dolch** oder **Messer** bedeutet, dessen sich diese Meuchelmörder bey ihren grausamen Verrichtungen bedienten.

Man nannte sie auch *Ismaeliten*, weil man sie für Ismaels, des Sohnes *Ogiaffar's* Abkömmlinge hielt;

 im-

imgleichen **Batheniten**, das ist, Erleuchtete, in sich selbst **Eingekehrte**, Vertraute a).

Es ließ sich dieses Volk, welches vielleicht von den **Carmathen**, einer berüchtigten ketzerischen Secte unter den Muselmännern abstammet, anfänglich in Persien nieder, und schickte nachmals eine Colonie nach Syrien, die da eine ziemlich weite Strecke Landes auf den Libanischen Gebirgen, von der Nachbarschaft von Antiochien an bis nach Damascus einnahm.

Der Meuchelmörder ihr erstes Haupt und Gesetzgeber scheint **Hassan Sabah** gewesen zu seyn, ein listiger verschlagener Betrüger, der aus seinen Unterthanen lauter schwärmerische Sklaven machte.

Ihre Religion, die aus verschiedenen Religionen zusammen gesetzt war, war ein Mischmasch von der Magie, von dem Judenthum, der christlichen Religion und der Muhammedanischen Lehre. Der Hauptartikel ihres Glaubens aber war dieser: **Der heilige Geist wohne in der Person ihres Oberhaupts, und seine Befehle wären ein Ausfluß aus Gott selbst.** Kein Wunder also, daß sie selbigen allemal so schnelle Folge leisteten, da sie sie für Gottes Befehle hielten.

Die Morgenländer gaben diesem Fürsten der Meuchelmörder den Namen **Scheik**, welches so viel wie **Senior** heißt, unrichtig aber durch vetus, senex und vetulus übersetzt wird. Am häufigsten aber nennet man ihn **den Alten** oder **den Alten vom Berge.** (le vieux de la montagne.)

Seine Würde war nicht erblich, sondern eine Wahlwürde. Man erlangte sie bloß durch Verdienste, das ist durch eine Reihe der schändlichsten Verbrechen und grausamsten Morde.

Er hatte auf dem höchsten Gipfel des Libanons seine Residenz, und aus selbiger schickte er gleich einer rächenden Gottheit mit dem Donner in der Hand, Verderben und den unvermeidlichen Tod in alle vier Welttheile.

Kalifen, Kaiser, Sultane, Könige, Fürsten, Christen, Muhammedaner, Juden, alles, von einem Ende der Erden bis zum andern, schauderte und bebte vor seiner schrecklichen Macht, nichts war vor seiner Wuth sicher.

Wenn man nur einigermaaßen vermuthete, daß er einem Potentaten mit dem Tode gedrohet, so ließen gleich alle große Herren ihre Wachen verdoppeln.

Man weiß, daß der König von Frankreich, Philipp August, auf die falsche Nachricht, daß ihn der **Scheik** wollte ermorden lassen, sich eine besondere Leibwache zulegte, die sergens d'armes hieß, und ehrne Kolben, Bogen und mit Pfeilen versehene Köcher führte.

a) Bey den Schriftstellern trift man sie unter folgenden Namen an: **Batiniten** oder **Batheniten**, **Ismaeliten**, Assassini, Assessini, Assissini, Hassafuti, Hansefitii, Asiassi, Accini, Heissassini, Al-Chashihini, Hassassini, Hersasini, Assidei, Lassatini, Hakesini, Arguassini. Auguassini, Assassiniens, Assassins, **Assassinen**, u. s. w. Ich werde mich des Worts Meuchelmörder bedienen.

te. Selbst der König ließ sich von dieser Zeit an nie ohne eine mit Eisen oder Gold beschlagene Kolbe sehen.

Die meisten großen Herren gaben dem Scheik heimlich eine Besoldung, und schätzten sich glücklich, wenn sie durch diesen schändlichen Tribut die Sicherheit ihres Lebens erkaufen konnten.

Die Tempelherren waren die einzigen, die sich unterstanden, ihm die Spitze zu bieten: denn diese waren ein immerdaurender Körper, ein zerstreutes Ganze, das nicht durch Meuchelmorde vertilget werden konnte.

Dieser barbarische Fürst fand in der Schwärmerey seiner eben so barbarischen Unterthanen Hülfsmittel, welche andern Monarchen, und selbst dem uneingeschränktesten Despoten, unbekannt geblieben sind.

Sie kamen an den Fuß seines Thrones und erbaten sich von ihm den Tod als eine Gnade, die sie eines ewigen Glücks versichern sollte.

Sie trotzten der Gefahr, und giengen den erschrecklichsten Märtern mit einer Unerschrockenheit entgegen, wovon sich nur bey ihnen Beyspiele finden.

Als **Heinrich**, Graf von Champagne, der des Königs von Jerusalem **Almerichs** Tochter, **Isabelle**, zur Gemahlinn hatte, in Syrien durch die Länder dieser Meuchelmörder gieng, fragte ihn ihr Befehlshaber, ob er auch so gehorsame Unterthanen habe, als er: er gab nur ein Zeichen mit der Hand, und drey junge Leute, in weiß gekleidet, stürzten sich gleich von einem nahe gelegenen Thurme herab.

Ein anderes Beyspiel dieses blinden Gehorsams war das: Der Sultan **Maleck-Schah** schickte eine Gesandschaft zu dem Scheik, und ließ ihn auffordern, daß er sich ihm gutwillig unterwerfen sollte, widrigenfalls wollte er ihn durch die Macht seiner Waffen dazu zwingen.

Der **Alte vom Berge** wandte sich ganz kalt gegen seine bey sich habende Leibwache, befahl dem einen sich mit dem Dolche zu erstechen, dem andern sich von dem Felsen herunter zu stürzen, und kaum hatte er den Befehl ausgesprochen, so war er auch schon vollführt.

Seine ganze Antwort, die er den Gesandten des Sultans, die Zeugen von diesem Schauspiel waren, ertheilte, war: **Gehet hin und verkündiget eurem Herrn, daß ich siebenzig tausend Unterthanen habe, die mit demselben Geiste beseelt sind, und auf den ersten Wink ihr Leben für mich aufopfern.**

Leute, die sich nicht scheueten, den Tod gleich anzunehmen, scheueten sich auch nicht, ihn andern zu geben.

Auf Befehl ihres Tyrannen giengen sie fort, und ermordeten die Prinzen, die seine Feinde waren, auf dem Throne.

Fast in allen Sprachen unterrichtet, veränderten sie, nach Beschaffenheit der Umstände, Kleidung, Sitten, und selbst die Religion, um nicht entdeckt zu werden.

Bey den Sarazenen waren sie Muhammedaner, bey den Franken Christen;

sten: dort mischten sie sich unter die Mamelucken, hier unter die Geistlichen, dort unter die Ordensleute, und suchten unter dieser Verkleidung die erste die beste Gelegenheit aus, ihre grausamen Befehle, die sie übernommen hatten, auszuführen.

In Saladins Geschichte treffen wir einen Umstand dieser Art an:

Als Saladin bey der Belagerung von Mambedge b) eines Tages mit einem kleinen Gefolge aus dem Lager gieng, und sich von seinen Begleitern ein wenig entfernte, um den Platz zu untersuchen, wo er die Stadt angreifen wollte, kam ein Mensch im vollen Laufe, mit dem Dolche in der Faust, auf ihn zugesprungen, und verwundete ihn am Kopfe. Saladin übermannte ihn, wie er eben den Stoß wiederholen wollte, riß ihm den Dolch aus der Hand, und durchborte ihn mit verschiedenen Stichen, daß er tod vor ihm zur Erde niederfiel. Gleich darauf kam ein zweyter, um das dem ersten mislungene Verbrechen zu vollenden: allein er hatte dasselbige Schicksal. Ein dritter, der auf den letztern in gleicher Absicht herbey gelaufen kam, starb gleichfalls durch die Hand des Sultans, dessen Mörder er seyn wollte. Man bemerkte, daß diese Elenden selbst sterbend nicht aufhörten, Hiebe und Stiche anzubringen. Diese That geschahe so schnell, daß Saladins Leibwache kaum Zeit hatte, mit dem Säbel in der Faust zu seiner Vertheidigung hinzuzueilen.

Nach dieser ausserordentlichen Begebenheit gieng Saladin ganz traurig in sein Zelt, und warf sich voll Schauder und Gemüthsunruhe auf seinen Sopha. Er befahl, daß man eine genaue Untersuchung unter allen seinen Hausbedienten anstellen, und alle diejenigen, welche verdächtig scheinen würden, abdanken sollte. Diese Bösewichter waren von dem **Alten vom Berge** abgeschickt. Der Vizir **Kamschteghin** hatte von ihm den Tod Saladins erkauft, welchen er sich durch dieses abscheuliche Mittel von der Seite schaffen wollte.

b) Mambedge liegt in Ober-Syrien, nicht weit vom Euphrat. Sie ist wohl bevestiget, und bey den Alten unter dem Namen **Hieropolis** bekannt, welches ehemals so berühmt, und wegen seines weitläuftigen Umfangs, wegen seiner Ruinen und Citadelle es noch in diesen Zeiten war. Diese Stadt wurde damals von einem Emir, **Cothb-eddin Inal**, welcher darin commandirte, muthig vertheidiget, und mit Sturm erobert. Die Schriftsteller schreiben ihren Namen auf verschiedene Weise, als: **Mambedge, Mampedge, Menbeje: Menbe, Bambick, Membig, Membeg,** u. s. w.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

80tes Stück.

Montag, den 4ten October 1779.

Schluß der Abhandlung von den Assassinen.

Die drey Mörder, die dieses grausame Geschäft übernommen hatten, waren, um ihre Absichten desto leichter zu erreichen, in Saladins Dienste getreten, und trugen die Kleidung seiner Mamelucken a).

Damit der Scheik seine Unterthanen immer mehr in ihrem Gehorsame gegen ihn bevestigte, ließ er sie, ehe er sie zu Meuchelmorden ausschickte, einen Theil der Ergetzungen kosten, welche er ihnen nach dem Tode im Paradiese versprach.

Man brachte sie durch einen starken, besonders dazu zubereiteten Trank in einen tiefen Schlummer, und trug sie, wenn sie vest eingeschlafen waren, in Gärten, wo man alles was nur die Sinne reitzen und vergnügen konnte, versammlet hatte. Aus diesem Sitze der Wollust, giengen sie denn, von Säften und Raserey trunken, heraus, um ihre Mordthaten zu verüben.

Einst hatten diese Meuchelmörder die Absicht, die Christliche Religion anzunehmen. Sie schickten einen Gesandten an Almerich ab, und liessen ihm wissen, daß, da sie sich in der

christ:

a) Man muß diese Mamelucken nicht mit denen vermischen, die ehemals in Aegypten herrschten, denn die Mamelucken, von denen hier die Rede ist, waren eigentlich Haussklaven; man legte aber auch denen diesen Namen bey, welche auf eine besondere Weise an den Dienst des Prinzen oder der Emirs gebunden waren. Anfänglich waren die Kinder von den Concubinen der Sultane die Mamelucken. Nachmals kauften die Sultane Sklaven, und errichteten aus denselben ihre Halca oder Leibwache. Man gab ihnen oft ganz geringe Bedienungen bey den Armeen. Saladin war der erste, der aus ihnen ein Corps Kriegsvölker machte, ein strenge Mannszucht unter ihnen einführte, und sich ihrer bey den entscheidensten Gelegenheiten bediente. Noch ist zu bemerken, daß diese Mamelucken eine Art von gelber Librey trugen: denn dies war die Leibfarbe seines ganzen Hauses, und alle diejenigen, die ihm ergeben scheinen wollten, suchten darin einen Vorzug, daß sie diese Farbe annahmen. Seine Thronfolger in Aegypten kauften viele solcher Sklaven, welche, da sie in den folgenden Zeiten die vornehmste Macht des Staats wurden, ihn anfangs muthig vertheidigten, und am Ende denselben selbst an sich rissen. In Aegypten herrschten

zwo

christlichen Religion hätten unterrichten lassen, sie geneigt wären, selbige anzunehmen, wenn man ihnen die zwey tausend Goldthaler (ohngefähr fünf tausend Reichsthaler) erliesse, die sie den Tempelherrn als einen Tribut bezahlen müßten. Der König glaubte, dieser Antrag, von welchem uns die Geschichte die Bewegungsgründe nicht aufbehalten hat, sey aufrichtig, und bezeigte viel Freude darüber. Allein, die Ritter weigerten sich, für die Bekehrung dieser Ungläubigen die Bezahlung herzugeben.

Almerich, um alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, versprach, sie aus seinem eigenen Beutel schadloß zu halten.

Er begegnete dem Gesandten mit allen Ehrenbezeugungen, und ertheilte ihm Geschenke und eine günstige Antwort für seinen Herrn. Er ließ ihn durch einen Officier seines Hofes begleiten, welchem er aufgetragen hatte ihn unter Weges frey zu halten, und ihm zum Führer und Geleitsmann zu dienen.

Allein die Tempelherrn, ohne weder die königliche Majestät, noch das Völkerrecht zu respectiren, setzten dem Abgeordneten der Meuchelmörder nach, und erstachen ihn. Nun bezeigten die Meuchelmörder auch weiter keine Lust, Christen zu werden, da man mit ihrem Gesandten so grausam umgegangen war.

Es empörte diese That, die von geistlichen Ordensleuten an der Person eines Gesandten begangen war, der für seinen Fürsten und für seine Mitbürger um die Taufe angehalten hatte, den ganzen Orient.

Der für seine Person beleidigte König forderte von dem Großmeister **Odo** oder **Eudesius von Sanct Amand**, eine schleunige Genugthuung. Dieser, weit entfernt, den Schuldigen auszuliefern, verbot an seine Person eine Hand

zwo Dynastien Mamelucken. Die ersten waren die Sklaven von Captchas, welche die aegyptischen Sultane gekauft und in der Stadt Raoudah sorgfältig hatten erziehen lassen. Diese Stadt lag am Rande des Meers, und daher haben sie den Namen Bahariten, Marini oder Seeländer bekommen. Sie erschlugen in den nachfolgenden Zeiten den Sultan von Aegypten, bey der Gelegenheit, als er mit Ludewig dem Heiligen Frieden gemacht hatte, und bemächtigten sich des Throns. Sie haben von sechshundert acht und vierzig der Hejira, vom Jahr Christi zwölfhundert funfzig, bis auf das Jahr siebenhundert vier und achtzig nach der Hejira, tausend dreyhundert zwey und achtzig nach Christi Geburt regieret. Die zweyten waren Circassische Sklaven, welche auf die erstern folgten, und bis auf das neunhundert drey und zwanzigste Jahr der Hejira, bis auf das Jahr Christi tausend fünfhundert siebenzehn regiert haben, in welchem Jahre Selim Aegypten eroberte, und den letzten Mameluckischen Sultan hängen ließ. In Ansehung der Geschichte der Gebräuche der Mamelucken ist noch anzuführen, daß sie des Sultans Wappen an sich trugen, und um unter ihnen einen Unterschied zu machen, setzte man noch auf ihre Schilder fleischfarbene Balken, Rosen, Vögel, Greife, und andere ähnliche Bilder.

Hand anzulegen, und sagte, daß er ihn bald nach Rom schicken wolle, damit er für seinen Mord Ablaß holen könne. Er fügte noch hinzu, daß seine Ordensleute Niemanden von ihrer Aufführung Rechenschaft zu geben hätten, als ihm und dem heiligen Stuhle.

Almerich, der durch diese Antwort noch mehr aufgebracht wurde, und mit Grunde glaubte, daß seine Unterthanen, sie möchten Geistliche oder Layen seyn, keinen andern, als ihn, für ihren Herrn erkennen müßten, ließ den Mörder, mit Namen *Walther von Maisnil*, ins Gefängniß setzen, und war entschlossen, ihn so zu bestrafen, wie es die Abscheulichkeit seines Verbrechens verdiente. Dieses empörte die Tempelherrn, die Johanniter, und die übrigen Ordensbrüder, welche auf die Behauptung ihrer Gerechtsame eifersüchtig waren.

Alle Orden des Staats stunden im Begrif, sich der Wuth eines bürgerlichen Krieges zu überlassen, wenn *Almerichs* Tod die Entscheidung dieses Rechtshandels nicht verhindert hätte.

In Persien und auf dem Berge Libanon herrschten die Meuchelmörder lange Zeit. *Holagon* gieng im sechs hundert drey und funfzigsten Jahre der *Hejira*, im Jahr Christi zwölf hundert vier und funfzig, auf *Mangoucan's* Befehl in ihre Länder, und nahm ihnen verschiedene Plätze ab: allein sie wurden erst im Jahr der *Hejira* sechs hundert ein und siebenzig, und zwölf hundert zwey und siebenzig nach Christi Geburt, durch die Stadthalter des *Babars*, Sultans von Aegypten, völlig vertilgt.

Man hat indessen geglaubt, daß die *Drusen*, welche den Berg Libanon bewohnen, und deren Religion und Sitten so wenig bekannt sind, ein Ueberbleibsel dieser Barbaren wären.

Nachtrag von der verschiedenen Schwere einiger Holzarten.

Ich hatte im 94ten Stück dieses Magazins vom Jahr 1778 das Verhältniß einiger Holzarten gegen einander, in Ansehung ihres Gewichts, näher zu bestimmen, mit 60 besondern Gattungen die Probe gemacht. Ein würdiger Freund, dessen namentliche Unterschrift mir denselben näher bezeichnet, hat diese meine Angaben, ohne zu wissen, daß sie von mir herrühren, geprüft, einige seiner Erfahrung zuwider gefunden, und daher seine eignen Bemerkungen im 25ten Stück des Magazins von diesem 1779ten Jahre S. 397 ff. bekannt gemacht. Erfahrungen können und müssen durch andere Erfahrungen immer mehr berichtiget werden, und es war mir daher sehr angenehm, daß der von mir gelieferte Aufsatz, meiner dabey abgezweckten Absicht nach, zu neuen Beobachtungen, wenigstens zur Bekanntmachung schon angestellter Untersuchungen dieser Art, Gelegenheit gegeben. Nach und nach wird sich's also mehr zur Gewißheit bringen

 lassen,

lassen, wie es mit der verhältnißmäßigen Schwere des Holzes gegen einander eigentlich beschaffen sey.

Die Hauptsache des Herrn Verfassers geht dahin, ob **Eichenholz**, sowohl junges als altes, eine **größere Schwere** habe, als **Rothbüchen, Weißbüchen, Kiefern und Fichten**; oder, ob die letzten Holzarten schwerer, als das erste sind? (Denn was **Erlen** und **Tannen** betrift; so stehn dieselben auch in meinem Verzeichniß unter dem Eichen, wenigstens dem jungen Eichenholze.) Das **erste** hatte der Herr Verfasser **seiner**; das **letzte** aber hatte ich behauptet, **meiner** Erfahrung nach. Nun muß ich freylich gestehen, daß mir selbst bey der Wägung meiner Täflein die vorzügliche Schwere des Büchen- und Fichtenholzes auffallend war, und es befremdete mich daher eben nicht, daß Jemand das Gewicht desselben anders befunden hatte. Indessen war es eine **Thatsache**. Ich hatte wirklich diese Holzarten vor mir, die schon Jahrelang an einem und eben demselben Orte gelegen hatten, und die Wage sagte mir zu wiederholten malen nichts anders, als was ich damals niedergeschrieben *). Hingegen konnte ich auch in die vom Herrn **Mindermann** gemachte Erfahrung auf keinerley Weise ein Mißtrauen setzen.

Hätten wir uns zuvor über **Maaß** und **Gewicht** einverstehen können; so würden alle Bestimmungen der Schwere unsrer Hölzer ungleich leichter geworden seyn. Da wir aber einer von des andern angestellten Versuchen nichts wußten; so macht es jetzo Schwierigkeiten, unsre Beobachtungen gehörig mit einander zu vergleichen, indem bey jener Probe ganze **Kubikfuße**, von mir aber nur **kleine Täflein** gewählt; dort **Leipziger**, hier aber **Pariser** Maaße gebraucht; dort nach Leipziger **Pfunden**, hier aber nach **Assen** gerechnet worden. Dennoch war ich begierig, durch Rechnungen herauszubringen, wie schwer ein Kubikfuß von eben dem Eichenholze, davon mein Täflein 142 Aß gehalten, würde gewesen seyn. Ich hätte schier zuerst berechnen müssen, wie viel Asse ein Pariser Cubikfuß, nach dieser Angabe, würde gewogen haben; ich hätte ferner diese Asse in ganze Ducatengewichte verwandeln; diese mit einer Cöllnischen Mark vergleichen; die Cöllnische Mark nach Leipziger Gewicht berechnen und dann endlich Pariser Maaße mit Leipziger Maaße vergleichen müssen: Oder ich hätte ein Leipziger Loth gegen so und so viel Asse abwägen, und dann die ganze Ausrechnung nach der Kettenregel machen können. Da aber eine solche Berechnung vor diese Blätter zu weitläuftig, und vor die meisten Leser zu unangenehm würde gewesen seyn; da ferner die ganze Rechnung noch nichts

*) Ich bin jetzt nicht mehr im Besitz dieser Täflein. Ich habe sie nach Berlin gegeben, und die Umstände haben es vorjetzo nicht erlauben wollen, daß ich dort ihre nochmalige Wägung hätte können veranstalten lassen.

nichts entschieden, wohl aber aus dem Grunde an ihrer Zuverläßigkeit etwas verlohren hätte, daß 2 oder 3 Asse mehr oder weniger auf ein Täflein, das nur $\frac{15}{2}$ Cubikzoll hält, bey der Reduktion auf Cubikfuß, einen beträchtlichen Unterschied im Plus oder Minus würde gemacht haben; so habe ich lieber diese mit großen Brüchen angefüllte Rechnung gar weglassen wollen.

Nach der für mich darüber angestellten Untersuchung, hätte ein Cubikfuß von meinem schweresten Eichenholze noch mehr, als 50 Pfund gewogen; es würde also ein noch größeres Gewicht, als das vom Herrn Mindermann angeführte gehabt haben, welches im trocknen Zustande nur $33\frac{1}{2}$ Pfund gewogen. Zwar war der Würfel des Herrn Mindermanns im nassen Zustande verfertigt worden; mein Täflein aber, da das Holz schon trocken war. Hat jener nun 19 Pfund durch das Austrocknen verlohren; so ist nothwendig auch seine ganze Peripherie um etwas kleiner geworden. Wäre nun demselben das zugesetzt, was ihm hiedurch abgegangen, vermuthlich würde er alsdann mit meiner Holzart gleich wichtiger geworden seyn. Indessen sehe ich doch daraus, daß die Versuche mit kleinen Täflein nicht die zuverläßigsten sind, und daß man daher lieber, wie der Herr Verfasser nicht nur angerathen, sondern auch gethan hat, größere Körper zu solchen Proben wählen müsse.

Dem ohngeachtet wollte ich noch ein Paar Proben dieser Art versuchen. Ich ließ mir zu dem Ende drey Täflein von schon ganz trocknem Holze verfertigen, genau von eben der Größe, als die vorigen, nemlich eine von Eichen, eine von Rothbüchen, beyde aus der Grafschaft Mannsfeld, und noch eine von Kiefernholze, aus dem Vogtlande, legte sie noch 14 Tage auf einen warmen Ofen, und fand folgende Ordnung unter denselben:

Eichen	—	137 Asse.
Rothbüchen	—	111 :
Kiefern	—	96 :

Hier zeigte sich also mehr Uebereinstimmung mit der Angabe meines Freundes. Ich nahm ferner noch eine andere Sorte, schon lange trocken und zu andern Werkzeugen bestimmt gewesenes Eichen- und Büchenholz, aus unbekannter Gegend, ließ eben solche Platten daraus hobeln, setzte sie acht Tage lang einer starken Wärme aus und fand:

Das Eichene	—	131 Asse.
Das Büchene	—	126 :

und beyde Proben, nebst der des Hrn. Mindermanns, waren also schon drey Erfahrungen gegen eine, daß Eichenholz gewöhnlicher Weise schwerer, als das Büchne sey.

Doch da diese Proben wieder nur mit kleinen Platten gemacht worden; so wollte ich es auch mit größern Stükken versuchen. Man mußte mir also aus völlig getrocknetem Eichenholze, aus dem Möllendorfschen Forste, drey Würfel schneiden, und noch einen aus dem hiesigen freyherrlichen Hardenbergischen Hölzern, beyde in der

Grafschaft Mannsfeld. Diese Würfel betrugen auf jedweder Seite drey Leipziger Zoll. Zum Ueberfluß trocknete ich dieselben noch drey Wochen auf einem warmen Ofen und fand folgendes Gewicht:

Die 1. Sorte wog	18 Loth leipz. Gewicht,	folgl. der L. Cubikfuß			36 Pfund.
Die 2. Sorte —	$16\frac{1}{2}$ =	—	—	—	33 =
Die 3. Sorte —	13 =	—	—	—	26 =
Die 4. Sorte —	15 =	—	—	—	30 =

Die 2. Sorte kam also im Gewicht mit dem jungen Eichenholze im Mindermannschen Aufsatze, nemlich im trocknen Zustande desselben, völlig überein. Nun nahm ich einen eben so großen Würfel Rothbüchenholz, das länger als 10 Jahr auf einem trocknen und warmen Boden gelegen hatte, und das Gewicht desselben war ebenfalls 18 Loth, wo nicht noch etwas mehr, folglich ein ganzer leipziger Cubikfuß wog, eben wie das erste Eichene 36 Pfund. Es giebt also Büchenholz, das nicht allein mit dem schweresten Eichenholze ein gleiches Gewicht hat; sondern auch solches, davon ein Cubikfuß noch zehn Pfund schwerer ist, als leichteres Eichen, wie aus Vergleichung dieses Würfels mit der vorigen Nr. 3. erhellet. Eben so kann es mit Kiefern auch beschaffen seyn, und es ist wahrscheinlich, daß die Büchnen und Kiefernen Täflein meines ersten Versuchs im 94ten St. des Hannov. Magazins vom vorigen Jahre gerade von recht schweren Holzarten genommen worden. Findet sich Eichen, wie ich daselbst S. 1499. angeführt, das im Wasser sogar untersinkt, warum sollte es nicht auch Büchenholz von eben der Schwere geben können?

Alles also, was aus dem bisher gesagten kann gefolgert werden, ist dieses. Einmal, daß, wie ich schon berührt habe, einerley Holzarten, selbst aus einem und eben demselben Forste, vielleicht von Bäumen, die nahe bey einander stehen, wo nicht gar von einem und eben demselben Stamme, von sehr verschiedenem Gewicht seyn können. Die Ursachen davon würden sich bey weiterm Nachdenken wohl finden; ihre Anführung aber möchte jetzt diesen Aufsatz zu sehr vergrößern. Zweytens, die Vergleichung mehrerer Holzarten mit einander kann nicht richtig angestellt werden, wenn ich nicht das Schwereste der einen, mit dem Schweresten der andern Art, und das Leichtere mit dem Leichteren zusammen halte. Schweres Eichenholz kann im Gewicht, das leichtere Büchne, und schweres Rothbüchenholz wieder das leichtere Eichene übertreffen. Drittens, wenn Proben, dieser Art recht zuverläßig seyn sollen, müssen sie freylich im Großen und nicht im Kleinen gemacht werden. Meine Täflein hielten $\frac{15}{32}$, oder fast einen halben Cubikzoll dem körperlichen Inhalte nach; in einem Cubikfuße aber stecken 3,456 halbe

halbe Cubikzolle. Irrt man sich nun bey solchen kleinen Exemplaren nur um 2 oder 3 Asse mehr oder weniger, wie viel macht das nicht in der Rechnung aufs Große? Drey Asse zu viel würden schon 10,368 Asse mehr betragen. **Viertens**, wenn genaue Erfahrungen von zwey oder mehr Arten sollen gemacht werden; so muß es mit vollkommen **trocknem** Holze geschehen, zumal da ein Holz mehr, als das andere eintrocknet. Das schwereste eichene Holz des Herrn **Mindermanns** wog nach der Austrocknung nur $33\frac{1}{2}$ Pfund; aber es war auch nun kleiner geworden; es war, der Größe nach, kein ganzer Cubikfuß mehr, weil der Würfel im nassen Zustande war verfertigt worden. Hätte man den Stamm zuvor völlig getrocknet, und alsdann einen eben so großen Würfel daraus schneiden lassen; so würde solcher am Gewicht vermuthlich schwerer, als $33\frac{1}{2}$ Pfund ausgefallen seyn. Ich will, um dieses mehr ins Licht zu setzen, die ganze **Mindermannsche** Tabelle beyfügen:

			Naß.			Trocken.	
1) Jung Eichen hat gewogen			$52\frac{1}{2}$	Pfund, und dann		$33\frac{1}{2}$	Pfund.
2) Alt Eichen	—	—	49	—	—	$31\frac{1}{4}$	,
3) Rothbüchen	—	—	$41\frac{1}{2}$	—	—	$30\frac{1}{2}$	,
4) Jung Kiefern	—	—	36	—	—	$25\frac{1}{2}$	,
5) Alt Kiefern	—	—	$30\frac{1}{4}$	—	—	$24\frac{1}{4}$	,

Wie unterschieden ist hier nicht die Differenz in beyden Columnen! Nr. 1. und 3. war eilf Pfund unterschieden; Trocken aber nur **drey** Pfund. Eben diese Vergleichung zeigt uns aber auch Büchenholz, das nur um ein weniges leichter ist, als Eichen, wie Nr. 3. verglichen mit Nr. 2. Eben so differirt das Kieferne nicht mehr so sehr vom Eichenholze, als im nassen Zustande. Da war Nr. 1. 22 Pfund schwerer als Nr. 5. und nun ist es kaum 9 Pf. schwerer. Die Verminderung der Größe des äußerlichen Umfangs beym Eintrocknen kann hier nicht viel zur Sache thun; da alle Würfel **insgesammt** eingetrocknet waren.

Wollte man also **überhaupt** ein **Gewicht** festsetzen; so müßte man von jedweder Holzart **drey Classen** machen: das **Schwereste**, das **Mittlere** und das **Leichteste**. So würde das schwereste Eichenholz unsrer Gegend dasjenige seyn, davon ein Leipziger Cubikfuß, im trocknen Zustande 36 Leipziger Pfund, das Mittlere 30, und das Leichteste 26 Pfund schwer wäre. Theilte man alsdann andere Holzarten in eben diese Classen, und vergliche allemal das Schwerste mit dem Schwersten u. s. f. so würde man nur dann erst das rechte Verhältniß finden: denn so lange man eine schwere Sorte der einen, mit einer leichten Sorte der andern Art ins Verhältniß setzt, kann man zu keiner völligen Gewißheit gelangen.

Uebri=

Uebrigens ist es in der That auffallend, wie viel ein Holz durch die Ausdünstung seiner Feuchtigkeit an der Schwere verliere? Ich habe davon schon in meinem ersten Aufsatze etwas angeführt, indem ein klein Täflein 90 Aß Wasser eingesogen; also, da es wieder trocken geworden, 90 Asse, d. i. etwa ein halb Quentlein verlohren: Aber der Versuch des Herrn **Mindermanns** macht die Sache noch deutlicher, indem auf $52\frac{1}{2}$ Pfund, ganze 19 Pfunde, und also noch etwas mehr als der **dritte** Theil verlohren gegangen. Neunzehn Pfund wäßrigte Feuchtigkeit (vorausgesetzt, daß es nur diese ist, welche ausgedunstet,) ist ein ziemlicher Vorrath, der in **einem** Cubikfuße gesteckt hat.

Ich habe nichts weiter hinzuzusetzen, als daß ich noch eine kleine **Verbesserung** meiner Angabe im Hannoverischen Magazin des vorigen Jahrs S. 1500. hinzu füge. Ich hatte daselbst gesagt: „Nun kann ich annehmen, daß die Oberfläche meiner Täflein **drey** Zoll ausmacht.„ Eigentlich aber machte sie $3\frac{3}{4}$ Zoll aus. Ich hatte bloß eine **runde Zahl** angenommen, und daraus am angeführten Orte gefolgert, daß der ganze körperliche Inhalt eines solchen Täfleins so viel sey, als wenn ich $4\frac{1}{2}$ Linie von einem Cubikzoll abschneide, daß von diesem $4\frac{1}{2}$ Linie großen Körper, $2\frac{1}{2}$ Linie mit Wasser angefüllt gewesen, und folglich der zuvor mit Luft erfüllte leere Raum dieser kleinen Holzplatte, mehr als die Hälfte ihrer Größe ausgemacht habe. Die Rechnung war richtig; aber daß ich bloß eine **runde Zahl** zur Prämisse angenommen und daraus Folgerungen gemacht hatte, war falsch. Nicht allemal ist es rathsam, an statt der wahren Zahl, einen numerum rotundum zu nehmen. Die daraus hergeleiteten Folgen sind sonst sehr schwankend oder wirklich unrichtig. Eigentlich macht die Größe der Täflein $\frac{15}{32}$ Cubikzoll aus. Es ist also so viel, als ob ich von einem Cubikzoll, fast einen halben Zoll, oder fast 6 Linien, nicht aber, wie ich gesagt hatte, $4\frac{1}{2}$ Linie abschnitte. Von dieser Masse nun war ein Raum, $2\frac{1}{2}$ Linie groß, mit Wasser angefüllt gewesen; folglich machte der zuvor mit Luft erfüllte Raum, nicht mehr als die Hälfte, sondern **noch nicht die Hälfte** seiner Größe aus, oder es war $2\frac{1}{2}$ Linie leerer Raum, und fast $3\frac{1}{2}$ Linie Holz da. Und das kommt auch genauer mit demjenigen überein, was der Cubikfuß meines Freundes durch die Austrocknung verlohren hatte.

Oberwiederstedt, in der Grafschaft Mannsfeld. **Meineke.**

Hannoverisches Magazin.

81tes Stück.

Freytag, den 8ten October 1779.

Ueber die Methode, welche Halley zur Berechnung der Beyträge und Einsatzgelder bey Witwencassen irrig vorgeschlagen hat.

In den Briefen über die neue Königl. Dänische und Calenbergische Witwencasse, welche im Jahr 1775 zu Flensburg geschrieben, und vor Ostern 1776 zu Flensburg gedruckt seyn sollen, führt sich deren Verfasser fälschlich als einen Urheber des Plans zur Dänischen Witwencasse auf, behauptet den Satz, daß bey jeder Witwencasse, welche sich selbst recrutirt, mit der Zeit 1 Witwe von 2 Ehepaaren zu verpflegen seyn werde, und giebt nicht undeutlich zu verstehn, daß die neue Dänische Witwencasse nach diesen Grundsätzen eingerichtet sey. Hierwider erinnnerte ich im 41ten und 42ten Stücke des hiesigen Magazins vom Jahr 1777, daß selbige Witwencasse zu hohe und fehlsam berechnete Einsatzgelder von den Interessenten fodere, und bewieß, daß die vom Herrn Prof. Euler, und Herrn Prof. Lambert angegebene Methode, die bey einer Witwencasse zu vermuthenden Witwen zu berechnen, woraus jenes Verhältniß von 2 Ehen gegen 1 Witwen fließen solle, fehlsam sey. Darauf wird in dem zu Copenhagen im Jahr 1778 gedrucktem Berichte von der neuen Königl. Dänischen Witwencasse angezeigt:

I) Es sey nicht wahr, daß der vorgedachte Verfasser der Briefe über selbige und die Calenbergische Witwencasse, oder Sammlung dreyer Aufsätze von Witwenversorgungsanstalten den Plan zur Dänischen Witwencasse gemacht, ohngeachtet derselbe es daselbst fälschlich vorgegeben. Sondern der Herr Justizrath Hee, Herr Professor Lous, und Herr Professor Bugge wären die wahren Verfasser davon. Zur Berechnung der Einschußgelder sey diejenige Methode gebraucht, welche Halley bereits im Jahr 1698 erfunden, und eben dieselbe sey, welche Herr Pr. Euler und Herr Lambert i. a. O. vorgetragen. Der Satz, daß bey jeder Witwencasse 1 Witwe von 2 Ehen zu versorgen vorkäme, sey dabey nicht zum Grunde gelegt, sondern als willkürlich und unbrauchbar verworfen, und fließe nicht aus den Halleyischen Lehrsätzen.

II) Der Herr Verfasser des Berichts bemüht sich darauf, die Methode des Halley durch dessen eigene Worte, so er anführt; durch eine Zahlenrechnung, und durch ein Parallelogramm zu vertheidigen.

III) Endlich beschreibt er, wie die mechanische Methode des Halley bey der würklichen Ausrechnung der Einschußgelder bey der Dänischen Witwencasse befolgt sey. Hierwider bin ich genöthigt, zuvörderst anzuführen, wenn die Herrn Verfasser des Berichts sich dadurch für beleidigt halten, daß man sich aus den vorgedachten Briefen keinen vortheilhaften Begriff von ihrer Witwencasse machen können, so haben dieselben es sich selbst zuzuschreiben, daß sie jenem Briefsteller, dessen Schaamlosigkeit im Vortrage der Unwahrheiten und Schmähsucht im Schreiben keine Gränzen hat, seit 4 Jahren her nicht eher widersprochen, sondern ruhig angehöret, wie er sich als einen Urheber ihres Plans bezeigt, falsche Grundsätze zu dessen Berechnung anzeigt, welche er im J. 1769 erfunden haben will, und hernach Hr. Professor Euler und Bernoulli (dieser schrieb im Jahr 1767) in die Buchstaben-Rechnung gebracht haben soll. Das lächerlichste dabey ist, daß er die Eulerische Methode selbst nicht versteht, und statt deren eine ganz andere im 8ten Briefe pag. 58 beschreibt, welche bey der Dänischen Witwencasse gebraucht seyn soll, jedoch mit der Eulerischen und Halleyischen unmöglich in eine Uebereinstimmung gebracht werden kann. Diese Grundsätze, wornach die Einschußgelder zur Dänischen Witwencasse berechnet seyn sollen, beschreibt jener Briefsteller so genau, und erzählt die Art, wie die Berechnung geschehn, und alles ins Werk gerichtet sey, so umständlich, daß es unglaublich ist, wie ein Mensch die Kühnheit haben können, solches öffentlich zu schreiben, wenn es nicht wahr wäre, zumal da jene Briefe zu Flensburg gedruckt seyn sollen.

Indessen, obgleich aus dem Dänischen Berichte vom vorigen Jahre zu ersehen ist, daß der Verfasser jener Briefe und der Sammlung dreyer Aufsätze den Plan zu selbiger Witwencasse unmöglich verfassen können, auch die würkliche Berechnung der Einschußgelder dazu nicht so gar fehlerhaft ist, als man aus jenen Briefen und Sammlung schließen mußte, so fehlt dennoch sehr viel, daß die Halleyische Rechnungsart, welche bey selbiger Witwencasse gebraucht, und in dem Dänischen Berichte beschrieben ist, ihre Richtigkeit haben, und darin hinlänglich vertheidigt seyn sollte.

Wider die Anmerkungen, die ich darüber im 41ten und 42ten Stücke des hiesigen Magazins vom J. 1777 gemacht, weiß der Herr Verfasser des Berichts nichts anders zu erinnern, als daß er des Halley eigene Worte anführt, sich auf dessen und seiner Nachfolger Ansehn beruft, und vorwendet, es sey unter den Mathematikern schon längst ausgemacht, und entschieden, daß nach solcher Methode die

die Zahl der bey einer Witwenpflegeschaft zu vermuthenden Witwen berechnet werden müßte. Allein der Hr. Verfasser erkennt selbst, daß die Halleyische mit der Eulerischen und Lambertischen a) völlig übereinstimmt. Es ist einerley ob er die Worte des Halley oder des Lambert anführt, sie unterscheiden sich nur durch Zeichen und Buchstaben. Nachdem ich die Unrichtigkeit solcher Methode in dem hiesigen Magazine v. J. 1777 bewiesen, so ist zu bewundern, daß der Herr V. des Berichts sie blos durch das Ansehn ihres Erfinders und derer ihm nachfolgenden Mathematiker zu vertheidigen sich bemüht. Dieses konnte ihm und seinen Herrn Collegen höchstens zu einer Entschuldigung, nicht aber zur Rechtfertigung dienen. Selbst der größeste Mathematiker verlangt nicht, daß man seinen Lehrsätzen bloß wegen seines Ansehns Beyfall geben, sondern sie prüfen solle. Kann man beweisen, daß ein Lehrsatz falsch sey, so kann ihn Niemand mehr für wahr halten, wenn ihn auch schon Euclides selbst erfunden hätte. Ohne dem ist diese Sache unter den Mathematikern nicht so ausgemacht und entschieden, als der Herr Verfasser des Berichts meynt b). Ueberhaupt kommt es hiebey nicht darauf an, ob? und was Halley behauptet, sondern ob es richtig sey, was er behauptet hat.

Ich will zu dem Ende die eigenen Worte des Halley, welche der Herr Verfasser des Berichts anführt, hier ebenfalls aus den Philosoph. Transactions nr. 196. und Philosoph Transact. abridged. T. III. p. 669. hersetzen, und ihnen den Ausdruck des Hrn. Pr. Lambert, welcher kürzer ist, als der Eulerische, beyfügen. Zum voraus muß ich erinnern, daß Halley bey seinem Ausdrucke jüngere und ältere Personen überhaupt ohne Unterscheid ihres Geschlechts verstanden hat, und die Wahrscheinlichkeit finden wollen, um wie viel die einen von den andern überlebt werden. Lambert versteht unter den jüngern die Ehefrauen, und unter den ältern Personen die Ehemänner, weil sie insgemein älter sind. Halley schreibt folgendermaßen:

„Man nenne die Zahl der Personen „vom jüngern Alter N, und die vom „höhern Alter n„ (Lambert, weil die Zahl der angenommenen Eheleute einander gleich ist, nennt eine jede N.) „Die Zahl der verstorbenen jüngern

a) Der selig verstorbene Lambert trägt diese Methode in seinen sonst wohl ausgearbeiteten Beyträgen zur Mathematik Th. III. Cap. IX. vor, und die vom Herrn Pr. Euler ist in dem Neuen Hamburger Magazin St 43. zu finden. A. d. V.

b) Der Herr Hofrath Kästner zu Göttingen hat, so viel mir bekannt ist, in keiner öffentlichen Schrift diese Methode in allen Stücken für richtig erkannt, und vermöge des Geständnisses des Herrn Verfassers des Berichts, sich gegen die Dänischen Mathematiker auf keine entscheidende Art darüber erklärt. Daraus ist abzunehmen, daß ihm etwas anstößiges dabey allerdings vorgekommen sey. A. d. V.

„Personen nenne man Y, die ältern y„ (Lambert die todten Ehefrauen g, die todten Ehemänner G. Unter diesen Verstorbenen sind diejenigen zu verstehn, welche von einer angenommenen Anzahl lebender Personen N von gewissem Alter vermöge der Süsmilchischen oder einer andern Mortalitätsliste nach gewissen Jahren wahrscheinlich abgestorben seyn werden.) „Die am Leben übrig „gebliebenen jüngern Personen nenne „man R, die ältern r„ (Lambert jene F, diese M. Hiebey ist eben dasselbe, was bey den Verstorbenen zu verstehn, z. B. laut Süsmilchischer Tabelle sind von 471 Männern im Alter von 25 Jahren nach 10 Jahren, wenn sie 35 Jahre alt geworden, 420 am Leben, mithin 51 gestorben. Da nun von 496 Frauenspersonen im Alter von 20 Jahren, wenn sie 30 Jahre alt geworden, 446 am Leben übrig, mithin 50 gestorben sind, so sind von 471 Ehefrauen jener Ehemänner in solchem Alter 47 gestorben, mithin annoch 424 Ehefrauen am Leben. Diese 424 Ehefrauen F soll man mit den 51 gestorbenen Ehemännern M multipliciren, und darauf durch die erste Zahl der 471 Ehefrauen N dividiren, wenn man die von ihnen im 10ten Jahre vorhandenen Witwen finden will. Dieses will die nachstehende Vorschrift anzeigen.)

Halley „also ist $R+Y=N$, und $r+$ „$y=n$„ (Lambert $F+g=N$ und $M+G=N$.) „mithin ist Nn die ganze Zahl „aller wahrscheinlichen Fälle.„ (Lambert sagt eben dasselbe $NN=MF+MG+FG+Gg$.) „$Nn-Yy$ bedeutet die „wahrscheinlichen Fälle daß einer von „ihnen am Leben ist. (nemlich im Verhältniß gegn Nn oder $\frac{Nn-Yy}{Nn}$. Lambert läßt diese Analogie aus, weil es bey den Witwencassen nicht darauf ankommt, setzt aber statt dessen MF oder $\frac{MF}{N}$, wodurch die Wahrscheinlichkeit angezeigt wird, daß beyde Eheleute am Leben sind, welches Halley durch rR vorher zu verstehn gegeben.) „Yy (oder „$\frac{Yy}{Nn}$) die Wahrscheinlichkeit, daß sie „beyde todt sind„ (Lambert gG.) „Ry „die Wahrscheinlichkeit, daß die jüngere Person lebt, und die ältere todt „ist.„ (Lambert FG.) „rY die Wahrscheinlichkeit, daß die ältere Person „lebt, und die jüngere gestorben ist.„ (Lambert Mg.)

Davon schreibt Halley am Ende des Artikels whereby may be cast up, what „Value ought to be pay, for the Re„version of one Life after another, as „in the Case of providing for *Clergy„mens Widows* and others by such Re„version.„ d. i. „Hieraus kann man „finden, was für ein Werth dem über„lebenden Theile nach des andern Tode „ausgezahlt werden müsse. Zum Bey„spiel, wenn man den Witwen der „Geistlichen den Heimfall einer solchen „Rente bestimmen will.„

Allein, wenn man diese Methode auf verheyrathete und deren hinterlassene verwitwete Personen anwendet, so verändert man gar zu oft die Qualität derselben. Bald nimmt man sie für Männer und Frauen im allgemeinen Verstande

stande auf, welche theils aus Eheleuten, theils aus Verwitweten bestehn, worunter die bereits verwitweten Personen nicht abermals neue verwitwete hinterlassen können. Bald aber nimmt man sie im engern Verstande für lauter Eheleute auf, wovon lauter verwitwete entstehn. Unter den Factoren, und deren Producten MF, Mg, FG, Gg versteht man lauter Männer und Frauen im allgemeinen Verstande, welche laut des Lambert eigener Worte in seinen Beyträgen zur Mathemathik Th. III. Cap. IX. §. 55. theils aus Eheleuten, theils aus Verwitweten bestehn. Er schreibt es daselbst ausdrücklich, und wiederholt es durch folgende Benennungen. Er nennt nemlich die lebenden Ehemänner E, die Ehefrauen e, die Witwer W, die Witwen w, die lebenden Männer in genere M, und die Frauen F, mithin $M = E + W$ und $F = e + w$.

Hingegen durch die Quotienten dieser Producte $\frac{MF}{N}$, $\frac{Mg}{N}$, $\frac{FG}{N}$, $\frac{Gg}{N}$ sollen lauter lebende oder resp. gestorbene Eheleute hervorkommen. $\frac{MF}{N}$ soll nicht die Wahrscheinlichkeit anzeigen, wie viel Männer und Frauen im allgemeinen Verstande, sondern wie viel Ehemänner und Ehefrauen in specie am Leben sind. Nemlich laut §. 57 soll seyn $\frac{MF}{N} = E$. Weil aber laut §. 55. $M = E + W$ und $F = e + w$, so ist $MF = (E + W).(e + w) = Ee + eW + Ew + Ww$, unmöglich kann dahero $\frac{FM}{N}$ seyn $= E$, sondern $= \frac{Ee + eW + Ew + Ww}{N}$.

Eben so wenig können auch durch die übrigen Quotienten lauter lebende und gestorbene Männer und Frauen im engern Verstande, das ist, Ehemänner und Ehefrauen herauskommen, da die Producte aus Personen im allgemeinen Verstande bestehn.

Eine gleiche Bewandniß hat es mit den jüngern und ältern Personen, deren Survivance Halley ohne Unterscheid des Geschlechts berechnen will.

Die lebenden jüngern Personen, welche er R nennt, bestehn zum Theil aus solchen, deren Gegenpart, nach deren Tode sie eine Pension hoffen, auch noch lebt, welche also in der Expectanz einer Pension stehn, und ich E nennen will, zum Theil aus solchen, welche nach dem würklich erfolgten Tode ihres Cammeraden die gehoffte Pension würklich assignirt erhalten, und ich P nennen will. Ferner die lebenden ältern, welche er r nennt, bestehn gleichfalls theils aus solchen, deren lebende Cammeraden annoch in der Expectanz der Pension stehn, und ich e nenne, theils aus solchen deren jüngere Cammeraden oder Expectanten zu früh vor ihnen gestorben sind, und ich p nenne. Also sind die lebenden jüngern $R = E + P$, und lebenden ältern $r = e + p$. Gleiche Bewandnis hat es mit den Gestorbenen. Diese sind so wohl von einander zu unterscheiden als die verwitweten von den Eheleuten. Denn ein Pensionist des jüngern Alters P, welcher seine Pension nach dem Tode des ältern bereits assignirt erhalten hat, imgleichen der ältere pensionslose p, wel-

cher den jüngern, der eine Pension vergeblich gehofft, überlebt hat, kann so wenig eine neue Pension von einem andern ältern fodern, und respective für einen andern jüngern hinterlassen, als ein Witwer für eine künftige Witwe die ihn nichts angeht. Dahero ist die Halleyische Methode in beyden Absichten unbrauchbar.

Nachdem ich dieses alles im 41ten und 42ten Stücke des hiesigen Magazins vom Jahr 1777 sehr einleuchtend vorgetragen, und mit Beweisen a posteriori, nemlich mit den Beyspielen aus der Lambertischen Tabelle bestärkt habe, so mag jeder Mathematiker von Einsicht darüber urtheilen, ob ich von dem Herrn Verfasser des Dänischen Berichts dadurch widerlegt, und die oft gedachte Methode dadurch genugsam vertheidigt sey, daß er die eigenen Worte des Halley anführt, welche nicht anders als die Worte des Lambert lauten, dessen Fehlschlüsse ich dort bemerklich gemacht habe c).

Eine neue Wiederlegung der Halleyischen Calculation ist an sich eigentlich ganz unnöthig. Jedoch bloß zum Ueberflusse werde ich anjetzo die Fehler dieser Berechnungen auch in einem andern Betrachte aus der Natur der Combinationsreguln aufs deutlichste beweisen; ich werde zweytens selbige a posteriori auf der Lambertischen Tabelle darstellen, und endlich klar machen, daß die Zahlenrechnung, und das Parale-

c) Außerdem trit noch ein anderer Mann zur Vertheidigung des Lambert und meiner Widerlegung hervor, der sonst ein Schreiber gewesen, dessen Geschäffte darin bestanden, Rechnungen und Register abzuschreiben, nachzucalculiren und zu revidiren, sich auch dabey eine ziemliche Fertigkeit nach dem Hemeling zu rechnen erworben, und danebst aus einer Bekanntschaft mit dem ehemaligen Dr. Seyberth zu Göttingen etwas von der Mortalitätsrechnung begriffen hat. Dieser dünkt sich so weise geworden zu seyn, von dieser Materie schreiben zu können, will Lambert vertheidigen und mich widerlegen in der Sammlung dreyer Aufsätze von Witwen-Versorgungsanstalten Seite 48 und 49 folgendermaßen.

„Wenn von 1000 Ehemännern gestorben sind 166 Männer überhaupt (worunter nach seinem eigenen Ermessen 7 Witwer befindlich sind) „so sind von „898 Ehemännern gestorben 149 Ehemänner, welche lauter Witwen hinterlassen.„

„Denn nach der Regul de Tri soll es richtig gerechnet seyn; 100 Ellen kosten 50 Rthl. überhaupt theils in gutem theils in schlechtem Gelde, also „kosten 200 Ellen 100 Rthl. in gutem Gelde.„

Wenn man in den Schriften dieses Mannes mehr redliche Gesinnung fürs Publicum, mehrere Lust die Wahrheit zu erforschen und zu schreiben, seine Begriffe zu verbessern und aufzuklären bemerken könnte, so würde ich mir, seiner groben Ignoranz ohngeachtet, wohl die Mühe geben, ihm in seinem vorworrenen Krame von Tabellen und Rechnungen zurecht zu weisen. Allein statt dessen giebt er auf jedem Blatte so viel Schaamlosigkeit in vorgebrachten Unwahrheiten, pöbelhafte Frechheit in Schmähungen, und hämische Streitsucht zu erkennen, daß es mir unanständig ist, darauf zu antworten. Dahero übersehe ich die unbesonnenen Anzüglichkeiten, womit er seine Schriften besudelt, mit verdienter Verachtung.

rallelogramm, womit die Herrn Verfasser des Dänischen Berichts die Richtigkeit dieser Methode beweisen wollen, grade zu einen unverwerflichen Beweis von ihrer Unrichtigkeit abgeben.

Weit entfernt zu behaupten, daß man die Wahrscheinlichkeit vom Leben und Sterben einer gewissen Anzahl von Personen nicht nach gleichen Regeln, als die Wahrscheinlichkeit bey andern Glücksfällen und Glücksspielen berechnen könne, werde ich nur dieses beweisen, daß die von Halley und andern vorbenannten Mathematikern vorgeschlagene Methode zur jährichen Berechnung solcher Leibrenten unmöglich angewandt werden könne, welche sich eine Person nach der andern, oder zweyer oder dreyer andern Personen Tode bedungen hat. In dieser Absicht will Halley die Zahl der jüngern Personen, welche die ältern überleben, das ist die wahrscheinlichen Fälle, darin sie von den ältern eine Rente zu hoffen haben, solchergestalt berechnen, indem er die in jedem Jahre laut Süsmilchischer Tabelle am Leben übrig bleibende Personen mit den verstorbenen ältern paarweise combinirt.

Soll diese Combinationsrechnung nicht durchaus unrichtig werden, so darf man zur Zahl der jüngern Personen, welche mit denen im ersten Jahre sterbenden ältern Personen paarweise combinirt werden müssen, keine solche Personen hinzunehmen, denen keine Rente von den ältern Personen verschrieben ist, und welche dahero mit den im ersten Jahre davon sterbenden Personen unmöglich paarweise combinirt werden können. Also, wenn man 900 jüngere und 900 ältere Personen in solcher Absicht beysammen hat, so darf man keine solche 100 jüngere zu jenen 900 jüngern hinzunehmen, die unmöglich Renten von ihnen nach ihren Tode erhalten können. Wofern aber unter den 900 ältern Personen sich 100 befänden, welche doppelte Renten, nemlich jede für 2 jüngere Personen verschrieben hätten, so ist es einerley, als ob man 1000 ältere und 1000 jüngere Personen angenommen; immaßen es 1000 Paare abgeben können.

Hieraus fließet folgender ungezweifelte Satz:

Zur Zahl der Ehefrauen z. B. zu den 900 Ehefrauen, von welchen man die im ersten Jahre entstehende Witwen berechnen will, darf man keine ledige Personen, nemlich Jungfern, oder bereits vorher entstandene Witwen, obschon von gleichem Alter, hinzunehmen, welchen von den im Anfange des ersten Jahrs vorhandenen 900 Ehemännern keine Witwen-Renten verschrieben sind. Denn sonsten würden unter die von den 900 Ehefrauen am Ende des ersten Jahrs hinterbliebenen Witwen solche ledige Personen, oder vorher schon entstandene Witwen kommen, denen keine Renten gebühren, und denen keine zweyte Rente assignirt werden kann.

Sind aber schon vorher entstandene Witwe z. B. 200 vorhanden, die alsdenn

denn ihre zweyte Jahrsrente bekommen, wenn die von den ersten 900 Ehefrauen hinterbliebene Witwen in ihrem ersten Jahre ihre erste Rente bekommen, so dürfen sie eben so wenig in die Combinationsrechnung zu den 900 Frauen gezogen werden. Denn es würde sonst ebenfalls ein sehr unrichtiges Verhältniß und unrichtige Summe der Witwen herauskommen, wie jedermann leicht begreifen kann. Z. B. Nach der jeztgedachten Combinationsrechnung im Dänischen Bericht S. 13 leben im ersten Jahre 9 Witwen von 900 Ehefrauen im Alter von 25 Jahren. Addirt man zu diesen 9 Witwen jene vorher entstandene 200 Witwen, so kommen fürs erste Jahr 209 Witwen zusammen. Hingegen wenn man diese 200 Witwen zu den 900 Ehefrauen im ersten Jahre nimmt, und in Summe 1100 Frauen rechnet, mithin nach jener Combinationsrechnung die davon im ersten Jahre lebende Witwen ausfündig machen will, multipliciren und wieder dividiren, so bekommt man 11 lebende Witwen. Ueberhaupt kommt in allem und jedem Betracht ein irriges Verhältniß heraus, wenn man ledige Frauenspersonen zu den Ehefrauen addirt, und davon die lebenden Witwen berechnen will, man mag eine Zahl zum Divisor nehmen, welche man will.

Was von der Zahl der Personen fürs erste Jahr richtig ist, das ist auch von der Zahl der Personen fürs 2te, 5te, 10te und jedes folgende Jahr richtig. Denn die Combination geschieht für jedes folgende Jahr also, wie sie fürs erste Jahr geschieht.

Dahero darf man zur Zahl der Ehefrauen, von welchen man die im zweyten, und allen folgenden Jahren entstehenden Witwen berechnen will, keine ledige Personen oder Witwen hinzunehmen, welchen von denen beym Anfange des zweyten und jeden folgenden Jahres vorhandenen Männern keine Witwenrente verschrieben ist, und unmöglich verschrieben werden können.

Was anjezo von den Witwen behauptet ist, das findet insonderheit auch bey den Witwern statt, die im vorhergehenden Jahre entstanden sind, und eben so wenig zu den Ehemännern des folgenden Jahrs gezogen werden können.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

82tes Stück.

Montag, den 11ten October 1779.

Fortsetzung der Abhandlung: Ueber die Methode, welche Halley zur Berechnung der Beyträge und Einsatzgelder bey Witwencassen irrig vorgeschlagen hat.

Wenn man nach diesen Regeln die Berechnung der Witwen auf der Lambertischen Tabelle i. a. O. S. 522 beurtheilt, welche mit der Halleyanischen in dem Berichte von der Dänischen Witwencasse völlig überein kömmt, so sind zwar zu den ersten 10000 Ehefrauen, wovon die in den ersten 5 Jahren entstehende Witwen berechnet werden wollen, keine ledige Personen oder vorher schon entstandene Witwen hinzugenommen, und es scheint, daß deswegen die in den ersten 5 Jahren angegebene 668 Witwen nicht unrichtig berechnet wären. Allein diese Calculation würde nur alsdenn ihre Richtigkeit haben, wenn die von den ersten 10000 Frauen abgestorbene binnen den ersten 5 Jahren zusammen in einem einzigen Augenblicke auf einmal mit Tode abgegangen, und die Zahl der 10000 Ehefrauen auf einmal bis auf 9483 Frauen reducirt wäre a).

Die Ehefrauen sind nach und nach mit Tode abgegangen; schon im ersten Jahre entstanden einige Witwen, folglich kamen unter die Zahl der im zweyten Jahre vorhandenen Ehefrauen viele Witwen vom ersten Jahre, denen keine Witwenrenten von den im zweyten Jahre sterbenden Männern verschrieben waren; zu den Ehefrauen im 3ten, 4ten und 5ten Jahre kamen Witwen respective aus dem 2ten, 3ten und 4ten Jahre, mithin kamen zu den Ehefrauen des 5ten Jahrs, wovon man die entstehenden Witwen berechnen wollen, die schon vorher in den ersten 4 Jahren entstandene Witwen zusammen. Nun sterben die Ehemänner, wenn sie älter sind, als die Frauen, nicht in solchem Verhältnisse ab, und es entsteht keine gleiche Zahl von Witwen

a) Daß man dieses bey einer solchen Rechnungsart irrig voraus setze, beweiset das Paralellogramm, welches Halley zur Erläuterung seiner Sätze anführt, und wovon ich am Ende dieses Aufsatzes handeln werde. A. d. V.

wern als Witwen, die paarweise mit einander in der Rechnung combinirt werden können. Folglich kann die Combinationsrechnung nicht also von statten gehn.

Ueberhaupt ist diese Calculation in keinem einzigen Jahre möglich, wenn die Glücksfälle vom Leben und Tod solcher jungen und alten Personen nicht auf einmal, sondern successive entstehen, das ist, wenn die Personen nicht auf einmal, sondern successive absterben.

Schreiten wir zum zweyten quinquennio auf der Lambertischen Tabelle b), so finden sich daselbst auf der Columne F bey dem Ende des ersten quinquennii 9483 Frauen und 9296 Männer, wovon die fürs zweyte quinquennium entstehende Witwen berechnet werden sollen.

Unter diesen 9483 Frauen befinden sich 668 lebende Witwen aus dem ersten quinquennio, welche mit den sterbenden Ehemännern und Witwern des zweyten quinquennii unmöglich paarweise combinirt werden können. Sie sind von ihren im ersten quinquennio schon gestorbenen Männern hinterlassen, und können nicht von den im zweyten quinquennio sterbenden Männern noch einmal hinterlassen werden. Ihnen ist ihre Witwenrente wegen ihrer eigenen und im ersten quinquennio schon verstorbenen und nicht wegen anderer im zweyten quinquennio sterbenden Männer zugerechnet. Ob sie gleich von den im zweyten quinquennio lebenden Männern ihre Witwen-Renten ausgezahlt empfangen, so kann man dennoch wegen des vorhin festgesetzten Satzes, ihre Zahl, welche bekannt ist, nicht mit der unbekannten Zahl der Witwen vermischen, welche man fürs zweyte quinquennium erst finden will. Daher ist diese Combinationsrechnung fürs zweyte quinquennium unmöglich, und also verhält es sich mit allen übrigen quinquenniis c).

Die Folgen einer solchen Combinationsrechnung sind diese: daß eine jede Zahl von lebenden Eheleuten, lebenden Witwern und Witwen, und von todten Witwern und Witwen, welche man von Jahren zu Jahren dadurch herausbringt, lauter Unmöglichkeit enthält, und lauter Widersprüche unter einander hervorbringen. Dieses werde ich nunmehro a posteriori aus der Lambertischen und Dänischen Tabellen und Berechnungen dem Leser einleuchtend vor Augen legen. Zu dem Ende will ich zu Ersparung des Raums die beyden ersten quinquennia das 30te und 35te und letzte Jahr aus der Lambertischen Tabelle, also wie sie beym V. l. a. O. S. 522. steht, hersetzen. Die Männer sind 25, und die Frauen 20 Jahr alt, und die vordersten Jahre bedeuten die Jahre seit errichteter Gesellschaft.

Jahre

b) Diese Tabelle befindet sich hier auf dem folgenden Blatte. A. d. V.

c) Ohne dem muß man nach dieser Methode die jährlich lebenden Witwen vom ersten bis zum letzten Jahre zusammen addiren, wenn man das Einsatzgeld finden will, welches die ersten 10000 Ehepaare für ihre Witwenpensionen erlegen müssen. A. d. V.

Jahre seit errichteter Gesellschaft.	Lebende Frauen.	Gestorbene Frauen.	Lebende Männer.	Gestorbene Männer.	Stehende Ehen.	Lebende Witwer.	Lebende Witwen.	Ausgestorbene Ehen.
0	10000	0	10000	0	10000	0	0	0
5	9483	517	9296	704	8815	481	668	36
10	8812	1188	8520	1480	7508	1012	1304	176
30	7590	4210	5242	4758	3025	2207	2755	2003
35	471	5029	4275	5725	2125	2150	2846	2879
80	12	9988	0	10000	0	0	12	9988
	F	g	M	G	E	W	w	F

Eben dieselbe Tabelle habe ich im 42ten Stücke des Hannoverischen Magazins vollständig, wie sie beym Lambert steht, eingerückt, und zum Beweise ihrer Unrichtigkeit 4 Columnen von gestorbenen Ehemännern Z gestorbenen Ehefrauen z, gestorbenen Witwern X und gestorbenen Witwen x daneben gesetzt, welche völlig nach der Lambertischen Vorschrift berechnet waren. Im übrigen aber habe ich alle Zahlen und Worte auf der Lambertischen Tabelle im hiesigen Magazin unverändert gelassen, und solche von meinen 4 Columnen völlig getrennt, und distinguirt, wie jedermann aus dessen oft angeführten Beyträgen vor Augen haben kann.

Dem Herrn V. des Dänischen Berichts ist gefällig gewesen zu schreiben, daß ich die Lambertische dadurch verunstaltet hätte, ohne daß er zeigen oder nur benennen kann, in welchem Stücke jene 4 Columnen Z z X x nicht nach der Vorschrift des Lambert berechnet wären. Ich denke doch nicht, er wird die Lambertische Tabelle deswegen für verunstaltet ansehn, weil ich zur Rubrik Wittwer und Witwen das Wort **entstandene** hinzugesetzt habe. Denn es wäre zu meiner Demonstration viel dienlicher gewesen, wenn ich das Wort **Lebende** dabey gesetzt hätte, welches auf der Dänischen Tabelle gebraucht ist, und ich deswegen anjetzo auf vorstehender Tabelle hinzugefügt habe. Die Fehler, welche ich vorhin dawider angemerkt, bleiben nicht allein bestehn, sondern ich werde also bald zeigen, daß man sie vergrößert, wenn man glauben will, daß noch mehrere Witwen entstanden sind, als Lambert angeführt hat. Weil es jedoch zweifelhaft war, ob Lambert dadurch behaupten wollen, daß die Witwen, welche er in jedem quinquennio aufgeführt, am Leben geblieben, und nicht einige davon in dem quinquennio selbst gestorben wären, so hielt ich dafür, das Wort **entstandene** sey vielleicht mit dem Sinne des Verfassers übereinstimmender, und könnte mir niemand so sinnlos vorstel-

 len;

len; welcher mit dem Sammler dreyer Aufsätze von Witwencassen zweifeln könnte, daß die Witwen, welche jährlich entstanden sind, nicht auch müßten gelebt haben.

Die letzte Columne T bringt auf allen übrigen Columnen so manche Unmöglichkeit hervor, in so manchem Betrachte man die allda befindlichen Zahlen aufnehmen will. Denn weil die Zahl der jährlich am Leben übrig bleibenden Eheleute und verwitweten Personen durch die Zahl der jährlich Gestorbenen bestimmt wird, so kann die Rechnung mit den Lebenden unmöglich richtig seyn, wenn die Rechnung mit den Gestorbenen unrichtig ist. Laut der Rubrik bedeuten es ausgestorbene Ehen. Die Ehen aber sterben mit dem letztlebenden verwitweten Ehegatten, und zwar nicht allein mit den Witwern, sondern auch mit den Witwen aus. Folglich müssen sich auf der Columne T nicht allein gestorbene Witwer, sondern auch so viel gestorbene Witwen befinden. Die natürlichste Berechnung auf besagter Tabelle ist diese: Im ersten quinquennio sind 517 Frauen gestorben. Darunter sind 481 welche Witwer am Leben hinterlassen, und 36 sind als Witwen t gestorben. Ferner sind 704 Männer gestorben, wovon 668 Witwen am Leben hinterblieben, und 36 sind als Witwer T gestorben. Eben dieselbe Zahl von 36 todten Witwen und 36 todten Witwern kommt auch heraus, wenn man sagt, es sind 704 Männer gestorben, von ihren 704 Frauen leben noch 668 als Witwen, und 36 sind mit ihren Männern als Witwen t gestorben. Ferner sind 517 Frauen mit Tode abgegangen, von ihren 517 Männern leben 481 als Witwer, und 36 sind mit ihren Frauen als Witwer T gestorben. Dieses ist eine nothwendige Folge von dem Ausdrucke des Halley oder Lambert. Denn wenn man die im Anfange lebenden ersten Männer N und die Frauen n nennt, so bekommt man den Ausdruck $Nn = MF + Mg + FG + Gg$ oder nach Halley $nN = rR + rY + Ry + Yy$.

Folglich ist $N = \frac{MF}{n} + \frac{Mg}{n} + \frac{FG}{n} + \frac{Gg}{n}$ und $n = \frac{MF}{N} + \frac{Mg}{N} + \frac{FG}{N} + \frac{Gg}{N}$

Gleichwie E die lebenden Ehemänner, und e die lebenden Ehefrauen bedeutet, so bedeutet T gestorbene Witwer und t gestorbene Witwen, und gleichwie $\frac{MF}{n} = E$ und $\frac{MF}{N} = e$ also ist $\frac{Gg}{n} = T$ und $\frac{Gg}{N} = t$ und $T = t = 36$. Nun stirbt aber mit jedem Witwer ein Paar Ehen, und mit jeder Wittwe ebenfalls ein Paar aus. Folglich müßten schon im ersten quinquennio 72. und im letzten 20000 Ehepaare ausgestorben seyn. Weil aber nur 10000 Ehepaare im Anfange beysammen gewesen sind, so ist die Unmöglichkeit in diesem Betrachte klar.

Wofern man aber dafür halten wollte, daß die Frauen und Männer dieser 36 ausgestorbenen Ehepaare in dem einzigen quinquennio (und auf andern Tabellen, darin die Verstorbenen von

von einem Jahre zum andern berechnet sind) in einem Jahre ausgestorben seyn sollen, dergestalt, daß Mann und Frau in einem einzigen Jahre kurz hinter einander mit Tode abgegangen wären; so würde daraus folgen, daß keine einzige von den lebenden Witwen und Witwern, so auf der Tabelle stehn, in irgend einem Jahre mit Tode abgehn könnte. Gesetzt, daß 18 Frauen kurz vor dem Tode ihrer Männer, und 18 Männer kurz vor dem Tode ihrer Frauen mit Tode abgegangen wären, dergestalt, daß jener ihre 18 Witwer, und dieser ihre 18 Witwen in dem einen quinquennio abgeschieden wären, so sind gleichwohl 36 Frauen, nemlich 18 vor, und 18 nach dem Tode ihrer Männer verstorben. Da nun 517 Frauen überhaupt mit Tode abgegangen sind, wovon 481 Witwer hinterblieben, mithin eben so viele todte Ehefrauen bey diesen Witwern auf der Columne W zu verstehn sind, und hierzu die 36 todte Frauen auf der letzten Columne T kommen, welche mit jenen 481 zusammen genommen in der Summe 517 ausmachen, so kann von 668 lebenden Witwen in diesem quinquennio keine einzige mehr gestorben seyn.

Ein gleiches ist im zweyten quinquennio von den allda auf der Columne G beschriebenen 1188 gestorbenen Frauen, und von den in w lebenden Witwen zu behaupten. In diesem zweyten quinquennio finden sich 1307 getrennte Ehen. Denn beym Ende des ersten quinquennii waren stehende

Ehen — —	8815
Desgleichen beym Ende des zweyten —	7508
Sind also im zweyten quinquennio getrennte Ehen –	1307

Folglich müssen so viele theils Witwer, theils Witwen in dem zweyten quinquennio entstanden seyn. Nun sind darin entstanden und am Leben

geblieben Witwer —	531
Witwen —	636
gestorbene Witwer —	70
gestorbene Witwen —	70
Summe der entstandenen Witwer und Witwen –	1307 d).

d) Diese Zahlen kommen folgendermaaßen heraus. Im zweyten quinquennio sind

lebende Witwer — — —	1012
Im ersten quinquennio desgleichen — —	481
Es sind also im zweyten quinquennio entstandene und hinzugekommene Witwer — — —	531
Im zweyten quinquennio sind lebende Witwen —	1304
Im ersten quinquennio waren — —	668
Es sind also im zweyten quinquennio entstandene Witwen —	636
Im zweyten quinquennio sind gestorbene Witwer und Witwen —	176
Im ersten quinquennio waren — —	36
Es sind also im zweyten quinquennio gestorbene Witwer und Witwen	140

wovon die eine Hälfte, nemlich 70 aus gestorbenen Witwern, und die andern 70 aus Witwen bestehn.

Weil diese Zahl der im zweyten quinquennio entstandenen lebenden, und gestorbenen Witwer und Witwen grade zu mit der Zahl der getrennten Ehen überein kommt, so kann Niemand mehr von denen im zweyten quinquennio entstandenen, viel weniger aber Jemand von denen aus dem ersten quinquennio am Leben übrig gebliebenen 668 Witwen und 481 Witwern mit Tode abgegangen seyn. Ein gleiches ist im dritten und allen folgenden quinquenniis von den entstandenen, gestorbenen, und am Leben gebliebenen verwitweten Personen zu behaupten. Folglich werden dadurch alle Witwer und Witwen auf einer solchen Tabelle unsterblich gemacht.

Außer dem führt oft gedachter Ausdruck $\frac{Gg}{n} = \frac{gG}{N}$ die Unmöglichkeit mit sich, daß bey jeder Gesellschaft von Eheleuten, eben so viel Witwer als Witwen sterben müssen, ob gleich die Männer und Frauen noch so ungleich am Alter sind, und nicht so viele Witwer als Witwen entstanden sind. Eine ungleiche Zahl der gestorbenen Witwen und Witwer darf man vermöge der Formel nicht auf die Tabelle bringen. Denn der Ausdruck läßt nichts unbestimmtes übrig, und Halley will i. a. O. ausdrücklich an equal Number of both Dead unter Yy oder Gg verstanden haben.

Wer sich die Mühe geben will, noch mehrere Zahlen in andern quinquenniis und andern Columnen mit einander zu vergleichen, wird bey jeder neue Widersprüche und Unmöglichkeit entdecken. Ich komme nunmehr zur Zahlenrechnung, womit der Herr V. des Dänischen Berichts die Halleyische und Lambertische Methode bestärken will. Sie lautet folgendermaaßen:

471 : 5 = 900 : 9,5 gestorbene Ehemänner oder entstandene Witwen.
496 : 5 = 9,5 : 0,1 gestorben von diesen Witwen.
9,4 im ersten Jahre überbliebene Witwen.
496 : 5 = 900 : 9,0 gestorbene Ehefrauen, oder entstandene **Witwer.**

Add. 18,4
Subtr. 90,0

881,6 überbliebene Ehen im ersten Jahr.

466 : 5 = 882 : 9,5. **gestorbene Ehemänner** oder hinzugekommene Witwen im zweyten Jahre.

Add. 9,4 überbliebene Witwen im ersten Jahre.

491 : 5 : 18,9 Witwen im zweyten Jahre, 0,19 von diesen gestorben.
Subtr. 0,19

Latus 18,71 überbliebene Witwen im zweyten Jahr.

Transport 18,71
496 : 10 = 900 : 18,10 vom Anfange gestorbene Ehefrauen oder entstandene Witwer.
Add. 36,81
Subtr. 900
863,19 übrige Ehen im zweyten Jahre.

461 : 5 = 863 : 9, 3 gestorbene Ehemänner oder hinzugekommene Witwen im fünften Jahre.
18,71 überbliebene Witwen im zweyten Jahre.
486 : 5 = 28,01 Witwen im dritten Jahre: 0,29 von diesen gestorben.
Subtr. 0,29
27,72 überbliebene Witwen im dritten Jahre.
496 : 15 = 900 : 27,00 vom Anfang gestorbene Ehefrauen oder entstandene Witwer.
54,72
Subtr. 900
845,28 übrige Ehen im dritten Jahre.

456 : 5 = 845 : 9,20 gestorbene Ehemänner oder hinzugekommene Witwen im vierten J.
27,72 übrige Witwen im dritten Jahre.
481 : 5 = 36,92 Witwen im vierten Jahre 0,38 gestorbene Witwen.
Subtr. 0,38
36,54 überbliebene Witwen im vierten Jahre.
496 : 20 = 900 : 36,00 Von Anfang gestorbene Frauen oder entstandene Witwer.
Add. 72,54
Subtr. 900
827,46 übrige Ehen im vierten Jahre.

Auf solche Weise geht es immer weiter fort.

Vermittelst dieser Rechnnng will der Herr V. verhältnißmäßig nach den Süßmilchischen Tabellen berechnen, wie viel Eheleute und Verwitwete jährlich von 900 Eheleuten mit Tode abgehn, und am Leben übrig bleiben, wenn die Männer im Anfange 25, und die Frauen 20 Jahre alt sind. Er rechnet also, von 471 fünf und zwanzig jährigen Personen, sind laut der Süßmilchischen Tabelle im ersten Jahre 5 mit Tode abgeschieden, also werden von 900 Männern gleiches Alters von 25 Jahren nach der Verhältnißregel 9 mit Tode abgehn. Ferner von 496 Personen im Alter von 20 Jahren, sind im ersten Jahre auch nur 5 gestorben, also werden von 900 Frauen im

im gleichen Alter 9 sterben und so weiter. Hierauf zieht er die seiner Meynung nach entstandenen und gestorbenen Witwen von den lebenden Ehefrauen ab, und bringet dadurch solche Resultate in der Rechnung heraus, welche genau mit denjenigen aus der Lambertischen und Halleyischen übereinstimmen. Er glaubt also die Richtigkeit dieser letzten dadurch hinlänglich zu bestärken.

Allein es ist sehr leicht zu beweisen, daß bey der vorstehenden Zahlenrechnung der nemliche Fehler in der Addition und Subtraction begangen sey, welcher bey der Halleyischen in der Multiplication und Division begangen wird, mithin jene sehr gut dazu diene, um den Fehler bey dieser aufzudecken. Damit dieses desto einleuchtender werde, habe ich auf der Dänischen Rechnung im zweyten und allen folgenden Jahren bey den entstandenen und hinzugekommenen Witwen die Worte **gestorbene Ehemänner** mit Schwabacherschrift hinzugesetzt, welche auf der Dänischen Rechnung nur im ersten Jahre stehn. Ferner habe ich bey den Worten gestorbene Ehefrauen mit Schwabacherschrift **entstandene Witwer** hinzugesetzt. Ich hoffe, daß hierwider nichts zu erinnern seyn wird, immaaßen die Witwer und Witwen nicht anderst als durch den Tod ihrer Ehegatten entstehn können. Nun werden wir bald überzeugt werden, daß weder die Zahl der gestorbenen Ehemänner und entstandenen Witwen, noch die Zahl der gestorbenen Ehefrauen und entstandenen Witwer richtig berechnet sey.

1) Es ist falsch, daß die im zweyten Jahre gestorben seyn sollende 8,10 Frauen lauter **Ehefrauen** gewesen, und von ihnen so viel Witwer entstanden seyn sollen. Denn es sind nur 18,10 **Frauen überhaupt**, theils Ehefrauen, und theils Witwen, von den ersten 900 Frauen abgestorben. Selbst vermöge der eigenen Anzeige des Herrn V. der Dänischen Rechnung, sollen im zweyten Jahre 0,19 Witwen gestorben seyn. Diese müssen nicht allein von den lebenden Witwen, sondern von den 8,10 gestorbenen Frauen überhaupt abgezogen werden, wodurch die Zahl der gestorbenen **Ehefrauen** geringer wird. Werden also von den

gestorbenen Frauen —	18,10
abgezogen gestorbene Witwen	0,19
So bleiben gestorbene Ehefrauen	17,91

und von diesen können nicht mehrere Witwer entstanden seyn. In keinem einzigen Jahre sind von den gestorbenen Frauen die gestorbenen Witwen gehörig abgesetzt, also daß in keinem einzigen Jahre eine richtige Anzahl von gestorbenen Ehefrauen, und deren hinterlassenen Witwer bleiben können.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

83tes Stück.

Freytag, den 15ten October 1779.

Schluß der Abhandlung: Ueber die Methode, welche Halley zur Berechnung der Beyträge und Einsatzgelder der Witwencassen irrig vorgeschlagen hat.

Zweytens ist irrig, daß die im zweyten Jahre gestorbenen 9,5 Männer lauter Ehemänner gewesen seyn, und eben so viele Witwen hinterlassen haben sollen. Denn wenn im ersten Jahre 9 Ehefrauen gestorben, und so viele Witwer von ihnen hinterlassen sind, so müssen von diesen 9 Witwern im zweyten Jahre 0,09 gestorben, und unter den im zweyten Jahre gestorbenen 9,5 Männern mit begriffen, folglich nicht so viel Ehemänner gestorben seyn. Außer dem aber gehn im zweyten Jahre von den übrig seyn sollenden 882 Ehepaaren, ohngefähr 9 angebliche Ehefrauen mit Tode ab, und hinterlassen Witwer. Weil sie aber nicht auf einmal, sondern nach und nach absterben, mithin ihre Witwer nicht auf einmal, sondern nach und nach entstehn, so geht wiederum von diesen neuen Witwern in eben demselben zweyten Jahre etwas mit Tode ab. Ferner da die Zahl der 882 Ehemänner im zweyten Jahre auch durch den Tod ihrer Ehefrauen, und der dadurch entstandenen Witwer vermindert wird, so ist die Rechnung auch deswegen unrichtig, weil man fürs zweyte Jahr die Zahl der 882 Ehemänner für ganz vollzählig annimmt, und rechnet daß davon verhältnißmäßig 9,5 Ehemänner gestorben, und eben so viele Witwen hinterlassen seyn sollen.

Dieser doppelte Fehler bey den Ehemännern und Ehefrauen, kommt auf der vorstehenden Zahlenrechnung in jedem Jahre vor, und es ist klar, daß dabey der nemliche Fehler in der Addition und Subtraction begangen werde, welcher nach der Halleyischen Combinationsrechnung in der Multiplication und Division begangen wird, und darin besteht, daß man die von einer Gesellschaft von Ehepaaren in jedem Jahre übrig gebliebenen und gestorbenen Männer und Frauen, welche theils aus Eheleuten, theils aus Verwitweten bestehn, bloß für Eheleute ansieht, und nach der Süßmilchischen Todtenliste daraus berechnen will, wie viel

Verwitwete daraus noch einmal entstehn werden.

Daher ist nicht zu bewundern, daß eine solche durch Addition und Subtraction vollführte Rechnung mit der nach gleichen principiis durch Multiplication und Division verrichteten Combinationsrechnung in den Resultaten genau übereinstimmet. Sondern es ist zu bewundern, daß man die Fehler der einen dadurch zu rechtfertigen glaubt, indem man sie bey der andern Rechnung ebenmäßig begeht. Weil sie beyde in den Summen genau mit einander übereinstimmen sollen, so müssen sie auch in den irrigen Folgen mit einander übereinstimmen, welche ich im vorhergehenden bewiesen, und darin bestehn, daß entweder die Verwitweten unsterblich gemacht werden a), oder eben so viel Verwitwete als Eheleute bey einer solchen Gesellschaft mit Tode abgehn sollen. Schon vor 10 Jahren habe ich eine solche Rechnung von den am Leben übrig bleibenden und verstorbenen Personen gemacht, aber ihre Unrichtigkeit so groß befunden, daß ich sie alsobald cassirte, als sie fertig geworden war. Man wird dabey im Zirkel herumgeleitet, man sucht unbekannte Zahlen durch lauter eben so unbekannte Zahlen, und was man sucht, muß man zuvor gefunden haben.

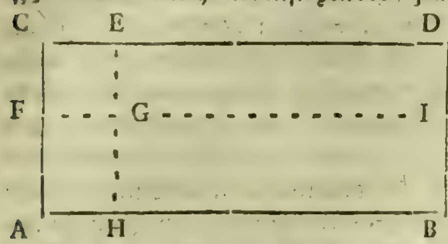
Die Zahl der jährlich entstehenden Witwen, kann man nach dieser Rechnungsart nicht finden, wenn man nicht zuvor weiß, wie viel Ehemänner gestorben sind. Die Zahl der Ehemänner, welche von den Männern überhaupt gestorben sind, kann man nicht bestimmen, wenn man nicht zuvor ausfündig gemacht hat, wie viel gestorbene Witwer sich unter den Männern überhaupt befinden. Die Zahl dieser gestorbenen Witwer kann man nicht ausfündig machen, wenn man nicht die Zahl der entstandenen weiß. Die Zahl der entstandenen Witwer kann man nicht wissen, wenn nicht zuvor die Zahl der gestorbenen Ehefrauen bekannt ist. Die Zahl der Ehefrauen, welche von den Frauen überhaupt gestorben sind, kann uns nicht bekannt werden, wenn man nicht zuvor klar gemacht hat, wie viel gestorbene Witwen sich unter den gestorbenen Frauen befinden. Die gestorbenen Witwen kann man nicht angeben, wenn man nicht zuvor die Zahl der entstandenen Witwen gefunden hat. Auf solche Weise kommt man im Zirkel zu derjenigen Zahl der Witwen zurück, welche man vermittelst dieser Rechnung erst suchen will, und gleichwohl zuvor schon gefunden haben muß.

Nunmehr ist noch übrig, die Unrichtigkeit der Methode des Halley durch das Parallelogramm zu beweisen, womit derselbe deren Richtigkeit bestätigen wollen. Zu dem Ende werde ich die Worte des Halley, welche der Herr Verfasser des Dänischen Be-

a) Zwar werden auf der Rechnung in jedem Jahre einige gestorbene Witwen von den lebenden abgesetzt, allein dagegen desto mehr lebende wieder doppelt gerechnet, dergestalt, daß es einerley ist, als ob gar keine stürben.

Berichts anführt, hier gleichfalls hersetzen.

„Man kann die vorbeschriebenen „Producte durch nebenstehendes Pa-



„rallelogramm bezeichnen, wo A B oder „C D die Anzahl der jüngern Personen „bedeutet, D E, B H diejenigen, welche „nach einer gewissen Zeit von Jahren „am Leben übrig, und folglich C E, A H „diejnigen, welche in solcher Zeit gestorben sind. Eben so mögen A C, B D die „Anzahl der ältern Personen vorstellen, A F, B I die in solcher Zeit überlebenden, und C F, D I diejenigen, welche zu solcher Zeit gestorben sind. Alsdenn wird das ganze Parallelogramm „A B C D seyn Nn oder das Product „der beyden Zahlen, welche die anfänglich lebenden Personen von beyderley „gegebenem Alter vorstellen, und vermöge dessen, was vorhin gesagt ist, „wird nach der gesetzten Zeit das Rectangul H D die Anzahl der überlebenden „jüngern Personen, und das Rectangul A E die Anzahl der gestorbenen, „gleichwie die beyden Rectangul A I „und F D die Anzahl der lebenden und „verstorbenen vom höhern Alter bezeichnen. Daher wird das Rectangul H I „eine gleiche Anzahl der überlebenden „von beydem Alter; das Rectangul F E „oder das Product Yy eine gleiche Anzahl der Verstorbenen von beydem Alter; das Rektangul G D oder Ry die „Zahl der lebenden jüngern, und gestorbenen ältern; und das Rectangul „A G oder r Y die Zahl der noch lebenden ältern, und verstorbenen jüngern „bedeuten.„

Darauf wird aus dem Verhältnisse von A D oder Nn zu G D d. i. Ry die Wahrscheinlichkeit hergeleitet, wie viel jüngere Personen am Leben, und ältere todt sind, und so weiter mit den übrigen Parallelogrammen. Versteht man nun unter den jungen Personen die Frauen, und unter den ältern die Männer, so soll dadurch die Wahrscheinlichkeit angezeigt werden, wie viel Ehemänner gestorben, und wie viel Witwen am Leben seyn sollen.

Allein wenn die Linie A B binnen der Zeit, da sie sich bis C D bewegt, und das Parallelogramm ABCD beschreibt, Punkte von verschiedener Art e und w und E und W bekommt, folglich das ganze Parallelogramm A B C D oder Nn, welches die Anzahl aller Lebenden und Verstorbenen so wohl jüngerer als älterer Personen zu benannter Zeit vorstellt, alsdenn aus den Punkten e + w und E + W besteht, welcher Mathematiker wird doch wohl behaupten, daß das Parallelogramm A E der gestorbenen jüngern Personen bloß aus den Punkten e bestehn, und das Parallelogramm F D der gestorbenen ältern Personen auch nur aus den Punkten E bestehn werde?

Insonderheit giebt dieses Parallelogramm deutlich zu erkennen, daß man

 bey

bey dieser Rechnungsart fehlsam vorausſetzt, als ob alle geſtorbene Eheleute und Verwitwete in einem einzigen Augenblicke zuſammen auf einmal abgeſtorben wären. Denn ſo lange die Linie der lebenden Perſonen AB ſich bis FI bewegt, und das Parallelogramm AI beſchreibt, iſt kein einziger Todter darunter befindlich. So bald aber die Linie AB auf die Punkte FI kommt, beſteht ſie aus lauter Todten. Die verſtorbenen Witwen und Witwer werden in dem letzten äußerſten Winkel GG zuſammengehäuft, gleichſam als wenn ſie in dem letzten Zeitpunkte des Jahrs zuſammen auf einmal mit Tode abgegangen wären.

Zugleich beſteht der Fehler dieſer Rechnung darin, daß Halley die lebenden und geſtorbenen ältern und jüngern Perſonen nur im einfachen allgemeinen Betrachte, alſo wie Lambert die Männer und Frauen ebenfalls nur im einfachen allgemeinen Verſtande aufnimmt, ohngeachtet jede ſowohl junge als ältere Perſonen, oder Männer und Frauen in zweyfacher Qualität vorkommen, und deren doppelter vorhin erklärter Unterſcheid allerdings zu beobachten nothwendig iſt. Man nimmt alſo zu wenige Combinationsfälle an, die auf die Berechnung ſolcher zuſammengeſetzten Leib- und Witwenrenten nicht paſſen, und weswegen die dadurch berechneten Zahlen der Lebenden und Verſtorbenen unmöglich richtig ſeyn können.

P. P. Guden.

Des Herrn Ziegelleyverwalters F. F. Wundram in Herrnhauſen Bemerkung über die im 71ten St. des Hannov. Magazins befindliche merkwürdige ökonomiſche Anzeige, den Anbau der Kartoffeln betreffend.

Der Anbau der Kartoffeln, hat ſich ſeit der Theurung im J. 1771 und 1772 im Hannoveriſchen beſonders vermehrt; und da ſo wohl der Bürger als der Landmann und Tagelöhner, gegenwärtig die Kartoffeln als eine unentbehrliche Speiſe betrachtet, und gelernet hat, ſie nicht allein bey theuren Kornpreiſen zum Brodtbacken mit zu gebrauchen, ſondern auch ſelbige auf mancherley Art zur Speiſe zubereitet, Mehl und Stärke daraus macht, des großen Nutzens nicht einmal zu gedenken, welcher der Fütterung des Viehes dadurch erwächſt, ſo würde es bey ſo bewandten Umſtänden das Publicum für das größte Uebel halten, wenn der Anbau der Kartoffeln auf eine oder die andere Art vermindert, oder gar durch Geſetze eingeſchränket werden ſollte.

Ich bin aber mit dem Herrn Verfaſſer der merkwürdigen ökonomiſchen Anzeige völlig der Meynung, daß man Urſache hat, alles dasjenige aus dem Wege zu räumen, was dem ſo ſehr nütz-

nützlichen Kartoffelnanbau hinderlich ist, und dagegen alle die Mittel anzuwenden, die ihn auf irgend eine Weise befördern können.

Seit verschiedenen Jahren, habe ich nicht allein für herrschaftliche Rechnung jährlich in großen Quantitäten Kartoffeln gebauet, sondern auch für mich an verschiedenen Orten und in verschiedenem Erdreiche Kartoffeln gepflanzet, und im kleinen alle nur möglichen Versuche und Proben damit angestellet.

Da ich nun hierdurch verschiedene Vortheile erlernt habe, die vielleicht nicht jedem bekannt sind, und ich durch die bemeldete ökonomische Anzeige zu deren Bekanntmachung aufgefordert werde, so mache ich mir ein wahres Vergnügen daraus, selbige den Lesern dieser Blätter hier mitzutheilen.

Daß sich, wie der Herr Verfasser der merkwürdigen ökonomischen Anzeige bemerkt, in einem Districte des Fürstenthums Göttingen, seit drey Jahren bey den Kartoffeln ein Miswachs geäußert, daran sind wohl unstreitig folgende Ursachen Schuld, die mir auch in den hiesigen Gegenden bey diesem Gewächse bekannt geworden sind.

Ueberhaupt erfordert der Kartoffelnanbau, wenn er recht gut gedeihen soll, ein feuchtes und gut gedüngtes Erdreich. Ein trockener Sommer, und eine lange anhaltende Dürre, wie wir diesen Sommer, und einige Sommer nach einander gehabt haben, ist den Kartoffeln höchst nachtheilig, denn sie bleiben alsdenn, weil ihnen die gehörige Feuchtigkeit fehlet, nicht nur sehr klein, sondern werden am Ende auch stockicht, wurmfreßig und hart. Man thut daher immer wohl, wenn man wo möglich allemal ein niedrig liegendes Land zum Kartoffelnanbau wählt, das seine ganze Feuchtigkeit nicht so leicht verliert wie ein hoch liegender Boden, und man wird finden, daß alsdenn selten ein völliger Miswachs eintrifft.

Außerdem ist die Larve oder Made des Maykäfers, oder der sogenannte Engerling, (Scarabæus Melolontha,) der sich dieses Frühjahr in hiesiger Gegend häufig eingefunden hat, dem Kartoffelnanbau äußerst schädlich. Dieser Wurm liebet ein feuchtes Erdreich, und seine Lieblingsspeise ist ein mit Pferdemist gedüngter Acker. So lange er an der feuchten Erde und dem Pferdemist seine Nahrung findet, vergreift er sich nie an den Kartoffeln, ist aber das Land bey lange anhaltender Dürre ausgetrocknet, so eilet er zu selbigen hin, und zwar besonders zu den englischen Kartoffeln, die ihm wegen ihrer wässerigten Theile die angenehmsten sind. Um dem Uebel einigermaaßen Einhalt zu thun, würde ich jedem rathen, ein Land, worauf Kartoffeln gepflanzet werden sollen, nie mit Pferde- sondern Kuhmist zu düngen.

Weil der Engerling hoffentlich bekannt genug ist, so bemerke ich nur, daß er, wenn er völlig ausgewachsen, $2\frac{3}{4}$ Zoll lang, und $1\frac{1}{4}$ Zoll dicke ist. Er ist weiß, hat einen gelbbraunen

Kopf mit einer Gaffel oder kleinen Zange nebst zwey Hörnern, und sechs Beine a).

Findet er keine englische Kartoffeln, so nimmt er auch mit andern Sorten vorlieb, und frißt um selbige rund herum große Löcher hinein.

Er ist nicht bloß den Kartoffeln, sondern auch andern Gewächsen, als Sallat, weißem Kohl, Vicebohnen, u. s. w. schädlich, weswegen man billig desto eifriger auf seine Vertilgung denken sollte. In der Schweiz hat man eine eigene Verordnung darüber, die zu gewissen Zeiten von allen Canzeln abgelesen wird; und der Landmann muß alsdenn seiner Obrigkeit eine bestimmte Anzahl Engerlinge liefern, die man ins Wasser wirft, oder, welches weit besser und sicherer ist, verbrennt. Liefert er seine ihm vorgeschriebene Zahl aber nicht, so muß er eine Geldstrafe erlegen.

Ein zweyter Verderber der Kartoffeln und ein noch weit größerer Verwüster wie der Engerling, ist ein kleiner sich sehr schnell bewegender Wurm. Er ist gelbbraun, hat eine dicke, harte, glänzende Haut, einen kleinen Kopf, und überhaupt sechs Füße. Ich muß aber aufrichtig gestehen, daß mir sein Name gänzlich unbekannt ist, und daß ich, wegen seiner außerordentlichen Geschwindigkeit, mit der er sich bewegt, bey mir anstehe, ob ich ihn für eine Larve halten soll, oder nicht b).

Man

a) Scarabæus Melolontha muticus testaceus, thorace villoso, abdominis incisuris albis cauda inflexa: Linn. Fauna Suecica p. 136. nro. 392.

b) Ein Freund des Herausgebers, schickte diese vom Verfasser der Abhandlung eingesandten Würmer, einem berühmten Naturforscher und erhielt von selbigem diese Antwort: „So weit ist die Entomologie noch nicht ausgearbeitet, daß man „aus den Raupen schon die Species des künftigen Insekts bestimmen könnte. Al„les, was ich also über die geschickten Raupen sagen kann, ist nur eine Vermu„thung. Ich finde in der Schachtel zweyerley Arten. Die große Art scheint „Scarabæus Melolontha, oder doch eine sehr nahe verwandte Art zu seyn. Da „die Raupe des Maykäfers sich bey jeder Häutung etwas ändert, so entscheidet „Rösels und Kleemanns schöne Beschreibung nicht die Zweifel gänzlich. Letzte„rer hat alles, was man vom Maykäfer weiß, in Schriften der Pfälzischen Oeko„nomischen Gesellschaft 1770. 2. S. 299. erzählt.„

„Die kleinere Raupe gehört auch einem Scarabäo, aber die Art kann ich nicht „angeben. Man muß, um zur Gewißheit zu kommen, sich die Zeit und Mühe „nicht verdrießen lassen, diese Raupen einige Jahre im Keller zu füttern.„

„Sehen Sie wohl! Ihre Güte hat Sie verleitet mir mehr zuzutrauen, als „ich leisten kann. Wäre die Rede von der Hochachtung gewesen, womit ich Sie „verehre, so hätten Sie mir sicher nicht zu viel zutrauen können.„

„Ich habe schon vor zehn Jahren hier Tartuffeln gefunden, die ganz ausge„höhlt und mit gelblichen durchsichtigen Eyern, von der Größe der mittelsten „Sorte Schießhagels angefüllet waren. Ich machte mir die Mühe, sie aus„kommen zu lassen, und fand, daß sie der Ackerwerbel Gryllotalpæ, Erdkrebs, „gehörten. Also auch dieses Insekt drohet unsern Tartuffeln, und es vermehrt „sich in den Gärten jährlich.„

„In

Man trifft diesen Wurm in hiesiger Gegend am häufigsten auf Anhöhen und im sandigten dürren Erdreich an. Er frißt die Winter- und Holländischen Kartoffeln durch und durch, und macht sie zum Essen ganz untauglich. In Ermangelung der Kartoffeln nährt er sich, gleich wie der Engerling, von weißem Kohl, Sallat, gelben und weißen Rüben, und andern Gartengewächsen.

Auch soll er, wie ich solches in einem Tractat vom Jahr 1754 finde, worin von der Wartung der jungen Maulbeerpflanzen und Maulbeerbäume gehandelt wird, den Maulbeerpflanzen und Bäumen sehr nachtheilig seyn und sie anfressen. Ich führe zu diesem Ende hier folgende Stelle daraus an: „Da es endlich gewisse Würmer giebt, welche, wie nur erst kürzlich bekannt geworden, den Maulbeerbäumen sehr schädlich sind, und die Wurzeln zerfressen, daß die Pflanzen oder Bäumchen davon vertrocknen, so hat man auch darauf wohl acht zu haben. Diese Würmer haben sechs Füße, und sehen zum Theil gelb und sonst fast wie die Ohrwürmer aus. Sie sind sehr hart und glänzend vom Leibe, und haben ein dergestalt scharfes Gebiß, daß sie, wenn man sie in zugeschlossener Hand hält, wie die Blutegel ansaugen, und solche Schmerzen machen, daß man sie wegwerfen muß.„

„Das Mittel, so man zur Zeit gegen solche Würmer gebraucht, bestehet in folgendem: Man weichet Vitsebohnen in Flußwasser, oder welches noch besser ist, in Regenwasser drey mal vier und zwanzig Stunden ein, macht sodann auf dem Bett, wo sich die Würmer durch Ruinirung der jungen Bäumchen markirt, eine Furche von $1\frac{1}{2}$ Zoll tief, legt in selbige die eingeweichten Bohnen zwey bis drey Finger breit von einander, bedecket solche wieder mit Erde und begeßet sie mit Wasser aus einer Gießkanne. Dieses also zubereitete Bette läßt man drey bis vier Tage ruhig liegen, hernach öffnet man die Furche, wo man diese Würmer in häufiger Menge an den Bohnen, welche sie durchnagen, finden wird, und sie sodann mit Bequemlichkeit tödten kann. Man nimmt hierauf die angefressenen Bohnen weg, und leget frische an deren Stelle und fährt so lange damit fort, bis besagte Würmer völlig ausgerottet sind, und man keinen Schaden weiter von ihnen spüret. Hierbey aber muß man wohl Achtung geben, daß die Bohnen, welche von den Würmern nicht gefressen werden und aufgehen, fleißig ausgerissen werden, damit sie den jungen Maulbeerbäumchen die Nahrung nicht entziehen.„

Sollte Jemand bessere und leichtere Mittel zur gänzlichen Vertilgung dieser

„In einem Jahre, wo viele Feldmäuse sind, werden viele tausende dieser Raupen von Mäusen verzehrt; so wie in nassen Jahren viele tausend Mäuse umkommen. Stets bleibe ich der Ihrige. * * *

ser den Erdgewächsen so schädlichen Würmer wissen, der würde sich um das Publikum sehr verdient machen, wenn er sie in diesen nützlichen Blättern anzeigte.

Ein Paar Anmerkungen aus des Abts Bondeau Abhandlung von dem gegenwärtigen Zustande des Landbaues in England.

(S. Memoires de la Societé de Philantropes. Bern 1778.)

Die Erdäpfel stillen geschwind den Hunger und stärken die Zeugungskräfte; in den mittägigen Gegenden von Irrland leben die armen Stände ganz allein von Erdäpfeln, werden dick und fett dabey, und zeugen 6, 8 bis 10 Kinder aus einer Ehe. Diese Aepfel geben dem irrländischen Frauenzimmer eine feine Haut von Milch- und Rosenfarbe. Unsere Damen, sagt der Abt bey aller ihrer künstlichen Coketerie, sind lange nicht so reizend schön, als ein festlich geschmücktes irrländisches Bauermädchen.

In Schottland und Irrland wird sehr wenig Klee gebauet, auch in Frankreich, die Gegend um Paris ausgenommen.

Die vorzüglichste Methode der englischen Cultur ist folgende: Erstlich wird das Land wohl gebrachet und gedüngt, darauf mit Turnips bestellt, und diese abgeweidet. Darauf wird Gerste mit Klee gesäet, und der Klee bleibt bis ins folgende Jahr stehen. Dann wird auf den Klee Weizen bestellt, nach dem Weizen kömmt der Nachwuchs vom Klee, endlich Haber, und dann wieder Brach. Diese Art von Cultur ersetzt die Düngung und die Brach, und gelingt sogar auf dem magersten Lande mit großem Vortheil.

Der Buchweizen ist erst aus Frankreich nach England gekommen, und ihm wird vom Verfasser eine große Lobrede gehalten. Sein Anmerker hingegen ist nicht damit zufrieden, und sagt, daß diese Frucht in Frankreich ein armseliger Artikel sey, daß eben deswegen die Engländer, die immer Feinde und Spötter der Franzosen wären, diese Frucht bled de France genannt hätten, um den Kindern des Landvolks schon beyzubringen, daß ein Franzos nichts esse als Buchweizen, so wie man ihnen auch weiß gemacht habe, daß alle Franzosen hölzerne Schuhe trügen.

Hannoverisches Magazin.

84tes Stück.

Montag, den 18ten October 1779.

Anweisung wie sich der Landmann nicht nur vor der Ruhr präserviren, sondern auch glücklich und mit wenigen Kosten selbst curiren könne.

Da man nur mehr als zu häufig gewahr wird, daß der gemeine Mann, besonders auf dem Lande, bey vorfallenden sowohl einzeln, als allgemeinen Krankheiten, sich theils durch üble Rathgeber, die von der Medicin keine vernünftige Begriffe haben, auch ohne Beruf sind, und um schnöden Gewinnstes willen auf gut Glück curiren, theils durch die sogenannten Hausmittel dergestalt hinreißen läßt, daß er das erste das beste Mittel ergreift, und sowohl durch präserviren, als curiren, seine Gesundheit und Leben in die größeste Gefahr setzet, und dieses Betragen sich vorzüglich bey der rothen Ruhr äussert; so hat man sich vorgenommen, das Publicum hierüber zu unterrichten, und bey der Ruhr eine solche Anleitung an die Hand zu geben, daß dadurch der sonst so gewöhnliche Schaden verhütet, und die Krankheit weder zu langwierig, noch tödtlich werden könne.

Die rothe Ruhr, an und vor sich betrachtet, ist weder eine gefährliche, noch tödtliche Krankheit. Wenn das Blut im Sommer, bey vermehrter Ausdünstung des Körpers, verdicket, und durch die Sonnenhitze schärfer, besonders aber die Galle beißend, und zur Fäulung disponiret worden: so wird das Blut mit gar zu vielen unreinen und faul gewordenen Theilen, die dessen natürliche gute Mischung stöhren, beschweret: da aber die Schweißlöcher bey der heißen Sommerzeit weiter sind, und daher auch gröbere, verdorbene, vornemlich gallige Theile durchlassen: so wächset der Gesundheit dadurch nicht der geringste Nachtheil zu, so lange diese Sommerausdünstung im Gange bleibet. So bald aber die Schweißlöcher enger geworden; so ist nichts natürlicher, als dieses, daß alsdenn ein großer Theil der auszudünstenden Materie zurück bleiben müsse. Je häufiger nun die Ausdünstung gewesen, je schleuniger und stärker die Erkältung ist, welche sich der gesundeste Mensch zuzieht, je mehr scharfe, faul und unnütz gewordene Theile, bleiben im Körper zurück; und bey so gestalten Sachen ist in dem Körper

kein gewöhnlicher Weg vorhanden, durch welchen diese zurückgehaltene unnütze und verderbliche Materie, von dem Geblüt könnte abgesondert, und aus dem Leibe geschaffet werden, als die Gedärme, deren Drüsen gewöhnlicher Weise die gröberen schleimigen Feuchtigkeiten von dem Geblüte ab- und aussondern, denen sie aber, da sie nicht übernatürlich scharf sind, auf keine Weise schädlich, sondern vielmehr zur leichten Ausleerung beförderlich sind.

Weil aber das Geblüt, auch durch anhaltende Sommerhitze, nach und nach mehr aufgelöset ist, und die sonst milden Theile desselben, dünner, schärfer und beißender geworden: so werden die Drüsen der Gedärme mehr als gewöhnlich erweitert, die Gedärme gereizt, auch in dieselben eine größere Menge faulender, gallichter scharfer Feuchtigkeiten ergossen, und auf diese Art ein blutiger Durchfall, mit Schmerzen und Fieber, zuwege gebracht.

Und hieraus begreift man, wie übel es gehandelt sey, wenn man die Ruhr alsofort zu stopfen bedacht ist, und wie man sich dadurch den gefährlichsten, entweder geschwinde tödtenden oder langwierigen traurigen Krankheiten, welche kaum zu heben sind, ohnfehlbar aussetzet. Es wird manchem befremden, wenn von Erkältungen die Rede ist, da gleichwohl in derselbigen Jahrszeit, da die Ruhr zu grassiren pfleget, sich ein jeder über die Hitze beschweren muß; und es ist gleichwohl nichts der Wahrheit gemäßer, als dieses. Denn die Erfahrung bestätiget es, daß, je heißer die Tage in dem Sommer sind, je kühler der Morgen und Abend sey. Wenn sich also jemand des Morgens und Abends, in der freyen Luft beschäfftigen muß; so kann er sich gegen alle gefährliche Krankheiten, sowohl hitzige, als Catarrhal- und kalte Fieber, auch gegen Gichtflüsse, Coliken, und innerliche Entzündungen, besonders aber gegen die Ruhr, niemals zuverläßiger in Sicherheit setzen, als wenn er Morgens in der Frühe sich also anziehet, wie er es bey spätem Herbst, oder angehendem Winter zu thun gewohnt ist.

Wenn der Tag aber anfängt wärmer zu werden, so kann man die warmen Kleider allmählich ablegen, und sich etwas leichter anziehen, diese warme Kleider aber auch, bey angehender und zunehmender Abendkälte, allmählich wieder anlegen, und wenn die Tage kalt und feucht sind, die warmen Kleider beybehalten.

Wer sich mit Wein, Brantewein, und den sogenannten Gift- und Haus-Elixiren, welche aus hitzenden Wurzeln, Myrrhen, Safran und Aloes bestehen, als von welchem Schlage die Wunder-Elixire der Marktschreyer sind, zu präserviren gedenket, der handelt seinem Zweck ganz und gar zuwider, und stürzet sich in diejenigen Krankheiten, die er zu vermeiden suchet, indem alle diese Dinge das Geblüt erhitzen, die Schärfe desselben, und besonders der Galle vermehren, und folglich den zu befürchtenden Krankheiten Thür und Thor eröffnen,

wie dergleichen Verfahren denn außerdem noch von einer so schädlichen Folge ist, daß, wenn diese Leute in Krankheiten, die sonst gelinde, und nicht viel bedeutend wären, verfallen, solche bey ihnen gefährlicher, giftiger, tödtlicher, ja ansteckender werden.

Will man also denen erwähnten Krankheiten, und besonders der rothen Ruhr aus dem Wege gehen; so muß man nicht allein obige Erinnerung wegen der Kleidung wohl in Acht nehmen, sondern auch alles dasjenige von Speisen und Getränken meiden, wodurch das Geblüt erhitzet, und schärfer gemacht werden kann; und hierunter ist auch der Zorn, und gar zu heftige Bewegung des Körpers begriffen, zumal wenn man im letztern Fall mit einmal aufhöret sich zu bewegen, und sich von dem Winde abkühlen läßt, oder wenn man, bey erhitztem Körper, sich mit einem kalten Trunk erfrischen will. Was für großen Schaden dieses nach sich ziehet, das kann der Landmann an seinen Pferden abnehmen, für welche mancher mehr Sorge träget, als für seine eigene Gesundheit. Eben so ungesund ist es auch, wenn man mit bloßen Füßen, bey heißem Wetter, auf nassem Erdboden, oder im nassen Grase gehet, oder, welches noch weit ungesunder ist, auf nassem Grase schläfet.

Wenn man das erste zu thun verbunden ist; so muß man sich, wenn man des Abends zu Hause kommt, die Füße mit warmen Tüchern reiben, wollene Strümpfe anziehen, und sich damit zu Bette legen, auch überhaupt ohne dringende Noth nicht barfuß, und ins Wasser gehen, wenigstens nicht in der Zeit, da eine Ruhr grassiret, wenn auch sonsten Jemand es durch die Gewohnheit, und durch die Güte seines festen Körpers so weit gebracht hätte, daß dergleichen seiner Gesundheit nicht schaden dürfte.

Man thut allemal besser, wenn man des Morgens eine Biersuppe, worin Kümmel und Ingwer gekocht ist, zu sich nimmt, als mit welcher man bey der Arbeit auf dem Felde gar wohl bestehen kann. Wie man sich denn auch weit besser befindet, wenn man bey solcher Zeit, da es viel Arbeit giebet, den Magen nicht überladet, weil man alsdenn zur Arbeit weit träger wird, und gar leicht in kalte Fieber, Coliken, Brechen, Durchfall und Ruhr verfallen kann. Wenn man nicht allemal eine gute Suppe haben kann; so nimmt man des Morgens bey dem Ausgehen ein Stück Brodt, so in guten Essig eingetauchet, und mit Kümmel und Salz bestreuet ist.

In Ansehung der Speisen muß man sich alles unreifen Obstes enthalten; ob man schon das vollkommene reife Obst, als: Kirschen, Birnen, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Aepfel, Pflaumen, Weintrauben, ohne die geringste Gefahr, genießen mag, wiewohl diejenigen, welche mit einem schwachen Magen versehen sind, hierinnen eine Mäßigung treffen müssen. Besonders aber ist frisches dickes Bier sowohl, als wie unausgebackenes

Brodt, und allerley Kuchenwerk höchst schädlich. Die Gartenfrüchte, als Mohrrüben, Palsternacken, Petersilie, Sellerie, grüne Erbsen, Schminkbohnen, große Bohnen, Sallat, Gurken, Kohl, Spinnat, Milchspeise und dergleichen, alles dieses ist eher nützlich als schädlich; nur muß darauf gesehen werden, daß kein Mehlthau auf den Kräutern und Früchten liege, oder sie mit Gewürm bedeckt seyn, in welchem Fall sie zuvor wohl abzuwaschen, und abzubrühen, als worauf man auch bey dem Obst Acht haben muß.

Wenn nun jemand bey schon im Schwange gehender Ruhr mit Frost, Müdigkeit in allen Gliedern, besonders im Rücken und Lenden, schleunig überfallen wird, und dabey Schmerzen, Reissen, oder Kneipen im Unterleibe empfindet, Uebelkeit und Brechen hat, auch wohl häufig zu Stuhl gehen muß, nicht minder ein beständiges Drengen zum Stuhlgang verspühret; so mag er gewiß glauben, daß er die Ruhr schon wirklich im Leibe trage; und nun muß er nicht allererst abwarten wollen, was es werden könne, wie es der gemeine Hause zu machen gewohnt ist; sintemal er bey jeder Stunde, die er versäumt, sehr viel verlieret, und hingegen, wenn er sich alsofort nach Hülfe umsiehet, mit so viel Tagen abkömmt, als er sonsten Wochen zu seiner Genesung gebraucht.

Er muß sich alsdenn mit warmen Kleidern versehen, von Bier, Brantewein, Wein, kaltem Getränk, von allem Fleisch, Eyern und Kuchenwerk abstehen, und alsofort, wenn er stark genug ist, und keinen Schaden in der Brust, auch keinen Bruch hat, und wenn es keine Schwangere oder Kindbetterinn ist, eine Priese von der Brechwurzel Nr. 1. aus der Apotheke hohlen lassen, welche etwa 3 Gr. bis 4 Gr. kostet. Der Patient nimmt dieses Pulver Morgens früh auf einmal in warmen Covent, oder in ganz dünn gekochter Haber- oder Gerstengrütze, und trinket den ganzen Tag davon etliche, oder mehrere Quartiere warm oder verschlagen aus, hütet sich vor kaltem Getränk, hält den Leib und Füße warm, und geniesset keine andere Speisen, als Buchweitzengrütze oder etwas Gerstengraupen mit Wasser gekocht, worin man ein wenig frische Butter thun mag.

Am zweyten auch dritten Tage nimmt er jedesmal des Morgens eben dieses Pulver auf eben diese Art, und am vierten, fünften und sechsten Tage nimmt er des Morgens ein halb Quentlein gestossenen Rhabarber auf obige Weise.

Ist der Patient aber schwächlicher Natur, so läßt er sich statt obiger Brechwurzel eine Prise Ruhrpulver nach Nr. 2. geben, welches etwa 6 Gr. kostet. Von diesem Pulver nimmt er ebenfalls 3 bis 4 Tage nach einander alle Morgen ein Stück auf vorgedachte Weise, und läßt es im geringsten nicht an seinem Verhalten fehlen. Alsdenn nimmt er am vierten, fünften auch sechsten Tage alle Morgen ein halb Quentlein kleingeriebenen Rhabarber auf obbeschriebene

Weise,

Weise, und unter eben dem gedachten Verhalten ein.

Wenn hierauf die Schmerzen und der häufige Abgang noch nicht nachgelassen hätten: so wird ein Quentlein Rhabarber in drey Theile getheilt, und davon 3 Tage des Morgens eine Prise auf obige Art genommen.

Die Schwangern und Wöchnerinnen, oder stillende Frauen, imgleichen alle diejenigen, welche im Leibe anbrüchig, oder mit Brüchen behaftet sind, nehmen an den ersten drey Tagen alle Morgen ein halb Quentlein geriebenen Rhabarber auf obige Art.

Weil mancher den Rhabarber nicht im Pulver nehmen kann: so wird des Morgens an statt ein halb Quentlein ein ganzes Quentlein genommen, auch wohl etliche Körner Kümmel, Anis, oder Fenchelsaamen dazu gethan, und darauf ein Bierglas voll siedendes Wasser, oder siedend heisser Covent, in ein irdenes Geschirr gegossen, und wenn es eine Viertelstunde zugedeckt, und in warmer Asche gestanden, so wird es durch ein Tuch gepresset, binnen einer Stunde verschlagen genommen, und obgedachtes warmes Getränk nachgetrunken. Bey Kindern unter sechs Jahren nimmt man ein halbes, oder den dritten Theil eines Quentleins und die Hälfte Wasser oder Covent.

Nachdem an den angezeigten sechs Tagen auf obige Art verfahren worden; so darf man zu dem Gebrauch des stärkenden Pulvers Nr. 3 schreiten, und davon Morgens früh, auch Nachmittags und Abends den achten Theil von einem Loth in warmen Getränk geben.

Kindern und schwächern Personen giebt man nur die Hälfte. Das Loth kostet etwa 6 Ggr. auf der Apotheke.

Das hauptsächlichste bey der Cur kommt nun außer der obgedachten Bekleidung des Leibes und der Füße, auf ein lauliches oder warmes, sich hiebey schickendes gesundes Getränk an; und hiezu kann man ganz dünne Gerstengrütze wählen, oder man kann eine Handvoll Gersten mit eben so viel gebacknen Kirschen in drey Maaß Wasser drey Viertelstunden kochen lassen. So kann man eine Handvoll Hirse, oder eine Handvoll Reiß in drey Quartier Wasser drey Viertelstunden sieden lassen, und das Durchgeseigte warm oder verschlagen trinken. Hiernächst ist ein gesundes und linderndes Getränk, wenn man folgendes wie Thee trinken wollte: Man nimmt eine Handvoll Camillenblumen und drey Fingervoll Kümmel, und gießet ein Quartier siedend Wasser darauf. Zur Stillung des Durstes mag man säuerliches Obst, als Johannisbeeren, oder saure Kirschen oder auch Zitronensaft, oder ein wenig Essig nehmen.

Zur Speise dienet dünne gekochte Buchweitzengrütze, mit Wasser gekochter Reiß oder auch Hirse. Man mag auch Suppen aus Semmel, Kerbel und Petersilie mit Wasser aufkochen, und sehr wenig frische Butter dazu gethan, zur Speise genießen. Einige befinden sich bey frischer Buttermilch nicht übel.

Aeußerlich kann man die Schmerzen dadurch lindern, wenn man Camillenblumen mit Milch kochet, darinnen ein Frießlappen tauchet, und warm über den Unterleib leget. Während der ganzen Cur muß besonders der Unterleib und die Füße warm gehalten werden. Bey dem Stuhlzwang kann man ein Zäpfgen von Hirschtalg in den Mastdarm stecken. Wenn man zu einem Clystir Anstalt machen kann, so dienet solches sowohl zu jetzt besagten Zwängen zum Stuhlgehen, als auch zur Linderung der Schmerzen in den Gedärmen. Man kochet alsdenn eine gute Handvoll Camillen und eine Handvoll klein gestoßnen frischen Leinsaamen mit Milch; und wenn es durchgeseiget, so nimmt man so viel, als in die Clystirblase oder Sprütze gehet, und thut sechs Löffelvoll warme ungesalzne frische Butter dazu. Wenn man nun auf vorbesagte Art verfahren, und die rothe Ruhr abgenommen hat; so kann man wohl täglich etwas Hünerbrühe mit Reiß gekocht, auch wohl eine Kümmelsuppe von gut lautgegohrnem Halbbier zu sich nehmen, Fleisch und starkes Bier muß man aber wenigstens noch acht Tage hinaussetzen. Wenn im Gegentheil die Schmerzen sich verloren, und der Durchfall gar zu lange anhielte; so mag man Morgens und Nachmittags 40 Tropfen von der stärkenden Essenz Nr. 4. in Thee, aus einer Handvoll Schaafgarbe und vier Fingervoll Kümmel, mit einem halben Maaß siedendem Wasser angebrühet, nehmen, und des Abends das stärkende Pulver Nr. 3 zu ein Quentlein gebrauchen.

Damit aber das ganze Haus, worin ein solcher Kranker sich aufhält, nicht möge angesteckt, die Ruhr auch nicht unter die Nachbarn verbreitet werden; so ist nöthig, daß man dergleichem Patienten alsofort eine eigene Kammer anweise, und besonders, daß derselbe sich nicht in eben dem Zimmer aufhalte, in welchem die Leute wohnen und schlafen, am wenigsten worin sie speisen.

Man erweiset dem ganzen Hause, ja dem ganzen Dorfe, einen großen Vortheil, wenn man dem ersten Kranken alsofort allen möglichen Beystand, Pflege und Wartung leistet. Es wird der Eimer, worin er seine Nothdurft lässet, beständig zugedeckt gehalten, Morgens und Abends ausgeleert, in eine tiefe Grube geschüttet, dieselbe mit Stroh und Gras allemal wieder bedecket, und der Eimer ausgespühlet.

Man muß in der Kammer des Patienten zum öftern ein Fenster aufmachen, um frische Luft hinein zu lassen, dieselbe Tages vier oder mehrmal, auch das ganze Haus mit Wachholderbeeren, oder mit Wachholderessig durchräuchern, oder auf eine heiße Feuerschüppe Essig giessen und abdämpfen lassen.

Es ist diese Methode aus der Ursache ganz einfach, weil man dem Landmann, und jedermann, der mit den Arzneyen nicht genugsam umzugehen weiß, nicht etwas in die Hände geben darf, womit er sich schaden könne, und man

man nicht verlangen konnte, daß andere als Aerzte wissen sollten, die Regeln, welche bey speciellen Curen nöthig sind, und allezeit unter Bedingungen Statt finden, anzuwenden. Zweytens ist diese Cur auch ganz wohlfeil, so daß man sie mit etlichen Groschen bestreiten kann, und der arme Landmann, auch ein jeder anderer, nicht allein um viele Gulden und Thaler, wie es nur gar zu ofte geschiehet, betrogen werde, sondern auch um Gesundheit und Leben komme.

Je genauer aber der Patient obige Ordnung befolget, desto weniger Schmerzen hat er auszustehen, und desto geschwinder kömmt er auch wieder zu seiner Gesundheit. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß diese Krankheit nicht zum öftern sehr gefährlich sey, geschwinder und häufiger anstecke, von besorglichen Zufällen, als innerlichen Enzündungen, mit anhaltenden hitzigen auch bösartigen Fiebern begleitet werde, und diesem zu Folge eine speciellere Einrichtung erfordere: weil die Ruhren öfters dergleichen Gift, wie bey Fleckfiebern, und andern pestilenzialischen Krankheiten, das in der Luft von giftigen faulen Dünsten ausgeheckt wird, zum Grunde haben.

Aber auch hier finden die gegebene allgemeine Regeln, und besonders dasjenige, was bey der Präservation erinnert worden, vollkommen statt, dergestalt, daß dadurch einer speciellern Einrichtung nicht der geringste Eintrag geschiehet, und die Cur vielmehr hierdurch erleichtert wird, sintemal bey allen Ruhren die künstliche Ausleerungen, und ein gutes gewähltes Getränk, nebst dem Verhalten, das hauptsächlichste der Cur ausmachen.

Wäre aber die Ruhr also beschaffen, daß es einer besondern Cur bedürfe, daß man Aderlaße anstellen, Campher, China, und schmerzstillende Mittel aus dem Opio verordnen müßte; so gehöret es zu den Amtspflichten der Physicorum, daß sie auf Requisition der Obrigkeit die besondere Art der Ruhr untersuchen, deren Ursache entdecken, und das specielle Nöthige dabey veranstalten.

Nr. 1. Wenn jemand vom Lande zur Zeit der Ruhr eine Prise Brechwurzel fordert; so giebt der Apotheker 40 Gran von der pulverisirten radice ipecacuannæ, wenn es ein erwachsener starker Mann ist. Personen, die nicht von so starker Natur sind, giebt er 30 Gran; die noch schwächer, und die von 15 bis 20 Jahren, bekommen 25 Gran. 3 Gr. bis 4 Gr.

Nr. 2. Rp. Pulveris radicis ipecacuanne, scrupulos quatuor. Rhabarbari electi, scrupulos duos. Misc. F. Pulvis, div. in p. IV. æqual. D. Sign. Ruhrpulver. 6 Gr. Wenn dem Apotheker gesagt wird, daß der Patient vollkommen erwachsen ist, so giebt er die Dose nach dieser Vorschrift; sind es aber Kinder von 7 bis 12 Jahren, theilet er obiges Pulver in 8 Theile, bey Personen von 12 bis 25 Jahren aber in 6 Theile ein.

Nr. 3. Rp. Cornu cervi usti præparati, uncias duas Gummi arabici, Cor-

Corticis cascarillæ, ana unciam unam, Misc. F. Pulvis. D. Sign. Stärkendes Pulver 9 Gr.

Nr. 4. Rp. Tincturæ terræ catechu, Unciam unam semis. Mixturæ simplicis, Essentiæ gentianæ rubræ, pomorum aurantiorum viridium, ana unciam semis. Misc. D. Sign. Stärkende Essenz zu 40 Tropfen. 17 Gr.

Vom Gemählde des Delphins.

Man hält gemeiniglich die Delphinen oder Meerschweine für krumm, und die Mahler pflegen sie auch immer so zu mahlen, weil sie glauben, das solches ihre natürliche Gestalt sey, indem man sie nicht nur so beym **Ovidius** und **Plinius** beschrieben findet, sondern sie auch in dieser krummen Figur auf den alten Münzen antrifft, von denen uns **Gesner**, **Golz** und **Levinus Hulsius** einige beschrieben haben.

Es sind aber die Delphinen ihrer natürlichen Gestalt nach ganz gerade vom Leibe, und haben keinen krümmern Rücken als die Seehunde, kleinen Delphinen, (Phocænæ) Wallfische und andere Fische, sondern, wenn sie plötzlich über das Wasser heraussprigen, und gehling wieder hinabschießen, so wird das Gesicht betrogen, und es kommt dem Auge, durch die geschwinde Bewegung, in der sie nach der Seite wieder herunter stürzen, so vor, als wäre ihr Leib wirklich krumm, da er im Grunde doch gerade ist. So erklärt es **Belonius**, und es ist falsch, wenn man glaubt, der Delphin habe von Natur einen krummen Rücken, ob er gleich im Springen, oder wenn er sich mit der größten Geschwindigkeit rund herum drehet, zuweilen eine krumme Stellung annehmen mag. Wer keine Gelegenheit hat, einen lebendigen Delphin zu sehen, der kann auch selbst schon aus den verschiedenen Abbildungen die man hin und wieder davon hat, beurtheilen, daß der krumme Rücken daran wohl nicht so ganz richtig ist, weil selbst nicht alle alte Mahler diesen Fehler begangen, sondern ihn einige so gemahlet, wie er natürlich ist. In einer solchen richtigen Abbildung findet man ihn beym **Rondeletius**, **Gesner** und **Aldrovandus**, und auch der Delphin, welcher den **Arion** getragen, wird nicht mit krummen, sondern mit eingebogenem Rücken vorgestellet. Endlich bemerke ich noch, daß selbst auf den Münzen die Krümmung der Delphine nicht allemal einerley, sondern sehr verschieden ist, und daß, um nur ein Beyspiel anzuführen, der Delphin auf der Münze des **Commodus** eine ganz andere Krümmung hat, wie der auf der Münze des **Agrippa**.

Hannoverisches Magazin.

85tes Stück.

Freytag, den 22ten October 1779.

Vom Torf. *)

Unsere gewöhnlichste Feuerung ist das Holz. Der Engländer hingegen brennet Steinkohlen, und der Holländer Torf; weil in beyden Ländern das Holz nur sparsam zu finden ist.

Im Deutschen haben wir kein eigentliches Wort, womit wir diese feuerfähige Erde benennen. Wir heissen sie mit den Holländern Torf, und mit den Niederländern Moor. Mit diesem leztern Namen wird auch bey uns insgemein ein Torfbruch bezeichnet. Die lateinische Sprache ist hierin mit der deutschen gleich arm. Diejenigen Lateiner, welche diese Sprache gern mit neuen Wörtern bereichern, verwandeln das holländische Wort Torf oder Turf in Turfa oder Turfum. Viel eigentlicher nennen andere diese Materie Cespes bituminosus, wodurch aber dennoch der Unterschied unter Torf als Torf nicht getroffen wird. Denn das bituminosum kommt nur im genauen Verstande der Art Torf zu, welcher mit einem Erdharz durchflossen ist, und der in der Destillation ein Erdöl und eine Vitriolsäure von sich giebt.

Vornemlich kann man dreyerley Gattungen Torf oder Gewächserde, die zum Brennen tauglich ist, zählen, und zwar:

1) **Wurzeltorf.**

Humus vegetabilis lutosa. Wallerius Mineral 12. n. V.

Humus (Lutum) vegetabilis acerosa paludum. Linnæi Syst. nat. III. p. 210.

Diese Art Torf besteht meistentheils aus vermoderten Wurzeln, die mit Blättern, kleineren und größeren Stük-

 ken

*) S. Heinrich Hagens Abhandlungen Chemischen und physikalischen Inhalts. 1778. Abhandlung vom Torf in Preussen. Der Herr Verfasser führt daselbst auch die chemischen Versuche an, die er mit den besten und reinsten Sorten des Preussischen Torfs vorgenommen hat, und behauptet aus angeführten Gründen, daß der Torfmoor, wenn er ausgestochen ist, mit der Zeit, nach und nach wieder zuwachse, wovon der Verfasser der Abhandlung von den beträchtlichsten Produkten der Herzogthümer Bremen und Verden, die im Hannoverischen Magazin vom Jahr 1769. St. 5. befindlich ist, zweifelt.

ken Holz, Moosen und Graesstengeln verbunden sind. Da er so sehr poröse ist, so ist er um desto leichter, und giebt auch, da er sehr bald im Feuer verflattert, wenige Wärme, weil er sich gänzlich in Asche, nicht aber vorhero in Kohlen verwandelt. Eben so wenig verdient auch der Torf einige Empfehlung, der zwar schwerer, aber beynahe aus bloßem Schlamm und wenigen durch einander geflochtenen Wurzeln bestehet, und daher leicht in kleine Stücke zerfällt. Oft hat er einen üblen Geruch, wenn er brennet, der, da er bey salzigen Meeren gegraben wird, vom Salze wahrscheinlich herrühret. Der Geburtsort des Wurzeltorfs, ist eine solche Gegend, die einen magern Sand zum Boden hat, der aber, weil er tief liegt, feucht ist; hier wächset das Heydekraut, Porsch und dergleichen in großer Anzahl, und auf diesem Grunde findet man diese Art Torf, der kaum den Namen des Torfs verdient.

2) **Rasentorf**, oder schlechtweg **Torf**.

Humus vegetabilis turfacea fibrosa. Waller 14. n. VI.

Turfa solida ære indurescens. Cronstedt Min. 259. §. 293.

Humus (Turfa) vegetabilis intertexto fibrosa, sicco induranda. Linn. III. p. 210.

Dieses ist der Torf, welcher der eigentliche Gegenstand dieser Abhandlung ist, und unterscheidet sich vom vorigen durch die fette und schmierige Beschaffenheit, und vornemlich durch seine Festigkeit, daher er auch ein stärkeres und anhaltenderes Feuer giebt, und sich verkohlet.

3) **Pechtorf**.

Terra bituminosa Turfacea. Waller 256.

Bitumen (Ampelites) Humi turfæ. Linn. III. p. 110.

In Absicht seiner Struktur ist er mit dem Rasentorf einerley, außer daß er mit einem Erdpeche durchflossen ist. Von dieser Art ist der Holländische.

Man behauptet zwar, die Holländer wären die ersten Erfinder des Torfs, allein die Gewohnheit Torf zu brennen, scheint schon weit älter zu seyn; denn Plinius gedenket schon desselben im 16ten Buch im 1ten Capitel, wenn er von den Friesländern sagt: Captum manibus lutum, ventis magis, quam sole siccantes, terra cibos & rigentia septentrione viscera sua urunt; und hier wird unter lutum nichts anders als eine Torfart verstanden, wie solches auch das folgende Wort terra deutlich anzeiget.

Die Holländer haben von Jahr zu Jahr viele hundert Gefäße mit Torf verschiffet, und dadurch ansehnliche Summen in ihr Land gezogen. Ja sie treiben dieses Gewerbe so eifrig und so stark, daß sich die Obrigkeit endlich genöthiget sahe, das Torfgraben durch besondere Gesetze einzuschränken; um theils den Verlust der einträglichsten Wiesen, die allda über dem Moorgrunde befindlich sind, zu verhindern, und theils die Dämme zu verwahren, damit solche durch die übermäßige Ausgrabung

grabung des Torfes nicht geschwächet, sondern so viel möglich im Stande erhalten werden, der Gewalt des Meeres Widerstand zu thun.

So wie man den Nutzen des Torfs immer mehr einsahe, fieng man in vielen andern Ländern an, Moorgründe zu nutzen und den Torf gehörig zu behandeln. Zum Beyspiel in Preussen entdeckte vor einigen vierzig Jahren ein aus Dännemark gebürtiger Papiermachergeselle bey dem Dorfe Träutenau den allerersten Torfgrund, so daß nun an vielen andern Orten daselbst Torf gegraben und guter Vortheil daraus gemacht wird.

Unfruchtbare Felder, die der Bauer an einigen Orten Dröschland nennet, und woran der sonst fleißige Ackersmann seit langen Jahren keine Hand mehr angeleget, weil er weiß, daß sein Schweiß und Arbeit nur vergebens angewendet wird; sind sehr geneigt, ein Geburtsort des Torfs zu werden, und es fehlet ihnen weiter nichts, als ein fauler und sumpfigter Grund, um ihren Besitzern nutzbar zu werden.

Der rechte und eigentliche Grund, worin der beste Torf erzeuget wird, ist ein sumpfigter Ort, und ein faules süsses Wasser. Je tief morastiger ein solcher Platz ist, je schöner, fetter und derber fällt allda der Torf, zumal, wenn neben den groben, die zarten Krautgewächse dazu den Stoff hergeben; wie z. E. die Menge der verschiedenen Moosarten, denn diese allein, vorzüglich aber das in allen Sümpfen und stehenden Wassern häufig wachsende Sphagnum palustre, nebst dem Sumpfgrase in einem faulen und sehr tief sumpfigten Grunde, sind vermögend, ein sehr ergiebiges und unaufhörliches Torfwerk zu unterhalten.

Ein Torfbruch ist ein zitterndes Erdreich, welches wegen der schwammigten Beschaffenheit des Torfes und des unter demselben befindlichen Wassers, bey jedem Tritte sich beweget und erschüttert. Auf den Rasen eines solchen Ortes stehen zwar hin und her einige Holzgewächse, allein sie wachsen schlecht, und bleiben sumpfigt, weil sie keinen Grund zum wurzeln finden; daher kann man solche Baumgewächse oftmals mit der Hand herausziehen. Will man einen Moorgrund prüfen, wie gut, fest und tief der Torf darin fällt, so steckt man einen von seiner Rinde abgeschälten weißen Stock so tief man kann hinein; so bald man denselben wiederum herauszieht, klebt eine glipfricht schmierige Materie daran, die vom besten Torfe schwarzbraun aussiehet.

In jedem Torfwerke muß man die obern grünen Rasen ein, zwey bis drey Schuh tief abstechen, ehe man auf guten Torf kommt, der an manchen Orten vier, fünf bis sechs Schuh in die Tiefe gestochen werden kann. Der schwärzliche Torf erstreckt sich zuweilen wohl bis zwey Mann in die Tiefe, so daß man ihn ohne Mühe nicht bis auf den Grund ausstechen kann. In manchen Gruben findet sich oberwärts einige Schuhe tief ein loser haarigter rother Torf, im Grunde aber nur wenig schwarzer; in andern ist oberwärts

schwarzer und im Grunde rother haarigter; zuweilen sieht er in der Tiefe als ein im Wasser zerfallner Pferdekoth aus, und selbst solche Veränderungen und Abwechselungen verschiedener Torfarten, sind oftmals in einem Moorbruch allein zu finden. Ueberall aber findet man in den Moorbrüchen nach abgestochenem Torfe, einen weißsandigten Seegrund, der so fest wie eine Dreschdiehle ist. In Holland lieget der beste Torf gleich unter den grünen Rasen, und er hat mehrentheils eine tiefe schwarze Farbe.

Nicht allein an tiefen sumpfigten Oertern wird Torf gegraben, sondern man findet auch auf hohen Bergen gute Moorgründe. So findet man zum Beyspiel auf dem Blocksberge einen trefflichen Moorbruch, von welchem uns der berühmte Hr. D. Schreber berichtet, wie der daselbst befindliche Torf gestochen, getrocknet, verkohlet und zum Schmelzen des Eisens angewendet wird. Die dortige Torfbrennerey liefert jährlich tausend Fuder Torfkohlen an die Wernigerodische Eisenhütten.

Recht guter Torf muß nicht locker, haarigt, noch mit Laub, Aesten, Schilf, oder Lagen von Schlammerde vermischt seyn. Er muß fest, dicht und fett seyn, durchgehends fast einerley schwarzbraune Farbe haben, und im brennen feste Kohlen geben.

Weil der Torf zum Austrocknen eine lange Zeit erfordert; so wird das Torfgraben an den meisten Orten im Frühjahr, so bald der Frost nur aus der Erde ist, vorgenommen. Man sticht ihn Spaten tief, wenn man vorher den grünen Rasen und die darunter befindliche torfartige Erde ausgegraben. Statt dem Stechen des Torfes, empfiehlt Herr Hauptmann Rosenberg einen dazu eingerichteten Torfpflug, der im vierzehnten Bande der Schwedischen Abhandlungen S. 232. beschrieben und abgebildet ist.

Wie der Torf getrocknet und behandelt werden muß, ehe er zum Brennen tauglich wird, ist bekannt genug. Ohnerachtet unsere Behandlung desselben lange Zeit und Mühe erfordert, so ist der Holländer damit noch lange nicht zufrieden, er läßt seinen ausgegrabenen Torf von allen Unreinigkeiten an Aesten, großem und kleinem Wurzelwerk zuvor wohl reinigen, und sodann mit bloßen Füßen wohl durchknäten; hierauf wird er auf einen von Gras abgemäheten Platz zum abtrocknen hingeschüttet und ausgebreitet. Ist er ein wenig trocken, so wird die Masse von Leuten, welche sich Bretter unter die Füße gebunden haben, überall gleich und fest getreten, in der Dicke eines Werkschuhes. Ist er hierauf noch mehr getrocknet; so schneiden sie ihn mit langen Messern nach der Form der Ziegelsteine, und machen daraus spitzige Haufen, die von Wind und Sonne allmählig austrocknen können. Ein solcher wohl bearbeiteter Torf muß gewiß vor unserm einen großen Vorzug haben und im Brennen wegen seiner Festigkeit dauerhafter seyn. Es ist aber kein Zweifel, daß, wenn wir unsern Torf mit eben der Mü-

he bearbeiteten, er sodann jenem an Würde nichts nachgeben würde.

Einige Sorten Torf geben eine fast weiße Asche, und Herr Hasselius giebt im siebenden Bande S. 184. der Schwedischen Abhandlungen von einer Torfart Nachricht, welche nach dem Verbrennen eine kreidenweiße Asche zurück läßt, die dem Puder oder feinstem Weizenmehl gleichet, und statt ersteres auch gebraucht werden kann. Er hat darinnen zarte Sandtheilchen wahrgenommen, daher er auch diese Asche zum Poliren des Silbers, Zinns, Messing und Kupfers anräth. Er bemerkt auch im zwölften Bande daselbst S. 232. eine Art Torf, die nach dem Verbrennen eine feine gelbe Asche, wie Ocher giebt, und zu Oelmahlereyen vortrefflich befunden wird.

Zwischen den Torfkohlen und Steinkohlen, findet sich eine ziemliche Aehnlichkeit, so wohl in der lange daurenden Gluth, als auch darin, daß sie stärker brennen, wenn man sie mit Wasser beträufelt. Wenn der Torf eben gegraben ist, mahle man ihn, wie Herr Lind räth, auf einer Mühle. Hierdurch wird er sehr fest und dicht, und giebt eine sehr starke und anhaltende Hitze, worinnen er die Steinkohlen alsdenn noch übertrifft. Herr Lind wog einen dergleichen gemahlnen Torf und fand, daß er sich zu den Steinkohlen wie 1303 zu 1287, das Wasser zu 1000 gerechnet, verhielt. Außerdem empfiehlt er auch den Torfstaub, der auf dem Boden in den Torfscheunen liegen bleibt, als die vortrefflichste Dünge, um den Boden fruchtbar zu machen. Der Torfkohlen bedient man sich jetzo schon beynahe überall, wo man ihrer nur habhaft werden kann, beym Schmelzen der Erze, der Schmiedearbeit, dem Salzsieden und anderen Siedereyen.

Vom Heidekraut.

Folgende benderley Gewächse sind in vielen Ländern sehr gemeine, niedrige und feinblättrige Sträucher, von verschiedener Gestalt, Höhe und Stärke.

1) Erica vulgaris glabra C. B. Pin. 488.

Erica foliis quadrifariam imbricatis, glabris. Hall. Helv. 419.

Heide. Heyde. Heede. Heidekraut. Glatter Heidestrauch. Heiden. Rothe Heide. Gemeine Heide.

Bruere. Bruyere. Brusses.

Heat. Heth. Common Heath or Ling.

2) Erica Tetralix. Linn. Sp. Pl. 11. 353.

Erica ex rubro nigricans, scoparia. C. Bauh. Pin. 486.

Braunrothe Besenheide. Ungarische oder Brabandische Heyde. Winterheyde.

Tetralix. Haller. Helvet. 418.

Bruere a fleur de balais. Lou.

Dutch Heath. Besome Heath. Fir leaved Heath.

Die Blüte dieser Gewächse bestehet

aus Zwitterblumen *). Der Kelch ist bey vielen Geschlechtsarten gedoppelt, nemlich der äußere, welchen aber nicht alle haben, ist beständig grün und vierblättrig: Der innere hingegen ist farbig, aus vier gleichen, eyförmigen, beständigen, insgemein niemals recht offenstehenden Blätterchen zusammengesetzt.

Die Blumenkrone bestehet aus einem einzigen Blatte, welches in den verschiedenen Gattungen, ganz unterschiedliche Gestalten hat, und bald kleiner bald größer ist als ihre Kelche.

Die Staubträger sind acht feine Haarförmige, bald sehr kurze bald längere, als die Blumen, und stehen auf dem Blumenhalter, (Thalamus). Ihre Staubhülsen sind an dem Ende etwas getheilet, oder nur ausgeschweift; bey vielen aber doppelhörnig. Der Blumengriffel bestehet aus einem runden Eyerstocke, und einem langen dünnen fadenförmigen unterwärts gebogenen Fruchtröhrchen, welches entweder scharf zugespitzet ist, oder sich in eine solche Narbe endiget, die die Gestalt einer vierkantigen und viertheiligen Krone oder Schraube hat.

Das Fruchtbehältniß ist eine kleine rundliche, oberwärts platte, viereckigte, mit acht Linien gestreifte trockne Kapsel, die sich an vier Theilen eröffnet.

Die Saamen sind sehr fein und zahlreich.

Beyde Arten der Heide, pflanzen sich durch den Saamen und die Wurzeln, in dem allerschlechtesten, kaltgründigen, harten, rauhen, steinigten Grunde, auch in einem brennend heißen, sandigen wüsten verangerten Grunde, und selbst im Flugsande fort; ob sie auch schon in Niederungen das Wasser auf einige Zeit vertragen, wobey sie alsdenn ihr glattes Ansehen verändern, und rauch oder etwas wollig und zugleich größer werden. Ein gedüngtes fettes Land, wenn es noch dazu bearbeitet wird, vertragen sie nicht, und werden durch die Bearbeitung und Düngung bald ausgerottet, eben so, wie sie im Gegentheil in einem verwilderten, ungebauten, ganz unfruchtbaren Boden, stark überhand nehmen, alles neben sich vertreiben, und dem Anflug des Holzes ganz und gar zuwider sind. Sie wachsen zwar beyde in freyen und aller Witterung ausgesetzten Orten, im sandigen Boden und die letztere an bemooßten Orten, und vorzüglich da sehr stark, wo Ellern stehen; sie standen sich aber auch in den dicken schattigen Fichtenwäldern nicht wenig.

Die erste Art der Heide (Erica vulgaris glabra,) giebt in manchen Ländern, ganzen Forsten und Revieren den Namen der Heide, und viele andere damit verbundene Dinge, erhalten ihren Zunamen auch davon. Oefters findet sie sich in solchen Forsten nicht immer eben so stark, daß sie den Boden überlaufen und

*) Zwitterblumen (Flores hermaphroditici). Diese haben so wohl die befruchtenden Staubfäden, als die zukünftige kleine Frucht selbst in sich, deren Saamen neue Pflanzen aus sich erzeugen, aber auch das vorige Wachsthum zugleich völlig endigen; weil sie von den Zweigen abfallen, und folglich die äußersten Spitzen des Markes, die sich in selbige endigen, allezeit mit sich nehmen.

und einnehmen sollte: wo sie aber recht überhand genommen hat, da ist an kein Aufkommen des jungen Holzes zu denken, bevor sie nicht gänzlich vertilget worden ist. Denn ihre sehr weit auslaufende, und sehr zähe braunrothe kriechende Wurzeln, welche sich oberwärts in der Dammerde ziemlich flach ausbreiten, saugen alles aus, und entziehen dem jungen Holze die Nahrung.

Sie treiben Stengel, die ungemein hart, zähe, von guter Dauer und von gleicher Farbe sind. Diese bleiben im freyen, wo sie die Schafe beständig abweiden, immer jung, kurz und grünend; sonst wachsen sie auch zuweilen von 1, 2, 3 bis 4 Fuß hoch, bekommen viele Zweige, und strecken sich am untersten Ende, insgemein sehr lang. Die Zweige sind mit sehr feinen dunkelgrünen, dichte und schuppenweis übereinander liegenden und kreuzweise stehenden Blättern besetzt, und grünen beständig. Bey der Heide Nr. 1. geben sie den Sträuchern ein sehr angenehmes Ansehn des Cypressenbaumes, oder des Tamariskenstrauches, bey Nr. 2. hingegen, welche ihre besondere Schönheit hat, stellen sie die Rothtanne im kleinen ziemlich ähnlich vor.

Die häufigen Blätterchen, welche die Zweige ganz bedecken, sind kurz, eyrundlich, rauch, hart, auch ein wenig zurückgebogen und stehen paarweise: zumal an den äußersten Zweigen, wo sie zugleich kreuzweise abwechseln, und einen von denen, an den untersten Aesten befindlichen Blätterchen, etwas verschiedene Lage und Abstand nehmen: da sie sonst an den untern Theilen der Zweige mehr zusammen gezogen sind.

Bey Nr. 2. sind die Stengel und Zweige kürzer und dünner, höchstens einen Fuß hoch. Die dicken schmalen und sehr spitzigen Blätterchen daran, welche den Nadeln der Rothtanne ähnlich sind, wachsen dichte, stehen aber doch sehr weit aus einander, und zwar insgemein zu dreyen beysammen, und fallen nicht leicht, auch nicht bald ab.

Die Blumen von Nr. 1. welche am Ende des Sommers und den ganzen Herbst über gefunden werden, haben eine Farbe, die sich aus Purpur auf Violet ziehet, oder weiß, auch wohl Fleischfarben ist. Sie stehen zwischen gedachten Blätterchen, auf sehr kurzen Stielchen, insgemein nach einer Seite zu. Ihre äußere Kelchblätter sind zum Theil haarig, zum Theil mit feinen Spohren versehen; der innere Kelch aber, der größer ist als die Blumenkrone, ist auch zugleich farbig, und fällt nicht ab, sondern verwelket vielmehr mit der Frucht selbst.

Die Blumen von Nr. 2. blühen im Herbste, sie haben eine Cymbelförmige Gestalt, weiße oder rothe Farbe, auch dabey noch einige Unterschiede gegen die vorigen, und sind überhaupt größer. Sie stehen aber nicht in so langen Spitzen, als bey der vorher beschriebenen Art: die trockne Kelche stehen nach dem Verblühen fast immer an dem Stengel, welche daher den Unerfahrnen Gelegenheit geben, zu glauben, daß sie blühen.

Der Geschmack der Heide ist erdhaft, bitterlich und mittelmäßig herbe, austrocknend und zusammen ziehend; die Arzeneykräfte aber sind keine besondere, daß man nicht andere weit bessere Mittel aus Erfahrung aufzuweisen hätte.

Der allgemeine Nutzen der Heide, ist an verschiedenen Orten nicht immer gleich. Wo das Reißholz selten, ist die Heide zum Brennen gut. Sie giebt Hitze genug, zumal in derben Bündeln, und dabey gute scharfe und viele Asche, die in einzelnen Haushaltungen gesammlet, ihre Dienste thun kann.

Die Güte der Weide vor die Schafe in der Heide, ist längst ausgemacht. Sie erhält

die Schafe gesund, nur muß sie jung seyn, wenn sie nähren soll. Die Schäfer stecken daher die alte Heide, wo sie können und dürfen, gerne an, und brennen sie ab, um sie dadurch zu erneuern. Gar oft aber setzet dieses Anstecken bey stürmischem Wetter ganze Heiden in Brand, und bringet einen mit diesem Gewächse recht durchflochtenen Boden dahin, daß er ganze Monate durch brennen kann, weswegen es denn auch nicht einem jeden, oder ohne besondere Aufsicht und Einschränkung erlaubt wird.

Wo die mit Heide bewachsene obere Rinde abgestochen, oder auch die hohen Heidesträucher ausgerissen, zusammen gebracht und verbrandt werden, wird die Asche mit Nutzen ausgestreuet; welches aber wenigstens bey uns, wegen Weitläuftigkeit und Kosten, nur nach einem vorgängigen Ueberschlage, bey Urbarmachung einzelner Stücke, oder nach und nach zu unternehmen stehet; wie man es auch mit dem großen Waldfarren und dessen Arten zu machen pflegt.

Zur Holzsaat in der Heide würde das tiefe umpflügen nicht zu entbehren, und das geschwinde Bestellen zur Saat sehr zu empfehlen seyn.

Die Bienenzucht ziehet von der Heide ungemeine Vortheile, denn wo Heide ist, da ist die Bienenzucht sehr gut, und die Bienen tragen mehr Honig und Wachs.

Der Honig hat freylich die größten Vorzüge nicht, wenn er aus der bloßen Heide getragen wird: allein wo ist wohl eine Heide so unfruchtbar, daß die Bienen nicht eine besondere Menge wilden Quendels, verschiedene Baumarten und noch vielerley Blumen darinnen zugleich haben sollten, die bekannt genug sind? Man darf nur auf die Preusel- und Heidelbeersträucher, Fichten und Birken vornemlich denken! andere zu geschweigen, die außer den Heiden sonst gar nicht wachsen.

Daß sich die in den Niedrungen wachsende Heide selbst in gewissen Torfarten häufig befinde, und zu dessen Vermehrung, das ihrige mit beytrage, ist gar kein Zweifel mehr.

Die übrigen Nutzungen der Heide sind eben nicht besonders, und geschehen größtentheils in Ermangelung anderer nothwendigen Mittel in der Wirthschaft. Man macht demnach von den hohen Sträuchern, wegen ihrer Zähigkeit, Besen, wie vom Rehkraute, dem wilden Beyfuße, und der großen Besenkresse: man füllet damit, statt der Faschinen, tiefe Wege und Löcher aus, und bedeckt sie alsdann mit Steinen und Erde; auch macht man vom Heidekraut und Moos gemeine Wald- und Feldhütten. Man streuet die junge und weiche Heide in die Ställe und Mistgruben, und gebraucht die großen Sträucher um die Wellerwände damit zu bedecken, auch besondere Wände nach Schwedischer Art davon zu machen, oder auch mit Kienzacken und Dornen vermengt, zu Zäunen.

Es wird auch ein Leder mit Heide gegärbt, wozu sich aber noch weit bessere Materien finden.

Zu den Spinnhäusern der Seidenwürmer wird die Heide ebenfalls gebraucht.

Das Heidekraut hat seine eigene Motte, welche darinnen Nahrung und Aufenthalt findet; ob schon von andern Arten etliche Phaläuen nebst mehrerem Ungeziefer sich darinnen verbergen, die sich davon nicht nähren. Sie ist

Phalæna Noctua. Ericæ. Hufnag. Tab. No 37.

Die Waldmotte.

Die Oberflügel des Nachtvogels im April, sind braun, und haben weiße geschlängelte Queerstreifen, die Unterflügel hingegen haben einen schwarzen Rand, und sind an ihrer Einlenkung Orangegelb.

Die einsam lebende Raupe kömmt auf dem Heidekraut erst im September etwas selten zum Vorschein. Sie ist hellgrün, glatt, mit weißen Flecken, und auf jedem Gelenke mit Eckspitzen versehen, und sonst theils hell- theils dunkelgrün.

Hannoverisches Magazin.

86tes Stück.

Montag, den 25ten October 1779.

Von den Fehden. 1)

Das Wort Fehd oder Fehde, ist ohnstreitig ein altes deutsches Wort, das von dem Worte Faida herstammet, welches in unsrer alten deutschen Sprache so viel wie eine öffentliche oder heimliche Feindschaft hieß 2).

Weil ehemals der Vasall verbunden war, die Fehde seines Lehnsherrn auf sich zu nehmen, und mit ihm in den Krieg zu ziehen, so glaubten einige, das Wort Feudum müsse von dem Worte Faida hergeleitet werden. In wie weit aber diese Meynung gegründet oder nicht gegründet ist, lasse ich hier ununtersucht 3), und bemerke nur, daß es wohl desto gewisser ist, daß die Wörter infaidiare, Feindschaft üben, Fai-

Rrrr

1) Außer dem, was man in dem vortrefflichen Werke des berühmten Datt de Pace Publica hin und wieder von den Fehden findet, haben auch besonders W. F. Pistorius und Car. du Fresne in den Noten über die Historie von Joinuille in der 29ten Dissertation, von dieser Materie gehandelt. Es verdient jedoch hier noch bemerkt zu werden, daß der gelehrte Pere Daniel in seiner Histoire de France P. III. p. m. 144. ad marginem angeführet, du Fresne habe diese ganze 29te Dissertation von den Fehden aus einem alten Manuscript Philpps von Beaumanoin sur la Coutume de Beauvoisis genommen.

2) Vid. Gragius in Jur. Feud. P. I. Digr. IX p. 41 seq. Alii a voce faida, quæ Germanice privatas inimicitias significat — — — Hæc vox cum sua significatione nunquam satis deplorata a Germanis sive saxonibus ad nos (Anglos sc.) contagione quadam pervenit, unde voces diffidare, & faidam levare, quod nihil aliud est, quam privatas inimicitias denuntiare, faidam autem levare, pro inimicitias tales sustinere. Conf. B. G. Struv. in Hist. Jur. c. 8. p. 679 seq. und

Rhenanus de Rebus Germanicis p. 171. *Faidam* vocabant Franci simultatem apertam, qua unus aliquis uni vel pluribus bellum denuntiat, ab hac Gallicani scribæ *faidosum* appellant, qui *faidam* exercet. — Germanis nimis notum vocabulum est. Confr. du Fresne cit. l.

3) S. G. L. Bœhmeri Principia Jur. Feud. edit. tert. de 1775. Cap II. §. 15. not. d. Probabilis est, quam Christ. Ulric. Grupen in observ. rer. & antiquit. Germ. & Rom. observ. 18. p. 341. instruxit, derivatio feudi a fide, & voce Romano-

Faidimentum, faiditus, faidosus u. s. w. von dem Worte *Faida* herkommen.

Jemanden eine Fehd ankündigen, hieß also eben so viel, wie jemanden Feindschaft oder Krieg ankündigen; und ein Fehd-Brief war eine Erklärung meiner Feindschaft gegen jemand, oder ein Brief, worin ich dem andern meine Feindschaft oder meinen Unfrieden gegen ihn berichtete.

Es waren daher die Befehdungen in der That privat Kriege, durch deren Ankündigung man ein erlittenes Unrecht oder zugefügte Beschimpfung entweder für sich selbst, oder für einen andern zu rächen suchte: und man fieng nicht blos, wie du Fresne zu behaupten scheint, über criminelle Beleidigungen, sondern auch, wie wir davon verschiedene Beyspiele haben, über Erbschafts- und andere Streitigkeiten, Befehdungen an 4).

Die Befehdungen sind allemal ein untrüglicher Beweis des kranken Staats, und wo sie herrschen, fehlt es entweder an Gerichten, oder sie sind mangelhaft, und die Obrigkeiten haben an solchen Orten ihre Macht, Würde und Ansehen verlohren 5).

Im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert und zur Zeit des großen Interregnums, waren die Fehden zwar häufig

no-gallica, *fe*, *fied*, *foi fedum*, inde *foyal*, *feal*, fidelis, *ferment de feaute*, *faire feute & homage*, *feudum facere*, *tenere per fidem*, *dare & accipere in fide*. Conf. II. F. 3. & Car. du Fresne in Gloſſar. voc. *Faida*.

4) Götz von Berlichingen erzählt uns selbst hiervon in seiner Lebens-Beschreibung, die 1731 zu Nürnberg herausgekommen ist, S. 97. diesen Umstand: „Zum Achten, des andern Jahrs darnach schrieben mir etliche meiner guten „Freund Herzog Ulrichs von Würtenberg Hofgesind, und war sonderlich mein „Schweher Reinhard von Sachsenheim seel. einer, und baten mich von eines „wegen, der hieß Hannß Sindelfinger, und war seines Handwerks ein Schnei„der, und ein guter Ziel-Schütz mit der Büchsen, der war zu Stuttgard da„heim, und hat zum Ziel geschossen zu Cölln, und war, wie ichs behalten, 100 fl. „das Beste gewest, das gewann er, aber die von Cölln hätten ihn darum betro„gen, und wollten ihme nichts geben, so hat er vielleicht solches den Hofjun„kern zu Stuttgard gesagt, und geklagt, da schrieb mir mein Schweher Rein„hard von Sachsenheim seel. wie gemeldet, von seiner und andern Hofgesinds „wegen, und baten mich, ich sollte mich seiner annehmen, das ich nun thet, „und wurden der von Cölln feind, und wurfen ihnen 2 Burger, die waren „Kauffleuth, einen Vater und ein Sohn nieder rc. rc.

5) Karl der Große sahe dieses schon ein, und eiferte dieserwegen in seiner Capit. L. V. §. 180. auf folgende Art wieder die Fehden: Nescimus qua pernoxia inventione a nonnullis uſurpatum eſt, ut hi, qui nullo miniſterio publico fulciuntur, propter ſua odia & diverſiſſimas voluntates peſſimas, indebitum ſibi uſurpant in vindicandis proximis, & interficiendis hominibus vindictæ miniſterium, & quod Rex ſaltem in uno exercere debuerat propter terrorem multorum, ipſi impudenter in multis perpetrare non metuunt propter privatum odium: & putant ſibi licere ob inimicitiarum vindictas, quod nolunt ut Rex faciat propter Dei vindictam. Und der Cardinal Cuſa de Concil. Cathol. III. 31.

häufig im Gange 6), aber man muß deswegen nicht glauben, daß sie erst zu diesen Zeiten entstanden sind, sondern ihren wahren und eigenthümlichen Ursprung in dem Genie der ältesten deutschen Nationen selbst suchen 7).

Die alten Deutschen verwunderten sich sehr, wenn sie sahen, daß das bey den Römern durch die Gesetze entschieden wurde, was sie unter sich durch die Waffen auszumachen pflegten 8); und wie sie schon längst die christliche Religion angenommen hatten, behielten sie diesen einmal bey ihnen eingewurzelten Gebrauch, ihre Streitigkeiten und Rechtssachen durch das Schwerd selbst zu entscheiden, doch noch beständig bey, wie solches ihre bey ihnen üblich gewesene Duelle 9), und die ältesten Gesetze von den Faidis 10) hinlänglich beweisen.

Unter der Regierung Heinrichs IV. 11), Friederichs I. 12) und seiner Nachfolger, wie auch vorzüglich zur Zeit des darauf folgenden Zwischenreichs 13), nahmen die Fehden dadurch so ausserordentlich überhand, daß man ihnen in Gesetzen eine gewisse

31. sagt: Et hæc omnia (diffidationes scil.) ideo, quia leges & Canones perdiderunt vigorem, & custodes & executores & pastores nulli sunt.

Huber de jure civitatis. L. III. sect. IV. c. 4 §. 20. Bellum mere privatum regulariter illicitum, nec quicquam adeo inimicum est constitutioni civitatis & judiciorum. Unde liquet non aliter hoc justum fieri quam ubi ordo & judicia cessent. Conf. Ever. Otto in notitia Rerump. p. 86.

6) Spener Hist. Germ. P. II. L. II. c. 6. 8.

7) Tacitus de mor. Germ. cap. 21. suscipere inimicitias seu patris, seu propinqui, quam amicitias necesse est; und du Fresne bemerkt, das Wort Fehde habe öfters auch so viel wie eine Rache bedeutet, so sich jemand wegen des Todes eines Anverwandten selbst genommen.

8) Vellejus Paterculus L. II. Hist. c. 118. Jul. Cæsar de Bello Gallico L. VI. c. 23. Florus L. IV. c. 12.

9) Du Fresne in Glossar. voc. *Duellum.* Joach. Joh. Maderus de Duello, ut ordalei quondam specie. Struv. Hist. Jur. c. 9. p. 750. seq. Hertius de consultationibus, Legibus & Judiciis in specialibus Rom. Germ. Imp. Rebusp. §. 32.

10) Constitutiones Conradi I. Hahn Reichs- und Kaiser-Historie P. II. p. 14 not. b. p. 37. not. p. pag. 267 seqq. Kemmerich in jure publico L. II. c. v. p. 7 seqq. Datt de Pac. Publ. L. I. c. v.

11) Auctor vitæ Henrici IV. ap. Urstisium P. I. p. 381. Dum metus languet, audacia crescit. — — — Igitur quisque nitebatur, majori se æqualis, aut etiam major fieri multorumque potentia scelere crevit nec legis metus ullus erat, quæ sub Rege pravulo pravulam autoritatem habebat.

12) S. von Bünau im Leben Kaisers Friederichs I. p. 52 seqq.

13) Pfeffinger in Vitriario illustrato. T. II. L. I. Tit. 18. §. 9. p. 816. & Tit. 20. §. 9. p. 898. Spener Hist. Germ. L. VI. c. 8. §. 5. und besonders das Fragmentum Historicum beym *Urstisio* Rer. Germ. Tom. II. p. 93. wo es heißt: Cum autem regnum Romanorum vacaret, a tempore Richardi Regis, qui Romani Imperii assumsit gubernacula gubernanda & nullus Alemanniæ principum,

Form und Solennitäten vorschrieb, unter denen sie für erlaubt und unstrafbar gehalten wurden 14).

Es wüthete aber diese Seuche, oder wie sie Kaiser Friederich I. nennt 15), dieser Furor Teutonicus, nicht bloß in Deutschland, sondern breitete sich auch bey andern Völkern, zum Beyspiel in England 16), in den Niederlanden 17), in Frankreich 18) und andern Ländern aus, und der wahre Grund der Fehden lag in dem mangelnden Ansehen der höchsten Gewalt, weswegen sie denn auch vorzüglich unter solchen Personen geführt wurden, die unmittelbar vom Kaiser und Reiche abhingen, oder wahre Adeliche (vere Nobiles) waren 19).

Jedoch behaupte ich deswegen gar nicht, daß mittelbare Reichs-Unterthanen gar keine Fehden angefangen, denn wir haben Beyspiele genug, daß Unterthanen ihren Landesherrn, Bürger ihren Magistrat u. s. w. befehdet haben 20).

Eine überaus lächerliche Fehde dieser Art war die, welche eines Herrn von Müntzenbergs Koch nebst seinen Unter-

pum, propter metum aliquorum Alemanniæ sibi Romani Regni regimen assumere vellet — — — & medio tempore in partibus aliarum circumiacentium, per diversos spoliatores viarum & nobiles ipsius terræ fuerint insolentiæ perpetratæ quam plurimæ. conf Lehmann Chron. Spir. L. V. c. 95.

14) Aur. Bulla. Caroli IV. cap. 17. Datt de Pace Publ. p. 21. n. 1. seqq. & L. 1. cap. 16. n. 1.

15) Datt l. c. p. 20.

16) Gragius in Jur. Feud. P. 1. Digr. 9. p. 41 seqq. Spelmann führt in seinem Glossario voc. Faida ein Gesetz von dem Englischen König Edmund an, darin es heisset: Prudentium esse compescere faidas.

17) In den Niederlanden waren die Fehden im 14ten und 15ten Jahrhundert sehr gemein, und es zeichnen sich vorzüglich die Diffidationes darunter aus, welche die damaligen Freyherrn von Rechtern und Almelo gegen den Ausgang des 14ten Jahrhunderts mit dem Bischof von Utrecht geführt haben. Revius in Daventria illustrata. Dumbar in Analectis scriptorum veterum ineditis.

18) Du Fresne in Glossar. voc. Guerra Regis. Dieser führt hierüber aus einem Regesto Parlamenti folgende merkwürdige Stelle an: Rex arrestum, pro communi utilitate & necessitate Regni sui statuit, quod durante Guerra sua, nulla alia fiat in Regno, & si forte inter aliquos iam mota sit guerra, quod datis treugis vel assecuramentis secundum consuetudines locorum duraturis per annum, & anno finito iterum continuentur, & prorogentur, omnes aliæ guerræ cessent, donec guerra Regis fuerit finita. Item quod durante guerra Regis inter aliquos gagia (eine gewaltthätige Pfändung, die jemand eigenmächtig wider seinen Schuldner vornahm) belli nullatenus admittantur, sed quilibet in curiis Regis & subditorum jus suum via ordinaria prosequatur. Item quod equi armorum, vel arma pro aliquo debito non arrestentur. Item quod durante guerra Regis torneamenta, Jostæ, (allerhand ritterliche Spiele und Ergötzungen) vel equitationes non fiant.

19) Du Fresne observ. cit. Autre que gentilhomme ne peut guerroger.

20) Herr von Ludewig führt z. E. in den Reliq. Mstor. Tom. IV. p. 308. vom Jahr 1452

Untergebenen und Küchenjungen einem Grafen von Solms ankündigte. Sie stehet in Müllers Reichstag-Theater S. 96. und lautet so: „Wysset wolgeborn Jungher, Jungher Ott, Grave zu Solms, daß ich Hannß Koche, „mit mynen Kochenknaben, Vehemeden und allen mynen Brotgesinne „nemlich Cleßgen und Henchin, Kochenknaben, und Elßgen und Lukel, „Vehemede, mit unsern Helfern, es „syn Mezger, Holßdreyer oder Schosseln-Weschersen, uwer des uwern „uwer Lande, Lute und sonderlich „uwers Vehe fient sin wellen um unsers gnädigen Jungher Gottfrieds „von Eppenstein, Herren zu Müntzenberg willen, und sonderlich der „Ursach halben, als ich Hannß Koche „uwer Hemel einstechen woleen, sin „ich mich darüber in ein Bein gestochen, und auch, daß ich mit mynen „Anhang für dieser Zyt, als wür uns „zu dieser Vehede geschickt, vil Arbeit „gehabt han, und obe Gott will noch „zu vilmalen thun werden. Und ob

 ir,

1452 ein Beyspiel an, wo der päbstliche Nuntius Aeneas die Unterthanen vom Bann befreyete, die ihren Landesherrn, Kaiser Friederich III. befehdet hatten. Auch muß hier noch bemerkt werden, daß viele mit dem Pistorius dafür halten, daß wenn mediati Befehdungen vorgenommen, sie solches immer im Namen und auf Befehl ihres Fürsten gethan hätten, und sie begründen darauf den Unterschied zwischen Fehden und Faustrecht. Pistorius sagt daher, wenn Datt de P. P. p. 116. sagte, daß Unterthanen von der geringsten Art Befehdungen angekündiget hätten, so müßte man diese angeführten Beyspiele immer so verstehen, daß solches allemal im Namen ihres Fürsten, oder im Namen einer ganzen Gesellschaft oder Conföderation, am häufigsten aber im Namen der Reichsstädte geschehen sey. Das vom Herrn von Ludewig angeführte Exempel hält Pistorius für keine Befehdung, sondern für eine Rebellion; und macht zwischen Fehden und Faustrecht diesen Unterschied. Er sagt: 1) das Faustrecht gehört nur für Privatleute, die Fehden aber blieben unter den Adelichen. Jedoch aber suchten auch oft Adeliche ihr Recht durch das Faustrecht zu verfolgen, nur mit dem Unterschied, daß ein Adelicher nicht schuldig war, sich mit einem von geringerm Adel, oder mit einem Unadelichen, in einen Duell einzulassen. Zur Begründung dieser Meynung führt er die Stelle aus dem Lamberto Schaffnaburgensi ad An. 1070. an, wo als etwas ganz besonders angemerkt wird, daß sich Herzog Otto von Bayren zu Heinrichs IV. Zeiten mit einem gewissen Eginon, der doch weit unter seinem Stande gewesen, zur Behauptung seines Rechts, in einen Duell eingelassen hat: Otto Dux Deo innocentiæ suæ teste, & conscio fretus, cum quovis etiam indigno, etiam præter natales suos, pugnare malebat. 2) Die Fehden waren in öffentlichen Gesetzen tolerirt, das Faustrecht aber nur durch die Gewohnheit. 3) Bey dem Faustrechte waren gar keine Solennitäten nöthig, bey den Befehungen aber wurden dergleichen erfordert, wenn sie gesetzmäßig seyn sollten. 4) Fehden sind dem Kriege gleich zu achten, das Faustrecht aber den Duellen, und 5) auf eine gesetzmäßige Fehde erfolgte ein ordentlicher Friede, allein auf das Faustrecht der Landfriede, der eine Beylegung einer Feindschaft zwischen Privatpersonen war. Schilter jur. publ. P. I. L. 4. Tit. 12. §. 1. & 3.

„Ir, oder uwer Vehe, des einiger Schade, „es were mit Suden oder Braten nemene „wurdt, wollen wir unsere Ere an euch ge„nugsam verwart han, und scheiden doch „in dieser Vehede uß Hermand Kochen und „sin Mitgesellen in der Kochen. Datum un„ter myn Lükeln, der Vehemede kostelichen „Insiegel, des wie andern uns in der Ko„chen zu gemeinen notturfft geprucher 21).„

Obgleich ganz Deutschland, so zu sagen, damals mit Befehdungen überschwemmet war, so waren sie doch hauptsächlich in Schwaben, Franken und am Rhein aus folgender Ursache ausserordentlich stark im Gange. In solchen Provinzen, in denen mächtige Herzoge und Landesherrn, die ihre Macht und Ansehen zu behaupten wußten, in ununterbrochener Reihe blieben, konnten solche Mißbräuche nicht so leicht Wurzel fassen, als in Franken, Schwaben und am Rhein, wo dergleichen, absonderlich nach **Conradins** Tode gewesen, und wo jeder sich in eine gänzliche Unabhängigkeit zu schwingen suchte 22).

Ein Vasall konnte seinen Lehnsherrn befehden, wenn er ihm vorher das Lehn aufgesagt hatte 23), und es wurde unter ihnen nicht eher Friede gemacht, als bis das aufgesagte Lehn dem Vasallen wieder gegeben war. Daher heißt es in einem Bündnißbriefe der Schwäbischen Ritterschaft am Kocher de An. 1488. „Gefügte es sich auch, „daß wir zu Krieg kommen, mit Herrn oder „mit andern von denen etlich unter uns be„lehnet waren, so sollen dieselbe ihre Lehen „auffsagen, und dann kein Richtung uffge„nommen werden, (Vergleich getroffen wer„den) inen sey dann ihre Lehn wieder wor„den, und geliehen wie vor 24).

Es mußte aber nach Schwäbischem Lehnrecht der Vasall seinem Lehnsherrn die Fehde allemal mündlich in Person ankündigen. Versagte nun in solchem Falle der Lehnsherr dem Versallen das sichere Geleit, so gieng der Vasall an das dem Lehnsherrn am nächsten gelegene Haus, und rufte daselbst seine Fehdsankündigung laut aus, daß es der, der in dem Hause wohnte hören konnte, und solches war denn auch schon hinlänglich 25).

Ganz besonders ists, daß sich auch Geistliche in Fehden einließen 26). Weil sie doch aber glaubten, daß es sich nicht recht für ihren geistlichen Stand schicke, so führten sie dergleichen Fehden insgemein durch ihre Vice Dominos 27).

Von den Formalitäten der Fehden haben Datt 28), Herr **von Ludewig** 29), und **Burgermeister** 30) weitläuftig gehandelt, deswegen will ich hierüber nur folgendes

21) S. die deutschen Acta Eruditor. P. 17. p. 422. Datt de P. P. p. 118. n. 39.
22) Spener Hist. Germ. L. I. c. 7. § 8.
23) vid. Aur. Bull. c. 14. Jus Feud. suev. c. 149 seqq. Schilter in Comment. ibid. Jus Feud. saxon. c. 41. n. 3. 4. 5. 6. & c. 78.
24) Jus Feud. suev. cap. 150.
25) Jus Feud. suev. cap. 152. Datt de P. P. p. 119. Schannat in vindemiis litterariis P. I. p. 209. Das daselbst angeführte Formular eines solchen Fehdebriefs lautet so: Domino & Comiti de Regenstein H. de Uplingen, verbum mihi ad vos, scilicet quia oportunitatem temporis & loci præsentialiter non habeo, vel quod veniendo ad vos & redeundo periculum mihi in itinere, conspicio, præsenti chartula vos scire volo, quod me in hominis fidelitate non sicut decuit tenuistis, & ideo fidem hominis me vobis deinceps velle servare dedico.
26) von Ludewig. Reliquiar. Mct. p. 446.
27) Matthæus Paris ad An. 1233. p. m. 266.
28) Datt de P. P. L. I. c. 15.
29) In Comment. ad Aur. Bull.
30) Im Grafen- und Ritter-Saal p. 84 & 208.

folgendes noch bemerken. Die Fehde mußte zum wenigsten allemal drey Tage vorher angekündiget werden 31). Geschahe dieses nicht, so war sie ungerecht, und der Befehder wurde für einen unehrlichen Verräther gehalten, der bey keinem Turniere mehr erscheinen durfte 32). Und ferner pflegte jemand nicht leicht ohne mehrern Anhang, sowohl von seines Gleichen, als auch von Geringern eine Befehdung anzufangen 33). Endlich erinnere ich noch aus folgender Stelle aus Carls des Großen Capitulation von 779. 34), daß man in alten Zeiten die Fehden abkaufen konnte: Si quis pro Faida pretium recipere non vult, tunc ad nos sit transmissus, & nos eum dirigemus, ubi damnum minime possit facere. Simili modo & qui pro faida pretium solvere noluerit, nec justitiam exinde facere, in tali loco eum mittere volumus, ut pro eodem majus damnum non crescat.

Diese Abkaufung konnte entweder auf beständig, oder nur auf eine gewisse Zeit geschehen. Im letztern Falle nannte man sie Treugas, Treugas Dei &c. und bey den Franzosen assurements, oder assecuramenta. 35).

Gleich nach dem Zwischen-Reiche suchten verschiedene Kaiser durch die ernstlichsten Verordnungen, dieser dem deutschen Reiche so äußerst nachtheiligen Unordnung abzuhelfen, aber ihr Bemühen lief meist allemal fruchtlos ab. So ließ zu dem Ende Kaiser Rudolf I. alle Raubschlösser verheeren und niederreissen, Kaiser Albert II. schaffte im Jahr 1438 auf dem Reichstage zu Nürnberg durch eine besondere Constitution, die Diffidationen ganz ab, und setzte dafür die Austrege ein 36), und Kaiser Friederich der Dritte that ein gleiches in einem Mandat vom Jahr 1440. 37), allein, gleich wie Cicero sagt: difficile est mutare animum, & si quid est penitus insitum moribus, id subito evellere; also ergieng es auch diesen heilsamen Verfügungen, denn der Adel sahe die Fehden, wie ein mit den Vorrechten des Souverains ämulirendes Vorrecht an, das er sich deswegen um desto weniger von

31) Quasi hac ceremonia omnis belli injustitia expiaretur wie Ludolph Hugo de statu Reip. Germ. c. 3. §. 8. davon sagt.

In einer Sanction Kaisers Friederich I. de 1187. steht: Werram propriam pro amico, pro parente, vel causæ cujus, quam alterius occasione suscipere licet, modo damnum alii facere aut lædere ipsum intendens, tribus ad minimum ante diebus, per certum nuntium suum diffiduciaret eum.

32) Datt l. c. p. 120. & Aur. Bull. tit. 17. Conf. Alberici Chronicon ad An. 1234. und Lehmann in der Speyerischen Chronik L. V. c. 108.

33) Deswegen heißt es in einem Chronico Rotenburgensi apud Duelium in Miscellan. L. II. p. 232 seqq. „Von Marggraf Albrechts wegen, haben abgesagt ꝛc. „Von Herrn Albrechts von Hohenloh wegen, haben abgesagt Heinrich von „Creilßheim und Fritz sein Sohn mit 10 von Adel und Knechten, Herr Ulrich „Graf zu Oettingen, Friederich Graf zu Helffenstein — — — Heinz Lonlender, sammt andern 11 von Adel und Knechten.„

Die Anverwandten bis in den 7ten Grad, und nachher bis in den 4ten Grad waren die Fehde auf sich zu nehmen schuldig, und thaten sie solches nicht, so mußten sie ihrer Anverwandschaft und der daher zu hoffenden Erbschaft entsagen. Gregor. Turonens. L. V. Hist. c. 5. 33. L. 8. c. 18. L. 10. c. 27.

34) Cap. 22.

35) Du Fresne l. c. Pere Daniel Histoire de France P. II. p. 144.

36) Lehmann Chron. spir. L. VII. c. 92.

37) Datt l. c. L. I. cap. 26. 27. 28. Kemmerich Jur. Publ. L. 2. c. 5. p. 297. §. 8.

von den Kaisern wollte nehmen lassen, ob gleich die Kaiser ihre Verordnungen wider die Fehden, um sie desto würksamer dadurch zu machen, vom Pabst bestätigen ließen, und die Strafe der beleidigten Majestät auf die Uebertretung derselben setzten 38), bis endlich Kaiser Maximilian I. so glücklich war, durch den im Jahr 1495 gemachten Landfrieden dieses so tief eingewurzelte Uebel gänzlich und vor immer aufzuheben. Doch muß man nicht glauben, daß gleich mit dem errichteten Landfrieden alle Fehden auf einmal ein Ende genommen, denn die nachherigen Befehdungen des Herrn Franz von Sickingen, der Herrn von Thüngen und des Herrn Gözens von Berlichingen lehren uns das Gegentheil.

Folgende Hauptumstände trugen zu dieser völligen Abschaffung der Fehden auch nicht wenig bey: 1) die Anordnung des Reichs-Cammergerichts 39). 2) die Eintheilung des deutschen Reichs in gewisse Kreise, wodurch das Ansehen des Reichs-Cammergerichts unterstützt wurde 40). 3) Die vielen in diesen Zeiten zwischen dem hohen und niedern Adel häufig durch die Ganerbschaften errichteten Bündnisse 41). 4) Die Bündnisse, die verschiedene Städte mit einander machten, als welche von den Befehdungen am meisten angefochten wurden 42), und endlich 5) der große Schwäbische Bund, der vorzüglich zu dem Ende errichtet wurde, um den so lange und oft gemachten Landfrieden perpetuirlich zu machen 43).

38) Datt l. c. p. 198. 199 seqq.
39) Datt d. l. L. 1. c. 28. Conring de Judiciis Germ. §. 58.
40) Datt l. c.
41) Pistorius in Dissert. de controversiis illustrioribus inter comites & nobiles immediatos. Weber de societate Leonina. Struv. Veränderungen des deutschen Reichs S. 57. Kemmerich Jur. publ. L. 1. c. 1. Sect. II. p. 76.
42) Chronicon Augustense ad An. 1255. & ad An. 1247.
43) Hortleder von den Ursachen des deutschen Krieges L. III. c. 4. Datt l. c. und L. V. c. 3.

Anfrage.

War des Diogenis Faß von Holze, wie unsere heutigen Fässer, oder nicht vielmehr ein großer irdener Krug, wie einige Gelehrte glauben? Nimmt man das letzte an, so ist folgende Stelle beym Juvenal besser zu verstehen:

— — dolia magni
non ardent Cynici &c. &c.

Man erwartet auch noch aus dem Grunde eine Beantwortung dieser Anfrage, weil bekannt ist, daß das Gebinde von Holz bey den Alten nicht gebräuchlich gewesen, und daß sie ihren Wein gewöhnlich in irdenen Gefäßen oder ledernen Schläuchen aufbewahrten.

Hannoverisches Magazin.

87tes Stück.

Freytag, den 29ten October 1779.

Schluß der im 26ten St. des Hannov. Mag. abgebrochenen Untersuchung der Frage: Ob das Glück die Menschen öfter suche, oder die Menschen das Glück.

Man muß mir nicht einwenden, als wenn nach meiner Definition, nur Weise mit der edeln, gebesserten Seele die Erlaubniß hätten glücklich zu seyn. Wenn jeder der Glücksgüter hat, glücklich heißen soll, so ist der Einwurf schon oben beantwortet. Bleibt aber der eben festgesetzte Begriff, so müssen ja Thoren jene Güter besitzen können, ohne glücklich zu seyn. Nicht wilde kurze Freude heist Glück bey uns, dauerhaftes Vergnügen über unsern Zustand macht es aus. Der Weise giebt sich Mühe reich zu werden, weil er schließt, er werde seinen Zweck durch rechtmäßige Mittel erlangen können. Er nimmt an was ihm zufällt, genießt für sich selbst, und befördert das Glück der Welt. Wenn aber der Thor nach Reichthümern strebt, so freut er sich zuförderst, wenn ihm was gelingt ganz unbeschreiblich; dann erkaltet er, und dann schleppt ihn sein wohlgenährter Trieb zu neuen Sorgen zurück. Er hat noch nichts, weil er noch nicht genug hat. Dies ist Reichthum! Wird es ihm mit jeder Begierde besser gehen? Ist so ein Zustand Glück zu nennen? Darum ist nur der glücklich, dessen Wünsche wohl geordnet sind.

Hierauf wird unsere hier untersuchte Frage, leicht zu beantworten seyn. Ich glaube aus dem vorhergehenden mit Sicherheit herleiten zu können, daß das Glück die Menschen öfter suche, als — umgekehrt. Nur will ich was ich schon gesagt habe, mit noch einigen Anmerkungen bestätigen:

Man setze das Glück in einzelne Begebenheiten oder in den ganzen Zustand des Menschen, so muß man doch, wenn man unpartheyisch ist, gestehen, daß wir selbst im Ganzen selten wissen, was unser Glück ist. Die bekannt mit ihrem eignen Herzen sind und des Lebens Schicksale mit Aufmerksamkeit erwogen haben, werden aus ihrer eigenen Erfahrung Beweise für diese Wahrheit nehmen können.

Oft seufzen wir nach etwas Gutem. Es kommt und gereicht zu unserm

Schaden. Es kommt nicht und wir sind glücklich. Beyspiele lehren uns dieses. Pompejus hätte sich weniger um Ehrenstellen und Würden bemüht, wenn er voraus gesehen, daß diese seinen Fall verursachen, und diesen Fall noch desto schmerzlicher machen sollten; und hätten die Tempelherrn nicht so viel Schätze sammeln wollen, so würden sie den grausamen Verfolgungen, die sie in Unglück und Tod stürzten, nicht ausgesetzt gewesen seyn. Diese Erfahrungen belehren den der Weise ist. Man wünscht beglückt zu werden, aber man bestimmt seine Wünsche nicht so fest, nicht so eigensinnig, daß sie nur durch eine gewisse Begebenheit, nur durch ein gewisses äußerliches Gut, nur durch einen gewissen Grad desselben zu erfüllen sind. Man macht einen Plan für das Leben. Das aber ist kein Plan welchem gemäß alles genau erfolgen soll wie es da steht, es ist nur ein allgemeiner Entwurf den man nach seiner Einsicht vom Gegenwärtigen, und nach seinen Vermuthungen von der Zukunft einrichtet, den man aber ändern kann, wenn die Umstände sich ändern. Da ein kurzsichtiger Sterblicher nicht genau zu bestimmen weiß, was in jeder Situation des Lebens sein Glück machen würde, wie könnte er es suchen?

Weiter sind wir ein Theil des Ganzen. Die physische und die moralische Welt, trägt das ihrige bey, uns unsere Form zu geben; und Dinge die ganz außer unserer Gewalt, oft gar außerhalb der Sphäre unsrer Kenntniß liegen, haben einen wichtigen Einfluß in unser ganzes Schicksal. Wie bin ich in den Zustand gelangt, in welchem ich mich jetzt befinde? Wie hat meine Seele diese Bildung, diese Denkungsart bekommen?

Tausend Dinge die in Absicht auf mich sehr zufällig waren, die von mir nicht abhiengen, die alle hätten anders seyn können, trugen dazu bey. Tausend Menschen die vor mir lebten, von denen ich nichts wußte, und andere die noch neben mir leben, hatten Antheil an dem was ich jetzt bin. Mein Körper und seine Seele; mein Daseyn, meine Verbindungen, alles ist ein Glied an der allgemeinen Kette, und wenn ich selbst etwas zu meiner Einrichtung beytrug, so besteht es höchstens im Gebrauch den ich von Gelegenheiten machte, die sich mir darboten.

Freylich, wenn wir betrachten was wir sind, und den Wegen nachspüren, wie wir so geworden sind, so finden wir daß alles sehr natürlich zugieng. Aber das Künftige ist unserm Blick verhüllt; und daß unser Zustand seinen Grund in so vielen unvorhergesehenen Verwickelungen, und unvermutheten Dingen hat, mag uns lehren, daß jene Zufälle fortfahren werden, ihren Theil an unserm Schicksal zu haben.

Ich leugne es nicht, daß es unter den Menschen auch hier verschiedene Grade der Klugheit gebe. Ein richtiger scharfer Verstand, und eine dauerhafte Aufmerksamkeit auf die Welt,

auf

auf die Beschaffenheit des menschlichen Herzens und auf die Vorfälle des Lebens, können es dahin bringen, daß wir den Erfolg gewisser Begebenheiten vorher sehen. Aber wie wenige besitzen die Eigenschaften! Wie wenige können sie auch nur besitzen! — Selbst die, welche sie besitzen, werden sonst von etwas unerwartetem überrascht. Der Klügste selbst gesteht also, daß er nicht bestimmen könne was sich mit ihm zutragen möchte, daß er auch also sein Glück zu suchen — nicht verstehe.

Und welche Menschen sind es denn, die am häufigsten glücklich sind? Etwa die, die ängstlich wornach getrachtet haben? — wohl nicht! Das Schiff das mit gespannten Segeln auf fremden Meeren fortteilte, scheitert am ersten. Wenn man also einen Charakter festsetzen wollte, der unter allen die meisten Gründe für sich hätte glücklich zu werden, so müßte es der seyn, der Redlichkeit mit Klugheit, und Aufmerksamkeit mit einem Theil Phlegma verbindet. Alle diese Eigenschaften scheinen mir gleich nothwendig. Wer anstatt redlicher und tugendhafter Gesinnungen, durch Schmeicheleyen sein Glück sucht, kann glänzen, aber kann nicht glücklich seyn. Wer zwar Redlichkeit und ein gutes Herz hat, aber nicht Verstand genug, um einen vernünftigen Plan durch wechselvolle Scenen zu leiten, die Hindernisse die er antreffen könnte voraus zu sehen; die besten Mittel auf die vortheilhafteste Weise zu brauchen, der wird es sonderlich weit nicht bringen. Wer bey aller Klugheit und Redlichkeit zu hitzig ist, und allen Schwierigkeiten zum Troz den einmal gefaßten Vorsatz mit Gewalt durchsetzen will, der wird am Ende finden, daß er nichts ausrichtet, wie er nicht gethan haben würde, wenn ein kaltes Blut seine Hitze gemäßigt hätte. Wer endlich zwar alle übrigen Eigenschaften an sich hat, aber dabey zu nachläßig, zu gleichgültig, zu zerstreut ist, um auf Zufälle die sich ins Leben eindringen, acht zu haben, oder sie sich zu Nutzen zu machen, der wird allezeit verlieren. Aufmerksamkeit ist nothwendig. Unser Glück zeigt oft sich unvermuthet, der Augenblick ist wichtig. Eine einzige Gelegenheit die man vorbey läßt, ist im Stande den ganzen Erfolg unsers Lebens zu verderben.

Wer nun aber immer im Gefolge dieser meiner vier Eigenschaften zu Werke geht, muß der schlechterdings glücklich seyn? mit andern Worten: ist es gewiß, daß auf also zubereitetem Boden, die äußern Güter die das Glück ausmachen, rasch hervorwachsen und gedeyen müssen? Doch nicht allemal. Sein ganzer Vorzug besteht darin: daß er Zufälle ergreift, die Gelegenheit wahrnimmt, hascht, und zu seinem Vortheil wendet. Zeigt sich so was nicht, so kann er es nicht erzwingen. Und ist er gleich nicht unglücklich, so mag er doch auch nicht glücklich genannt werden. Ist aber die Gelegenheit ihm günstig, so ist sein Verdienst nichts, als daß er ergriff, was sich angeboten.

 So

So kann ich also urtheilen, daß das Glück, außer unserer Sphäre liegend, die Menschen suchen muß; wenn es überall so zu reden erlaubt ist; aber es existiret fast immer, und lange nicht so selten als uns die Unverständigen wohl überreden. Viele Menschen, wo nicht alle würden glücklich seyn, wenn sie — wollten, wenn sie es nicht hinderten, und vielleicht ist die ganze Auflösung der Aufgabe, in diesem Spruche: Das wahre Glück sucht die Menschen allezeit; die Menschen suchen öfter das eingebildete.

Ueber Oekonomie und häusliche Policey.

(Auszug aus dem Pensées de Rousseau.)

Ueberfluß des bloßen Nothwendigen, artet nicht in Misbrauch aus, weil das Nothwendige sein natürliches Maaß hält, und bey wahren Bedürfnissen keine Uebertreibung statt findet. Man kann zwar Geld für zwanzig Kleider auf ein einiges wenden, und Einkünfte des Jahrs bey einer Mahlzeit verschlingen, aber zwey Kleider zugleich anziehen, und an einem Tage zweymal Mittag halten, das kann man nicht. Unsere Einbildungen kennen also keine Schranken, anstatt daß die Natur uns an allen Seiten aufhält. So enthält jegliche Verschwendung den unmittelbaren Grund zu einer neuen, anstatt daß Haushaltung und kluge Sorgfalt, uns zu Meistern unsers Glückes machen.

Reichthum macht nicht reich, sagt der Roman von der Rose. Eines Mannes Güter sind nicht in seinem Kasten, sondern im Gebrauch den er von ihnen macht. Was man besitzt eignet man sich bloß durch die Anwendung zu, und die Misbräuche sind noch unerschöpflicher als die Reichthümer; aus welchem Grunde also einer nicht nach dem Maaße seiner Summen genießt, sondern nachdem er am besten anzuordnen und einzurichten versteht. Wenn ein Narr ein Stück gediegenen Goldes ins Meer wirft, und spricht: er habe dessen genossen, so kann solch ein ausschweifender Genuß doch keinesweges mit dem verglichen werden, den ein kluger Mann, aus einer Sache von weit minderem Werth zu ziehn gewußt hätte. Die Regeln der Ordnung sind es, welche ein Vermögen der Zukunft sichern, den Nutzen vervielfältigen, und vorzüglich das sogenannte Vergnügen in Glück umschaffen. Wann also nur der Bezug eines Dings auf uns unser wahres Eigenthum darüber bestimmt, wenn nur die Anwendung des Reichthums den Reichen macht, was für wichtigere Sorgen kann ein Hausvater haben, als die gute Einrichtung seines Hauses, wo er der Mittelpunkt ist, in welchem sich alles vereiniget; wo das Glück eines jeglichen Gliedes, das seinige zum Glück des Hauptes beyträgt?

Ein

Ein wohl geordnetes Haus ist ein Bild von seines Besitzers Seele. Goldene Wände, Aufwand, und Pracht, verkündigen die Eitelkeit dessen der sie darstellt. Ueberall hingegen wo du sehen wirst, Regelmäßigkeit ohne Misvergnügen, Ruhe ohne Zwang, und Ueberfluß ohne Verschwendung herrschen, da sprich zuversichtlich: Hier gebietet ein glückliches Wesen.

Der große Fehler in den meisten ordentlichen Häusern, ist das Ansehn von Verdruß und Zwang. Der Herr desselben ist immer niedergeschlagen, und man sagt: daß der Geiz ihn dazu mache. Alles athmet Gezwungenheit. Die Strenge hat etwas von der Knechtschaft an sich, und das ist nicht erträglich. Ein guter Herr urtheilt gesunder. Er begreift, daß er nicht Vater allein, sondern auch Mensch ist; er fühlt die Pflicht, seinen Kindern ein Beyspiel zu werden, wie eigentlich gelebt werden sollte; wie man Glück mit Weisheit verbinden müsse. Bey ihm führen mitten unter Genauigkeit und Ordnung, Bequemlichkeit, Freude und Freyheit den Scepter. Meine Hauptpflicht, spricht er, ist eben nicht einen frohen lachenden Auffenthalt zu haben, damit es den Kindern nur darinnen gefallen möge, sondern vielmehr, selbst ein sanftes angenehmes Leben zu führen, damit sie sehn und verstehn, daß ich glücklich bin, und nie in die Versuchung gerathen, um es selbst zu werden, eine andere Aufführung einzuschlagen, als ich.

Jener dünkt sich ein herrlicher Hausvater, und war nur ein guter Wirth. Das Vermögen kann wachsen, aber das Haus kann zugleich verfallen. Diese wichtige Verwaltung muß durch erhabenere Absichten zu einem glücklichen Erfolge zubereitet werden. Der Anfang ist: daß man nur rechtschaffene Leute dulde, Leute die kein Interesse finden, und keinen geheimen Gedanken nähren mögen, sich wider die gute Ordnung im Hause, aufzulehnen. Aber, Dienstbarkeit und Redlichkeit, sind nicht eben gern bey einander. Wo findet man redliche Bediente? Man findet sie niemals, man bildet sie, und das kann nur — wer selbst ein rechtschaffener Mann ist.

Die wahre Kunst eines Herrn, aus seinen Leuten zu machen was er will, besteht darin: sich ihnen in seiner wahren allezeit gleichen natürlichen Gestalt zu zeigen. Bediente, die nie etwas anders sehen als was recht und billig ist, werden Gerechtigkeit, die ihnen wiederfährt, nicht für Joch und Elend ihres Standes nehmen, werden daher zuförderst aus gutem Herzen gehorchen, Ehrfurcht für ihren Herrn hegen, und ihm hiernächst aus Anhänglichkeit dienen; sie werden endlich noch höher steigen, bis sie sich durch jeden Schaden ihres Herrn selbst verlezt fühlen, weil sie fürchten er könne einen Anlaß abgeben, daß ein guter Bedienter eine Belohnung weniger von ihm erhalten möchte; sie werden — — In der That es ist was erhabenes, eine Bestimmung fast allezeit feiler Seelen, so umzuschaffen, daß gleichsam ein

Amt daraus wird, welches sich durch Diensteifer, Treue und Muth eben so edel unterscheiden darf, so löblich wenigstens, als es einst bey den Römern geschah.

Hiermit aber ist es völlig vorbey, so bald die Herrschaft in Verachtung geräth. Wodurch geschieht das? Weniger durch übertriebene Vertraulichkeit, wie man gewöhnlich glaubt, als durch Fehler. Uebermuth des Gesindes im Hause, zeigt weit öfter einen lasterhaften als einen schwachen Herrn an; nichts erhebt Kühnheit zu höherm Grade als Kenntniß von eines Menschen Lastern. Jedes das meine Leute an mir gewahr werden, ist so gut, als eine Erlassung ihres Gehorsams. Wie sollten sie dem gehorchen, den sie nicht ehren?

Die Bedienten ahmen stets ihre Herrschaft nach, und weil das gewöhnlich auf eine etwas plumpe Weise geschieht, so werden in ihrer Aufführung die Fehler sichtbar, welche der Firniß der Lebensart bey jener künstlich bedeckt. Man kann in der Welt eine Dame nicht sicherer beurtheilen, als nach ihrem Kammermädchen. Außer daß das letztere, Bewahrerinn der Geheimnisse ist, und sich seine Verschwiegenheit theuer bezahlen läßt, so handelt es, wie die andere denkt, und entwickelt uns deren Grundsätze, durch eine etwas ungeschickte Ausübung derselben. Herrschaftliches Beyspiel hat allezeit an Gewalt die herrschaftliche Autorität überwogen. Es wäre ja unnatürlich, daß der Laken noch edler dächte, als sein so viel erleuchteterer Herr. Dieser kann immerhin schreyen, fluchen, schlagen, wegjagen, und alle Monat rein Haus machen wie er will, er wird keine tüchtige Leute dadurch in seine Dienste bekommen. Ew. Gnaden kehren sich nicht daran, ob sie von dem Völkgen Dero Hauses gehaßt und verachtet werden, sondern glauben, daß sie sehr wohl bedient seyn? Sie begnügen sich also offenbar bloß mit dem was in ihre Augen fällt, mit der äußern scheinbaren Ordnung; halten aber nicht Buch und Rechnung über die tausend geheimen Streiche die man ihnen spielt, und die Wirkungen davon bleiben ihnen ein ewiges Räthsel — —. Aber doch, — giebts denn wohl Menschen, die alles Gefühl der Ehre so sehr verloren haben, daß sie den Blick der Geringschätzung in jedermanns Auge um sich her, ertragen können? Giebt es ein Frauenzimmer, daß keine Beleidigung mehr empfindet? — Ha! wie viel Damen in P. und L. in A. und B. u. s. w. glauben sich höchst geehrt von allen, die in Zähren zerfließen müßten, wenn sie hörten, wie die Antichambre von ihnen urtheilt. Aber ich muß es nur sagen: sie könnten es wissen ohne es zu hören; sie würden es auch wissen, wenn sie sich nicht unglücklicher Weise, ihrer Ruhe zum besten, mit falschen Vorstellungen hintergiengen; die hundert tausend Augen von denen sie beobachtet werden, halten sie für blödsichtig, die sehen nach ihrer Meynung nichts von dem,

dem, was sie doch im Grunde nicht, vor ihnen zu verbergen suchen — und so empfinden Herr und Knecht, daß es wirklich der Mühe nicht lohne, sich einer vom andern hochachten zu lassen.

Fragt bey den Bedienten nach, wenn ihr euch von eines Mannes Tugend überzeugen wollet. Es ist die sicherste aber auch die schwerste Probe derselben. Das Sprichwort heißt: „Es giebt keinen Helden vor seinem „Kammerdiener.„ — Keinen Helden! das laß ich gelten, aber dem Rechtschaffenen kann die Hochachtung seines Bedienten nie fehlen.

Bey der immer währenden Collision von Eifersucht und Eigennutz, welche das Gesinde in den Häusern entzweyet, bleiben sie sehr selten eins, als — wenn es auf den Schaden der Herrschaft angesehen ist. Sind sie Freunde, so sind Kniffe im Werk; denn in der That ein treuer Bedienter, macht seine Person wichtig, vor allen andern, auf Unkosten aller andern. Entweder die Leute sind sich feind unter einander, oder sie spielen aus verbotenen Absichten, unter einer Decke. Es wäre etwas künstliches um ein Mittel, daß zu gleicher Zeit ihre Spitzbübereyen und ihre Uneinigkeiten verhütete. Unsere meisten Hausväter, kennen nur die Wahl von einem der beyden Uebel. Der Herr Graf von X denkt eigennütziger als redlich, und versteht also durch geheime Räder seine Leute ganz vortrefflich in Zank zu bringen. Seine hohe Klugheit macht ihr Meisterstück, in dem er sie hetzt, Kundschafter, und Wächter über einander zu werden. Der Marquis von Y hingegen ist die ruhigste Seele. Besser gestohlen als gelärmt im Hause, denkt er. Beyde machen es gleich arg. Der erste wird nebst der Unmöglichkeit Ruhe und Ordnung bey sich zu erhalten, ein Bündel Nichtswürdiger um sich haben, und am Ende doch das Opfer von allen seyn; der letzte der von nichts wissen will, öffnet dem Betruge und dem Muthwillen selbst die Pforten, unterhält mit grossen Kosten einen Haufen grober und fauler Thoren, die ihre Dienste als Gefälligkeit, ihre Diebereyen aber als ein Recht ansehen. Wahrhaftig, ich habe das Wesen in großen Häusern, gar zu nahe, gar zu oft, gar zu genau betrachtet, ich habe deutlich gesehen, daß es für einen Herrn von zwanzig Bedienten nicht möglich ist, mit Gewißheit zu erfahren, ob ein ehrlicher Mensch darunter sey, und daß es ein großes Glück erfodert, wenn ihm der größte Schurke unter ihnen, nicht gerade am besten gefallen soll. Das allein reichte schon hin mich von der Zahl der Großen auszuschließen. Die sanfteste Lust des Lebens, das Glück des Vertrauens, und der Hochachtung ist verlohren für sie. Heißt das sein Gold nicht zu theuer erkaufen?

Da, wo es ordentlich zugeht, haben die Domestiken verschiedenen Geschlechtes, wenige Gemeinschaft unter einander, und dieses ist nöthig, wenn der Vortheil und die Ruhe einer Herrschaft nicht leiden soll. Die Verständnisse,

nisse, die kleinen Zusammenkünfte, bringen nie was Gutes hervor, und ändern sich mit Verwirrung in der ganzen Wirthschaft. Man handelt nicht recht, wenn man Leute im Ganzen machen läßt, was sie wollen, so bald man übrigens nur gut bedient wird. Wer nur das seyn will, wird es selten lange seyn; so lehrt alle Erfahrung. Der einseitige Umgang der männlichen und weiblichen Bedienung ist nie ohne Intriguen, und manche derselben, hat, wenigstens in großen Städten die vermögendsten Familien herunter gebracht. So gewiß ist es, daß vernünftige Personen über ihr Gesinde sorgfältig wachen müssen, nicht bloß der guten Sitten und der Ehrbarkeit wegen, sondern weil auch der wohl verstandene Eigennutz es erfordert.

---

* * *   * * *   * * *

Der Baron Neper giebt in seiner Rhabdologie, welche zu Edenburg 1670 herausgekommen, die erste Nachricht von seinen erfundenen Rechenstäben. — Peter Apian hat in der neuen Auflage seines Rechenbuchs, gedruckt zu Leipzig 1543, auf dem Blatte IIII. des Bogens P. zwey Holzschnitte, welche jeder, der sie nur obenhin betrachtet für Nepersche an einander gelegte Stäbe ansehen muß; denn dieselben haben mit solchen die größte Aehnlichkeit. Apian sagt freylich nicht selbst, was es sey, sondern nennt es nur überhaupt: Etwas von wegen der fürwitzigen Schüler, das sie damit jre Köpff spitzen. — Sollte man wohl dem Baron Neper diese Erfindung streitig machen, und sie unserm Landsmann Peter Apian von Leysnik, der Astronomie zu Ingelstadt Ordinarium zueignen können?

Gottfried Erich Rosenthal.

Anfrage.

Man wünschet eine Anweisung in dem Hannoverischen Magazin zu lesen, durch welche Mittel die sogenannten Harnacken oder Kornwürmer gewiß und ohne Schaden des Korns zu vertilgen. Da dies Ungezieser in den Kornbehältnissen und fürnemlich auf den Rockenböden einen beträchtlichen Schaden verursacht, die bisher gebrauchten und bekannten Mittel aber nicht von dem erwarteten Erfolg sind; so wird die oben erbetene Belehrung vielen Lesern dieser gemeinnützlichen Blätter angenehm und sehr willkommen seyn.

Hannoverisches Magazin.

88tes Stück.

Montag, den 1ten November 1779.

Die leichteste Methode den Herrendienst abzustellen.

Die Beschaffenheit unserer Bauern ist uralt, und nur durch die Veränderung der Zeit in etwas abgeändert worden. So wie uns Tacitus a) dieselben zu seiner Zeit schildert, so brauchten die Deutschen ihre Knechte nicht, wie die Römer, zu gewissen Diensten im Hause. Ein jeder hatte seine Wohnung für sich, und sein abgesondertes Hauswesen. Der Herr legte demselben gewisse Abgaben an Vieh und Getreide oder andern Bedürfnissen auf, und nur in so ferne war er unterthan. Der freye Deutsche, welcher zu stolz für den Akkerbau war, bedurfte weiter nichts. Alle Dienste, sowohl im Frieden, als im Kriege, leistete er sich selbst. Da waren noch keine große Landgüter, deren Feldbau die Dienste ganzer Gegenden nöthig gehabt hätten. Man muß diese später und mit dem Anfange des Lehnwesens suchen. Vasallen und Aftervasallen baueten sich nur hie und da an. Länder, welche insgesammt durch das Schwerd eingenommen worden, konnten leicht mit neuen Lasten belegt werden. Der Mangel des Geldes machte allerley Dienste nothwendig; man sieht nunmehr die verschiedenen Gattungen der Ritterdienste; man wußte sich auch Bauerndienste zu erwerben. Beyder Pflichten sind gleichwohl der Natur und dem Ursprunge nach weit von einander unterschieden gewesen, ob gleich beydes, Ritter und Bauer, im Anfange gleich unterthänig war. Die Vermehrung des Geldes gab der Sache wiederum eine neue Periode. So wie mit derselben die Ritterdienste in Abkommen geriethen, und der beständige Soldat statt solcher eingeführt wurde, so fieng man nun auch an, an die Stelle der Bauerndienste und übrigen Pflichten ein gewisses Surrogat an Gelde zu setzen, und sich vermuthlich mit dem Meyer darüber zu vereinigen, wenn man solche nicht selbst gebrauchte. Aber dieses Surrogat ist zu einer Zeit bestimmt worden, da das Geld zu dem Werth der Dinge sich viel höher verhielt als jetzt, mithin nun so geringe geworden, daß der

a) De Mor. Germ. L. XXV.

Herr offenbar leidet, wofern er sich damit begnüget, und nicht den Dienst selbst verlanget.

Aus dieser kurzen Geschichte des Herrendienstes erhellet, daß solcher fast so alt als die übrigen Pflichten und Zehnten ist, und daß solche sämmtlich in ein Surrogat an Gelde verwandelt zu werden fähig gewesen sind.

Die heutigen Zeiten, welche an Menge des Geldes, an Industrie und Gewerbe von den älteren merklich unterschieden sind, haben auch eine ganz andere Staatswirthschaft eingeführt, indem sie nicht mehr auf den Wohlstand einzelner Glieder, sondern eine verhältnißmäßige Vollkommenheit des Ganzen achten. Sie haben daher die Leistung des Herrendienstes nicht länger diesem Ganzen zuträglich gehalten, sondern statt dessen ein der Zeit angemessenes Surrogat an Gelde einzuführen gesucht. Sie haben versucht alle Arten der Gemeinheit hierunter aufzuheben, und ein jedes in den Stand zu setzen, seine Kräfte in vollkommenster Maaße zum gemeinen Besten spielen zu lassen. Die wichtige Absicht dessen ist die Verbesserung des ganzen Feldbaues, mithin auch der Manufacturen und aller Gewerbe.

So sehr nun eine solche neue Einrichtung vortheilhafter auf Seiten des Bauern als des Herrn zu seyn scheinet, so findet solche bey jenem dennoch die größten Schwierigkeiten. Hier will er sich gar zu keiner Neuerung bequemen, sondern lieber, gleich seinem Vater und Großvater, wöchentlich dem Herrn pflügen, sich zu jeder Zeit vom eigenen Acker reißen lassen, um lieber im Herrendienste einen Tag zu faullenzen, als sein eigenes Gut mit Fleiße zu bearbeiten. Dort sind unzählige locale Umstände, welche dieses Surrogat bestimmen müssen, welche stets besorgen lassen, bey solcher Bestimmung den Herrn oder den Bauern zu übervortheilen. Beydes soll vermieden werden.

Der Herr hat bey solcher Bestimmung zu bedenken, daß er einer schluderichen Arbeit in seinem Felde überhoben werde, daß er für das Surrogat an Gelde sich eigene Gespanne schaffen, und, wiewohl mit etwas mehr Unbequemlichkeit, seinen Acker besser bestellen, mithin mehr daran gewinnen könne. Aber alles dieses setzt oft eine weitläuftige Untersuchung voraus, wovon dennoch das Resultat oft schwankend ist.

Der Pächter eines herrschaftlichen Gutes kommt dabey in keine Betrachtung, denn da er sich mit dem Herrn über den Pachtzins zu vereinigen hat, so muß er selbst wissen, wie hoch er mit oder ohne Herrendienst gehen kann, und beyde müssen wissen, wobey sie bestehen können. Andere Schwierigkeiten für den Herrn, wenn und wie er ein vom Herrendienste entblößtes Gut dem Pächter herunter setzet! billig so viel als er am Dienstgelde wieder gewinnet, oder doch beynahe so viel, um nur den Vortheil der neuen Einrichtung mit dem Pächter zu theilen.

len. Aber hierüber würde man sich nie vereinigen können.

Außer dem ist es sehr bedenklich, eine Behandlung mit dem Bauern auf ewige Zeiten zu wagen. Man würde den Fehler der Vorfahren darin erneuern. Dieselbe kann über kurz oder lang dem Herrn nachtheilig seyn, oder den Bauern herunter bringen, entweder weil bey der Untersuchung und Behandlung ein Irrthum eingeschlichen ist, oder die Zeiten und Umstände sich verändert haben.

All dieses erwogen, scheint ein Mittel nöthig zu seyn, den Werth des Herrendienstes in Gelde, jedesmal zu der Zeit, da er dagegen umgesetzt werden soll, heraus zu bringen.

Es ist in den Gerichten, welche vor andern die Präcision in den Geschäfften ausüben, ausgemacht, daß der wahre Werth einer Sache nicht besser, als durch die öffentliche Versteigerung heraus gebracht werde. Man verpachtet außerdem meistbietend gewisse Gefälle, auch Zehnten, welche auf diese Weise nicht selten von den Zehntpflichtigen selbst erstanden werden. Kann man nicht eben sowohl den Herrendienst zwischen dem Pächter und den Dienstpflichtigen versteigern?

Man darf nun fast als gewiß voraus setzen, daß die Bauern noch weit che eher darauf bedacht seyn werden, als sie es bey den Zehnten zu seyn pflegen, den Herrendienst selbst zu erpachten, und daß sie, gleich als bey jenen, immer im Stande seyn werden, etwas mehr zu geben als ein anderer. Sollte aber auch hier eine Collusion statt finden, oder der Eigensinn so weit gehen, daß sie ihren eigenen Nutzen aus den Händen ließen, so lasse man noch einen dritten und vierten mit zum Bote und einmal den Meistbietenden den Herrendienst erstehen. Denn da dieser in gewissen Grenzen bestimmt ist, (ich rede jederzeit von gemessenen Diensten,) so muß der Bauer sich einen jeden gefallen lassen dem er dienen soll. Aber man darf nur erwarten, daß ein einziges Dorf seinen Herrendienst selbst erstehet, so werden die Nachbaren, ihren Vortheil bald einsehen, und auf diese Freyheit eifersüchtig bey der zwoten Verpachtung, welche nach den Umständen etwa alle sechs Jahre geschehn könnte, solche nicht aus den Händen lassen. Alles diesen Leuten gewöhnliche Mistrauen, welches bey der Behandlung eines erhöhten Dienstgeldes eintritt, fällt bey einer Versteigerung weg; sie befürchten keine Neuerung auf ewige Zeiten, welche Furcht allein hinlänglich ist, etwas gutes und nützliches von ihrer Seite zu verhindern.

Man hat ferner nicht ohne Grund besorgt, daß bey dem behandelten erhöhten Dienstgelde einige schlechte Hauswirthe nunmehr die ihnen gelassene Muße zu ihrem eigenen Vortheile nicht gehörig zu gebrauchen wissen würden, daß mithin am Ende des Jahres eben so wenig als vorhin übrig bleiben werde, daß also dieses Surrogat am Gelde nicht erfolgen könne,

könne, und der Herr darunter leiden müsse. Diese Besorgniß fällt aber bey einer Verpachtung ebenfalls weg. Denn da solche nicht mit einzelnen Bauern, sondern ganzen Dörfern geschehn muß, da dann im Falle sie ihren Herrendienst selbst erpachten, einer für alle, und alle für einen (in solidum) haften müssen, so würde auf einer Seite der Herr fast nicht in die Gefahr kommen können etwas an dem Dienstgelde zu verlieren; auf der andern Seite würde ein Bauer auf den andern zu achten wissen, um nicht durch dessen Nachläßigkeit selbst in Schaden gebracht zu werden.

Es wird daher hauptsächlich darauf ankommen, dem Bauern selbst die gehörigen Motive zu geben, wodurch er nicht allein dem Werke die Hand bietet, sondern auch, so viel an ihm ist, dasselbe zum gemeinen Besten befördert. Er handelt nun eben so wenig, als irgend ein anderer Mensch anders, als in Absicht auf sich selbst und seinen eigenen Nutzen. Seine Einfalt erfodert, daß ihm dieser recht sichtbar gemacht werde, und bis dahin wird er noch immer Bedenklichkeiten finden. Dieses ist aber nicht das Werk eines Tages oder Jahres. Die Zeit erst muß ihn lehren, das Gute der neuen Einrichtung zu kennen, und nunmehr seine Kräfte für dasselbe zu verwenden.

In einer Gegend, wo der Ackerbau die hauptsächliche Nahrung des Landmannes ist, oder den Besitzern großer Meyerhöfe, wäre es nicht anzurathen Nebengewerbe zu treiben, und die ihnen nunmehr zum eigenen Gebrauche gelassenen Kräfte anders, als zur Verbesserung des Ackers anzuwenden. Hiedurch würde der Endzweck gänzlich verfehlt werden. Aber es giebt Gegenden, wo der Ackerbau nicht die vorzüglichste Nahrung des Bauern ist, und Bauergüter von geringerer Qualität, und hieran fehlt es auch im Churfürstenthum Braunschw. Lüneburg nicht. Da nun diese Länder so gelegen sind, daß fast alle Kaufmannsgüter, welche vermittelst der beyden wichtigsten Seehäfen Deutschlands, der Weser und Elbe, ein und ausgeführt werden, wenn sie auf der Axe verfahren werden sollen, solche berühren müssen, so kann es den Einwohnern nicht fehlen, hiebey für Frachten zu verdienen. Die bloße Durchfuhr dieser Frachten bringet denselben zwar ein unmerkliches aber beträchtliches ein, wie weit größer könnte der Vortheil von dieser Lage seyn, wenn selbige auch die Frachten gewinnen könnten! Wenn aber der Bauer an seinen Acker und Herrendienst gebunden ist, so ist er unfähig weite Reisen zu unternehmen, und die Anwohner dieser beyden Flüsse müssen solchen Gewinnst den Böhmen und Sachsen überlassen, welche die Natur vielmehr davon ausgeschlossen hat, und welche gleichwohl die Waaren in ganz Deutschland und weiter verführen und von da herbringen. Die wenigen Fuhrleute, welche vorhanden sind, geben ihre Untüchtigkeit dazu am besten zu erkennen, als welche weder ein gehöriges Fuhrwerk, noch

zu

zu ihrem Geschäffte die gehörigen Einsichten haben, indem sie zugleich Frachtfahrer und Ackerleute seyn wollen.

Außerdem werden sich noch viel Nahrungswege öffnen, welche das innere Gewerbe vermehren können, wenn man erwäget, daß bey Aufhörung des Herrendienstes nothwendig aller Arbeitslohn fallen muß, mithin zu allem leichter zu gelangen ist, und so viel tausend Hände mehr beschäfftigt werden können. Außer dem vermehrten Kornhandel werden die Spinnereyen in Leinen und Wolle, die Bienenzucht, der Tobacksbau und andere bereits im Gange seyende Betriebe merklich zunehmen. Die Produkte werden nicht mehr so häufig roh, sondern verarbeitet, ausgeführet werden können, indem es den Manufakturen nicht an Arbeitern mangeln kann, Handel und Umlauf des Geldes müssen diesen auf dem Fuße nachfolgen.

Hiedurch nun würde für den Herrn der Vortheil erwachsen, daß bey jeder neuen Verpachtung ein höheres von den Diensten heraus gebracht, und von den Pflichtigen selbst erlegt werden würde.

Also wird dasjenige, was Anfangs eine Wohlthat für den Bauern zu seyn scheinet, eigentlicher der Nutzen des Herrn, und der Vortheil des gemeinen Wesens. Dem Bauern werden bloß Motive gegeben, seine Kräfte in gehöriger Maaße zu seinem Besten anzuwenden. Auch an dem trägesten Bauern wird man gewahr werden, daß er in seiner eigenen Arbeit weit betriebsamer sey, als im Herrendienste. So viel nicht angewandte Kräfte gehen nicht dem Herrn, sondern dem ganzen Publicum, verlohren, welche, wenn sie ein geschickter Beobachter und Rechenmeister calculiren wollte, gewiß ein ansehnliches betragen würden.

So viel läßt sich indessen ohne Calcül als gewiß annehmen, daß mit diesen Kräften alle Ländereyen nach und nach urbar gemacht werden können, welche noch unbeackert liegen, oder in elenden Gemeinheiten wenig zu Nutzen kommen. Würden aber diese erst dem Bauern zu dem bisherigen Acker hinzu kommen, mithin dieser wenigstens noch einmal so groß werden, wie würde derselbe dann den Herrendienst davon entbehren, und solchen selbst leisten können? Es muß daher dieser von Zeit zu Zeit in der Pacht steigen, und, so wie der Bauer immer mehr und mehr in den Stand geräth, den Werth derselben mit Gelde zu bezahlen, im gleichen Schritte mit diesem Werthe fortgehen. Außer dem Nutzen des gemeinen Wesens, bey einem so sehr vermehrten Feldbau, muß also die Casse des Herrn ebenfalls von Zeit zu Zeit bey dieser Einrichtung verbessert werden.

Da die Vortheile derselben nur dem speculativischen Kopfe in der Ferne sichtbar seyn können, so ist es um so unmöglicher, dasjenige sogleich dem Bauern begreiflich zu machen, was erst seine Nachkommen werden mit Händen greifen können, und eben so ver-

vergeblich wird es daher seyn, ihn durch die Hoffnung dieser Vortheile zu bewegen, dieser Sache die Hand zu bieten. Der Neid aber wird seine Triebfeder bey einer öffentlichen Versteigerung seyn. Die Abneigung vor allen Neuerungen kann ihm dabey nicht hinderlich werden, und er darf die gewöhnliche Furcht nicht hegen, unter einer Behandlung über seinen Herrendienst eine verdeckte neue Auflage zu erhalten. Kurz, diese Methode allein kann wie ich vermeyne, ihn zu seinem eigenen Besten zwingen.

Nationale Vorurtheile, welche dem Gesetzgeber bey seinen Absichten im Wege stehen, zu überwinden, ist das Meisterstück der Legislation gewesen. Es bestehet aber in der Kunst, dem Volke ein Augenmerk zu geben, wornach es sich bestrebet, und welches, wenn es gleich von der Absicht des Gesetzgebers weit unterschieden ist, solches dennoch mit ihm zu einem Ziele führet, und hievon lassen sich in den mosaischen, griechischen und römischen Gesetzen Beyspiele genug ausfinden. Unwissenheit ist gemeiniglich der Grund und die Nahrung eines solchen Vorurtheils, welches uns nur gerade zu auf die Glückseligkeit der Vorfahren verweiset, welche gleichwohl sehr problematisch, oder deren Größe doch zu den damaligen Umständen so relativ, als wenig sie es zu den heutigen ist, und welches, wenn es immer wäre geltend gemacht worden, uns noch in dem Zustande, da sie Eicheln aßen, würde gelassen haben. Dennoch haben die Finanzen seit hundert Jahren, da man auf solche aufmerksamer geworden ist, wichtige Verbesserungen aufzuweisen, welche an der Vollkommenheit jener Zeiten sehr zweifeln lassen.

In England wurde beynahe vor sieben hundert Jahren bereits durch eine glückliche Revolution die Verbindlichkeit des Lehnwesens aufgehoben, welches damals dem Monarchen mehr lästig als nützlich, dem Volke eben so nachtheilig, und nur der mitleren Classe günstig war, und welches in der Folge nichts Gutes, wohl aber sein Schlimmes übrig lassen konnte. Mit ihm verschwand alle demselben ähnliche Dienstbarkeit, und hierin ist der stärkste Grund von dem nachmaligen Flore der Nation zu suchen. Der Wohlstand der Niederländer schreibt sich ebenfalls von der Zeit her, da sie sich diese Freyheit erworben, welche gleichwohl der Verbindlichkeit heilsamen Gesetzen zu gehorchen, nichts nimmt. Man darf dabey nicht verlangen, eine Gleichheit der Stände, und die völlige Unabhängigkeit des einen von dem andern einzuführen. Eine solche Gleichheit läßt sich auch in der vollkommensten Republik nicht gedenken, und die Ungleichheit ist es vielmehr, welche sie alle gegen einander in die Verbindlichkeit setzet sich einander zu erhalten, welche die Mutter des Luxus und der Industrie ist, und diese sich

wech-

wechselsweise einander nähren und dienen läßt. Aber darin ist die Vollkommenheit des Ganzen zu suchen, wenn ein jedes Glied seine Kräfte, so viel es deren hat, zu seinem eigenen Besten, und mithin auch des Ganzen, dessen Theil es ist, gebrauchen kann, und davon durch kein Gesetz, keine Einrichtung und kein Herkommen gehindert wird.

E. L. M. Rathlef.

Brief eines englischen Officiers aus Rom, den vorigen Pabst betreffend. a)

Von den Kirchen, wovon ich Ihnen schrieb, komme ich ganz natürlich auf das Haupt derselben, den Pabst. Ich habe ihn gesehen, bin vor Seiner Heiligkeit niedergekniet, und was mich noch glücklicher machen mußte, ich habe seinen apostolischen Segen empfangen. Er residirt nicht im Vatican, sondern lebt in einem sehr schönen Pallaste auf dem **Monte Cavallo**, der guten Luft wegen, welche ohnstreitig auf einer so beträchtlichen Höhe weit reiner und gesunder ist. Alle Abend fährt er aus, um frische Luft zu schöpfen und bey seiner Zurückkunft von einer dieser Spatzierfahrten begegnete ich ihm. Vor ihm her kam etwas nichtsbedeutende Reuterey und einige von der Schweizergarde, in altmodischen, vielfarbigten spanischen Kleidern, roth, blau und gelb, welches ihnen genau das Ansehn vom Treffbuben gab. Der Pabst saß in einer Art Lehnstuhl in einer großen, alten, häßlichen, verguldeten Kutsche mit sechs Pferden, wovon die beyden vordersten, in einer ungeheuern Entfernung von den übrigen vieren, von zwey Postillions geleitet wurden, welche carmosinfarbene spanische Kleider, lange besetzte Halstücher, Pumpstiefel, ihr Haar gekräuselt und fliegend trugen, ohne Hut oder Kappe auf dem Kopfe. In der Kutsche saß der **Cardinal Kämmerling** und der **Maggiordomo**. Ihnen folgte eine große schwarze Kutsche, worin drey andere Prälaten saßen, und hierauf schloß noch etwas mehr Reuterey diesen sonderbaren Zug. Sie fuhren Schritt vor Schritt, und der Pabst machte beständig das Zeichen des Kreuzes, und segnete die knieenden Zuschauer. Man sagt, daß Gelehrsamkeit und Tugend den gegenwärtigen Pabst zu dieser hohen Würde erhoben haben.

Gan-

a) S. Letters from an *Officer* in the *Guards* to his *Friend* in *England*, containing some Accounts of *France* and *Italy*. Lond. Chron. for 1779. July 5-17.

Ganganelli war ein Landmann von Geburt b), viele Jahre hindurch ein bettelnder Franciscanermönch, und völlig unbekannt, bis der vorige Pabst ihn seines gesunden Verstandes, seiner Gelehrsamkeit und seines untadelhaften Charakters wegen hervorzog und zum Inquisitionsconsultor machte: in dieser Stelle betrug er sich so untadelhaft, daß ihm den 20ten September 1759 ein vacanter rother Hut angetragen wurde. Er schlug ihn aus und sagte: „Ein armer „bettelnder Franciscanermönch hätte „nichts um den Aufwand eines Cardinals zu bestreiten, und sein Ehrgeiz verstiege sich nicht höher, als „Lebenslang ein demüthiger Schüler „des heiligen Franciscus zu bleiben.„ Diese Antwort befreyete ihn dem ohngeachtet nicht, denn der Pabst bestand darauf, daß er die ihm angetragene Würde annehmen sollte, er gab ihm Equipage, Bedienten, u. s. w. und ein seinem Range gemäßes Einkommen. Als man begehrte, er möchte sagen, wo er seinen Pallast haben wollte: antwortete er, in seinem eignen armen Kloster, und hier lebte er auch wirklich, bis er zum Conclave berufen wurde, um seine Stimme zur Wahl eines neuen Pabstes zu geben; da er denn zu seinem größten Erstaunen 1769 selbst gewählt wurde. Obgleich, die Wahrheit zu gestehen, er vielleicht nicht bloß wegen seiner außerordentlich großen Tugend zu dieser höchsten kirchlichen Würde ist erhoben worden, sondern vielleicht deswegen, weil er ein Mann war, der von dem Kaiser, dem Hause Burbon und andern fremden Potentaten am wenigsten abhängig zu seyn schien.

Mich dünkt, ich sehe Sie lächeln, daß ich eine päbstliche Geschichte schreibe. Ich gestehe es, es ist das letzte Geschäfft, an dessen Unternehmung ich jemals würde gedacht haben; aber Niedrigkeit und Größe kommen so selten zusammen, daß es wirklich verdient aufgezeichnet zu werden, wenn es sich einmal zuträgt; und ich weiß aus Erfahrung, daß Tugend immer gefällt, wenn auch selbst ihr Lob von der Stimme des Profanen gesungen, oder von der Feder desselben gepriesen wird. Ich bin u. s. w.

b) Er war zu St. Arcangelo di Vado einem kleinen unbekannten Städtchen in der Diöces Rimini den 30ten oder 31ten Oct. 1705 gebohren. Sein Vater war ein Wundarzt und der Sohn sollte es auch werden.

Hannoverisches Magazin.

89tes Stück.

Freytag, den 5ten November 1779.

Betrachtungen über einige neuere Zweifel wider den Nutzen der Fabriken und Manufacturen in fruchtbaren Staaten, und die zu ihrem Aufkommen gebräuchlichen Beförderungsmittel.

Die Einführung und Erhaltung der Fabriken und Manufacturen, welche ehedem, da ein beträchtlicher Theil von Europa die durch Kunst zubereiteten Bedürfnisse aus Deutschland empfieng, nur allein der Fürsorge derer überlassen waren, die unmittelbar an der Handlung Theil nahmen, ist in neueren Zeiten, von den größten Regenten und Staatsministern unter die wichtigsten Gegenstände der Regierungskunst mit aufgenommen worden. Fremde Nationen gaben den Deutschen hierin das erste Beyspiel, und zeigten ihnen aus dem glücklichsten Erfolge, wie vieles eine weise Gesetzgebung dazu beytragen könne, das Fabrikgeschäffte zu gründen und zu befestigen.

In Deutschland schien deren Wiederaufnahme mehr als anderwärts eines höheren Beystandes zu bedürfen. Gleich den ausländischen Gewächsen, die man erst eine Zeitlang künstlich warten muß, ehe sie sich unter dem neuen Himmelsstriche gewöhnen, und im Großen ziehen lassen, erforderten auch die neuen Anpflanzungen deutscher Fabriken und Manufacturen eine besondere Pflege. Die Schwürigkeiten, welche sich ihrem Fortkommen in den Weg stellten, waren zum Theil nicht von der Art, daß einzelne Privatpersonen sie forträumen konnten. Nicht immer zwar ist es diesen mißlungen, durch eigenen Fleiß und Sorgfalt, eine ansehnliche Manufactur in die Höhe zu bringen. In denen Provinzen aber, wo sich die Regierung ihrer überall nicht angenommen, oder gar aus Unwissenheit oder mit Vorsatz, Einrichtungen und Gesetze geduldet, die ihren Aufkommen gerade zu entgegen gewesen, sind nützliche Beschäfftigungen der Unterthanen noch am unbekanntesten, und sie werden von der Thätigkeit der übrigen entweder auf immer entfernt bleiben, oder solche doch mit langsamen Schritten, in späten Zeiten erst nachahmen lernen.

Bey der anfänglichen Rückkehr der Fabrikgewerbe nach Deutschland, wur-

den selbige nur als eine Nebenhülfe des Wohlstandes der Länder betrachtet, und nach dem Maaße wie man sich an wenigem gnügen ließ, oder die Begierden nach einer weitern Erhebung ausdehnte, bald mit Gleichgültigkeit angesehn, bald mit Eifer in Gang gebracht. Seitdem es aber in mächtigen und weitläuftigen Provinzen zu einer Staatsmaxime geworden, sich aller über die Grenzen kommenden Natur- und Kunstproducte, so weit gänzlich zu enthalten, als der eigene Boden und einländische Fleiß, die nothwendigsten Bedürfnisse darreicht, und den größten Haufen der Unterthanen nicht nur mit einheimischen Gewächsen zu speisen und zu tränken, sondern auch von den Händen ihrer Mitbürger mit selbst gezogenen Producten zu kleiden, seitdem fängt man an, das Fabrikwesen, für eine der ersten Grundsäulen der Glückseligkeiten der Staaten, und für das einzige Mittel zu halten, sich wegen des geminderten Verkehrs mit den Nachbarn zu entschädigen.

Je allgemeiner der Hang geworden, es hierin denen gleich zu thun, die den ersten Ton dazu angegeben, desto leichter hat es sich auch ereignen müssen, daß man hier und da dieser Absicht durch unrechte Mittel nachgegangen ist, oder solche in einer verkehrten Ordnung angewandt hat. So ist man z. B. darauf verfallen, zur Erleichterung des Unterhalts der Fabrikanten, die Preise der gewöhnlichsten Lebensmittel herunter zu setzen, und hat dieses durch eine beschränkte Ausfuhr derselben zu erreichen gehoft; weil aber jene Vorkehrung die Nachfrage nach solchen Producten und den Gewinn der Producenten gemindert, so fand man es nicht mehr für vortheilhaft, sich mit ihrer Hervorbringung so häufig als vorhin abzugeben, es entstand hieraus Mangel, und dieser erzeugte seiner Natur gemäß, eine Erhöhung der vorherigen Preise, folglich einen dem abgezielten Zwecke ganz entgegengesetzten Effect.

Man hat ferner um den Fabriken Arbeiter zu verschaffen, diesen wichtige Vorzüge vor den Bebauern der Aecker eingeräumet, und nicht nur mittelst selbigen, sondern auch durch Anpreisung eines besseren Gewinns, und einer bequemern Lebensart, viele Hände vom Pfluge abwendig gemacht; man hat der Fabriken wegen die Zahl der Einwohner mit Fremden vermehrt, und die Zerstreueten an wenige Orte zusammen gezogen, ohne von der anderen Seite dafür zu sorgen, daß die Feldcultur ihren Fortgang behalte, nach Verhältniß der Consumenten zunehme, und wo letzteres ohnmöglich ist, die Zufuhr vermehrt und erleichtert werde, woraus denn nothwendig Mangel, Theurung, und zuweilen sogar Hungersnoth entstehn müssen a).

Es sind Verbote der Ausfuhr roher Producte gegeben worden, um den Ge-

a) Des obigen Fehlers scheinen sich unter andern die Neufchateller, nach der Erzählung des Herrn de Luc in den Lettres physiques & morales. I. Part. Lettre XII schuldig gemacht zu haben.

Gewinn ihrer Veredlung zu nutzen, ehe Arbeiter vorhanden waren, die ihre Veredlung verstanden oder unternahmen, und man hörte auf, sich mit der Hervorbringung solcher Producte weiter zu befassen.

Man hat Spinnereyen errichtet, ohne an Etablirung von Weberstühlen zu denken, es sind Weberstühle angelegt worden, und es fehlte am Gespinst sie zu beziehn.

Die nachtheiligen Wirkungen, welche aus diesen und ähnlichen verkehrten Anstalten entsprungen, sind wohl ohnstreitig die vornehmste Ursache, daß überhaupt von dem Nutzen und Schaden der Fabriken so sehr verschiedene und einander entgegen laufende Urtheile gefällt werden.

Um gegen widersinnige Mittel einzunehmen, welche zum Aufkommen der Fabriken angewandt werden, oder den unrichtigen Gebrauch, zweckmäßiger Vorkehrungen zu hintertreiben, bemüht man sich, die Vortheile der Fabriken überhaupt in Zweifel zu ziehn.

Das neue sogenannte physiocratische System der Franzosen, schärfte die Waffen, welche man dazu in Händen hatte.

Nach diesem werden die Fabrikanten von der hervorbringenden Classe der Unterthanen ganz ausgeschlossen. Der Ackerbau, der vermöge selbigem, nur allein die Staaten zu bereichern fähig ist, soll gedrückt und gehemmet werden, wenn man durch das Verbot auswärtiger Artikel, oder deren Belegung, entweder ihren Einkauf vertheuert, oder die Landesunterthanen zwingt, sich der einheimischen Fabrikwaaren zu bedienen, welche die Fremden vorhin zu geringeren Preisen geliefert haben. Man giebt ferner dem Gelde nur den Werth eines Instruments oder Werkzeuges des Tausches, man achtet dessen Ausfluß aus dem Lande für unschädlich, und hält es für eine lächerliche Grille, sein Zurückbleiben, durch Manufacturanlagen zu vereitlen. Die allgemeine Handelsfreyheit, wird dagegen zur Grundlage der Glückseligkeiten der Staaten gemacht und allem was derselben zuwider läuft, legt man die Schuld des jetzigen Verfalls, so vieler Reiche und Provinzen bey b).

Je wichtiger die Folgerungen sind, welche die ersten Vertheidiger der obigen Sätze aus ihnen ziehn und noch von

b) Wer mit diesen und ähnlichen Grundsätzen der neueren Staatskunst noch unbekannt ist, der kann solche, anderer Schriften nicht zu gedenken, in folgenden Abhandlungen bald zusammen, bald einzeln ausgeführt finden; in der Untersuchung über die Natur und den Ursprung der Reichthümer; in Mauvillons Aufsätzen über Gegenstände aus der Staatskunst rc. 2ter Theil 1te Auff.; in Schlettweins wichtigsten Angelegenheiten für das ganze Publicum, und seinen Schriften für alle Staaten; in denen zu München kürzlich herausgekommenen zwey politischen Rhapsodien, deren ungenannter Verfasser, voll edler Begierde Gutes unter Menschen zu stiften, zu den entlegensten Wahrheiten unermüdet hinzu dringt, und wo er sie gefunden zu haben glaubt, solche mit der scharfsinnigsten Beurtheilung anwendet.

von anderen dereinst hergeleitet werden können, desto mehr Aufmerksamkeit verdient ihre Prüfung, zumal da das leichte und schwere Fortkommen der Fabriken sehr mit von den Gesinnungen des größern Haufens abhängt, der ihnen ohnehin nicht selten, aus leicht zu fassenden Ursachen, weit weniger als die Landesregierungen zugeneigt ist.

Denen, die zu dieser Prüfung durch Pflicht oder eigenen Trieb aufgefordert werden, habe ich in gegenwärtigen Blättern die Auflösung einiger Fragen vorlegen wollen, welche mir dabey eines weiteren Nachdenkens nicht unwerth zu seyn geschienen.

Weil ich aber dadurch ungerne in die Gefahr gerathen möchte, mich solcher Grundsätze verdächtig zu machen, mit denen ich überall keine Gemeinschaft habe, muß ich einige allgemeine Anmerkungen vorausschicken, die nach dem wahren Sinn der folgenden Ausführung wieder zurecht weisen können, wenn einer oder der andere davon abweichen sollte.

Dahin gehört zuförderst mein aufrichtiges Bekenntniß, daß ich die Erde mit dem was sie lebloses oder lebendiges auf ihrer Oberfläche trägt, für die erste Quelle aller menschlichen Reichthümer halte, daß der Ackerbau, weil er die unentbehrlichsten aller Bedürfnisse hervorbringt, jedem Volke das einen fruchttragenden Erdboden bewohnt, das wichtigste und vornehmste Geschäffte seyn müsse, daß der Ackerbau das sicherste und unwandelbarste Einkommen verschaffe; daß ein Staat noch immer von seiner möglichsten Glückseligkeit entfernt sey, so lange er nicht alles der Natur abzwingt, was sie ihm bey Anwendung dienlicher Mittel gewähren würde.

Eben so sehr bin ich ferner überzeugt, daß es wahrscheinlich ein gutes Theil besser, um das allgemeine Wohl der Menschheit und der einzelnen Völker stehn möchte, wenn die jetzige Einrichtung der civilisirten Staaten von Grund aus verändert, und die Gesinnungen der Regenten so wie der Unterthanen ganz umgebohren werden könnten.

Nicht weniger hege ich die Meynung, daß viele Hauptregeln der heutigen Politik, einer völligen Vernichtigung fähig wären, wenn etwa dereinst die Bewohner der Südsee, auf jeder verschiedenen Insel eine Staatseinrichtung nach einerley Form annähmen, wenn sie sich dabey alle zu einerley Interesse verbänden, wenn diejenigen, die die Natur vorzüglich mit rohen Producten gesegnet, nur allein deren Hervorbringung besorgen wollten, wenn andere die bloß durch Werke der Kunst sich Nahrung verschaffen könnten, die Pflicht eingiengen, den erstern dafür nie mehr abzunehmen, als sie, nach Abzug ihres eigenen Unterhalts, von dem reinen Ertrage ihrer Ländereyen übrig behielten, wenn keiner unter diesen Staaten reicher und mächtiger als der andere zu werden suchte, wenn aller Handel unter ihnen, durch Tausch, ohne Geld, oder ein ihm ähnliches Zeichen geführt würde.

Allein bey meiner gegenwärtigen Untersuchung, habe ich keine Staaten vor Augen so wie sie im goldenen Spiegel, Usong, Alfred und Fabius zugeschnitten worden, sondern in der Verfassung, worin sie die ausübende Politik zu unsern Zeiten gesetzt hat, in einer Verfassung, die sich vermuthlich bis zur Errichtung einer Universalmonarchie, oder welches wohl in einerley Periode fallen möchte, bis ans Ende der Welt, ähnlich bleiben wird. Ich rede von Staaten, die ihr verschiedenes Interesse nur selten in einem oder dem andern Punkte vereinigen; von Staaten, deren einige es schon so weit gebracht, daß sie sich die nothwendigsten ihrer Bedürfnisse selbst verschaffen, den Natur- und Kunstproducten ihrer Nachbarn aber, den Zugang ganz versperrt haben; von Staaten deren äussere Ruhe, und Sicherheit, vom inneren Reichthum und von der Volkmenge mit abhängt.

Was seyn könnte und seyn sollte, wenn mit allen Staatskörpern des Erdbodens, eine gänzliche Verwandlung vorgienge, das überlasse ich denen festzusetzen, die diesen Tag erleben werden. Bis dahin dehnen sich also die Fragen nicht aus, zu deren Erörterung ich nunmehro übergehe, sondern es bleiben selbige lediglich innerhalb den Schranken der jetzt wirklich etablirten Einrichtung der civilisirten Staaten stehn.

In der ersten derselben will ich zu entwickeln versuchen:

Ob Fabrikanten und Manufacturisten mit zu den hervorbringenden und erwerbenden Einwohnern eines Staats gehören?

Soll Hervorbringen so viel heißen, als neue Materialien, neue rohe Producte, die vorhin gar nicht existirt haben, oder noch nicht sichtbar waren, darstellen; so räume ich gerne ein, daß Fabrikanten und Manufacturisten, in der Classe der hervorbringenden Weltbürger keinen Platz verlangen können. Hingegen gebührt ihnen dieser billig, wenn Hervorbringen so viel bedeutet, als durch Anwendung körperlicher Geschicklichkeit etwas schaffen, das für sich betrachtet einen essentiellen Werth hat. In Ländern, wo man sich bloß mit rohen Producten behilft, keine andere Nahrung braucht, als die Früchte der Erde, in der Gestalt, worin sie die Natur erzeugt, sich mit den abgezogenen Fellen der Thiere bedeckt, unter Bäumen oder abgefallenen Gesträuchen wohnt, und seine Hand mit hölzernen Keulen bewaffnet, da läßt sich nur eine Hervorbringung in dem erstern engern Verstande denken. Unter Völkern, wo ein jeder sich und seiner Familie nicht nur die natürlichen Producte verschafft, sondern auch Obdach, Kleider und andere Bedürfnisse mit eigenen Händen künstlich verarbeitet, da giebt es in der hervorbringenden Classe keine Abtheilung, obgleich die Hervorbringung daselbst schon von zwiefacher Art seyn würde. In Ländern aber, wo man an Lebensmittel gewohnt ist, die zum Theil eine künst-

liche Zubereitung erfordern, wo unzählige Hände, an der Bekleidung eines einzigen Menschen arbeiten müssen, wo man Häuser bewohnt, die aus unendlich vielen einzeln Materialien zusammen gesetzt sind, wo man außerdem eine unnennbare Reihe von Bedürfnissen zu seiner Glückseligkeit unentbehrlich hält, in solchen Ländern begreift die hervorbringende Classe auch alle Fabrikanten und Manufacturisten ohne Ausnahme in sich.

Es ist zwar gegründet, daß rohe Materialien erzeugt, und Früchte gesammlet gewesen seyn müssen, die Fabrikanten während der ersten Arbeit zu ernähren, bevor ein Stück Manufacturwaare verfertiget werden konnte. Allein will man ihnen aus diesem Grunde die Macht der Hervorbringung streitig machen; so liesse sich fast mit gleichem Rechte bezweifeln, ob solche den Bebauern der Aecker zukäme, weil die erste durch Arbeit erzeugte Erndte, Erde und Saamenkörner voraussetzte, welche die Natur unmittelbar dargereicht hatte; weil Instrumente zuvor verfertigt werden mußten, die Erde umzubrechen, ehe man ihre Oberfläche zu einer anhaltenden Fruchtbarkeit bereiten konnte.

Dadurch, daß man auch diejenigen aus der hervorbringenden Classe wegdisputirt, denen die Anhänger des physiocratischen Systems solche nur allein einräumen wollen, wird indessen für den oben behaupteten Grundsatz nicht so viel gewonnen, als wenn man den Begriff des Hervorbringens noch näher zergliedert.

Es muß derselbe hier nothwendig in der Beziehung auf Reichthum genommen werden, weil nur allein von derjenigen Hervorbringung die Rede ist, die zur Bereicherung der Länder beyträgt. Unter Reichthum verstehe ich einen Ueberfluß an Sachen, die einen eigenthümlichen Werth haben, oder wodurch die Menschen mittelbar oder unmittelbar, zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Bequemlichkeiten gelangen können. Wer also etwas schafft, das einen eigenthümlichen Werth hat, der vermehrt den Reichthum, den er vorher besaß, ehe das Werk seiner Hände zu Stande kam, und gehört folglich auch zu denen, welche die ganze Masse der werthhabenden Dinge in einem Staate vergrößern, oder die hervorbringende Classe ausmachen.

Wenn demnach gezeigt werden soll, daß zu selbiger die Fabrikanten und Manufacturisten (die hier jedesmal im weitläuftigsten Verstande genommen werden,) mit zu zählen sind; so ist weiter nichts mehr nöthig, als noch darzuthun, daß ihre Arbeit, oder die Verwandlung der rohen Materien in brauchbare Waaren, einen eigenthümlichen Werth habe.

Man könnte leicht versucht werden, dieses für evident zu halten, da erstlich die Bedürfniß einer Sache, sie mag nothwendig oder eingebildet seyn, den vorzüglichsten Grund zur Bestimmung ihres Werths legt, und bekanntlich in civilisirten Staaten ein großer Theil der rohen Producte nicht anders

als verarbeitet gebraucht wird, zweytens auch es ganz gewöhnlich ist, daß man die Materie zu geringern Preisen bezahlt, als die daraus verfertigte Waare.

Allein hiermit würde man gegen die Vertheidiger des Systems, mit dessen Erwägung ich mich anjezt abgebe, nicht auskommen, weil diese den Arbeiten der Fabrikanten nur einen äusserst geringen unbedeutenden Werth zugestehn. Sie ziehn nemlich zuförderst von dem Preise der Fabrikwaare den Werth der dazu erforderlich gewesenen rohen Materie ab, sie kürzen ferner alles, was der Fabrikant während der Verarbeitung an Lebensmitteln verzehrt hat, weil der Arbeitslohn deren Vergütung mit in sich begreifft, und rechnen nur das für eine wahre Vermehrung des Werths, was nach jenen Abzügen noch an Arbeitslohn überschießt.

Diese Rechnungsart hat im ersten Anblicke sehr viel gefallendes, bey einer genaueren Betrachtung bleibt sie jedoch weniger einnehmend.

Einmal ist der Abzug, den man wegen der verzehrten Lebensmittel macht, nicht so beträchtlich, wie er ausgegeben wird. Denn enthielten diese das vorzüglichste von den Waarenpreisen; so könnten ohnmöglich so viele andere Umstände, zu dessen Erhöhung und Erniedrigung beytragen, als die geringere und größere Nachfrage, der Ueberfluß an vorräthiger Waare, die Concurrenz der Verkäufer, die Güte der Waare u. s. f., sonst müßten bey jeder geringen Veränderung des Steigens und Fallens der nothwendigen Lebensmittel, die Fabrikwaaren bald theurer, bald wohlfeiler werden, sonst müßten die Handarbeiter, die keine Familie zu ernähren hätten, ihre Waaren zu geringeren Preisen verkaufen, als diejenigen, welche mit Frau und Kindern leben, sonst könnte weder der Arbeiter noch der Fabrikunternehmer, jeder in seiner Art, ein ansehnliches übersparen, wie doch leztere wenigstens, vielfältig thun.

Zweytens vereinigt sich der Werth des verzehrten Unterhalts, mit dem Werthe der Waare und bleibt ihr anhängend, bis sie nach und nach verbraucht wird. Gesezt den Fall, es hätte jemand einen Tuchfabrikanten die rohe Materie, und drey Himten Rokken vorgeschoßen, welche von demselben zu seinem und der Seinigen Unterhalt während der Arbeit consummirt worden, so wird der Werth dieser verzehrten Lebensmittel, durch die Arbeit wieder hervorgebracht, und derjenige, der die Waare bestellt, kann hernach, wenn er sich ihrer nicht bedienen wollte, die hergegebene rohe Materie nebst den vorgeschossenen drey Himten Rokken von einem jeden wieder eintauschen, der der Waare benöthigt ist. Waren hingegen die drey Himten Rokken einem Bettler geschenkt, und von ihm verzehrt, so hörte die Existenz ihres Werths sogleich mit der Verzehrung auf. Wenn nun hieraus unwidersprechlich erhellet, daß die verfertigte Waare den Werth der verzehrten Lebens-

Lebensmittel der Fabrikanten, bloß durch die geleistete Arbeit, repräsentirt; so muß die Arbeit auch einen wesentlichen Werth haben, weil ein nicht existirendes Ding, ohnmöglich ein existirendes vorstellen, oder die Prädicate einer existirenden Sache an sich tragen kann.

Eigentlich wäre es schon hinreichend, hiedurch die Behauptung gerechtfertigt zu haben, daß die Fabrikanten eben so wohl als diejenigen, welche den Acker cultiviren, sich mit hervorbringen beschäfftigen. Inzwischen läßt sich zugleich noch eine Nebenbetrachtung aus dem angeführten herleiten, nemlich, daß die mehrsten Fabrikwaaren durch den Gebrauch nicht so geschwind vernichtet werden, als die Früchte der Erden, folglich in der Summe der werthhabenden Dinge länger als jene fortdauren.

Dagegen werden nun zwar wieder die Fabrikarbeiter beschuldigt, daß sie theils viele rohe Producte zur Reproduction untauglich machen, theils an sich der Reproduction nicht fähig wären. Jedoch bin ich unbesorgt, daß diese Vorwürfe dem Werthe etwas entziehn können, der zufolge des obigen den Fabrikgeschäften zukömmt.

Was den ersten unter ihnen betrifft; so sind die mehrsten rohen Producte, welche zur Verfertigung der Fabrikwaaren verbraucht werden, schon vor ihrer Verarbeitung zu keiner Reproduction geschickt. Man befrage darüber das Verzeichniß von den Handwerken und Künsten in dem 14ten §. der Einleitung zur Beckmannschen Technologie, und man wird finden, daß unter denen daselbst namhaft gemachten 324 verschiedenen Fabrik- und Manufacturarbeiten, kaum zu 12 solche Materialien gebraucht werden, die als simples Product betrachtet, noch zur Reproduction desselben Products dienen könnten. Die unüberschauliche Weisheit und Güte des Schöpfers hat die Anlagen der Natur so eingerichtet, daß die mehrsten rohen Materialien, welche zu unserer Kleidung, Wohnung und Bequemlichkeiten, mittelst Zusammensetzung oder Veränderung ihrer natürlichen Form, verarbeitet werden, nicht sich selbst fortpflanzen, sondern noch etwas ausser ihnen ist, wodurch ähnliche Materialien wieder erzeugt werden können, damit die Vermehrung ihres Gebrauchs die Hervorbringung derselben nicht vermindere.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

90tes Stück.

Montag, den 8ten November 1779.

Fortsetzung der Betrachtungen über einige neuere Zweifel wider den Nutzen der Fabriken und Manufacturen in fruchtbaren Staaten, und die zu ihrem Aufkommen gebräuchlichen Beförderungsmittel

Die Baumwolle, der Flachs, der Hanf, tragen ihren besondern Saamen, der bey Webung der Zeuge, die aus jenen Producten verfertigt werden, gar keine Dienste thut, und vorher zur Reproduction ähnlicher Materialien von ihnen getrennet wird. Die Wolle löst man von der Haut der Schafe ab, und das Thier, welches sie trug, bleibt zur Hervorbringung neuer Wolle und Vermehrung seines Geschlechts am Leben. Andere Materialien setzen zwar eine die Reproduction aufhebende Vernichtung des Körpers voraus, der sie erzeugt hat, ehe sie verarbeitet werden können, als z. B. die Häute und das Fett der Thiere. Aber bey denjenigen, die sich nicht ohnehin in solcher unendlichen Menge vermehren, daß, wenn man ihrer Fortpflanzung keinen Abbruch thäte, sie dem Menschen zur Last gereichen würden, geschieht die Vernichtung nicht um der Fabricirung willen, sondern aus andern Ursachen. So schlachtet z. B. in bewohnten und angebaueten Staaten niemand einen Ochsen in der Absicht, um aus dessen Haut Stiefeln und Schuhe, oder aus seinem Talge Lichter und Seife verfertigen zu lassen.

Solche Materialien hingegen, die durch sich selbst reproduciret werden müssen, und bey ihrer Verarbeitung hiezu die Fähigkeit verlieren, pflanzen sich nicht allein in so großer Menge fort, daß nur der geringste Theil derselben zur Wiederhervorbringung dessen was davon verzehrt wird, erforderlich ist, sondern sie würden auch beynahe gar keinen Werth behalten, wenn man sie ohne weiteren Genuß, bloß zur Reproduction gebrauchen wollte. Was würde es einem Ländereyeigenthümer nutzen, (falls es mir an sich, in der jetzigen Lage der Welteinrichtungen möglich wäre) wenn er von funfzig hinter einander gethanen Erndten nichts an Bäckereyen, nichts an Branteweinbrennereyen, nichts an

Amidomsfabriken veräußerte, oder daselbst zu seiner eigenen Consumtion verarbeiten ließe, sondern die ein und funfzigste Erndte, so wie die zweyte, ganz allein zur Aussaat wieder anwendete?

Der Verbrauch der sich jährlich reproducirenden Früchte der Erde, bestimmet und befestiget ihren Werth, so wie überhaupt das Begehren einer Sache, der einzige Bewegungsgrund ist, daß man sie für etwas anders eintauscht, folglich ihr einen Werth beylegt. Werden sehr viel mehr Früchte eingeerndtet, als einheimische oder auswärtige Käufer fordern; so fällt ihr Preis. Kömmt der Vorrath nicht der Nachfrage gleich; so steigt der Preis. Ein fruchtbares Land würde demnach schwerlich dabey gewinnen, wenn man darin die Verarbeitung der rohen Materialien, die sich selbst reproduciren, in der Absicht verhindern wollte, um ihre Wiederhervorbringung zu befördern. Die Furcht, daß diese durch Fabriken verhindert werden möchte, darf gewiß niemand beunruhigen, denn von den mehrsten Erdfrüchten, die Kaufmannsgut werden, ist die Einsaat gewöhnlich schon abgezogen, und je mannigfaltiger der Gebrauch dieser Früchte, desto leichter ist ihr Absatz, desto größer die Begierde dessen der sie hervorgebracht hat, bey der künftigen Erndte, eine noch beträchtlichere Quantität derselben wieder hervorzubringen, desto mehr bemüht sich der Ackersmann zur Einsaat übrig zu behalten.

Der zweyte Vorwurf, nach welchem man an den Fabrikarbeiten tadelt, daß sie sich nicht selbst so wie die Feldfrüchte reproduciren, ist ebenfalls unzureichend, die Protection derselben zu verringern. Denn, so lange die Arbeiter ihre Kunst nicht verlernen, so lange sie gesunde Glieder behalten, so lange rohe Producte erzeugt werden, so lange können sie ihre Arbeiten eben so gut, wie der Landmann seine Erndten erneuren. Ohne wiederholte Bestellung bringt der Acker keine neue Früchte hervor, ohne wiederholte Aussaat, würde es vergeblich seyn, neue Erndten zu erwarten. Diese setzen so gut anhaltende Arbeiten voraus, wie die Verfertigung neuer Fabrikwaaren. Dem Arbeiter ist zwar Absatz nöthig, wenn er sich durch Verfertigung neuer Waaren, einen fortdaurenden Unterhalt versichern will; aber der Bebauer der Erde, wird gleichfalls auf alle Bequemlichkeiten eines civilisirten Lebens Verzicht thun müssen, wenn er nichts von dem verkaufen oder vertauschen kann, was er mehr an Früchten hervorbringt, als er mit seiner Familie consummirt. Ohne Nachfrage verlieren, wie schon gezeigt worden, die Früchte so gut ihren Werth, als die Fabrikarbeiten. Wer einige Fuder voll Korn nach Liefland oder Polen verfahren liesse, oder eine Schiffsladung Toback nach Virginien versendete, würde bey weitem nicht so viel Geld oder andere Waare dafür eintauschen können, als wenn er wollene Zeuge oder Leinewand dorthin abschickte.

So

So lange noch Sonne und Mond scheinen, so lange wird man sagen können, der Mensch lebt nicht vom Brodt allein. Hunger und Durst zu stillen ist und bleibt zwar unsere erste Bedürfniß, aber Völkern die ihren natürlichen Zustand verlassen, werden eben so wenig Kleider und eine unendliche Reihe anderer Nothwendigkeiten jemals wieder entbehrlich werden.

Diejenigen, welche den Ackerbau für das einzige Mittel der Hervorbringung aller Reichthümer halten, berufen sich zu dem Ende auch noch darauf, daß alle Einwohner eines Staats, von den Bebauern der Erde ernährt würden, und diesen nichts zurück gegeben werden könnte, als was alle übrige Stände zuvor von ihnen empfangen, indem man nicht nur mit dem reinen Ertrage ihrer Felder und Heerden, die Bedienten des Staats besoldete, sondern zugleich die Arbeiten der Handwerker und Fabrikanten mittelbar oder unmittelbar bezahlte, mittelbar, wenn die besoldete Classe, für einen Theil ihres Gehalts, Waaren eintauschte, unmittelbar, wenn die Ländereyeigenthümer von ihrem Ueberschusse sich Kleidung und sonstige Nothwendigkeiten anschafften.

Wer jemals den Zusammenhang der verschiedenen Stände eines Staats genau geprüft, und insonderheit den Canälen aufmerksam nachgespührt hat, wodurch Unterhalt und Ueberfluß zu jedem einzelnen Mitgliede hinströhmt, der wird vieles von dem Inhalte dieser letzteren Einwendung für wahr anerkennen, und eben darum eine nähere Untersuchung derselben zur völligen Entwickelung der oben aufgeworfenen Frage, für nothwendig erachten.

Es kann, wie schon vorhin eingeräumt worden ist, nicht abgeleugnet werden, daß der Ackerbau und die damit verbundene Viehzucht, den ersten Stoff alles Tausches hergegeben, und durch sie der Grund zu allen Reichthümern der Welt gelegt sey. Es leidet keinen Widerspruch, daß der Ländereyeigenthümer, weiter nichts als den Werth der erzielten Producte zurückempfange, weil die Arbeiter ohne hinlängliches Aequivalent, ihr Waaren nicht an selbige zu verschenken pflegen. Ich will außerdem noch annehmen, daß die besoldete Classe ganz allein von den Ländereyeigenthümern unterhalten werde, ob ich gleich nicht überzeugt bin, daß sich solches von allen Staaten behaupten lasse. Dem ohnerachtet aber wird es darzuthun möglich bleiben, daß der Fabrikant sich seinen Unterhalt durch eigenen Fleiß verschaffe, und nicht einem müssigen Verzehrer gleich geachtet werden könne, der auf Kosten der Ländereyeigenthümer ohne Vergütung ernährt werde.

Am leichtesten gelangt man hiezu, wenn man sich Fabriken denkt, die das mehrste ihrer Waaren außer Landes verschicken, und dafür fremdes Geld, oder fremde Lebensmittel herein ziehn. Weil jedoch dieser Umstand nicht bey allen Fabriken eintrit, so will ich ihn jetzt nicht zu Hülfe nehmen,

men, sondern auf andere Art die Sache aufzuklären suchen.

Die Anhänger des Systems der neueren französischen Oekonomisten, bedienen sich bey ihren Demonstrationen gerne der einfachen Begriffe des Tausches, wenn sie von dem Gange des Handels ihre Ideen mittheilen, und entfernen alsdann von ihren Vorstellungen allen Gebrauch des baaren Geldes.

Diese Methode ist ohnstreitig sehr geschickt, eine so verwickelte Materie aufs deutlichste aus einander zu setzen, und ich hoffe davon ein neues Beyspiel zu geben, wenn ich nach derselben den vorhin übernommenen Beweis weiter ausführe. Zuerst will ich bey dem Tausche der Arbeit gegen Arbeit stehn bleiben. Gesetzt ein Spinner, der zugleich Schafe hielte, gäbe einem Weber eine gewisse Quantität Wolle, um für ersteren Zeug daraus zu weben, und übernähme dagegen für den Weber eine Quantität Garn aus Flachse zu spinnen, den dieser selbst gezogen, so würde ein Umsatz von Arbeit gegen Arbeit zu Stande gebracht, ohne Zwischenkunft irgend eines Ackerbauüberschusses. Den Gewinn, der dem Weber durch das gesponnene Garn zuwächst, verschafft sich derselbe lediglich mittelst Verarbeitung der ihm von dem Spinner gegebenen Wolle, und auf gleiche Weise verhält es sich in Absicht dieses wegen des verbesserten Werths seiner Wolle. Dergleichen Fälle mußten sich vor Erfindung des Geldes sehr oft zutragen, und würden noch jetzt täglich wahrzunehmen seyn, wenn nicht der ehemalige unmittelbare Tausch durch so viele Krümmungen geführt würde, daß man den Hauptweg, den er geht, dabey ganz aus dem Gesichte verliert. Denn auch noch in unsern Tagen wird Arbeit für Arbeit gegeben, und kann also ein Arbeiter von dem andern etwas mit seinem eigenen Fleiße, ohne Beytrag der Ländereyeigenthümer verdienen und erwerben. Was geschieht anders als dieses, wenn z. B. ein Hutmacher für fünf Thaler Hüte an einen Kaufmann verhandelt, woran er für drey Thaler rohe Materialien verwendet, und zwey Thaler durch seine Arbeit verdient hat, gleich hernach aber aus einem dritten Laden für das nemliche Geld Strümpfe ersteht, deren Preis ebenfalls durch bezahlte drey Thaler für das dazu verbrauchte Garn und zwey Thaler Arbeitslohn bestimmt worden, und dann der Strumpfweber, mit den gelöseten fünf Thalern, die Hüte von dem erst erwähnten Kaufmann wieder an sich kauft? Was geht in einem solchen Falle anders vor, als ein Tausch der Arbeit gegen Arbeit, nach Abzug des verwandten Materials, welches auf beyden Seiten vorausgesetztermaßen gleichen Werth gehabt und des Profits der dabey interessirten Kaufleute, den wir ebenfalls übereinstimmend annehmen wollen? Beyde Arbeiter verschaffen sich einen Gewinn von zwey Thalern erst an Gelde und hernach an Waaren, ohne daß irgend ein Ländereyeigenthümer ihnen solchen unmittelbar

bar oder mittelbar darreicht, und in bevölkerten Staaten, in Ländern wo viele Fabrikanten und andere Handarbeiter ansäßig sind, da macht gewiß der Tausch der Arbeiten gegen Arbeiten keinen geringen Theil des inländischen Handels aus.

In Absicht dieser Art Handels kann demnach wohl nicht behauptet werden, daß die Fabrikanten auf Kosten der Ländereyeigenthümer leben. Es würde also ferner darauf ankommen, ob bey dem Tausche der Fabrikwaaren, gegen die von den Bebauern der Erde hervorgebrachten rohen Producte und Lebensmittel jener Satz zutreffender sey? Der Landmann ernährt dadurch freylich den Fabrikanten, aber nur in eben dem Verhältnisse, worin dieser hinwiederum jenen unterhält, folglich ohne Verlust auf beyden Seiten. Jeder giebt dem andern etwas, das ihm selbst entbehrlich ist, und empfängt dafür eine Bedürfniß. Der Fabrikant trit bey einem solchen Tausche, wie schon oben gezeigt worden ist, dem Landmann den Werth des in der Fabrikwaare verarbeiteten Materials, der während dieser Arbeit verzehrten Lebensmittel und des Ueberschusses seines verdienten Lohns ab, und mehr, als die Summe dieses Werths austrägt, bezahlt ihm der Landmann nicht. Gesetzt nun, das Material wäre von ihm selbst vorgeschossen, so vertauscht er den Werth seiner Früchte gegen den Werth, den die Waare durch ihre Verarbeitung erlangt hat, und dieses Aequivalent, welches ihn völlig schadlos hält, ist nicht durch ihn, sondern durch den Fabrikanten hervorgebracht.

Begnügten sich die Menschen noch mit dem, was die Erde ihnen ohne Cultur anbietet, und könnten sie Wohnung und Kleider entbehren, so würde keiner den andern, sondern jeder sich und seine Familie ernähren. So lange wir uns aber nicht wieder mit Eicheln, Kräutern und Wurzeln füttern, so lange Saat und Erndte ihren Fortgang behalten, so lange werden auch Kleider und Wohnung, nicht weniger als Korn, Rinder, Schafe und Schweine, zu unsern Lebensunterhalt erforderlich seyn, und so lange wird folglich auch nicht bloß der Landmann den Fabrikanten, sondern dieser zugleich jenen ernähren.

Gestatteten die bisher angestellten Betrachtungen noch irgend einen Zweifel darüber, ob die Fabrikanten für sich etwas hervorbringen, und bloß durch Arbeit ihre eigene und die öffentlichen Cassen bereichern können; so würde die Erfahrung die Unvollkommenheiten des geführten Beweises zu ersetzen im Stande seyn. Es giebt Staaten, die sich hauptsächlich durch Fabrikarbeiten, und den damit geführten Handel Reichthümer erwerben, wofür sie zu jeder Zeit und Stunde, jede Bedürfniß, jede Annehmlichkeit des Lebens, die ihnen das Land, welches sie bewohnen, versagt, aus allen vier Welttheilen verschaffen können. Holland, Genua, Nürnberg, Augspurg, haben sich auf einem wenig Früchte tragenden Boden, ohne erheblichen Ackerbau

zu einer Höhe hinauf geschwungen, welche viele der fruchtbarsten und weitläuftigsten Staaten nicht zu erreichen vermogt. Sie haben ohne Saat und Erndte, ihre Vorrathshäuser mit dem Segen fremder Aecker angefüllt, sie haben einen beträchtlichen Theil der verborgenen Schätze der Erden aller vier Himmelsgegenden zu ihrem Eigenthume gemacht, sie sind gefürchtet und geehrt worden. Länder, gegen welche sich die Natur recht verschwenderisch mit Austheilung ihrer Gaben bezeugt, haben bey ihnen in den Zeiten des Mangels oder anderer Noth, Hülfe und Beystand gesucht, und ihr ehemaliger Wohlstand nimmt gegenwärtig nach eben dem Verhältnisse ab, worin sich das Vermögen anderer Provinzen und Städte, durch angelegte Manufacturen und Fabriken, vermehrt. Wie wäre es möglich, daß jene und ähnliche Staaten, zu einem so großen Ueberflusse, an allen wünschenswürdigen Glückseligkeiten, ohne erhebliche Agricultur, ohne eigenthümliche Bergwerke, nur allein durch den Fleiß ihrer Hände gelangen können, wenn die Arbeiter der Fabrikanten keinen eigenthümlichen Werth hervorbrächten, der den Werth jeder andern Bedürfniß zu repräsentiren fähig wäre, wenn dadurch kein beträchtlicher Ueberschuß, sondern nur ein körperlicher Unterhalt zu gewinnen stünde?

Nicht bloße Demonstration, sondern auch ohnläugbare Erfahrungen bewähren es also, daß Fabrikanten und Manufacturisten, mit in die Classe der hervorbringenden und erwerbenden Unterthanen zu rechnen sind.

Hieraus läßt sich nun schon im Allgemeinen schließen, daß Fabriken und Manufacturen, auf den Wohlstand der Länder großen Einfluß haben müssen. Um jedoch davon noch bestimmtere Gewißheit, besonders in Ansehung der Vortheile zu erlangen, die dem Ackerbau durch einheimische Fabriken zuwachsen, werfe ich **zweytens** die Frage auf:

Ist es jedem Staate gleichgültig, ob seine Einwohner fremde oder im Lande verfertigte Fabrikwaaren gebrauchen?

Man kann diese Frage unbedingt bejahen, wenn von Staaten die Rede seyn sollte, die jährlich so viel oder noch mehr Früchte hervorbringen, als sie theils selbst consumiren, theils zur Eintauschung fremder Bedürfnisse nöthig haben, denen es dabey nie um Vermehrung der Einwohner zu thun ist, die keinen Ueberfluß zu ersparen, keinen Reichthum zu erwerben gewillet sind, sondern sich unveränderlich damit begnügen wollen, wenn Einnahme und Ausgabe, von Jahren zu Jahren mit einander aufgehe. Vielleicht wäre es möglich, daß in einem Staate, wo diese Denkungsart herrschte, wahre Glückseligkeit häufiger anzutreffen stünde, als in einem anderen, wo Reichthümer und Volksmenge mit jedem Tage zunehmen, so wie oft in den glänzensten Pallästen, weniger Zufriedenheit als in finstern Hütten wohnt. Aber unter

ter policirten Nationen, wird ein System der angeführten Art immer eine Seltenheit bleiben. Höchstens mögen in den Thälern der Alpen, wo dieses majestätische Gebürge nicht bloß den Waffen raubsüchtiger Fürsten, sondern auch den verderbten Sitten der Nachbarn unzugänglich ist, noch ein Paar Republiken übrig seyn, die in ihrem Wohlstande keinen Schritt vorwärts zu gehn wünschen, und der veralteten Lebensart ihrer Vorfahren mit solcher Treue anhängen, daß sie nicht besorgen dürfen nur in der Länge eines Spannes von ihrer Verfassung weiter zurück zu kommen.

Der großen Menge aller anderen Staaten hingegen, die bey ihrem ausländischen Handel Gefahr laufen, jährlich für fremde Waaren mehr auszugeben, als der reine Ertrag ihrer Ländereyen oder der ausgehenden Werke der Kunst einbringt, die aus einer oder der anderen Ursache, eine Vermehrung nützlicher Einwohner befördern wollen, die es sich zum Ziel gesetzt haben, Reichthum und Ueberfluß auf alle Unterthanen zu verbreiten, und die Abgiften denen die sie tragen, leicht zu machen, die endlich darnach trachten, öffentliche Schätze, es sey zur Aufnahme der Künste und Wissenschaften, zur Vermehrung der allgemeinen innern Glückseligkeit, oder zum Schutze gegen gefährliche Nachbarn, oder zu großen auswärtigen Unternehmungen zu sammeln, solchen Staaten darf es nicht gleichgültig seyn, ob die Fabrikwaaren deren ihre Einwohner bedurften, außerhalb Landes, oder innerhalb ihren Grenzen verfertigt werden.

Der Umfang der aufgeworfenen Frage bindet mich lediglich an den einländischen Absatz der Fabrikwaaren, und ich habe sie vorsetzlich hierauf eingeschränkt, weil die Errichtung des auswärtigen Handels mit selbigen nicht immer gelinget, und oft sehr wandelbar ist, sonst könnte ich aus der Beantwortung der vorhergegangenen Frage wiederholen, daß Staaten, denen es gänzlich am Ackerbau gebricht, oder deren Ländereyertrag, wenigstens nicht zur Ernährung aller Einwohner hinreicht, durch Fabriken große Reichthümer erwerben, und ohne selbige ihren Wohlstand nicht erhalten können. Ich würde dabey auszuführen Gelegenheit finden, daß dem Ackerbau und der Viehzucht von der Natur bestimmte Gränzen vorgeschrieben sind; daß, wenn das Aufkommen der Ländereyen in einer Provinz bis aufs höchste getrieben, es vergeblich seyn würde, an dessen Erweiterung zu denken, die auswärtige Nachfrage nach unsern Producten mag auch noch so sehr zunehmen; daß es sich hingegen ganz anders mit dem verhalte, was die Fabrikanten durch ihren Fleiß erzeugen; daß Fabrikwaaren sich so lange bis ins unendliche vermehren lassen, als die Forderungen der auswärtigen Käufer sich vervielfältigen, wenn es nur nicht an Händen und rohen Materialien gebricht, und diese selten zu mangeln pflegen, wo Arbeitsamkeit einen sichern Unterhalt antrifft. Setzte man alsdann

dann noch die Bemerkung hinzu, daß die anfängliche Grundlage der mehrsten Fabriken auf dem innern Absatz beruhe, und selbige wenigstens weit geschwinder zu einem auswärtigen Verkehr gelangen, wenn der einländische Verbrauch ihrer Waaren vorangeht, als wenn dieser erst auf jenen folgt; so würde sich schon hieraus ein wichtiger Grund zu Tage legen, warum es eben so wenig für etwas gleichgültiges zu achten, ob die Eiwohner eines Staats aus Landsfabriken oder von fremden Unterthanen ihre Bedürfnisse einkaufen, als man es für unnachtheilig halten wird, wenn der Landmann, anstatt seinen ganzen Acker zu benutzen, nur die Hälfte oder einen geringeren Theil davon cultivirt.

Ich übergehe aber dieses alles, weil ich der angeführten Gründe wegen auf den auswärtigen Vertrieb der Fabrikwaaren gar keine Rücksicht zu nehmen gewillet bin. Indessen kann ich doch von dem, was eben wegen der natürlichen Schranken der Erweiterungen des Ackerbaues beyläufig angeführt worden, sogleich zu meinem eigentlichen Zwecke, weiteren Gebrauch machen, der darauf gerichtet ist, nur vorzüglich denjenigen Nutzen der einheimischen Fabriken aus Licht zu stellen, den die Ländereyeigenthümer von ihnen zu gewärtigen haben. Der höchste Ertrag der Agricultur eines Staats ernährt nur eine gewisse Anzahl Menschen. Liegt gar nichts mehr unbebauet, wird von Feldern und Wiesen alles gewonnen, was Natur und Kunst darauf hervorzubringen vermögen, ist in der Verzehrung der Ländereyeigenthümer keine Ersparung weiter möglich, so müssen die über jene Anzahl vorhandenen Einwohner entweder verhungern oder emigriren. Folglich findet in einem solchen Staate kein Zuwachs der Unterthanen weiter als bis zu diesem Puncte Platz. Wenn nun die Einwohner eines solchen Staats sich in einheimischen Zeugen kleiden, einheimische Instrumente und Geräthschaften brauchen; so können darin noch so viel Menschen mehr ihren Unterhalt finden, als zur Verfertigung der Bedürfnisse derer erforderlich sind, die vom Ackerbau leben. Ernährt z. B. der Ackerbau daselbst nur 100000 Menschen, und es hätten für selbige bis jetzt 20000 Menschen in verschiedenen fremden Ländern Fabrikwaaren verarbeitet, so liesse sich an neuen Unterthanen, welche vorhin gar keinen Zusatz mehr litten, noch letzterwähnte Summe gewinnen.

Der Nutzen einer solchen Vermehrung, selbst für Staaten, die bereits den Genuß ihrer Ländereyen bis zum höchsten Ertrage gebracht, erstreckt sich schon sehr weit, obgleich in anderen, wo die Agricultur keinen so hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, ihre Vortheile von noch wichtigerem Belange sind.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

91tes Stück.

Freytag, den 12ten November 1779.

Fortsetzung der Betrachtungen über einige neuere Zweifel wider den Nutzen der Fabriken und Manufacturen in fruchtbaren Staaten, und die zu ihrem Aufkommen gebräuchlichen Beförderungsmittel.

Eine unendliche Menge Producte und rohe Materialien geben dem Ländereyeigenthümer entweder gar keinen Gewinn, wenn sie nicht in der Nähe verbraucht werden, oder er muß sie dem auswärtigen Käufer zu geringeren Preisen, als dem einheimischen lassen, weil dieser die Transportkosten mit in Anschlag bringt. In unbevölkerten Gegenden wird der Ländereyeigenthümer sein Wild, sein Federvieh, die Früchte, die ohne alle Cultur fortkommen, sein Gartengewächse, sein Feuerholz, theils selbst consummiren, theils wo ihr Ueberfluß sein häusliches Bedürfniß übersteigt, oder wenn es ihm nachtheilig wäre, ohne Lohn auf ihre Einsammlung Zeit zu verwenden, unbenutzt verderben lassen müssen.

In der Nachbarschaft von Städten und Flecken, wo Fabriken und Manufacturen im Gange sind, dienet ihm hingegen alles dieses zum Gelderwerben, zur Bezahlung seiner Abgiften, oder zum Ankauf nöthiger Bedürfnisse, ja der kleinste Hänfling, der unbedeutendste Grashüpfer, die geringste Blume, vermehrt oft da das Einkommen des Landmanns.

Wie vielerley Abfall, der in Fabriken einen Werth hat, geht nicht ferner ganz und gar verlohren, wo diese in der Nähe fehlen? Ich erinnere Beyspielsweise nur an weniges, und überlasse einem jedem, sich mehreres hinzuzudenken, ich erwähne bloß der Schaffüße, zum Gebrauche der Papiermühlen, der Asche, zum Gebrauche der Seifensieder, des Horns, der Knochen des geschlachteten oder verreckten Viehes, zum Gebrauche verschiedener Handwerker, der Borke, zum Gebrauche der Lohgärbereyen.

In Provinzen, wo der Landhaushalt nicht auf großen Höfen geführt wird, wie z. B. in Mecklenburg und Holstein, sondern mehr in kleine Wirthschaften zerstückt ist, wo ein beträchtlicher Theil der Ländereyeigen-

thümer keinen großen Verlag besitzet, um Butter oder Käse in großen Quantitäten zu sammlen, bis es sich der Mühe und Kosten verlohnt, sie zu verschicken, wo jeder Wirth wenigstens alle Monate einmal mit seinen überflüssigen Lebensmitteln zu Markte kommen muß, um zur Berichtigung der öffentlichen Auflagen, oder zur Erhandlung der Nothwendigkeiten seines Haushalts, Geld zu lösen, oder wo schiffbare Flüsse keinen Zugang haben, wo Kornreiche Länder zunächst an der Gränze liegen, in solchen Provinzen ist die Einbuße noch größer, wenn alles vom Landbau lebt, wenn nicht in geringen Zwischenräumen Städte und Flecken zerstreuet liegen, die von arbeitsamen Fabrikanten und Handwerkern bewohnt werden.

Aufmerksame Haushälter geben immer die Regel, daß man nichts umkommen lassen, und alles, was die Natur von selbst, oder durch menschlichen Fleiß hervorbringt, aufs Beste benuzzen soll. Wer sie aus den Augen setzt, straft sich ganz ohnfehlbar selbst. Wäre es so leicht alle die kleinen Summen in eine Zahl zu bringen, die in den fruchtbarsten Gegenden, wo der Akkerbau bereits den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht, noch dem Landmann zugewandt werden könnten, wenn die Unterthanen dem Gebrauche der auswärtigen Fabrikwaaren entsagten, und dadurch die Errichtung einheimischer Manufacturen möglich machten; so würde man gewiß deren Beschützung nicht so gering schätzen, wie jetzt in einigen Systemen der Staatskunst geschieht. Zur Probe will ich einmal den Fall annehmen, daß in einer fruchtbaren Gegend eine Fabrik angelegt, und von denen in der Nachbarschaft wohnenden Ländereyeigenthümern, theils an die Fabrikanten selbst, theils an diejenigen, welche sich zu deren Versorgung mit Bequemlichkeiten und Bedürfnissen neben ihnen niedergelassen, jährlich von solchen Producten, die sie vorhin gar nicht zu Gelde machen können, für 10000 Rthl. abgesetzt würde, so erhält dadurch der reine Ertrag ihrer Ländereyen, der vorausgesetztermaßen an sich selbst nicht weiter erhöht werden konnte, den Zuwachs von einer gleichen Summe. Es ersparen nemlich jene Ländereyeigenthümer so viel jährlich mehr an demjenigen, was von ihren Erndten abgeht, indem sie mit obigen 10000 Rthlr. entweder einen Theil ihrer Abgiften bestreiten, oder die Kosten der häuslichen Bedürfnisse sich erleichtern können. Je größer aber der Ueberschuß des Ländereyertrages ist, mit desto schnelleren Schritten nimmt selbst nach dem Geständnisse derer der Reichthum des Staats zu, die nur allein den Ackerbau befördert wissen wollen.

Darum gestehn sie auch, daß Fabriken in so fern Nutzen stiften können, als sie zur Hervorbringung mehrerer Producte anreitzen, und dieses Geständniß überhebt mich einer genaueren Zergliederung des vorhin schon angeführten Satzes, daß in Provinzen,

wo

wo der Ackerbau noch weiterer Ausbreitung oder Verbesserung fähig ist, die Vortheile der Fabrikanlagen einen viel ansehnlichern Umfang als da einnehmen, wo man von dem Ackerbau bereits das ergiebigste Einkommen genossen. Jedoch wird es nicht undienlich seyn, einen kleinen Blick auf das Ganze dieser Vortheile zu werfen, weil solche von einigen für gar zu geringe angegeben werden. Sie haben ihren Grund in der Vermehrung der Nachfrage nach den Früchten des Ackerbaues, denn wie solche zunimmt, so pflegt auch da, wo der Ackerbau noch weitere Ausdehnung leidet, derselbe durch bessere Bestellung, durch Ausrodung neuer Felder und durch Erweiterung der Viehzucht, verhältnißmäßig zu stärkerem Betriebe zu gelangen. Zur Vermehrung dieser Nachfrage tragen nun nicht bloß die eigentlichen Fabrikarbeiter mittelst ihrer persönlichen Consumtion bey, sondern es steigt solche in einer sehr zusammengesetzten Progression. Wo Fabriken etablirt sind, da lassen sich viele Handwerker nieder, denen die Wohnung, die Kleidung, das Hausgeräthe, die Fabrikinstrumente der Fabrikanten, reichliche Geschäfte und Unterhalt gewähren, und weil sowohl erstere als leztere aus eigener Erfahrung sich überzeugen, daß Gesundheit und Fleiß ein sattsames Auskommen versichern, so sind die Ehen und zahlreiche Familien unter ihnen äußerst gewöhnlich. Hiedurch vervielfältigt sich denn die Nachfrage in der Länge der Zeit mehr als einmal aufs neue. Fabriken aber, worin einheimische Producte verarbeitet werden, erwecken außerdem noch zu deren Erzeugung den lebhaftesten Eifer. Hiermit verbinden sich endlich diejenigen Vorzüge zugleich wieder, die vorhin gezeigtermaßen auch solche Ländereneigenthümer durch Fabrikanlagen gewinnen können, deren Ackerbau bereits bis zur höchsten Verbesserung gediehen ist, und auf diese Art bringen nicht selten erichtete Manufacturen ganz neue Schöpfungen hervor a).

Sind nun die Dienste, welche Fabriken, zur Erweiterung der Agricultur, und zur unmittelbaren oder mittelbaren Vermehrung des reinen Ueberschusses der Ländereyeinkünfte, mithin auch zur Vervielfältigung der einheimischen Reichthümer leisten, von der angeführten Erheblichkeit; so kann man den Gebrauch auswärtiger Fabrikwaaren nicht für unschädlich hal-

 ten,

a) Zum weiteren Nachdenken über die großen und wohlthätigen Würkungen, welche Fabriken und Manufacturen um sich her verbreiten, dienet unter andern Schlözers Erzählung von der Wollenweberey auf dem Eichsfelde in seinem Briefwechsel. Percivals Bemerkungen über den Zustand der Bevölkerung in Manchester und den umliegenden Gegenden im 19ten Stücke des Hannoverischen Magazins von 1778. Mösers Beantwortung der Frage: was muß die erste Sorge zur Bereicherung eines Landes seyn, in dem zweyten Theile seiner patriotischen Phantasien nr. XXXV. pag. 256.

ten, ohne die Vermehrung des Reichthums der Länder, als etwas gleichgültiges anzusehn.

Wer hingegen nach dieser trachtet, der erreicht seine Absicht durch Fabrikerrichtungen nicht nur aus den angeführten Ursachen, sondern auch noch von der Seite, daß der Profit, den die Fabrikanten nach Abzug aller Kosten und ihres Unterhalts übrig behalten, nebst demjenigen im Lande bleibt, was an Zöllen und sonstigen Abgiften, Speditionsgebühren und Transportkosten, für fremde Waaren auswärts bezahlt werden muß. Die Summen hievon belaufen sich gewiß für viele Provinzen Deutschlands sehr hoch, besonders wenn man sie von 10, 20 und mehreren Jahren zusammen rechnet.

Dem ohnerachtet möchte bey einer allgemeinen Handelsfreyheit des ganzen Erdbodens, der Gebrauch auswärtiger Fabrikwaaren völlig unschädlich seyn können, indem alsdann vielleicht fremde Nationen den Gewinn, den man ihnen verschaft, für einheimische Artikel wieder zurückschickten. Da aber schon in so vielen Ländern die Vergütung der Reichthümer, die sie aus andern Provinzen ziehn, durch Verbote fremder Waaren völlig gehemmt und die Handlungsbilanz gewonnen worden; so ist es unvermeidlich, daß dergleichen Provinzen gänzlich so sehr verarmen müssen, als eine Privatperson, deren jährliche Ausgaben die Einnahme übersteigen, wenn sie nicht ihren Ausflüssen Einhalt thun, und das, was sie zur Verbesserung der Glücksumstände fremder Fabrikanten beytragen, unter ihre arbeitenden Landesleute vertheilen.

Man sagt uns aus richtigen Gründen so viel schönes von der Nothwendigkeit vor, angrenzende Länder, und vorzüglich solche, die mit uns einen Handel führen, im Wohlstande zu erhalten, damit wir desto sicherer unsere Producte bey ihnen vortheilhaft umtauschen können. Warum wollen wir denn nicht mit Bereicherung unserer nächsten Nachbaren, derer die mit uns an einem Orte, in einerley Provinz wohnen, den Anfang machen, da wir doch bey diesen den sichersten, leichtesten und anhaltendsten Absatz zu gewärtigen haben, da wir an sie vieles vertauschen können, was bey Einwohnern entlegener Länder keinen Werth hat, weil es sich nicht verfahren läßt, oder die Transportkosten es über seinen eigentlichen Preis vertheuren würden? Was für einen Beynamen sollten wohl die Geschichtschreiber einem Regenten geben, der zur Aufnahme seines Handels alle einheimischen Fabrikanten in fremde Länder verwiese? Hat Frankreich bey Vertreibung der Hugenotten, und Salzburg bey der Emigration der Protestanten gewonnen oder nicht vielmehr die Provinzen, die diese Flüchtlinge mit dem Capitale der Industrie aufnahmen, das sie mitbrachten? Deutschland, das zu den Zeiten des Hanseatischen Bundes, durch seinen Fleiß den Ueberfluß so vieler anderen Nationen in seine Gewalt brachte, unterhält jetzt auf fremden

den Boden eine unzählige Menge Fabrikanten mit schweren Kosten für eigene Rechnung. Sollte es wohl nicht rathsam seyn, die durch verschiedene Conjuncturen und durch Klugheit fremder Nationen entführten Arbeiten, wieder zurück zu rufen? Die Besorgniß von andern dafür mit unsern Producten und Fabrikwaaren ausgeschlossen zu werden, kann wohl jetzt nicht mehr sehr in Betracht kommen, nachdem so viele nahe und entfernte Länder, ohne Nachtheil bereits darin den Vorgang gemacht. Hätte Großbritannien sich jener Bedenklichkeit wegen abhalten lassen, durch Beschwerung der deutschen und anderer fremden Leinen, einheimische Manufacturen von dieser Waare zu errichten, so würde es noch weit von den erstaunenden Progressen entfernet seyn, die es in Absicht der Verarbeitung des erwähnten Artikels gemacht hat b). Es hat vielen deutschen Provinzen den Gewinn entwandt, den sie vorhin für Verfertigung der gedachten Waare genossen, und dennoch bedienen sich selbige mehr als ehemals der Werke des Fleißes und der Geschicklichkeit der Engländer.

Ohnedem aber ist es doch wohl immer rathsamer einen positiven Gewinn anzunehmen, als solchen eines ungewissen möglichen Schadens wegen fahren zu lassen, es ist rathsamer offenbaren Verlust zu vermeiden, als sich denselben, eines der Möglichkeit nach daraus zu entspringenden Vortheils wegen zu unterwerfen, und gerade nach entgegen gesetzten Regeln würde man in vielen Fällen handeln, wenn man aus Furcht, den Absatz der eigenen Producte gänzlich einzubüßen, keine Mittel anwenden wollte, auswärtige Fabriken entbehrlich zu machen.

Bringen gleich nicht alle einheimische Fabriken neue Reichthümer ins Land, so erhalten sie doch wenigstens die schon erworbenen, wenn durch sie anders verhütet werden kann, daß keine größere Quantitäten fremder Producte und Waaren ausgehn als hinein kommen. Den Reichthum des Landes an baarem Gelde aber schätzen die Gegner der hier vertheidigten Grundsätze keiner Achtung werth, und dieses führt auch nunmehro zu der **dritten** Frage:

In wiefern kann sich ein Staat ohne Geld behelfen, und dessen Verminderung für unschädlich halten?

Es giebt ohne allen Zweifel Staaten, die des Geldes von Metall, das an sich einen Werth hat, gänzlich entbehren, und sonstige Vorstellungszeichen des Werths anderer Dinge gebrauchen können c). Ganz willkührlich sind dergleichen Zeichen für Länder, die bloß einen inneren Handel führen, oder mit den Fremden immer Producte gegen Producte vertauschen, oder die Hand-

b) Einen Begriff dieser wichtigen Progressen, giebt Herr Dohm im Deutschen Museum vom April und December 1776. S. 318-333. und 1109-1117.

c) Herr Guden hat in seiner Abhandlung vom schweren und leichten Münzfuße, im 1ten Cap. §. 1. viele hieher gehörende Beyspiele gesammelt.

Handlungsbilanz da, wo sie verkaufen und einkaufen, auf ihrer Seite haben, folglich einen Ueberschuß heraus bezahlt erhalten. Ist hingegen der Handel einer Nation nicht von der angeführten Beschaffenheit, so kann man sich zwar auch einer anderen Art Zeichen, als diejenige Nation, bedienen, womit man im Verkehr steht, doch wird es selten ohne schweren Verlust dabey ablaufen, wie die Nordamerikaner in ihrem Handel mit England, und die Einwohner auf Isle de France in dem Handel mit Frankreich, bey dem Gebrauche des Papiergeldes erfahren haben. Folglich darf es den Staaten der letzterwähnten Gattung schon in dieser Rücksicht nicht einerley seyn, ob sie sehr vom Gelde entblößt werden oder nicht. Denn gesetzt, das Agio auf papierne Münze, betrüge, wie es bey den Einwohnern auf Isle de France der Fall seyn soll, 40 pro Cent, so muß für jeden eingekauften Artikel der 100 Rthl. am Werthe enthält, noch 40 Rthl. Werth zugelegt werden. Wenn demnach die Ländereyeigenthümer eines solchen Landes, jährlich für 100000 Rthl. auswärtiger Producte consumirten, so litten sie bloß dadurch, daß sie selbige nicht in baarem Gelde bezahlen könnten, einen Schaden von 40000 Rthl. an dem Ueberschusse ihrer Ländereyeinkünfte, deren reiner Ertrag sich alsdann um so viel von selbst verringerte. Ein Schicksal dieser Art würde den mehrsten Provinzen Deutschlands bevorstehn, wenn sich einzelne derselben einfallen ließen, statt der silbernen und goldenen Münzen, Geld von geringerem Metalle, oder Papier, oder Leder einzuführen.

Freylich wird zwar der größte Handel bloß in Papieren durch Siegel und Unterschrift getrieben, und es ist immer ein Merkmal der Wichtigkeit des Handels, wenn selbst der ansehnlichste Vorrath an baarem Gelde, zu dem vorfallenden Umsatze nicht hinreicht. Aber was giebt diesem Papiere seinen Werth und Gültigkeit? Gewiß nur allein die Möglichkeit, das darin verschriebene Geld an diesem oder jenem Orte nach Gefallen zu heben. Eine Bank, die nicht auf eine und die andere Weise öffentliche Sicherheit darüber bestellt, daß sie eine jede zu präsentirende Note realisirt, findet gewiß keine Abnehmer für ihre Papiere. So wie diese Sicherheit, bey den englischen Stocks aus eingebildeten oder gegründeten Ursachen zu und abnimmt, so fallen und steigen sie im Preise. Als durch das Edict vom 21ten May 1720 die Französischen Papiere auf die Hälfte ihres Werths gegen baares Geld herunter gesetzt wurden, konnte man, wie Steuart in seinem Grundrisse der Staatswirthschaft sagt, 100 Millionen Papier in der Tasche haben, und dabey Hungers sterben. Alle Verschreibungen, die im Handel und Wandel so nützlich und unentbehrlich sind, erlangen demnach nur in sofern einen Werh, als man sich auf ihre Realisation verlassen kann. Dieses findet aber in einem Lande, wo bloß papiernes Geld im Umgange ist, keine Statt, und weil folglich

folglich dergleichen Geld nur denen Nutzen bringt, die aus solchen Provinzen Producte einkaufen; so ist auch nimmer zu erwarten, daß dessen Gültigkeit, ehe nicht überhaupt das metallene Geld abgeschafft wird, so allgemein werde, als die Gültigkeit einer öffentlichen Banknote, oder der Wechsel eines sicheren Handlungshauses. Man kann daher wohl keine Provinz, deren baares Geld täglich auf das sichtbarste abnimmt, mit Grunde darauf vertrösten, daß dieser Mangel durch papierne, lederne oder blecherne Münze wieder ersetzt werden solle.

Auch die Versicherung, welche man uns giebt, daß ein fruchtbares Land nie in Geldmangel gerathen könne, daß, so lange es Producte hervor bringe, man allezeit zum Eintausche Geld finden werde, es eben so wenige Vorsorge erfordere, wie man ein Land mit dem nöthigen Wein versehe, als woher es sich das bedürftige Geld anschaffen soll, kann uns nicht gegen einen nachtheiligen Verlust des baaren Geldes unbesorgt machen.

Die Wallachey und Ukraine, bringen bekanntlich alle Arten des Ueberflusses an rohen Producten hervor, und dennoch fehlt diesen Ländern Reichthum am baaren Gelde. Wie aber andere fruchtbare Staaten, die eine Zeitlang Geldschätze gesammelt, auch ohne auswärtige Kriege, sich dessen wieder entledigen können, davon läßt sich die Möglichkeit gar füglich auf folgende Art einsehn. Man denke sich ein Land, dessen Vorrath am baaren Gelde einem sechsjährigen Ueberschusse des Ertrages seiner Ländereyen und Fabriken gleich seyn soll. Man nehme ferner an, daß in diesem Lande, nach und nach ein großer Hang zum Gebrauche auswärtiger Producte und Waaren einreiße, und solcher jährlich die Ausgabe eines zweyjährigen Ueberschusses des Länderey- und Fabrikertrages nach sich ziehe, so wird nach Verlauf von sechs Jahren, alles baare Geld aus diesem Lande fortgeschickt seyn d). Nun muß freylich in dem Gebrauche fremder Bedürfnisse, von selbst eine Einschränkung entstehen, wenn anders die auswärtigen Nationen keinen Credit geben. Fahren aber dennoch die Einwohner fort, den jährlichen Länderey- und Fabriküberschuß, auf die vorherige Art zu verwenden, so ist es unmöglich, daß sie hierbey durch den Handel mit ihren Producten wieder zu baarem Gelde gelangen, oder gar den vorhin ersparten sechsjährigen Länderey- und Fabriküberschuß, zurück gewinnen könnten, und alsdann werden sich alle die lästigen Folgen einstellen, die mit Armuth am baaren Gelde, besonders unvermeidlich verknüpft sind, wenn ein Geldüberfluß vorher gegangen.

Der Zweck dieser Abhandlung verlangt deren sämmtliche Aufstellung nicht, es gnügt schon demselben, wenn ich

d) Mit solcher Schnelligkeit, wie hier bloß Beyspielsweise angenommen worden, wird zwar das baare Geld einer Provinz nicht leicht verschwinden. Nach einem bekannten Sprüchworte heißt es aber: **wer langsam geht, kömmt auch**, und dieses bestätigt sich, wenn das baare Geld in einem geringerem Verhältnisse nach und nach abnimmt.

ich nur diejenigen anzeige, die unmittelbar auf die Ländereyeigenthümer und den Ackerbau wirken.

Mangel am Gelde, (vorausgesetzt in solchen Ländern, denen es aus vorhin angeführten Ursachen nicht entbehrlich ist,) erschwert und vermindert den Absatz der Producte, die nur allein mit Vortheil im Lande verkauft werden können, schwächet zugleich die Hervorbringung aller übrigen, und verursacht endlich, daß theils die zur Betreibung des Ackerbaues vorgeschossenen Capitalien zurück gefordert, theils nicht leicht neue zu diesem Behuf verwendet werden.

Wo wenig Geld im Umlaufe ist, da gebricht es gewöhnlich an gutem Verdienste, es vermindert sich deshalb daselbst nicht nur leicht die Volksmenge, sondern die bleibenden Einwohner ersinnen auch alle mögliche Einschränkungen, um mit ihrem geringen Unterhalte auszukommen. Beydes veranlaßt denn, daß diejenigen Producte, welche nicht zur äußersten Nothwendigkeit gehören, gar nicht verkauft werden können, und andere, die ganz unentbehrlich sind, in sehr geringen Preisen stehn. Die abnehmende Nachfrage bewegt den Landmann, wenigere Producte als vorhin anzuziehn. Er verliert folglich auf vielfache Art an dem reinen Ertrage seiner Ländereyen. Dennoch bleiben die auswärtigen Producte und Waaren, deren er etwa bedarf, so theuer als sie vorher gewesen, und hieraus entsteht eine neue Verkleinerung seines Ueberschusses. Die Circulation geht langsam von statten, einer bleibt dem andern schuldig. Will der Ländereyeigenthümer nicht um allen Absatz kommen; so muß er vieles von seinen hervorgebrachten Früchten zu Borge weggeben. Die Auflagen können ihm hingegen nicht creditirt werden, er ist daher genöthiget, zur Unzeit Vieh und Korn zu versilbern, und sich nicht selten sogar von demjenigen loszumachen, ohne welches er weder den nöthigen Dünger gewinnen, noch den Pflug in die Erde bringen kann. Die Seltenheit des Geldes erhöhet die Zinsen, und darum geben sich nicht gerne Capitalisten damit ab, ihre Baarschaften in Ländereyen anzulegen, die alsdann mehrerer Ursachen wegen im Werthe fallen. Rührt die Abnahme des Geldes noch dazu von einer Verschwendung her, welche die Einwohner eines Landes in dem Verbrauche auswärtiger Natur- und Kunstproducte begehn, so verzehren viele nach und nach das Vermögen, das in dem Ackerbaue steckt, und ziehn es von ihren Gläubigern zurück. Nicht weniger consumirt ein Theil der Ländereyeigenthümer seine eigenen Capitalien, womit er den Haushalt betrieben, sie halten den zum Dünger und Bestellung nöthigen Viehstapel nicht im Stande, sie verkaufen nicht selten ein beträchtliches von der Einsaat, und lassen ganze Felder unbestellt liegen. Es entstehn Concurse und Administrationen, während welcher sehr oft der Acker geraume Zeit ganz unbebauet bleibt, oder doch selten in der Art genutzet wird, wie ihn ein fleißiger Eigenthümer gebrauchen würde. — —

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

92tes Stück.

Montag, den 15ten November 1779.

Fortsetzung der Betrachtungen über einige neuere Zweifel wider den Nutzen der Fabriken und Manufacturen in fruchtbaren Staaten, und die zu ihrem Aufkommen gebräuchlichen Beförderungsmittel.

Diese kurze Schilderung der Wirkungen des Geldmangels auf die nützlichste und vornehmste Classe aller Einwohner, ist nicht nach einem Ideale, oder gar nach einer phantastischen Carricatur entworfen, sondern kann mit Originaldocumenten aus vielen Gegenden Deutschlands belegt werden, wo theils ein allgemeiner Hang zu auswärtigen Speisen, Getränken, Kleidungen und Meublen, theils die traurigen Miswachsjahre von 1771 und 1772, ungeheure Summen des umlaufenden Geldes in die Fremde geführt haben.

Wie weit Mangel am Gelde ganze Staaten in das tiefste Elend bringen kann, nachdem man einmal gewohnt ist, alles Verkehr durch Münzen zu treiben, die an sich, auch ohne Stempel, einen innern Werth haben, folglich, so lange diese Einrichtung fortwährt, nicht bloße Zeichen, sondern wahre Vergütungsmittel alles dessen sind, was man für sie eintauscht, das lehrt uns die Geschichte Frankreichs in der letzteren Lebenszeit Ludewigs des Vierzehnten, und Schweden unter Carls des Zwölften Regierung, und nach seinem Tode, fast bis auf unsere Zeiten.

Nach dem Laufe der Dinge darf man zwar nicht ganz darüber verzweifeln, daß selbst die dürftigsten Länder sich dereinst wieder aus ihrer Armuth erheben. Allein sollte man darum wohl weniger vorsichtig mit seiner Gesundheit umgehn, weil oft die gefährlichsten Kranken am geschwindesten wieder genesen? Ist es nicht besser, alle Krankheit verhüten, als, in Hoffnung einer baldigen Wiederherstellung, jeder Gefahr eines körperlichen Uebels mit offenen Armen entgegen laufen, ist es nicht besser, wenigstens so lange als möglich, seine Gesundheit zu erhalten, wenn sie gleich dereinst nothwendig mit Krankheit abwechseln muß?

Alle Art des Geldüberflusses ist indessen eben so wenig immer vortheil-

 haft,

haft, als aller Mangel in gleichem Verhältnisse schädlich. Auf jeden geographischen Grad des Erdbodens ein Peruanisches Bergwerk, oder eine Goldküste von Guinea hinwünschen, wäre die größte Thorheit, wenn irgend ein Zauberstab diesen Wunsch in Erfüllung bringen könnte. Geld, das ohne Industrie erworben, ohne Arbeitsamkeit vermehrt wird, ist mehrentheils eine Mutter des Müssiggangs und der Trägheit, wie Spaniens Beyspiel hinlänglich beweiset. Wenn hingegen Fleiß und Geschicklichkeit Reichthümer verleihen, so erweckt und belebt dieses eine nützliche Beschäfftigung nach der andern, jeder bringt etwas hervor, um denen, die bereits Ueberfluß erworben haben, nachzukommen; davon zeugen England und Holland. Es kann Staaten geben, die bey wenigem Gelde in der glücklichsten Verfassung sind. Wenn aber Staaten einmal Ueberfluß an baarem Gelde gehabt, und hernach hieran Mangel leiden; so ist es ein gewisses Kennzeichen des Verfalls ihres vorherigen Wohlstandes. Man kann nach einem Gleichnisse, das schon mehrere gebraucht haben, die beste Gesundheit genießen, ohne fett zu seyn, nimmt aber ein starker Körper sehr ab; so ist es ein zuverläßiger Beweis seines Uebelbefindens. Merkt man nun, daß der Grund der Verminderung des Geldes von einem nachtheigen fremden Handel herrührt, soll man alsdann diesem geruhig seinen Lauf lassen, mithin sich den Folgen der Geldabnahme immer weiter unterwerfen, oder sie lieber durch Verminderung des Geldausflusses zu hemmen suchen?

Ich habe die Möglichkeit eingestanden, daß ein Land, worin wenig Geld circulirt, nicht immer Ursache habe, sich größere Reichthümer an Gold und Silber zu wünschen. Allein ohne diese Metalle lassen sich, wenigstens in der heutigen Europäischen Welt, keine große Unternehmungen ins Werk richten. Die Crimm würde schwerlich unabhängig geworden, und der Handel auf dem schwarzen Meere vermuthlich für Rußland noch verschlossen seyn, wenn nicht die weise Catharina zur Vollführung dieses noch bey den spätesten Nachkommen Bewunderung erregenden Plans, im voraus unermeßliche Schätze gesammlet hätte. Schwerlich würde Pfalz aus den großmüthigen Händen Friederichs Bayren zurück empfangen haben, wenn nicht dieser für jeden Beynamen zu erhabene Monarch, durch Anhäufung eines Geldvorraths, den außer ihm noch niemand genau gezählt, eine so unvergeßliche That möglich gemacht hätte. Die Erndten der ganzen Welt, können von vielen Jahren in einem engen Raum zusammengeschlossen werden, wenn man ihren Werth in Gold und Silber niederlegt. Wie wäre es doch aber jemals möglich gewesen, die ganze Consumtion der großen Heere und Flotten, welche zu obigen Unternehmungen gebraucht worden, lange Zeit vorher in Magazine zusammen zu bringen? wie wäre es möglich gewesen,

sen, alle dabey erforderliche Krieges- und Lebensbedürfnisse, jenen Flotten und Armeen, die zum Theil so weit entfernt agirten, in natura nachzuschicken? Würde man wohl zu unsern Zeiten alle zu diesen großen Expeditionen aus fremden Provinzen gelieferten Nothwendigkeiten für papiernes, ledernes oder blechernes Geld, ohne Hoffnung dergleichen Münzzeichen gegen Gold und Silber wieder auszuwechseln, haben einkaufen können? Würde endlich Rußland und Preußen die erhaltenen Vortheile lange zu behaupten sich schmeicheln dürfen, wenn die darauf verwandten großen Kosten, sogleich durch Auflagen oder Anleihe hätten sollen angeschafft werden, und nicht schon im voraus nach und nach erübriget wären?

Wie sich nun aus dem angeführten ergiebt, daß Gold und Silber vorjetzt noch nicht zu den entbehrlichen Dingen gehört, die man, gleich anderem Unrathe, einem jeden gerne überlassen muß, der die Gefälligkeit hat, uns davon zu befreyen; so scheint es auch mit der zuverlässigsten Wahrscheinlichkeit vorher gesagt werden zu können, daß diese Metalle bis ans Ende der Welt, unter den Europäischen Völkern, allgemeine Vergütungsmittel einer jeden anderen Sache von Werthe bleiben werden. Sollten jedoch, wieder alle glaubhafte Vermuthung, papierne, lederne oder blecherne Münzen gleiche Macht und Ansehn mit ihnen dereinst erlangen; so wird deren Mangel in diesem oder jenem Staate eben so große Zerrüttungen anrichten, als gegenwärtig die Armuth am Gold- und Silbergelde verursacht, und es immer äußerst bedenklich seyn, ein Land von ihnen zu sehr entblößen zu lassen. Denn der süße Gedanke, für jede ausgehende Million, zehn andere wieder stempeln lassen zu können, möchte schwerlich dauerhafte Beruhigung hierüber gewähren. Ein gar zu großer Ueberfluß an Gold und Silber, würdiget diese vorjetzt an sich selbst einen Werth habende Waare sehr herab, wenn man sie gegen andere vertauscht, die seltner sind; um so weniger aber würden Münzen von Papier, Leder oder Blech, deren ganzer Werth in dem darauf geprägten Stempel bestünde, etwas gelten, wenn man diese Stempelung ins unendliche vervielfältigte. Gleichwohl kann ohne Münzzeichen nie ein beträchtliches Verkehr betrieben, folglich weder Ackerbau noch Manufactur, noch Handlung aufkommen, und auch kein Privatreichthum erworben, kein öffentlicher Schatz gesammlet werden. Man wähle demnach zum Vorstellungszeichen des Werths anderer Dinge was man will, so ist es immer mit nachtheiligen Folgen verknüpft, wenn ein Land an solchen Zeichen verarmt. Doppelt schädlich sind jedoch die Folgen, wenn die Materien, worauf das Münzzeichen steht, einen inneren eigenthümlichen Werth haben, wenn man entbehrliche Producte damit vergütet, die durch ihren Gebrauch gleich allen Werth verlieren, wenn man dem

Ackerbau, den inländischen Fabriken, dem innern Handel die Seele raubt, und für vergängliche Waare, welche die Mode unter unsere Bedürfnisse gesetzt hat, die Gefilde fremder Völker blühend macht, ihnen Städte, Flecken und Dörfer bauet, und allen arbeitsamen Einwohnern derselben reichen Ueberfluß verleihet.

Die gewöhnlichsten Mittel derer man sich bedienet, um nachtheilige Geldausflüsse zum Stillstand zu bringen, pflegen in Verboten fremder Waaren und Producte, und deren Belegung mit schweren Abgiften zu bestehen. Neuere Politiker tadeln beydes. Man behauptet, es bedürfte dieser Vorkehrungen nicht, wenn die auswärtigen Producte und Waaren mit den einheimischen in einerley Preise stünden, wollte man aber den Unterthanen den geringeren Einkaufspreis nicht gönnen, so erschwerte man ihnen die Unterhaltungskosten, und entzöge insonderheit dem Ländereyeigenthümer, auf welchen zumal aller Schaden hievon fiele, wenn die Sache durch einen Impost gezwungen werden sollte, einen Theil des Ertrages seines Ackerbaues. Ich füge aus der Ursache noch die **vierte Frage** hinzu:

Entsteht jedesmal durch Verbote auswärtiger Producte und Waaren, oder durch deren Belegung mit Imposten, eine Vertheurung des Unterhalts, und wenn diese erfolgt, ist sie in allen Fällen dem Ackerbau schädlich?

Ehe ich in die Untersuchung dieser Frage weiter hineingehe, halte ich es für nöthig, noch vorher anzumerken, daß nicht immer der Grund der Abneigung gegen den Gebrauch einheimischer Producte und Waaren von der besseren Güte oder dem geringeren Preise der auswärtigen herrührt. Sehr oft liegt die Schuld davon bloß an Vorurtheilen, oder auch an dem guten Willen der einheimischen Kaufleute, den einländischen Fabriken fortzuhelfen a). Ein Paar Beyspiele mögen diesen Glauben rechtfertigen. In einer angesehenen deutschen Stadt verfertigt man Points in ganz vorzüglicher Güte. Jährlich werden davon große Quantitäten nach Paris verschickt und nach ihrer wahren Herkunft unter dem Na:

a) Ein Schriftsteller aus der ersten Periode dieses Jahrhunderts, Johann Georg Förderer Edler von Richtenfels, klagt schon in seinem politischen Lustgarten eines Regenten, im 5ten Cap. S. 36. über den Haß der Kaufleute gegen einheimische Manufacturen, mit folgenden Worten: Die Kaufleute und Krämer seyn abgesagte Feinde der einheimischen Manufacturen, weil sie damit nicht also wie mit Fremden Wucher treiben können. Daher kommt es auch, wenn man diese Leute bey Etablirung der Manufacturen mit zu Rathe ziehet, daß sie nimmer einen guten Rath geben, sondern immer Hindernisse fürzubringen wissen. Ja dieser Leute viel seynd so Gott- und Ehrenvergessen, daß, wann eine Manufactur im Lande anfänget in Flor zu kommen, sie selbige aus obangezogener Ursach gleich

Namen von Points d' — daselbst verkauft. An dem Orte ihrer Entstehung dürfen sie sich aber nicht so bloß geben, man legt ihnen allda die Benennung der Points d'Alençon bey, und der Kaufmann, der ihnen diese Maske abzöge, würde gewiß mit seiner Waare bey Damen und Herren von der Mode ein schlechtes Glück machen. Mir ist ferner eine Zuckerfabrik bekannt, die untadelhafte Waare liefert, und innerhalb der Provinz, worin sie belegen ist, wohlfeiler als Fremde verkäuft. Dennoch wird daraus an einheimische Handlungen überhaupt wenig, vorzüglich aber an diejenigen, die sich zunächst bey ihr befinden, fast gar nichts abgesetzt. Außer Landes verschickt sie hingegen sehr viele Waaren, und diesem fremden Handel hat sie mehr als dem einheimischen ihr gutes Fortkommen zu verdanken.

Hieraus entscheidet sich nun schon der erste Theil der vorgelegten Frage von selbst, da nemlich nicht immer der Widerwille gegen einheimische Waaren und Producte durch den geringeren Preis der auswärtigen verursacht wird; so zieht auch nicht jedes Verbot der letzteren, eine Erhöhung der Preise des Artikels nach sich, wovon die Einfuhr untersagt worden. Zur Erläuterung davon wird folgendes Exempel hinreichen. Die Einwohner einer deutschen Provinz, die großen Reichthum an Hornvieh besitzt, hatten ihre verzärtelten Zungen an auswärtiges Rindfleisch gewöhnt, und wurden ihnen daher jährlich beträchtliche Heerden fremder Ochsen zugeführt. Weil aber mit selbigen von verschiedenen Jahren eine sehr bösartige Viehseuche herein kam, so ist seitdem allem fremden Hornvieh, der Zugang allda versperret worden. Die Ländereyeigenthümer, welche nunmehr eines zuverläßigen Absatzes ihres entbehrlichen Viehes versichert waren, zogen mehr Schlachtochsen als vorher auf, und nutzten die Gegenden, wo es in gedachter Provinz Fettweiden giebt, zur Mastung. Von dieser Zeit an kauft man das Rindfleisch daselbst wohlfeiler als damals an, wie noch die fremden Trifften hereingelassen wurden, und keiner unter den Einwohnern, der nicht seine vornehmste Glückseligkeit auf der Zunge trägt, beschwert sich über die angeführten glücklichen Folgen der überstandenen traurigen Seuche. Was in diesem Beyspiele die Erfahrung von

 einem

gleich zu unterdrücken und zu ersticken suchen, indem sie conspiriren, die im Land fabricirte Waaren entweder gar nicht zu verhandeln, oder doch um einen solchen Preis nicht anzunehmen, daß der Handwerksmann dabey bleiben, sondern dabey verderben, folglich die Manufactur an sich selbst wieder untergehen muß.„

So sehr auch die jetzige Denkungsart derjenigen ungleich geworden ist, welche zu den Zeiten, da diese Klage niedergeschrieben worden, herrschte; so scheinen doch über den angeführten Punkt, ein großer Theil der deutschen Kaufleute, einerley Gesinnungen mit denen beybehalten zu haben, die ein halbes Seculum vor ihnen gelebt haben.

einem Naturproducte gelehrt hat, das wird auch bey Fabrikwaaren eintreffen, wenn nemlich die einheimischen Artikel nicht vor dem Verbote der auswärtigen theurer als diese gewesen, so steigt ihr Preis nachher gewiß noch weniger, vorausgesetzt jedoch, daß mehrere Fabriken im Lande sich mit Verfertigung der Waaren abgeben, indem sonst das Verbot zugleich ein Monopolium einführt, dem ich nicht das Wort zu reden Neigung habe. Unter mehreren Fabriken entsteht sofort eine Concurrenz, und eine hält die andere in Steigerung der Preise zurück. Die Zuverläßigkeit der Abnahme vergrößert bald die Anzahl derer, die sich mit Verarbeitung solcher Waaren beschäfftigen, und je mehr diese sich häuft, desto stärker ist der Trieb, auf Vortheile zu Ersparung der Kosten der Arbeit zu raffiniren, welche mit der Zeit gemeiner bekannt werden und gleichfalls das ihrige zur Verminderung des Waarenpreises beytragen.

Indessen läßt sich jedoch nicht die Untersagung aller fremden Producte und Waaren, oder deren Belastung mit einem Imposten ohne Unterschied vertheidigen, und darf man eben so wenig behaupten, daß ein jeder Staat mit gleichem Nutzen eines oder das andere der erwähnten Mittel zur Beförderung der Fabriken ergreifen könne. Ob aber in einem oder dem anderem Falle ihr Gebrauch rathsam sey, das muß ich nach Verschiedenheit der Umstände, einem jedem zu prüfen und zu beurtheilen überlassen, der alle dabey zu betrachtenden speciellen Provinzialbedenklichkeiten auf das genaueste kennet. Hier wird und kann man weiter nichts erwarten, als noch eine allgemeine Untersuchung darüber, ob bey der Ueberzeugung, daß das Verbot oder die Belastung auswärtiger Producte der Natur und des Fleißes, ihrem Endzwecke entsprechen werde, bloß die Frage, dem Ackerbau hinderlich und schädlich zu seyn, einen Grund abgeben könne von dergleichen Verboten oder Imposten abzustehn, wenn damit eine Vertheurung der Lebensmittel verknüpft ist?

Die andere Hälfte der Frage, welche zu dem Ende oben aufgegeben worden, theilt sich in zwey Abschnitte, und erfordert zuerst, auf eine solche Vertheurung des Unterhalts Rücksicht zu nehmen, die durch gänzliche Verbote gewisser auswärtiger Producte und Waaren verursacht wird. Eine völlige Möglichkeit, daß dergleichen Vertheurung des Unterhalts dem Ackerbau schädlich sey, steht wohl nicht zu leugnen, sie findet aber nur alsdann statt, wenn es unentbehrliche Nothwendigkeiten sind, deren Preis gesteigert worden, wenn sie in großer Menge gebraucht werden, und der Zusatz des Preises von der Beschaffenheit ist, daß der Landmann ein beträchtliches von dem Ueberschusse des Ertrages seiner Ländereyen dadurch einbüßt, außerdem und ohne völligen Zusammenfluß dieser drey Voraussetzungen wird solche schwerlich dem Ackerbau zur Hinderniß gereichen. Durch Beyspiele einiger unschädlichen Vertheurungen wird die Sache am besten aufzuklären seyn.

Es

Es giebt Producte von sehr wichtigem Ertrage, die ohne Verarbeitung gar keinen Werth haben, weil sie entweder zu allgemein sind, oder in ihrer ursprünglichen Verfassung nicht wohl transportirt werden können. Dahin gehört z. B. die Salzsöhle, alle Arten von Thon, und die Materialien woraus das Glas verfertigt wird. Gesetzt nun das Salz, die irdenen Geschirre, die Glaswaaren, könnten aus unabwendigen Ursachen zu dem Preise nicht völlig verarbeitet werden, wozu sie die Nachbarn herein lieferten, und man müsse daher jene Producte ganz unbenutzt lassen, wenn nicht alle auswärtige Salze, irdene Geschirre und Glaswaaren völlig verboten würden. Gesetzt das reine Einkommen des ganzen Landes könnte dadurch jährlich an 50000 Rthlr. vermehrt werden, und die Kosten der Hervorbringung dieser vermehrten Landeseinnahme käme jedem pflichtigen Ländereyeigenthümer, wegen des höheren Preises der genannten Artikel, jährlich au seinige Groschen zu stehn, sollte alsdann dieser geringe Verlust wohl den mindesten Einfluß auf die Abnahme des Landbaues haben, sollte es wohl rathsam seyn, jenen großen Gewinn fahren zu lassen, damit dieser unerhebliche Abgang an dem Ertrage des Ueberschusses der Ländereyeigenthümer vermieden würde? Ein guter Hauswirth läßt darum nicht gleich ein Feld ganz unbebauet liegen, weil es der Entlegenheit oder sonstiger Ursachen wegen etwas mehr Bestellungskosten als andere Felder erfordert. So darf man auch in dem Staatshaushalte einen kleinen Aufwand nicht achten, wenn dadurch ungleich wichtigere Vortheile zu erreichen stehn. Obige Beyspiele sind nicht die einzigen, bey welchen man sich eine Vertheurung verschiedener Bedürfnisse, ohne Bedrückung des Landhaushalts denken kann, um jedoch die schon längst überschrittenen ersten Grenzen dieser Betrachtungen nicht noch weiter auszudehnen, enthalte ich mich weiterer Zusätze, und bemühe mich nur noch zu entwickeln, ob alle Imposten, wodurch eine Vertheurung von gewissen Waaren und Producten entsteht, dem Ackerbau ohne Ausnahme nachtheilig sind?

Wenn uns solches die Anhänger des physiocratischen Systems versichern wollen, so leiten sie den Beweis davon aus dem schon einmal angeführten Grundsatze ab, daß alles Einkommen eines Staats von den Ländereyeigenthümern hervorgebracht werde, und folglich auch jede Auflage unmittelbar oder mittelbar ihren Erwerb treffe, sie werde von ihnen selbst, oder von der besoldeten, oder der arbeitenden Classe erhoben b).

Daß die Voraussetzung dieses Arguments

b) Umständliche Prüfungen dieses Systems, in so ferne man daraus die besten Mittel zur Erhebung einer Auflage beurtheilt, enthalten das Hannoversche Magazin von 1778. im 48. 49. 50 und 51ten Stücke, und das deutsche Museum vom Jahr 1778.

guments an sich nicht völlig passend sey, weil auch die arbeitende Classe zu dem Staatseinkommen durch einen Theil des Werths der Werke ihres Fleißes mit beyträgt, ist schon vorhin dargethan worden. Ueberdem aber kömmt an diesem Orte gar nichts darauf an, wie weit solche Grund habe oder nicht, sondern es bedarf bloß der hievon abstammende Schluß einer näheren Beleuchtung, ob nemlich jede Auflage, sie mag bestehn worin sie will, am Ende von den Ländereyeigenthümern bezahlt werde, und ihnen deshalb solche in jedem Falle zur Last gereiche?

Was dazu erfordert werde, um sagen zu können, es erlegt jemand unmittelbar eine Abgabe, das läßt sich ohne Schwürigkeit einsehn, die Worte erklären die Sache von selbst. Geschieht hingegen die Entrichtung der Abgabe mittelbar, so entstehn auch Verwickelungen, die genauer aufgelöst werden müssen, wenn man den lasttragenden Theil, recht deutlich erkennen will.

Mir offenbaren sich nur dreyerley Wege, auf welchen den Ländereyeigenthümern mittelbar eine Abgift zugewälzt werden kann. Einmal würde dieses geschehen, wenn die Unterhaltung der besoldeten Classe, die jene aufbringen, entweder bey ihrer ersten Bestimmung schon darnach mit angeschlagen, oder in der Folge erhöhet würde, um gedachte Classe der Auflagen wegen, welche sie unmittelbar oder mittelbar bezahlt, schadlos zu halten; zweytens wenn die Fabrikanten und Handwerker, einer Auflage wegen den Preis ihrer Arbeiten steigern, und die Ländereyeigenthümer von dergleichen Arbeiten etwas kaufen, und drittens, wenn die Abgabe von einer Waare erhoben wird, und derjenige, der sie zuerst ausgelegt hat, selbige bey dem Verkaufe an den Ländereyeigenthümer wieder zurück zieht, das heist, sie mit auf den Preis der Waare schlägt.

Der Schluß folgt künftig.

Anfrage.

Alle unsere Zeitungen erzählen jetzo von kriegerischen Begebenheiten zur See, und jede Zeile spricht von Linienschiffen, Fregatten, Cutters, Branders, Bombardiergalliotten und vielen andern Arten von Schiffen, von welchen allen sich die wenigsten eine rechte Idee machen können. Es wird daher gewünscht, in diesen Blättern eine gewiß jedem angenehme umständliche Beschreibung aller dieser und sonstiger jetzt gewöhnlichen Arten Schiffe verschiedener Nationen, deren Einrichtung und Gebrauchs zu lesen.

Hannoverisches Magazin.

93tes Stück.

Freytag, den 19ten November 1779.

Schluß der Betrachtungen über einige neuere Zweifel wider den Nutzen der Fabriken und Manufacturen in fruchtbaren Staaten, und die zu ihrem Aufkommen gebräuchlichen Beförderungsmittel

In allen anderen Fällen ist es ganz ohnmöglich, daß der Ländereyeigenthümer mittelbar von einer Abgabe beschwert werde. Denn, obschon in den mehrsten Staaten die Ländereybesitzer den beträchtlichsten Theil des jährlichen allgemeinen Einkommens hervorbringen; so hören sie doch gleich nach der ersten Ausgabe auf, Eigenthümer davon zu seyn. In Ansehung dessen, was sie zur Unterhaltung der besoldeten Bediente aufbringen, nimmt ihr Eigenthum ein Ende, so bald sie diese Abgift in die öffentliche Classe niedergelegt haben. Ja sie erhalten auf gewisse Weise nie ein völliges Eigenthum dessen, was von ihren Grundstücken zu Staatsbedürfnissen entrichtet werden muß, sondern der Theil des Grundstücks, der erforderlich ist, um dergleichen Abgiften zu bestreiten, ist gleichsam auf beständig zu diesem Behuf dem Staate angewiesen und verpfändet worden. Das anscheinende Paradoxe dieser Idee verliert sich, wenn man der Art und Weise eingedenk ist, wie man gewöhnlich bey dem Verkaufe belasteter Grundstücke zu verfahren pflegt. Man bringt nemlich nie den völligen Ertrag eines solchen Grundstücks in Anschlag, sondern wenn z. B. dieser 500 Rthlr. in allem enthielte, und jährlich 20 Rthl. Realabgiften davon zu bezahlen wären, so wird man nicht den Werth des Guts bey dem Zinslaufe von 5 pro Cent, auf 10000, sondern nur auf 9500 Rthlr. schätzen, weil man gleichsam den Theil desselben, wovon jene 20 Rthlr. jährlich aufkommen, als ein Eigenthum des Staats betrachtet, das nicht mit ins Commercium tritt, und folglich auch nicht bezahlt zu werden braucht. Es mag indessen so viel wahres und falsches in jener Vorstellung liegen als da will, so bleibt doch dieses immer unwidersprechlich, daß die Ländereybesitzer, an den Besoldungen der Bedienten kein Recht mehr behalten, so-

bald solche denen zu dem Ende bestellten Receptoren eingehändigt sind. Die Bediente können ihre Besoldungen anwenden wie sie wollen. Erübriget Jemand was davon, so erspart er solches nicht den Ländereyeigenthümern, sondern sich selbst. Disponirt Jemand über ein erspartes Vermögen von der Art; so dürfen diejenigen, welche zuerst diesen Theil der Besoldung aufgebracht haben, nicht als Regredienterben solchen Nachlaß in Anspruch nehmen, sondern er gebührt dem nächsten Verwandten oder dem besonders ernannten Nachfolger. Die besoldete Classe besitzt also ein wahres Eigenthum, wenn ihr gleich keine Ländereyen zugehören. Eben das gilt auch von den Fabrikanten, Professionisten, und allen übrigen Arbeitern. Wenn der Tuchweber ein Stück Tuch, der Schuster sein Paar Schuhe einem Ländereyeigenthümer verkauft, so giebt er jenem gerade nichts mehr dafür am Werthe, als er von ihm zurück erhält. Der Ländereyeigenthümer empfängt die erhandelte Waare zum Eigenthum, warum nicht mit gleichem Rechte der Tuchmacher und der Schuster, das dafür gelösete Geld?

Nunmehro wird aber auch gezeigt werden müssen, daß nicht alle Auflagen in vorbeschriebene drey Wege einschlagen, um es außer Zweifel zu setzen, daß Impossten und sonstige Abgiften möglich sind, wovon die Ländereyeigenthümer gar nichts tragen. Exempel können hierüber wiederum die beste Erläuterung geben. Wenn ein ausländischer Stoff belegt würde, womit nur die ersten Stände sich zu kleiden gewohnt wären, und die öffentlichen Cassen zögen jährlich durch diese Auflage einige Tausend Thaler von den besoldeten Bedienten, zu deren Aufbringung sie entweder einen Theil ihres jährlichen Ueberschusses anwendeten, oder ihre Ausgaben für andere entbehrliche fremde Kleidungsstücke einschränkten, was könnten doch die pflichtigen Ländereyeigenthümer hievon empfinden, so lange sie nicht jener Auflagen wegen, mehr als vorhin, zu den Besoldungen der Bedienten beytragen müßten, welches bis jetzt in dergleichen Fällen ungewöhnlich gewesen, und die Absicht einer solchen Auflage, gänzlich vereitlen würde? Der Kaufmann, der den Impost auslegt, fordert selbigen nicht von denen zurück, die andere Artikel bey ihm erhandeln, sondern von denen die jene Stoffe verbrauchen. Keine andere Waare, keine Arbeit des einländischen Fabrikanten oder Handwerkers steigt dadurch im Preise.

Eben dieses trifft auch bey allen übrigen entbehrlichen fremden Consumtibilien und Kleidungsstücken ein. Man wird nie gehört haben, daß nach Einführung eines Imposts auf Wein, Kaffee, Zucker, Seidenzeuge, Stickerey u. d. gl. der Tuchweber, der Strumpfwirker, der Hutfabrikant, der Schuster, der Schmidt, der Rademacher, seine Arbeit und Waare auch um einen Pfennig theurer als vorher verkauft hätte, um sich für dasjenige,

was

was er etwa jährlich an obige Auslagen verwendet, wieder schadlos zu halten. Die belegten Artikel steigen so viel im Preise, als der Werth des darauf gesetzten Imposts beträgt. Wenn aber der ländereyeigenthümer sich ihres Gebrauchs enthält, so bleibt er von dieser Abgift gänzlich befreyet. Dergleichen Auflagen mögen auch noch so sehr vervielfältiget werden; so können sie demohnerachtet den pflichtigen ländereyeigenthümer nur alsdenn treffen, wenn er die Thorheit begeht, und Artikel der vorangeführten Art unter seine Bedürfniß aufnimmt. Denn der Fabrikant, der Handwerker, wird durch eine unvermeidliche Nothwendigkeit gezwungen, nichts desto weniger seine Waaren und Arbeiten, zu den alten Preisen zu verkaufen. Viele unter ihnen sind nemlich immer vernünftig und haushälterisch genug, daß sie die unnützen Ausgaben für solche entbehrlichen Sachen, ohne deren Gebrauch die Vorwelt in glücklicheren Umständen als ihre Nachkommen gelebt hat, völlig vermeiden. Weil sie nun deshalb jener Entschädigung nicht benöthigt sind; so tritt auch kein Grund bey ihnen ein, mit den ehemaligen Preisen ihrer Arbeiten eine Aenderung vorzunehmen. Die übrigen aber, welche sich von Sklaverey der Mode hinreißen lassen, müssen entweder umkehren und dem guten Beyspiele der ersteren folgen, oder sich mit einem geringeren Ueberschusse ihres Arbeitslohns begnügen, indem sie durch den mindesten Zusatz zu selbigen, alle Kunden von sich abkehren und denen zuwenden würden, welche den alten Preis beybehalten.

Bis hieher ist bloß dargethan worden, daß Verbote auswärtiger Producte und Waaren und Belastungen derselben existiren können, die theils gar keine Vertheurung des Unterhalts nach sich ziehn, theils wenn sie solche bewürken, dem ländereyeigenthümer und dem Ackerbau gar keinen Nachtheil verursachen. Allein es giebt auch Verbote und Auflagen jener Art, die gerade zu dem Ackerbau die wesentlichsten und ersten Dienste leisten, und den Ertrag der ländereyen um ein ansehnliches zu erhöhen fähig sind. Beyspiele davon mögen abermals die Stelle des Beweises hier vertreten.

An eines, welches hiezu behülflich ist, wird man sich schon aus dem vorher gegangenen von selbst erinnern, nemlich an das angeführte Verbot des fremden Hornviehs in einer deutschen Provinz. So lange daselbst noch ausländisches Hornvieh aus Maschgegenden zugelassen wurde, wagte es kein ländereyeigenthümer Wiesen und Weiden zur Mastung einzurichten, weil theils aus Vorurtheil, theils wirklicher Vorzüge wegen, die jedoch nur allein feinen Geschmacksorganen zu gute kamen, das auswärtige Vieh lieber als das einheimische gekauft wurde. Seitdem hingegen obiges Verbot ergangen und fortdauert, hat man Districte, die sonst nur zur Heuwinnung dienten, zu Fettweiden angewandt, und der Ertrag derselben ist

dadurch um ein ansehnliches erhöhet worden, ohne daß das Publicum, wie man vorhin bereits gesehn, die mindeste Beschwerde hiedurch erlitten, die irgend einige Achtung verdiente.

Ohnläugbare Erfahrungen haben gelehrt, daß während der Amerikanischen Händel der Tobacksbau in Deutschland für die ländereyeigenthümer sehr viel einträglicher als der Kornbau gewesen. Wenn nun in einem Staate, der an sich großen Ueberfluß an Korn hätte, oder aus der Nachbarschaft solches für geringe Preise ankaufen könnte, mithin keinen Mangel oder Theurung davon befürchten dürfte, von jener Zeit her aller auswärtiger ordinaire Toback entweder ganz untersagt, oder schwer belegt worden wäre, um die ländereyeigenthümer auf diesen Zweig des Ackerbaues zu lenken, so leidet es keinen Zweifel, daß selbige unterdessen ihr Einkommen um ein beträchtliches würden vermehrt haben, und folglich dergleichen Verbot oder Auflage als ein Beförderungsmittel ihrer eigenen Wohlfahrt angesehn werden müßte.

Es giebt deutsche Provinzen, worin ein Theil der pflichtigen ländereyeigenthümer bloß vom Ackerbau, ohne Nebengewerbe, die öffentlichen Abgiften und übrigen Ausgaben zur Anschaffung der nothwendigsten Bedürfnisse ohnmöglich aufbringen können. Zu den vornehmsten Gattungen dieser Nebengewerbe gehört in einigen Gegenden anjetzt mit das Kaufgarn spinnen zum Gebrauch fremder länder. Der Wahrscheinlichkeit zu folge, möchten wohl dereinst Zeiten kommen, wo man diesen Artikel auswärts nicht mehr so häufig sucht, daß dessen Verarbeitung vielen landwirthen eine hinreichende Beyhülfe verliehe, und alsdann wäre es unvermeidlich, daß spätestens in dem ersten Miswachsjahre eine angesehene Menge der vorerwähnten Unterthanen ihre Höfe räumen, und die dazu gehörenden Aecker wüste liegen lassen müßten, wenn ihnen keine Gelegenheit angewiesen würde, das vorherige Nebengewerbe fortzusetzen, oder von einem anderen ihr Einkommen zu verbessern. Man nehme an, es könnte dieses dadurch erreicht werden, daß man die landeseinwohner nöthigte, sich vorzüglich mit einheimischen leinenen, wollenen und baumwollenen Zeugen zu kleiden, und zu dem Ende alle auswärtige Waaren, welche dieser Tracht bis jetzt im Wege gestanden, entweder gänzlich verböte, oder mit einem starken Impost belegte, würde alsdann nicht eine solche Vorkehrung obgedachte Gattung der ländereyeigenthümer im Wohlstande erhalten? Gesetzt, endlich ein gleiches Verbot oder Auflage würde in einem lande angeordnet, dessen Einkommen durch die Schaafzucht oder den Flachsbau sehr verbessert werden könnte, seine lage aber wäre ihm hinderlich, Wolle, Flachs, oder Garn mit Vortheil zu verkaufen, innerhalb seinen Grenzen würde hingegen die Verarbeitung dieser Producte nicht betrieben, weil die Einwohner sich an auswärtige Zeuge ge-

gewöhnt hätten, und daher entstünde eine Ohnmöglichkeit, die Schaafzucht, und den Flachsbau mit Nutzen auszudehnen, gesetzt jenes Verbot oder Auflage bewürkte eine beträchtliche einländische Consumtion an obigen Producten; genießen alsdann nicht die Ländereyeigenthümer, den ersten unmittelbaren Gewinn hievon durch den Zuwachs solcher Einkünfte, die sie sich unter den angegebenen Umständen, ohne obiges Verbot oder Auflage nicht zu verschaffen im Stande waren?

Die Zahl dieser Beyspiele zu verlängern, ist für jeden, dem die angeführten nicht hinreichend seyn sollten, eine leichte Sache. Mein Zweck erfordert deren keine mehr. Einer Mißdeutung desselben muß ich jedoch zum Beschlusse noch auszuweichen suchen, die darin bestehen könnte, daß man den vorgetragenen Betrachtungen den Sinn eines uneingeschränkten Tadels alles Verkehrs mit fremden Provinzen aufbürdete. Ich bin eben so weit davon entfernt, die Aufhebung eines jeden Handels mit auswärtigen Staaten für nützlich und heilsam zu halten, als es nach der weisen Einrichtung der Natur ohnmöglich ist, einen solchen Plan auszuführen, so lange wir nicht den die Menschheit gewiß sehr erniedrigenden Entschluß fassen, uns mit den Bedürfnissen der rohesten Wildheit wiederum zu behelfen. In Grönland Weinberge anlegen, den fruchtbaren Boden Siciliens mit nordischen Hölzungen bedecken, unter den Lappen Elephanten groß ziehn, die Elbe mit Wallfischen besetzen zu wollen, das wäre wohl der größte Unsinn, der jemals gedacht werden könnte. Die Natur hat in der einen Gegend ihre Gaben tief in den Eingeweiden der Erde vergraben, in anderen solche der äußerlichen Oberfläche mitgetheilt, in anderen dem Gewässer, in anderen der Luft sie anvertrauet. Die weitläuftigsten Reiche können sich nicht rühmen, an allen ihren Geschenken einen Ueberfluß in sich zu fassen. Die Werke der Industrie sind eben so wenig überall zu Hause. Zuweilen bleiben sie ganz und gar das Eigenthum eines gewissen Landes oder Orts. Sehr oft dauert wenigstens ihr ausschließender Besitz, eine lange Reihe von Jahren. Die starken Verbindungen, welche daher unter den entlegensten Völkern entstanden, werden, so lange nicht die menschlichen Grundtriebe eine gänzliche Umschmelzung erleiden, unverrückt fortdauren. Noth und Nutzen schlingen sie immer mehr unauflöslich zusammen.

Destoweniger aber braucht ein Land, das von der Natur nicht bloß Bergwerke oder Goldstaub zur Mitgabe erhalten, zuerst darum bekümmert zu seyn, auswärtige Nationen zu bereichern, um von dem an selbige voraus bezahlten Gewinn, einen Theil für einheimische Producte wieder zurück zu ziehn. Unter uns scheint man sich jedoch dieser Sorge seit zwanzig bis dreyßig Jahren ganz vorzüglich zu ergeben, und die erörterten Lehren der

neueren Staatskunst möchten wohl dazu dienen, solche um ein gutes zu vermehren. Deshalb ist denn anjezt mehr als jemals nöthig, Aufmerksamkeit für die hier abgehandelten Fragen zu erregen; und dahin geht auch, wie schon im Anfange gesagt worden, die einzige Bestimmung der gegenwärtigen Blätter. Möchten doch solche recht viele zu weiterem Nachdenken über ihren Inhalt anreizen! Möchte doch dieses Nachdenken endlich den übermäßigen Geldverschwendungen für nichtswürdige, schnell vergängliche **Entbehrlichkeiten** an fremde Nationen einigen Einhalt thun! Möchte doch warme Vaterlandsliebe, und kein Zwang uns anfeuren, der hier und da aufkeimenden einheimischen Industrie, mit dem Gebrauche ihrer Arbeiten ein dauerhaftes Leben zu geben! Möchte dadurch jeder Zweig des Ackerbaues und Landhaushalts zur höchsten Vollkommenheit, zur ausgedehntesten Erweiterung getrieben, und auf alle Stände Ueberfluß und Zufriedenheit verbreitet werden! Möchte doch solider Reichthum die glänzende Ueppigkeit verdrängen, und Werke stiften, die nach den entferntesten Zeiten ehrwürdig blieben! Möchte auf diese Art endlich die Unerfüllbarkeit von dem Wesen des Begriffs guter Wünsche einmal getrennet werden!

A. L. Jacobi.

Ein Paar Chinesische Anekdoten.

(Aus der Histoire générale de la Chine Tom. VIII.)

Der Kaiser **Chi-tsong** schränkte durch verschiedene Verordnungen die Gözentempel und die Einkleidung zu Bonzen und Bonzinnen ein; er ließ dreyßig tausend dieser Tempel zerstöhren, und es blieben doch noch 2694 übrig, die von mehr denn 60,000 Bonzen beyderley Geschlechts bewohnt wurden. **Chi-tsongs** Tod wurde von allen seinen Unterthanen beweinet, denn alle liebten ihn; er war tapfer und der erste im Gefecht, wenn gleich zur rechten und zur linken seine Soldaten niederstürzten; er übersah mit einem Blicke die Beschaffenheit der Dinge und Regierungsgeschäfte, und nichts von dem Betragen seiner Mandarinen entgieng ihm, so daß man hätte glauben sollen, er habe einen Geist, der ihm alles zuraune. In seinen Ruhestunden ließ er sich von Gelehrten die besten Schriften vorlesen, und merkte selbst die hervorstechendsten Stellen an. Dinge, die bloß ihre Kostbarkeit und Seltenheit werth machte, liebte er nicht. Er pflegte zu sagen, daß **man bey der Belohnung einer guten That nicht an das Vergnügen denken müsse, das der genoß, der sie verrichtete; eben so wenig als man bey der Bestrafung**

strafung eines Verbrechers den Eingebungen seines Zorns gehorchen dürfe. Fast alle seine Unterthanen hatten Theil an seiner Freygebigkeit.

Tai-tson ein vortrefflicher, immer siegreicher Kaiser, der viele abgerissene Staaten mit dem Reiche wieder vereinigte, hörte von einem Weltweisen, Ouang-tchao-son, einem siebenzigjährigen Greise, der in der Einsamkeit lebte; er ließ ihn zu sich kommen, und fragte ihn, was man thun müsse, um gut zu regieren, und seine Gesundheit zu erhalten; „Das Volk lieben, und sich viel versagen!„ antwortete der Greis. Der Kaiser lobte seine Antwort, und ließ sie aufschreiben. Seine Hofleute fragten ihn eines Tages, als sie ihn sehr niedergeschlagen und tiefsinnig erblickten, um die Ursache; „Glaubt ihr, sagte er zu ihnen, daß es etwas so leichtes für einen Regenten sey, seine Pflichten gut zu erfüllen? Alles was er thut, hat Folgen. Diesen Morgen fiel mir ein, daß ich eine Sache schlecht entschieden habe, und das raubt mir alle meine Freude!„ Er liebte die Jagd sehr, und tödtete einmal in der Hitze sein Pferd, weil es einen Fehltritt gethan, und Schuld gewesen war, daß der Haase entwischte. Einige Zeit darauf reuete es ihn, und er brach in die Worte aus: „Ists möglich, daß mich die Hitze der Jagd zu einer solchen That hat verleiten können, die so wenig mit der Mäßigung stimmt, welche das Erbtheil eines Regenten seyn muß!„ und von der Stunde an jagte er nicht mehr.

Anzeige.

Die besondere Gnade meines allergnädigsten Königs und Herrn, hat mir die Gelegenheit verschaffet, zu verschiedenen Zeiten, die in England zum Besten des Landes und der Handlung angelegten schiffbaren Kanäle zu bereisen und in Augenschein zu nehmen; von allen darauf befindlichen Wasserwerken, Zeichnungen zu entwerfen, und, so wohl genaue Karten von ihrem ganzen Lauf, als auch andere schriftliche und mündliche Nachrichten an Ort und Stelle zu sammeln.

Und diese Sammlung, die, mit Inbegriff des vorangehenden Versuchs einer Geschichte der inländischen Schiffahrt, aus 18 bis 20 Bogen Text, 10 großen Kupferplatten, und einer in dieses Fach einschlagenden Titelvignette, bestehen wird: bin ich, nach der darüber erhaltenen allerhöchsten Erlaubniß entschlossen, in groß Quart, auf meine Kosten, unter dem Titul: **Beschreibung der in England seit 1759 angelegten, und jezt größtentheils vollendeten Kanäle, zur innern**

Ge-

Gemeinschaft der vornehmsten Handelsstädte, drucken zu lassen, und gegen Ostern heraus zu geben.

Da dieses Werk so wohl historisch, als wissenschaftlich ist: so werde ich mich nach bestem Vermögen bestreben, durch Vermeidung nicht sehr bekannter Kunstwörter, und durch einen deutlichen Vortrag, es dem Liebhaber der Wissenschaften angenehm, und dem Kunstverständigen interessant zu machen.

Der Text soll durchgängig auf gutes holländisches Schreibpapier, die Kupfer aber auf holländisches Royalpapier abgedruckt werden. Für guten Druck, gute Kupferstiche, und saubere Illumination, werde ich so viel möglich sorgen; und nichts verabsäumen oder sparen, was so wohl zur innern Güte als äußern Zierde gereichet.

Die großen Kosten aber, die ein solches Unternehmen erfodert, nöthigen mich, den Weg der Subscription einzuschlagen; damit ich, zu meiner Sicherheit, den Verlag darnach einrichten könne.

Der Subscriptionspreis ist für ein Exemplar 2 Rthlr. 12 ggr., für ein illuminirtes aber 3 Rthlr. 16 ggr. in Louis d'or zu 5 Rthlr., und geschiehet die Bezahlung nicht eher, als bey Ablieferung der Exemplare; nachmals wird aber keines unter 3 Rthlr, und kein illuminirtes unter 4 Rthlr. 4 ggr. verkauft. Die Herren Subscribenten erhalten, wie billig, die ersten und besten Abdrücke.

Sollten Gönner und Freunde der Wissenschaften, und auswärtige Buchhandlungen, Subscription gegen einen Abzug von 10 pro Cent, entweder an Gelde, oder Exemplarien, zu übernehmen belieben wollen: so erbitte ich mir hierüber einige Nachricht. — Von dieser Art Briefen trage ich das Porto, und versende die Exemplare durch sämmtliche Chur-Hannoverische Lande, und bis nach Frankfurt am Mayn, Leipzig, Hamburg, Lübeck, Bremen, Braunschweig und Nordhausen, auf meine Kosten.

Die Namen der respectiven Herrn Subscribenten, die Anzahl der Exemplare, und wie viele davon illuminiret seyn sollen, bitte ich mir gegen Ende des Januars k. J. einzusenden, damit ich sowohl hiernach meine Maaßregeln nehmen, als auch solche dem Werke vorgedruckt werden können.

Hannover, den 21ten Oct. 1779.

J. L. Hogrewe,
Königl. und Churfürstl. Braunschw. Lüneb. Ingenieur-Hauptmann.

Im Intelligenzcomtoir wird Subscription darauf angenommen.

Druckfehler. Im 89ten St. S. 1423. Z. 24. lies statt Fabrikarbeiter, Fabrikarbeiten.

Hannoverisches Magazin.

94tes Stück.

Montag, den 22ten November 1779.

Anzeige von einigen bey Hannover befindlichen Salzquellen und einem allda neulich entdeckten Schwefelbrunnen.

Die Würze der Natur, der Länder reichster Segen,
Beut selbst dem Volk sich an, und strömet uns entgegen.
Haller.

Vorigen Sommer fand ich auf meinen botanischen Sonntagsexcursionen, am Wege von Linden nach Davenstedt, einige Pflanzen, die ich zuvor nur bey Salzquellen und am Seestrande, oder an solchen Stellen die nicht weit von diesen entfernet oder doch ehemals mit Salzwasser bedeckt waren, kurz, nur da, wo das Kochsalz einen Bestandtheil des Erdreiches ausmachte, gefunden habe. Ich will von diesen zum Beyspiel bloß Samolus Valerandi, Glaux maritima, Arenaria rubra marina, Cineraria palustris, und Aira aquatica multiflora Linn. oder Poa salina Pollich. anführen.

Da ich nun keine von diesen Pflanzen vorher um hiesige Stadt angetroffen hatte, so stutzte ich bey Erblickung derselben gewiß nicht wenig und mein erster Gedanke war, wie natürlich, ob sich denn hier wohl Kochsalz finden möchte, denn bey so vielen Anzeigen darauf, die ich hier alle auf einmal hatte, konnte ich wohl nicht gut etwas anderes muthmaßen. Ich betrog mich auch wirklich nicht in meinen Muthmaßungen, denn als ich mich ein wenig umsahe, so entdeckte ich gleich neben mir, auf dem bloßen Erdreich, einen weißen Ausschlag, der bey genauer Betrachtung, nichts anders als Kochsalz in Gestalt eines weißen Pulvers war; ja wenige Schritte hievon fand ich die Quelle selbst, die zwar nicht sehr reich an Wasser war, hingegen aber desto stärker nach Salz schmeckte, so daß, ungeachtet ich sehr durstig gewesen, ich mich des salzigten Geschmackes wegen, dieses Wassers enthalten, und den von der Quelle mir angebotenen Trunk, für diesmal mir verbitten mußte.

Man kann leicht gedenken, daß ich mich über diese Entdeckung nicht wenig werde gefreuet haben, dennoch aber

 bin

bin ich zur Zeit noch immer ungewiß, ob meine Freude über die hier bey diesem Brunnen zu meiner Hannoverischen Flora erhaltenen Recruten, oder über die gefundene Salzquelle selbst, größer gewesen ist.

Ich gieng indessen weiter nach Bavenstedt zu, und bekam in dieser Gegend eine zwote Quelle zu sehen, die ebenfalls mit Kochsalz angeschwängert war. Von hier begab ich mich wieder etwas zurück und kam in die Gegend des sogenannten Jlepols, wo ich eine dritte Quelle entdeckte, die gleichfalls stark nach Salz schmeckte, und deren sie umgebende, von Gras entblößte Erde, mit einem weißen Ausschlag, von nemlicher Art wie der vorbenannte, bedeckt war. Ich bekam also in einem Tage, an drey von einander ziemlich entfernten Stellen, Salzbrunnen zu sehen, deren jeder einen guten Theil vom Kochsalze enthielt.

Alle diese Wasser aber schmecken nicht nur bloß nach Kochsalz, sondern haben über dieses noch einen bittern Beygeschmack, welcher von dem in der Kochsalzsäure aufgelösten Kalk, (Calx salita) und der mit dieser Säure gesättigten Magnesia, (Magnesia salita) herkommt, ja vielleicht auch wohl etwas von seinem Unangenehmen, den bituminösen Theilen, die das Wasser, während seinem Verweilen, in der etwas torfichten Gegend, zu sich genommen, zu verdanken hat.

Außer den angezeigten Bestandtheilen dieser Quellen, enthalten dieselben noch eine gute Portion Gyps, (Calx vitriolata) welcher während dem Abrauchen des Wassers, seiner Gewohnheit nach, sich crystallisirt und in Gestalt halbdurchsichtiger Zinken auf den Boden setzt.

Was das Verhältniß dieser vier Bestandtheile zu dem Wasser anbelangt, so kann ich für diesmal solches noch nicht bestimmen, weil ich anderer Geschäffte wegen, die Untersuchung dieser Brunnen im Großen, noch verschieben müssen. Vielleicht bekomme ich ein ander mal bessere Zeit und Gelegenheit zu dergleichen Arbeiten, und werde sodann nicht ermangeln solche vorzunehmen, und sie dem Publicum bekannt zu machen.

Ob aus meinen Entdeckungen diesem Lande jemals einige Vortheile erwachsen werden, will ich andern, die mehrere Einsicht in dergleichen Sachen haben, zur Beurtheilung überlassen. Die große Menge an Salzsohlen, der daher rührende Ueberfluß an Kochsalz, und der geringe Preis desselben in diesem Lande, machen mich indessen zum voraus schon ziemlich gewiß, daß, wenigstens dieses mal, von den hiesigen Salzquellen wenig Ueberschuß von Profit herauskommen würde, wenn es auch gleich jemand einfallen sollte, sie zu benutzen und nicht wie dorten Hallers Hirte sein Gold, ungebraucht vorbey fließen zu lassen.

Ganz anders verhält es sich mit dem hiesigen Schwefelbrunnen, von dessen Entdeckung und Beschaffenheit ich nun reden werde.

Den 15ten dieses Monats entschloß ich

ich mich, nach dem Limmer- und Davenstedter Holze zu gehen, um mir daselbst einige Cryptogamisten zu sammeln. Ich gieng also meinen gewöhnlichen Weg, von hier durch Linden, und über die Limmer Brücke, ließ die daselbst stehende Windmühle zur linken, das Dorf Limmer aber zur rechten, und marschirte durch einen kleinen Fußsteig über das Feld, gerade dem Limmer Holze zu. Als ich eben daselbst angekommen war und mein Fußsteig sich mit der Straße von Limmer nach Davenstedt vereinigt hatte, sahe ich zur rechten einen kleinen Graben, der aber bey dieser warmen Witterung meistens ausgetrocknet war, und nur noch hin und wieder etwas Wasser enthielt. In Hoffnung an diesen feuchten Stellen einige Moose zu finden, folgte ich diesem Graben nach, welcher nun nach und nach wasserreicher wurde, so daß ich nach Zurücklegung von einhundert Schritten, dieses Element darinnen schon konnte fließen sehen. Als ich an dem Ufer dieses Bächgens noch ohngefähr zwey hundert Schritte weiter hinaufwärts gegangen war, kam ich an einen kleinen Sumpf, in dessen Mitte ich ein Paar kleine Löcher, die mit Wasser angefüllt waren, erblickte, und die, wie ich nachher sahe, die Quelle des Bächgens sind. Nachdem ich mich ein wenig nach den daselbst wachsenden Pflanzen umgesehen, bemerkte ich bey besagten Quellen, einen diese umgebenden grünen, hin und wieder mit einer weißen Materie incrustirten Rasen, den ich anfänglich für Cryptogamisten angesehen, und deswegen wünschte, solchen etwas genauer in Augenschein nehmen zu können. Um dieses zu thun, war kein ander Mittel, als mich zu entschließen, geraden Weges dahin zu gehen, welches ich denn auch unversäumt probirte, und ungeachtet des leckern und unter meinen Füßen zitternden Sumpfes, dennoch bey den Quellen glücklich ankam. Kaum hatte ich diese erreichet, so merkte ich schon, daß man hier ohne unterzusinken, nicht lange stehen konnte, ich bückte mich also geschwinde und sahe nach meinem Rasen, der denn nichts weiter als eine gemeine Pflanze, nemlich die Chara vulgaris L. war. Während diesem Bücken aber, kam mir aus dieser Quelle ein besonderer Geruch entgegen, der viele Aehnlichkeit mit demjenigen hatte, welchen ich ehedem bey Schwefelbrunnen, und besonders bey dem, von mir, in meinen Jünglingsjahren so oft besuchten Schinznachter Bade in der Schweiz, bemerkt habe. Ich vermuthete gleich, daß dieses flüchtige Wesen, in dem Wasser befindlich sey, griff deswegen geschwinde mit der hohlen Hand darein, und nahm etwas davon heraus. Es war klar und ganz kalt. Als ich solches unter meine Nase hielt, so stieg sogleich der stinkende Schwefelgeist davon auf, und gab sich durch seinen, den faulen Eyern etwas gleichenden, dennoch aber auch davon, so wie von allen mir bekannten riechbaren Dingen verschiedenen und ganz besonderen Geruch, auf das deutlichste zu erkennen, so daß ich

ungläubiger als Thomas selbst seyn mußte, wenn ich die Gegenwart dieses Wesens nicht augenblicklich hätte erkennen und zugestehen wollen. Ich ließ es demungeacht aber dabey noch nicht bewenden, sondern nahm eine neue Handvoll dieses Wassers und schmeckte es, und auch dieses überzeugte mich von der Gleichheit desselben mit obgemeldten Bädern, und setzte das Daseyn des stinkenden Schwefelgeistes bey mir außer Zweifel.

Indessen, da ein Chemiste nicht gerne seinem Geruch und Geschmack allein zutrauet, so wünschte ich doch, daß ich zum Ueberfluß, bey dieser Quelle noch eine Probe mit den sogenannten Reagentien machen könnte. Da ich aber bey meinem Ausgehen an keine Brunnenuntersuchung gedachte, so war ich damals von diesen Probiermitteln gänzlich entblößt. Zum Glücke aber hatte ich doch einige Dreygroschenstücke bey mir. Ich griff also geschwinde in meine Tasche, nahm eines davon heraus, und legte solches in dieses Wasser. Kaum hatte es eine Viertelminute darin gelegen, so fienge solches schon an gelb zu werden, und nach Verfliessung einer ganzen Minute, war es schon gänzlich seines Silberglanzes beraubt, und über und über mit einer gelbbraunen Farbe bedeckt, so daß es nun beynahe mit einem angelaufenen Tomback mehr Aehnlichkeit als mit Silber hatte. Kurz es verhielt sich auch in diesem Stücke, dem oben benannten Bade zu Schinznacht gänzlich gleich, bey dessen Gebrauch, wie bekannt, alles was irgend nur einen Anspruch auf den Namen Silber hat, von den Besitzern, in dem davon entfernten Wohnhause, muß zurück gelassen werden, wenn es anders nicht eine braune oder wohl gar schwarze Bekleidung erhalten soll.

Nachdem ich mich nun gänzlich von der Gegenwart des stinkenden Schwefelgeistes in diesem Wasser überzeuget hatte, so war ich nun auch begierig zu wissen, was denn wohl die weißlichte Materie, womit die um meine Quelle wachsende Chara und andere Sachen incrustirt sind, seyn möchte, denn daß es ein angesetzter Schwefel sey, konnte ich nun zwar wohl vermuthen, aber mit Muthmaßungen bin ich nicht allezeit zufrieden. Ein anderes ist bey mir Muthmaßung, und wieder ein anderes Erfahrung und ausgemachte Wahrheiten.

Um mich also von der Beschaffenheit dieser Sache, so viel mir diesmal möglich war, zu unterrichten, so nahm ich etwas von diesem weißen Ueberzug auf den Nagel eines Daumens, rieb solchen mit dem andern klein, und zwar so, daß solcher durch das Reiben etwas warm wurde und roch sodann geschwinde darauf. Kaum hatte ich dieses Pulver an meine Nase gebracht, so konnte ich schon den erwärmten Schwefel deutlich riechen, so daß ich in diesem Stücke schon ziemlich gewiß war.

Der Geschmack dieser Materie war nicht sehr merklich, jedoch konnte sich der Schwefel auch vor diesem Sinne nicht

nicht verbergen, und war meiner Zunge noch allemal kenntlich genug.

Nun war mir nur noch der Versuch mit Silber oder der chemische übrig, der zwar manchem sehr unchemisch scheinen wird, demungeachtet aber dennoch nichts anders und zwar unter den Proben auf Schwefel, einer der sichersten und besten ist. Ich nahm also noch ein reines Dreygroschenstück, rieb solches stark mit dem weißen Incrustate, und hielt es ein wenig in der geschlossenen Hand, damit solches etwas warm würde. Nach kurzer Zeit wurde solches schmutzig und bleyfarbig. Es stimmte also auch dieser Versuch mit den vorigen, oder meinen Sinnen vollkommen überein, und wies mir die Natur dieses Niederschlages auf das deutlichste, so daß ich nun gänzlich überzeugt war, daß diese Materie ein wahrer Schwefel sey.

Da ich mich nun, so viel ich jetzt konnte, von der Beschaffenheit dieses Brunnens unterrichtet und das Merkwürdigste davon betrachtet hatte, so entschloß ich mich weiter zu gehen, und den Rest, des von mir zum Dienst der Flora bestimmten Tages, meiner Göttinn auch zu heiligen, nahm mir aber vor, des Morgens meine Quelle wieder zu besuchen, und sodann von ihrem Wasser und Incrustate eine Parthey mitzunehmen, und solche zu Hause etwas besser zu untersuchen.

Und dieses habe ich denn auch gethan und Tages darauf mich bey meiner Quelle richtig eingefunden. Ich füllete allda mit diesem Wasser eine Bouteille, und korkte solche so gut als mir möglich war zu. Die mit Schwefel überzogene Chara vulgaris packte ich in eine Schachtel, und nahm solche nebst der Flasche mit mir nach Hause.

So bald ich damit angekommen, so war ich besorgt diese beyden Stücke zu untersuchen, und so gut es mir die Zeit zulassen wollte, zu probiren.

Meine ersten Untersuchungen betrafen das Wasser, weil solches, ohne zu verderben, nicht lange kann aufbehalten werden. Einen Theil desselben probirte ich mit den sogenannten Reagentien, den andern aber unterwarf ich der Destillation, filtrirte das Residuum durch Druckpapier, und abluirte das zurückgebliebene gräuliche Pulver mit destillirtem Wasser und trocknete es. Das durch das Filtrum gelaufene ward bis auf den gehörigen Grad evaporirt und zur Crystallisation hingesetzt. Kurz, ich verfuhr damit in allem nach der Anweisung meines theuren Lehrers, des Ritter Bergmanns in Upsal, dessen Untersuchung der Brunnen, unter allen mir bekannten Arten, noch immer den Vorzug verdienet.

Gerne würde ich alle mit diesem Wasser gemachte Proben hier anführen und beschreiben, da ich aber ohnehin schon etwas weitläuftig geworden bin, und über dieses doch den wenigsten Lesern dieser Blätter damit würde gedienet seyn, so will ich solche lieber weglassen, und bloß den durch meine Versuche gefundenen Gehalt dieses Wassers anzeigen.

Der erste und vornehmste Bestandtheil

theil dieser Quelle ist der stinkende Schwefelduft, oder dasjenige flüchtige Wesen, welches unsere reformirten Chemisten insgemein die hepatische Luft oder auch stinkende Schwefelluft nennen, und die nach den vortrefflichen Versuchen unseres Freundes Scheele, aus Schwefel, Phlogiston und Hitze bestehet. Es enthält also dieses Wasser eben dasjenige Ding, welches, so viel ich weiß, alle bekannten Schwefelbrunnen zu würklichen Schwefelbrunnen macht, und ohne welches sie nichts als ein ordinaires Wasser, oder höchstens etwas Salz enthaltende, gemeine Gesundbrunnen seyn würden. Eben das Wesen, welches schon so oft von unsern Hydrologen und Thermographen mit Schwefel und Schwefelgeist, (die doch beyde himmelweit von einander und von jenem wie Tag und Nacht verschieden sind,) confundirt und verwechselt worden. Und endlich, eben dasjenige göttliche Gnadengeschenk, dessen vernünftiger Gebrauch schon so vielen tausend Lahmen, Verwundeten, mit Fisteln, offenen Schäden, Aussatz, Schorf, Krätze, u. s. w. behafteten Kranken, ihre verlohrene Gesundheit wieder geschenket hat.

Der zweyte Bestandtheil dieses Brunnens ist das Kochsalz, welches, wie genugsam bekannt ist, aus dem mineralischen Alkali und der Kochsalzsäure zusammen gesetzt ist.

Der dritte Grundstoff dieses Wassers ist ein unter dem Namen Calx salita bekanntes Neutralsalz, das aus der mit Kochsalzsäure gesättigten Kalkerde besteht, und bey einigen Mineralogen auch Salzasche heißt.

Der vierte Bestandtheil ist endlich ein wenig Gyps, oder ein aus Kalk und Vitriolsäure zusammen gesetztes Neutralsalz.

Mehreres kann ich diesmal durch meine kleinen Versuche in diesem Wasser nicht finden. Indessen will ich doch nicht läugnen, daß nicht noch andere Dinge darinnen verborgen seyn können.

Die genaue Bestimmung des Verhältnisses dieser Bestandtheile, kann ich für diesmal noch nicht liefern, weil solche nicht anders, als durch das Abrauchen einer beträchtlichen Menge dieses Wassers kann angegeben werden, und zu dieser etwas langweiligen Arbeit, habe ich bis dahin noch keine Stunden finden können.

Was nun die weiße Materie anbetrifft, so fand ich bey Untersuchung derselben, daß solche nichts anders, als ein mit etwas Erde verunreinigter Schwefel war, der bey der Zersetzung des stinkenden Schwefeldunstes an der freyen Luft, sich von dem Wasser abgesondert hat. Schmeißt man etwas davon auf eine glühende Kohle, so bekommt man augenblicklich eine blaue Flamme zu sehen, die sich durch ihren erstickenden Geruch sogleich verräth, und ihren Namen bekannt macht. Wenn etwas davon in einer Flasche, der Sublimation unterworfen wird, so steigt so gleich der reine Schwefel in die Höhe und legt sich an dem Glase an, da indessen die Erde nebst der halb-

halbverbrannten Chara, auf dem Boden des Glases liegen bleibt.

Genauere Untersuchungen kann ich dermalen mit diesem Brunnen nicht anstellen, ich hoffe aber in Zukunft solchen noch besser kennen zu lernen, und werde sodann nicht ermangeln, das weitere ebenfalls mitzutheilen, bis dahin also werden sich meine Leser, die nicht selbst Hand anlegen wollen, mit dem gesagten begnügen.

Wir haben also nun in unserer Nachbarschaft einen Gesundbrunnen, und zwar nicht von derjenigen Art, welche Unwissenheit und Betrug zu solchen gemacht, sondern den Gott und die Natur selbst verfertigt, und mit den dazu gehörigen Eigenschaften und Kräften versehen hat, und welcher allem Anschein und Vermuthung nach, den mehresten unserer Schwefelbrunnen, an Würkung und Nutzbarkeit gleich kommt, ja einige derselben wohl noch übertreffen möchte. Ein Brunnen, bey dem ich das Vergnügen genossen, solchen zu entdecken, und nun die Ehre habe, ihn bekannt zu machen.

Hannover, im September 1779. F. Ehrhart.

Botanische Zurechtweisungen.

Nos Naturam sequamur, et ab omni quod abhorret ab ipsa, oculorum auriumque comprobatione fugiamus.

Cicero.

❀ ❀ ❀

1) Agrostis pumila Linn. ist weiter nichts, als desselben mit Ustilago verdorbene Agrostis stolonifera. Ich kann diese beyde Pflanzen auf einer und eben derselben Wurzel vorweisen.

2) Aira aquatica multiflora Linn. ist von dessen Aira aquatica biflora keine Abart, sondern eine ganz verschiedene Species.

3) Carex uliginosa Linn. ist nichts anders als dessen Schönus compressus.

4) Equisetum caule florigero nudo, sterili verticillato, radiorum quadraginta. Hall. hist. 1675. steht noch nicht bey Linnee, am allerwenigsten aber ist es dessen Equisetum fluviatile, ungeachtet es diese beyden Herrn zu glauben schienen. Wer Helvetien und Schweden, Caspar Bauhin und Burser, Haller und Linnee zugleich kennt, wird vermuthlich mit mir einerley Meynung seyn.

5) Equisetum limosum Linn. ist eine Abart von dessen Equisetum fluviatile, nicht aber von seinem Equisetum palustre, von welchem letztern es so sehr als immer ein Wolf von einem Fuchse, ein Pferd von einem Esel, und ein Haase von einem Kaninchen verschieden ist.

6) Isoetes lacustris. Weigel flor. 673. Subularia aquatica. Kölpin suppl.

suppl. 113. Vegetabile fructificatione Musci, foliis Plantâ, oder Novum Genus, Anthera pedunculo radicali insidens in Planta graminea. Weigel obs. 26. t. 2. f. 7. sind alle zusammen nichts weiter, als die neulich aus dem Saamen aufgegangenen Pflänzchen des Juncus bufonius L.

7) Lichenastrum filicinum pulchrum villosum. Dill. musc. 503. t. 73. f. 35. und Jungermannia ciliaris Linn. sind zwey ganz verschiedene Pflanzen.

8) Rumex anthoxanthus Murray prodr. 52. Mönch ha. 308. ist die nemliche Pflanze, welche ich an dem Ufer der Nordsee gesammelt und mit dem Namen Rumex maritimus Linn. bezeichnet habe.

9) Schönus spicis gemellis obesis. Hall. gött. 57. Murray prodr. 40. heist beym Linnee Schönus fuscus.

10) Senecio foliis tomentosis, imis semipinnatis, superioribus lingulatis, amplexicaulibus. Hall. gött. 302. Willich obs. 133. Murray prodr. 71. ist die Linneeische Cineraria palustris.

Hannover, im October 1779. F. Ehrhart.

Antwort der im 83ten Stück des Hannov. Magazins vom vorigen Jahre befindlichen Anfrage.

Die Tartarn nennen China Katai oder Cathay auch Mangin; die Türken nennen es auch Katai. Bey den Chinesern heist es nicht China, sondern sie verändern den Namen des Landes oft, so wie ein neuer Kaiser ihm einen neuen Namen geben will. Peking d. i. die norder Hauptstadt heist auch Xuntim, dem Himmel gehorchende; die Tartarn nennen sie Kambalu. Damals um 1295 mag der Kaiser von dem Mannsstamm Jvena der aus der großen Tartarey China bezwang und von 1278 bis 1368 beherrscht, wohl Cublai geheißen haben. Er hieß der große Chan, weil er aus der Tartarey war. Damals ist vielleicht der Name China von diesem Reiche noch nicht gebräuchlich gewesen. Siehe Neuhofs Historie von China. Sonst hat Poli viele Unwahrheiten und abgeschmacktes Zeug, auch Unrichtigkeiten.

Anfrage.

Ist in der Nacht von $\frac{6}{16}$ – $\frac{7}{17}$ Nov. 1632 Mondlicht gewesen?

Hannoverisches Magazin.

95tes Stück.

Freytag, den 26ten November 1779.

Vom Ambra. *)

Der Ocean giebt den Ambra, eines der kostbarsten und gesuchtesten Harze, dem menschlichen Geschlecht aus seinen innersten Tiefen mit sparsamer Hand. Denn es ist nun einmal so die Weise der Natur, die alleredelsten Dinge am meisten zu verbergen, und am seltensten mitzutheilen.

Die Gelehrten streiten nicht wenig über die Entstehung und Materie des Ambra. Einige halten ihn für ein Harz, andere für eine Erdart; einige für einen Meerschwamm, andere für den Auswurf von gewissen Vögeln, oder vom Wallfisch. Und so giebt es der Meynungen noch mehr. Nach meinen Erfahrungen ist unter allen keine weniger gegründet, als da man neuerlich aus der bloßen Aehnlichkeit der Materie oder des Geruchs hat folgern wollen: „Der Ambra sey eine Vermischung von Honig und Wachs, die an den Meerufern von den Bienen angesetzt, von der Sonne ausgekocht, vom Meere aufgenommen, und durch die Bewegung der Wellen und hinzugekommenen Salztheile zu dieser alleredelsten Substanz ausgearbeitet und bereitet werde.„ Die Meynung ist behauptet in dem Journal des Sçavans de l'An. 1672. Conference Seconde, presenté par Iean. Bab. Denis. Eine in der That höchst eitle Vermuthung, die bloß ihrer Neuheit wegen gefallen und die von Kennern und genauern Untersuchern gebilligte Meynung verdrängen kann. Nach dieser ist der Ambra eine harzigte Erdart, oder eine unter der Erde erzeugte fette Materie, die zum Harz ausgekocht, aus den unterirrdischen Gängen und Adern ins Meer gebracht, und nachher durch Salz und Sonnenwirkung verdickt ist. Ich will suchen diesen neuen Irrthum über den Ambra durch einige kurze Sätze zu widerlegen, die auf den Nachrichten der fleißigen Sammler dieser Materie, den merkwürdigsten Beobachtungen der Sineser, den Erzählungen Japanischer Wallfischfänger, und endlich selbst auf meiner eignen Untersu-

*) Aus den Amœnit. Exot. Fasc. III. Observ. XIV. p. 632. &c. übersetzt. Eine Zugabe zu Kämpfers Beschreibung von Japan.

chung der Provinzen und Ufer, an denen man Ambra findet, beruhen.

Diese Sätze sind folgende:

1) Man findet an vielen Orten Ambra, wo sich doch weder am Ufer, noch tief ins Land hinein Bienen aufhalten: und dagegen haben sehr viele Länder Bienen, an deren Ufer man doch nie Ambra erblickt hat.

2) Die Fischer, die auf den felsichten Ufern zwischen Sina und der Insel Java die eßbaren Vogelnester aufsuchen, (es sind die Nester gewisser Meerschwalben, die sie aus dem Holothurium verfertigen,) haben daselbst niemals Bienenstöcke gefunden, die, wie Denis meynt, von den Wellen zerstört würden. Die weise Natur hat die Bienen wohl gelehrt, die Meerufer und den Stürmen ausgesetzte Orte zu meiden.

3) Wenn Honig, Wachs, Bienenstöcke durch eine hinzukommende Feuchtigkeit in Bewegung gebracht werden; so fließen sie nie in eine Masse zusammen, sondern trennen sich und werden aufgelöst.

4) Wenn Bienenstöcke mit ihrem Honig zusammen gebrannt werden und mit einander gerinnen; so werden sie in allen Theilen der Welt immer eine und eben dieselbe Materie geben. Vom Ambra aber findet man eine Menge ganz verschiedener Gattungen, nach der Verschiedenheit der unterirrdischen Adern, aus denen er kömmt. In jedem Lande hat daher dieses Product eine ganz eigenthümliche Beschaffenheit; so daß Kenner aus dem bloßen Anblick den Geburtsort eines vorgelegten Ambra angeben können, gerade wie gute Weinkenner das Vaterland von jeder vorgelegten Probe zu schmecken wissen. Einige Gattungen Ambra nemlich sind mehr dem groben Harz, dem Asphalt, oder schwarzen ausgetrockneten Naphta ähnlich, daher mehr oder weniger schwarz, dicht und schwer. Andere sind aus edlern Theilen zusammen gesetzt, daher weißer, kostbarer, leichter, freylich auch mehr oder weniger nach den Gattungen. Einige sind oft sehr schwammicht, daher auch der scharfsinnige Scaliger die Meynung des Serapio angenommen, und den Ambra für einen Meerschwamm gehalten hat.

5) Wenn der Ambra eben aus der Tiefe des Oceans herauf gebracht wird, ist er sehr weich und dem Ansehn nach dem Kuhdreck ähnlich. Auch hat er dann einen etwas verbrannten Geruch; ganz verschieden von dem des Honigs.

6) Ich habe nicht selten im Ambra glänzende schwarze Muscheln, Bruchstücke von andern Sachen, die sich unter dem Meer befinden, auch wohl solche Dinge, die sich in dem ans Ufer geworfenen noch weichen Ambra haben ansetzen können, gefunden; niemals aber Honig und Bienenstöcke. Es ist seltsam, daß der berühmte Denis hat glauben können, es haben sich Bienenstöcke, Honig und Wachs zusammen (warum nicht auch noch die Bienen oben drein?) im Ambra befunden; und eben so sonderbar ist es, daß neuere französische Schriftsteller dies wieder

der dem Herrn Denis nachgeschrieben haben.

7) Der Ambra wird oft in sehr großen Stücken gefunden, welche die gewöhnliche Größe eines Bienenstocks weit übergehen. Ich will nichts von den Stücken erwähnen, welche Garzias A. H. L. 1. C. 1. anführt, und die von ganz ungeheurem Umfang gewesen seyn sollen. Mir ists genug von solchen zu reden, die zwar kleiner waren, aber die ich selbst gesehen habe.

Während meines Auffenthalts in Indien, fand man am Ufer der Japanischen Provinz Kinokuni ein Stück grauen Ambra, das mehr als 100 Catti oder ohngefähr 130 holländische Pfund wog. Da man für diese ganze Masse keinen Käufer fand, zertheilte man sie kreuzweise in vier Theile. Bey meiner Ankunft wurde auch mir ein solches Viertel zum Verkauf angeboten, woraus ich dann die Größe des Ganzen abnehmen konnte. Dieses wurde aber noch von einem andern Stück Ambra übertroffen, welches im Jahr 1693 die edle holländische Ostindische Compagnie von dem König von Tidor für 11000 Thaler kaufte, mit der Bedingung, das dies Geld wieder ausbezahlt werden muß, wenn irgend ein Fehler daran sollte gefunden werden. Das Gewicht dieses Stücks war, genau gewogen, 185 Pfund holländisch, die Farben graulich, die Güte nicht geringe, der Gestalt nach einer Schnecke ähnlich, welcher Kopf und Schwanz abgenommen sind. Es ist 1694 in das Amsterdammische Seltenheitencabinet gebracht worden, und der vortreffliche Giessensche Professor **Valentin** hat eine Abbildung davon geliefert im Mus. Mus. L. 3. C. 28. a)

§. 2. Von den Verfälschungen des Ambra, den Kennzeichen seiner Güte und seinen Kräften habe ich folgendes erfahren: Wenn der Ambra zuerst aus dem Meere ans Ufer geworfen wird, ist er so weich, wie eine Masse von Mehl, und daher sehr geschickt, jede Art von Verfälschung zu leiden. Leute, die sich mit dieser Kunst abgeben, haben mich selbst versichert, daß nichts besser mit dem Abra, vermischt werden könne, als fein zermalmte Reißhülsen, weil hiedurch so wohl die Leichtigkeit, als auch die bläuliche Farbe am besten erhalten würde. Der Besitzer wird indeß vom Betrug bald unterrichtet, wenn die Würmer diese zugesetzte Materie

a) Die angeführten Gründe gegen die Meynung, daß der Ambra eine Composition von Honig und Wachs sey scheinen ungemein bündig. Indeß hat doch neulich auch der berühmte Herr Formey, (wie in der Encyclopedie edit de 1778 in 8. T. 2. p. 287. aus seiner Handschrift angeführt wird,) diese Meynung über den Ursprung des Ambra für die gegründeteste erklärt, doch ohne irgend einen neuen Grund für dieselbe anzuführen, oder die Gegenbeweise unsers Verfassers zu widerlegen. Es ist auch gewiß unrichtig, wenn dieser Gelehrte sagt, daß die Küsten von Rußland voll von Bäumen wären, auf denen die Bienen diese Composition von Honig und Wachs machten. Die Küsten von Rußland am östlichen Meer (von denen doch die Rede seyn muß,) sind nicht so waldigt, und man findet an denselben keinen Ambra.

terie wegnagen. Oft wird der ächte Ambra mit Benzoin oder Asand, Storax und andern wohlriechenden Sachen versetzt, oft aber wird eine ganz falsche Composition aus Pech, Wachs, Harz, Storax und ähnlichen Dingen verfertiget. Man hat mir beyde Materien oft zum Verkauf angeboten. Die erste für verfälscht zu erkennen ist etwas schwer, die andere aber ungemein leicht durch die Berührung, den Anblick oder auch nur, wenn man damit räuchert.

Diejenigen, welche den Ambra zum Handel aufsuchen, verstehen die Künste, wenn er noch frisch ist, mehrere kleine Stücke in eine größere Masse zu vereinigen, den ungestalteten Stücken eine schönere Form zu geben, daher findet man, daß der Ambra meistens rund, allezeit aber von beträchtlichem Gewicht ist, aus welchem Grunde man aber nicht an seiner Güte zweifeln darf. Die beste und sicherste Probe von dieser Güte ist, einige Gran auf ein ganz glühend heißes Blech zu legen. Der Rauch entdeckt alsdann jene Verfälschung, und je weniger Asche man findet, desto besser der Ambra. Die Asiater jenseits des Ganges pflegen diese Probe gemeiniglich mit einer sehr gangbarē dünnen goldnen Münze Kobang, die an Größe und Gestalt einem Ey ähnlich ist, zu machen. Sie pflegen etwas Ambra auf dieselbe zu reiben und mit demselben auf die Kohlen zu legen.

Unter den verschiedenen Gattungen von gutem Ambra halten die Sineser diejenige für die allerbeste, deren abgeriebene Theile in warm Wasser geworfen und bedeckt am leichtesten aufgelöset und ganz flüßig werden. Ich habe gesehn, daß man diese Probe auch in den porzelainen Gefäßen anstellte, aus denen man Thee trinkt, wobey man auch dieses Geschäfft vornahm.

Für die allerschlechteste Gattung von Ambra wird diejenige gehalten, welche man in den Gedärmen des Wallfisches findet, weil sie hier sehr viel von ihrer Güte verliert. Man findet in dem japanischen Meere eine Gattung von Wallfischen, Mokos, die drey, höchstens vier Ellen lang ist, und in deren Gedärmen sich sehr oft Ambra befindet, ein sicheres Anzeichen desselben ist, wenn man bey der Eröffnung eine erdichte und kalkichte Materie findet. Man sieht in Japan diese Art von Ambra sehr häufig, die entweder in den Eingeweiden der Wallfische gefunden, oder mit ihren Excrementen von ihnen ins Meer gegangen ist. Die Japaner pflegen aus diesem Grunde den Ambra, Kusara no fun d. i. Wallfischdreck zu nennen.

Das Südmeer wirft oft ganz sonderbare Stücke einer fettigen Substanz ans Ufer aus, die dem äußern Ansehn nach dem Ambra sehr gleichen. Mir selbst wurde einmal eine solche Masse, die auf der Philippinischen Insel Lakonien ans Land geworfen war, als ganz frischer Ambra, aufgedrungen. Sie war weiß, schwammicht, zerbrechlich, wie ranziges Speck, räucherigt und talgicht, weßhalb ich dieselbe für Wallfischspeck hielt, das lange im salzigen Seewasser gelegen und sich so verändert

hatte.

hatte. Ich besitze auch noch eine solche Masse, die sehr unförmlich ist, und drey Pfund wiegen mag, die an der Küste von der Insel **Banda** gefunden ist. Mir scheint aber diese Masse Talg von der Art zu seyn, der Schröder den Namen weißliches Ambra (Ambra subalbida) giebt, und der gemeiniglich **Wallrath** (Sperma Ceti) heißt. Diese Materie kann leicht irgendwo an einem Felsen sich gesammlet haben, und von der Sonne in eine Masse zusammen geschmolzen seyn. Ich kenne von dem so genannten **Wallrath** drey verschiedene Arten, oder Methoden, ihn zu bekommen. Die erste Art ist diejenige, welche auf der Oberfläche der nördlichen Meere schwimmt, und mit geflochtenen Körben abgeschöpft wird, wie dieses längst durch Augenzeugen gemeldet ist. Die andere wird in Menge aus der Hirnschale eines gewissen Wallfischs, der lateinisch Orca, holländisch **Potvis** heißt, nach dem Zeugniß des **Bartholinus Wormius** und aller, die nach Grönland auf den Wallfischfang fahren. Die dritte Art wird auf den **Faröischen** Inseln von den Bewohnern derselben (die äußerst arme Fischer sind) aus der obern Haut eines gewisses Fisches heraus gebracht. Dieser Fisch hat einen sehr langen Kopf, und heißt **Buskoppe**, welchen Namen auch die äußerste dieser Insel von der Menge der daselbst befindlichen Fische dieser Art bekommen hat.

Von dieser lezten Gattung sind mir keine Nachrichten eines Schriftstellers bekannt, aber ich kenne sie durch den Bericht eines ausnehmend glaubwürdigen Mannes, der durch Schiffbruch an diese Inseln verschlagen war, und sechs Monate sowohl dem Sammeln dieser Art von **Wallrath** zugesehn, als auch selbst dabey Hand angelegt hatte. Er sagte mir, dieser Fisch sey größer als ein Mensch, und sein monströses Haupt mit dieser schwammigten Fettigkeit angefüllt, besonders in der Gegend der Kinnbacken. Man sondre diese ab, und durch eine starke Lauge und Dörren in der Sonne reinige man sie, und verhindere, daß sie nicht ranzig werde. Auf dem indischen Meere pressen auch die Seeleute aus dem Kopfe des **Hayfisches** (des schädlichsten Raubfisches nach dem Krokodill) eine ausnehmend weiße Materie, die sie unter dem Namen Wallrath verkaufen. Das Hirn selbst pflegen sie wegzuwerfen, das ich mitten im Kopf und sehr klein gefunden habe. Diese Materie besitzt ganz vollkommen die harntreibende Kraft des eigentlichen Wallraths; da sie aber ganz staubigt ist, und gar keine talgichte Fettigkeit hat, so kann sie mit Recht nicht für Wallrath angesehn werden.

Meine vorher erwähnte Materie aber hat alle erforderliche Kennzeichen des Wallraths, und scheint zu der ersten der angeführten Klassen zu gehören. Ich habe dieses am besten gesehn, wenn ich sie wieder in eine Substanz von Kleien verwandelt habe, welches die ursprüngliche des Wallraths ist. Ich habe sie auch zuweilen statt desse-

desselben in Krankheiten mit dem glücklichsten Erfolg gebraucht.

Den Bernstein haben die Naturkündiger mit mehr Grund zu dem Geschlecht des Ambra gezählt. Denn er ist, wie dieser, eine fette aber reinere Erde, die durch die Luft und das Meer verhärtet worden. Ich habe in Preussen gesehn, nicht nur wie man diese von den Wellen ans Ufer geworfene Materie sammelt, sondern auch, wie man sie aus den unterirdischen Gängen der Erde heraus gräbt, und diese letztere Gattung, die oft sehr weich und gebrüchig ist, wieder ins Meer wirft, damit sie hart werde. Hätte der berühmte Denis dieses gewußt, so würde er sich (in der eben angeführten Schrift) nicht so viele Mühe gegeben haben, den Bernstein aus den schwedischen Wäldern an das Ufer der Ostsee zu bringen.

Die entfernten Nationen b) ziehen den Bernstein dem ächten Ambra weit vor, so wie überhaupt auch allen kostbaren Steinen, die rothen Korallen allein ausgenommen. Andre edle Steine schätzen und gebrauchen sie nicht. Vorzüglich wird von diesen Völkern der gelbe durchsichtige Bernstein, den wir Europäer gerade am wenigsten achten, wegen des Alters und der ausnehmenden Vollkommenheit, die sie ihm beylegen, am höchsten geachtet; die übrigen Arten aber weniger. Ich bemühte mich zuweilen, ihnen das Gegentheil hierin zu beweisen, erregte aber dadurch nur das Gelächter meiner Zuhörer, und richtete ohngefähr eben so viel bey ihnen aus, als derjenige erwarten könnte, der uns überzeugen wollte, Silber sey kostbarer als Gold.

Die schwarzen asiatischen Nationen, an deren Küste sich der Ambra findet, gebrauchen ihn gar nicht; die Europäer aber in der Medicin. Der stärkste Gebrauch davon wird im mogolischen Reich, in Persien und Arabien zu eingemachten süßen Sachen gemacht. Die Sineser, Japaner, Tunkineser bedienen sich desselben zu ihrem Räuchwerk, dessen lieblicher Duft dadurch sowohl erhöhet als verlängert wird, da er ohne Ambra bald verfliegen und viel schwächer seyn würde. Es ist merkwürdig, daß diese Materie beyde Kräfte in vorzüglichem Grade und doch vor sich allein nur einen ganz geringen Geruch hat. Seine Kräfte übergehe ich, da sie hinlänglich bekannt sind.

b) Unstreitig versteht hier K. die im östlichen Asien.

Vom Niesen.

Man hält insgemein davor, daß der Gebrauch, daß man einem Niesenden zuruft, zur Gesundheit, Gott helf, Gott segne u. s. w. von einer gewissen Krankheit herkomme, in welcher das Niesen tödlich gewesen, und beruft sich dieserwegen auf Carl Sigonius, der in seiner Historie von Ita-

Italien einer Pestilenz gedenkt, die zu Gregors Zeiten grassirte, und in der die ohnfehlbar hätten sterben müssen, die genieset.

Allein wenn schon Apulejus, der dreyhundert Jahr vorher gelebt, in der Fabel von des Kleiderwäschers Weibe, dieser Gewohnheit gedenkt, so muß sie nothwendig wohl älter seyn, und der Grund davon darf nicht in der vom Sigonius angeführten Seuche gesucht werden.

Auch Plinius berichtet uns diesen Gebrauch in der Aufgabe: cur sternutantes salutantur? und sagt, daß der Kaiser Tiberius, der sonst immer äusserst störrisch und sauersehend gewesen, doch allemal diese Gewohnheit gegen andere genau beobachtet, und sie von andern wiederum erwartet habe.

Petronius Arbiter, der zur Zeit des Kaisers Nero Proconsul in Bythinien war, und also lange vor dem Apulejus und Plinius lebte, sagt: Gyton collectione spiritus plenus, ter continuo ita sternutavit, ut grabatum concuteret; ad quem motum Eumolpus conversus, salvere Gytona jubet.

Ein noch weit älteres Beyspiel hiervon giebt uns Coelius Rhodiginus; wie die Griechen zur Zeit des jüngern Cyrus sich wegen ihres Zurückzuges berathschlaget, sagt er, habe es sich zugetragen, daß einer unter ihnen genieset, worauf die übrigen Soldaten ihm zugerufen: Jupiter soter, Jupiter möchte ihm helfen.

In der griechischen Anthologie, die aus vielen zusammen getragenen kurzen Versen besteht, kommen hierüber folgende Verse vor, die auf einen gewissen Proculus gemacht sind, und in der lateinischen Uebersetzung so lauten:

> Non potis est Proculus digitis emungere nasum,
> namque est pro nasi mole pusilla manus.
> Non vocat ille Jovem sternutans, quippe nec audit
> sternutamentum tam procul aure sonat.

Es war nicht allein in den ältesten Zeiten bey den Griechen und Römern, so wie noch jetzt bey uns, üblich, dem Niesenden ein Gotthelf, oder zur Gesundheit zuzurufen, sondern wir finden auch diese Gewohnheit in den weit entlegensten Oertern von Africa. Rhodiginus, der uns den Zustand der Abassiner beschreibt, sagt, wenn der Kaiser aus Monomotapa niesete, so gienge das Zurufen zur Gesundheit nach und nach durch die ganze Stadt.

Aehnliche Beyspiele dieses Gebrauchs in den weitesten Orten gegen Osten zu, liefert uns Pinto in seinen Reisen.

Die Rabbinen berichten, daß das Niesen so gar schon bey den ersten Menschen eine Anzeige gewisser Todesgefahr gewesen sey, bis es endlich durch Jacobs besonderes Gebet aufgehöret solches zu seyn; und Jacob habe darauf zuerst angefangen dem Niesenden Glück zu wünschen, weswegen man auch noch jetzt bey jeder Gelegenheit, so oft jemand nieset, sagen müsse:

Chajim

Chazim tobim d. i. ich wünsche dir ein gutes Leben. Doch glaube ich, daß der Beweis der Wahrheit dieses rabbinischen Berichts, wohl ziemlich schwer seyn würde.

Aus Aberglauben hielten die Alten das Niesen zuweilen für ein gutes, zuweilen aber auch für ein böses Zeichen, und richteten allemal ihren Wunsch darnach ein, wie wir davon beym Coelius Rhodiginus verschiedene Exempel angeführt finden, die so alt als Theocrit und Homer sind. Dieser Schriftsteller erzählt uns, daß ein gewisser Athenienser bloß deswegen mit seinem Schiffe wieder hätte umkehren wollen, weil ein Ruderknechte niesete; und beym Augustin finde ich, daß die Alten wieder pflegten zu Bette zu gehen, wenn ihnen beym Schuh anziehen das Niesen ankam.

Ferner hielt man das Niesen nach der linken Hand zu für unglücklich und nach der rechten Hand zu für glücklich; daher sagt auch Plutarch, daß, als Themistocles vor der Schlacht, die er dem Xerxes hätte liefern wollen, in seinem Schiffe geopfert, und einer von den Umstehenden während des Opfers nach der rechten Hand zu genieset, der Wahrsager Euphrantides verkündiget hätte, daß die Griechen den Sieg erhalten und die Perser die Schlacht verlieren würden.

Da durch das Niesen dasjenige, was dem Gehirne beschwerlich ist, von selbigem durch die Naselöcher abgesondert wird, so hielten es die alten Aerzte für eine Anzeige, daß das Gehirn des Niesenden noch stark sey. Aristoteles berichtet deswegen, daß die, die es hören, äußerst ehrerbietig dagegen sind, gleichsam als wäre es etwas heiliges, und daß die Aerzte seiner Zeit den tödlich Kranken Niesepulver oder andere Arzeneyen zum Niesen zu geben pflegten, um ihre natürlichen Kräfte dadurch aufzumuntern, und daraus zu beurtheilen, ob noch Hoffnung zu ihrer Wiedergenesung da sey.

Hippocrates glaubt, das Niesen vertreibe den Schlucken; und sey auch den Frauen in schweren Geburten sehr dienlich; nicht minder hält er es in der Schlafsucht, bey dem Schlagflusse, der Fallendensucht und überhaupt bey Schlafkrankheiten für gut und heilsam; in Brustkrankheiten, angehenden Hauptflüssen u. s. w. aber für äußerst schädlich.

Druckfehler. Im 92ten Stück Seite 1468. Lin. 8. ist zu lesen statt Frage, Furcht.

Hannoverisches Magazin.

96tes Stück.

Montag, den 29ten November 1779.

Authentische Nachricht von dem zu Madrid den 24ten Nov. 1778 über D. Pablo de Olwades, ehemaligen Generalintendanten von Sevilien, zu seiner endlichen Verurtheilung von den beyden Hof-Inquisitoren Joseph Escalzo und Bernhard Zeigorri gehaltenen Auto da Fe, in Gegenwart vieler hierzu berufenen Personen von verschiedenen Stande und Würden, denen diesmal nicht, wie sonst bey dergleichen Gelegenheiten gewöhnlich, das Stillschweigen ist auferlegt worden.

(Aus einem Handschreiben von Madrid.)

Vorerinnerung.

Ich gebe hier demjenigen Theile unserer Leser, welchem nicht alle öffentliche gelehrte Blätter zu Gesichte kommen, einen Nachtrag zu der im 11ten St. dieses Magazins von 1779 mitgetheilten Nachricht von Don Paul Olivades, dem größten und menschenfreundlichsten Spanier seines Zeitalters, der bekanntlich *Sierra Morena* aus einer Wüsteney zu einem Paradiese umgeschaffen hat, und dafür von der heiligen Inquisition als ein Ketzer ist verurtheilt, aller seiner Güter, Würden und Ehrenstellen verlustig erklärt, verwiesen und eingesperrt worden. Ehe man das traurige Schicksal dieses vortrefflichen Mannes wußte, fühlte jeder Menschenfreund das innigste Vergnügen bey der Beschreibung seiner Colonie, aber jetzt, da man die ganze Geschichte desselben weiß, muß sie bey einem jeden, der menschlich fühlt, die unangenehmsten Empfindungen erwecken, die man sich denken kann. Denn wer kann anders als mit dem Gefühl des äußersten Abscheus und Unwillens gegen die Höllenbrut, Bigotterie, Dummheit und Bosheit, wer kann anders als mit kochendem Blute an die Belohnung denken, welche diesem Manne, dem in Deutschland wären Ehrensäulen errichtet worden, von einem Staate dafür ertheilt wurde, von einem christlichen, cultivirten Staate, dem man solche stock-

dicke Finsterniß kaum mehr zutrauen sollte, zum wenigsten nicht mehr im Jahr **eintausend siebenhundert und acht und siebenzig?** Doch kann diese traurige Geschichte auch manchem zur dankbaren Erkenntniß vieler unerkannten Wohlthaten Gottes Anlaß geben, denn jeder, der sie liest, er sey von welcher Religionsparthey er wolle, wird doch dabey in seinem Herzen Gott danken, daß er nicht in einem solchen Staate wohnt, und am Feste der Kirchenverbesserung wird jeder Protestant sie mit Nutzen zur Vorbereitung lesen. Ich ersuche daher die Leser dieses Blatts, bey dieser Nachricht das 11te Stück des Magazins von 1779 wieder nachzusehen.

Man erlaube mir, bey dieser Gelegenheit noch eine kleine Verbesserung der Nachrichten mancher öffentlichen Blätter anzuführen. Es wird darin dem Marquis die Austrocknung und Urbarmachung vieler Moräste auf der *Sierra Morena* beygelegt. Alle Zeitungsschreiber die dieses sagen, müssen gar keinen Begriff von dieser großen unbewohnten sandigten Bergfläche haben, die Neu-Castilien von Andalusien trennt. Moräste hat sie nicht, aber ungebauete Sandflächen genug, und durch die Urbarmachung dieser unfruchtbaren Sandflächen und Ausrottung des Heidekrauts, hat er dem Könige über funfzig Meilen Land in seinem Lande gleichsam neu geschaffen.

Hier sind nun die nähern Umstände, der Belohnung und Verurtheilung dieses großen Mannes für die schönste Art von Eroberung, die er für sein Vaterland machen konnte, für diesen Gewinn von mehr als funfzig Meilen Landes, die er mit den fleißigsten Bewohnern besetzt hat. Sie sind von einem Augenzeugen kurzgefaßt von Madrid überschrieben, und von Wort zu Wort aus diesem Handschreiben übersetzt. Für die Authenticität desselben spricht der Inhalt. Hoffentlich wird über das Betragen des armen Olivades bey diesem Vorfall keiner zu urtheilen wagen, der sich nicht ganz genau in die Denkungsart, Religionsbegriffe, und überhaupt in die ganze Lage dieses unglücklichen Mannes versetzen kann.

Namen der Beysitzer.

Herzog von Granada.
Marquis von Casatramanes.
Herzog von Hyar.
Marquis von Balamazan.
Graf von Mora.
Herzog vom Abrantes, und
gegen vierzig Welt- und Ordensgeistliche.

Der Beklagte trat, gelb gekleidet mit einer brennenden grünen Kerze in der Hand, unter Begleitung zweyer Gerichtspersonen des hohen Tribunals in das Zimmer, und setzte sich den Inquisitoren gegen über auf ein Bänkchen. Auf dem Tische lagen die sämmtlichen Acten des Processes,

cesses, nebst einem Auszuge derselben, dessen Vorlesung durch den Inquisitions-Secretair, von halb neun Uhr des Morgens bis gegen Mittag dauerte. Man las zuerst eine freywillige Erklärung des Beklagten an die General-Inquisition, worin er seine römisch catholische Rechtgläubigkeit darthat, und wider die falschen Verläumdungen seiner Feinde protestirte u. s. f.

Alsdann wurden noch andere vom Olivades, gleich bey seiner Gefangensetzung in den Gefängnissen der heiligen Inquisition, eingereichte Erklärungen abgelesen; denen zufolge er sein Leben in drey Hauptepochen eintheilt.

Die erste enthält eine Zeit von dreyßig Jahren, da er sich entweder zu Lima oder in Spanien aufhielt; desgleichen die Bewegungsgründe seiner verschiedenen Streitigkeiten, wodurch er denn, obschon als ein schwacher und sündiger Mensch, seine aufrichtige und gründliche Liebe zur Religion, seine treue Anhänglichkeit an die Glaubensartikel, Lehren, Gebräuche und Gewohnheiten der Kirche, so wie die gänzliche Unwissenheit des falschen Glanzes und Ruhms, den er in der zweyten Epoche seines Lebens erwarb, zu erkennen zu geben sucht.

Die zweyte Epoche begreift nun eigentlich seine Reisen in fremde Länder; bey deren Gelegenheit er sich so sehr von den zeitlichen Glückseligkeiten anderer Königreiche verblenden ließ, daß er sie darum beneidete, und sie seinem Vaterlande lieber gegönnet hätte. Daher er auch alles in der Welt angewendet, sich mit den Grundsätzen fremder Staatsverfassungen näher bekannt zu machen, und in eben derselbigen Rücksicht eine Menge Kenntnisse in allerley Künsten und Wissenschaften zu erlangen. Mit Voltaire, Rousseau, und andern starken Geistern habe er folglich Bekanntschaft gemacht, mit ihnen gelebet; ja sogar mit ihnen disputirt, um zu sehen, ob er sie, oder sie ihn überzeugen würden, und auf diese Art die Vorwürfe seines Gewissens einzuschläfern gesucht, um sich in Ruhe seinen Lieblingsvergnügungen und seiner eignen Einbildung zu überlassen.

Die dritte Epoche seines Lebens läuft endlich vom Jahre 1767 bis auf das Jahr 1778; in welcher er von falschen Begriffen in Ansehung der bey der Geistlichkeit eingeschlichenen Mißbräuche, von der Begünstigung einer stärkern Bevölkerung seines Vaterlandes, von der irrigen Verstellung in Ansehung der Regalien, von den vermeyntlichen Hindernissen, welche, nach seinen Gedanken, die Religion der wahren Glückseligkeit der Staaten in den Weg lege, und von der Denkungsart der alten Römer und ihrer Anhänger ganz und gar hingerissen, alle seine Kräfte angewendet, seinen Lieblingsplan der neuen Colonie von Sierra Morena auszuführen. Von diesen seinen Herzenswünschen wie bezaubert, habe er freylich auch ohne Nachdenken und mit der größten Unvorsichtigkeit, über die Unfehlbarkeit des Pabstes, über die heilige Inquisition, und besonders über

alles, was seiner Meynung nach die Ausführung seines Plans hindern können, gestritten, und in der Hitze des Streits sich nur allzuoft vergessen. Er versichere aber, daß der Sinn seiner Worte bey diesen Streitigkeiten ganz anders, und dem gerade entgegengesetzt gewesen, was seine Ankläger, die mit ihm disputirt und sich darüber geärgert haben wollten, angegeben hätten.

Nach Ablesung dieser Erklärungen kam es an die Aussagen von 78 Zeugen, welche ihn sammt und sonders anklagten, daß er ein Anhänger der von den starken Geistern unsrer Zeit ausgebreiteten neuen Systeme sey, und ihn namentlich der Gotteslästerung beschuldigten. Der Beklagte gestand verschiedenes ein, und läugnete auch sehr vieles, mit der Entschuldigung, daß er sich der meisten Vorgänge nicht mehr erinnern könne. Er fügte hinzu, daß er vielleicht die Lehren dieser Systeme dadurch verbreitet, da er die Schriftsteller, welche sie geäußert und vertheidiget, genennet, und also bloß ihrer gedacht habe. Er versichere aber aufs heiligste, daß er diese Lehren zu keiner Zeit in sein Herz geschlossen; wie er denn auch manches zum Scherz die Gesellschaft zu ermuntern, und aus eitler Ruhmsucht in den gesellschaftlichen Unterhaltungen zu glänzen und das Wort zu führen, vorgebracht habe.

Die harte Beschuldigung, als sey von ihm öffentlich ausgesprenget worden, der heilige Augustin wäre ein schwacher Mann gewesen, und daß Peter Lombard, der heilige Thomas, und der heilige Bonaventur durch ihre scholastische Philosophie und abstracte Schwärmereyen den Fortgang der Wissenschaften gehindert hätten, suchte er dadurch von sich abzulehnen, daß er eigentlich nur gemeynt, diese heiligen Männer würden es in unsern Zeiten, wo die Philosophie durch neue Entdeckungen so sehr gewonnen, viel weiter gebracht haben.

Die verächtlichen Aeußerungen über die heiligsten Dinge, welche man ihm Schuld gebe, könnten ebenfalls auf nichts anders, als auf den Misbrauch, den unredliche Priester davon machten, und auf die vielen Heuchler fallen, welche sich der Beichte und Ostercommunion unwürdig bedienten. Auf eben diese Weise suchte sich der Beschuldigte von einer Menge anderer Anklagen loszumachen, welche ihm umständlich und klar, nach der freywilligen und unbefangenen Aussage so vieler Zeugen, waren bewiesen worden.

Ferner wurde der Beschuldigte durch eigenhändige Schriften, Billets oder auf seinen Befehl geschriebene und von ihm förmlich anerkannte Briefe, überführt; daß er alle nur ersinnliche List, Kunstgriffe und Mittel angewendet, verschiedene Zeugen zum Wiederruf ihrer Aussagen zu bewegen, daß er verschiedene Briefe der Inquisition untergeschlagen, erbrochen und wohl gar selbst Antworten darauf verfertiget; und mit einem Worte, die allerfeinste List gebrauchet, seine geheimsten Absichten zu verstecken, seine Vertrauten in dieser Rücksicht allenthalben ausgeschickt,

schickt, und aufs listigste unterrichtet, um die wieder ihn niedergeschriebenen Aussagen derselben bey Zeiten zu erfahren. Kurz, daß alle seine Nachforschungen, und heimlich angelegte, von höchster menschlicher List nur erdenkbare Kunstgriffe, dahin abgezwekket, die gegen ihn angestellte Untersuchung rückgängig zu machen, und den Proceß umzustoßen.

Die Aeußerung, daß die alten römischen Kaiser weit besser als viele heilige und christliche Könige gewesen wären, will der Beschuldigte nur auf sittliche Menschentugenden eingeschränkt wissen. Gestehet aber ein, daß er, und zwar nur ein einzig mal über die Mönche des heiligen Petrus von Alkantara gelacht habe; nemlich, da er einmal in Rom einen derselben halb nackt und in zerrißnen Lumpen in das Capitol gehen sehen, bey dessen Anblick sein warmer Eifer, wider seinen Willen, erkaltet wäre. Dieses und eine Menge anderer Dinge dieser Art, bewiesen hinlänglich, daß er das, was ihm am heiligsten hätte seyn sollen, wirklich lächerlich gemacht hätte.

Wenn er die Stiftung des Cartheuser-Ordens barbarisch genennet, und die Ehe dem ledigen Stande vorgezogen wissen wollen; so habe er aus keiner andern Absicht von den Klostergelübden, Mönchsleben, und dieser gezwungnen Enthaltsamkeit übel gesprochen, als die Bevölkerung zu befördern, welche den Provinzen Spaniens so unerhört nothwenig wäre. Ueberhaupt habe alles, was er in den neuen Colonien von Sierra Morena gethan und gesagt, bloß den Endzweck gehabt, den Mißbrauch der Allmosen abzuschaffen, zur Arbeit zu ermuntern, und dem Müssiggange zu steuren, zu welchem die Einwohner dieser Colonie unter dem Vorwande Messen, zu hören, oder andere Andachtsübungen zu verrichten, sehr geneigt geschienen.

An den ihm zur Last gelegten schändlichen Gemälden sey er ganz und gar nicht schuld; und sein Bildniß mit einem Kupferstiche der Venus und des Cupido in der Hand, wäre ohne sein Wissen und Willen von Genfer Mahlern verfertigt worden. Was er von den Kreuzzügen und den Bannstrahlen des heiligen Bernhards, der sie begünstigte, und in dieser Rücksicht allen rechtgläubigen Christen ihre Güter in Europa, in Hoffnung weit beträchtlicherer im gelobten Lande, zu verkaufen anrieth; und was er überhaupt von dem Plane der Kreuzzüge, als einem feinen Gewebe der Geistlichkeit, um in dem ruhigen Besitz erkaufter weltlicher Güter zu bleiben, geäußert; habe er andern Schriftstellern, die diese Gotteslästerungen ausgestoßen, nachgesagt, es sey aber niemals seine eigene Meynung gewesen. Eben dieselbe Wendung nahm der Beklagte, als man ihm vorwarf, daß er den Orden des heiligen Franciscus ein erbärmliches und einfältiges Institut genennet, welches sich durch eine auf diese Art ehrlich gemachte Betteley, auf Unkosten seiner Nebenmenschen, Unterhalt verschaffte. Mit einem Worte:

alles, was St. Evremont gegen die Ordensgeistlichen geschrieben, alles was man hierüber vor dem Costnitzer Concilio, und vor dem Tridentischen öffentlich bekannt gemacht hat, findet man mit der größten Feinheit unsrer Zeiten, unter dem Deckmantel von allgemeinem Nutzen und großen Vortheilen für die Unterthanen, in diesem Processe abgehandelt und zusammengefaßt; und schlüßlich alles, was unsre neuern sogenannten Philosophen behaupten, und die von der Welt so angepriesenen starken Geister erdacht, findet man hier gegen den Beklagten erwiesen, größtentheils von ihm eingestanden, das übrige aber sehr schlecht und seicht von ihm abgelehnet.

Es war aber hinreichend, ihn als einen förmlichen Ketzer zu verurtheilen, alle seine Güter zu confisciren, ihn aller Würden und Ehrenstellen verlustig zu erklären, von der Residenzstadt **Madrid**, von der **Sierra Morena**, von **Lima** und **Sevilien** auf zwanzig Meilen weit in die Runde zu verweisen, und auf sechs oder acht Jahr in ein Kloster einzusperren, wo er täglich das Glaubensbekenntniß des P. Seneri zu lesen, und alle Monate zur Beichte und Communion zu gehen, angehalten werden soll. Doch sprach ihn der General-Inquisitor von dem **Sambenito** a) frey.

Wie man dem **Olivades** dieses Urtheil vorlas, rief er bey den Worten, **förmlicher Ketzer**, laut aus, **bey Gott das bin ich nicht!** und fiel von seinem Bänkchen herunter in Ohnmacht. Und da er endlich wieder zu sich kam, that er eine öffentliche Abbitte, legte sein Glaubensbekenntniß ab, und wurde mit allem Pomp der heiligen Kirchengebräuche absolviret. In diesem Augenblicke war es ungemein rührend, den Beklagten zu sehen. Er gestand, daß er auch bey der größten Strenge nicht genug für seine Bosheiten büßen würde; und gab alle mögliche Zeichen einer wahren Buße von sich b).

a) Sambenito ist ein gewisser großer fliegender Rock oder Ueberwurf, ohne Ermeln, hinten und vorn mit einem rothen Andreaskreuz besetzt, den diejenigen tragen müssen, welche von der Inquisition sind verdammt worden.

b) S. Goth. gelehrte Zeit. St. 13. d. J.

Vom Honighalter in den Blumen.

Alle Theile, die man in einer vollständigen Blume beysammen finden kann, sind

1) der Blumenhalter oder Stuhl (Thalamus).

2) die äußere Blumendecke (Calix).

3) die innere Blumendecke (Corolla).

4) die Staubfäden (Stamina).

5) der Blumengriffel, Staubweg, Befruchtungsröhre oder Stengel (Pistillum).

6) die

6) die verschiedenen Honighalter an diesen Blumentheilen (Nectaria partium floris).

Diesere letztere Theil, den man so wenig kennt, ist sehr beträchtlich. Der Honig, den der Honighalter oder Honigträger (Nectarium) abscheidet, sammlet oder führet, hat ihm den deutschen Namen gegeben. Ein Saft, der in aller Betrachtung von vieler Bedeutung ist: man mag ihn von der physikalischen oder ökonomischen Seite betrachten.

Der Honighalter ist aber, theils in Absicht auf seine Gegenwart, theils auf seinen Sitz in den Blumen kein beständiger Theil, denn verschiedene der oben angeführten Blumentheile vertreten oft seine Stelle, und die Abscheidung des Honigs kann dennoch geschehen, ohne daß sich derselbe eben in einem dazu besonders bestimmten Theile ansammlen dürfte.

Es haben indessen alle Blumen ihren Honig, den sie zur Blützeit von sich lassen, damit die übrigen, zur Befruchtung der ersten Ausbildung und Nahrung insbesondere bestimmte Blumensäfte gereiniget werden, und diese natürliche Veränderungen, in ihrer Ordnung wirklich vor sich gehen können; welches, wie man aus der Erfahrung weiß, sonst nicht geschiehet. Denn die Blumen verderben, und es erfolget kein fruchtbarer Saamen, daß also gewiß die Nothwendigkeit der Abscheidung des Honigs, theils dessen Absonderung und Sammlung aus den Blumen eben so deutlich ist, als sie wirklich geschiehet.

Da nun alle Blumen Honig haben und sicher von sich geben, der gleichwohl aber nicht in allen auf einerley Art angetroffen wird, auch nicht zu aller Zeit, wenn sie in ihrer Blüte stehen, auch wo man den Honig sonst häufig genug finden kann, dennoch keine besondere Honighalter vorkommen, so hat man den Grund dieser Umstände wohl zu verstehen, nnd alles aus einander zu setzen.

Finden sich demnach in den Blumen besondere Theile über die gewöhnliche Zahl, wie man solches zuweilen bemerket, die der Gestalt, Lage und dem Sitze nach von den übrigen abgehen, in denen sich der verdickte Honig versammlet, welcher aus andern oder eben denselben ausschwitzet oder ausdampfet, so sind es die besagten Honighalter.

Von ihrem Bau und Gestalt, ist nichts bestimmtes zu sagen, da sie zuweilen die farbige Blumenkrone selbst vorstellen. Ihre Anzahl ist bey einzelnen Blumen etwas bestimmter; doch richten sie sich im übrigen gar nicht oder sehr wenig nach der Ordnung der übrigen. Ihr Hauptkennzeichen ist der Honig, den sie sammlen, oder der an der Mündung ihrer kleinen Röhrchen angetroffen wird, eben so als wie sich die Narbe an dem Blumengriffel dadurch unterscheidet, daß sie zur Blütezeit naß ist und seyn muß, daß man sogar die herausdringenden Saftkügelchen daran hangen sehen kann: alle andere Zeichen verführen. Wo sich aber

aber Honig auf dem Grunde der Blume sammlet, in dem innern Theile oder zwischen den Decken, ohne daß man besonders dazu bestimmte Theile, oder auch Oeffnungen entdecken kann, so vertritt ein jeder anderer Blumentheil die Stelle derselben, und die ganze Blume selbst ist in diesem Falle der Honighalter. Wir unterscheiden also die abscheidende Honiggefäße, die in allen Theilen ausgebreitet sind, und sich überall höchst unsichtbar eröffnen, von denen besonders gestalteten Gefässen, die etwa einen solchen abgeschiedenen Honig aufnehmen.

Wo aber zur Blütezeit, wenn sich nemlich die Blumen öffnen, und durch den Geruch, die Größe ihrer Wirkung anzeigen, weder Honig in selbigen, noch Honighalter gefunden werden, so wird man doch den feinen Honiggeruch in einer sehr großen Menge von Pflanzen gewahr werden, welcher sich so wohl des Abends, als des Morgens, sogar in der Luft zuweilen verbreitet. In diesem Falle ist der Honig ungemein flüchtig und fein, er verdampfet in der Luft, ohne sich zu sammlen, oder von andern Insekten gesammlet zu werden; daß man sich also nicht wundern darf, warum diese so viele Blumen vorbey gehen, ohne sie zu durchsuchen, sie müßten denn so ansehnlich seyn, daß sie den ölichten süßlichen Saft der Narbe ablecken, oder nur Stoff zum Wachse aus den Staubhülsen tragen könnten.

Der Gestalt und des feinen Baues wegen, sind die Honighalter den bunten Blumenkronen öfters sehr ähnlich, noch öfterer aber haben sie eine ganz fremde, auch wohl ziemlich unförmlicher Gestalt, daß Kunstverständigen fast die Worte fehlen, sie deutlich zu bezeichnen; doch das vorher angegebene Kennzeichen träget niemals. Sie zeigen sich indessen an allen Blumentheilen ohne Ausnahme, in der oder jener Blume, sie bilden daran rauhe oder glatte schwammige Flecken, Streifen, Strahlen, Rinnen, Ritzen, mehr oder weniger regelmäßige Vertiefungen, Höhlen, Canäle, Erhabenheiten, Schuppen und Netze, die mit Fasern, Haaren, Federn oder kleinen Knoten besetzt sind, oder sie stellen ordentliche Drüsen vor.

Der Nutzen des Honighalters muß sich aus dem vorhergehenden deutlich ergeben. Er ist den Blumen wegen der Beförderung der Fruchtbarkeit, zur Abscheidung eines besondern Saftes gegeben, welcher Umstand an und vor sich wichtig genug seyn kann. Auf diesen Saft hat die Natur zugleich eine erstaunende Menge der Thiere angewiesen, worunter die kleinen honigsaugenden, oder die eigentlichen Honigsauger immer die beträchtlichsten sind, die durch seinen Geruch von allen Seiten herzugelocken werden.

Wie unendlich weit aber übertrifft nicht diejenige Verrichtung aller solcher kleinen Thiere alles übrige, durch Erfüllung des allgemeinen Endzweckes der natürlichen Befruchtung der Blumen, da sie ohne ihr Wissen und Absichten dazu genöthigt, so besondere Helfershelfer bey einer so wichtigen Naturbegebeit werden müssen.

Ihre Begierde zur Süßigkeit des Honigs, locket sie in einer Weite von einer halben Meile und darüber, um die Blumen mühsam zu durchsuchen, und sich in die geöffneten Blumen so weit hinein zu begeben, bis sie den Grund und Honig erreichen. Bey dieser Begierde, streichen sie den an ihren haarigen Bruststücken oder dem Hinterleibe in größter Menge hangenden Blumenstaub an der feuchten Befruchtungsnarbe und Röhren jedesmal ab. Da nun diese Thiere von einer Blume zur andern gehen, um Honig und Stoff zum Wachse zu sammlen, so erfolget diese Veränderung auch ohne unser Wissen.

Hannoverisches Magazin.

97tes Stück.

Freytag, den 3ten December 1779.

Einiges aus Engelbert Kämpfers Geschichte und Beschreibung von Japan.

Japan wird von seinen Einwohnern in der gemeinen Sprache und Schrift, gewöhnlich Nipon, welches sie nach ihrer Mundart, des Wohlklangs wegen, oft wie Nifon oder Sjippon aussprechen, d. i. Sonnenveste genannt a). Unter den andern Namen dieses Reichs, die aber mehr in Schriften als im Discurs gebraucht werden, sind folgende die vornehmsten: Tenka (unterhimmlische Reich, als wenn kein anders mehr existirte,) Fino Motto, (Grund der Sonne,) Awadsi Sima, (Schaum-insel,) Akitsima oder Akitsusima, Tontsjo, (der ächte Morgen,) Jamatto, welches auch besonders eine gewisse Provinz dieser Länder bezeichnet, Asjiwara, oder Asjiwara Kokf, Qua oder Wa.

Die Japanischen Inseln liegen zwischen dem 31. und 42. Grade nördlicher Breite und zwischen dem 157. Grade und 175 Gr. 30 Min. östlicher Länge. Ihre Richtung gehet nach Nord-Ost und Ost-Nord-Ost mit einer unregelmäßigen und beynahe durchgehends schmalen und ungleichen Breite, von dem äußersten Ende der Provinz Fisen bis zu dem äußersten Ende der Provinz Osju. Die Länge beträgt in gerader Linie 200 deutsche Meilen, unter welcher Berechnung aber die weiter abgelegenen dem Japanischen Reiche unterworfene Inseln oder Küsten nicht mit begriffen sind.

So wie das Großbritannische Reich aus drey großen Königreichen bestehet, so hat auch das Japanische Reich drey große Inseln. Von der größten, die Nipon heißt, der Länge nach von Abend nach Morgen liegt, deren Krümmung nach Norden gewand ist, und die wie ein Kinnbacken gestaltet ist, hat das ganze Reich den Namen.

Die zweyte Insel liegt der ersten südwestlich, ist von derselben durch eine Klipp- und inselreiche Meerenge abgesondert, und heißt von der Lage Sai kokf, (Vestland,) oder von der

a) Ni heißt im Japanischen das Feuer, oder in edler Bedeutung die Sonne, und Pon eine Grundveste.

Zahl ihrer neun Provinzen Kjutsju. (Neunland.) Sie hat 148 deutsche, oder 140 Japanische Meilen Länge, und 40 bis 50 Breite.

Die dritte ist von den beyden ersten gleichsam umgeben, hat beynahe eine viereckigte Figur, und heißt wegen ihrer vier Provinzen Sikokf (Vierland).

Diese drey großen Inseln sind mit beynahe unzählbaren und zwischen ihnen liegenden bewohnten, theils fruchtbaren, theils unfruchtbaren Eylanden umgeben.

Anfänglich war das ganze Reich in sieben Districte getheilt, nachher theilte es der Erbkaiser in 66 Provinzen, über deren jede ein Fürst oder Statthalter gesetzt wurde. Dazu kamen im vorigen Jahrhundert noch zwey Provinzen Iki und Tsusima, so daß es nun aus 68 Provinzen zusammen gesetzt war.

Diese ersten Eintheilungen und Namen sind zwar noch bis jetzt beybehalten, aber die abwechselnden Begebenheiten der folgenden Zeiten, haben diese Lande in 604 kleine Stücke und Herrschaften zerrissen.

Die Gränzen dieses Reichs bieten fast allenthalben dem Auge hohe und rauhe Klippen, und werden von einer stürmischen See umschlossen, die wegen klippigten Untiefen nicht wohl zu befahren, und fast nirgend ohne Gefahr zu landen erlaubt.

Siehet man, wenn man den Ursprung einer Nation bestimmen will, auf die Sprache der Nation, und deren Eigenthümlichkeiten, wie auf das sicherste und untrüglichste Mittel dieses Zwecks, so muß man von den Japanern nothwendig behaupten, daß sie eine selbstständige originale Nation sind. Denn wenn man die Japanische Sprache durch alle ihre Worte und Eigenschaften aufs strengste untersucht, so findet man sie von aller Vermengung und Vermischung mit andern Sprachen ihrer Nachbaren, aus der man die Verwandschaft und den Ursprung der Nation muthmaßen könnte, ganz rein und frey.

Ohne Zweifel ist also wohl die Japanische Nation unmittelbar von den babylonischen Völkern nach diesen Inseln ausgezogen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie sich unterwegens bey andern Völkern nicht lange aufgehalten, oder wenigstens mit denselben sich nicht vermischt hat, weil sie sonst ihre selbstständige Sprache nicht ohne den Zusatz fremder Worte würde haben erhalten können.

Durch allmähligen Zusatz aus fremden Landen und die zufällige Ueberkunft vieler Ausländer, gediehen die Japaner nach und nach zu einem großen Volke, und lebten viele Jahrhunderte hindurch unter poliarchischer Regierung, bis sie endlich einen allgemeinen König, nemlich den Desin Mu Ten Oo über sich erwählten.

Die Japaner selbst behaupten nach ihrer fabelhaften Meynung, daß sie aus dem Geschlecht der Menschgötter von Isanagi und Isanami b), die an-

b) Sie haben zwey verschiedene Genealogien Gottheiten, die erste ist ein Geschlecht himm-

anfänglich in der Provinz Isje wohnten, abstammten, und aus der ersten Bewegung des Chaos durch göttliche Kraft entsprungen wären.

Es rühmt sich dieses Reich eines gesunden Climas. Die Luft ist sehr ungestüm, durchgehends kalt, und des Winters mit vielem Schnee beladen, allein in den Hundstagen unerträglich heiß. Im Junius und Julius regnet es oft, und Donnerwetter hört man hier auch nicht selten.

In der umgränzenden stürmischen klippichten See sind zwey gefährliche Strudel, der Faisaki, den man nur zwischen Ebbe und Fluth vermeiden kann, und der Narroto bey der Provinz Awa, der aber, weil man sein fürchterliches Geräusch von ferne hört, leicht vermieden werden kann.

Auch Wasserhosen siehet man bisweilen sich aus der See erheben und über das Land wegstreichen. Die Japaner halten sie für Wasserdrachen, und mahlen sie ab, wie einen Drachen mit einem Wasserschwanze.

Der japanische Boden ist mehrentheils uneben, mager, felsigt und bergigt; aber durch den unverdrossenen Fleiß der Einwohner doch fruchtbar gemacht, so daß er mit Beyhülfe desjenigen, was die See an Fischen, Muscheln und mancherley Seekräutern hergiebt, den Japanern ohne die geringste Hülfe aus fremden Ländern, hinreichende Nahrung verschaffet.

Das Land ist mit vielen süßen wasserreichen Strömen versehen, von denen viele, wegen der hohen Gebirge, von welchen sie herabstürzen, und den oftmaligen Platzregen, so schnell fliessen, daß man nicht wohl herüber kommen kann. Die vornehmsten sind folgende: 1) der Ujingava. Er ist ohne Brücke, eine viertel Stunde breit, hat auf seinem Grunde große Triebsteine, fällt mit einer großen Macht Wassers wie ein Pfeil herab, und muß durchgewatet werden. Ohne kundige dazu bestellte Führer, deren fünfe bey knietiefem Wasser ein Pferd durchführen müssen, kann man nicht hindurch reiten. Lassen die Führer Jemanden verlohren gehen, so kostets ihnen ihr Leben.

2) Der Omoifluß der nach der Japaner Sage auf einmal in einer Nacht entstanden seyn soll, und 3) der Askagana, der stets die Tiefe seines Grundes verändert.

Das Land wird oft von Erdbeben erschüttert, aber aus Gewohnheit achtet man es so wenig, wie bey uns ein Donnerwetter. Die gemeinen Japaner sagen, daß ein Wallfisch, der unter dem Lande herkröche, die Ursache der Erschütterung sey, die nicht selten so hef-

himmlischer Geister und ganz unbefleischter Götter, welche eine unbegreiflich und unbestimmt lange Zeit die Welt, d. i. Japan regiert haben. Die andere Genealogie aber bestehet aus einer Reihe irdischer Geister oder Menschgötter, welche gleichfalls die Japanische Welt sehr lange, aber bestimmte Zeit regieret haben, und von denen der letzte Isanagi no Mikotto heißt und seine Gemahlinn Isanami no Mikotto. Von den Menschgöttern sagen sie stammte das Menschengeschlecht ab.

heftig ist, daß davon Gebäude mit Verlust von vielen tausend Menschen über einander fallen. Wunderbar ist es indessen doch, daß einige einzelne Oerter dieses Landes, z. B. die Inseln *Gotho* und *Sikuousima*, wie auch der Berg *Kojasan* niemals vom Erdbeben erschüttert worden.

An Reichthum von Mineralien übertrift der Japanische Boden alle Länder in der Welt.

Schwefel, die Mutter der Metalle, zeigt sich an vielen Orten durch rauchende, theils flammende Berge, Thäler, warme Bäder, und wird auch selbst in Substanz gefunden.

Den mehrsten Schwefel liefert die Insel *Jwogasima*, (Schwefelinsel,) im Lande *Satzuma*, wie auch das Land *Simabra*, allein aus Ehrfurcht den daselbst herrschenden Geist nicht zu erzürnen, wird an dem lezten Orte kein Schwefel gesammelt.

Gold liefern die Berge und Thäler verschiedener Landschaften. Es wird solches theils aus seinem eignen Erz, theils aus gewissen Sande, und auch nicht weniges, aus dem Kupfer geschieden und heraus gebracht. Ohne Befehl und Erlaubniß des Kaisers, dürfen die Gold und alle andere Mienen im Reiche nicht geöffnet und bearbeitet werden. Zwey Theile des Ertrages bekommt der Kaiser, und den dritten Theil der Landesherr als Besitzer des Grundes. Das reichste Erz und feinste Gold liefert die nördliche Provinzialinsel *Sador*. Zu *Surunga*, *Satzuma*, *Tsikungo* und *Amakusa* wird dieses Metall nicht mehr gegraben, weil man glaubt, der *Cami*, (Gott des Bodens,) der sie einst durch ein fürchterliches Donnerwetter daran verhindert, wolle es nicht haben, und gebrauche solches selbst.

Silber findet man in der Landschaft *Bungo* und auf den Inseln *Ginsima* und *Kinsima*, in größerer Menge aber zu *Kittami*, einem unter den nördlichen großen Provinzen gelegenen Orte.

Kupfer ist das meiste Metall dieser Länder. Das feinste und geschmeidigste in der ganzen Welt, giebt die Provinz *Kuni*, und das schlechteste die Provinz *Atsingo*. Sonst wird auch zu *Suruga* Kupfer gebrochen, das sehr goldreich und an sich ohne Tadel ist: die Japaner wissen aber das Gold jetzt besser davon zu scheiden als ehemals; worüber die Goldarbeiter und Brachmanen der Küste *Coromandel* sehr klagen. *Satzuma* hat gleichfalls Kupfererz, und der Kaiser hat jüngst wieder erlaubt solches zu brechen. Das Kupfer wird alles in der Stadt *Sakai* raffinirt; und daselbst in anderthalb Spannen lange und fingerdicke Stäbgen gegossen; welche in viereckigten Kisten zu 1 Pikel oder 125 Pfund schwer eingepackt, an die Holländer verkauft, und von diesen wieder in andere Länder verführt und verhandelt werden. Noch ein anderes grobes Kupfer, in Form von runden Kuchen, wird ebenfalls ausgeführt; ist aber in weit geringerm Preise.

Messing ist hier theurer als Kupfer; weil

weil man hier keine Galmei findet, sondern dieses in platten Kuchen aus *Tunkin* hieher gebracht und theuer bezahlt wird.

Das Land *Bungo* liefert sehr feines Zinn, das dem Silber gleichet, aber überhaupt wird Zinn in diesen Ländern sehr wenig gebraucht.

Eisenerz wird allein, aber in Ueberfluß gebrochen, wo die Provinzen *Mimasaka*, *Bitsju* und *Bisen* an einander stoßen. Es wird auch daselbst gereinigt, und in zwey spannenlange Stäbe gegossen, und so an die einländischen Kaufleute verhandelt und abgeführt. Ich glaube der Preis sey dem Kupfer gleich, weil man die eisernen Geräthe eben so theuer als die kupfernen oder messingenen bezahlt, und das Hausgeräth, — Klammern an Schiffen, u. s. f. welches in andern Ländern Eisen ist, hier von Kupfer gemacht wird. Man gießet hier aus einer eisernen Materie ziemlich dünne Kessel und Pfannen, weil man zum Kochen kein Kupfergeschirre gebraucht. Von diesen Gefäßen werden die alten sehr hoch gehalten, weil sie dieselben nicht mehr wissen nachzunahmen.

Steinkohlen mangeln hier auch nicht, und werden in der Provinz *Tsikusen* um *Kujanosse* und verschiedenen nördlichen Ländern häufig gegraben.

Salz kochen die Japaner an den Ufern der See vom Salzwasser, welches man über einen feinen und mit Rechen locker gemachten Sand sprützet. Ist der Sand trocken, und der Proceß verschiedene mal wiederholt worden, so wird er mit Seewasser transcolirt, die Lauge eingekocht, und das erhaltene Salz in beschlossenen irdenen Gefäßen durch Calcination weiß gemacht.

Schöne Agathen, deren einige einem schlechten Saphir, andere den Carniolen gleichen, findet man auf dem Gebürge *Tsigaar* und in dem nördlichen Lande *Osju*.

Perlen, die man hier *Kainotamma* nennt, d. i. Juwelen von Muscheln, können von jedem frey gesucht werden. Vor diesem gebrauchten und achteten sie die Einwohner gar nicht, bis sie endlich den Preis derselben von den Sinesern erlernten. Die größten und edelsten Perlen werden allein um *Satzuma* und im Seebusen *Omra* in einer kleinen platten auf beyden Seiten geschlossenen Muschel oder Auster, Namens *Akoja*, gefunden. Sie ist an Form der Persischen nicht ungleich, kaum Händebreit, dünne, aussen schwarz glänzend und brüchig, inwendig unreif und Perlemutterglanz. Von den jetzigen Landesherrn ist es verboten, daß sie nicht mehr zur Speise darf eingesammelt werden, wie vordem geschahe.

Naphta, von röthlicher Farbe, trift man in der Gegend der Landschaft *Jetsingo* an, und verbraucht es gleich Oel auf Lampen.

Ambra, den die Einwohner nicht anders, als wie einen Zusatz zu andern wohl riechenden Sachen gebrauchen, um den flüchtigen Geruch, wie sie sa-

gen aufzuhalten, und den sie, wenn er noch frisch ist, oft mit Reishülsenmehl, oder andern zu Pulver gemachten wohlriechenden Zusätzen zu verfälschen wissen, befindet sich bey Satzuma und Riuku, häufiger an den Ufern Kumano, und am meisten in den Gedärmen eines Wallfisches, der um Japan gefangen, und von der Länge seiner Gedärme Fiakfiro, d. i. 100 Klafter genannt wird. In denselben findet er sich vergesellschaftet mit kelchichten steinharten Excrementen, welche sich besonders in den untersten Gedärmen häufig sehen lassen, und beym Aufschneiden zu erkennen geben, daß Ambra vorhanden sey. Der unflätige Ort hat diesem edlen Erdsafte den Namen gegeben, daß er nicht anders als Kusura no fu, d. i. Wallfischdreck genannt wird. Der Ambra, wenn er zuerst aus dem Grunde der See durch die Wellen abgerissen und aufs Ufer gespület, oder von den Wallfischen verschlucket wird, ist weich, unförmig, platt, schleimig, fast wie ein Kuhfladen und eines unangenehmen Geruchs. Alsdenn wird er oft von seinem Finder in einen runden Ball, oder verschiedene kleine Stücke, in eine große Masse zusammen gedrückt, wodurch er dichter und schwerer wird. Jeder Japaner hat die Freyheit, den Ambra aufzuheben, wo er ihn findet, und als sein Eigenthum zu verkaufen.

Die vielerley Seegewächse dieses Meergartens, die den Amboinischen nicht viel weichen, werden nichts geachtet. Wenn den Fischern und Taucherinnen etwas davon zufällig in die Hände kommt, setzen sie es zum Opfer an das Ufer und an die Dorfkapelle ihres Patronen Jebis, welcher der dasige Neptun ist. —

Die Japanischen Maulbeeren sind unschmackhaft und uneßbar, aber wegen seiner Blätter, als einer Speise der Seidenwürmer, ist doch der Maulbeerbaum den Japanern sehr nützlich und unentbehrlich. Man sammelt in vielen nordlichen und andern Provinzen, wo dieser Baum wächset, eine mittelmäßig gute Seide, und wirket aus derselben in Städten und Dörfern sehr feste, doch meistens grobe Stoffe. Die edelsten und feinsten werden von den Verbannten auf der Insel Fatsisjo gewebet; aber von feiner ausländischer Seide.

Unter das Geschlecht des Maulbeerbaums gehört auch der Kadsi, oder Papierbaum. Eigentlich wächst er wild, aber man verpflanzet ihn in die Felder, wo er seine Aeste mit unglaublichem Wachsthum verbreitet und viele Rinden liefert, aus welchen durch viele Mühe und Arbeit das Papier, und aus diesem Stricke, Zeuge, Kleider und andere Sachen gemacht werden.

Für den edelsten Baum dieser Länder, wird der Urusj oder Firnisbaum gehalten; mit dessen Milch das hölzerne Hausgeräth und alles Tafelgeschirre überzogen und verlackt wird. Der Reiche so wohl wie der Arme, und selbst der kaiserliche Hof bedient sich hölzerner verlackter Gefäße und zie-

ziehet sie den silbernen und goldenen weit vor.

Eine andere wilde Sorte, Faasj genannt, hat schmale Blätter, wächst durchgehends in Hecken und Bergen, giebt aber wenige und schlechte Milch, und wird deswegen fast nicht gesammelt. Vorerwähnter Brusj-Baum ist von einem besondern und diesem Lande eigenen Geschlecht, und will sich fast in keiner andern als in der Provinz Jamatto zu diesem Gebrauch anziehen lassen; doch findet man ihn auch in Figo und hin und wieder in Tsikoku. Der indianische Firnisbaum ist von einem ganz andern Geschlecht und der wahre Anacardinus Baum; bey den Siamern heißt er Rakbaum, und giebt an mehreren Orten Indiens seine Früchte, aber auf der Westseite des Ganges keinen Saft, es sey nun aus Unwissenheit der Einwohner, oder der Beschaffenheit des Bodens. Es wird dieser Firnis aus Siam und Cambodia durch ganz Indien, auch selbst in Japan wohlfeil verkauft; und hieselbst nur zu schlechten Gefäßen oder zur Grundlage ihres einheimischen, seltnern und weit schönern Firnisses gebraucht.

Lorbeerbäume giebt es hier von verschiedener Art. Unter das Geschlecht des Lorbeerbaums, gehört auch der Kus oder Campferbaum; aus dessen Wurzel in der Insel Gotho und in der Provinz Satzuma der Campfer durch ein gemeines Kochen von den Dorfleuten geschieden und bereitet wird.

Tsja no ki, oder Theebaum, ist eine unansehnliche Staude, der man in diesem engen Lande keinen andern Platz vergönnet, als die Rände der Aecker. Aus den gebratenen groben Blättern des Theebaums, wird das tägliche Hausgetränk abgekocht; die zartesten und jüngsten Blätter aber werden, wenn sie gebraten, gemahlen, und mit heißem Wasser zu einer Suppe gemengt sind, unter den Vornehmern den Gästen als ein gewöhnliches Ehrengetränk und nach eingenommener Mahlzeit zum Abschiedstrunk dargereichet.

Sandsjo ist ein stachlicher Baum von mittelmäßiger Größe, dessen Hülse und Rinde als Pfeffer, und dessen Blätter als ein angenehmes Gewürz gebraucht werden.

Man hat zu Japan dreyerley Arten von Feigen. Eine von diesen, Kaki genannt, wird in großer Menge durch das ganze Reich gefunden. Der Baum ist ungestaltet, wie ein alter kurzer Apfelbaum; seine Blätter sind länglicht, oval und ohne Kerben; die Frucht gleichet an Gestalt einem röthlichen Apfel; an Fleisch und Beschaffenheit einer delicaten Feige. Der Saame ist dem Kürbissaamen ähnlich, aber hart und steinigt. Dieser Baum ist einer der fruchtbarsten und nützlichsten des ganzen Reichs. Die Frucht dient getrocknet Reichen und Armen zu einer delicaten Speise. Die Sineser wissen sie mit Zucker weit besser einzumachen. Die zweyte Sorte von Feigen ist der gemeinen europäischen ähnlich,

sie

sie wachsen aber an einem Baume mit breiten, langen, rauhen, ungekerbten Blättern. Die dritte ist die europäische, welche von den Portugiesen eingeführt worden. Es giebt deren wenige, sie tragen aber große aufberstende delicate Früchte. Des Sycomori oder wilden Feigenbaums, welcher hier häufig wächst, wollen wir nicht gedenken, weil man seine Früchte nicht genießt.

Kastanienbäume giebt es hier in Ueberfluß; und durchgehends mit viel größern Früchten, wie in Europa, die besten und meisten aber in der Provinz Tsikusen.

Apfelbäume, wie es in Deutschland oder Europa giebt, kennt man hier nicht.

Birnen giebt es in ziemlicher Menge, aber nur von einer Art, welche bey uns Winterbirnen heißen, und können roh nicht wohl genutzt werden. Sie sind von ungemeiner Größe, und durchgehends pfündig, oder noch schwerer.

Den Wallnußbaum findet man am häufigsten in den nördlichsten Provinzen. In denselben wächst auch ein hoher Taxus, Kaibaum genannt, mit lang geformten Nüssen, die mit einer fleischigten Rinde, in Gestalt und Größe einer Arakfrucht, umgeben sind. Diese auch gehülsete Nüsse haben zwar keinen angenehmen sondern einen sehr zusammenziehenden Geschmack, besonders, wenn sie noch frisch sind; sie laxiren aber vermöge ihres süßen Oels, und werden wegen ihrer Arzneykräfte unter Confituren aufgetragen. Das ausgepreßte Oel ist beynahe wie Mandelöl, und wird zu Speisen und Arzneyen gebraucht. Der Rauch dieser Nußkerne, ist die vornehmste Ingredienz der allertheuersten und feinsten japanischen Dinte. Eine andere Art Nüsse, Ginau genannt, von Gestalt wie große Pistazien, wachsen durch das ganze Reich auf einem schönen, ungeheuer großen Baume, mit weiten adiantinen Blättern, Namens Itsjo no ki. Ihr Oel dient zu vielerley Gebrauch. Man hat zwey fremde Arten von Eichbäumen: die Früchte des größern werden gekocht, und von gemeinen Leuten gegessen. – Der Nantsine oder Lotusbaum giebt in diesen Ländern eine gesunde wohl schmeckende Frucht, und zwar größer, wie sonst gewöhnlich. Citronenbäume findet man hin und wieder in Gärten. Limonen und Pomeranzen wachsen hier häufig, und von verschiedener Art. Die edelste Art nennt man Mican, deren Figur und Größe einem Borstorferapfel gleichet, und welche einen sehr angenehmen Geruch und weinsauren Geschmack haben. Kinkan ist eine andere seltene Art, von der Größe und Figur einer Muscatennuß, sie ist überaus sauer, wächst auf einer kleinen Staude, und wird in Speisen gebraucht.

Trauben werden hier selten reif, und deswegen wird der Weinstock wenig angebauet.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.
98tes Stück.
Montag, den 6ten December 1779.

Einiges aus Engelbert Kämpfers Geschichte und Beschreibung von Japan.

(Fortsetzung.)

Brombeeren und Himbeeren sind zwar auch da, haben aber keinen angenehmen Geschmack; und die Erdbeeren sind ganz ohne Geschmack und nicht eßbar. Pfirsige, Aprikosen und Pflaumen giebts im Ueberfluß. Kirschen, Haberschleen und Kriekenbäume werden nur wegen ihrer schönen Blüthen unterhalten, welche durch die Cultur die Größe einer doppelten Rose gewinnen.

Tannen und Cypressen, von denen es vielerley Arten giebt, sind die gemeinsten Bäume der Wälder, aus welchen Häuser, Bretter und Gefäße gemacht werden, und die auch zu gemeinem Küchenfeuer dienen; das gemeine Volk aber braucht hiezu die abfallenden Pienäpfel und Blätter, welche sie täglich zusammen fegen, und mit eben derselben Mühe den Boden sauber erhalten. Zum Zierrath werden diese Bäume in lange Reihen auf die Spitzen der Berge, und auf beyde Seiten der Land- und Heerstraßen gepflanzet. Man bemüht sich auch sehr, alle sandige und wüste Oerter mit denselben zu besetzen. Es darf keine Tanne oder Cypresse gefällt werden, ohne Erlaubniß der Obrigkeit des Orts, und muß alsdann ein junger Baum in dessen Platz gesetzt werden.

Bambusen ist eine der gemeinsten Stauden, aus welchen vielerley Hausgeräth, als Wasserrinnen, Wände die man betünchen will, die feinsten Lunten, zierlich geflochtene Körbe und andere Sachen gemacht werden. Man hält sowohl die Tannen als Bambusen wegen ihres langen Lebens und steten Grünens für ominös oder glücklich, und braucht sie deswegen zur Auszierung heiliger Oerter bey Fest- und Feyerzeiten.

In Vergleichung anderer Länder, hat Japan ungewöhnlich mancherley wilde Pflanzen von wunderschönen Blumen und Blättern, die man auch in die Gärten verpflanzet, und durch die Cultur zu mehrer Vollkommenheit bringt. Die vornehmsten derselben sind: Tsubaki, eine große Staude mit Rosenblumen, welche sich in Hecken und Wäldern findet. Durch Propfung

 entstehen

entstehen viele seltene Arten, und man hat bey dieser namenreichen Nation, wie man vorgiebt, 900 Namen ihrer Varietäten. Satsuki, eine lilientragende kleine Staude, die mehr als 100 benannte Varietäten haben soll, und deren zwey wilde Arten, mit rothen und fleischfarbenen Blumen, viele öde Felder und Hügel mit ihrer angenehmen Farbe bedecken. Saka Nandsjo, eine Staude, trägt gleichfalls eine lilienförmige Blume, aber weit größer wie die vorige.

Es giebt Ahorn wovon eine Art im Frühling, die andere im Herbst, eine theils gelbe, theils purpurrothe Farbe annimmt, und eben dieses thut auch der Fasjbaum im Herbst.

Die Lilien, Matricaria, Narcissen, Irides, Caryophillen und meist alle übrigen Blumen sind beynahe ohne Geruch; wie denn auch alle japanische Früchte, die Lieblichkeit des Geschmacks der sinesischen und indianischen nicht besitzen.

Hanf und Baumwolle, werden so viel es der Raum zuläßt gebauet; und Oele zu vielerley Gebrauch, presset man aus dem Saamen des Kiri- und Abrasinbaums.

Getreide und Hülsenfrüchte wie auch Gartenkräuter, geben nicht nur die platten Felder, die man niemals zu Wiesen gebraucht, sondern auch die steilen Gebirge bis zu den höchsten Spitzen, ja auch die ablaufenden Hölen und Winkel der steinigten Klippen.

Der platte Grund wird mit Ochsen gepflüget, die Höhen aber mit Menschenhänden bearbeitet, und beydes wohl dreymal im Jahr mit Menschenmist gedünget. Wer seinen Acker ein Jahr unbesäet läßt, wird desselben nach hiesigen Landesrechten verlustig.

Unter den verschiedenen Sorten Reis, ist eine die schneeweiß ist, auserordentlich sätiget, und ihres gleichen in ganz Asien nicht hat. Der Reis dienet in Wasser aufgekocht statt des Brodtes; von dem jährlichen Ueberfluß wird ein fettes Bier, Saki genannt, gebrauet.

Es giebt eine Art Gerste, deren Aehren und Hülsen purpurfarbig sind, welches in den Feldern einen sehr schönen Anblick giebt.

Weitzen ist da sehr wohlfeil und wird nicht anders als zu Mehlkuchen genutzet.

Die Daidsu, das ist, Davidsbohnen sind wie türkische Erbsen. Aus ihrem Mehl macht man einen gewissen mehligten Pap, welcher in Zubereitung der Speisen den Platz der Butter vertreten muß; und auch den Soeju, welches ein Appetit machendes Embamma oder Uebergus ist, der bey allen Mahlzeiten aufgesetzt, und ausser Landes bis in Holland ausgeführet wird.

Adsuki oder Sodsu, das ist, Sobohnen, sind schwarz, und wie Linsen; das Mehl mit Zucker vermischt, wird zu Speisen und Kuchen verbraucht.

Die Rettige sind durchs ganze Land von unglaublicher Größe, und tragen zum Unterhalt des Lebens das meiste bey.

bey. Sie riechen und schmecken aber sehr stark nach dem Menschenmist, womit sie gedünget werden.

Rüben, Mören, Kürbisse, Melonen, Angurien, Cucumern, Fenchel u. s. w. sind hier gemeine Feldfrüchte.

Es geben auch die wüsten Wälder, Berge, Klippen, Moräste und Seegründe viele, sowohl bekannte als unbekannte Kräuter, deren junge Sprossen, Blätter, Früchte und Wurzeln verspeiset werden.

Kein Seekraut ist unter dem Meer zu finden, das von dieser Nation nicht zur Speise genommen wird. Die Fischweiber, die im ganzen Reiche hiezu abgerichtet sind, holen vielerley Arten derselben aus der Tiefe von 20 bis 40 Faden heraus, waschen und säubern sie, und zerlegen sie in gewisse Sorten.

Die erdichteten Thiere, welche die Japaner von den Sinesern angenommen, und bloß in der Einbildung und in den Schriften, aber nicht in der Natur gefunden werden, übergehe ich hier der Kürze wegen, und wende mich gleich zu den wirklichen.

Mit vierfüßigen, wilden und zahmen Thieren sind diese Länder sparsam versehen. Esel, Maulesel, Camele, Elephanten, Wind- und Wasserhunde kennt man nicht.

Man findet hier Pferde, die zwar klein sind, aber doch an Geschicklichkeit oft den persischen nicht viel nachgeben. Die besten kommen aus den Provinzen Osju und Satzuma; und eine gedrungene sehr kleine Art aus der Landschaft Kai.

Ochsen und Kühe werden bloß zum Pflügen und Karrenziehen gebraucht. Milch und Butter von ihnen zu ziehen, ist hier eine unbekannte Sache. Es giebt noch eine ungeheuer large grobe Art Büffelochsen, mit hohen Buckeln auf den Schultern, und von allen Farben: man bedient sich ihrer bloß in großen Städten zum Karrenziehen.

Schafe und Ziegen sind vor Zeiten von den Europäern nach Firando gebracht, woselbst man auch noch ihr Geschlecht unterhält.

Schweine findet man wenig, und werden aus Devotion von den Japanern sehr wenig gegessen, und nur an die jährlich ankommenden Sineser verkauft, welche sich ihrer täglich bedienen, ob sie gleich mit jenen einerley Glauben haben.

Gemeine Hunde liegen in Menge, zur großen Verhinderung der Vorbeygehenden, auf den Straßen umher, ohne einen Herrn zu haben. Es müssen derselben eine gewisse Anzahl von den Bürgern jeder Gasse unterhalten und gespeiset, wenn sie krank sind, in einer auf jeder Gasse errichteten Hütte verpfleget, wenn sie gestorben, auf die Berge getragen, und gleich Menschen beerdiget werden. Sie dürfen bey Lebensstrafe von keinem Menschen mishandelt oder getödtet werden, als bloß von dem Büttel; wenn sie nemlich selbst etwas verbrochen und den Tod verdient haben. Es ist dieses wegen eines Aberglaubens und Befehls des jetzigen Kaisers so angeordnet.

net, welcher, wie der römische Kaiser Augustus vor dem Zeichen des Steinbocks, vor dem Geschlecht der Hunde eine besondere Hochachtung hat, weil er im Jahr des Hundezeichens gebohren worden.

Wind- und Wasserhunde findet man hier nicht; man versieht die Jagden, wozu es schlechte Gelegenheit giebt, mit gemeinen Hunden.

Unter den Katzen giebt es eine Art, die nur zur Zierde gehalten wird. Sie haben große schwarze und gelbe Flekken auf weißem Grunde, und einen kurzen krummen Schwanz. Sie wollen gar nicht mausen, lassen sich aber gern von dem Frauenzimmer tragen und streicheln.

An vierfüßigen wilden Thieren liefert das Land Hirsche, Hasen, wilde Schweine, und Füchse im Ueberfluß. Von letztern glauben die Japaner, daß sie mehrentheils mit Teufeln beselt sind.

Affen sind hier wenig; sie sind gelehrig, haben lichtbraune Haare, kurze Schwänze, und nackte rothe Gesichter und Hintersten.

Bären giebt es in den nordlichen Provinzen, aber wenig und von kleiner Art.

Die wilden Hunde haben große weitgespaltene Schnautzen.

Itatz ist ein röthliches Thier, wie ein kleiner Iltis. Eine andere größere Art wird Tin genannt. Sie halten sich in den Häusern auf, und sollen nicht allein Hühner, sondern auch Fische fangen.

Die Ratten und Mäuse, an denen dort kein Mangel ist, wissen die Japaner zahm zu machen, und zu allerley Künsten abzurichten.

Von Tiegern, Panthern, Löwen und andern reißenden Thieren ist das Land befreyet.

Unter dem schädlichen Ungeziefer sind die vornehmsten, die durch ganz Indien so genannten weißen Ameisen. Dies sind schneeweise zarte Würmchen; sie leben in Haufen wie Ameisen, und gleichen ihnen auch an Größe und einigermaßen an Gestalt; Brust und Kopf ist bräunlich und hart. Alles was ihnen vorkommt, außer Erz und Stein, durchfressen sie in wenigen Stunden, und können bloß durch Unterstreuung des gemeinen Salzes abgehalten werden. Ihre Todfeinde sind die schwärzlichen oder würklichen Ameisen, und die freye Luft können sie weniger als die Maulwürfe vertragen.

Die in Indien so genannte Tausendbeine, sind beynahe einen Finger lang, schmal, bräunlich und an beyden Seiten befüßt. Sie sind in Indien sehr giftig, und schmerzt ihr Bis mehr, als der Stich eines Scorpions. In Japan giebt es wenige, und sie thun selten Schaden. Der Bis wird mit Speichel bestrichen, und so geheilet.

Firakutz und Fibakarri eine grüne Schlange mit plattem Kopfe und scharfen Zähnen, hat ihren Namen von der Tageslänge; weil nemlich derjenige, welcher von ihr gebissen wird, mit der Sonnen Untergang sterben muß. Die Soldaten sind begierig nach ihrem Fleische, weil ihm die Kraft zu-

zugeschrieben wird, daß der Genuß streng und beherzt mache. Eine ungemein große Schlange Uwabami, hält sich in Bergen und Wässern auf. Man trift sie selten an; wenn man sie aber fängt, so läßt man sie für Geld sehen.

Sowohl an zahmen als wilden Geflügel, haben die Japaner, Hühner, Enten, zweyerley Arten Kraniche, drey Arten von Reihern, wilde Gänse, wilde Enten verschiedener Art, Fasanen von ungemeiner Schönheit, Feldhühner, Feldtauben, Störche, Elstern, Lerchen, Nachtigallen, Möven, Seeraben, Holz- und Wasserschnepfen, Schwalben, Sperlinge, u. a. m.

Europäische blaue Krähen, Papagenen und andere indische Vögel werden hier nicht gefunden.

Foken gemeiniglich Foto tenis genannt, ist ein seltener Nachtvogel, der auf hohen Gastmahlen als eine köstliche Delicatesse aufgesetzt wird; und der Misago oder Bisago ist ein Seeraubvogel, wie ein Habicht oder Sperber, der an einer Klippe sich eine Höhle zu seinem Keller unterhält, wo er seinen übrigen Fischraub hineinlegt.

Von fliegenden Insekten hat das Land Bienen, Hummeln, Wespen, Fliegen, Mücken, Feuerfliegen, Neyere, Kriken, Käfer, verschiedene Arten Heuschrecken, u. d. m.

Die Canthariden, (spanische Fliegen,) sind an Farbe den Spanischen gleich; allein runder und so groß wie ein junger Käfer. Ihr Gebrauch ist hier unbekannt. Außerdem giebt es ein anderes Geschlecht, Fan mio genannt, welches überaus kaustisch ist, und daher für giftig gehalten wird. Diese befinden sich auf den Reisähren, sie sind lang, schmal, und kleiner wie die spanischen Fliegen; von Farbe blau und goldfärbig, mit carmoisinrothen Flecken und Strichen, und deswegen von ganz vorzüglicher Schönheit.

Das schönste von allen fliegenden Insekten, ist eine schmale, halb fingerlange runde Nachtfliege; mit zwey Schlupflügeln, und unter denselben mit andern durchscheinenden versehen, mit blauen und goldnen Strichen der Länge nach geziert, glänzend wie ein Spiegel, und von ausnehmender Schönheit.

Das Wasser giebt zum gemeinen Unterhalt der Japaner, wenn man den Reis abrechnet, eben so viel oder noch mehr als das Land. Denn dieses Meer ist überaus reich an Seekräutern, Fischen und Muscheln; und unter diesen ist wenig oder nichts, das nicht zur Speise gebraucht wird.

Der Wallfisch, von dem man dort sechs verschiedene Arten hat, und der beynahe um ganz Japan, am häufigsten aber im See Kumano gefangen wird, trägt unter allen Seegeschöpfen zur Sätigung des hungrigen Pöbels das meiste bey.

Der Fang geschieht durch Wurfpfeile, wie bey Grönland, aber mit bequemern Fahrzeugen; diese nemlich sind klein, schmal, vorn spitzig, mit zehn Rudern besetzt, und überaus schnell.

schnell. Ein reicher Fischer, Namens Gilaijo, hat im Jahr 1680 eine neue Art erfunden, die Wallfische zu fangen; nemlich dieselben mit Netzen aus Stricken von der Dicke zweyer Daumen zu überziehen. Dies Thier soll nemlich, so bald es sein Haupt bestrickt fühlt, nicht schwimmen können, sondern still halten, und wird alsdenn mit Wurfpfeilen auf gewöhnliche Art geschossen und aufgebracht.

Die sechs verschiedene Arten von Wallfischen sind folgende:

1) Siebi ist der vornehmste und größte. Es ist ein sehr dicker Fisch, und giebt den mehrsten Thran; er hat auch das beste und ein sehr gesundes Fleisch, dem die Arbeitsleute und Fischer, welche bey Tag und Nacht, und im kalten Wetter so viel Ungemach ausstehen müssen, die Erhaltung ihrer Gesundheit zuschreiben.

2) *Awosangi*, gemeiniglich *Kokadsura*, das ist kleiner Wallfisch. Er ist kleiner als der Siebi, hat ein aschgraues Fell, und auch eine verschiedene Gestalt.

3) *Nagass* ist ein 20 bis 30 Klafter langer Fisch. Er kann 2 bis 3 Stunden unter Wasser bleiben, und unter demselben etliche Meilen fortstreichen, da andere stets Luft schöpfen müssen.

4) Satoo *Kudsura*, oder der blinde Wallfisch. Dieser Name rührt von der Figur einer einländischen Laute her, worauf die Blinden in diesem Lande zu spielen pflegen, und deren Figur auf dem Rücken dieses Wallfisches abgebildet ist. Es ist eine kleine Art; erlangt aber doch zuweilen die Länge von zehn Klaftern. Sie findet sich hier sehr häufig, ihr Fleisch aber ist ungesund; weil es, wie man sagt, gar zu hitzig ist, Catharrhen, Krätze und Kinderblattern verursacht, und alte Gebrechen wieder erneuert. Wer dieses Fleisch kennet, kauft es nicht; es wird aber, wie das Fleisch aller andern Wallfische, unter dem Namen des Wallfisches Siebi aufs Markt gebracht.

5) *Mako* ist nur 3 bis 4 Faden lang, und wird auch nicht größer. *Mako* heist sonst auch jeder junge Wallfisch; aber hier ist es ein eigener Name. Diese Art führt gemeiniglich *Ambra* in den Gedärmen: sie giebt aber keinen Thran als bloß aus dem Kopfe.

6) *Iwasi Kusira*. Dieser hat Schwanz und Floßfedern wie ein gemeiner Fisch. Von allen diesen Wallfischen wird außer den breiten Hüftbeinen gar nichts als unbrauchbar weggeworfen. Die Haut, welche schwarz ist, das Fleisch, welches roth und wie Kuhfleisch aussieht, die Gedärme und alle übrige Eingeweide werden eingesalzen, gekocht und genützt. Das Speck wird zu Thran oder Lampenöl ausgebrannt, und dessen Schroten, nachdem sie zum zweyten mal ausgebraten, werden gegessen. Die Gräten sind weiß und knörpelich, und werden, wenn sie noch frisch sind, zur Speise gekocht; mehrentheils aber geschabet und getrocknet, und so für die Küche aufgehoben. Aus andern nervösen Theilen, so-

so wohl weißen als gelben, werden grobe Saiten oder Schnarren gemacht, um Baumwolle damit zu bereiten; oder auch um sie auf Instrumenten zu gebrauchen. Der Abfall davon geht gar nicht verlohren, sondern findet auch einen Gebrauch in der Küche. Die Floßfedern oder Fischbeine werden zu den subtilen Gold- und Silbergewichten, die auch den Namen davon haben, wie auch zu andern schwarzen Zierrathen und mancherley Manufacturen gebraucht.

Satsifoko ist ein Fisch, gemeiniglich 2 bis 3, zuweilen 5 bis 6 Klafter lang. Er hat zwey lange Zähne, welche aus dem Maule aufwärts hervorstehen. Er soll den Wallfischen in den Hals kriechen, die Zunge ausfressen und sie tödten.

Iruka ist der bekannte Fisch, der durch ganz Indien Tennye genannt wird; und Furube, ein Fisch von gemeiner Größe, der sich so dick wie eine große Kugel aufblasen kann. Er wird für tödtend und giftig gehalten.

Ein gewisser Fisch, Wasserbauch genannt, ist lang wie ein zehnjähriger Knabe, und ohne Schuppen und Flosfedern. Er hat ein ungeheures Haupt, Maul und Brust, einen großen dünnen Bauch wie ein Sack, welcher durchs Maul angefüllt eine große Menge Wasser fassen kann; scharfe dünne Zähne wie eine Schlange; fast keine Gedärme, und sehr kleine geringe Eingeweide. Unter seinem Bauche hat er zwey platte, cartilagineuse Füße mit Fingern, beynahe wie eine Kinderhand, womit er scheint auf dem Grunde des Wassers fortzukriechen.

Der Tai ist, theils aus Aberglauben, weil er dem Götzen Jebis geheiliget ist, theils wegen seiner Schönheit und Glanzes unter dem Wasser, der vornehmste Fisch in Japan. Er ist selten, gleicht an Gestalt beynahe einem Karpfen, und ist von Farbe roth und weislich. Das Weibchen hat rothe Kieven.

Funa ist ein Fisch der auch dem Karpfen gleicht; Nagos eine andere längere Art wie ein Karpfe, und Mebaar ein Fisch der über seinen ganzen Leib blutroth ist; von Größe und Gestalt wie ein Karpfe oder Steinbrassse, und mit so hervorstehenden Augen, daß der ganze Apfel aus seiner Grube hervorragt.

Außer diesen giebt es da noch folgende Fische: Fuka, ein Kaye. Fuka same, ein Rogge mit Perlenfell. Jei ein Ragfisch, von dem einige ein hornigtes Schwerdtgen am Schwanze haben, das wider den Schlangenbis gut seyn soll. Come oder Jei Schollen. Karei eine Butte; Bora eine Art Lachs. Aufgetrocknete Krit, Katsuwo, Mana gatsuwo, ein platter Fisch wie eine Butte, mit einem Auge in der Seite. Sake, vielleicht Cabliau; er wird wie ein Stockfisch getrocknet. Tara eine Art Stockfisch. Sajori, Tobiwo, Saba, Makrelen. Kleine Stinte, Weisfische, Goldfische, Aal u. s. w.

Ika, eine gemeine Seekatze, wird von den Japanern für selten und für ein

ein Leckerbisgen gehalten. Mit dem Fleische des Ika lassen sich die Fische leicht angeln.

Eine andere Art Seekatze, Tako genannt, hat lange Schwänze oder Füße, an deren Enden sich Cotyledones befinden, womit dies Thier sich anbestet.

Imori, ist eine kleine giftige Wassereidexe, schwarz mit rothem Bauch.

Die Schildkröte wird von den Japanern aus Aberglauben, weil man glaubt, daß sie sehr lange lebe, für ominös und höchst edel gehalten. Mino game oder Mooki, ist eine Art Schildkröte, mit einem breiten Schwanz, gleich einem großen runden Bart. Außer dieser, und den Berg- und fischichten Schildkröten findet sich an den östlichen und südlichen Gegenden Japans noch eine so große Schildkröte, daß ihr Schild beynahe einen ganzen Menschen bedeckt.

Auch giebt es da allerley Krebse, große und kleine Krabben, Muscheln und Schnecken.

Die Awabi, Muscheln, bestehen nur aus einer einfachen oder einseitigen Schale. Sie haben die Größe wie eine mittelmäßige persische Perlemutter, sind aber nicht so flach. Sie sitzen tief unter der See, mit der offenen Seite an den Klippen angeschlossen, und werden von den Fischweibern mit einem Spieß oder langen Messer herauf geholt. Diese Muschel ist mit einem großen Stück Fleisch angefüllt, welches von Farbe gelblich weiß, von Substanz sehr zähe und ohne Fiebern ist. Auf jedem Gastmale wird, zum Gedächtniß der Voreltern, als der ihre vornehmste Speise es gewesen seyn soll, ein Gericht von demselben aufgesetzt. Auch ist es bey den Japanern ohne Unterschied ein höflicher Gebrauch, daß man bey alle Geschenke, die man jemand macht, ein Stückchen von diesem Fleische legt.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Aufgabe.

Derjenige, dem die beste Zubereitung des, in hiesigen Landen gebaueten Tobacks bekannt ist, wodurch solcher zum Rauchen und Schnupfen angenehm und wohlschmeckend gemacht werden kann, würde sich um das Publicum verdient machen, wenn ihm gefällig wäre, durch diese Blätter dazu Anweisung und Unterricht zu geben. Man wünschet, zum Vortheil der Tobacksbauer, und zum Vergnügen derer, welche sich des Rauch- und Schnupftobacks bedienen, daß hievon eine zuverläßige Belehrung mit nächstem einlaufen möge.

Hannoverisches Magazin.

99tes Stück.

Freytag, den 10ten December 1779.

Der Soldatenfisch.

Ob ich gleich mir vorgenommen habe, nur die einheimischen Fische zu untersuchen, um die deutlichen specivikeu Merkmale genau zu bestimmen; so habe ich doch die mir gütigst gegebene Gelegenheit nicht verabsäumen wollen, zween indianische Fische, die in Weingeist aufbewahret sind, so gut zu beschreiben, als es sich nach einem solchen Exemplare thun läßt.

Der erste gehört nach dem Linneischen System in die Ordnung der Brustflosser, als welche die Bauchflossen unter der Brust haben, und zu dem Geschlechte der Klippfische. Sein Name ist Chætodon capistratus oder Soldatenfisch.

In der Form seines Körpers hat er eine Aehnlichkeit mit einem Butt, wovon er sich aber darin unterscheidet, daß er die Augen nicht auf einer, sondern auf beyden Seiten hat, und folglich auch nicht auf der Seite, wie jener, schwimmet. Sein Körper ist klein, sehr zusammen gedrückt, im Umfange verkehrt herzförmig, vorn spitz, hinten rundlich und an dem Fortsaze des Schwanzes oben und unten ausgehöhlt, allwo er oberwärts einen augenförmigen Fleck hat, an beyden Seiten platt, schuppicht, schief, in Form eines Winkels gestreift, mit einem kurzen, aufsteigenden und wenig hervorstehenden abgestutzten Ende des Schwanzes und mit sieben Flossen begabt.

Die Schuppen womit er bekleidet ist, sind mittelmäßig groß, rundlich, hinterwärts gestralt, vorwärts am Rande fein gezähnet, übrigens glatt, und liegen wie Dachziegel übereinander: die mehrsten haben eine Oberhaut, wodurch sie dicht auf einander befestiget werden, an dem Bauche aber und an der Brust sind deren viele bloß und unbedeckt.

Was die Farbe dieses Fisches betrift; so konnte dieselbe nicht mehr so lebhaft seyn, als sie vormals bey dem Leben des Fisches gewesen war, zumal da er schon etliche Jahre in Weingeiste gelegen hatte. Ueberhaupt war die Grundfarbe gelblichgrau, bunt von dunkelbraunen weißlichen Linien und einem schwärzlichen Flecken. Insbesondere

sondere betrachtet war sie an dem Kopfe oberwärts kastanienbraun, an den Seiten unter den Augen braungelblich, mit einer schwarzbraunen, bandförmigen, bogigten Querstreife durchgezogen, welche von dem Anfange des Rücken nach der Mitte der Augen und von da nach der Kehle gieng; an dem Rumpfe, um die Gegend der Brust und des Bauches, graugelblich, an den übrigen Theilen der Seiten schmutziggrau und bunt von vielen nahe bey einander parallel liegenden, unterbrochenen, und von einander gesperrten, kastanienbraunen Linien, wovon diejenigen an der obern Hälfte der Seitenfläche schief hinauf nach der Rückenflosse und die übrigen an der untern Hälfte schief, auch etwas gebogen nach der Afterflosse und Schwanzflosse liefen. Außer diesen befand sich unter dem Ende der Rückenflosse auf beyden Seiten des Schwanzes ein großer, rundlicher, bräunlichschwarzer, augenförmiger Fleck, der mit einem schmalen, weißlichen Ringe eingefaßt war. Die Flossen sehen hornfarbig und am Grunde dunkelbraun aus; nur hatte die Schwanzflosse noch zwo schmale blasse dunkelbraune Querstreifen.

Der **Kopf** ist proportionirlich, zusammengedrückt, viel schmaler als der Rumpf, von gleicher Breite und Länge, vorn spitz mit einem hervorstehenden Maule, hinten ausgebreitet und winklicht, oben erhabenrund und sehr abschüßig, unten an der Kehle schief in die Höhe steigend, und etwas bogicht, an den Seiten fast platt, wo der Rand der Augenhöhle, wie ein scharfkantiger Ring, hervorstehet.

Die **Schnautze** (Rostrum) ist kurz, erhabenrund, etwas eingebogen, und fast kegelförmig.

Die **Mundspalte** (Rictus) ist sehr klein, etwas aufsteigend, und vorn an der Spitze des Kopfes befindlich.

Die **Kiefer** (Mandibulæ) sind klein, fast von gleicher Größe, gezähnt, mit Lippen begabt und liegen auf einander. Der untere stehet wenig vor dem obern hervor.

Die **Zähne** sind fein, dünne, biegsam, bürstenartig, spitz, etwas gekrümmt, sitzen dicht, und häufig in den Kiefern so, daß sie vorwärts schief hervorstehen. Sie nehmen in der Länge allgemach ab gegen die Winkel des Mundes, und werden nur halb von den Lippen bedeckt.

Die **Zunge** ist sehr schmal, vorn stumpf, ungebunden und daher beweglich.

Der **Gaum** ist enge und glatt, hat im Anfange hinter den Zähnen einen scharfen oder rauhen Höcker.

Die **Augen** sind rund, in Ansehung des Körpers groß, sitzen hoch an der Scheitel und in der Mitte der Länge des Kopfes: haben eine Membran über sich, und einen hervorstehenden Rand um sich her, welcher einen Theil der Augenhöhle ausmachet.

Die **Naselöcher** sind gedoppelt, stehen offen und sitzen vor den Augen.

Die **Kiemendeckel** sind schmal, beweglich, schuppicht, hinterwärts gerade abgestutzt, und in der Mitte des Randes

des winklicht, bestehen aus drey Blättern, ohne den Backenknochen mitgerechnet.

Der **Backenknochen**, welchen viele Schriftsteller mit zum Kiemendeckel zählen, hat einen feingezähnten hervorragenden Rand.

Die **Kiemenhaut** (membrana branchiostega) lieget an der Seite unter dem Kiemdeckel verborgen, woran ich nur fünf Stralen wahrnehmen konnte: denn weil die Haut von dem Weingeiste sehr steif geworden war, so liessen sich die Stralen nicht ohne Zerreissung von einander absondern. Deswegen weiß ich nicht genau zu bestimmen, ob fünf oder sechs Stralen darinnen vorhanden gewesen, wie **Linne** in seinem Natursystem angemerkt hat.

Die **Kiemenöffnung** (Apertura branchialis) ist bogicht, proportionirlich, mit dem Kiemendeckel ganz bedeckt, und befindet sich an der Seite.

Der **Rumf** ist oval, sehr zusammengedrückt, vorn ein wenig dünner als der Kopf, nach hinten zu aber noch weit dünner, und zweyschneidig. Er hat einen sehr abschüßigen hohen Nakken, einen fast geraden und hinterwärts niedersteigenden kielförmigen Rücken, einen kurzen, bogichten, niedersteigenden, stumpfen Bauch, einen halb eyförmigen platten Schwanz, welcher in einen schmalen, kurzen, abgestutzten und etwas schief nach obenzu gerichteten Fortsatz ausläuft, woran die Schwanzflosse festsitzt.

Die **Kiemen**, (Branchiæ,) vier an der Zahl, sind schief gebogen, auswendig kammförmig u. inwendig gezähnt.

Die **Seitenlinie** ist bogicht, sehr hoch über dem Rückgrad, und nähert sich der Mitte des Rückens. Sie bestehet aus sehr kleinen erhabenen abgesonderten, weißlichen Linien, die in einer Reihe hinter einander liegen.

Der **After** befindet sich unter der Mitte des Körpers vor der Afterflosse.

Die **Glieder** bestehen aus sieben unähnlichen Flossen, an welchen die Spizzen der Stralen über der gemeinschaftliche Membran hervorragen, absonderlich die Stacheln.

Die **Rückenflosse** ist lang ausgebreitet, (longitudinalis,) allenthalben fast gleich breit, so daß die Länge gegen die Breite wie 4 zu 1 sich verhält. Sie steiget vorn am Rücken schief auf und endiget sich hinten neben dem Fortsatze des Schwanzes in eine rundliche hervorstehende Spitze. Ihren Grundtheil bedecken kleine Schuppen. Sie ist aus 32 theils harten und theils weichen Stralen zusammengesetzt, wovon die ersten 12 einfache zurückgebogene Stacheln sind, welche auf die Hälfte über der gemeinschaftliche Membran hervorragen, nur die erste und kürzeste davon ausgenommen; die übrigen 19 sind weich, zweyspaltig, halb mit Schuppen bedeckt, und ein wenig kürzer als die Stacheln, doch meistens gleich lang, außer den 8 letzten, welche allgemach abnehmen.

Die **Brustflossen** sind mittelmäßig, spitz, schmal, ein wenig schief in die Höhe gerichtet, sitzen unten, hinter dem Kiemendeckel neben dem Bauche. Ihre Länge verhält sich zu der Breite

 wie

wie 5 zu 1. Sie enthalten funfzehn ungleiche ab- und zunehmende Stralen; wovon die erste, zweyte und die letzte ungetheilet, die übrigen aber am Ende gespalten sind, und von der vierten an allgemach in der Länge abnehmen.

Die Bauchflossen sind zugespitzt, sehr schmal und ein wenig länger als die Brustflossen, sitzen nahe bey einander hinter der Kehle unter der Brust. Ihre Länge verhält sich zu der Breite wie 6 zu 1. Sie sind aus 6 unähnlichen, dicht an einander stehenden Stralen zusammen gesetzt, wovon der erste ein kurzer Stachel ist, die übrigen aber sind weich, vielspaltig und werden von dem zweyten bis zum letzten allgemach kürzer.

Die Afterflosse ist lang ausgebreitet, fast allenthalben gleich, nimmt dicht hinter dem After ihren Anfang und endiget sich unter dem Fortsatze des Schwanzes, wo sie mit einer stumpfen Spitze hinterwärts hervorstehet. An ihrem Grundtheile liegen kleine Schuppen. Sie ist aus 21 unähnlichen Stralen zusammen gesetzt, wovon die 3 ersten Stacheln sind, der erste und kürzeste lieget dicht auf dem zweyten, die andern beyden sind gleich lang, und stehen ein wenig von einander entfernt und auf die Hälfte über der gemeinschaftlichen Membran hervor. Die folgenden 18 Stralen sind weich, zweyspaltig, dicht, und von gleicher Länge bis auf die 7 letzten, welche allgemach in der Länge abnehmen. Ihre Länge verhält sich zu der Breite wie 10 zu 4.

Die Schwanzflosse ist abgesondert, am Ende fast gleich, senkrecht, und etwas schief nach dem Obertheile des Schwanzes gerichtet. Sie ist ohngefehr 2 mal so lang als breit. Sie enthält 22 dichte, vielspaltige, meistentheils gleiche Strale, wovon die 3 äußersten auf jeder Seite ungetheilt und von zunehmender Länge, aber kürzer als die übrigen sind. Auf derselben siehet man zwo blasse dunkelbraune Querstreifen, welche nicht deutlich in die Augen fallen.

Die beste Abbildung von diesem Fische findet man in *Kleinii Missu* IV. tab. XI. fig. 5. wie auch im *Musæo Adolpho-Fridericiano* tab. 33. wo aber der Fortsatz des Schwanzes gerade gerichtet vorgestellet ist. Es ist auch eine davon in Linnes Natursystem 4 Thl. 6 Tafel vorhanden, woran aber die schiefen Striche nicht deutlich ausgedrückt sind. Diejenige, welche *Ruysch* in seinem *Thesauro animalium* davon gegeben hat, ist ohne Striche an den Seiten vorgestellet, und vielleicht eine Abänderung von dieser Art. Man sehe hievon weiter nach *Linnæi Amoen.* Vol. 1. p. 314. *Willugby hist. piscium* tab. 5. fig. 4.

Die Ausmessung nach dem Pariser Maaßstabe ist folgende:

Die Länge von dem äußersten		
Ende der Schnautze bis zum Ende der Schwanzflosse	—	2 Z. 3 L.
— bis zu den Naselöchern		2 L.
— bis zu der Mitte der Augen	—	$3\frac{1}{2}$ L.
— bis zum Ende des Kiefendeckels	—	7 L.

bis

— bis zum Anfange der Brustflosse — 9 L.
— bis zum Ende derselben 1 Z. 2 L.
— bis zum Anfange der Bauchflosse — 10 L.
— bis zum Ende derselben 1 Z. 3½ L.
— bis zum After — 1 Z. 3½ L.
— bis zum Anfange der Afterflosse — 1 Z. 4 L.
— bis zum Ende derselben an dem Grundtheile 1 Z. 9 L.
— bis zur äußersten Spitze derselben — 1 Z. 11 L.
— bis zum Anfange der Rückenflosse — 11 L.
— bis zum Ende derselben an dem Grundtheile — 1 Z. 9 L.
— bis zur äußersten Spitze derselben — 2 Z.
— bis zum Anfang des Fortsatzes des Schwanzes —
— bis zum Ende desselben 1 Z. 10 L.
Die Breite des Körpers in der Mitte ohne die Rückenflosse — 1 Z. 1 L.
— mit der Rückenflosse 1 Z. 4 L.
— des Kopfes über der Mitte der Augen — 7 L.
Die Dicke des Körpers bey dem Ende Kiefendeckel 3 L.

Lübeck. J. J. Walbaum D.

Der Brillenträger. (Tetrodon Conspicillum.)

Unter den Fischen giebt es verschiedene Gattungen, welche keine vollständige Kiemendeckel oder Kiemenhaut haben, und deren Kiemen auf keinem knochichten Bogen, wie bey den rechten Fischen sitzen, auch nicht frey liegen sondern angewachsen sind, und wohl außerdem noch eine willkührliche Lunge besitzen. Diese, ob sie gleich wie die rechten Fische gestaltet sind, rechnet der Ritter von Linne zu den Amphibien, weil sie mit denselben, in Ansehung des Baues der inwendigen Theile, überein kommen. Er leget ihnen den Namen **schwimmende Amphibien** bey, indem sie sich beständig im Wasser aufhalten.

Zu dieser Classe, und besonders zu dem Geschlechte der Stachelbäuche, gehöret dieser Fisch, welchen ich hier beschreibe.

Sein eigentlicher Name ist Tetrodon oculatus. L. oder gefleckter Stachelbauch, welchen Namen ich wegen der Form seines brillenförmigen Flecks, der auf seinem Rücken sich befindet, in Brillenträger (Tetrodon Conspicillum) verändern will. **Houttuyn** nennet ihn auf Holländisch Stekelbuik met een geoogde Band over de schouderen.

Sein **Körper** ist spindelförmig, vorn stumpf, hinten kegelförmig, am äußersten Ende abgestutzt, schuppenlos, oben auf dem Rücken und am Bauche rauh, wie eine Feile, und auch mit fünf Flossen begabt.

Die Farbe überhaupt betrachtet, ist

 oben

oben schwarzbraun, grau punktirt, mit schwarz und weiß augenförmig gefleckt, an den Seiten strohgelb und glänzend wie blasses Gold, unten gelblich weiß, und an den Flossen strohgelb. Die augenförmigen Flecken sind so groß als die Spitze des kleinen Fingers, inwendig schwarz und am Rande weiß. Zwey davon, welche etwas oval und nach hinten etwas schief gedrehet erscheinen, befinden sich an den Seiten des Rükken über den Brustflossen. Sie sind mit einer schwarzen nach dem Kopfe hin flach gebogenen Binde, welche quer über den Rücken gehet, an einander so verbunden, daß sie also die Form einer Brille vorstellen, die rund herum mit einer weißen etwas breiten Linie umschlossen ist. Der augenförmige dritte Fleck ist rund, ein wenig größer, und umgiebet den Grundtheil der Rückenflosse, welche auch unten am Grunde zum Theil damit gezieret ist.

Die **Bekleidung** ist eine glatte Haut, welche auf dem Hinterhaupte, und oben auf dem Rücken bis an die Rückenflosse, flache ründliche Grübchen in der Form eines Netzes hat, zwischen welchen feine und sehr kurze, dicht anliegende, graue Stacheln nach hinten zu gerichtet hervorstehen; an dem Bauche hat sie auch unzählige linienförmige tiefe Grübchen und länglichte Furchen, welche reihenweise der Länge des Bauches nach gerichtet sind. In diesen Grübchen liegen kleine und sehr kurze Stacheln verborgen, welche man nur fühlet, wenn man mit dem Finger rückwärts darüber streicht. An den Seiten ist die Haut zwar glatt, aber doch der Länge des Bauches nach in schiefe länglichte Runzeln zusammen gezogen, daher der Fisch, wenn er lebendig ist, den Bauch durch die eingeschluckte Luft aufblasen kann.

Der **Kopf** macht mit dem Rumpfe nur ein Stück aus, und kann nur allein durch die Kiemenöffnungen unterschieden werden. Er ist nach dem Verhältniß des Körpers groß, doch etwas dünner als der Rumpf in seinem Anfange, übrigens von gleicher Dicke und Breite, vorn abgeründet, und schmaler als hinten, hat ein flaches und etwas abschüßiges Hinterhaupt und eben solche Scheitel, eine kurze, erhabenrunde und niederwärts gebogene Schnautze, etwas flache Seiten, die nach vorn zu sich einander nähern, (convergentes,) und eine erhabenrunde krummaufsteigende Kehle.

Die **Mundspalte** ist nur klein, überzwerch, am äußersten Ende des Kopfs mit aufsteigenden Mundwinkeln, hat etwas dicke und fast gleiche Lippen, welche das Gebiß bedecken, wovon die untere und etwas breitere bey den Mundwinkeln an der obern schief in die Höhe steigt.

Die **Kiefer** scheinen gleich zu seyn, doch treten die Zähne des Oberkiefers über die in dem Unterkiefer.

Die **Zähne** kann ich nicht genau bestimmen, da sich der Mund ohne Zerschneidung nicht öffnen ließ. Ich habe also vorn unter der Oberlippe nur zweyen große breite, schief abgestutzte weißgelbe Zähne gesehen, welche die in dem Unterkiefer größtentheils bedecken.

Die

Die Zunge und den Gaumen habe ich aus eben der Ursache nicht untersucht.

Die Augen waren an diesem Exemplare fast kugelicht, mittelmäßig groß, standen etwas hervor, lagen seitwärts hoch an dem Scheitel, und der Länge nach fast in der Mitte, doch etwas näher der Mundspalte.

Die Naselöcher sind gedoppelt, offen, rundlich, auf zween erhabenrunden weißgelben Buckeln, die oben an der Schnautze nicht weit von einander, imgleichen auch nicht weit von den Augen entfernt stehen.

Die Kiemendeckel sind äußerlich nicht deutlich zu erkennen.

Die Kiemenhaut fehlt gänzlich.

Die Kiemenöffnung ist linienförmig rückwärts, wie ein halber Mond gekrümmt, 6 Linien lang, entblößt, und befindet sich an der Seite gerade vor der Brustflosse.

Der Rumpf allein, ohne die Flossen, ist kegelförmig, ohngefehr zwey mal so lang als der Kopf, von gleicher Breite und Dicke, hat einen breiten erhabenrunden und etwas bogichten rauhen Rücken mit einer Flosse begabt, erhabenrunde glatte Seiten, einen erhabenrunden, bogichten rauhen Bauch und einen stark abnehmendē glatten Schwanz, welcher am Ende abgestutzt ist.

Die Kiemen habe ich ohne Erlaubniß nicht zergliedern können, folglich ist mir deren Bau unbekannt geblieben.

Die Seitenlinie ist eingedrückt, ohne Unterbrechung, bogicht, hoch, fein und kaum zu sehen, nach hinten eingebrochen und zuletzt gerade. Sie nimmt unter dem Auge ihren Anfang, steigt gekrümmet in die Höhe und läuft an dem Rücken fort bis gegen die Rückenflosse, wo sie etwas herabsteigt und eingeknickt ist, von da läuft sie oben neben dem Rande des Schwanzes gerade fort bis zur Schwanzflosse.

Die Bauchlinie ist eingedrückt, fast gerade. Sie fängt von dem Mundwinkel an, und läuft unten an beyden Seiten des Bauches und an dem untern Rande des Schwanzes fort bis zur Schwanzflosse.

Der After ist weit von der Spitze des Kopfs entfernt, und an dem Ende der Bauchhöhle, er raget in der Form eines Ringes etwas hervor.

Was die Glieder anbetrifft, so bestehen solche aus fünf weichen und kleinen Flossen.

Die Rückenflosse ist von dem Kopfe entfernt, über der Mitte des Schwanzes, dabey ungleich viereckicht, hinten spitz und schief abgestutzt, fast wie ein Pflugeisen gestaltet, enthält 15 Stralen, wovon die ersten 5 einfach sind, und allgemach in der Länge zunehmen, die übrigen aber sind gespalten, und die letzten 8 werden allgemach kürzer. Ihre Länge vom Grundtheile bis zur Spitze hält 10 Linien, und die Breite an dem Grundtheile 6 Linien.

Die Brustflossen sitzen in der Mitte der Breite des Rumpfes, dicht hinter der Kiemenöffnung, sind ungleich, viereckicht, ein wenig schief abgestutzt, meistens gerade gerichtet, 5 Linien am Grundtheile breit und 7 lang, wovon die dritte und vierte die übrigen an Länge über-

übertreffen. Die erste und letzte, als die kürzesten unter allen, sind einfach, die andern aber am Ende gespalten.

Die Bauchflossen fehlen.

Die Afterflosse ist der Rückenflosse entgegengesetzt, und derselben gleich, nur ein wenig schmaler, und an dem äußern Rande etwas bogicht. Sie besteht aus zwölf ungleichen, theils einfachen und theils gespaltenen Stralen, worunter der fünfte u. sechste die andern übertreffen. Die ersten vier zunehmende Stralen sind einfach, die andern aber gespalten, von welchen die sechs letzten in der Länge allgemach abnehmen. Sie ist übrigens 10 Linien lang und 5 Linien am Grundtheile breit.

Die Schwanzflosse ist länglicht, viereckicht, am Ende ausgerändet, 11 Linien lang und am Grundtheile 5 Linien breit. Sie hat zehn fast gleiche vielspaltige Stralen, nur den ersten u. letzten davon ausgenommen, welche einfach und etwas kürzer sind: auch scheinen die mittelern in der Länge etwas abzunehmen.

Von seinen Eigenschaften und Nuzzen weiß ich nichts mit Gewißheit zu sagen. Einige halten ihn für giftig, und sagen, daß er den Bauch, wie die andern Stachelbäuche, vermöge der eingeschluckten Luft aufblasen könne.

Der Ort seines Aufenthalts ist das Indianische Meer. Die hier beschriebenen Exemplare befinden sich in dem hinterlassenen Naturaliencabinet des seligen Herrn **Edlers**, worin nebst vielen seltenen Sachen noch mancherley Indianische Fische und viele Schlangen, auch andere seltene Thiere, theils in Weingeiste, und theils trocken vorhanden sind, und an Liebhaber insgesammt sollen verkauft werden.

Des Brillenträgers Ausmessung.

Die Länge von der Spitze des Mundes

— bis zum Ende der Schwanzflosse		5 Z. 2 L.
— bis zum Mundwinkel	—	3 L.
— bis zu den Naselöchern	—	6 L.
— bis zur Mitte der Augen	—	10 L.
— bis zur Kiemenöffnung	—	1 Z. 5 L.
— bis zum Anfange der Brustflosse		1 Z. 7 L.
— bis zum Ende derselben	—	2 Z. 2 L.
— bis zum Anfange der Rückflosse		3 Z.
— bis zum Ende des Grundtheils derselben	—	3 Z. 6 L.
— bis zur äußersten Spitze derselben	—	3 Z. 11 L.
— bis zum Ende des Schwanzes		4 Z. 3 L.
— bis zum After	—	2 Z. 11 L.

Die Breite nach der senkrechten Linie und die Dicke nach der horizontalen Linie.

Bey dem Mundwinkel			
— breit	—	—	6 L.
— dick	—	—	5 L.
Bey der Mitte der Augen			
— breit	—	—	1 Z.
— dick	—	—	1 Z.
Bey dem Grundtheile der Brustflosse			
— breit } — dick }	—	—	1 Z. 4 L.
Bey dem After			
— breit } — dick }	—	—	1 Z.
Bey dem Anfange der Rückenflosse			
— breit } — dick }	—	—	11 L.
Beym Ende des Grundtheils der Rückenflosse			
— breit } — dick }	—	—	8 L.

J. J. Walbaum, D.

Hannoverisches Magazin.

100tes Stück.

Montag, den 13ten December 1779.

Einiges aus Engelbert Kämpfers Geschichte und Beschreibung von Japan.

(Fortsetzung.)

(Siehe das 97te und 98te Stück.)

Der Dairi oder geistliche Erbkaiser a) der Japaner, wird wie eine an sich selbst heilige Person angesehen. Um nun diese vortheilhafte Meynung in den Gemüthern seiner Unterthanen zu unterhalten, ist er genöthiget, eine ungemeine Sorgfalt vor seine geheiligte Person zu haben, und solche Dinge vorzunehmen, welche, wenn man sie nach den Gewohnheiten anderer Völker untersucht, lächerlich und ungereimt scheinen müssen. So meynt zum Beyspiel dieser Heilige, es würde seiner Heiligkeit und Ansehen höchst nachtheilig seyn, wann er mit seinen Füßen die Erde berührte, deswegen muß er auf Menschenschultern allenthalben hingetragen werden, wohin er will. Man will auch durchaus nicht leiden, daß er seine geheiligte Person in die freye Luft wage, weil die Sonne nicht einmal würdig sey, sein Haupt zu bescheinen. Ja so gar wird allen Theilen seines Leibes eine solche Heiligkeit zugeschrieben, daß er weder sein Haar, noch seinen Bart, noch seine Nägel jemals abzuschneiden sich erkühnet. Dem ohngeachtet aber, damit diese Dinge nicht zu schändlich und unanständig wachsen, schneidet man dieselben des Nachts ab, und wenn er sich etwa besudelt, machen sie ihn in der Nacht rein, wenn er im Schlafe ist. Denn, sagen die Japaner, was zu der Zeit von seinem Leibe genommen werde, sey von ihm gestohlen, und ein solcher Diebstahl sey seiner Heiligkeit und Würde nicht nachtheilig.

In alten Zeiten war der Dairi verbunden, alle Morgen etliche Stunden mit der kaiserlichen Krone auf dem Haupte

Hhhhh

a) Die geistlichen erblichen Monarchen der Japaner, werden auch Mikaddo, oder Dai und Go und Kwo und Taé, welches alles einen Kaiser, Prinzen und großen Herrn bedeutet, genannt. Man nennt sie Tensin, das ist, Söhne des Himmels. In dem gemeinen Leben heißen sie Dairi, mit welchem Namen aber eigentlich ihr ganzer Hof angedeutet wird.

Haupte wie eine Säule auf dem kaiserlichen Throne zu sitzen, ohne Hand oder Fuß, Haupt oder Augen, oder sonst irgend einen Theil seines Leibes zu bewegen. Auf diese Weise, dachten sie, könne er Friede und Ruhe in seinem Kaiserthum bewahren; wenn er sich aber unglücklicher Weise etwa hie oder dahin, zu einer oder der andern Seite wendete, oder eine gute Weile auf einen Theil seiner Güter hinsah, so wurde davor gehalten, daß Krieg, Hunger, Feuer, oder ander groß Unglück zur Verwüstung des Landes bevorstehe. Allein wie sie nachher entdeckten, daß die kaiserliche Krone das Palladium sey, durch deren Unbeweglichkeit Friede im Kaiserthum erhalten werden könnte, wurde ein Mittel erdacht, seine kaiserliche Person von dieser beschwerlichen und mühsamen Amtspflicht zu befreyen, und ihm überlassen, sich ganz ungehindert der Eitelkeit und den Wollüsten zu ergeben. Die Krone wird also jetzt alle Morgen einige Stunden statt seiner auf den Thron gesetzt.

Die Speisen des Dairi müssen jederzeit in neuen Töpfen zubereitet, und ihm in neuen Schüsseln aufgetragen werden, welche beyderley Gefäße zwar recht sauber und nett, aber nur aus gemeinem Thon und neuem Holze gemacht seyn, damit sie ohne große Kosten auf die Seite gelegt oder zerbrochen werden können. Gemeiniglich werden selbige zerbrochen, aus großer Sorge, daß sie in eines Layen Hände gerathen möchten, weil man fest glaubt, daß, wenn ein Laye sich unterstehen würde, seine Speisen aus diesen geheiligten Schüsseln zu essen, so würde davon sein Mund und Kehle schwellen und inflammirt werden, dergleichen schlimme Wirkung auch von des Dairi geheiligten Kleidern gefürchtet wird, nemlich, wenn ein Laye dieselben ohne Erlaubniß oder ausdrücklichen Befehl des Kaisers anlegte, so würden sie Geschwulst und Pein in allen Theilen seines Leibes veranlassen.

So bald der Thron durch den Tod des geistlichen Kaisers erlediget ist, wird derselbe durch die Minister dieses geistlichen Hofes an des abgestorbenen Stelle mit demjenigen besetzt, welchen sie für den nächsten Erben halten, ohne Rücksicht auf dessen Jahre und Geschlecht, ob nemlich die Person männlichen oder weiblichen Geschlechts sey? Daher kommt es, daß öfters ganz junge Prinzen oder junge unverheyrathete Prinzessinnen den Thron besteigen; und man hat also auch Beyspiele, daß des verstorbenen Kaisers Witwe ihrem Mann in der Regierung nachgefolget ist. Wenn verschiedene Prätendenten zur Krone sind, und nicht klar am Tage liegt, welcher unter ihnen das nächste Recht habe; so wird der Streit auf eine liebreiche Weise nach der Billigkeit entschieden, und die höchste Gewalt einem jeden von beyden etliche Jahre nach einander übergeben, nach dem nächsten Grad der Verwandschaft mit dem verstorbenen Dairi. Zuweilen begeben sich die Väter der Regierung und gönnen solche einem oder mehrern Kin-

Kindern, damit sie und ihre Mutter noch bey ihrer Lebzeit das Vergnügen haben mögen, dieselben auf dem Thron zu sehen, von welchem sie vielleicht nach der Eltern Tode wären ausgeschlossen worden. Alles dieses geht bey Hofe in möglichster Stille zu, und mag ein Dairi sterben oder die Regierung aufgeben, oder ein anderer an seine Stelle gesetzt werden, so geschiehts ohne die geringste Unruhe, so daß Niemand außer dem Hofe etwas davon erfähret, bis die Sache geschlichtet und geschehen, wiewohl es sich zuweilen begiebt, daß diejenigen von der kaiserlichen Familie, welche näher Recht zur Kronfolge zu haben vermeynen, und sich ausgeschlossen sehen, ihr Recht durch die Macht der Waffen zu behaupten suchen, und sich bemühen den Dairi abzusetzen, von dem sie die Meynung haben, daß er unrechtmäßiger Weise den Thron besitze. Daher entstehen zuweilen in dem Reiche sehr nachtheilige Kriege und Mißhelligkeiten; die Prinzen im Reiche nehmen alsdenn Parthey, und werden diese Streitigkeiten niemals ohne gänzlichen Untergang der einen streitenden Parthey geendigt, worauf denn eine grausame Ausrottung ganzer Familien erfolgt.

Alle Hofbedienten des Dairi sind von der Familie des Tensjo Dai Dsin b), und diese, weil sie von einer so vornehmen und hohen Geburt, haben eine ganz ungemeine Hochachtung für sich selbst, und prätendiren einen weit höheren Grad der Hochachtung und Ehrerbietigkeit von andern, als ein Laye irgend fodern kann. Ob sie gleich alle von einem Geschlechte herstammen; so breiten sie sich doch nach den Graden der Verwandschaft in verschiedene Zweige aus, und ihrer sind jetzo etliche tausend an der Zahl. Einige wenige werden mit Abteyen und Prioreyen in reichen Klöstern versehen, welche hin und wieder im Reiche gestiftet sind; allein der größte Theil bleibt bey Hofe, und ist stets um des Dairi geheiligte Person, von der sie auch gänzlich abhängen, und ihren Schutz und Lebensunterhalt haben, ein jeder nach der Würde und Amte, womit er versehen ist. Anjetzo bewilliget der weltliche Kaiser die nothwendigen Subsidiengelder zum Unterhalt des Dairi und seines geistlichen Hofes. Er hat ihm zu dem Ende alle Einkünfte der Stadt **Miaco** und aller Pertinenzstücke derselben angewiesen. Allein weil dieselben zu wenig fallen, alle Ausgaben

b) Die Japaner leiten sich aus dem Geschlecht der Götter, und gleichsam aus der Ewigkeit ab, wenn man sich so ausdrücken darf. Doch behaupten sie nicht, daß sie ewig da gewesen, sondern daß sie, wie schon erwähnt, aus der ersten Bewegung des Chaos durch göttliche Kraft entsprungen wären. Sie geben uns zu diesem Ende zwey verschiedene Genealogien ihrer Gottheiten an, und Ten Sio Dai Dsin, oder nach der gemeinen Sprache, Ama Teru Oon Gami, welches nach den Charakteren, mit denen dieser Name ausgedrückt wird, so viel bedeutet wie **himmelstrahlender großer Geist**, von dessen Familie alle Hofbedienten abstammen gehört unter das zweyte Geschlecht der Gottmenschen.

gaben zu bestreiten, so ist bewilliget worden, daß, was daran fehlt, aus des weltlichen Kaisers Kammergefällen erstattet werden soll. Diese Portionen aber sind sehr schmal zugeschnitten, und werden schlecht bezahlt. Indessen gewinnt des Dairi Schatzkammer auch noch dabey, daß er das Recht hat dem weltlichen Monarchen, den Vornehmsten des Reichs und ihren Kindern und Anverwandten mancherley Ehrentitel zu bewilligen.

Der Dairi hat allemal zwölf Weiber, welches eine uralte Gewohnheit seiner Vorgänger am Reich ist. Eine von denselben, als Mutter des Erbprinzen oder der Erbprinzessinn des Reichs, hat den Titel der Kaiserinn.

Der Hof trägt zu mehrerer Unterscheidung von den weltlichen Leuten, welche er vor ein geringes und unheiliges Geschlecht achtet, eine besondere Art der Kleidung, die unter den Hofleuten in einigen Theilen so abwechselt, daß eines jeden Würde daraus zu erkennen steht. Sie sind mit langen weiten Hosen angethan, und über dieselbe mit einem umher weit abstehenden, bey ihnen also genannten Compliment- oder Ehrenkleide, woran rücklings ein abhangender Schweif nachschleppet. Die Platte des Haupts ist mit einer gepapten und schwarz verlakten Mütze von mancherley wunderlichen Formen, nach eines jeden Stande geziert, an welchen öfters ein steifer Schleyer von schwarzem Flor hinten, aber oberwärts in die Ründe aufgebunden ist, auch zuweilen ein runder Augenschirm zur Seiten absteht, wie bey den schüchternen Kutschpferden. Man trägt auch wohl zuweilen einen von beyden Seiten des Halses abhangenden Scherf oder breites Band von verschiedener Länge, wobey auch Stand und Würde zu erkennen sind, indem keiner befugt ist gegen hohe Personen sich tiefer zu bücken, als bis die Enden des Bandes die Erde berühren. Das Frauenzimmer trägt vor andern weiblichen Personen ihres Geschlechts eine ausgezeichnete Kleidung und sonderlich des Dairi zwölf Gemahlinnen ungefutterte mit Gold beblümte kostbare Röcke, welche in viele breite Falten gelegt, und so weit und lang sind, daß sie darin bequemer sitzen als gehen können.

Die Wissenschaften machen nebst der Musik die wichtigste Beschäfftigung dieses Hofes aus. Viele Hofleute üben sich im Wettrennen, Ballspielen, Springen, Tanzen, Taschenspielen und dergleichen. Alle Calender sind zuerst bey Hofe gemacht; jetzt aber werden dieselben von einem gelehrten Bürger in Miaco verfertiget: doch müssen selbige bey Hofe von gewissen dazu deputirten Personen untersucht und geprüft, und hernach durch ihre Sorge nach Isje, einem hierzu bestimmten Orte, in die Drukkerey gesandt werden.

Vor diesem, als der Dairi alleine Herr des Reichs war, residirte er mit seinem Hofe bald in dieser bald in einer andern Stadt oder Lande seines Kaiserthums, zuletzt aber setzte er seine Hofhaltung zu Miaco fest.

Die

Die Freyheit der Religion und des Glaubens, so lange sie nur nicht nachtheilige Folge für den Staat befürchten lies, ist zu allen Zeiten in Japan völlig frey und unbeschränkt gewesen. Daher ist es verschiedenen fremden Religionen sehr leicht geworden, sich neben der von den ältesten Zeiten her herrschenden und (wie die Japaner behaupten) hier entsprossenen Religion, einzudringen und in dem Reiche auszubreiten.

Man zählt, besonders in dem gegenwärtigen Jahrhundert, vier Hauptreligionspartheyen, die in Absicht der Zahl ihrer Anhänger ohngefehr sich gleich seyn mögen, nemlich:

1) Sinto, das heißt, der Weg oder die Verehrung einheimischer Götzen.

2) Budsdo, das heißt, der Weg oder die Verehrung ausländischer, von Sina und Siam herübergebrachter Götzen.

3) Sjuto, die Lehre der Sittenlehrer und Philosophen.

4) Deivus oder Kiristando, welches Gottes und Christi Weg bedeutet.

Durch die spanischen und portugiesischen Missionarien, und vorzüglich durch die Jesuiten wurde vom Jahr 1549 bis 1625 das Christenthum beynahe über ganz Japan ausgebreitet; allein die Missionarien zogen sich durch ihre eifersüchtigen Absichten und unruhvollen Unternehmungen, indem sie weltliche und geistliche Belohnung ihrer Arbeiten zugleich verlangten, den gerechten Zorn der höchsten Majestät des Reichs zu. Sie veranlaßten dadurch eine Verfolgung über die neuen Christen, die an unmenschlicher Grausamkeit in der ganzen Geschichte nicht ihres Gleichen hat, der christliche Glaube wurde dadurch bis auf die letzte Sproße vertilget, und endlich ist es so weit gekommen, daß der bloße Name Christ mit Kreuz und Schwerd bestrafet wird.

Die jetzt bey den Japanern blühende und zugelassene drey Hauptreligionen oder Sekten werden bey ihnen kurz Sin, Budz, und Sju genannt. Die letztere kann man im eigentlichen Sinne nicht einmal eine Religion nennen, sondern sie ist vielmehr eine philosophische Sekte.

Nicht eben wegen der Menge der Anhänger, sondern dem Range nach, wird die Religion Sinto, Sinju, deren Anhänger ihre Verehrung vorzüglich denjenigen Gottheiten geweihet, von denen sie glauben, daß sie in der Regierung dieser Welt Macht beweisen können, für die vornehmste gehalten.

Die Sinsju (so heißen die Anhänger der Sintoreligion) nennen ihre Götzenhäuser Mia, welches heißt, Gedächtnißhäuser oder Fana der Römer; und ihre Götter Sin und Came, welches eigentlich so viel als Seele oder Geist bedeutet.

Die Mia sind eben so, wie die Tempel anderer Religionsverwandten, allemal in den angenehmsten Gegenden des Landes, selten innerhalb und gemeiniglich außer den bewohnten Orten,

ten, Flecken und Städten angelegt. Von dem Heerwege dieser Orte führt dann eine gerade, ebne Breite und mit inländischen Cypressenbäumen besetzte Allee zu der Mia oder deren Hof (area), der öfters mit vielen andern Gebäuden und Tempeln versehen ist. Die Allee ist aber allemal auf die Vorderseite der vornehmsten Mia gerichtet.

Diese Tempel liegen entweder in einem schattigen Lustwäldchen, oder am Abhange eines grünen Hügels. Eine ansehnliche steinerne Treppe führt hinan. Wo sich die Tempelallee von der Heerstraße trennt, steht allemal (zur Unterscheidung von gemeinen Wegen) eine ansehnliche weite Ehrenpforte, die Torii heißt. Sie ist sehr einfach gebauet, und besteht bloß aus steinernen oder hölzernen Pfosten, oben mit doppelten Querbalken aus gleicher Materie, deren oberster zur Pracht eingebogen ist, und zu beyden Seiten hervorragt. Zwischen diesen steht eine steinerne Tafel, welche in güldnen Characteren den Namen des Tempels darstellt. Eben eine solche steinerne Pfortpfoste steht öfters auch noch vor der Mia oder dessen Vorhofmauer. Unweit der Mia steht zuweilen ein steinerner Waschkübel, worin sich die Anbeter reinigen können; und ganz zunächst an der Mia findet man einen großen hölzernen Armenkasten.

Die Mia selbst ist gar kein prächtiges Gebäude; sondern schlecht, simpel und nur von Holz, öfters nur ein kleines nidriges Haus, doch von schönen, starken Balken erbauet. Sie hat gemeiniglich wenig über zwey bis drey Mannshöhen, zwey oder mehr Klafter ins Quadrat, ist eine Elle oder etwas mehr über die Erde erhaben, und gemeiniglich mit einem schmalen höheren Estrich umgeben. Das ganze Gebäude ruhet auf Pfählen und man muß eine oder mehr Treppen hinansteigen. Die Vorderseite bestehet aus zwey Gitterthüren, durch die man hineinschauen und seine Ehrfurcht bezeugen kann. Diese Thüren bleiben beständig geschlossen, und oft findet man gar nicht einmal Hüter und Bediente bey denselben. Von hinten und zu beyden Seiten, ist der Tempel gemeiniglich mit Brettern verschlossen. Ueber dem Thürgitter hängt zuweilen eine platte weite Glocke, auf welcher mit einem daneben hängenden breiten und eingeknüpften Bande von den Betenden ein Geläut erregt wird. Inwendig im Tempel hängt etwas weißes, in kleine Stücken zerschnittenes Papier herum, welches die Reinigkeit anzeigen soll.

In der Mitte sieht man oft einen runden Spiegel, in dem der Beseher seine Mängel und Flecken sehen, und sich dabey erinnern soll, daß die Flekken und Tücke seines Herzens, gleichfalls den Göttern hier vorgestellt werden. Selten hat man den Kame (d. i. unsterbliche und ewig zu verehrende Seele eines geistlichen Erbkaisers oder sonstigen Helden) des Tempels in einem ausgeschnittenen Götzenbilde vorgestellt, und man bewahrt überhaupt kein Bild in den Tempeln auf,

wenn

wenn es nicht durch sein Alter, verübte Wunder, oder durch die Heiligkeit seines Schnitzers dazu besonders gewürdiget ist. In solchem Falle hält man das Bild am obersten Ende des Tempels in einem Hinterkämmerlein verborgen, das *Fongu* oder ächter Tempel heißt. Der Anbeter darf nur die Thür des *Fongu* begrüßen, welches vor dem Tempel oder in dessen Vorzimmer zu geschehen pflegt, das daher *Faiden* d. i. Reverenzhaus genannt wird.

Die vornehmste *Mia* jedes Orts hat allemal ein oder mehrere kleine vier- sechs- oder achteckige Tempelchen die lakirt oder mit vergüldeten Leisten, Spiegeln, Papier und allerley andern Zierrathen ausgeschmücket sind. Sie ruhen auf zwey Stangen, auf welchen sie am heiligsten Tage der *Mia* in einer Procession der vornehmsten Tempelbedienten zu der jährlichen Götzenfeyer getragen und aufgeführt werden.

Eine *Mia* ist allemal von außen und in ihrer großen Antichambre, wenn diese offen gehalten wird, oder sonst in einem besondern Vorzimmer, mit vielerley Bildern, ausgeschnitzten Säbeln, Modellen von Schiffen und mehr dergleichen Zierrathen behangen, deren Betrachtung den müssigen Zuschauern und Anbetern an den Festtagen zum Zeitvertreib dienet. Diese Zierrathen sind meistens freywillige Gaben andächtiger Herzen oder Bezahlungen der Gelübde, welche bedrängte Personen in ihrem Anliegen, Krankheit und Unglück für sich selbst und andere gethan haben. Die Götzen werden von beweibten Personen bedient, die eben so wie die Hofleute des *Mikaddo* gekleidet gehen, wenn sie in ihrem Dienst begriffen sind. Sie tragen nemlich weite, weiße, gelbe oder auch zuweilen anders farbige Chorröcke, die sie über ihren weltlichen Habit angethan haben. Ihr Kopf ist, außer am Bart, ungeschoren. Die Scheitel bedeckt eine längliche, vorn etwas überstehende, schiffeförmige, steife, schwarz lakirte Mütze, welche unter dem Halse nach Unterschied eines jeden Standes, und nachdem der Geistliche sich weniger oder tiefer zu bücken hat, mit einer längern oder kürzern Schnur gebunden ist. Die Obern haben ihr Haar noch unter einem andern zierlichen schwarzen Flor zusammen gebunden, in welchem ein $1\frac{1}{2}$ Spannen langes und zwey Daumen breites gestreiftes Läppchen, nach dem Unterschied des vom *Mikaddo* ertheilten Titels, mehr oder weniger aufsteht oder gebogen niederhängt. Alle Tempelbediente sind durchgehends ausnehmend hochmüthig, halten sich von weit höherer Abkunft als alle andere Geistliche, und gehn, wenn sie nicht im Dienst der *Mia* sind, in weltlichen Kleidern mit zween Säbeln, wie die Edlen des Landes. Sie enthalten sich sehr sorgfältig von allem Umgange mit weltlichen und gemeinen Leuten, auch halten sie sogar die Priester andrer Sekten für unrein, und wollen sich durch ihre Heiligkeit und Reinigkeit von ihnen auszeichnen, und

durch

durch eine solche Zurückhaltung ihre Götter erheben, und im vorzüglichen Ansehen erhalten.

Die Anhänger der Sinto-Religion glauben keine Wanderung der Seelen nach dem Tode, wie andere Heiden. Doch aber enthalten sie sich sorgfältig vom Tödten und Genießen der vollkommnern Thiere, und pflegen besonders alle diejenigen, welche dem Menschen in diesem Leben Dienste thun, nicht zu schlachten, welches sie für ein Werk der Unbarmherzigkeit und grausamsten Undankbarkeit halten.

Ferner glauben sie, daß die Seelen der Frommen unmittelbar nach dem Tode, in den höchsten der drey und dreyßig Himmel oder Wohnplätze der Götter, versetzt werden; von welchem die Bösen zur Strafe und Reinigung eine Zeitlang entfernt bleiben müssen. Die Sinto Lehre kennt gar keine Hölle und keinen Teufel, außer daß von einigen der Fuchs dafür angenommen wird. Man hält ihn für ein sehr gefährliches Thier, und glaubt, daß er manche Menschen besitze, und daß die abgeschiedenen Seelen der bösen Menschen in Füchse verwandelt werden.

Die Hauptpunkte des sintoschen Gottesdienstes, durch deren Erfüllung sie in die elysischen Felder zu kommen und ihren Göttern zu dienen hoffen, sind, eine Reinigkeit des Herzens, religöse Enthaltung alles dessen, was den Menschen entheiliget, die Feyer der Feste und Tempeltage, Besuchung der heiligen Städte Isje, und das Casteyen des Leibes.

Die äußerliche Reinigkeit erfordert eine strenge Enthaltung vom Blut, vom Fleisch essen und von Leichen. Wer sich mit seinem eignen oder fremden Blute befleckt, darf in sieben Tagen vor keine Götter treten. Das Fleisch von vierfüßigen Thieren, (nur das von Hirschen ausgenommen,) kann ohne große Entheiligung nicht genossen werden. Wer davon ißt, darf in dreyßig Tagen nicht vor den Göttern erscheinen. Wer zweyfüßiges oder gefiedertes Wild ißt, (außer Wasservögel, wilde Hühner und den Kranich,) ist zwey Stunden unrein. Wer ein Thier tödtet, einer Hinrichtung beywohnt, bey einem Sterbenden gegenwärtig ist, oder in ein Haus tritt, worin sich eine Leiche befindet, ist für den Tag, da dies geschehn, unrein. Unter allen Dingen aber, die den Menschen verunreinigen, ist nichts ärgers, als der Tod der Eltern oder nahen Verwandten. Hierdurch wird die ganze Familie unrein, doch so, daß die Unreinigkeit nach den Graden der Verwandschaft, nach welchen auch die Dauer derselben in ihren Büchern genau berechnet ist, stärker oder schwächer ist.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

101tes Stück.

Freytag, den 17ten December 1779.

Einiges aus Engelbert Kämpfers Geschichte und Beschreibung von Japan.

(Schluß.)

Die Feyer der heiligen Tage, bestehet in der Besuchung der Tempel der Götter und verstorbenen großen Männer. Diese kann zu jeder Zeit, muß aber allemal an denen ordentlichen Glücks- oder heiligen Tagen geschehen.

Die gewöhnlichste Verehrung der Götter geschieht auf folgende Weise. Der fromme Anbeter muß seinen Leib recht waschen und reinigen, alsdenn ein sauberes Kleid anthun, und es noch mit einem Ceremoniel- oder Gallarock überziehen. Alsdenn geht er mit feyerlicher Mine nach dem Tempelhofe zu dem daselbst stehenden steinernen Wasserfasse, aus dem er mit dem beyliegenden Gefäß Wasser schöpfet, und nach Belieben seine Hände noch einmal wäscht. Nun erst tritt er ganz ehrerbietig mit niedergeschlagenen Augen auf den erhabenen Estrich oder die Gallerie vor dem Tempel, wendet sich gegen den großen Spiegel desselben, kniet nieder, und beuget sein Haupt langsam zur Erde nieder. Dann verrichtet er knieend ein kurzes Gebet aus eigener Fantasie, wirft etwas zum Almosen oder Opfer durchs Gitter und macht mit drey Schlägen ein Geläut auf der vorhangenden Glocke. Nach diesen Verrichtungen geht der Anbeter zu Hause, und bringt die übrige Zeit des Tages mit Spazieren, Gastmalen und allerley Belustigungen hin.

An den Feyertagen der Sinto, die eigentlich keine geistliche Feste, sondern vielmehr nur bürgerliche Compliments, oder Galatage sind, werden allemal die Gastmale, die Hochzeiten, die Audienzen, und überhaupt alle öffentliche und Privatzusammenkünfte angestellt, die nur irgend Lust und Freude zum Zweck haben. Alle Festtage, sowohl die monatlichen als die jährlichen, sind unbeweglich auf gewisse Tage festgesetzt.

Der monatlichen sind drey. Der erste ist allemal der erste Tag jedes Monats. Man geht an diesem Tage von frühem Morgen an immer herum seinen Bekannten und Freunden, und be-

besonders den Obern wegen des verflossenen Monats seinen Glückwunsch abzustatten, und bringt die übrige Zeit dieses Tages in Tempeln, angenehmen Orten oder Spaziergängen und in sonstigen Lustbarkeiten zu.

Der zweyte monatliche Feyertag ist der funfzehnte, oder der Tag des Vollmonds. An diesem Tage werden die Götter mehr als die Obern und Freunde besucht.

Der dritte monatliche Feyertag ist der acht und zwanzigste oder der Tag des finstern Mondes. Dieser steht in weit geringerer Achtung als die vorigen. Die Budsdo pflegen ihn mehr zu ehren, als die Sinto, weil es bey ihnen ein ordentlicher Festtag ist.

Der jährlichen Festtage sind fünf. Sie sind nach der Ungleichheit der Monate und Tage (die man deswegen für die unglücklichsten hält) vertheilt, und eigentlich nicht zum Dienst der Götter, sondern zur besondern Fröhlichkeit bestimmt.

Außer diesen Hauptfesten giebt es noch eine Menge andrer, die aber nur partikulär sind, und daher weniger geachtet werden. Dies sind die Feste der besondern Götter, welche nur an den Orten, die ihrem besondern Schutze untergeben sind, mit einer vorzüglichen Feyerlichkeit pflegen begangen zu werden. Einige derselben sind nicht eben von den ältesten Zeit her üblich, sondern von jüngern Dato, auch nicht gerade den höchsten und vornehmsten Göttern gewidmet. Sie sind vielmehr gemeiniglich für diejenigen gestiftet, welche durch vorzügliche Eigenschaften und Verdienste, auch durch Wunder, Erscheinungen und besondere Hülfe ihre vorzügliche Kraft und ihren Antheil an der Regierung der Welt bewiesen haben.

Die Japaner sind den Wallfahrten sehr zugethan. Sie haben verschiedene und nach verschiedenen Orten. Die vornehmste geht nach Jesje. Der Tempel in dieser Stadt liegt in einer Ebene, ist von Holz niedrig und schlecht gebauet und mit einem sehr niedrigen Stroh- oder Heudach bedeckt. Er ist dem Gott Tensjo Dai Sin d. i. dem großen Gott des erbhimmlischen kaiserlichen Geschlechts gewidmet, und man giebt sich ungemeine Mühe, ihn in seinem ersten schlechten Originalstand immer zu erhalten, damit er von der Armuth der ersten Einwohner dieses Landes, oder wie die Japaner sagen, der ersten Menschen, ein bleibendes Denkmal sey. Man siehet darin weiter nichts, als in der Mitte einen großen, runden von Metall gegossenen Spiegel, der die Allwissenheit und Klarheit dieses Gottes anzeigen soll, und hie und da ein wenig zerschnittenes Papier, das an den Wänden umher hängt, die Reinigkeit und Sauberkeit des Ortes zu bezeichnen. Dieser große Tempel ist mit mehr den hundert kleinen Capellen der geringern Götter besetzt, die aber nur der Gestalt nach Tempeln ähnlich und meistens so klein sind, daß niemand herein treten oder darin sitzen kann, doch hat jede dieser Capellen einen Wächter.

ter. In der Gegend derselben wohnen nun auch noch Schaaren der Tempelherrn, die zur Beherbergung der Pilgrimme und andrer Reisenden weite Häuser und Wohnungen unterhalten.

Die geistliche Wallfahrt nach Jesje wird zu allen Zeiten des Jahrs, wegen des bequemen Wetters aber vorzüglich im Merz, April und May angestellt. Leute alles Standes unternehmen sie, reiche und arme, alte und junge, Manns- und Weibspersonen, doch kommen die Herren vom höchsten Stande selten in eigner Person.

Der Kaiser besucht diesen Ort in einer jährlichen ordentlichen Gesandschaft, welche allemal im ersten Monat zugleich mit der Gesandschaft an den Dairi abgehet. Andere Fürsten und Landesherren halten es eben so. Die Armen gehen zu Fuße nach Jesje, und behelfen sich mit Betteln. Sie tragen eine aufgerollte Strohmatte auf dem Rücken, die sie zur Nachtdecke gebrauchen, den Reisestab in der Hand und im Gürtel einen Wasserschöpfer, in welchen sie auch die Allmosen aufnehmen. Sie sind mit einem von gespaltenen Binsen geflochtenen weiten und leichten Reisehut bedeckt, welcher so wie der Wasserschöpfer mit ihrem eignen Namen und dem ihres Geburts- und Aufenthaltsorts beschrieben ist. Dies geschieht aus Vorsicht auf den Fall, wenn sie umkommen sollten und todt gefunden werden, damit man alsdenn wisse wer sie sind, und wohin sie gehören. Andere, die einiges Vermögen besitzen, sind über ihre Kleider noch mit einem kurzen weißen Rock ohne Ermeln angethan, und die besagten Namen sind auf die Brust und Rücken desselben abgedruckt. Man siehet täglich viele hundert Pilgrimme auf den Landstraßen. Viele Kinder entlaufen ihren Eltern, um diese Betfahrt zu machen, und es würde noch öfterer geschehen, wenn man nicht an den meisten Orten zum Gesetz gemacht hätte, daß niemand ohne Paß diese Reise machen sollte.

So bald ein Betfahrer aufgebrochen ist, ziehen die Seinigen ein Strohseil über die Hausthür, an dem einiges zerschnittenes weißes Papier herabhängt, als ein Zeichen der größten Reinigkeit und zur Warnung für jeden Unreinen, denn diese dürfen nicht in ein solches Haus hineingehen, weil man bemerkt hat, daß allemal, wenn ein solcher Unreiner in des Pilgrims Haus kam, dieser viel Unglück und Widrigkeit auszustehen hatte, und im Schlaf von bösen Träumen angefochten wurde. Während der Hin- und Herreise muß der Pilgrim die strengste Enthaltsamkeit beobachten.

Die abergläubischen Japaner haben eben so viel Neigung religiöse Gelübde zu thun, als nach heiligen Orten zu wallfahrten. Diejenigen, welche einen besondern Vorzug in den himmlischen Feldern zu erhalten wünschen, thun Gelübde, wodurch sie sich in den Orden gewisser Einsiedler begeben, die in der Landessprache Jammabos heißen. Die vornehmsten unter selbigen

gen tragen ihr Haupthaar hinterwärts abgestrichen; die vom schlechten Range aber binden es unabgeschnitten hinten zusammen. Viele lassen sich die Haare ganz wegscheeren, welches auch besonders die Neulinge und Kinder in dieser Sekte thun. Ueberhaupt sind sie eigentlich devote Eremiten, die dieses zeitliche Wohlleben verachten, und ihren Leib mit Ersteigung heiliger Berge und oftmaligem Abwaschen in kaltem Wasser kasteien.

Der erste Stifter und Lehrer dieses Ordens soll schon beynahe vor 1100 Jahren gelebt haben. Er heißt Gjenno Gjossa. Von seiner Geburt, Eltern oder andern Verwandten hat man niemals etwas gewußt; auch ist er ohne Nachkommen zu hinterlassen gestorben. Die Nachfolger dieses Heiligen haben sich nachher in zwey Sekten oder Orden getheilt. Tosansa ist der Name der einen Parthey. Diese hat es sich zum Gesetz gemacht, einen ganz ausnehmend steilen Berg Fikoosan jährlich einmal zu ersteigen. Diese Ersteigung währt etliche Tage und ist mit größter Gefahr verbunden, auch von der Art, wie sie sagen, daß wenn sich ein Unreiner daran wagte, er sogleich vom Fuchse besessen und rasend toll würde.

Der andre Orden heißt Fonsafa. Die Anhänger von diesem Orden machen jährlich ihre Wallfahrt zu dem Grabe ihres Stifters auf einem Berge Omine in der Provinz Jostsijno. Es soll auf seiner Spitze ausnehmend kalt seyn, und die ungemeine Steile macht ihn nicht minder, wie den ersten, gefährlich zu ersteigen. Ein Besucher, dessen Körper und Herz noch nicht genug gereinigt ist, hat gewiß zu erwarten, daß er den Berg herabstürzt und zerschmettert wird, — oder wenn dieses nicht geschieht, so muß er sein Vergehn durch Krankheit oder andere schwere Plagen während seines ganzen Lebens büßen.

Diese Wallfahrten müssen die Anhänger dieser Orden jährlich einmal thun, sich einige Zeit zuvor öfters abwaschen und reinigen, und im Heraufsteigen weiter nichts als rauhe Wurzeln und Blätter, die am Berge wachsen, essen.

Nach glücklich vollendeter Wallfahrt verfügt sich jeder zu dem Prälaten seines Ordens, der in Miaco wohnt, und macht ihm ein Geschenk, das er, wenn er arm ist, erbetteln muß. Er empfängt dafür von diesem Prälaten einen höhern Titel und Rang, der dann auch bessere Kleider mit sich bringt, nach denen ihn seine Ordensbrüder zu verehren wissen.

Die Glieder dieser religiösen Orden tragē gewöhnlich die Kleidung der Laien, nur mit einigem zugesetzten Schmuck und Zierrath. So tragen sie z. B. linker Hand im Gürtel ein Schwerd, das unten eine platte Scheide hat, und einen Gürtel um den Hals, der wie ein Tragband geflochten und mit einigen Quästen besetzt ist; die nach eines jeden verschiedenem Range verschiedene Figuren und Veränderung haben. Hinten auf der Schulter ist ein Beutel

tel angebunden, in welchem ein Buch, Geld und einige Kleider getragen werden. Ihre Schuhe sind von Stroh, und um ihnen noch mehr Heiligkeit zu geben, durchflechten sie selbige mit Nerven aus den Stielen ihrer heiligsten Blume *Tarate*. Außerdem haben sie ein Stäbchen, oben mit einem kupfernen Beschlag, woran vier gleichfalls kupferne Ringe befestigt sind, womit sie in ihren Gebeten bey Erwähnung gewisser Worte ein Geläut machen. Zur Seite vom Gürtel herab hängt ihnen ein wie ein Schneckenhaus gewundenes Horn, das vorn ein Loch hat und dessen man sich zum Blasen bedient, wenn der Priester von Reisenden ein Allmosen begehrt. Es ist weiß und glatt mit rothen Flecken, zierlichen Strichen und von der sogenannten Schulpe die auf einigen von der See abgespühlten Gebirgen um *Arrai* gefunden wird.

Uebrigens geben sich die *Jammabos* auch mit besondern magischen Künsten ab. Sie geben vor, daß sie durch gewisse Ceremonien und kräftige Wörter die Gewalt der einheimischen und ausländischen Götter gebrauchen, böse Geister beschämen, verborgene Dinge erforschen und viele andere übernatürliche Dinge auswirken könnten. Sie zeigen Diebe und gestohlne Sachen an, sie sagen den Ausgang zweifelhafter Dinge vorher, sie legen die Träume aus, sie heilen die gefährlichsten Krankheiten, weisen die Thäter begangener Verbrechen an u. s. w. So geheimnißvoll sie auch gewöhnlich mit ihren Beschwörungen und Zaubereyen sind, so überlassen sie dieselben doch auch andern gegen gute Belohnung.

Außer den *Jammabos* giebt es noch eine Menge religiöser Gesellschaften und Orden in Japan, die aber hier der Kürze wegen übergangen werden müssen.

Kennzeichen, wodurch man bey Ertrunkenen wirklich Todte von Todtscheinenden unterscheiden kann.

Die Anzahl der Menschenfreunde, welche Ertrunkene zu retten, und in dergleichen Todtscheinenden das Leben und die eingeschläferte thätige Bewegungskraft wieder zu erwecken sich äußerst angelegen seyn lassen, ist heut zu Tage viel größer, als sie es in vorigen Zeiten war.

Man ließ es sich ehemals nur sehr sparsam in den Sinn kommen, Bemühungen an aus dem Wasser gezogene todtscheinende Personen zu wenden und Versuche sie zum Leben wieder zurück zu rufen mit ihnen anzustellen, weil man sie für wirklich Todte hielte.

Der gemeine Mann urtheilt noch heut zu Tage so und hält dergleichen Unglückliche so gleich für Todte, weil er in ihnen keine freywillige Bewegung wahrnimt.

Ungeachtet schon lange viele hiermit nicht einstimmig waren, und daher rühmlichen und ämsigen Fleiß auf der-

gleichen Subjecte verwandten, so würden ihre Bemühungen doch nur äußerst selten mit einem glücklichen Erfolge gekrönt; und sehr wenige Ertrunkene gelangten dadurch wieder zu ihrem verlohrnen Leben.

Inzwischen ward selbst durch diese wenigen, die Möglichkeit im Wasser Verunglückte wieder zu beleben, unwidersprechlich dargethan.

Daß man dieses nicht bey allen für Todte aus dem Wasser gezogene auszurichten vermochte, rührte unstreitig daher, weil sich nicht alle in gleichen Umständen befanden. Man unterschied die wirklich bereits im Wasser Verstorbenen nicht von den nur Todtscheinenden, wie es sich gehörte, und wandte daher an alle gleichen Fleiß an; was war es Wunder, daß viele redliche Bemühungen die in dieser Absicht unternommen wurden, fruchtlos abliefen? Man kannte daneben die Todesart der Ertrunkenen nicht genau genug, ja man hatte so gar ganz unrichtige Begriffe davon, wie konnte es daher anders seyn als daß man bey Anrathung und Anwendung der Rettungsmittel im dunkeln tappte und nicht selten aus Todtscheinenden, deren höchst beklemmte Seele noch nach Leben seufzete und sich mit äußersten Kräften bemühete, ihren Körper wieder in ihre Gewalt zu bekommen, welches ihr, aber ohne fremde Beyhülfe unmöglich war, wirkliche Todte machte.

In dem diesjährigen Hannoverischen Magazin ist im 44ten, 45ten und 46ten Stück von der wahren Todesart der Ertrunkenen und den hieraus gefolgerten schicklichsten Rettungsmitteln für dergleichen Unglückliche weitläuftig gehandelt. Auf der 691ten Seite in der Note a wird bemerket, daß man die sichern Kennzeichen, wirklich Todte von Todtscheinenden zu unterscheiden, der Kürze wegen übergienge, und sie auf eine andere Gelegenheit verschieben müsse. Erfahrnen Beobachtern (von denen reden wir hier bloß, denn für Unerfahrne ist dieses nicht,) wird es ohne Zweifel sehr angenehm seyn, wenn wir in diesen Blättern ihnen das Supplement obgedachter Abhandlung vorlegen, und hier kürzlich die sichern Kennzeichen angeben wie man wirklich Todte von Todtscheinenden unterscheiden könne.

Nicht alle im Wasser umgekommene können wieder zum Leben gebracht werden; — Nein; aber alle Todtscheinende, die es noch nicht wirklich sind, können und sollen es nach Erfindung eines tauglichen Mittels, in dessen Unwissenheit die Vorsehung uns vielleicht nicht mehr lange lassen wird.

Wie unterscheidet man nun aber wirklich Todte von Todtscheinenden, als worauf bey den Rettungsmitteln alles ankommt?

Die feineren Kennzeichen und Unterscheidungszeichen hievon, sind freylich lange ungewiß gewesen, und viele, die entweder aus Curiosität, oder aus wahrer Menschenliebe oder endlich aus Gewinnsucht, die aber nur selten statt hat, ämsige Hände an Ertrunkene geleget, kannten dieselben nicht und mußten

müßten daher bey Anwendung auch der besten Rettungsmittel oft alle Mühe vergeblich sehen, weil die vorhabende Körper nicht mehr derselben fähig waren.

Bey solchen Menschenkörpern die aus dem Wasser gezogen, von Fischen schon halb verzehret oder in offenbarer Fäulung begriffen waren, hat man sich wohl niemals in den Sinn kommen lassen, Leben zurück zu bringen: allein bey vielen, weniger lange im Wasser gelegenen hat man oft sehr viele Mühe vergeblich angewandt, weil man nicht gleich Anfangs auf die Augen, Gesichtsfarbe und Biegsamkeit der Glieder aufmerksam gewesen war. Leute von feinen Nasen, und die oft bey Sterbenden zugegen gewesen, werden sogleich bey Gegenwart oder Abwesenheit eines besondern Geruchs, der sich bey vielen Sterbenden einige Stunden, ja bisweilen einige Tage vor ihrem gewiß alsdenn erfolgenden Tode äußert, und unter dem Namen eines Leichengeruchs bekannt ist, wie auch bey der Gegenwart oder Abwesenheit des sogenannten hippokratischen Gesichtes, wirklich Todte von noch nicht Verstorbenen leicht unterscheiden; und für andere empfehle ich eine nur mittelmäßige Aufmerksamkeit auf die Augen und auf die Biegsamkeit der Gelenke.

In der That wenige, aber gewisse und untrügliche Kennzeichen zur Beurtheilung aller die man für Todte hält und es oft nicht sind, in welchem Zustande sich die mehrsten wieder aufgefundene Ertrunkene befinden.

Sind bey einem solchen Körper die Augen oder die Augapfel, nach behutsamer Aufhebung der Augenwimpern, schlaff — eingefallen — gebrochen, so wird sich auch gemeiniglich eine allgemeine Steifigkeit und Unbiegsamkeit in den Gelenken eben desselben Körpers finden; und wo dieses beydes oder nur das erstere sich zeiget, da ist es ausgemacht, daß der Körper tod und seine ihn ehemals belebende Seele von ihm bereits abgeschieden sey. Mithin ist es in diesem Falle unnöthig, überflüßig und vergeblich, auch nur die geringste Mühe zur Wiederbelebung an einem solchen Leichnam zu verschwenden.

Oft sind solchen Körpern die Augen allererst während der Arbeit, die man auf sie verwandte, gebrochen, und verständige Arbeiter haben alsdenn sogleich, und zwar mit Recht die Hände sinken lassen und alle Hoffnung der Lebenswiederkehr bey einem solchen ertrunkenen Subjecte aufgegeben. Denn die Augen geben ein untrügliches Kennzeichen für alle aufmerksame Naturbeobachter ab, sowohl von allen Affekten und Leidenschaften eines Menschen, als auch hauptsächlich von der Gesundheit, Krankheit, Leben und Tode seines Körpers. Aber auch die Biegsamkeit der Glieder und Gelenke, dienen nicht weniger dazu, Leben und Tod an einem stille liegenden menschlichen Körper zu beurtheilen, wenn man nur etliche wenige leicht zu unterscheidende Umstände in Acht nimmt.

Es

Es kann sich zum Beyspiel bey Todtscheinenden deren Augen rund und voll und klar sind, eine Unbiegsamkeit finden, die Theils von Krämpfen Theils von strenger Kälte herrührt. Diese Fälle aber sind von derjenigen Unbiegsamkeit und Steifigkeit der Gelenke, welche sich bey allen Verstorbenen findet, leicht zu unterscheiden.

Ist ein Glied oder Gelenke bey Ertrunkenen oder andern Todtscheinenden wegen eines darin herrschenden Krampfes steif, so ist es jederzeit elastisch — man biege es mit Gewalt, so springet es wieder in seine vorige Lage zurück; bey gewaltsamer Biegung der Gelenke hingegen bey Verstorbenen, bleiben dieselben sodann in der Stellung, in welche man sie gebracht hat. Vermuthet man, daß die Unbiegsamkeit (z. E. bey Personen, die man unter dem Eise hervorgezogen) von strenger Kälte herrühre, so darf man den Körper nur erwärmen: bleibt die Steifigkeit wie sie war, so ist der Ertrunkene oder Erfrorne bereits ins Reich der Todten übergegangen und die vermuthlich gefrorne Augapfel werden bey Erwärmung gleichfalls ein richtiges Todeszeichen blicken lassen. Das im Gegentheil, das gelindeste Aushauchen, das man an einer Feder oder an einem gleichfalls vor dem Munde gehaltenen Spiegel, eine sich bewegende Brust desselben, welches man an einem darauf gesetzten Glase mit Wasser am leichtesten wahrnimmt, und ein obwohl höchst schwacher Puls, Kennzeichen des Lebens abgeben, ist zu bekannt, als daß ich ausführlich davon zu reden brauchte.

Kohlreif,

Anfrage.

In dem allgemeinen Lexicon der Künste und Wissenschaften finde ich unter dem Artikel Kuh folgendes angeführt: „Ein nachsinniger Hauswirth hat gefunden, wie man durch Drucken und Streichen junge Versen, oder Stärken, zur Milch bringen, und wenn sie Milch zu geben angefangen, alsdenn schneiden kann, wodurch man erhält, daß sie beständig einerley Milch, und in gleichem Maaße geben. Werden diese geschnittene Kühe, die unter dem Namen Queenen nicht unbekannt sind, zum Einschlachten bestimmt, und entweder im Grase fett geweidet, oder auf dem Stalle gemästet, so werden sie nicht allein viel eher fett, als die Ochsen, und setzen auch mehr Talg an, wie diese, sondern das Fleisch davon ist auch ungleich zarter und wohlschmeckender wie das beste Ochsenfleisch." Hat jemand Erfahrung hievon, der wird gar sehr und angelegentlich ersucht, solches in diesem gemeinnützigen Magazin bekannt zu machen, und zum Nutzen des Publikums mitzutheilen.

Hannoverisches Magazin.

102tes Stück.

Montag, den 20ten December 1779.

Nachricht von der Insel Sumatra von Herrn Carl Miller.

Mitgetheilt von Herrn Eduard King Esq. *)

Dieses Land ist sehr bergigt und der Zugang zu demselben außerordentlich mühsam, denn es ist für ein Pferd ganz unmöglich über die Berge zu kommen. Ich war genöthigt, den ganzen Weg zu gehen, und an manchen Orten barfuß, der jähen Tiefen wegen.

Die Einwohner sind ein freyes Volk, und leben in kleinen Dörfern, Daosans genannt, welche unabhängig von einander sind und von einem eignen Anführer (Doopatter) regiert werden. Alle haben Gesetze, einige auch geschriebene, nach welchen sie Uebelthäter bestrafen und Streitigkeiten schlichten. Beynahe alle Einwohner, besonders die Weiber haben große Kröpfe am Halse, wie die Alpenbewohner, einige sind beynahe so dick wie ein Mannskopf, durch die Bank aber sind sie von der Größe eines Straußeneys. Sie sagen es käme davon her, weil sie ein kaltes weißes Wasser trinken; ich vermuthe, daß es eine Art Mineralwasser seyn muß, welches sie meynen. Nahe bey ihrem Lande ist ein Vulcan, es ist sehr bergigt, hat einen Ueberfluß an Schwefel, und ich darf wohl behaupten auch an Metallen, obgleich keine Bergwerke hier sind.

Wenn diese Krankheit hier von dieser Ursache herkommen sollte, so möchte sie vielleicht in den Alpengegenden von einer ähnlichen herrühren, und nicht, wie man vermuthet hat vom Schneewasser; denn es ist gewiß, daß hier kein Schnee ist, der sie verursachen könnte. Beynahe in allen mittlern Gegenden nordwärts von Moco-moco findet man Gold und etwas Eisen; aber von dieser Krankheit weiß man dort nichts. Ich habe hier einen kleinen Bach von starken schwefelichten Wasser angetroffen, der eine Viertelmeile von seiner Quelle so heiß war, daß ich nicht darüber gehen konnte.

Das Land, welches Cassialand genannt wird, liegt im ersten Grad nördlicher Breite, landeinwärts von

*) Philosophical Transactions for 1778. Vol. XVIII.

unserer Pflanzung Tappanooly: es ist stark bewohnt von einem Volke, Battas genannt, welches von allen andern Einwohnern der Insel Sumatra in Sprache, Sitten und Gewohnheiten verschieden ist. Die Battas haben keinen Gottesdienst, doch aber haben sie eine confuse Idee von drey höhern Wesen, von welchen zwey gütige Wesen, der dritte aber ein böser Geist ist, den sie Murgiso nennen und durch eine Art Beschwörung abhalten, ihnen Uebels zu thun. Auch scheinen sie ihre Vorfahren für eine Gattung von höhern Wesen zu halten, die allezeit Acht auf sie haben.

Sie haben keinen König, sondern leben in Dörfern, (Compongs,) welche völlig unabhängig von einander sind, und beständig mit einander Krieg führen. Ihre Dörfer befestigen sie sehr stark mit doppelten Planken von zugespitzten Campferdielen, wovon die Spitzen noch auswärts stehen; zwischen diese Planken setzen sie Stücke von Bambusrohr, welche im Feuer gehärtet, und gleichfalls spitzig sind; sie werden durchs Gras versteckt, gehen aber ganz durch den Fuß eines Menschen. Außerhalb dieser Planken pflanzen sie eine dornigte Art Bambus, welches bald eine undurchdringliche Hecke macht. Sie machen sich nie unbewaffnet aus diesen Compongs; ihre Waffen sind Feuerröhre mit Luntenschlössern, welche, so wie das Pulver, im Lande verfertigt werden, und Speere mit langen eisernen Spitzen. Sie fechten nicht offenbar, sondern aus einem Hinterhalte und schießen in den Wäldern und Feldern einzelne Leute, oder machen sie zu Gefangenen. Sind diese Gefangene zufälliger Weise die Leute, von welchen sie beleidigt sind, so schlagen sie sie todt und essen sie. Die Schädel hängen sie als Tropheen in den Häusern auf, wo die unverheyratheten Männer und Knaben essen und schlafen.

Die Vielweiberey ist bey ihnen erlaubt; ein Mann kann so viele Weiber kaufen als er will, doch steigt die Anzahl derselben selten über acht. Sie haben keine Hochzeitgebräuche, sondern wenn der Handel mit dem Vater geschlossen ist, so schlachtet der Mann einen Büffel oder ein Pferd, ladet so viel Leute ein, als er kann, er und das Frauenzimmer sitzen vor der ganzen Gesellschaft bey einander und essen, und werden hierauf als Mann und Frau angesehen. Däucht es nachher dem Manne gut, sich von seiner Frau zu scheiden, so schickt er sie mit allen Putzsächelchen ihren Verwandten zurück, und diese behalten das Kaufgeld; wenn aber das Weib ihrem Manne gram wird, so müssen ihre Verwandte das Kaufgeld doppelt wieder bezahlen.

Wird der Mann mit eines andern Weibe im Ehebruch ergriffen, so wird er mit dem Tode bestraft, und der Körper von dem beleidigten Theile und dessen Freunden gegessen: das Weib wird die Sclavin ihres Mannes und durchs Abschneiden ihrer Haare ehrlos gemacht. Oeffentlicher Diebstahl wird auch mit dem Tode

by

bestraft, und der Körper gegessen. Alle ihre Weiber leben in einem Hause mit ihrem Manne, und die Häuser haben keine Abtheilungen, doch hat jedes Weib ihren besondern Feuerplatz.

Mädchen und unverheyrathete Frauenzimmer tragen sechs oder acht große Ringe von dicken Kupferdraht um dem Halse, und eine große Menge blecherner Ringe in den Ohren; aber alle diese Zierrathen werden abgelegt, wenn sie sich verheyrathen.

Die Leichname ihrer Radjas, (so nennen sie jeden Freyen, der ein Eigenthum hat; und deren es einen und bisweilen auch mehrere in einem Compong giebt, denn die übrigen sind Vasallen,) bewahren sie oft drey Monate und länger auf, ehe sie solche begraben: dies bewerkstelligen sie dadurch, daß sie den Körper in einen mit Dammar (eine Art Harz,) wohl ausgepichten Sarg legen: diesen Sarg stellen sie oben ins Haus, machen ein Loch in den Boden desselben und befestigen ein Stück Bambus daran, welches ganz durchs Haus, und drey oder vier Fuß tief in den Boden geht: hierdurch wird alle faule Feuchtigkeit ohne irgend Geruch zu verursachen von dem Leichnam abgeführt. Sie scheinen große Ceremonien bey diesen Begräbnissen zu beobachten, aber sie wollten mir es nicht erlauben, sie zu sehen. Ich sah verschiedene Figuren wie Menschen angekleidet und hörte eine Art Singen und Tanzen alle Nächte hindurch ehe der Körper beerdigt wurde: auch feuerten sie eine große Menge Geschütz ab. Bey diesen Leichenbegängnissen schlachten sie eine große Anzahl Büffel; jeder Radja in einer beträchtlichen Weite bringt einen Büffel und schlachtet ihn auf dem Grabe des Verstorbenen, sogar bisweilen noch ein Jahr nach der Beerdigung; wir wohnten der Ceremonie bey, da der 106. Büffel auf eines Radjas Grabe geschlachtet wurde.

Die Battas haben Hornvieh, Büffel und Pferde im Ueberflusse, welche Thiere sie sämmtlich essen. Auch haben sie eine große Menge von kleinen schwarzen Hunden mit aufgerichteten spitzen Ohren, welche sie fett machen und verspeisen. Ratten und alle Arten von wilden Thieren, sie mögen sie selbst tödten oder todt finden, essen sie ohne Unterschied. Man kann eher sagen, daß sie Menschenfleisch in terrorem essen, als es für ihre gewöhnliche Speise ausgeben; sie ziehen es aber doch allem andern vor, und sprechen mit besondern Entzücken von den Fußsohlen und Inwendigen der Hände. Sie verwunderten sich sehr, da sie erfuhren, daß die weißen Menschen ihre Gefangnen nicht tödteten noch viel weniger äßen.

Ob diese Völker gleich Menschenfresser sind, so nahmen sie mich doch sehr gastfrey und höflich auf: und ob man es gleich für sehr gefährlich für jeden Europäer hält sich unter sie zu wagen, weil sie ein kriegerisches Volk und außerordentlich eifersüchtig auf Fremde sind; so nahm ich doch nur sechs Malayen zur Wache, wurde

aber von einem Orte zum andern von dreyßig, vierzig und bisweilen von hundert Eingebohrnen mit Gewehren mit Luntenschlössern und brennenden Lunten begleitet.

Etwas zur Antwort auf die merkwürdige ökonomische Anzeige in dem 71ten Stück dieses Magazins.

Ohne mich auf eine Untersuchung einzulassen, welchen Einfluß das Erdreich, die Witterung und andere Umstände auf den seit einigen Jahren erfolgten Miswachs der Kartoffeln gehabt haben können, will ich nur folgende einzige Bemerkung zu beliebiger weiterer Untersuchung anzeigen. Die Kartoffeln sind seit ihrer ersten Bekanntmachung in hiesigen Landen, immer von der ersten Frucht fortgepflanzet worden; sollte also der Miswachs wohl nicht vielmehr eine Ausartung zu nennen seyn? Die Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthung wird einem jeden Oekonomen leicht in die Augen fallen, da es ausgemacht genug ist, daß nicht nur alle Früchte, sondern auch Vieh u. s. w. durch die Länge der Jahre ausarten, und immer schlechter werden kann, wenn nicht von Zeit zu Zeit mit der Art abgewechselt, und anderer Saamen, anderes Saamenvieh genommen wird. Statt also die Kartoffeln von der Mutterzwiebel weiter fortzupflanzen, dürfte es vielleicht nicht von geringem Nutzen seyn, durch Saamen gleichsam ein neues Geschlecht hervorzubringen. Wo soll der Saamen herkommen, dürfte hier mancher fragen? Da die Saamenäpfel noch lange nicht reif sind, wenn das Kraut abstirbt. Darauf dienet zur Antwort: man nehme, wenn die Frucht aufgehoben wird, von guten gesunden Kartoffeln Saamenäpfel, verwahre solche in einem irdenen Topf mit Erde und Strohhechsel vermischt sorgfältig vor dem Frost, (denn auch der kleinste Reif oder Frost ist ihnen schädlich, und die Ursache, daß sie auf dem Felde nicht zur Reife kommen,) wenn sie auf diese Art reif worden, wasche man den Saamen rein ab, und säe selbigen Anfangs May im Garten in gute kleinsandigte Erde in Reihen etwa 1 Fuß breit aus einander, begieße es fleißig, so giebt es schon in dem ersten Jahre eine Zwiebel als eine Haselnuß groß und darüber, diese das folgende Jahr ins Feld gelegt, werden mehr thun, als die alten, und lange Jahre wieder gutartige gesunde Kartoffeln geben.

Telge.

Nach-

Nachricht an das Publicum, betreffend die Herausgabe meines Phytophylaciums.

Cognitione Specierum innititur omnis solida Eruditio physica, oeconomica, medica, immo omnis vera Cognitio humana.

Linnee.

* * *

Unter den verschiedenen Hülfsmitteln, Pflanzen sicher und geschwinde kennen zu lernen, ist gewiß eines der ersten und vornehmsten, ein gutes Phytophylacium oder eine unter dem Namen Herbarium vivum bekannte Sammlung, zwischen Papier getrockneter Pflanzen.

Nichts würde leichter seyn als dieses mit vielen Gründen zu beweisen, und den großen Nutzen, welchen schon so manches Phytophylacium, zu verschiedenen Zeiten, den Botanisten geleistet hat, darzuthun und den Lesern vorzulegen. Da aber, meines Wissens, das gesagte bis dahin noch kein Pflanzenkenner geläugnet hat, sondern solches von allen als eine der ersten Wahrheiten und Grundartikel der Pflanzenkunde angenommen worden, so würde es sehr überflüssig seyn, dieses hier noch weitläuftig zu beweisen und zu bekräftigen, zumalen nun, da ich den ohnehin etwas engen Raum zu andern Sachen nöthig habe. Sollte wider Vermuthen sich in Zukunft jemand finden, welcher von der Wahrheit meines Satzes noch nicht völlig überzeuget wäre, so empfehle ich demselben bloß die Schriften eines Hallers, Linnees, Adansons und Gleditschens nachzulesen, so werden ihn diese vermuthlich schon bald eines bessern belehren *).

Kkkkk 3 So

*) Denen zu gefallen, welche etwann nicht selbst mit diesen Werken versehen sind, will ich doch ein Paar Stellen daraus abschreiben und solche hier mittheilen.

Ingens certe fuerit adminiculum, si vel Hortus stirpibus instructior ad manus fuerit, vel Consiliis uti liceat viri harum rerum periti, vel frui Herbis siccis ab aliquo insigni rei herbariä scriptore collectis. Subito enim hac ratione perficiuntur lites, ex solis scriptis ägre säpe conponendä.

Haller Opusc. botan. S. 72.

Herbarium prästat omni Icone, necessarium omni Botanico.

Linnee Philosoph. botan. §. 11.

Les Erbiers fournissent encore un moien tres-commode d'etudier la Botanike, ou de se rapeler d'ancienes conoissances, ce sont des Jardins vivans meme pendant l'hyver, qu'on peut consulter a toute heure, et qui facilitent la compareson du plus grand nombre de plantes qu'il est possible.

Adanson Famill. des Plant. I Part. Präf. 149.

Eine aufrichtige und mit Genauigkeit gemachte wohl getrocknete Pflanzensammlung, bey welcher die natürliche Stellung nicht verändert worden ist, hat aus leicht erweislichen sehr wichtigen Gründen bey derselben sehr viele Vorzüge vor manchen zeither oft versuchten Arten der Pflanzenabbildungen.

Gleditsch nützlich befundene Pflanzen, I. Band, Vorrede S. 18.

So wahr aber und außer allem Streit das gesagte ist, so gewiß hingegen ist es auch, daß die mehrsten dieser Phytophylacien sich leider! in einem sehr schlechten und bedauerlichen Zustande befinden. Einige, deren Besitzern es an Gelegenheit gefehlet, selbst botanische Reisen anzustellen und die sich also bloß mit demjenigen begnügen mußten, was ihnen etwan andere aus Gnade und Barmherzigkeit zusandten, sind mangelhaft, und enthalten mehrentheils solche Stücke, welche zu unrechter Zeit gesammelt, schlecht ausgewählt und über dieses noch öfters böse getrocknet worden. Andere hingegen sind von Anfängern verfertigt, denen es gewöhnlich noch an genugsamer Kenntniß fehlet, Pflanzen gehörig zu examiniren, diese sind also, wie natürlich, mit unrechten Namen belegt worden, und dienen demnach anstatt zum Zurechtweisen, mehr zur Verwirrung und Betriegerey. Ich könnte von beyden Arten dieser Herbarien genugsame Beyspiele anführen, so wie es mir denn ebenfalls nicht schwer werden sollte, zu zeigen, wie sich oft bloß durch ein schlechtes Phytophylacium eine Menge Fehler in die Botanik eingeschlichen haben, ja sogar dadurch Zank und Streitigkeiten unter den größten Botanisten entstanden, die zuweilen nicht eher ein Ende genommen, als bis der Tod solche geschlossen hat, und deren wahre Natur keiner einzusehen vermochte, als derjenige, welcher von der Beschaffenheit der Ursache eines solchen Krieges, sich durch den Augenschein überzeugen konnte. Allein da ich durch dieses allzuweit von meinem Zweck abkommen würde, so übergehe ich solches dermalen mit Stillschweigen.

Schon zum öftern haben deswegen einsichtsvolle Pflanzenliebhaber bey mir den Wunsch geäußert, daß man könnte gegen billige Bezahlung, gut eingelegte und mit zuverläßigen und sichern Namen bezeichnete Pflanzen zu kaufen bekommen, so wie man andere botanische Hülfsmittel, z. B. Bücher, Kupferstiche, Saamen, Bäume u. s. w. sich anschaffen kann. Ja ich muß bekennen, daß ich dieses wohl selbst schon gewünschet habe, und besonders denzumalen, wenn ich gesehen, daß mein Phytophylacium durch den gewöhnlichen Weg des Tauschens schon über 5000 Exemplare von Pflanzen dünner geworden, aber kaum wieder um 300 zugenommen hat.

In Betrachtung dieser Umstände, habe ich mir vorgenommen und mich entschlossen, eine Anzahl schöner und seltener Pflanzen, welche ich auf meinen botanischen Reisen und Excursionen, theils schon gesammelt, theils noch zu sammeln gedenke, den Liebhabern für billigen Preis zu überlassen.

Ich wünsche daß Botanisten anderer Gegenden meinem Beyspiele folgen, ihre vegetabilischen Landsleute sammeln und nach meiner Art ebenfalls bekannt machen möchten. Vermuthlich wäre dieses ein nicht unebener Weg, von einigen Pflanzen mehrere Gewißheit und Sicherheit zu bekommen, die wir sonst vielleicht noch

lange

lange missen müssen. Ich bin versichert, daß manchem mit einer solchen Sammlung, die mit Verstand und Einsicht gemacht worden, nicht wenig würde gedienet seyn, wenigstens weiß ich Jemand, welcher alle diese Phytophylacia mit größter Danksagung annehmen wird, und sollten solche auch nur die Pflanzen seines Vaterlandes, Helvetiens enthalten, die doch manchem andern noch viel weniger, als ihm bekannt seyn werden.

Damit aber meine Leser sich auch zum voraus, einen Begriff von der Einrichtung meiner Pflanzensammlung machen können, so erachte es für meine Schuldigkeit, von der Beschaffenheit derselben, das Nöthigste hier beyzufügen.

Es bestehet also das Phytophylacium ehrhartianum, wie gesagt, aus einer Sammlung wohl getrockneter Pflanzen, davon ich jede selbst auf ihrer Geburtsstelle, so gut mir möglich gewesen, eingelegt habe. Die mehrsten dieser Pflanzen sind solche, die entweder selten vorkommen, oder etwas schwer zu erkennen sind, und leicht mit andern verwechselt werden, oder auch solche, die schon oft zu Streitigkeiten Anlaß gegeben haben. Jede derselben liegt zwischen zwey Blättern gehefteten Schreibpapiers, jedoch frey und ungekleistert, und bloß mit einer Nummer versehen. Zehen solche Pflanzen machen jedesmal eine Decade aus, welche mit einem gedruckten Titel und Verzeichnisse der darinnen enthaltenen Stücke, bekleidet ist. Das Verzeichniß selbst, bestehet aus einer Folioseite, darauf die Nummer jeder Pflanze, ihr Nomen proprium und das Synonymum des seligen Ritters von Linnee, oder seines Successors befindlich ist, auch zugleich die Geburtsstelle, wo ich die Pflanze eingelegt habe, bemerket worden. Ueberhaupt, so wird die ganze Sammlung, ohngefähr die Einrichtung der Flora Danica des göttlichen Oeders haben, nur mit dem Unterschied, daß dorten bloße Abbildungen, hier aber die Pflanzen selbst geliefert werden. Um den Käufern das Porto zu erleichtern, so werden jedesmal zwey Decaden auf einmal herausgegeben.

Was den Preis anbelangt, so werde den Liebhabern allemal die zwey zusammen gehörige Decaden, für Einen Gulden hiesigen Cassengeldes überlassen, und kann die erste und zweyte davon auf den 1ten Januar 1780, die dritte und vierte auf den 1ten April, die fünfte und sechste auf den 1ten Julius, die siebende und achte aber auf den 1ten Oct. desselben Jahrs, bey mir abgeholt werden. Verleihet mir Gott nach diesem noch ferner Gesundheit, und es fehlt den Käufern sodann noch nicht an Lust zur Fortsetzung, so werde ich mich bemühen noch ferner alle drey Monat, zwey neue Decaden zu liefern, und damit so lange continuiren, als ich Pflanzen habe und sich Liebhaber dazu finden werden.

Um die Käufer einigermaaßen in Gewißheit zu setzen, und mich zugleich etwas aufmerksam zu machen, daß ich nicht

nicht in die Fehler unserer Ichniographen verfalle, welche ihre Pflanzen zum östern mit falschen Namen belegen und also das Publicum betriegen, so verbinde ich mich, daß, so oft ich ein unrechtes Synonymum anführe, ich allemal, jede folgende Decade, um einen Groschen wohlfeiler verkaufen werde, und wenn ich der Begehung dieses Fehlers zwölf mal überwiesen worden, sodann alle folgenden Decaden, den Käufern der erstern gratis überlassen will.

Da ich aber nicht im Stande bin, mehr als 25 Exemplar von diesem Werke zu liefern, und also befürchten muß, daß sich mehrere Liebhaber als Exemplare finden möchten, und dieses eine Ursache seyn könnte, daß die Käufer der erstern Decaden, die folgenden nicht allzeit dazu erhielten, und solche also ein unvollkommenes Werk bekämen, so bin ich genöthigt, zum Besten der Liebhaber, bey der Abgabe der zwey ersten Decaden, mir einen mit des Käufers eigener Hand geschriebenen Zettel, worauf dessen Name und Decas 1. 2. stehet, auszubitten. Den ersten April erwarte ich einen zweyten Zettel, worauf abermal der Name des Käufers, aber Decas 3. 4. geschrieben ist. Diesen zweyten Zettel werde ich sodann mit dem ersten vergleichen, und auf dessen richtig befinden, das verlangte abgeben, den ersten Zettel cassiren, diesen zweyten aber zur Vergleichung mit dem dritten aufbewahren, welchen dritten Zettel, ich mir den ersten Julius ebenfalls ausbitte, und damit ferner also continuiren werde. Durch dieses Mittel hoffe ich in dem Stand zu seyn, den Liebhabern complete Werke zu verschaffen, welches sonst für mich unmöglich seyn würde. Jedesmal werden die Käufer der vorhergehenden Decaden, den ganzen Monat in welchem die folgenden ausgegeben werden, zum Abholen derselben frey haben, nach Verfluß aber des letzten Tages dieses Monats, müssen sie sich gefallen lassen, wenn ich das, für sie bestimmt gewesene Exemplar, an den ersten und besten (welcher zugleich auch das Recht auf die nachfolgenden erhält,) verkaufen werde. Geld und alle dieses Werkes halber an mich ergehende Briefe, muß ich mir postfrey ausbitten, weil ich damit ohnehin Unkosten genug haben werde.

Ich wünsche daß durch diese Arbeit viel Gutes gestiftet werde, und daß solche dem Publicum nicht unangenehm seyn möchte. Womit ich denn mich und meine Bemühungen den Lesern bestens empfehle.

Hannover, im October 1779.

F. Ehrhart.

Hannoverisches Magazin.

103tes Stück.

Freytag, den 24ten December 1779.

Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hoffnung und aus Ostindien.

* * *

Vorbericht.

Der Verfasser dieser Briefe ist ein verdienter und wohl versuchter Officier, welcher den ganzen dritten Schlesischen Krieg hindurch mit Ehren gedienet hat.

Einige Zeit nach dem geschlossenen Frieden betraf ihn das Schicksal so vieler anderer braven Officiere. Er wurde reducirt, und entschloß sich also sein in Europa verlohrnes Glück in Ostindien zu suchen.

Durch die ihm von einigen Gönnern und Freunden nach Holland mitgegebenen Empfehlungsschreiben geschah es, daß er als Commandeur eines Rekrutentransports, der jährlich von der Compagnie nach Ostindien pflegt abgeschickt zu werden, seine Reise dahin antreten konnte.

Die Abfahrt aus dem Texel erfolgte den 1ten October 1770; die Fahrt selbst aber war langwierig, gefährlich, und mit den größten Ungemächlichkeiten verknüpft. Man will die Leser mit einem ordentlichen Tageregister der gemachten Seereise nicht ermüden. Es wird genug seyn, dieses anzuführen, daß, obgleich das Schiff bereits den 1ten October 1770 aus dem Texel ausgefahren, dasselbe dennoch erst den 18ten December d. J. auf der Rhede bey Lissabon angekommen, nachdem es in der Spanischen See die heftigsten Stürme ausgestanden, seinen Fock- und Hauptmast verlohren, einen Leeck bekommen, und mehr als einmal Gefahr gelaufen, zu scheitern oder zu sinken. Auf dem Schiffe herrschten ansteckende Krankheiten, und die Leute starben häufig weg, worüber Niemand von der Equipage zu Lissabon an das Land gelassen, ja sogar das Schiff, ehe es noch völlig ausgebessert war, gezwungen wurde, den 24ten Jenner 1771 wieder in die offene See zu laufen. Kein Wunder also, daß auch die weitere Fahrt nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung, wegen neuer Stürme, Windstillen oder widrigen Winde, eben so

langwierig und beschwerlich war, also, daß das Schiff erst den 19ten May 1771 in der Bay Fals, bey dem erstgenannten Vorgebürge, sich vor Anker legen und die Officiere desselben, am folgenden Tage, nachdem sie fast in acht Monaten nicht von dem Schiffe gekommen waren, wieder einen Fuß auf das feste Land setzen konnten.

Der Aufenthalt auf dem Cap dauerte bis zum 13ten Julius 1771, an welchem Tage das Schiff wieder unter Segel gieng, und endlich, nach ausgestandenen neuen Stürmen und andern Widerwärtigkeiten, den 30ten September d. J. glücklich zu Batavia anlangte, daß also diese Seereise just ein volles Jahr gedauert hat.

Diese Briefe sind zwischen den Jahren 1771 bis 1776 geschrieben, und enthalten viele artige und merkwürdige Nachrichten, und Anmerkungen von der Lebensart, Gewohnheiten und Einrichtungen auf dem Cap der guten Hoffnung, zu Batavia, und auf der Insel Java, auch von einigen der dasigen neuesten Veränderungen und Vorfälle, die sich daselbst zugetragen, und anderwärts eben nicht bemerket sind. Es sind auch diese Nachrichten um so zuverläßiger, da sie von einem Augenzeugen, und von einem solchen Manne herrühren, dem es wegen seiner Kenntnisse in Wissenschaften und Welterfahrung, an einem aufmerksamen Beobachtungsgeiste nicht fehlet. Besonders aber geben sie nähere und mehrere Nachrichten von der Holländischen Militärverfassung in Ostindien, als man anderwärts findet.

Es stehen zwar die Materien nicht allemal in der genauesten Verbindung beysammen, sondern sind von dem Verfasser wie es die Gelegenheit gab, niedergeschrieben, und seinen Freunden mitgetheilet worden. Indessen glaube man, daß doch vielen Lesern des gemeinnützigen Hannoverischen Magazins, durch die Mittheilung dieser Briefe, ein Gefallen geschehen werde, aus welchen man übrigens alles weggelassen, was die Privatumstände des Verfassers betrifft, und von selbigen nur so vieles berühret hat, als wegen des Zusammenhanges unumgänglich nöthig war.

* * *

Erster Brief.

Liebster Freund.

Sie wollen doch auch wohl eine kurze Beschreibung von dem Cap haben? Der Cap ist so wenig eine Festung als eine Stadt, sondern nach Europäischer Art zu reden ein Flecken, beynahe so groß wie Wolfenbüttel; er wird aber von Jahr zu Jahr erweitert, und immer mehr angebauet. Von vorn liegt er hart an der See, und hinten und an beyden Seiten ist er mit sehr hohen Gebürgen

bürgen umgeben, worunter der sogenannte Tafelberg und Löwenkopf die berühmtesten sind. Ich bin auf beyden gewesen, jedoch in Gesellschaft und mit Gewehr, weil man wegen der Löwen, Tieger und anderer wilden Thiere, welche sich in diesen Gebürgen vielfältig aufhalten, sehr auf seiner Hut seyn muß. Diese Gegend von Afrika ist überhaupt sehr bergicht, so daß man 4 bis 5 Monat beständig zwischen Gebürgen reisen kann.

Die Straßen auf dem Cap sind nicht gepflastert, weil es von keiner Dauer seyn würde; indem die Südostwinde zu Zeiten so stark wehen, daß sie die Steine losreißen würden. Aus eben diesem Grunde sind auch die Dächer auf den Häusern nicht mit Steinen gedeckt, sondern von Rohr geflochten, ohngeachtet hier ein großer Ueberfluß an Steinen ist; ja man siehet fast nichts, wie Klippen und Felsen.

Die Häuser sind alle mit weißen Kalk angestrichen, und werden wenigstens alle Jahr renovirt, weshalb sie allezeit neu scheinen. Sie sind mehrentheils nur von einem Stockwerk, jedoch hat man seit einiger Zeit angefangen, sie auch von zwey Stockwerken zu bauen; inwendig sind sie sehr prächtig, und man sieht hier durch die Bank viel magnifikere Meublen wie in Europa, ohngeachtet sie größtentheils aus Europa kommen, und die hiesigen Einwohner sie zwey bis drey mal so theuer, wie in Europa, bezahlen müssen. Insonderheit trifft man die prächtigsten Schildereyen an, welche von den berühmtesten Meistern in Europa verfertigt sind.

Die ganze Besatzung auf dem Cap besteht aus vier Compagnien, jede hundert Mann stark, wovon der Herr Major von Prehn Chef ist. Zuweilen wird eine Compagnie durch einen Capitain commandirt, zuweilen durch einen Lieutenant. Es sind außer dem Major nicht mehr wie eilf Officiere an dem Cap, nemlich 1 Capitain, 1 Capitainlieutenant, 2 Lieutenants, 6 Fähndriche, und 1 Adjutant, welcher allemal der jüngste Officier ist. Ein Fähndrich steht sich monatlich auf einige 60 Gulden, hievon kann er aber doch nicht subsistiren, wenn er nicht einen kleinen Handel dabey führt, wie sie alle thun.

Man kann sich hier nicht so einschränken und einrichten, wie in Europa. Man kann sich nicht einmiethen, ohne sich zugleich in die Kost zu dingen, und solches kann man monatlich nicht unter 36 Gulden haben. Hiefür hat man zwar alles, den Wein mit eingeschlossen; aber der Staat, welchen man führen muß, die Pracht in Kleidern und dergleichen, dies nimmt das mehrste Geld weg. Sobald einer hier Officier ist, muß er heyrathen, und er kann allemal ein Mädchen mit 40 bis 50000 Gulden kriegen. Es ist auch kein einziger Officier auf dem Cap, der nicht verheyrathet ist. Als ein Fremder konnte ich mit meiner Uniform in alle Gesellschaften kommen; aber als ein einheimischer wäre ich nicht angesehen wor-

den, wenn ich nicht wenigstens mit seidenen sehr prächtig bordirten Westen erschienen wäre, ohngeachtet alles was Kleidung heißt hier wenigstens noch einmal so theuer ist wie in Europa. In Batavia ist es noch ärger, wie mir von vielen versichert worden, welche daselbst gewesen sind. Mit einem Worte, es ist hier eine ganz andere Welt, ganz andere Sitten und Gebräuche.

Für die kurze Zeit, welche ich auf dem *Cap* gewesen bin, habe ich mich recht gut divertirt; aber die *Gesellschaften* stehen mir doch im Grunde nicht an, weil der Umgang gar zu gezwungen und zu genirt ist. Auf den *Rang* wird so steif und fest gehalten, daß man genug zu thun hat, um nicht dagegen zu sündigen. Es würde eine Tod-Sünde seyn, wenn man z. E. die Gesundheit eines jüngern Fähndrichs erst tränke, als eines ältern; es würde aber noch ein größeres Verbrechen seyn, wenn man eine ältere Frau Fähndrichen einern jüngern nachsetzte. Ich nehme die wenigen Gesellschaften aus, wo man auf einen sehr freundschaftlichen Fuß mit einander umgeht; es darf aber kein einziger darin seyn, mit welchem man nicht eben so vertraut ist, sonst muß ein jeder fest auf seinen Rang halten.

Ich habe noch keinen Ort gekannt, wo so viel geklatscht wird, wie auf dem *Cap*. Dies ist aber ganz natürlich, denn erstlich ist es ein kleiner Ort, und fürs zweyte so wird hier in den Gesellschaften gar nicht gespielt, sondern allzeit gesprochen, oder sie sitzen wie die Statüen und sehen sich einander an. Die Discourse in den Gesellschaften sind so trocken, daß ich oftmals dabey eingeschlafen bin, denn die Mannspersonen reden von nichts als vom Handel und der Schifffahrt, und von beyden verstehe ich noch zur Zeit sehr wenig. Wenn man bey den Damen angenehm seyn will, muß man immer mit ihnen badiniren, küssen und tanzen, und hiezu bin ich nicht allzeit aufgelegt. Sie sind sehr verliebt, doch muß man es ihnen zum Ruhme nachsagen, daß sie sich nicht leicht in einen verbotenen Liebeshandel einlassen, und es ist hier ein rares Exempel, wenn eine Frau oder Demoiselle ihren Pflichten ungetreu wird, dahingegen heyrathen sie eben so gerne, wie die Europäischen Frauenzimmer, und ein Mädchen von 13 bis 14 Jahren ist hier schon vollkommen mannbar und bisweilen noch früher. Dahingegen werden sie auch früher älter, wie in Europa. Ein Mädchen von 20 Jahren ist hier schon eine alte Jungfer. Sie sind mehrentheils gut gewachsen, groß, und einige sehen nicht übel aus. Alles was ich hier gesagt habe, ist von den *weißen Afrikanern*, welche alle Abkömmlinge von Europäern sind, zu verstehen. *Schwarze* giebt es hier nicht außer den *Sclaven*, welche von Indien und andern Ländern hieher zum Verkauf gebracht werden.

Der eigentliche Aufenthalt der *Hottentotten* ist noch wohl 200 Meilen

von

von dem Cap, jedoch sieht man hier verschiedene, welche bey den Bauern auf dem Lande dienen, und zu Zeiten an den Cap kommen. Es giebt in diesen Gegenden so wenig Dörfer, als Städte, sondern die Bauern, welche man aber wegen ihrer Reichthümer wohl Edelleute nennen könnte, wohnen auf einzelnen Höfen, welche sich auf die 200 Meilen ins Land erstrekken. Wirthshäuser findet man auf dem Lande gar nicht, dahingegen kann man allenthalben dreiste einkehren, essen, trinken und schlafen, so lange und so viel man will, und es würde übel genommen werden, wenn man Geld dafür offeriren wollte, denn die Gastfreyheit ist hier überall sehr Mode.

Die Lebensart auf dem Cap ist sehr uniform und einen Tag so wie alle Tage. Des Morgens mit Anbruch des Tages steht man auf und trinkt Caffee, gleich darnach wird die Tafel gedeckt, und mit kalter Küche und allerley Früchten servirt, wobey man ein Paar Gläser Wein trinkt. Dann gehet ein jeder an seine Arbeit. Um 11 Uhr wird wieder ein oder zwey Gläser Wein getrunken, und dabey eine Pfeife Toback geraucht. Um 12 Uhr präcise wird sowohl bey den Vornehmen, als Geringern gespeiset, man mag Gäste haben oder nicht. Ehe man an die Tafel gehet, wird einem jeden durch die Sclaven ein Waschbecken und Handtuch präsentirt, um sich zu waschen, und so bald man aufsteht, wieder. Das erste mal wußte ich gar nicht was es zu bedeuten hatte, wie 2 schwarze Mädchen, so schwarz wie eine Kohle, zu mir kamen von denen die eine ein Waschbecken nebst einem Handtuch, und die andere eine Kanne in der Hand hielt, und dabey allerley Grimassen machte. — In einer großen Gesellschaft von Damen und Herrn mich zu waschen, hielt ich für unanständig, und daher verweigerte ich es anfänglich. Wie sie mir aber alle sagten, ich sollte mich waschen; so wollte ich wenigstens abseiten gehen, aber auch dieses gieng nicht durch, und ich mußte mich also, in Gegenwart der ganzen Gesellschaft, waschen, und die andern folgten mir nach. Um halb zwey Uhr oder einige Minuten früher oder später, stehet man gewöhnlich allzeit von der Tafel auf, es mag eine Gasterey seyn oder nicht; alsdann wird eine Pfeife Toback präsentirt, welches ordinair bis zwey Uhr dauert, und hierauf gehet die Gesellschaft allezeit ohne Ausnahme aus einander. Von 2 bis 4 Uhr ist Niemand zu sprechen, denn um diese Zeit hält ein jeder Nachmittagsruhe. Um 4 Uhr wird Thee getrunken. Hiemit amüsirt man sich sich bis gegen 6 Uhr. Alsdann stattet man entweder Visiten ab, oder man bleibt zu Hause. Geht man in Gesellschaft, so wird dem Chapeaux Wein und ein Pfeife Toback präsentirt, und den Damen Thee, Caffee und allerley eingemachte erfrischende Sachen, Confect und dergleichen. In den Gesellschaften wird niemals ge-

 spielt,

spielt, sondern die Zeit wird mit allerley leeren Discoursen zugebracht, wobey oftmals insonderheit von den Damen manchem ehrlichen Namen der Hals gebrochen wird. Da geht es, wie **Gellert** sagt:

> Lächelnd rücken sie zu ihrer Nachbarinn,
> Und mit dem Lächeln starb ein guter Name hin.

So bald es 9 Uhr schlägt, so bricht man auf den Glockenschlag sogleich auf, und wenn man auch eben eine Pfeife angezündet hätte, so würde einen der Wirth doch nicht invitiren, länger zu bleiben, es sey denn, daß man zum Abendessen eingeladen ist. Dahingegen würde es für eine große Unhöflichkeit gehalten werden, wenn man vor 9 Uhr die Gesellschaft verlassen wollte. Nach 9 Uhr geht man wieder an die Tafel, und man ißt des Abends allemal warm, und beynahe mit so vielen Schüsseln, wie des Mittags. Nach der Tafel wird wiederum eine Pfeife Toback geraucht, und alsdenn geht man zu Bette. Hier haben Sie im kurzen die **Capsche Lebensart.**

Das **Clima** ist sehr gesund, und an **Lebensmitteln**, insonderheit was die **Früchte** anbetrift, ein großer **Ueberfluß.** Dem ohngeachtet würde ich doch, wenn ich die Wahl hätte, das **deutsche Clima** allzeit **vorziehen.** Von dem **Capschen Sommer** kann ich nicht urtheilen, weil ich zur Sommerszeit nicht da gewesen bin. Man hat mich aber versichert, daß man die wenigste Zeit, theils wegen der **ausserordentlichen Hitze**, theils wegen der **heftigen südöstlichen Winde**, welche im Sommer die mehrste Zeit wehen, ausgehen kann. Der **Capsche Winter** hat mich mehr incommodirt wie in Europa, ohngeachtet die Kälte bey Ihnen ungleich größer und penetranter ist. Es ist wahr, man hat hier im **Winter** bisweilen so **heiße Tage**, wie bey Ihnen im Sommer; dahingegen kann es aber auch ohne Schnee und Eis, wovon man hier nichts weiß, so kalt seyn, daß man sich kaum bergen kann, denn man hat hier so wenig Ofen als Camine, worüber ich mich sehr wundere. Die **Winde** machen es oftmals sehr kalt. Zu Zeiten hat man in einem **Tage** alle **vier Jahrszeiten.** Es ist hier im **Winter** und **Sommer** allzeit **grün**, nur mit dem Unterschied, daß diejenigen **Bäume** und **Pflanzen**, welche aus **Europa** hieher gebracht sind, ihre Natur beybehalten, und im **Winter nicht beständig grünen**; die **Afrikanischen Gewächse** aber **Jahr aus Jahr ein grünen.** Wenn aber auch das Laub von den Europäischen Bäumen abfällt; so sind sie doch nach 6 Wochen schon wieder grün. Es ist heute so kalt, daß mir die Finger beym schreiben ganz steif gefroren sind.

Diesen Brief fange ich sehr früh an, denn ich kann ihn erst von Batavia wegsenden. Wir hoffen mit Gottes Hülfe wenigstens mit dem Ende des Septembers da zu seyn, und weil die erste Holländische Flotte im Anfan-

ge

ge des Octobers abzusegeln pflegt, so werde ich in Batavia nicht viel Zeit zum schreiben übrig haben, zumal da ich im Anfange alle Hände voll zu thun haben werde.

Ich bin ꝛc.

In der Bay Fals auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung, den 9ten Jul. 1771.

* * *

Zweyter Brief.

Bester Freund!

Was macht man sich doch in Europa für wunderliche Begriffe von Ostindien! Man glaubt, daß man hier das Geld auf der Straße, und ächte Perlen und Juwelen am Strande findet. Aber weit gefehlt. Es wird den Menschen hier eben so sauer, etwas zu erwerben, wie in Europa. Ostindien ist lange das nicht mehr, was es vor 20 oder 30 Jahren gewesen ist. So wie es in der ganzen Welt schlecht geworden, so ist es hier in Ostindien auch. Es sind nur zwey Wege hier, sein Glück zu machen, entweder durch eine einträgliche Bedienung, deren es hier sehr viele giebt, oder durch den Handel, oder durch beydes zugleich, und alles ist schwer und mühsam. Von tausenden, welche hieher kommen, bleiben kaum funfzig am Leben, und von diesen funfzigen machen kaum fünfe ihr Glück.

Wie sieht es dann im Militairstande aus? Der Militairstand allhier in Asien ist von dem Europäischen sehr unterschieden. In Europa dient man nicht allein ums Geld, sondern auch um mit der Zeit zu avanciren; hier aber hauptsächlich ums Geld, und es ist gleichviel ob man Fähndrich oder Oberster heißt. Wer Geld hat, ist auch angesehen. Es ist hier eine ganz andere Welt. Mancher Fähndrich, der allein Commandeur von einem Posten ist, wird mit keinem Capitain in Batavia tauschen. Ein Capitain steht sich hier wohl jährlich auf 4000 Gulden; aber das ist nichts in Vergleichung des Aufwandes, welchen er, vermöge seines Charakters, machen muß. Er muß unumgänglich Equipage halten, und dies kostet ihm jährlich wenigstens anderthalb tausend Gulden; er muß ferner viele Sklaven halten, und dergleichen mehr. Ein Fähndrich schämt sich schon, zu Fuße zu gehen, ohngeachtet das hiesige Fuhrwerk enorm theuer ist. Will man einen Wagen heuren, so muß man für einen halben Tag fünf, und für einen ganzen Tag zehn Gulden geben. Wer gute Freunde und Gönner hat, welche Equipage halten, hat nicht nöthig, dafür zu sorgen. Ein Fähndrich hier in Indien hat ohngefähr 42 Rthlr. monatlich; davon kann man aber in Batavia nicht subsistiren, wenn man nach der Gesundheit leben will. Hierzu gehört, daß man alle Tage eine Bouteille Wein und etwas Bier trinkt, denn Wasser allein zu trinken ist höchst ungesund, nicht aber Wein mit Wasser

ser vermischt. Weil hier weder Bier gebrauet wird, noch Wein wächst; so ist beydes sehr theuer. Das Quartier Wein kostet wenigstens 16 Stüber, das Quartier Bier eben so viel. Ein schlechte Uniform ohne Schärfe und Ringkragen, so wie sie die Officiere tragen, wenn sie auf die Wache ziehen, kömmt wenigstens auf 150 Rthlr. zu stehen. Außer Dienst schämt man sich hier eine simple Uniform zu tragen. Man trägt fast nichts wie seidene Kleider, und diese müssen über und über mit Golde oder Silber bordirt seyn. In Deutschland kann ein Officier sich einschränken, stille, und so zu sagen unbemerkt vor sich weg leben, hier aber nicht, oder man wird für einen Menschen gehalten, der keine Ambition hat, und von schlechtem Herkommen ist, und dann bleibt man sitzen und macht kein Glück.

Wie fängt es dann aber ein Officier an, um hier Standesmäßig zu leben? wie macht es ein Fremder wie ich, der keine Mittel hat? Das will ich Ihnen sagen. Die Menschen hier in Ostindien sind so einfältig nicht, daß sie nicht wissen sollten, daß Niemand nach Ostinden geht, der Geld hat. Wer wird eine so lange und gefährliche Reise thun, wer wird sich an einem so ungesunden und heißen Orte, wie Batavia ist, wovon ich bald mehr sagen werde, aufhalten, wenn ihn nicht die Noth dazu treibt? Wer inzwischen gute Recommendationen hat, und sich gut aufführt, kann hier recht gut zurechte kommen. Es ist hier einmal eingeführt, daß Personen von Distinction, die nicht verheyrathet sind, von den Ersten hier in Batavia die Tafel offerirt wird. Dies muß man absolut acceptiren, und es wird mir selbst zu einer Ehre gerechnet. Ich bin nur erst zwey Tage hier, und es ist mir schon von verschiedenen ein für allemal des Mittags und Abends die Tafel offerirt. Ich speise nicht allein sehr gut, sondern ich habe auch alle Tage mein gutes Glas Wein und Bier, ohne daß es mich das geringste kostet, und lebe also nach der Gesundheit. Es dependirt allzeit von mir, bey wem ich speisen will, und ich habe nichts weiter nöthig, als vor Mittag es sagen zu lassen, damit sie mir einen Wagen schicken, welcher mich auch wieder nach Hause bringt. Wenn ich also hier in Batavia bliebe, so könnte ich zwar wohl subsistiren, aber nichts erübrigen, und damit ist mir nichts gedient. Doch werde ich wohl vorerst hier placirt werden, und dann muß ich die Gelegenheit wahrnehmen, wenn ein profitabler Posten aufkömmt, um solchen zu erhalten.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

104tes Stück.

Montag, den 27ten December 1779.

Schluß der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hoffnung und aus Ostindien.

(Schluß des zweyten Briefes.)

Das Clima in *Batavia* ist so ungesund, daß ich auch dieserhalb suchen werde, so bald wie möglich von *Batavia* wegzukommen, denn nahe um *Batavia* und *auf verschiedenen* andern *Inseln* von *Java* ist es *sehr gesund*. Es ist hier in der Stadt nichts neues, daß, wenn ich heute bey jemanden zum Essen bin, und ihn frisch und gesund verlasse, und ich komme nach drey Tagen wieder, daß er schon begraben ist. Dergleichen Fälle fallen hier täglich vor. Es ist sogar ein großer *Unterschied*, in welcher *Gegend* der *Stadt* ich wohne. In dem Striche der Stadt, wo ich wohne, ist es noch mit am gesundesten. Ueberhaupt aber entwischt unter Tausenden, welche hierher kommen, kaum einer einer tödtlichen Krankheit, und wer sich nichts zu gute thun und täglich ein Glas Wein trinken kann, muß sterben, und wenn er eine Natur von Eisen hat. Von den Officiers, welche hier sind, ist Jahr aus Jahr ein wenigstens die Hälfte krank, und wenn 30 in einem Jahre sterben, das ist was gewöhnliches, daher kann man hier bald avanciren. Man muß hier in *Batavia* immer eine solche Diät halten, *wenn* man gleich *gesund* ist, *wie* in *Europa*, *wenn* man *krank* ist, oder man macht es nicht lange; insonderheit muß man sich *bey Tage hüten*, daß einen die *Sonne*, und des *Nachts*, daß einen der *Mond nicht bescheine*. Mein Wirth, welcher nun schon 7 Jahre in *Batavia* ist, und unter diesen 7 Jahren kaum ein halbes Jahr recht gesund gewesen, hat mich versichert, daß er gleich ohnmächtig wird, wenn ihn der Mond nur ein wenig bescheinet, weshalb man beym *Mondlichte* allzeit einen *Sklaven* mit einem *Schirme* mitnimmt, wenn man spatziren gehet. Eben so ist es mit der *Sonnenhitze* von des *Morgens* um 10 bis des *Nachmittages* um 3 *Uhr*. Diese muß man ja *vermeiden*, weil die Sonnenstrahlen so sehr penetrant sind. Außerdem sind

noch viele Dinge, welche man der Gesundheit wegen beobachten muß.

Seit einigen Tagen habe ich gar nicht zum schreiben kommen können, weil ich erst meine vornehmsten Visiten habe ablegen müssen, und hiezu muß man den Morgen und Abend anwenden. Es ist hier eine ganz andere Lebensart wie in Europa. Ich muß Ihnen doch eine kurze Beschreibung davon machen. Mit Anbruch des Tages steht man auf, und weil hier, Jahr aus Jahr ein, Tag und Nacht gleich ist, wenigstens differirt es nicht viel, so ist es ordentlicher Weise 6 Uhr, da es vollkommen Tag ist. Um 5 Uhr aber steht man schon auf. Dann zieht man sich gemächlich an, trinkt Caffee und raucht sein Pfeifchen Toback. Wer was zu verrichten hat, geht um 6 Uhr an seine Geschäffte, und wer Visiten zu geben hat, fängt auch um 6 Uhr schon an, und da kann man einen jeden, selbst den Generalgouverneur am besten sprechen. Um 9 Uhr läßt man sich nicht mehr auf der Straße sehen, wenn man es nicht sehr nöthig hat, weil es schon gar zu heiß ist. Bis Mittag sucht sich ein jeder einen Ort im Hause, oder vor der Thür aus, wo es am kühlsten ist. Um 12 Uhr pünktlich wird gespeiset vom Höchsten bis zum Niedrigsten. Man sitzt niemals länger wie eine, oder höchstens anderthalb Stunden an der Tafel. Nach Tische raucht man noch ein Pfeifchen, trinkt dabey ein Gläschen Wein oder Bier für den Durst, dann wünscht man sich eine angenehme Nachmittagsruhe, und legt sich ordentlich wie des Nachts schlafen. Dies dauert bis 4 oder halb 5 Uhr, und unter dieser Zeit ist Niemand in ganz Batavia zu sprechen. Ist dies nicht eine vortrefliche Mode? Von 5 bis 6 Uhr trinkt man Thee, und dann gehet man wieder an seine Geschäffte, oder in Gesellschaft bis 9 Uhr. Um 9 Uhr präcise wird wieder gespeiset, und allzeit so gut, wie des Mittages. Nach der Tafel raucht man wieder ein Pfeifchen, und dann legt man sich zu Bette. So lebt man hier einen Tag und alle Tage, und so muß man auch leben, wenn man gesund bleiben will. Wer hier so schwärmen wollte, wie viele in Europa thun, würde es nicht lange machen.

Wenn es nur nicht so entsetzlich heiß wäre; ich habe Tag und Nacht keinen trockenen Faden an meinem ganzen Leibe, ob ich gleich ohne Decke und im bloßen Hemde schlafe. Ich wünsche oft in Gedanken, o, wenn es doch einmal Winter wäre! ich denke aber nicht daran, daß man hier von keinem Winter was weiß. Was man hier eigentlich Winter nennt, sind 3 bis 4 Monate, wo es fast beständig regnet. Dem ohngeachtet ist es hier doch sehr warm, und wenn nach dem Regen die Sonne scheint, so ist es heißer wie im Sommer. Zur Winterszeit sterben hier die Menschen am meisten, besonders ist der Regen sehr schädlich und ungesund.

Was

Was hat doch der größte Theil von Europa vor den andern 3 Welttheilen für einen Vorzug, was das Clima und die Gesundheit anlangt. Darum geht auch fast Niemand aus Europa hieher, um hier zu bleiben, sondern um sein Glück zu machen, und dann wiederum zurück zu kehren. Wollte der Himmel, daß ich erst so weit wäre, ich wollte mich mit Freuden zum zweyten male dem wilden Meere auf einige Monate anvertrauen. Es gehet aber so geschwind nicht, wie man in Europa glaubt. Aller Anfang ist schwer und so gehet es auch hier, besonders im Militairstande, es sey dann, wenn Krieg ist, oder daß man, wie ich schon gesagt habe, als Commendant einen Posten allein hat, und dies muß man bey Gelegenheit durch Patronen erhalten. Denn es werden aus dem Haag so viele an den Herrn Generalgouverneur recommandirt, daß er unmöglich einem jeden gleich helfen kann. Die Commendanten auf den Aussen-Posten haben ein hartes Leben, weil das Clima um Batavia gesund ist.

Mit denen, welche als Commandeurs von Holland nach Indien gehen, hat es folgende Bewandniß: Es gehen jährlich etwa einige 30 Schiffe von Holland nach Indien. Auf jedem Schiffe ist ein Commandeur. Wer nun von diesen Commandeurs mit Recommendationen versehen ist, gleich wie ich, wird erstlich in Batavia, oder auf Ceylon, oder auf Java, oder auf einer andern Insel, wo etwas erlediget ist, gleich als Officier placirt. Bis dahin bleibt er frey von Diensten. Wenn nun ein Aussen-Posten vacant wird, und man solche Vorsprache hat, wie ich, so kann man solchen leicht erhalten. Es ist noch vor kurzem ein solcher Posten an einen vergeben worden, der nur erst ein Jahr hier gewesen ist. Wer weiß, ob ich ihn nicht bekommen hätte, wenn ich eher hier angelangt wäre. An dem Herrn Sabandar Kynst habe ich einen großen Patron, denn er gilt sehr viel bey Sr. Hochedelheit. Dies ist der Titel, welchen man dem Herrn Generalgouverneur von der Parra giebt, und die Räthe von Indien heißen edle Herren. Einen jeden andern nennt man *myn Heer.* Dies erstreckt sich sogar auf den Officier-Stand. Man sagt hier nicht Herr Hauptmann, Herr Lieutnant u. s. w. sondern bloß *myn Heer.* Der Titel von der Gemahlinn des Herrn Generalgouverneurs ist *Mefrow Generaalse;* die Gemahlinn eines Raths von Indien heißt: *Mefrow,* und alle andere Damen heißen *Juffrows,* sie mögen verheyrathet seyn oder nicht. Das Wort Gnädig, Ihro Gnaden rc. kennt man so wenig in Holland als in Indien, sondern man läßt die Gnade hier unserm Herr Gott allein übrig, und der Herr Generalgouverneur sowohl, wie seine Frau Gemahlinn würden es sehr übel und für eine niederträchtige Schmeicheley aufnehmen,

nehmen, wenn man von Gnade gegen sie spräche, wohl aber von Gütigkeit.

Ich schreibe, so wie es mir in den Sinn kömmt. Sie werden es daher nicht übel nehmen, wenn keine Ordnung in meinem Briefe herrscht, denn es ist hier zu Lande zu heiß, und man ist zu gemächlich um recht ordentlich zu denken. **Batavia** ist eine **prächtige Stadt** und **sehr fortificirt.** Wenn ich **Holland** ausnehme, so glaube ich, daß in ganz Europa keine Stadt ist, welche durch die Bank so regulaire und magnifike Häuser hat. Dies ist aber alles nichts gegen die **Pracht**, welche in den Häusern herrscht. Die **kostbarsten Meublen**, welche man in Europa nur in Königlichen und Fürstlichen Schlössern sieht, findet man hier bey allen **Personen vom Stande.** Es blitzt alles von Silber und Golde.

Ein gewisser **Fähndrich**, welcher sich nach acht Tagen mit einer **Indianerinn** verheyrathet, versichert mich, daß ihm die **Hochzeitsunkosten** wenigstens auf 5000 Rthl., und die **Meublen, Sklaven** und was dazu gehört, das Haus nicht mit gerechnet, wenigstens 20000 Rthlr. zu stehen kommen; und dies ist nur ein Fähndrich. Es gehört aber eine große Entschließung dazu eine solche Indianerinn zu heyrathen. Erstlich muß man beständig hier im Lande bleiben, zweytens haben sie nicht die geringste Erziehung und Lebensart, so daß man nicht den geringsten Umgang an ihnen hat, drittens haben sie alle eine Gewohnheit, die ich gar nicht ausstehen kann. Sie kauen vom Morgen bis in den Abend eine gewisse Wurzel, welche man **Pinang** nennt. Diese Wurzel giebt einen rothen Saft von sich, welcher ihnen beständig am Munde herunter fließt, und dies ist für einen Europäer sehr ekelhaft. Von dieser Gewohnheit sind sie so wenig abzubringen, wie ich vom Schnupftoback. Sie sprechen wenig Holländisch, sondern fast nichts wie Malayisch. Es sind possierliche Geschöpfe, und ihr Anzug und Sitten noch possierlicher.

Was kriegt man hier nicht alle zu sehen! Wie vielerley Nationen! besonders halten sich viele **Chineser** hier auf; ich habe selbst einen **Chineser** zu meinem **Barbier**, er rasirt recht gut, und macht allerley Grimassen und Hocuspocus dabey, ich kann ihm aber kein Wort verstehen. So geht es mir auch mit den **Sklaven**, welche mich bedienen; ich muß alles durch Minen und Zeichen zu verstehen geben, oder meinen Hrn. Wirth zum Dollmetscher brauchen.

Gestern Abend habe ich einer **Lustbarkeit** beygewohnt, welche ich noch nirgends wie in **Batavia** gesehen habe. Ich war bey einem gewissen Herrn G... aus Z.., gebürtig auf eine Suppe eingeladen, er ist mit der Tochter des seligen Brigadier **Faber**, an welchen ich, wie ich Ihnen schon gesagt, von dem Hrn. von **Prehn** stark recommandirt war, verheyrathet. Um 11 Uhr da wir aus einander gehen

hen wollten, schlug der Herr G.. der Gesellschaft, welche aus einigen funfzig Personen bestand, vor, ob es nicht gefällig wäre noch eine **kleine Spazierfahrt** zu machen. Sie waren alle damit zufrieden und ich gieng auch mit, wie der Wirth von Bielefeld. Es dauerte keine halbe Stunde, so stunden gleich einige dreyßig zweysitzige Kutschen vor der Thür, denn in einem viersitzigen Wagen zu fahren, ist hier in *Batavia* viel zu ungemächlich. Bey jeder Kutsche waren zwey Sklaven mit brennenden Fackeln, wovon es auf der Gasse so hell war, als wenn es Tag gewesen wäre. Drey Trupp Musikanten, gleichfalls Sklaven, wovon ein Trupp vorn, einer in der Mitte, und einer hinten postirt war, regalirten uns mit einer Musik. Noch waren bey jedem Wagen zwey Sklaven, welche Wein und allerley Erfrischungen präsentirten. In diesem Aufzuge fuhren wir ganz langsam, Schritt vor Schritt, in der Stadt zwischen lauter Alleen etwa zwey Stunden spatziren, und darauf fuhr ein jeder nach Hause. Diese kleine Nachcomödie hat dem Wirthe wenigstens anderthalb hundert Thaler gekostet, aber hieraus macht sich keiner was in *Batavia*, wer gleich wie der G.. eine sehr einträgliche Bedienung hat.

Es geht hier just so wie in Europa. Denenjenigen, welche reich sind, fließt das Geld von allen Orten zu, da es hingegen einem Anfänger sehr sauer wird. Nur muß man dieses den Einwohnern von *Batavia* zum Ruhme nachsagen, daß sich viele eine Ehre daraus machen, einem Fremdling zu dienen, und ihn zu unterstützen.

An der **Ostküste** von *Java* ist jetzt ein **kleiner Krieg**. Einige **inländische Könige** haben sich **empört**, und wollen den Tribut nicht bezahlen, welchen sie zu erlegen schuldig sind. Es ist zu dem Ende vor vierzehn Tagen ein Commando von einem Lieutenant, zwey Fähndrichs und hundert Mann von hier darnach zu gegangen, um sich mit der übrigen Militz, welche die **Ostindische Compagnie** auf der Ostküste hat, zu vereinigen. Es ist Schade, daß ich nicht einige Wochen früher gekommen bin, ich würde darum angesucht haben mit zu gehen. Hiebey ist noch zu Zeiten was ansehnliches zu gewinnen, insonderheit wenn man einen solchen **König der Rebellen gefangen** kriegt. Die **Art mit den Wilden Krieg zu führen** ist hier zu Lande zwar sehr beschwerlich, indem man mehr gegen das heiße und ungesunde Clima zu fechten hat, als gegen den Feind, dahingegen kann man aber auch durch eine glückliche Beute ein reicher Mann werden. Sollte der Krieg ein wenig anhalten, und noch ein Transport darnach zu segeln, so werde ich suchen von der Gelegenheit zu profitiren.

Nun muß ich doch wohl endlich schließen. Der Brief ist einmal lang genug, und ich weiß selbst nicht mehr

was ich geschrieben habe, ich bin auch zu gemächlich um ihn durchzulesen, denn es ist zu heiß. So viel weiß ich gewiß, daß ich diesen Brief in Afrika angefangen, auf der See continuirt, und in Asien endige, imgleichen, daß alles, was ich geschrieben, Wahrheiten sind. Ich bin rc.

Batavia,

den 6ten Dec. 1771.

* * *

Ueber die leichteste Methode den Herrendienst abzuschaffen.

Diese Methode findet sich im 88ten Stück dieses Magazins vom gegenwärtigen Jahre, und soll in Versteigerung des Herrendienstes bestehen.

Ueber die Abschaffung des Herrendienstes, ist, wie über die Abschaffung der Todesstrafen, bisher von vielen wackern Männern so viel gründliches geschrieben, aber auch von Leuten, die den Herrendienst aus dem Gesichtspunkt eines Sklavendienstes ansehen, auf eine empfindelnde Art so viel gefaselt worden, daß, wenn man jene nicht ausschreiben, oder mit diesen nicht faseln will, im allgemeinen nichts weiter darüber gesagt werden kann. Beydes ist meine Sache nicht. Die Frage auch, ob die Aufhebung des Herrendienstes nützlich sey? gehört nicht zu meinem Zweck, scheint aber in den hiesigen Landen in Absicht der meisten Aemter zu bejahen zu seyn. Ich habe es nur mit vorgedachter Methode zu thun, worüber ich meine Gedanken hiedurch in kurzen Worten vorlege. Eine Versteigerung des Herrendienstes zwischen den Pflichtigen und dem bisherigen Pächter der Dienste wird selten zu Stande kommen. Die Pächter wünschen der Dienste los zu seyn, und werden also ihrem Wunsch nicht entgegen arbeiten. Vorausgesetzt aber, daß irgend ein Pächter zu dieser Versteigerung Lust hätte und die Dienste meistbietend erstände, wie würde der fahren? Es müßte ihm zwar dasjenige, was er nun für die Dienste mehr gäbe vergütet werden, aber wie würde es mit dem Dienst gehen? würde er nicht absichtlich weit schlechter als vorher verrichtet werden? und wäre der Pächter, welches in hiesigen Landen meistentheils der Fall ist, zugleich Beamter, wie sehr würde das Zutrauen der Unterthanen zu ihm fallen? Eine jede Versteigerung zwischen dem Beamten und Unterthanen hebt das wechselseitige Zutrauen auf, besonders geschieht dies an Seiten der Unterthanen und ist also durchaus schädlich.

Sonach müßten denn noch andere zur Versteigerung zugelassen werden. Dies könnten nur Begüterte seyn. Und da wäre ein Haupt-Erforderniß, daß alle und jede dienende Dörfer eines Amts nicht weiter von dem Gute dessen Eigenthümer auf die Dienste bie-

bieten wollte, als von dem bisherigen Dienstorte entfernet wären, und dies werden äußerst seltene Fälle seyn. Denn wenn gleich bey der Lage einiger Dörfer in dieser Absicht nichts zu erinnern seyn möchte, so würde doch die Verpachtung des Dienstes aus diesen Dörfern, wenn auch dem Gute schon damit genügte, nicht anzurathen seyn, weil in Ansehung aller dienenden Dörfer eines und desselben Amts nothwendig eine Gleichförmigkeit statt haben, und ein Dorf vor dem andern den Dienst nicht behalten, oder dessen entledigt werden muß. Wenn aber auch jene Fälle häufiger wären, als ich sie mir vorstelle, wird denn wohl Jemand, der sich bisher bey der Arbeit eigener Gespanne und Leute gut befunden, sich leicht zu dieser Pacht entschließen? Wird er Lust haben, seinen Acker verwildern zu lassen, und statt wie vorhin in Ruhe, nun in Unruhe und Verdruß zu leben? ich sollte es nicht glauben.

Ueberhaupt ist auch eine Versteigerung sehr öfters ein sehr unsicherer Weg zur Ausfündigmachung des wahren Werths einer Sache, und müßte es besonders in diesem Falle seyn. Was wird den Pflichtigen bey der Versteigerung leiten? Er weiß zwar vielleicht seine bisherige Versäumniß und den Erwerb den er sich, wenn er dienstfrey gewesen, gemacht haben würde, in Anschlag zu bringen, wehe ihm aber, wenn er darnach seinen Bot einrichtete! dies verlangt der billige Dienstherr nicht. Dieser rechnet die Versäumniß des Pflichtigen und die manchmal langen Wege zum Dienstort sich nicht zu Gute. Er ist mit dem Ersatz des Werths der Dienste zufrieden. Darüber aber was der Dienst bisher dem Dienstherren im ganzen werth gewesen, können die Pflichtigen keine Berechnung ziehen, mithin müßte es ein großes Ohngefähr seyn, wenn sie bey einer Versteigerung gerade die rechte Nummer träfen, und weder zu hoch noch zu niedrig giengen, welches beydes schädlich wäre. Sicher geschieht eins von beyden, und würde also der abgelaufene Contract auf die vorigen Bedingungen nie erneuert werden können. Man müßte öfters wieder zur Licitation schreiten, und wie nachtheilig würde es für beyde den Dienstherrn und den Dienstpflichtigen seyn, in so wesentlichen Stücken ihrer Einrichtung so öftere Veränderungen erfahren, oder auch nur erwarten zu müssen. Ohnedies würde der bey dieser Methode abgezielte indirecte Zwang nicht wirksam seyn. Der Bauer würde bald merken worauf es angesehen wäre, und würde entweder spöttisch oder gar nicht bieten.

In vielen Aemtern hiesiger Lande ist bereits der Dienst abgeschafft, und obgleich sonst das Beyspiel zur Nachfolge reizt, so giebts doch freylich verschiedene andere Aemter, wo die Pflichtigen lieber bey dem Dienst bleiben als ein mäßiges neues Dienstgeld geben wollen. Dies rührt aber wohl eben nicht von einem Mistrauen gegen

gen die Dienstherrschaft oder einer argwohnenden Uebervortheilung her, sondern der Grund ist einestheils die Hoffnung zu annehmlichern Bedingungen, anderntheils aber die Ungewißheit des Erfolgs des Beyspiels. Beydes ist so unvernünftig nicht. Wer kauft nicht gerne wohlfeil, und wer sieht nicht gerne mit eignen Augen? Dies letztere kann aber der Bauer noch nicht. Das Exempel ist zu neu und der Erfolg davon noch nicht gewiß genug um durchgängig Nachfolger zu finden. Aeußerst wahrscheinlich ist es, daß er seinen Vortheil verkennet, aber man warte doch bis die Zeit auf diese Wahrscheinlichkeit das Siegel der Zuverläßigkeit drückt, dann wird der Vortheil anderer ihm für seinen eigenen Vortheil die Augen zeitig genug öffnen.

Wenn es also auch bey dieser vorgeschlagenen Versteigerungsmethode an Licitanten nicht fehlte, und das wäre doch ein Hauptmangel, so verdient doch die bisherige Methode, zu deren völligen Erörterung aber ich keinen Beruf habe, in aller Absicht den Vorzug. Auch nach dieser wird der Pflichtige ja nicht auf ewig gebunden, die Resultate der Untersuchungen die ihr zum Grunde liegen, sind von richtigen Principien abstrahirt, sind also treffend und nicht schwankend, und alle die Vortheile die jene verspricht, findet man auch bey dieser.

B. G.

Zu Vertreibung der Ameisen.

Der Geruch des gemeinen Wermuts, (Absinthium vulgare,) ist ein sicheres Mittel, sich von diesen, bey Süßigkeit einnistelnden Gästen zu befreyen. Man darf nur bloß einen Busch von diesem Gewächs unter die Schieblade, worin Zucker befindlich, legen; so wird man den Erfolg davon binnen 24 Stunden schon hinlänglich bemerken.

Anekdote.

Als die Gemahlinn des Dänischen Consuls zu Marocco in einem Reifrocke bey Hofe erschien, so befühlte sie die Kaiserinn um und um; endlich rief sie aus: Und bist du das alles selbst! Gewiß die witzigste Satyre, welche jemals auf unsere Mode ist gemacht worden.

Hannoverisches Magazin.

105tes Stück.

Freytag, den 31ten December 1779.

Nachricht von Darstellung einer besondern Art Kampfer aus der schwärzlichen Küchenschelle, (aus einem Schreiben des Herrn D. Heinrich Großmann a).

Nachdem alle Ihre Versuche mit der gesandten trocknen Küchenschelle vergeblich und fruchtlos gewesen, so wurde ich aufs neue bewogen, in dem späten Sommer nach etwas frisches Kraut (Anemone pratensis L.) an den Orten des hiesigen Elbberges, welchem die Schafe nicht beykommen können, zu sammlen; es ist nahe in der Gegend, wo sie vor 4 Jahren den Lachsfang gesehen haben. Ich hatte das Glück, noch vier Pfund Kraut, worunter sich einige Blumen befanden, habhaft zu werden; ich befahl meinem Burschen, als ich eben meine Kranken besuchen wollte, diese Pflanzen recht klein zu schneiden, da er aber ohngefehr 5 bis 6 Unzen zerschnitten hatte, empfand er ein unausstehliches Beißen in der Nase, auf der Zunge, den Lippen und in dem ganzen Munde, daß er die Arbeit liegen lassen mußte; ich untersuchte es, da ich zurück kam, und empfand dasselbe. Dieses brachte mich auf die Gedanken, ein Kraut das zwar nicht riecht, aber beym Zerhacken flüchtig wird, glimpflicher zu behandeln; ich ließ also das übrige nur einigemal durchschneiden, und geschwind in die Destillirblase bringen. Auf diese vier Pfund goß ich vier Maaß Wasser, destillirte davon 48 Unzen, das Wasser hatte einen scharfen und sehr empfindlichen Geschmack auf der Zunge, und war etwas trübe, wie gewöhnlich andere destillirte Wasser. Diese 48 Unzen Wasser that ich in eine gläserne Retorte, und destillirte vorerst 16 Un-

a) Die Entdeckung dieser in der That sonderbaren Kampferart hat der Herausgeber dieses Schreibens zwar schon in dem 2ten Theile des vortreflichen chemischen Journals vom Hrn. Professor Crell bekannt gemacht, welcher nun wohl die Presse wird verlassen haben, da aber der Herr Doct. in diesem Briefe einige Handgriffe erzählt, welche darin nicht vorkommen, so ist er von einigen Freunden ersucht, diesen Brief in diese Blätter zu rücken, damit er gemeinnütziger würde: übrigens verweiset er die Freunde der Chemie, die mehr davon zu wissen verlangen, auf die angeführte Schrift.

zen herüber. Der Geschmack von diesem Wasser war so beißend-brennend, daß wenn Jemand hätte ein halbes Loth davon niederschlucken wollen, es eine Erstickung würde gedrohet haben. Es war trüber als ersteres, wurd nach und nach weiß und sahe endlich wie Milch aus, ich merkte, daß sich allmählig ein Pulver, wie Magisterium zu Boden setzte, auch das Glas überall weiß machte. Ob ich das Glas nun gleich in einem Schranke besonders verwahrte, so verursachte doch die Krankheit meiner Frau, daß ich es zuweilen in seiner Ruhe stöhren mußte. Nach 6 Wochen wurde ich neugierig zu wissen, was ich erhalten hatte; ich goß das Wasser auf ein Filtrum, ohne zu glauben, daß Kristallen vorhanden wären. Nachdem es trocken war, fand ich zu meinem großen Vergnügen, daß unter dem weißen Pulver wahre Kristallen eines recht schönen Kampfers waren. Ich sende Ihnen hierbey das Glas, worin weißes Pulver und noch zwey schöne Stücke Kampfer außer den kleinen feste sitzen, auch etwas abgesondertes weißes Pulver b), worunter ebenfalls noch eine artige Portion Kampfer befindlich ist, letztere belieben Sie mit Wasser abzuspülen, u. ihren Freunden, wie es Ihnen beliebt, zu zeigen. Ich destillirte ferner noch 32 Unzen ab, es schmeckte scharf, aber weit gelinder als das erste, wurde zwar auch trübe, ließ aber weder Pulver noch Kampfer fallen. Das rückständige in der Retorte hatte keine Schärfe und war nichts als Pflegma. Sie können einen jeden versichern, der diesen Kampfer bereiten will, daß er ihn nach obiger Vorschrift allemal darstellen wird, wenn er nur die Vorsicht gebraucht, daß er die Vorlage an der Röhre der Blase und an der Retorte mit nasser Blase befestigt, diese erst fest antrocknen läßt, ehe er Feuer anlegt, und wenn er das oben beschriebene starke Wasser an einem kühlen Orte zwey Monate ruhig stehen läßt. Ich hatte zuerst die Retorte nur mit Lutum verwahrt, da drang sogleich ein flüchtiges Wesen durch, welches der Nase sehr empfindlich war, und mußte Blase darüber binden; ich glaube, daß dieses flüchtige ein Theil Kampfer war. Sie mögen wohl Recht haben, daß das frische Kraut nur allein dazu geschickt ist, das trockne hingegen gar keinen liefert.

Wenn Gott Leben und Gesundheit verleihet, so verspreche ich Ihnen künftigen May in größerer Menge Versuche anzustellen, die Produkte erhalten Sie

b) Dieses Pulver, welches mit dem im Glase noch befindlichen etwa 2 Quentin wiegen wird, scheint ein ganz anderer Körper als der Kampfer selbst zu seyn, ich habe es nie erhalten, es kann daher rühren, weil ich das Wasser nie so stark gemacht habe als mein Freund; ein Stückchen davon in ein brennend Licht gehalten, brannte zwar auch mit einer hellen gelben Flamme wie der Kampfer, es hinterließ aber eine Kohle, welche sich während dem Glühen ohne eine Spur von Asche verzehrte, mehrere Versuche werden dieses aufklären. **Anm. d. Herausg.**

Sie c), da mir die Zeit fehlt es weiter zu untersuchen. Ich begnüge mich, daß eine Sache, die sich einmal durch Zufälle gezeiget, und sich nun wieder dargestellet, würklich vorhanden ist und nicht geläugnet werden kann.

Sollte würklich alles specifische dieser Pflanze in dem Kampfer seyn, und die Erfahrungen des Herrn Störck sich bestätigen, so würden die Vortheile der Aerzte und der Kranken von ganz außerordentlicher Art seyn, dieses ist bequem einzunehmen und jenes schrecklich; daß alle Kraft darin ist, bestärket mich, daß wenn ich ein Stückchen beym Wachslicht anzünde, und gleich die Nase darüber halte, so ist die Empfindung und der Geruch sehr heftig, und wenn es etwas dauret, unausstehlich. Sie können sich und ihre Freunde sogleich davon überzeugen, es muß jedoch alles geschwind geschehen.

Haben sie noch alles Wasser von ihren Versuchen, und ist es schmackhaft und beißend, so nehmen Sie es erst in die Blase und destilliren eine beliebige Portion davon, dies nehmen Sie abermals vor, und suchen es noch mehr zu concentriren, vielleicht möchten Sie nach einiger Zeit noch etwas erhalten d).

Ich wünsche übrigens, daß dieser mein Versuch Ihren freundschaftlichen Beyfall finden möge, und bin u. s. w.

Boitzenburg, den 30ten October 1779.

c) Durch diese Gefälligkeit hoffe ich in den Stand gesetzt zu werden, die Natur dieses Körpers mehr zu untersuchen, zumal da dieser sonst geschäfftige Mann nur wenige Zeit von seinen Berufsgeschäfften abmüssigen kann, und auch diese muß er größtentheils seiner nun schon seit einigen Jahren an der Gicht sehr elenden Gattinn widmen. Anm. des Herausgeb.

d) Ich habe dieses bereits versucht, da ich aber meine letztern Versuche nur mit der trocknen Pflanze habe anstellen können, so habe ich daraus nie Kampfer erhalten. Anm. des Herausgeb.

* * * * * * * * *

Gegen den Uebersender der obigen Nachricht habe ich wegen der Natur des beschriebenen Kampfers einige Zweifel geäußert, und er hat mir darauf folgendes geantwortet:

„Sie haben ganz Recht, wenn Sie über meinen Kampfer, der Benennung wegen, einige Zweifel haben. Ich selbst bin lange unschlüßig gewesen, wie ich dieses Produkt benennen sollte: denn es hat mit dem gemeinen Kampfer weiter nichts gemein, als daß es angezündet hell brennet und sich ganz verzehret, auch daß es bey einer nicht sehr starken Hitze völlig wegdampfet, und endlich kömmt, deucht mir, der fettige Geschmack mit dem gemeinen ziemlich überein, wenn man die Nase zuhält; denn auf der Zunge scheinet der gemeine nur durch den Geruch Geschmack zu äußern. Dahingegen unterscheidet es sich von dem gemeinen in nach-

nachfolgenden Eigenschaften: 1) läßt es sich leicht in ein feines Pulver zerreiben, 2) fällt es im Wasser zu Boden, wenn der Kristall stark genug ist, 3) riecht es nicht stark, 4) löset es sich sehr schwer in kaltem Weingeist, destillirten und gepreßten Oelen auf, 5) doch löset es sich in der Wärme im Weingeiste und den Oelen auf, 6) prasselt es während der Auflösung und läßt eine Menge Blasen in die Höhe steigen, als wenn es viele fixe Luft enthielte.

Die Benennung meines Produkts anlangend, so kennet man, dachte ich, bisher nur Eine Sache, die man Kampfer nennet; man findet kein anderes, was ihm gleich ist; man hat zwar einigen Substanzen, die sich in den wesentlichen Oelen größtentheils in salinischer Form ansetzen, auch diesen Namen gegeben; wer hat aber gefunden, daß diese in allen Eigenschaften mit dem Kampfer übereinkommen? denn man hat, wegen der geringen Menge, noch keine hinlängliche Versuche damit anstellen können; vielleicht differiren sie alle von einander, die Auflößbarkeit im Weingeiste ausgenommen. Ferner dachte ich, vielleicht lassen sich dergleichen Produkte, wie aus der Küchenschelle, durch die Destillation auch aus andern Pflanzen hervorbringen, und diese können wieder durch einige Eigenschaften von jenem abweichen. Freylich müßte man in der Folge, wenn meine Vermuthungen eintreffen sollten, eine ganz andere Erklärung vom Kampfer machen, als jetzt, wenn man durch dieses Wort zugleich alle Abänderungen begreifen wollte, auch könnte, um sie unter sich zu unterscheiden, Kampfer der Geschlechtsname, von den Pflanzen aber der Trivialname zu entlehnen seyn: als Camphora Camphoræ, C. Majoranæ, C. Fœniculi, C. Pulsatillæ &c."

Lamberts Beobachtung über Dinte und Papier, nebst einem einfachen Mittel eine dauerhafte schwarze Dinte zu machen.

Nicht sowohl unsern Schriftstellern, deren Manuscripte oft abgedruckt werden, wenn sie kaum trocken sind, sondern dem Mann von Geschäfften und den Collegien, deren Handschriften dauerhafter seyn müssen, ist sehr viel daran gelegen, dauerhaftes Papier und eine schwarze Dinte zu haben, die nicht leicht blaß wird, oder durch Naßwerden ausgeht. Diesen letztern hoffe ich keinen unangenehmen Dienst zu thun, wenn ich durch diese Blätter die Versuche eines Mannes, dessen Geist durch die gemeinsten Vorfälle des Lebens zu Entdeckungen veranlaßt wurde, gemeinnütziger zu machen suche a).

„Man findet fast durchgängig, daß alte

a) Sie stehen in den Memoires de l'Acad. de Berlin, Année 1770, aus welchen sie Herr Prof. Crell in s. Chem. Journale bekannt gemacht hat.

alte Handschriften nach und nach verderben: das Papier fängt an zu faulen, und die Dinte wird blaß. Nicht die Zeit allein, sondern hauptsächlich die verschiedene Beschaffenheit dieser beyden Materialien bewirkt diese Veränderungen. Versuche würden die Frage am leichtesten auflösen, welches Papier und welche Dinte sich am längsten erhalte: allein nach verflossenen Jahrhunderten würden diese Versuche erst geendigt seyn. Herr Lewis suchte diese Zeit zu verkürzen: allein er gieng doch durch zu viel Umwege. Eine dreytägige Ueberschwemmung hat mich wider meinen Willen zu diesen Versuchen verholfen, indem das Wasser in einen mit Büchern und Handschriften angefüllten Kasten drang. Nach acht Tagen fand ich, daß das Papier, welches viel Leim enthielt, zu einer festen Masse geworden war: doch waren die einzelnen getrockneten Blätter noch in ganz gutem Zustande. Feiner, weniger geleimtes Papier ließ sich leichter von einander trennen, allein es näherte sich sehr der Fäulniß, woraus ich schließe, daß die zum Papier genommene Leinwand vorher, es sey auf welche Art es wolle, zu sehr in Fäulniß gegangen sey. Ein auf Postpapier gedrucktes, und in ein Futteral gestecktes Buch hatte weiter keinen Schaden gelitten, als daß der Bindfaden und Zwirn des Buchbinders in Fäulniß gegangen war. Einige auf ungeleimtes Papier gedruckte Werke hatten keinen Schaden gelitten, außer daß das Papier naß geworden war. Eines von ihnen, von gar zu feinem Papier war zu nichts mehr zu gebrauchen. Die Manuscripte ließen sich leicht von einander trennen, weil nichts gebundenes darunter war. Einige Papiere waren sehr faul geworden, andere hatten sich besser gehalten. Alle hatten entweder ganz oder doch größtentheils den Leim verlohren, weil das Wasser durch diese ungebundene Sachen leicht hindurchdringen konnte.

Die zu diesen Schriften gebrauchte Dinte war von sehr verschiedener Composition, da sie in verschiedenen Ländern, und zu verschiedenen Zeiten geschrieben waren. Allein keine war schwarz geblieben.

Ein Theil hatte eine braune, ins Purpurrothe fallende Farbe angenommen, und diese entsteht, wenn man zu den gekochten Galläpfeln wenig oder gar keinen Vitriol hinzusetzt. Diese Schriften hatten sich noch am besten gehalten.

Bey andern war die Dinte blaß geworden wie ein wenig naßgemachte Asche; bey andern hatte sie die Farbe einer trocknen Asche angenommen, und von dieser sahe man nur wenig. Diese Dinte hatte zu viel Vitriol und zu wenig Galläpfel enthalten, ob sie gleich vorher ziemlich schwarz gewesen war.

Es fanden sich noch zwey Arten von Dinten. Die eine hatte eine grünliche, und die andere eine gelbe Farbe, die in die Farbe des Eisenrostes fiel. Diese beyden Dinten hatten nicht die rechte Schwärze, als ich sie gebrauchte.

 Ich

Ich schloß, daß die gelbe Farbe des Eisenrostes eine Wirkung der Eisentheilchen des Vitriols wäre, und daß die grüne Farbe ihren Grund entweder in einem kupfernen Gefäße oder in einem Kupfervitriol habe, welchen man statt des Eisenvitriols gebraucht hatte. Die Galläpfel verursachen also eigentlich die Schwärze, indem das zusammenziehende Salz derselben sich mit der Säure des Vitriols verbindet. Diese Säure muß in die Theilchen der Galläpfel so hineindringen, daß sie damit gesättigt werden. Eine Dinte, worin zu viel Vitriol ist, setzt, wenn sie trocken geworden, Vitriolkrystallen ab, sowohl in der Feder als auf dem Papier: hernach bekommt sie auf demselben eine gelbe Farbe, oder die Farbe des Eisenrostes, oder eine grünliche, oder bisweilen auch die Farbe des Bleyweißes, wenn das Dintenfaß aus Bley gemacht ist.

Die Sättigung aber allein ist nicht hinlänglich. Die Theilchen der Galläpfel müssen in der Dinte schwimmen, und aus dieser Ursache müssen sie klein genug seyn. Ich rathe also, die Galläpfel vorher in ein feines Pulver zu zerstoßen, damit diese Auflösung geschwinder und besser von Statten gehen könne.

Auch diese Dinte würde noch nicht gut seyn, wenn man das zusammenziehende Salz der Galläpfel mit der Säure des Vitriols so vermischte, daß das Wasser davon schwarz gefärbt würde. Dieses Wasser wird zwar eine schwarze Dintenfarbe bekommen. Allein die Feuchtigkeit der Luft wird machen, daß sich dieses Salz leicht über das Papier verbreitet, und daßselbe nach und nach gelblich macht, wodurch in weniger Zeit die Schwärze der Buchstaben sich verliert, und das Papier anfängt zu faulen. Die durch die Vitriolsäure gesättigten Theilchen der Galläpfel müssen vielmehr im Ueberfluß in der Dinte schwimmen: sie wird alsdenn ihre Schwärze behalten, so wie auch selbst ihr Bodensatz durch öfteres Waschen seine Schwärze nicht verliert. Wenn man mit einer solchen Dinte schreibt, so werden die Buchstaben, wenn sie unter das Wasser getaucht werden, ihre Schwärze nicht verlieren. Die Galläpfel müssen also mit der Vitriolsäure wohl gesättigt seyn, und hernach kann man das arabische Gummi hinzusetzen.

Bisweilen setzt sich auf die Oberfläche der gewöhnlichen Dinte eine Art von Schimmel, Herr Lewis glaubt dies durch Brantewein verhindern zu können. Allein ich halte es bloß für eine Wirkung des Alauns. Ich verfertigte eine Alaunauflösung, um aus dem brasilischen Holze eine rothe Dinte zu machen, und bekam durch Hinzusetzung von etwas ungelöschtem Kalke eine hochrothe Farbe. Allein diese Dinte war beständig mit einer dicken Rinde von Schimmel bedeckt. Durch Kochen und Hineingießen in ein Gefäß, das sogleich verstopft wurde, konnte die Entstehung des Schimmels

mels nicht verhindert werden. Ich rathe also, den Alaun wegzulassen, wie auch den Essig; weil er gemeiniglich eine Art von öligter oder seifenartiger Rinde macht.

Die beste Mischung zur Dinte scheint mir folgende: Man zerstoße die Galläpfel in einem eisernen Mörser zu einem sehr feinen Pulver, oder zerfeile sie mit einer eisernen Feile. Man gieße 3 oder 4 mal so viel Wasser darauf, lasse sie entweder einige Zeit an der Sonne stehen, oder koche sie. Hierauf mache man eine Auflösung von Eisenvitriol, seyche sie durch, und gieße sie zur Auflösung der Galläpfel, und zwar nach und nach, bis die Dinte die gehörige Schwärze bekommt. Zu wenig Vitriol macht eine braunrothe Farbe, mehr Vitriol hinzugesetzt eine violette, noch mehr eine blauschwarze, und endlich eine schwarze Farbe. Wenn die Dinte noch zu blaß ist, so koche man sie einige Zeit, und verdicke sie dadurch. Hernach setze man die gehörige Menge von Gummi hinzu, daß die Dinte nicht zu flüßig und nicht zu zähe ist. Es ist besser, daß die Dinte im Anfange mehr Wasser enthält: Denn wollte man hernach Wasser hinzugiessen, so würde man sehr leicht eine Portion von kleinen schwarzen Theilchen niederschlagen. Bey diesem Verfahren ist die Menge der Ingredienzen nicht bestimmt, und zwar aus der Ursache, weil dieselben nicht allemal von gleicher Güte sind. Herr Lewis nimmt drey Unzen Galläpfel zu einer Unze Eisenvitriol, allein man nehme weniger Vitriol, damit das Papier nicht gelb werde. Einerley Dinte auf verschiedene Arten von Papier getragen, zeigt einen Unterschied in der Schwärze. Dies macht der im Papier befindliche Leim und Kalk. Ein Papier, worin wenig Leim und mehr Kalk ist, wird in weniger Zeit eine Veränderung der Farbe der Dinte hervorbringen, und zwar vorzüglich in dem Falle, wenn die Dinte erst nach und nach schwarz wird. Ist sie sogleich schwarz, so geschiehet dieses nicht b)."

b) Einige Chemisten, unter andern Herr Professor Black, rathen, zu mehrerer Unveränderlichkeit der Dinte, sehr feinen Kohlenstaub zuzusetzen. C.

Der Arme kömmt zuletzt doch eben so weit.

Ein Dialog nach dem Lucian.

Charon und Menippus.

Charon. Gieb mir mein Geld, Kerl!

Menippus. Schreye so viel als du willst, wenn es dir so gefällt.

Charon. Gieb mir mein Geld sag' ich, das du mir für den Transport schuldig bist!

Me-

Menippus. Du kannst von dem doch nichts bekommen, der nichts hat.

Charon. Sollte denn Jemand nicht einmal einen kupfernen Pfennig haben?

Menippus. Ich kenne zwar so keinen Jemand, aber ich habe gewiß so viel nicht.

Charon. Ich würge dich Kerl, wenn du mich nicht bezahlst!

Menippus. So kriegst du eins auf deinen Schädel.

Charon. So soll ich dich für nichts und wieder nichts über den Strom gefahren haben?

Menippus. Laß dirs vom Mercur bezahlen, der brachte mich zu dir ins Bot.

Mercur. Das wäre fürtrefflich, wenn ich auch die Transportkosten für die Passagier stehen sollte.

Charon. Ich lasse dich nicht entwischen Kerl!

Menippus. Wenn du doch zu deinem Fahrzeuge giengest, wie willst du mir etwas nehmen, das ich nicht habe?

Charon. Wußtest du es denn nicht, daß du Geld mitbringen mußtest?

Menippus. Ich wußt's wohl, aber ich hatte nichts. Sollt' ich deswegen immerfort im Leben geblieben seyn?

Charon. So solltest du dich dann allein rühmen, daß du frey passirt bist?

Menippus. Doch nicht so ganz frey, guter Alter, hab' ich nicht das Wasser ausschöpfen helfen, war ich nicht der einzige, der dir bey der Ueberfahrt nicht lästig ward? denn ich war der *Einzige, der über den Abschied aus dem Leben nicht heulte, ich half vielmehr zu rudern.*

Charon. Das hat mit dem Fuhrlohn nichts zu thun, du mußt zahlen es kann nun nicht anders seyn!

Menippus. Nun so fahre mich wieder ins Leben zurück!

Charon. Das wäre was schönes, daß mich Fakus darüber noch ausprügeln ließe.

Menippus. Nun so quäle mich nicht.

Charon. Was hast du in der Tasche, laß mal sehen!

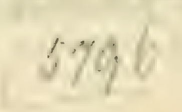
Menippus. Feldbohnen, die trockneste Mahlzeit von der Welt.

Charon. Mercur, warum hast du mir denn den schäbischen Hund aufgeladen? *Mußte er deswegen unterwegens das große Maul haben, die Gesellschaft aufziehen, und auf ihr Heulen sticheln?*

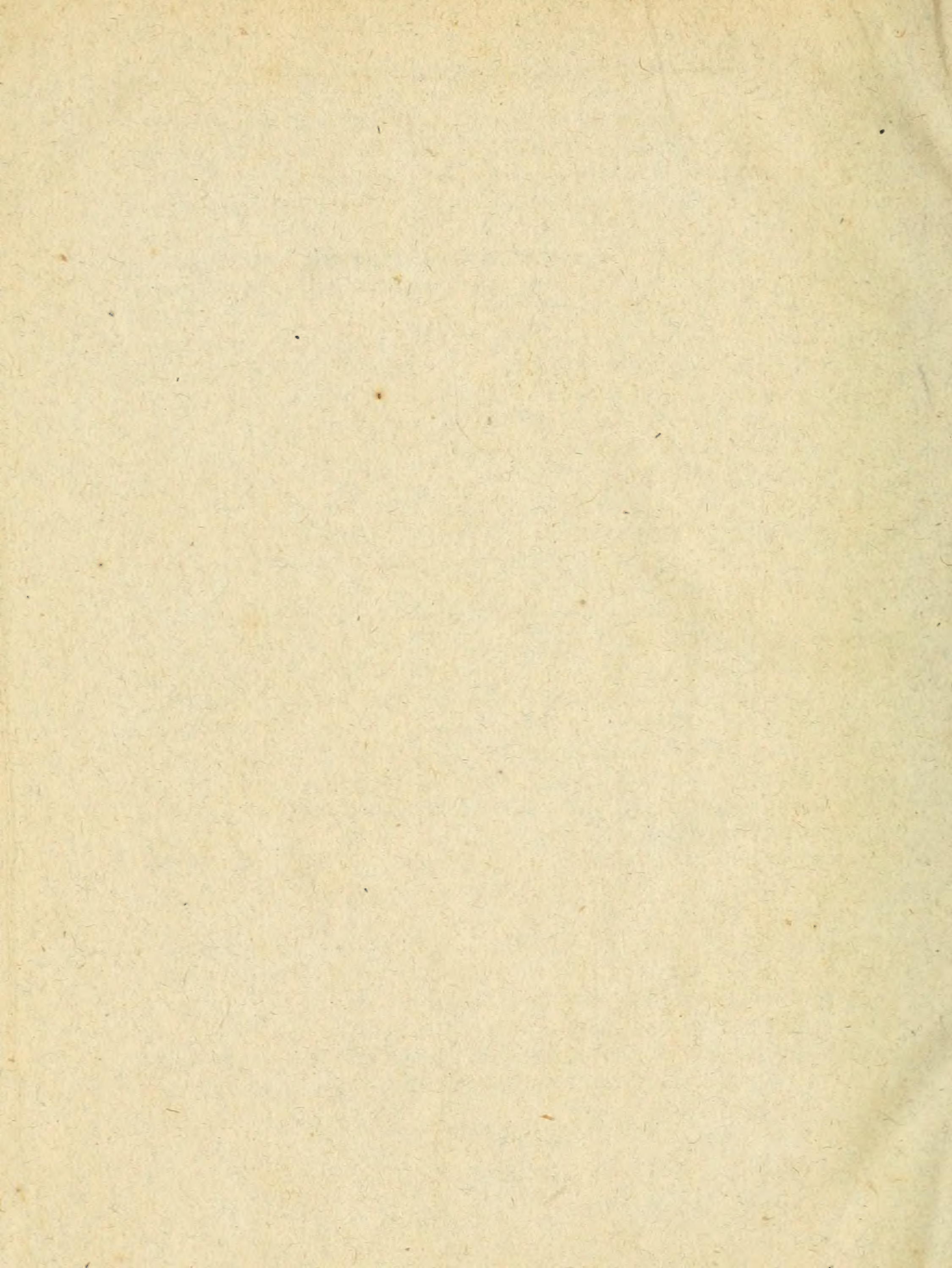
Mercur. Kennest du ihn denn nicht, guter Alte? Er ist der freyeste Mensch von der Welt, der sich über nichts härmet. Es ist Menippus.

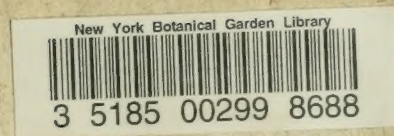
Charon. Nimm dich in acht Kerl, wenn ich dich je wieder einnehme.

Menippus. Das wollen die Götter nicht, daß du mich je *wieder einnehmest!*








New York Botanical Garden Library
3 5185 00299 8688

